Pfälzer Demokrat

und

Sonntags-Blatt.

Organ der deutschen Volkspartei in der Pfalz.

Wöchentliche Gratis-Beilage zur Volkszeitung. | „Pfälzischen | Für Nichtabonnenten der „Pfälz. Volkszeitung" vierteljährlich 18 kr.

Nro. 1. | Kaiserslautern, 2. Januar | 1870.

Was will die deutsche Volkspartei!

(2. Aufl.) So muß Jeder, der nicht als blindes Stimmmittel einer Partei gelten, sondern auf den Namen eines denkenden Mannes Anspruch machen will, fragen, — seitdem die deutsche Volkspartei es wagte, der Fortschrittspartei gegenüber zu treten.

„Eines Mannes Rede ist keine Rede",
Man muß sie hören alle beede"

das ist der Wahlspruch des vorurtheilslosen Mannes.

Diesem vorurtheilslosen, denkenden Manne über diese Frage Aufschluß zu geben und ihn zur Prüfung zu veranlassen, das ist der Zweck dieses Artikels.

Die deutsche Volkspartei will:

das Recht, den Frieden und die Freiheit.

Sie hält fest an dem Selbstbestimmungsrecht der Völker; sie kann keiner Dynastie, also auch nicht der preußischen, das Recht zuerkennen, nach Belieben deutsche Stämme annehmen zu schmieden, und dagegen nach Gutdünken andere deutsche Stämme von einander zu reißen, aber gar, durch den Erfolg nichts würdiger Kriege veranlaßt, deutsche Stämme von dem Verbande der Gesammtnation willkürlich auszuschließen.

So wenig mit der Person des Einzelnen beliebig Schacher getrieben, so wenig der Einzelne rechtlos vergewaltigt werden darf durch den Stärkeren, eben so wenig dürfen die einzelnen Stämme und das ganze deutsche Volk durch die Gewalt eines Stärkeren zu einer willenlosen Masse herabgewürdigt werden. Diese „Hammelgerdenpolitik" verdammten auch unsere Fortschrittler, aber notabene vor 1866, auch sie citirten vor Ausbruch des deutsch-dänischen und des deutsch-preußischen Krieges tausendmal gegen die häusche und die preußische Gewaltspolitik Schiller's Worte: Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles setzt an ihre Ehre". — aber Preußen hat, entgegen dem Willen der Fortschrittspartei, Deutschland gewaltsahtig mit Krieg überzogen; Preußen hat, ohne die deutschen Stämme zu fragen, deutsche Staaten, nicht mit Recht, sondern mit Gewalt an sich gerissen, und dasselbe Preußen schielt mit dem Appetit, den man sonst nur Nor zuschreibt, auch Süddeutschland zu verschlingen. Preußen beabsichtigt nicht, ein Deutschland zu schaffen, wie es der Drang und der Wille der Nation von jeher wollte, sondern ein großes Preußen, möglichst viel Volk, über das die Hohenzollern'sche Dynastie herrschen kann, — das ist der „deutsche Beruf" Preußens; allen, somit auch den süddeutschen Stämmen den zumerklich-bedauerlichen Zustritt zu geben, — das ist's, was Preußen will. —

Und die Fortschrittspartei?

Heute toastirt sie auf den großen, deutschen Herrn von Bismarck, und — was sie früher als „nichtswürdig" verdammte, das ist nun von ihr zu „Ehre" Preußens aufgemputzt.

Die deutsche Volkspartei will den Frieden. Weil aber im norddeutschen Bund weder das Recht, noch die Freiheit des deutschen Volkes verkörpert, weil die deutsche Volkspartei nur das Selbstbestimmungsrecht der Völker anerkennt, so ist sie gegen den Eintritt in den norddeutschen Bund. Der Eintritt Süddeutschlands in diesen wäre aber vor Allem der Krieg. Seinem Elend und seinem Schrecken wäre in erster Reihe Süddeutschland ausgesetzt, das von Preußen unter keinen Umständen geschützt zu werden vermag. Süddeutschland würde zunächst von fremden Heeren ausgefangt, wäre die Beute aller Kriegsmöglichkeiten, ohne durch seinen Beitritt zu dem nordbeutschen Bund weder diesen selbst, noch die Gewißheit eines Sieges preußischer Seits sichern zu können. Nicht Süddeutschland ist an dieser erbärmlichen Lage schuld, sondern nur Preußen, das durch die Zerreißung Deutschlands und die Unterzeichnung des Prager Vertrags, den mit Oesterreich und Frankreich vorher gemeinschaftlich gepflogenen Unterhandlungen gemäß, beiden Mächten das Recht der bewaffneten Einsprache gab, sofern Preußen die Vertragsartikel verletzen sollte. Gesetzt aber auch, das französische Volk stürzte die napoleonische Dynastie, um auf deren Trümmern die Republik zu errichten, so ist die Gefahr des Krieges eben so nahe gerückt, denn es kann der letzteren nicht gleichgiltig sein, einen bis an die Zähne gewaffneten Militärstaat vor seinen Thoren postirt zu sehen, weil sie weiß, wie gefährlich Militärmächte jeder Volksfreiheit sind.

Aber auch schon die auf das Höchste gesteigerte Militärlast des Nordbundes, seine ausgedehnte Militärwirthschaft, die das Gesammtvolk in eisernen Banden hält, ist nicht nur eine stete Kriegsgefahr, sondern sie ist auch die unterwühlende Gefahr für unsere Freiheit und unsern Wohlstand.

Aus diesem Grunde will die Volkspartei Verweigerung aller Mittel für stehende Heere; sie will Einführung des Milizsystems. Das deutsche Volk hat keine Eroberungskriege zu führen, es hat keinen Grund, für solche dynastischen Liebhabereien Gut und Blut zu vergeuden, es hat keine Ursache, eine sich immer mehr und mehr steigernde Steuerlast nur für Militärzwecke zu tragen. Es genügt für das deutsche Volk, sich entsprechend vertheidigen zu können, wozu sich das Milizsystem gerade am besten eignet.

Die deutsche Volkspartei will auch die Freiheit, also die Gleichberechtigung Aller.

Sie will behauptet auch vollständige Trennung des Staates, mithin auch der Schule von der Kirche. Sie will Einführung des allgemeinen, gleichen, direkten Wahlrechts mit geheimer Stimmabgabe für jede Art politischer Vertretung. Sie will Aufhebung aller Vorrechte der Geburt, des Standes und des Besitzes Herstellung voller Vereins- und Versammlungsfreiheit; sie will Gewerbefreiheit.

Die deutsche Volkspartei will aber nicht nur eine politische Aenderung, sondern auch eine soziale Besserung.

Sie verlangt: Besserung der materiellen Lage der Arbeiter durch Aufhebung der, die letzteren am schwersten drückenden indirekten Steuern; Einführung einer progressiven Einkommen- und Capitalsteuer; unentgeltlichen Unterricht in allen öffentlichen Unterrichtsanstalten für Alle. Ferner: das Recht der Arbeiter, sich für ihre Interessen zu verbinden (Coalitionsfreiheit).

Alle diese Ziele der Volkspartei, die im Interesse des Rechts, des Friedens und der Freiheit sind, werden nur erreicht im demokratischen Staat.

Nicht der Einheitsstaat unter preußischer Säbel- und Bayonettenherrschaft, sondern der freie, auf bundesstaatlicher (foderativer) Einigung aller Stämme Deutschlands beruhende Volksstaat allein schützt diese.

Nicht Dynastieen, sondern nur das Volk selbst, das über seine eigenen Interessen zu Rathe sitzt, das dieselben auch selbst verwaltet, das die Macht über eigenes Wohl und Wehe nicht in fremde Hände legt, sondern selbst darüber entscheidet, wird sein eigenes Interesse am besten wahren und schützen.

Die hier in allgemeinen Umrissen aufgeführten Ziele der deutschen Volksparteien sind deßhalb auch die einzig richtigen, Deutschland wirklich und dauernd zu einigen. Nur da, wo das Recht und nicht die Gewalt, wie im Einzelleben so auch für die Völker als einzige Richtschnur dient, nur wo die volle Freiheit den richtigen Ausgleich gegen die drückendere Last der bundesstaatlichen Einheit bildet, ist volle Gewähr für die glückliche und freie Entwickelung aller Stämme.

Nicht in den Kriegen und Eroberungen der Dynastieen finden die Völker, namentlich nicht die Deutschen, ihren Beruf, sondern dieser ist nur erfüllt, wenn dieselben ihre Kulturanlagen in friedlichem Austausch entwickeln, und die Früchte ihres Fleißes in Ruhe und Frieden unter dem Schutze freiheitlicher Gesetze genießen.

Die Volksparteien sucht ihre Ziele nur durch die Arbeit des Volkes selbst zu verwirklichen. Wenn die Masse des Volkes sich überzeugt, daß nur auf der Verwirklichung all dieser Forderungen das dauernde Wohl Aller beruht, und daß es diese nur zu erreichen vermag, wenn es die Volkspartei in treuer, voller Hingabe im Kampf für seine höchsten Güter unterstützt, dann ist der Tag einer besseren Zukunft angebrochen. Doch nur der Ernst, den keine Mühe bleichet, „führt zum Ziele".

Kein denkender, vorurtheilsloser Mann aber vergesse: Nur Eine Partei gibt es, welche die unbedingte Freiheit auf allen Gebieten des menschlichen Seins verlangt, nur Eine Partei ist es, welche sich weder unter die Ruthe der Kirche, noch unter den Säbel des Königs oder Kaisers beugt. Jeder aufrichtig Liberale muß deßhalb, wenn er ernstlich die Vergewaltigung von rechts und von links scheut, nur die Partei stützen, die beiden entgegentritt; diese Partei aber ist — die deutsche Volkspartei.

Wem es daher ernstlich um die Besserstellung der Zukunft zu thun ist, wer sich überzeugt, daß die deutsche Volkspartei in Wahrheit nur das Beste für das Gesammtwohl der menschlichen Gesellschaft will, wer ein ehrlicher, aufrichtiger Freund des Rechts, des Friedens und der Freiheit ist, der trete unter ihre Fahne, der stehe muthig und männlich zur

deutschen Volkspartei!

* Ein Rückblick auf die Gemeinderaths-Wahlen in Kaiserslautern.

(Untied verspätet.)

Seitdem Kolb und mit demselben drei Männer von demokratischer Gesinnung bei der letzten Abgeordnetenwahl unterlegen sind, seitdem Collen und seine Anhänger in dieser Wahl gesiegt hatten, ging ein tiefer Riß durch die hiesige Bevölkerung und spaltete dieselbe in zwei Hauptlager und ein paar Unterabtheilungen. Auswärts kann man das nicht so begreifen, da sicher Niemand, der die Verhältnisse kennt, annehmen wird, daß Kolb nur vor einem Bohlmann hiesiger Stadt nicht gewählt worden sein könnte, und so war es auch, sämmtliche dreißig

hiesigen Wahlmänner vereinigten ihre Stimmen auf Kolb. Neben der concentrirten Macht dieser Wahlmänner, welche ihr Mandat einer zwei Drittheil Majorität sämmtlicher Urwähler unserer Stadt verdanken, besteht eine Coterie Fortschrittler, aus Anhängern des Militarismus und Junkerthums, aus gut lutherischen Gesinnern und endlich aus solchen, die im Trüben fischen wollen, welche zum Theil in Gemeindeämtern oder durch eine glückliche finanzielle Lage begünstigt, ihren ganzen Einfluß nach Außen aufbieten um gegen die Interessen, gegen die Tumkarchet der Stadt und endlich die ehrende Anerkennung fast aller Bürger hiesiger Stadt, die Wiederwahl Kolb's zu hintertreiben mußten. Diese Herren fanden einen würdigen Bundesgenossen in dem in Zweibrücken und in weiteren Kreisen sehr betannten Anwalte Golsen von Frankenthal. Es setzen diese verschiedenartigen Elemente, die sich in dem einen Gedanken: „Unbedingten Anschluß an den norddeutschen Bund" begegneten alle Hebel ihres Einflusses in Bewegung, um Kolb's Wiederwahl zu hintertreiben (sechs Monate vorher hatten sein ganz besonders Gönner Kolb's Wahl in diesen Mitteln betrieben) und Kolb fiel — der Wille der Mehrheit unserer Stadt, die Interessen derselben wurden nicht geachtet! Eine solche Handlungsweise, gegen den Willen und die Interessen unserer Stadt erzeugte den Riß, von dem wir oben sprachen, erzeugte den Anlaß zu der bedauerlichen Spaltung, Beseitigung dieser Elemente und muß von diesem Punkte aus die Wahlbewegung bei unseren Stadtrathswahlen beurtheilt werden.

Nachdem man in kleineren und größeren Versammlungen, in öffentlichen Blättern geheime Verbrechungen aller Art sich über den leitenden Gedanken klar gewonnen war, der für die Mehrheit unserer Bevölkerung vielleicht in dem Rufe präcisirt wurde: „Herunter mit den Preußen vom Stadthause!" veranstaltete man an dem Vorabend der Wahlen eine allgemeine Bürgerversammlung im Frucht halle, dieselbe war wohl von 800—1000 Männern besucht und wurden von mehreren Rednern die leitherige Wirksamkeit der Gemeindevertretung einer schneidigen Kritik unterzogen und besonders die Art und Weise Theilnahme der Herren Gemeinderäthe bei den Wahlagitationen gegen Kolb gebührend gewürdigt. Sensation erregte die Mittheilung eines Redners, daß die früheren Gemeindevertretungen das Vermögen der Stadt um ohngefähr eine viertel Million Gulden geschädigt, indem man die Liegenschaften zu den Fonds der Stadt gebeckt habe, statt aus dem Beutel des einzeln Verpflichteten; manche Herren sollen auf diese Art Hunderte von Gulden jährlich gespart haben! — In dieser Versammlung traten nur, wie schon gesagt, ein paar Redner demokratischer Richtung auf, von den Gegnern waren nur Wenige anwesend und meldete sich Niemand unter ihnen zum Wort.

Am 15. Dez. früh Morgens 8 Uhr begann im Fruchthalle die Wahlhandlung selbst und wurden bis Nachmittags 1½ Uhr 1899 Stimmen von 1741 Berechtigten, abgegeben. Ein interessanter Vorgang ist dabei zu verzeichnen, indem die Volkspartei in der Offizin Rohr eine Presse beschäftigte, welche die von ihr aufgestellten Candidaten auf die betreffenden Wahlzettelzettel eindruckte und so die Vertheilung der Wahlhandlung selbst außerordentlich. Die Stimmenzählung endete am Samstag den 18. Dezbr. und ist das Resultat hinreichend kundgegeben. Auffallend muß dem Uneingeweihten die hohe Stimmenzahl erscheinen, welche auf einzelne Personen sich concentrirten und ist diese Thatsache in der Erklärung darin, daß diese Herren zugleich von den verschiedenartigsten Parteirichtungen aufgestellt wurden; hätten dieselben selbst in der einen oder anderen Richtung einen entschieden ausgesprochenen Standpunkt eingenommen, würde das Resultat ein anderes gewesen sein. Es wird von jeder Partei zugegeben werden, daß die vereinigten Stimmen des Vollsvereins und des demokratischen Arbeiterbildungsvereins, welche sich zusammen über 600 beziffern, den Ausschlag gaben, nur wo diese mit vereinigter Macht sich hinwendeten, so war auf Erfolg zu zählen. Die Fortschrittspartei und sog. Mittelpartei mögen zusammen etwa vierhundert Stimmen gezählt haben und die patriotische Partei wenig über Hundert. — Eine auffallende Erscheinung bei der Fortschrittspartei war, daß man in derselben mehrere ihrer leitherigen Führer gar nicht offen aufgestellt hatte. Man mag einer Richtung angehören, welcher man wolle, so kann man es schlechterdings nicht begreifen, wie eine Partei Männer machte fallen lassen, welche leitherhin fast allein die Arbeit der Agitation durch Worte, durch Reden und durch die Presse für die Partei besorgt hatten und sagen wir es offen, mit größtem Eifer und mannichfachem Erfolge. Wir sind prinzipielle Gegner dieser Herren und haben dieselben bei jeder sich bietenden Gelegenheit mit aller Energie angegriffen und bekämpft; aber anerkennen müssen wir, daß die Fortschrittspartei nichts gewonnen wäre ohne die Leistungen dieser Herren; sie allein haben die Arbeit besorgt, den Parteibestrebungen erst Ausdruck gegeben und diese Männer gerade läßt man fallen, wohl nach dem Ausspruche: „Der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan, der Mohr kann gehen!" Wir bedauern diese Herren nicht, sie haben diese Strafe um das Verleugnen ihrer demokratischen Vergangenheit verdient und wollen wir bei dieser Gelegenheit nur betonen, daß die „demokratische Partei" in der Stadt, wenn sie derselben treu geblieben wären, nicht so an ihnen gehandelt haben würde.

Daß das Resultat dieser Wahl für die Fortschrittspartei so vernichtend war, mag in engeren und weiteren Kreisen, auf beiden Seiten, Manches zu denken gegeben haben. — Die Fortschrittspartei hat in erster Linie gesehen, daß sie sich nicht auf das gesammte Volk stütze; die Volkspartei kann aber daraus entnehmen, daß wenn Männer von Wissen und Geschick, sich der Sache des Volkes annehmen, wenn sie in dem Volke die Ideen der Demokratie weckt, und auch allenthalben bei redlichem Streben verstanden wird und, seien die Verhältnisse auch noch so schwierig, Erfolge erringen kann. Etwas länger als ein Jahr ist es her, daß in hiesiger Stadt der „Volksverein" gegründet wurde, sein Anfang war klein, sein Einfluß gering, aber Thätigkeit und Oeffentlichkeit bei all' seinen Verhandlungen erwarben ihm Vertrauen und Freunde und als der demokratische Arbeiterbildungsverein ebenfalls ins Leben trat, schlossen sich diesem an, wie es bauerte es nicht lange, daß die demokratischen Elemente der Stadt sich zusammenfanden und verbanden, um vereinigt nach einem Ziele hin zu streben. Mit dieser Thätigkeit und dem errungenen Siege ist der deutschen Volkspartei eine feste Position erobert und können wir nur auch Entschiedenste alle demokratischen Elemente der Pfalz auffordern ihre Wirksamkeit in derselben Weise zu beginnen, auf daß nicht allein das „Rathhaus in Kaiserslautern," sondern die ganze Pfalz, von der preußischen Absolutherrschaft, den Fesseln der Fortschritt, gründlich und allenthalben wieder der demokratische Geist gewecht werde, um politische Anschauungen in dem Volke zu befestigen, die zu wahrem Volkswohl und Volksglück dienlichen; nicht aber ausgebeutet werden zur Vergrößerung einer fürstlichen Macht, die nur ihre Interessen kennt und Volkswohl und Völkerglück von jeher mißachtet, wenn nicht gar mit Füßen getreten hat. Wir drehen den Satz um und rufen: „Es lebe die Freiheit! Die Freiheit wird uns schon einigen!"

Wissen ist Macht.

(Aus der Wiener „Neuen freien Presse".*)

Vor Kurzem hat ein französischer Reisender, G. Hippeau, allen Ausscheine nach ein Fachmann, einen höchst interessanten Bericht über das Schulwesen in den Vereinigten Staaten veröffentlicht. Die eifrige, opferwillige Pflege, deren es sich von Seiten der Regierung sowohl als der Bevölkerungen erfreut, ist ein glorreiches Zeugniß für die Weisheit der nordamerikanischen Staatsmänner, für die Tüchtigkeit des unter dem Sternenbanner vereinten Volkes. Während man in Europa den Unterricht der unteren Volksklassen auf ein armseliges Minimum beschränkt, um ängstlich gründe Leute gefügige Geschäftsleute des Weibes ohne Gefahr und Nachtheil erweitert werden könnte, hat die transatlantische Republik schon längst und ohne irgend welchen Vorbehalt das Recht aller ihrer Angehörigen auf möglichst vielseitige Bildung anerkannt. Möglichkeit: voller ihrer Angehörigen, ohne Unterschied des Geschlechts, der Lebensstellung, der Abstammung. Der Unterricht in den vom Staate gegründeten Schulen ist unentgeltlich; alle, ohne Ausnahme, stehen den Kindern des Armen wie des Reichen, den Mädchen so gut wie den Knaben offen; je mit Karten, bestimmten Worten wird in der gesetzgebenden Versammlung von Michigan ausgesprochen, daß die Universitäten ihren Zweck nur halb erfüllen würden, wenn die Frauen von ihnen ausgeschlossen wären. Eine treue Mutter, hält die Republik sich für verpflichtet, jedem ihrer Kinder das Brod des Wissens zu reichen.

Um einen Begriff von der Großartigkeit zu geben, mit der man in den Vereinigten Staaten die Volkserziehung zu fördern bemüht ist, muß ich zu der Beredtsamkeit der Zahlen meine Zuflucht nehmen.

Nach Hippeau's Angabe kalauten sich die jährlichen Ausgaben für den öffentlichen Unterricht auf nicht weniger als 90 Mill. Dollars. Ein Theil dieser ungeheuren Summe wird von der Regierung aufgebracht, den unverhältnißmäßig größeren aber liefert die Steuer, welche die Bürger je nach dem Maße ihres Vermögens sich selbst auferlegen und zu der Jedermann sein Scherflein willig beiträgt. Jede Ansiedlung entsteht, in der nicht gleich mit dem Baue eines Schulhauses begonnen würde. Die Gründung einer Schule, einer Kirche, einer Zeitung gilt dem Nordamerikaner als die erste Bedingung jedes gesegneten Gemeinwesens. Der Unterricht ist diesen Schulen begreift der Reihenfolge nach sämmtliche Gegenstände, die in unseren Normal- und Realschulen, sowie an unseren Gymnasien gelehrt werden. Von der untersten Klasse, in der das ABC-Büchlein noch Alphabet heißen ist, steigt der Schüler allmälig zur grammar-school und zur high-school empor, in welchen beiden letzteren Latein und Griechisch, Welt- und Naturgeschichte, Literatur, Geometrie, Algebra, Chemie und Physik die Unterrichtsgegenstände bilden. An allen diesen Studien nehmen mit Vorliebe Knaben und Mädchen Theil, und zwar — ich sehe im Geiste die europäischen Mütter schon vor dem bloßen Gedanken sich bekreuzen — sehr häufig im Verein mit den Knaben und Jünglingen. In Nordamerika hat man sich um so unbedenklicher zu dieser Vereinigung der beiden Geschlechter in denselben Penssionaten entschlossen, als der auf sittliche Mangel an Lehrkräften kaum eine Wahl ließ. Uebrigens gibt es in dieser Beziehung keine bestimmte Regel und Vorschrift; jede Gemeinde hat die Freiheit, es damit nach ihrem Gutdünken zu halten. In New-York, Chicago, Neuorleans hat man nur gemischte, in Baltimore nur getrennte Schulen, während wieder in anderen Städten die einen neben den anderen bestehen. Im Ganzen scheint man sich jedoch mehr zu dem System der Gemeinschaftlichkeit hinzuneigen. Es ist nicht zu leugnen, wie man etwa glauben möchte, blos im Hinblick auf die damit verbundene allerdings sehr bedeutende Ersparniß an Zeit, Geld und Kraft. Die Directoren des Oberlie-College, einer der größten und bewährtesten Erziehungsanstalten in der Union, versicherten seinen Residenz, daß in den dreißig Jahren ihrer Wirksamkeit jene Gemeinschaft nie die geringste Unzukömmlichkeit veranlaßt, sondern im Gegentheil einen durchaus heilsamen Einfluß ausgeübt habe. „In gemischten Schulen," — so motivirten sie diesen Ausspruch — „entsteht zwischen den beiden Geschlechtern alsbald ein edler eifer, der in getrennten, selbst durch das immer bedeutsame Mittel von besonderen Auszeichnungen und Belohnungen, so stark und lebendig nicht zu erwecken ist. Aus ihm entwickelt sich eine reine, uneigennützige Liebe und Achtung, die dem Gemüthe, in dem sie einmal Wurzel schlug, durchs ganze Leben treu bleibt. Ein anderer, nicht zu überschender Nutzen jener Gemeinschaft ist ferner die durch sie bewirkte Sittigung der knabenhaften Wildheit und Formlosigkeit. Die Jungen entbehren sich plumper Ausgelassenheiten, wenn sie beobachten, daß dieselben ihren Ruf als Gentlemen nicht auf's Spiel zu setzen; die Mädchen ihrerseits gewöhnen sich daran, im Verkehr mit dem männlichen Geschlechte Besseres zu suchen, als nur die Befriedigung ihrer Eitelkeit. Durch gemeinsame Lehrstunden, gemeinsame Vergnügungen, durch jene vor Rohheit, diese vor Frivolität geschützt. Sich von dem andern beobachtet zu wissen, schärft und feingert das Ehrgefühl beider Geschlechter."

Also eine solche Gemeinschaft auch bei uns zu Lande wäre? Vorläufig sicher nicht. In Europa nimmt das Weib von seiner Geburt an eine so untergeordnete Stellung ein, daß der Knabe das Mädchen nicht als ebenbürtig betrachten kann. In Nordamerika findet aus Gründen, deren Erörterung ich mir auf ein andermal spare, gerade der entgegengesetzte Fall statt. In Folge dessen der Geschlechtsunterschied macht man dem weiblichen Geschlechte Zugeständnisse, die nicht setten das Maß des Vernünftigen überschreiten. Das Weib gilt nicht nur für vollkommen gleichberechtigt, es ist im Besitz von Vorrechten neben welchen alle Huldigungen, die bei uns den Frauen, nämlich so lange sie jung und schön sind, dargebracht werden, zu nichtigem Scheinwesen herabsinken. Ich bin weit entfernt, diesen Stand der Dinge für den richtigen zu halten — jegliches Vorrecht, in welchem Hand es auch liegen möge, ist vom Uebel — aber die natürliche Convenanz der besonzigten Stellung der Frauen in Nordamerika ist, daß schon der Knabe sich daran gewöhnt, ihnen mit einer Achtung und Rücksicht zu begegnen, von der man in den übrigen vier Welttheilen keine Ahnung hat. Der sociale Rang, den sie schon als Frau einnimmt, macht es der Nordamerikanerin leicht, die Künste der Coketterie zu verschmähen, sie bedarf ihrer nicht, um sich Geltung zu verschaffen; während die ganze Erstlung der Europäerin von dem Eindruck

*) Für alle der Wiener „Neuen freie Presse" entnommenen Artikel haben wir und die Erlaubniß der Redaction erwirkt.

Die Red. des „Wächt. Rhein." und „Wächt. Volksztg."

Digitized by Google

abhängt, den sie auf die Männerwelt zu machen im Stande ist.

Bei uns zerfallen die Frauen der großen Mehrzahl nach in zwei Hauptklassen; wenn auch dem Namen nach verheirathet, sind sie in Wahrheit meistens nur entweder Wirthschafterinnen oder Obalisken, arme Lastthiere, denen man jede häusliche Sorge und Plage aufbürdet, oder allerliebste nutzlose Dinge, die man wie Papageien in einen vergoldeten Bauer sperrt, um sich in müßigen Stunden an ihnen zu ergötzen. Können die Söhne so kläglich verstellter Mütter in ihnen die Würde des Geschlechts achten lernen? Werden sie nicht von Kindheit an darauf hingewiesen, die Frauen als untergeordnete, rechtlose Wesen zu betrachten? Auch diesem und keinem anderen Grunde hatte ich gemischte Schulen bei uns für unzulässig. So wie die Geschlechter sich zu einander gestellt sind, würden die Mädchen nur zum Spielball der tollen oder verliebten Launen ihrer männlichen Schulkameraden dienen, und diese hinwieder würden durch die Minaudirien kokетter Backfische gestört und vom ernsten Arbeiten abgehalten.

Beschäftigen wir uns lieber mit einer uns näherliegenden Frage. Ist die Intelligenz des Weibes wirklich der Art, daß es höhere Studien mit Erfolg zu betreiben vermag? Der tausendstimmige Chorus, der diese Frage mit einem entschiedenen „Nein" beantwortet, klingt in seiner Weise den Anschlag geben; es spricht sich in ihm nur eine subjective Ansicht aus, deren Allgemeinheit nicht im Entferntesten für ihre Richtigkeit bürgt. Wie viele Irrthümer wären nicht auszurotten, die einst von aller Welt, die Gebildeten und Gelehrten nicht ausgenommen, für unumstößliche Wahrheiten gehalten wurden, während jetzt selbst der einfachste Verstand sie mitleidig belächelt? Ueber die angebliche Unfähigkeit des Weibes kann nur der Versuch, ihm eine wissenschaftliche Bildung zu ertheilen, entscheiden. Dieser ist auch in Europa noch nicht gemacht worden. In Amerika, wo man ihn mit großsinniger Liberalität wagte, hat er die befriedigendsten Resultate geliefert. Man gestatte mir, die eigenen Worte eines der Vorsteher von Oberlin-College, des Reverend James Fairchild, hier anzuführen:

„In den ersten acht Jahren meines Wirkens an diesem Collegium," erzählte er dem französischen Berichterstatter, „trug ich Latein, Griechisch und Hebräisch, im neunten Mathematik, in den drei folgenden Jahren Moralphilosophie und Logik. Unter meinen Schülern befanden sich ebenso viele Mädchen wie Jünglinge, und nie habe ich hinsichtlich ihrer Fähigkeiten einen quantitativen Unterschied zwischen diesen und jenen wahrgenommen. Beide Geschlechter lieferten dieselbe Zahl tüchtiger und unfähiger, fleißiger und faulenzender Schüler. Vor Kurzem wohnte ich an der Universität von Michigan einem philologischen Vortrage bei. Ein junges Mädchen übersetzte und erläuterte den Thucydides mit einer Klarheit und Gründlichkeit, die mich in Erstaunen versetzt hätten, wäre mir nicht auch an anderen Lyceen schon häufig Aehnliches vorgekommen."

Selbstverständlich ist Niemand gezwungen, diesem Lehrplane in seiner ganzen Ausdehnung zu folgen. Die Wahl bleibt, was sie lernen wollen, steht den Schülerinnen frei. Sie können sich für jeden beliebigen Beruf in sich fühlen, getrost bei Seite liegen lassen und sich anderen zuwenden. In der That wäre es die allerstrengste Pedanterie, zu behaupten, daß die klassischen Sprachen, die Mathematik u. bei der weiblichen Erziehung obligate Gegenstände sein sollten. Wenn auch jene Masse physischer Zwangsmaßregel eine große Thorheit wäre, so ist dagegen die principielle Anschließung der Frauen von allen höheren Studien eine nicht minder große Unzerechtigkeit, unter der gerade die Begabten, und nur diese, leiden. Warum will man Mädchen und bedeutenden geistigen Anlagen und lebhaftem Wissensdrange die Möglichkeit abschneiden, sich Kenntnisse zu erwerben, die allein im Stande sind, die Mühe der mit Glücksgütern Gesegneten zu veredeln und den Verdienstlosen das sicherste Mittel bieten, sich eine anständige, ehrenvolle Existenz zu gründen? Uebrigens muß hier bemerkt werden, daß selbst bei uns, wo das Vorurtheil noch in schönster Blüthe steht, sich bereits eine, freilich noch sehr vereinzelte Opposition dagegen zu erheben beginnt.

Ich weiß ein paar Beispiele, daß junge Mädchen, unter diesen die Tochter eines ausgezeichneten Gelehrten, mit Erfolg den klassischen Studien obliegen und sich alljährlich der Gymnasialprüfung für Privatisten unterziehen. Auch in den Hörsälen unserer medizinischen Facultät finden sich seit einigen Jahren regelmäßig weibliche Hörer — der Weisheit nach Auswnnen — ein, die dort allerdings nur geduldet werden. Daß man sie aber überhaupt duldet und ihnen, wenn auch kein Diplom, doch immerhin ein Zeugniß darüber ausstellt, daß sie den Vorträgen der verschiedenen Professoren beigewohnt haben, ist schon ein erheblicher Fortschritt. Hier, wie so oft, muß man sich den trostvollen Spruch wiederholen: La raison finira toujours par avoir raison.

Neben der tollosen Fürsorge der Unionsregierung ist auch die verschwenderische Freigebigkeit zu bemerken, mit der reiche Privatpersonen sich an dem Werke der Volkserziehung betheiligen. So besindet sich in Brooklyn ein Mädcheninstitut, das der Großmuth einer Mistreß Packer sein Entstehen verdankt und, mit recht und billig, ihrem Namen trägt. Das Schulgebäude und die darin enthaltenen wissenschaftlichen Sammlungen repräsentiren einen Werth von 650,000 Frcs. Die Jahres-einnahmen betragen 228,000 Frcs., von welcher Summe ungefähr die Hälfte auf den Gehalt der Lehrer entfällt. Der Vorsteher allein bezieht einen Gehalt von 18,750 Frcs. Im October 1868 zählte das Packer-College 700 Zöglinge. Ein anderer Wohlthäter der Menschheit, Mr. Matthew Vassar, widmete einen beträchtlichen Theil seines Vermögens dem gleichen Zwecke. Er gründete zu Poughkeepsie eine Lehranstalt für Mädchen mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß sie daselbst ganz und gar denselben Unterricht erhalten sollten, der in den Lyceen für Jünglinge ertheilt wird. Der Beschluß, mittelst dessen die legislative Versammlung von Newyork das von Mr. Vassar gestiftete Institut der Universität incorporirte, wird in der Geschichte der Volkserziehung eine unvergängliche Bedeutung bewahren. Durch ihn wurde das Recht der Frauen auf wissenschaftliche Bildung, die Ebenbürtigkeit ihrer Intelligenz laut und feierlich von der Regierung anerkannt. Ein drittes Mädcheninstitut, dessen Lehrplan gleichfalls die höheren Studien umfaßt, wurde in New-York von einer Mrs. Rutger gegründet. Ein viertes Collegium, und zwar der wichtigsten einen, in dem beide Geschlechter Aufnahme finden, Oberlin-College, entstand unter den Auspicien der ganzen Bevölkerung. Ich möchte den Denkenden fragen, den ein solcher Gemeinsinn, eine so lebendige Sehnsucht der Wahrheit, daß nur von der Bildung Heil für die Menschheit zu hoffen ist, nicht mit Bewunderung und Sympathie erfüllt?

Die Classischen der Frauen zu censiren standen bei übrigens nicht nur den Individuen, sondern auch der Republik bereits segensreiche Früchte getragen; auch hier hat es sich bewährt, daß jeder Act der Gerechtigkeit zugleich ein Act der Klugheit ist. Als während des Secessionskrieges fast die ganze männliche Bevölkerung im Felde stand, waren es die Frauen, die den Unterricht der Jugend und manche andere Geschäfte besorgten, zu denen ihre gründliche Bildung sie befähigte. Doch war es vor Allem ihre Aufgabe, den Muth, den Eifer und die Tüchtigkeit der Frauen im heißen Lichte zeigte. Durch den Sieg des Nordens über den Süden wurden 4 Millionen Neger plötzlich frei gemorden. Rücksichten der Menschlichkeit wie der Politik machten es der Republik zur Pflicht, sich mit dem Loose, der Zukunft dieser ohne irgend eine Vorbereitung zur Freiheit Gelangten zu beschäftigen. Um sich von dem geistigen Zustande jener 4 Millionen eine Vorstellung zu machen, muß man sich der Thatsache erinnern, daß in den Sclavenstaaten der Unterricht im Lesen und Schreiben für die Schwarzen bei Strafe gesetzlich verboten war. Mit klarem Blick erkannte man die Nothwendigkeit, hier rasch und entschieden einzugreifen, und mit einer Energie, die kaum ihres Gleichen hat, verbanden sich die Bürger der Union zu dem großen, dem wohlthätigen Liebeswerke. Ein Mann, der Philanthrop Peabody allein widmete diesem Zweck eine Million Dollars; von allen Seiten liefen reichliche Beiträge ein, im Laufe weniger Jahre entstanden 4000 Schulen. Ein so außerordentlicher Zuwachs machte eine neue Vermehrung der Lehrerschaft nothwendig, und nur durch die Zulassung der Frauen ward sie ermöglicht. Bereitwillig übernahmen sie den Unterricht in den Negerschulen. Die Lösung ihrer schwierigen Aufgaben wurde ihnen durch das Uebelwollen, dem sie an vielen Punkten der früheren Sclavenstaaten begegnen, nicht bedeutend erschwert. Sie liegen sich durch Nichts abschrecken, und bald hatten sie die erfreulichsten Erfolge zu verzeichnen. Die Jahresberichte der obersten Leiter des Unterrichtswesens drucken einstimmig die Ansicht aus, daß Frauen im Lehramte eine Umwälzung, einen Tact und eine Umsicht bewiesen, wie man sie bei ihren männlichen Collegen nur selten in gleichem Grade findet. Auch werden sie vorzugsweise gesucht. Gegenwärtig verhält sich in den Freistaaten die Zahl der Lehrer zu den Lehrerinnen wie 70 zu 104.

Allerdings ist es zum Theil „die ungestüme Drängerin", die Noth, welche die nordamerikanische Republ ik zu so energischem Vorgehen anfeuerte; aber die Resultate, zu denen man gelangte, thun unwiderleglich dar, daß man den richtigen Weg einschlug, indem man, statt sich erst lange den Kopf zu zerbrechen, welches Maß von Wissen den Frauen und den niederen Volksklassen zuträglich sei, ihnen großsinnig alle Bildungsmittel an die Hand gab. Ich meine, ein solches Beispiel wäre wohl zu beherzigen. In Europa macht man es aber anders: bei Sich und Aberacht verbietet man den Leuten, sich in's Wasser zu wagen, und spricht ihnen dann die Fähigkeit ab, schwimmen zu lernen.

Betti Paoli.

Selbstmord und Duellmord.

Duelle mögen wohl bei solchen Verhältnissen, welche die Führung der Waffen erfordern oder doch herkömmlicher Weise üben, bisweilen fast harmlos, ritterlich und fröhlich sein, in den vielen Fällen, wo sie ohne den Vorlauf gefährlicher Beschädigung des Gegners und behhalb auch mit solchen Waffen, welche dem entsprechen, ausgekämpft werden. Ganz anders verhält es sich, wenn der Kampf auf Leben und Tod verabredet und namentlich die Schußwaffe dazu bestimmt ist. Vom Standpunkt der Religion und Sittlichkeit wird die bei einem derartigen Duell erfolgte Tödtung eines oder beider Duellanten entschieden als Mord bezeichnet werden müssen. Mögen in einigen Ländern die aus einem früheren rohen Zeitalter übrig gebliebenen Vorurtheile, nur allzu sehr geschont und gepflegt von Solchen, welche die höchste Pflicht und Macht gehabt hätten, diese barbarischen Vorurtheile zu bekämpfen und unparteiisch zu richten — mögen diese Vorurtheile noch einen diabolischen Einfluß üben, so würde doch der wahrhaft sittliche Charakter lieber jeden Nachtheil zu übernehmen haben, ehe er sich zu einem Duelle auf Leben und Tod stellt, wobei er, selbst wenn er den Gegner nicht tödten wollte, diesem das scheinbare Recht gibt, ihn zu tödten, also entweder der Mörder des Andern, oder durch die Waffe des Andern ein Mörder seiner selbst, ein Selbstmörder wird. Bei dem s. g. amerikanischen Duell, welches darin besteht, daß beide Gegner losen, welcher von ihnen sich innerhalb einer bestimmten Frist selbst tödten solle, liegt es auf der Hand, daß Duellmord Selbstmord ist. Gegen den Duellmord, welcher in der Regel mit vollem Bewußtsein, vorsätzlicher Ueberlegung und Mitwissen von Standesgenossen vorbereitet und vollzogen wird, sollten alle christlichen Kirchen und alle rechtschaffenen Männer in Volk und Hof ihr Gewicht der sittlichen Entrüstung bei der öffentlichen Stimme in die Wagschale legen.

---

* Madame Therese
oder
die Freiwilligen von 1792
von
Erckmann-Chatrian.
(Uebersetzt für den Pfälzer Denokrat.)

(27. Fortsetzung.)

„Ja," erwiderte Lisbeth, „und das wäre noch nichts, wenn die Mädchen heirathen könnten; aber wenn die Burschen fort sind, so bleiben die Mädchen sitzen, träumen vom Morgen bis zum Abend, nähmen sich ab und langweilen sich. Sie können doch keine alten Männer von sechzig Jahren nehmen, Wittwer, oder gar Buckige, Krumme und Schielende. Ach, Madame Therese, ich will Ihnen seine Vorwürfe machen; aber ohne Eure Revolution wären wir hier ruhig geblieben und hätten Gott gelobt für seine Gnade. Es ist schrecklich, eine solche Republik, welche alle Welt in ihren Gewohnheiten stört!" — Dann im Anhören dieser Geschichte roch ich den guten Geruch eines gefüllten Kalbsbratens, und ich erhob mich mit Scipio, um einen Blick in die Küche zu werfen. Wir hatten eine gute Zwiebelsuppe, eine gefüllte Kalbsbrust mit gerösteten Kartoffeln. Die Jagd hatte mir so Appetit gemacht, daß es mir Leid that, es ich nie ganz Geschichte auf einmal verschlucken konnte. — Scipio schien zu fühlen wie ich; die Pfote am Herdrand, schaute er mit der Nase zwischen den Topfen durch; denn die Nase des Hundes ist, wie Herr von Buffon sagt, ein zweites, sehr feines Gesicht. — Nachdem Alles recht betrachtet worden war, wünschte ich sehr, daß der Onkel bald zurückkommen möchte.

„Ach, Lisbeth!" rief ich beim Eintreten, „wenn Du wüßtest; was ich für einen Hunger habe!" — „Desto besser, desto besser!" erwiderte die Alte; „der Appetit ist eine gute Sache." — Dann setzte sie ihre Dorfgeschichten fort, welche Madame Therese mit Vergnügen anzuhören schien. Ich, ich ging, ich kam aus der Stube in die Küche und Scipio folgte mit Sicherit vor Schritt; er hatte ohne Zweifel die gleichen Gedanken wie ich. — Die Kahl draußen

Digitized by Google

wurde ganz schwarz. — Von Zeit zu Zeit unterbrach Madame Thereſe die alte Magd, indem ſie den Finger in die Höhe hob und ſagte: „Hören Sie!“ — Dann hörte Alles für eine Secunde ruhig.

„Es iſt nichts,“ ſagte Lisbeth. „Dans Bockel ſchiebt ſeinen Karren vorbei, aber auch: es iſt die alte Mutter Dreyfuß, welche jetzt zum Bremer in die Spinnſtube geht.“ — Sie kannte die Gewohnheiten aller Leute in Auſtatt und ſie machte ſich ein wahres Gläſir daraus, dieſe der franzöſiſchen Frau mitzutheilen, weil ſie ſah, daß das Bild der heiligen Jungfrau an ihrem Salle geſehen hatte; denn ihre neue Freundſchaft kam von daher, wie ich ſpäter erfuhr. — Sieben Uhr ſchlug's, dann ein halb. Endlich, da ich nicht mehr wußte, wie ich die Zeit vertreiben ſollte, ſetzte ich mich auf einen Schuh und nahm von einem Schuh die Naturgeſchichte des Herrn von Buffon, was ſonſt noch nie vorgekommen war; dann that mir zwei Eßlöffel von der Suppe, die Lisbeth in einer Art Verzweiflung ganz allein franzöſiſch zu leſen. Es gehörte mein ganzer Appetit dazu, mir dieſen Gefallen einzugehen; aber ſchon Augenblick erhob ich den Kopf, blickte nach dem Fenſter, die Augen groß geöffnet und aufmerkſam horchend. Ich hatte ſoeben die Geſichter der Spatzen gefunden, welche im Verhältniß zu ihrem Körper zwei Mal ſo viel Gehirn beſitzen, als der Menſch, als endlich ein feines Geräuſch mich hören ließ, ein Geräuch von Glöckchen, noch leiſem vorhor, das ſich aber ſchnell näherte, und bald ſagte Frau Thereſe: „Es iſt der Herr Doctor.“

„Ja,“ ſagte Lisbeth, indem ſie ſich erhob und ihr Gemurmel in den Bart murmelt hatte; „hieß Mal iſt er es.“ — Sie lief in die Küche. — Ich war ſchon in dem Gange, das Buch auf dem Tiſch laſſend; ich öffnete die äußere Thüre, indem ich rief: „Ich bin es, Onkel?“

„Ja, Fritzel,“ erwarte die fröhliche Stimme des Onkels, „ich komme; in Alles gut gegangen im Hauſe?“ — „Sehr gut, Onkel; Alles befindet ſich wohl.“ — „Gut, gut!“

Sogleich erſchien auch Lisbeth mit der Laterne und ich ſah den Onkel unter dem Schuppen das Pferd anſchirren. Er ſah ganz weiß aus in der Finſternis, die ihn umgab; jeder Haar ſeines Mantels und ſeiner Pelzmütze ſchimmerte beim Scheine der Laterne wie ein Stern. Er beeilte ſich; der Rappen wandte den Kopf nach dem Stall und ſchien nicht mehr warten zu können.

„Aber, Fritzel, wie iſt Dir denn?“ ſagte die alte Dienerin, indem ſie ihm zu Hülfe eilte, „Sie müſſen ganz gefroren ſein, Herr Doctor. Gehen Sie ſchnell hinein, ſich zu wärmen; ich werde das Alles fertig machen.“ — Aber der Onkel Jakob hatte nicht die Geduldheit, die Pflege ſeines Pferdes Anderen zu überlaſſen, und er ſagte alle, als der Rappen auf einer guten Streu vor ſeiner mit Heu gefüllten Raufe ſtand: „Jetzt wollen wir hineingehen.“ Mit Alle gingen mit einander hinein.

„Gute Nachrichten, Frau Thereſe!“ rief der Onkel auf der Schwelle; „gute Nachrichten! Ich komme von Kaiſerslautern, wiſſen Sie! gut dort unten.“ — Frau Thereſe ſaß auf ihrem Bett und ſchaute ihn ganz bleich an. — Und während er ſeine Mütze ausſchüttelte und ſich ſeines Mantels entledigte, ſagte ſie: „Wie, Herr Doctor, Sie kommen von Kaiſerslautern?“

„Ja, ich bin dis dorthin gekommen. — Ich wollte ihere Nachrichten haben. Ich habe Alles geſehen. — Ich habe mich nach Allem erkundigt,“ ſagte er lächelnd; „aber ich verbürge Ihnen nicht, daß ich vor Hunger und Müdigkeit umkalle!“ — Und ſeine großen Stiefeln aus, ſetzte ſich in den Lehnſtuhl und ſchaute Lisbeth zu, wie ſie das Tiſchtuch auflegte, mit einem ebenſo leuchtenden Auge, als Sripio und ich.

„Alles, was ich Ihnen ſagen kann,“ rief er aus, indem er ſich erhob, „iſt: daß die Schlacht von Kaiſerslautern nicht ſo entſcheidend war, als man glaubte, und daß Ihr Bataillon nicht dabei war; der kleine Jean war alſo keinen neuen Gefahren ausgeſetzt.“ — „Ach, das genügt!“ ſagte Frau Thereſe, indem ſie ſich mit einem rührenden Ausdruck unausſprechlichen Glücks niederſetzte, „das genügt! Wenn Sie mir auch nicht mehr ſagen, ſo bin ich doch ſchon zu glücklich. Wärmen Sie ſich, Herr Doctor, eſſen Sie; beeilen Sie ſich nicht; ich kann jetzt warten.“ — Lisbeth brachte die Suppe und der Onkel ſagte nach, indem er ſich niederſetzte: „Ja, das iſt gewiß. Sie können ruhig ſein über dieſe zwei Punkte. Dann werde ich Ihnen gleich den Reſt erzählen.“

Dann fingen wir an zu eſſen und der Onkel betrachtete mich von Zeit zu Zeit, lächelte, als ob er ſagen wollte: „Ich glaube, Du wüßt wir's zuvortun; wo, zum Kukuk, haſt Du einen ſolchen Hunger hergenommen?“

Bald indeſſen wichtige ſich unſer großer Hunger, mit hochen auch an den armen Scipio, welcher mit ſtolſcher Ruhe uns anſah und wartete bis die Reihe zu eſſen an ihn käme. Der Onkel nahm noch einen tüchtigen Schluck, dann zündete er die Pfeife an und näherte ſich dem Alloren; er ergriff die Hand der Frau Thereſe, wie um ihr den Puls zu fühlen und ſagte: „Da bin ich.“ — Sie ſagte nichts und lächelte.

Er zog einen Stuhl herbei, ſchlug den Vorhang zurück, ſetzte das Licht auf den Nachttiſch und begann die Geſchichte der Schlacht zu erzählen. Ich hörte zu, den Arm hinter ihm auf einen Seſſel geſtützt. Lisbeth ſtand im Hintergrunde des Zimmers. „Die Republikaner kamen am 27. des Abends vor Kaiſerslautern an,“ ſagte er; „die Preußen waren ſeit 3 Tagen dort; ſie hatten ihr Lager befeſtigt, und ihre Kanonen beherrſchten von den Höhen ihrer Poſitionen aus die Ebene. Der General Hoche folgte ihnen von Erlenbach; er wollte ſie ſelbſt bei Otterberg umzingeln und beſchloß, ſie am andern Tage anzugreifen. Die Preußen waren 40,000 Mann ſtark, die Franzoſen 30,000 Mann. Am andern Tage, als man begann den Angriff auf den linken Flügel; die Republikaner, geführt von General Ambert, begannen im Sturmſchritt, die Anhöhe zu erſteigen, mit dem Felbgeſchrei: „Landau oder den Tod!“ Im gleichen Augenblick ſollte Hoche das Centrum angreifen; aber er war verdeckt von Gebüſch und Bäumen und konnte nicht ſehen, daß rechter Zeit zu kommen, der General Ambert mußte unter dem Feuer der Preußen zurückweichen; er hatte die ganze Armee des Herzogs von Braunſchweig gegen ſich. Den folgenden Tag, am 29. Nov., war es Hoche, der das Centrum angriff; der General Ambert ſollte den rechten Flügel forciren; aber er verirrte ſich in den Bergen, ſo daß Hoche feinerſeits geſchlagen wurde. Trotzdem ſollte am folgenden Tag, den 30. Nov., wieder angegriffen werden. An jenem Tage machte der Herzog von Braunſchweig eine Bewegung rückwärts; die Republikaner fürchteten, abgeſchnitten zu werden und traten deßhalb den Rückzug an.

„Das iſt Alles, was ich Beſtimmtes weiß, und zwar aus dem Munde eines republikaniſchen Commandanten, der an dieſen Tage die Schlacht durch einen Schuß in's Knie verloren hatte. Einer meiner alten Univerſitätsfreunde, der Doctor Feuerbach, hat mich zu dieſem Manne geführt, nur ſo war ich im Stande, etwas Gewiſſes zu erfahren; denn von den Preußen bekommt man doch nichts heraus, als Aufſchneiderei. — Die ganze Stadt ſpricht von dieſen Ereigniſſen, aber Jeder nach ſeiner Art; eine große Bewegung herrſcht nach da unten, Züge von Verwundeten gehen ohne Unterlaß nach Mainz ab; das Spital der Stadt iſt gefüllt mit Kranken und die Bürger ſind gezwungen, ihre Wohnungen den Soldaten einzuräumen, die es möglich ſein wird, dieſelben fortzubringen.“

Man kann ſich denken, mit welcher Aufmerkſamkeit Frau Thereſe dieſe Erzählung anhörte. — „Ich ſehe . . . ich ſehe . . .“ ſagte ſie traurig, die Stirne auf die Hand geſtützt, „bri uns hat es am Zuſammenwirken gefehlt.“

„Wirklich, den Jörigen hat es am Zuſammenwirken gefehlt, das ſagt Alles in Kaiſerslautern; aber das hindert nicht, daß man den Muth und die außerordentliche Rührheit Eurer Republikaner anerkennt. Da hören Sie's: „Kanonen über der Tod,“ mitten unter dem Bataillonfeuer und dem Kanonendonner, konnte es die ganze Stadt hören, es war wahrlich zum Erbeben. Jetzt ſind ſie auf dem Rückzuge, aber der Herzog von Braunſchweig hat nicht genugt, ſie zu vernichten.“

Ein neues Augenblick der Stille ſtagte Frau Thereſe: „Und wie wiſſen Sie, Herr Doctor, daß unſer Bataillon nicht dabei war?“

„Ebenſalls durch den republikaniſchen Commandanten, er hat es mir geſagt, daß das erſte Bataillon von der zweiten Armee große Verluſte erlitten hätte, in einem Dorfe am Gebirge einige Zeit vorher, bei einer Recognoscirung gegen die Landauerſeite hin, und daß es deßhalb in Reſerve geſtellt worden ſei. Daraus erſah ich, daß er die Sache gewann wußte.

„Wie heißt dieſer Commandant?“ — „Peter Roniart; es iſt ein großer, brauner Mann mit ſchwarzen Haaren.“ — „Ach ich kenne ihn gut, ja, ich kenne ihn,“ ſagte Madame Thereſe; „er war letztes Jahr Hauptmann in unſerem Bataillon! Bitte! dieſer arme Roniart in Gefangenen! Ja ſeine Verwundung geſährlich?“ — „Nein, Feuerbach erzählte mir, daß er davonkommen werde, aber es erforderte einige Zeit,“ erwiderte der Onkel. — Dann lächelte er ſchalkhaft mit zuſammengeknitten Augen: „Ja, ja,“ bemerkte er, „das iſt's, was mir der Commandant erzählt hat. Aber er hat mir noch andere Sachen erzählt, Sachen . . . . intereſſante Sachen . . . außerordentliche . . . und die ich wie verwuthet hätte.“

(Fortſetzung folgt.)

Hiezu der Plakat-Anzeiger Nr. 1.

Buntes.

* Zur Charakteriſtik des Volkes, welches ſo oft blindlings einer ihm hingeworfenen Parole folgt, deren eigentlicher Sinn ihm vollſtändig unverſtändlich iſt, erzählt Ernſtine Krapp folgende Anekdote: „Ich traf eines Abends einen Arbeiter, der mit mir zu politiſiren anfing. — Ich bin für das Septſtechliche, ſagte er. — Was verſtehſt Du denn unter Septſtechel? — Ich habe einen ſpottdrechlen Greif; die Septſtreh nämlich iſt das einzig Richte. — Nun, ſo ſag' doch, was Septſtehe iſt. — Nun zum Kuckuck! Die Septſtehe iſt die Septſtehe. — Vierzehn Tage ſpäter lief ſich der Arbeiter auf einer Barrikade tödten. Er war ſür die Septſtehe geſtorben, ohne zu wiſſen, was das für ein Ding ſei.

† In letzter Woche ſollen in Berlin wieder vier neue „Volkstheater“ eröffnet worden ſein. Es gibt dann dort bereits 17 Privat-Theater — eine mehr als hinreichende Zahl! Von den neuen Theatern will das am Bahnhofsplatz mit dem ehemaligen Sänger'ſchen Etablissement in der Blumenſtraße unter Direction des früheren Magdeburger Direktors Nowack eröffnete nur Opern und Operetten geben.

* Der bekannte amerikaniſche Kanzelredner Henry Wards Beecher hat über das Thorleſen in den Volksſchulen „ein ſehr vernünftiges Wort“ bei dummer Zunge des reichen Mannes hinter dem geſchrien Sohne des Aermſten. Um aber die Freiſchulen für Alle frei und gleich zu erhalten, ſollte das Leſen der Bibel aus ihnen ausgeſchloſſen werden. Wenn es zur Aufrechterhaltung des Princips gemeinſamer Freiſchulfreiheit nöthig iſt, in den Freiſchulen auf die Bibel zu verzichten, ſo ſage ich: leiſt die Bibel nicht in den Freiſchulen! Handwerke und Haushalt werden in den Schulen auch nicht gelehrt. Faſt als aber braucht Jemandem ein, zu behaupten, daß die Schule deßhalb Faullenzer werden? Wenn der Lehrer ein Muſter der Rechtſchaffenheit iſt und den Schülern ein Herz voll Liebe entgegenbringt, iſt es dann nicht beſſer, als das Bibelleſen, das doch gewöhnlich im Handetrab betrieben wird?“

* Beabſichtigt hat einer der beim engliſchen Publikum beliebteſten Schauſpieler, Mr. Wallack, ſeine Vorleſungen über Shakſpeare'ſche Dramen. Mr. Wallack, der Director des Theaters Prince of Wales, teſtamentarisch 100,000 Pfund Sterling vermacht.

Erſcheinene Neuigkeiten

des Buch-, Kunſt- und Muſikalienhandels.

Alle hier angezeigten Werke, Muſikalien ꝛc. ꝛc. werden durch die Buchhandlung Wh. Rohr in kaiſerslautern gegen Einſendung des Betrages in Poſtmarken oder durch Poſtnachnahme franco verſandt.

Deutſcher Handels-Almanach für 1870, herausgegeben von Louis Schmidt. — Stuttgart, Ed. Rübling. — 36 kr.

Illuſtrirtes Volksliederbuch. — Lahr, M. Schauenburg. — 27 kr.

Freut Euch des Lebens. — **Taſchen-Liederbuch** für das deutſche Volk. — Plauen, A. Schröter. — geb. 27 kr.

Rückl, Ferdinand. — **Vergeß-Mißlieren.** — Leipzig, A. Matthes. — geh. 1 Thlr. 8 Ngr.

Jacoby, Leopold (J. Leopold) **Weinbauwiſſenſchaft.** — 2. Lief. — Berlin, Gutentag'ſche Verlags-Buchhandlung. — 42 kr.

Fritz, Ernſt. Der Major. Cremnitz-Novelle. 1. Bändchen. — Halle, O. Hendel. — 1 fl. 48 kr.

Schuſter, A. — **Der Bergmann.** Verbeſſerte Original-Ausgabe. — Würzburg, A. Stuber. — 1 fl. 30 kr.

Das neue Europa. Ein Garton. — Zürich, Verlags-Magazin. — 14 kr.

Dr. Schaub. Geſchichtskalender. — Anſtatt, W. Diepe. — 24 kr.

Dr. Dubois, Franz. Leb und Schimpf des Jeſuiten-Ordens, im Intereſſe der bürgerlichen Wohlfahrt hiſtorisch dargelegt. — Bern, Haller'ſche Verlagshandlung. — 1 fl. 12 kr.

dito. Die interaniſche Kreuzzüge. Bern, Haller'ſche Verlagshandlung. — 54 kr.

Jur ſachſiſchen Politik. Zeitgeſchichtliches von einem Bayern. — München, Neubürger u. Wolf. — 36 kr.

Pauſſen, A. Das Armeemuſeke Corps. — Eberfeld, H. Lucas. — 18 kr.

Oeſterreich-Ungarns Neutralität in einem künftigen Kriege. 2. Auflage. — Berlin, F. Wagner. — 54 kr.

Lay, Georg. Schlaf und Traum. Oeffentlicher Vortrag. — Bietigheim, Schmid'ſche Buchh. — 15 kr.

Derr von Groß, der große Agitator. Sachſens und Oeſterreichs. Von einem Wiener Landsmann. — Schleiz, G. Hübner'ſche Buchh. — 21 kr.

Ulrich, Dr. Wilhelm. — **Praktiſche Vorbereitung für das Engliſche Comptoir.** 3. Auflage. — Leipzig, R. Friele. — 54 kr.

Wiener, G. G. — **Die Gaſtwirthe.** Neueſter immerwährender Kalender für Haus- und Landwirthſchaft. — Würzburg, Schaberſche Buchh. — 48 kr.

Das gute Haushaltbuch oder vollſtändige Hausſchatz für jede Haus- und Landwirthſchaft und für Jedermann. 5. Auflage. — Plauen, A. Schröter. — 1 fl. 48 kr.

Joſt Anleim. Die Bereitung kalter und warmer Bowlen, wie auch ſämmtlicher gemiſchten Getränken und Eiſen. — Weimar, Voigt. 54. kr.

Verantwortliche Redaction, Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiſerslautern.

Digitized by Google

Pfälzer Demokrat

und

Sonntags-Blatt.

Organ der deutschen Volkspartei in der Pfalz.

Wöchentliche Gratis-Beilage zur „Pfälzischen Volkszeitung."

Für Nichtabonnenten der „Pfälz. Volkszeitung" vierteljährlich 18 kr.

Nro. 2. **Kaiserslautern, 9. Januar** **1870.**

Ueber Communalschulen *).

Motto:
„Irrthum verläßt uns nie,
Doch führt ein höher Bedürfniß
Immer den strebenden Geist leise zur Wahrheit hinan."
Schiller.

Als wir in Nr. 11 des „Schulblattes" unsere Ansichten über die confessionslosen Schulen darlegten (cf. Nr. 60 der „Pfälz. Volkszig." 1868), haben wir bei einigen Lehrern Anstoß erregt. Zwar ist Niemand offen gegen uns zu Felde gezogen — die Erklärung der Rhein-Ommheimer Collegen kann höchstens auf formelle Bedeutung Anspruch machen, — aber einige Collegen haben in Folge jenes Artikels das Schulblatt nicht mehr gehalten, ob aus eigenem Antriebe, oder auf eine höhere Inspiration hin, muß hier unentschieden bleiben; im ersteren Falle ist es eine pädagogische Engherzigkeit und Intoleranz, die eines Lehrers unwürdig sein sollten; im andern Falle ist es eine höchst unselbstständige, devote Handlung, die man von keinem Manne erwarten sollte. Dies Denjenigen zur Erwiderung, die sich ein solches Benehmen zu Schulden kommen ließen. Es sei übrigens nebenbei bemerkt, daß sich unsere Ansichten über den betreffenden Gegenstand noch um kein Haar geändert haben, und wir lassen diesen Artikel nur hauptsächlich folgen, um jene Ansichten theils näher zu begründen, theils weiter auszuführen. Anderseits halten wir es auch für eine Pflicht unseres Schulblattes, eine so wichtige pädagogische Zeitfrage, wie die der Communalschule, nicht mit Stillschweigen zu übergehen. Sind doch auch die confessionslosen Schulen eine „jener modernen Ideen", von denen Lasofoe Rispoli in seiner encyclischen Schrift: „Welche Wege führen nach Rom?" sagt, daß sie zu den reichsten und erfreulichsten Früchten des Christenthums gehörten!

Ehe wir jedoch näher auf unser Thema eingehen, wollen wir einen kurzen Blick auf die jüngste politische Communalschulbewegung werfen, um zu untersuchen, wer denn eigentlich die Feinde dieser neuen Institute sind; vielleicht geben uns diese Anknüpfungspunkte zur Beurtheilung des Geistes und Charakters der confessionslosen Schulen.

Als Gegner der Communalschulen haben sich in erster Linie die fanatischen Jesuitenzöglinge gezeigt, welche ihre religiöse Ueberzeugung aus der „krankenlosen Jesuitenmoral" Gury's schöpften; ferner unsere ultra-orthodoxen protestantischen Geistlichen, die auch in der biosjährigen Generalsynode bei Gelegenheit der Abstimmung über den neu einzuführenden Katechismus eine so heftige Hatz spielten. Gegen die Einführung der Communalschulen war überhaupt jene Partei, welche einen höheren Aufschwung des Volkslebens mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zu hintertreiben und zu bekämpfen sucht. Gegen die Communalschulen waren jene Finsterlinge, welche ein aufgeklärtes Volk im guten und edlen Sinne des Worts nicht wollen. Gegen die Communalschulen waren endlich die Diener jenes Systems, das die „falsche, menschliche Wissenschaft" verurtheilt, den menschlichen Geist in Fesseln schlagen will und sich „Fürster" dünkt (aus der päpstlichen Homilie bei Eröffnung des Concils) „als der Himmel".

Man sollte meinen, daß Derjenige, welcher die Bestrebungen dieser geistesverwandten Parteien kennt und weiß, wie ihre Hetzpresse gegen die Communalschulen agitirten, sich unbedingt für diese Anstalten erklären müsse. Doch wir verlangen keine blinde Hingebung, keine Unterordnung unter die Meinung eines Einzelnen, sondern ruhiges Prüfen und Abwägen; denn wir hegen die Ueberzeugung, daß sich kaum der Vernünftige, der die höhere Bestimmung der Menschheit richtig erfaßt hat, ganz naturgemäß zur Idee der Communalschulen bekennen muß.

Gehen wir nun nach diesen mehr einleitenden Erörterungen zur eigentlichen Behandlung unseres Themas über.

Wenn wir überhaupt von der Schule sprechen, so müssen wir vor allen Dingen das Object der Erziehung, das Kind, das von einer lebendigen, bildsamen, Seele beseelt wird, ins Auge fassen. Umerlachen wir deßhalb von diesem Gesichtspunkte aus, sowie vom Standpunkte der Geistes- und Gewissensfreiheit aus, wie die confessionslose Schule im Gegensatze zur Confessionsschule auf Geist, Gemüth und Willen des Kindes wirkt; denn „an ihren Früchten soll ihr sie erkennen!"

Alle Erziehung und Bildung geht von der Autorität aus; aber das Ziel der wahren Erziehung und Bildung ist allmälige Entbindung von der Autorität. Das Kind zu einem selbstdenkenden und selbstständig handelnden Wesen heranzubilden, ist Zweck jeder richtigen pädagogischen Einwirkung. Die Confessionsschule beginnt nicht allein mit der Autorität, sondern sie zielt auch darauf hin, den Menschen für sein ganzes Leben der Autorität zu unterwerfen. Sie gibt dem Schüler Dogmen und Formen, die er nicht durch eigenes, übereugendes Nachdenken gewonnen hat, die deßhalb auch nicht sein geistiges Eigenthum sind. Sie gibt dem Schüler gegebene Wahrheiten und gegebene und geforderte Pflichten, anstatt seine eigene religiös-sittliche Kraft zu entwickeln. Die Confessionsschule gibt Wahrheiten, die ohne selbstgewonnene Ueberzeugung nur formellen Werth haben. Dabei erklärt sie Jeden, der diese Wahrheiten nicht hoch und heilig hält, als einen Feind der Religion, als einen Feind Gottes und der Menschheit. Wird aber durch dieses Verfahren, das jedes eigene Denken vernichtet, nicht auch zugleich der Haß gegen Andersdenkende und Andersgläubende in der Brust geweckt und in der Folge genährt?

Die confessionslose Schule dagegen begünstigt und fordert das Selbstdenken, sie sucht den Menschen von Vorurtheilen zu befreien und entwickelt ihn naturgemäß. Der durch sie erzogene Mann erkennt keine alten Satzungen an, wofern sie nicht mit seiner Ueberzeugung übereinstimmen. Er unterzieht jede Autorität einer scharfen Kritik und kennt in seinem Denken keine anderen Schranken als die, welche ihm von der Natur gesetzt sind; sein Thun richtet sich nur nach den Pflichten gegen seine Nebenmenschen und nach der Vernunft. Die confessionslose Schule bringt also die in den Menschen gelegten geistigen Keime zur Entwicklung und wird so eine freie Geisteeschule.

Die confessionslose Schule lehrt, daß es über dem Protestanten, über dem Katholiken und über dem Juden etwas Höheres und Allgemeineres gibt, welches Mensch heißt, und erzieht so zur Anerkennung des Menschlichen im Menschen. Sie wird somit eine Pflanz- und Pflegestätte wahrer Religiosität und Brüderliebe gegen alle Menschen und ist deßhalb auch eine Humanitätsschule. Herder, der begeisterte Prophet der Humanität, sagt: „Die Schule ist eine Pflanzstätte für junge Leute, nicht nur als künftige Bürger des Staates, sondern auch und vorzüglich als Menschen. Menschen sind wir eher, als wir Professionisten werden, und wehe uns, wenn wir nicht auch in unserm künftigen Lebensberufe Menschen bleiben!"

Die confessionslose Schule gestaltet sich aber auch zur Nationalschule, indem sie praktisch zur Verträglichkeit, Einigkeit, Freundschaft und brüderlichem Zusammenleben erzieht. Dadurch bildet sie Bürger, welche einheitliche Gesinnungen hegen, und darauf beruht die Stärke des Vaterlandes.

Indem aber die confessionslose Schule in der Weise ihre Wirksamkeit entfaltet, erzieht sie ganz den Gesetzen der Pädagogik gemäß und in somit auch die pädagogische Schule. Dieterweg sagt: „Die confessionslose Schule ist frei von allen den Mißgriffen und schädlichen Belastungen, welche der confessionell kirchliche Unterricht in die Schulen gebracht hat, sie ist in der Lage, sich frei und allein nach den Grundsätzen wahrer Menschenerziehung zu richten."

Man wird uns entgegnen, daß die Confessionsschule ein geschichtliches Recht habe. Darauf erklären wir, daß dieses historische Recht ein Unrecht ist; denn jede Culturstufe erzeugt ihr eigenes Recht, das dem jeweiligen Bildungsstande der Menschheit entspricht; dies hat schon Hegel nachgewiesen. Zudem wurde im Westphälischen Frieden, der die Grundlage unseres modernen, öffentlichen Rechtes in Deutschland bildet, die Confessionalität für Schulen und Lehrer nur bei den Universitäten und Gymnasien aufrecht erhalten. Von einer confessionellen Volksschule wird nirgends Erwähnung gethan.

Ganz ungerechtfertigt ist die Art und Weise, wie unsere königl. Regierung der Einführung der Communalschulen Schwierigkeiten bereitete. Das Staats- und Kirchenrecht gestatten den Eltern das Recht, die religiöse Erziehung ihrer Kinder nach ihrer Ueberzeugung leiten und vollziehen zu dürfen; auch die Confession, in welcher die Kinder erzogen werden sollen, dürfen die Eltern wählen. Nicht nur auch die Eltern, resp. die Gemeindeglieder zu bestimmen haben, ob ihre Schule eine confessionelle oder eine confessionslose sein soll. Wenn sich deßhalb eine Stadt- oder Landgemeinde in überwiegender Majorität für die Umwandlung der confessionellen Schulen in Communalschulen erklärt, so ist kaum zu begreifen, wie man der Ausführung eines solchen Actes von competenter Stelle Hindernisse entgegen stellen kann.

Nachdem wir nun so den Geist und Charakter der Communalschulen in kurzen Zügen zu zeichnen versuchten, fragen wir, ob diese Anstalten als religionslose bezeichnet werden können? Gerade in ihnen sollen Menschen erzogen werden, die von wahrer Religiosität durchdrungen sind, und deren ganzes Leben eine religiöse That ist; gerade in ihnen soll die Religion der Humanität, das Christenthum, im Sinne und Geist ihres erhabenen Stifters gepflegt werden. Es wird darum ein großer, denkwürdiger

*) Dieser Artikel war für das „Pfälz. Schulblatt" bestimmt, konnte aber in diesem Blatte keine Aufnahme finden, da dasselbe aus Gründen der Zweckmäßigkeit und Vorsicht die Communalschulfrage unerörtert lassen soll.
Anm. d. Eins.

Digitized by Google

Tag sein, an welchem sich alle confessionellen Parteien die Bruderhand reichen und beschliessen werden, daß ihre Kinder, diese lebendige Zukunft, unter dem Walten eines allgemein gewordenen christlichen Geistes in Gemeinschaft zur wahren Humanität erzogen werden sollen. Möge dieser Tag bald anbrechen! Mit ihm wird eine neue Aera beginnen.

K. Die Deutsche Volkspartei in der Pfalz.

(Nachdruck bei dem Jahreswechsel.)

Es sind wenige Wochen länger als ein Jahr, daß der erste Anstoß zur Gründung der Partei in der Pfalz gegeben wurde.

Am 29. Nov. 1868 traten etwas über 30 Männer in Haardt bei Neustadt zusammen. Sie stellten ihr Programm, das, mit einigen unwesentlichen Aenderungen, das Programm der Deutschen Volkspartei war, fest und begannen den Kampf gegen das bis dahin sich allmächtig dünkende Regiment des National-Liberalismus. Wenige Wochen darauf haben wir in hiesiger Stadt einen Volks-Verein entstehen, der lustig zumarschirt. Durch Belehrung des Stuttgarter Programms, daß die soziale Frage oder deren Lösung nur Hand in Hand mit der Einigung in politischer Freiheit gelöst werden könne, wurde von Mitgliedern dieses Vereins ein Arbeiterbildungs-Verein gegründet, der sich sehr schnell entwickelte und heute nahezu 700 Mitglieder zählt. Die neue Partei wurde von ihren Gegnern zuerst mit Spott und Hohn begeifert, dann folgten väterlich-freundschaftliche Vorstellungen, abzulassen von diesen kräftlichen Thun; als dies Alles nichts half, wurden die Agitatoren der gegnerischen Partei persönlich verdächtigt. Heute wurde der Partei ein offenes Bündniß mit den Ultramontanen, dann eines mit den Communisten vorgeworfen. Die Wuth der gegnerischen Presse war komisch, sie überdrehen sich förmlich gegenseitig im Verdächtigen unserer Partei und Führer, doch zu viel Schadet sich immer selbst; je mehr die Herren schimpften, desto kräftiger wuchs die Partei ihrer Gegner.

Bei der Landtagswahl im Mai sahen wir die Volkspartei auf offenem Kampfplatz; die Abstimmung bei den Urwahlen zeigte, daß sie schon eine bedeutende Anzahl ganz entschieden für sich gewonnen hatte. Wohl unterlag sie, doch sie hatte Zeugniß von ihrem Dasein und ihrem Muthe, der den offenen Kampf nicht scheute, gegeben.

Da durch die Auflösung des Landtages im November eine Neuwahl nothwendig wurde, hatte die Partei abermals Gelegenheit zur Agitation. Der Abgeordnete G. F. Kolb war in der Mainwahl von beiden Parteien gewählt worden, da jedoch dieser gegen den Clubterrorismus der Fortschrittspartei auftrat, so wurde er von dieser, wie Manchmal, trotz seiner von allen Seiten anerkannten Verdienste, aufgegeben und namenlos angefeindet. Die Volks-Partei trat nun jenesmal allein für Kolb ein, und da die Presse der Fortschrittspartei, getreu ihrer Devise, fortfuhr, diesen Mann zu verdächtigen, so mußte sich beinahe die Gesammtbürgerschaft Kaiserslauterns von derselben ab, und vereinigten sich Alle zum Zwecke der Wiederwahl Kolb's mit der Volks-Partei. Diese Ereignisse sind zu bekannt, um hier noch einmal aufgerührt zu werden.

Genug, Kolb fiel, zur Schande dieser Partei und zur Schädigung der Pfalz und des ganzen Wahlbezirks durch, und mit ihm die 3 Demokraten, welche mit demselben zugleich aufgestellt waren. Die Entrüstung der Bürger der Stadt, des Landerthales und der ersteren Männer zum Theile war ob dieses Vorganges allgemein und äußerte sich hauptsächlich gegen die Koryphäen der Fortschrittspartei in hiesiger Stadt. Die kürzlich stattgefundenen Gemeinderathswahlen waren der Ausdruck des allgemeinen Unwillens, den diese Herren sich zugezogen hatten.

Carl Hohle, der leitherige Vorsitzende des Volks-Vereins, wurde mit 2/3 Majorität in den Stadtrath und von diesem mit allen gegen seine und eine weitere Stimme zum Bürgermeister gewählt. Die Regierung fand, trotz der heinahe in jeder Nummer wiederkehrenden Verdächtigungen der K. Stg. und des Pf. K. trotz des berüchtigten, von 19 der sog. besseren Bürger unterzeichneten Wahl-Pamphlets (indem man diesem Manne die „reinen Hände" der Volkswohl abspruch,) keine Veranlassung, die Bestätigung zu versagen.

Das Getrübte im Ehren-Kurier von „perschiedenen kleinen Minoritäten", von sporadischen Vorkommen der Volkspartei und ihrer Parteigenossen, ist hoffentlich nun auf die Wahrheit zurückgeführt.

Die letzte Landtagswahl hat zu Genüge gezeigt, daß die Majorität der Wahlmänner des Bezirksamts Kaiserslautern, aus dem Kanton Göllheim und mehreren anderen Urwahldistrikten für die Candidaten der Volkspartei stimmten.

Es war der Partei zuerst darum zu thun, in einer größeren Stadt Boden zu gewinnen, die Agitation wurde daher vor Allem in Kaiserslautern betrieben und von da aus in der Umgend. Doch auch in der Vorderpfalz hat sich die Partei warme Freunde erworben; in einer Versammlung auf dem Schießhaus bei Neustadt a. H. unterschrieben über 200 Männer das Programm der Partei, darunter 84 von Neustadt. In allen Städten langs des Haardtgebirges, in Grünstadt, Dürkheim, Bachenheim, Neustadt u. s. w. haben die Mitglieder und Freunde der Partei schon ihre losen Vereinigungen gebildet. Im Bezirk hat die Partei in Joachimsbrücken und in Cusel Boden gefaßt. Außer dem Parteiorgan, dem „Pfälzer Demokrat", vertreten folgende Zeitungen ihre Prinzipien:

Pfälzische Volks-Zeitung (Kaiserslautern),
Cuseler Zeitung, (Cusel),
Neustadter Anzeiger (Neustadt a. H.),
Zweibrücker Tagblatt (Zweibrücken).

Der hiesige Volksverein, als Vorort der Partei, wählte folgende Herren in seinen Vorstand: Ad. Kröber, Adam Wagner, Carl Gebert, Joh. Hermann, Jos. Lutheringshausen, H. J. Theobald, Joh. Alschwier.

Diese Herren bilden zugleich den „geschäftsführenden Ausschuß" der Partei in der Pfalz.

An Euch, Ihr Freunde in der Pfalz, liegt es nun, den Volksstaat Katzenbuckens zu folgen, ohne Organisation ist Ihr schwach, ohne Agitation werden sich unsere Prinzipien nur langsam verbreiten; gründet beipfalz Volks-Vereine mit regelmäßigen Sitzungen, besucht die bestehenden Arbeitervereine, wo diese nicht sind, gründet derartige Vereine.

Auskunft ertheilen gern obengenannte Herren; sollte es an Rednern fehlen, so ist der Ausschuß bereit, dieselben auf Verlangen zu senden.

Wie in Kaiserslautern, so ist überall in der Pfalz ein guter Boden, in den die praktischen Prinzipien sind, Dank der Arbeit unserer Vorfahren, Gemeingut der Pfälzer geworden. Bereits ist die Bresche in die Mauern der sog. nationalen oder auch Fortschrittspartei geschossen, nun heißt es: Sturm laufen, und die Tage des „Flaschenabels" sind gezählt, und die Pfalz wird aufs Neue als heller Stern am demokratischen Himmel glänzen.

Für eine Partei, die heute vor dem Minister Bismarck oder vor dem Minister Hohenlohe schwerindelt, mag in Pommern ein guter Boden sein, dort mögen sich unsere Junker vom Bingertspfahl und vom Forstlas hinwenden, dort finden sie Gesinnungsgenossen, hier zu Lande werden diese bald rar sein.

Auf denn, Ihr zum Kampf! Auf zum Sieg

Eine politische Hinrichtung in Spanien.

Barcelona, Mitte Dezember.

Wie ein ungeheurer Feuerball steigt die Sonne aus den blauen Wassern des Mittelländischen Meeres empor. Sie erhebt sich am Horizont, und in ihren ersten Strahlen glitzern die weißen Häuser von**. In dieser Morgenstunde bietet die reizende andalusische Stadt ein Schauspiel, so recht gemacht, einen Künstler zu begeistern, einen Dichter zu bezaubern. Im Osten schimmert und funkelt Alles — das Meer ist leicht durch eine Morgenbrise getrübt, und seine wie Sapphir sichtbluuen und tiefen Wellchen drängen sich eines an das andere und erstehen süßen Gletschereis an der Küste. Ueber ihnen sind, die sie mit einem diamantenen Schaume bedecken. Die durch die Sahaasathmungen heißlaue, durch die Schneelagen der Berge erfrischte, durch den Duft der Jasmin- und Orangenblume in der Ebene geschwellte Luft trägt weithin und verbreitet eine unaussprechliche Empfindung eines wohlthuenden Wohlbehagens, einer wonniglichen Erfrischung. Im Westen ist es dem Tage noch nicht vollends gelungen, die Dünste der Nacht zu verjagen; die Schatten kämpfen noch mit dem hereinbrechenden Lichte. Die Ebene und der Fuß der Berge sind in violette, undurchdringbare wolke Farbentöne getaucht, während die schneigen Spitzen der Abyssarras die ersten Sonnenfeuer zurückstrahlen und ihre Gletscher wie geschmolzenes Metall sich entzünden und kammen, als wollten sie gleichsam der schlummernden Stadt ein in weißglühenden Gold und Silber glänzende Krone auf das Haupt setzen. Alles singt hier einen Lobpsalm des Lebens, Alles ist hier gleichsam ein Freudenausschrei der Schöpfung gegen den Schöpfer, welcher diesen Erdenwinkel so recht begnadet hat. Die Stadt erwacht! Die Glocken schwingen sich und wecken das schlafende Echo des Gebirges. Wahrlich, in diesem irdischen Paradiese muß der erste Gedanke des Menschen sich zu Gott emporrichten, um ihm für den Segen zu danken, der er an ihm verschwendet hat; ohne Zweifel willfahren die Gläubigen dem Rufe des Priesters und wandeln in den Tempel, um der Morgenandacht beizuwohnen. So ist es, und so muß es sein, und doch zittert in dem Glockenklange etwas, das das Herz jammervollen Schrei. Das Ern, langsam und in regelmäßigen Intervallen geschlagen, überhallt auf eine klägliche Weise; die Klangwellen dehnen sich und werden weit hinaus wie ein lang gezogenes Wimmern getragen.

Und dennoch kommt Jeder diesem Rufe nach, Alle verlassen ihre Wohnung, aber nicht zum Hause Gottes lenken sie ihre Schritte. In der Straße ist eine große Menge versammelt; sie ist aber düster und schweigsam. Ab und zu weicht sie ehrerbietig in Reihen zurück, um den schwarzen Phantomen Platz zu machen, deren Leib in eine malerische Kutte eingehüllt, den leeren Kopf mit einem Hutungeheuer Kappe bedeckt ist, in der zwei Löcher statt der Augen klaffen. Diese Büßer tragen ein mit Trauerattributen geschmücktes Banner, auf dem die Worte: „Brüder und christliches Mitleid" gestickt sind. Auf ihrem Wege vermeiden Alles, und der Aermste hält einen Obolus hervor, um ihn in ihre Hände gleiten zu lassen. Die Almosensammlung ist vorüber, die Büßer entfernen sich. Einer von ihnen hält als einzigen Dank die schauerlichen Worte aus: „Frieden und christliche liebe Brüder! Betet für die arme Seele des Verurtheilten, der sterben will." Sterben! Wer aber kann an den Tod glauben, so lang der Himmel blau, die Sonne so glänzend, die Luft so süß ist! Sterben! wenn hier das Leben so üppig ist, wenn Alles sich in Strahlen badet bis in die Tiefen des Meeres, wenn ihn in hellen Lichte ein Goldstitter glitzert, wenn Alles bis zum Grashalme hinab das Jubellied des Lebens, der Grazie und Schönheit singt! Sterben! wenn hier das Geschöpf das haben mit allen Sinnen, durch alle Poren eine Wonne, ja nun benuch verwimmt man aus der Ferne den Ruf der Büßer, die wiederholen: „Frieden und christliche Milde, Brüder! Betet für die Seele desjenigen, der sterben wird!" Vorwärts! Folgen wir der Menge und lassen wir uns von dem Menschenstrome tragen, der unaufhaltig wächst, der seine zahlreichen Wellen durch die ganze Stadt wälzt, und dort sich an einer Truppenabtheilung bricht, die einen plumpen Bau umfaßt, in dessen Mitte sich ein Pfahl eigenthümlichen und finsteren Ansehens erhebt. Dieser Bau ist das Schaffot, dieser Pfahl ist der verhängnißvolle Marterpfahl, an dessen Fuße und christliches Mitleid, Brüder! Beten wir! Der sterben wird, ist jung und lebensvoll, und in wenigen Augenblicken soll er durch die schimpfliche Hand des Henkers seine See'e Gott zurückgeben. Beten wir! Der sterben wird, ist eines der tapfersten Opfer, die der Bürgerkrieg, das Unglück der Bürgerkriege hingeschlachtet werden. Beten wir! Der sterben wird, hat sich einer Sache hingegeben und gewetzt, die er für gerecht hielt, und bald vielleicht wird ihm der Zufall der Revolutionen Recht geben, verleiht doch wird man seinen Tod öffentlich bewinnen, und der Ehrfole von heute wird wahrscheinlich der Märtyrer von morgen sein. Beten wir! Denn der sterben wird, hat eine Mutter, eine Frau und Kinder . . . und das Glockengeläute wird immer stärker und das düstere Stimmen der Glocken wird immer lebendiger, wie das Aechzen zerissene Schluchzen. Das die Mutter, die Wittwe und die Waisen dieses Lebendigtoden aufstoßen.

Hört ihr! Das Geräusch der Glocken verdoppelt sich. Der Verurtheilte ist bei 30 Stunden in der Kapelle, und seit 30 Stunden hat er jede Hoffnung für ihn verloren; seit 30 Stunden macht er seinen Todeskampf durch, da der Gedanke nicht von ihm laist, daß ihn jede verstreichende Minute dem Marterleiter der Angst und Verdrängung, aber der ihn nimmer muß, näher bringt. Hört! Hört! lauter auf! Die Glocken haben das Todesgeläute an. Sie verkünden, daß der Verurtheilte seine letzte Messe hört, und daß man über ihn, den Jugendkräftigen, den Lebensvollen, die Sterbeglocke ertönt. Die Gesängigkeit öffnet sich, das Trauergefolge tritt heraus und stellt sich in einer langen den Umrichtungsplatz. In einem Pianet von Waden erscheint ein Greis, auf den ein Mann, das Gesicht gegen die Croupe des Thieres gewendet, gesetzt ist. Dieser Mann, dessen Gliedner sorgfältig gefesselt, ist in ein langes Hemd von schwarzer Wolle gehüllt, das noch mehr die Blasse seines Antlitzes hervorhebt. Dieser Mann ist der Verurtheilte. An beiden Seiten schreiten ein Priester und mehrere Büßer von „Frieden und christliches Mitleid" einher, die von dem Geiste des Unglaubens die Drangsale seines Schmerzensganges abzuwenden suchen. Jener ihm kommt ein Mann, den sein weites Gewand, d

Digitized by Google

sein andalusischer Hut, sein farbiges Beinkleid als gewöhnlichen Neugierigen kennzeichnen würden, wiede nicht alle Welt seine Berührung, und trige er nicht um seine Hand eine Anzahl äußerst starker Schling-n geschnürt, deren Enden in einen Halsstrick von besonderer Form verlaufen; aus der Tasche des les Mannes hängt ein weißes Sacktuch, dessen Zipfel auf eine seltsame Weise gefnüpft sind. Die ser Mann ist der Henker, mit dieser Schlinge und mit diesem Sacktuche wird er seines unheimlichen Amtes walten. Der Zug schwankt weiter, er durchbricht die dichten Wogen der Menge und dringt in den Raum vor, den die ins Gevierte gerichten Trup pen um den finsteren Bau freihalten. Priester und Büßer pfalodnieren die Todesgebete, die Umstehen den entblößen das Haupt; dumpfe Drohungen mi schen sich in das Schlachzen, der Verurtheilte ist am Fuße des Schaffots. Er ist muthig und ruhig, aber sein Muthig ist von einer fahlen Blässe, er sucht die Frostschauer seines Leibes zu beherrschen, doch seine Jugendwehrt sich ungestoalt gegen das herannahende Nichts; seine blutlichen Lippen sind halb offen, um den Hauch der kalt und leer seine zerpeinten Lungen zu erleichtern; seine mit einem breiten, schwarzen Ringe umkreisten Augen liegen hohl, sie schweifen unsicheren Blicke über die Menge, um gleichsam eine Rettung zu erleben, welche die Verzweifl Lügen strafe. Nichts, nichts hat auf ihren ängstlichen Anruf Antwort gegeben, sie schließen sich bald und senken sich zur Erde. Der Verurtheilte wird von seinem Beichtiger gehaben; ein Gerichtsschreiber nähert sich und liest ihm das Urtheil vor, das über ihn den Tod verhängt. Der Unglückliche lauscht nach Schrift einem jeden Worte dieser furchtbare Stimme zu vernehmen, die ihm nur wieder sagt, daß Alles aus und vorüber und daß für ihn keine Hoffnung mehr hienieden ist. Er hört, und es sinkt sein Haupt allmälig auf seine Brust. Nachdem das Urtheil gelesen, sucht sich der Verurtheilte mit aller Anstrengung aufzuraffen, er richtet stolz sein Haupt empor, aber sein erloschenes Auge, in der sich das Weiße erweitert hat, wie sein kurzes und zischendes Athemholen verrathen die innere Angst, gegen die er nun vergeblich ankämpft.

Der Ausdruck dieses jugendlichen Antlitzes, auf dem sich Leben und Tod eine erbitterte Schlacht liefern, ist so tief erschütternd, daß Seufzer von allen Seiten in der Menge loobrechen. Auf der einen Seite hurch einen Priester, auf der andern durch einen Büßer gestützt, schreitet der Verurtheilte die Stufen des Schaffots hinan und läßt sich auf den verhängnißvollen Armensünd erschemel, den Rücken gegen den Pfahl gelehnt, nieder. Nun nähert sich der Henker, und mit einer ungeheuren Spannung ist ihren verderblichen Fäden das in ihr Netz gefallene unglückliche Insekt umschnüret, nimmt er seine Schlinge und wirft sie haftig um die Beine und um den Leib des Verurtheilten; er zieht und schnürt so lange, bis alle Glieder seines Opfers fest an den Pfahl gefestet sind, und keine Bewegung mehr für diesen Menschenkrümpen möglich ist. Der Priester spricht und weist den, der die Erde verlassen muß, auf den Himmel hin. Der Henker nimmt das an den vier Zipfeln geknüpfte Sacktuch aus der Tasche, bedeckt damit das Gesicht des Verurtheilten, legt ihm um den Hals den schrecklichen Eisenring und klammert ihn fest; der Priester spricht noch immer; die verderbliche Binde macht zwei Umdrehungen; der Hals des Hingerichteten ist buchstäblich zermalmt. Die Lebenszuckungen werden nachgerade seltener. Der Henker legt die rechte Hand ein Haupt, stößt mit einem kräftigen Rucke die Zunge zurück, welche durch die Erdrosselung aus dem Munde getreten ist; nimmt das Tuch weg und enthüllt ein blutunterlaufenes, schwarzes, entstelltes, gräßliches Gesicht, statt des Antlitzes, das noch vor wenigen Minuten jung und schön war. Das verfluchte Werk ist vollzogen; der Henker verläßt das Schaffot, die Truppen rücken ab, und der Leichnam des unglücklichen Gerichteten bleibt für die öffentliche Neugier ausgestellt, bis die von dem Urtheil festgesetzte Zeit verstrichen ist. Dann läßt die Behörde die Leiche von dem entsetzenden Pfahl loshinden und liefert sie den Büßern von „Pax y caridad“ aus, die für seine christliche Beerdigung die Almosen verwenden, die sie von dem öffentlichen Mitleid erhalten haben.

Ein alter Demokrat über das heutige Militärwesen.

Jakob Venedey hat im Berliner Arbeiterverein einen Vortrag gehalten. Mit gespannter Aufmerksamkeit folgten die Anwesenden den klaren und kräftigen Worten des Vortragenden, welcher, indem er den Geist, das Wesen und die Erfolge des Soldatenthums charakterisirte, ein vernichtendes Urtheil über dasselbe aussprach. „Wo das Soldatenthum jemals geherrscht hat, zerstörte es die Cultur und führte zur Barbarei.“ Das, sagte Redner, ist eine geschichtliche Wahrheit, welche von dem Soldatenthum Alexander's von Mazedonien bis in die neueste Zeit gilt. Auf diese übergehend, weist Redner zunächst nach, daß Europa allein „jährlich 1740 Millionen Thaler für das Soldatenthum verschwende“, eine Summe, von der 3½ Millionen Familien ohne Noth leben könnten. Aber die Geldverschwendung ist es nicht allein, was das Soldatenthum verwerflich macht; weit schlimmer ist, daß all überall da, wo das Soldatenthum herrscht, das Rechtsbewußtsein, die Vaterlandsliebe, die wahre Ehre, kurz alle höheren Begriffe der Menschenwürde verloren gehen. Diesen Uebelständen ist nur abzuhelfen, wenn das Wehrsystem, wie jetzt durch wahrhafte Rüstung der ganzen Nation. Jetzt sind wir in Deutschland nicht gerüstet, lösen Sie das Soldatenthum auf und bewaffnen Sie die ganze Nation, dann haben Sie 5 Millionen „Bürgersoldaten“, die, wenn es sein muß, gegen die ganze Welt, ihre Freiheit, ihr Vaterland, ihre Ehre mit Erfolg vertheidigen.

Die päpstliche Bulle.

Die Bulle in Bezug auf das Ableben des Papstes während der Sitzungszeit des Concils, liegt jetzt ihrem Wortlaute nach vor. Sie ist vom 4. Dezember datirt und kündigt sich an als „Statut unseres heiligsten Vaters, durch Gottes Vorsehung Papst Pius IX., rücksichtlich der Wahl des römischen Pontifex, falls es sich ereignen sollte, daß der heilige Stuhl während der Periode des Concils vacant werde.“ Darin heißt es:

Nach dem Beispiele Justus III., Paul IV. und Pius VI., von denen die letzten beiden ausdrücklich für den Fall ihres Ablebens während der Dauer des Conzils von Trient Verfügungen trafen, erklärt der Papst im Weiteren in der Fülle seiner apostolischen Gewalt, bestimmt und bestimmt, daß für den Fall seines Todes die Wahl des Nachfolgers nicht vom Concil, sondern selbst „mit Ausschluß aller etwa vom Concil abwardenden Personen“ einzig und allein von den Kardinälen vorgenommen werden solle. Um ferner Hinderniße, Zwiespalt und Verwirrung bei solcher Gelegenheit zu verhüten, erklärt er außerdem kraft seiner Machtvollkommenheit, daß sich für den Fall seines Todes das Concil als suspendirt aber vertagt betrachten und ohne Zögern seine Versammlungen jeglicher Art einstellen müße, auch unter keinem Umstande weder zusammentreten dürfe, bis der neugewählte Papst es für angemessen erachtet habe, die Wiedereröffnung und Fortsetzung des Conzils anzuzeigen. Wie bekreiten, heißt es ferner, daß dieser Brief für alle Zukunft gültig, bindend und wirksam bleiben und nie in etwaige Zurückziehungen, Abänderungen oder Veränderungen oder ähnliche wie verschiedene Verfügungen mit einbegriffen werden soll, und es sei Niemanden daher gestattet, diese Erklärung, Verfügung, Bestimmung und diese unsere Willensmeinung zu verletzen, noch anmaßend zu bestreiten. Und wenn Jemand es sich herausnehmen sollte, Solches zu verüchen, so wisse er, daß er den Zorn des allmächtigen Gottes und seiner heiligen Apostel Petrus und Paulus auf sich laden wird.“

Wie der Correspondent des „Morning Herald“ hört, soll der Papst bei dieser Verfügung nicht stehen geblieben sein, sondern dem heiligen Collegium als seinen Nachfolger den Cardinal von Reisach designirt haben, der freilich schon am 23. Dez. 1869 verschieden ist; es hat der Papst nun einen Andachtger bestimmte, ist zur Zeit noch nicht bekannt.

Unseres Erachtens wird die Herrschaft Rom's immer unhaltbarer, überlebter.

Amerika.

Kaum ist die Nachricht eingetroffen, daß Stanton vom Präsidenten Grant zum beigeordneten Richter des obersten Gerichtshofes ernannt und vom Senate bestätigt worden sei, so wird uns schon der Tod des mit diesem Amte Geehrten gemeldet. Edwin M. Stanton starb am Freitag, so berichtet das Kabel, an allgemeiner Körperschwäche, 55 Jahre alt. Er hat allerdings die letzten Jahre seines Lebens in einer außerordentlich Thätigkeit und zuletzt unter den schwierigsten collegialischen Verhältnissen zugebracht. Unter Lincoln hatte er vier schwere Jahre des Kampfes hindurch die Last des Kriegsministeriums zu tragen, unter Johnson kämpfte er nicht für seine Person, sondern für seine Partei gegen den Präsidenten selbst, der als Macht der Republikaner hemmen wollte. Die Ernennung, welche ihm von Seiten Grant's eben zu Theil wurde, war eine Anerkennung seiner Wirksamkeit in beiden Zeiträumen. Edwin M. Stanton war ein „Mann aus dem Westen“, wie auch Lincoln und Grant. 1815 zu Steubenville, Staates Ohio, als der Sohn eines Arztes geboren, studirte er in den dreißiger Jahren unter dem Rechtsgelehrten Benjamin Tappen, Senator des Staates Ohio, die Rechte und wurde von demselben als Theilhaber seiner Anwaltkirma aufgenommen. 1847 siedelte er nach Pittsburg über, wo er in mehreren wichtigen Prozessen zugleich mit B. R. Walter und Abrahem Lincoln als Anwalt auftrat. Der Präsident Buchanan betraute ihn 1857 mit dem sehr bedeutenden Rechtsstreite der mexikanischen Schenkungen, der er mit Erfolg durchführte; und 1860 wurde er, kurz vor dem Schlusse der Verwaltung, Buchanan's, zum General-Staatsanwalt ernannt, welches Amt er mit Widerstreben annahm. In dieser Stellung setzte er dem Präsidenten eifrig zu, Vertheidigungen nach Fort Sumter zu senden, was bekanntlich unterblieb. Nach Stanton's Rath beschloß worden, so würde es den Aufständischen viel schwerer gefallen sein, ihren ersten glücklichen Streich zu führen. Als Lincoln die Regierung übernommen hatte und der Kriegsminister Cameron am 13. Januar 1862 zurücktrat, wurde Stanton zu dem Amte berufen. Man sah in dieser Stellung viel einen Schritt des Präsidenten zur Abschaffung der Sclaverei; und der Richter Holt kennzeichnete in einem Brief an den Gouverneur von Ohio die Ernennung Stanton's als einen segensreichen Fortschritt zur Unterdrückung der Rebellion. Es ist bekannt, mit welchem Stanton die Reform des Militärwesens durchführte, bestätigte die Erwartungen seiner Freunde, und seine Wirksamkeit machte sich bald bis in die äußersten Zweige der Heeresverwaltung fühlbar. Freilich geseelt es ihm nicht immer, Frieden zu stiften, so beianders mit dem vom Volke verehrten General Sherman. Als nach Lincoln's Ermordung der Vicepräsident Johnson in die Präsidentschaft eintrat, herrschte Anfangs ein freundliches Verhältniß zwischen dem Vorgesetzten und dem Ministerium. Allmälig aber neigte sich Johnson den Demokraten zu, und Stanton hielt nun so fester an der republikanischen Partei fest. Johnson wollte Stanton absetzen und es entstand aus diesen Versuchen der Streit um das Amtsbauergesetz und der Staatsprozeß gegen Johnson. Als der Präsident mit einer Stimme, die an der zur Verurtheilung erforderlichen Zweidrittelmehrheit des Senates fehlte, die Oberhand behalten hatte, trat Stanton im Mai 1868 vom Amte zurück. Seitdem blieb er der Politik fern, und man hat kaum mehr von ihm gehört als jetzt seine neue Ernennung und seinen Tod.

* Madame Therese
oder
die Freiwilligen von 1792
von
Erckmann-Chatrian.
(Uebersetzt für den Plätzer Demokrat.)

(28. Fortsetzung.)

„Und was denn, Herr Doctor?“ — „Das hat mich recht erstaunt,“ sagte der Onkel, indem er mit seinem Finger den Tabak in seiner Pfeife niederdrückte und eine große Wolke ausblies, mit andrucksvoller Miene. „Er erstaunt mein . . . und doch nicht zu viel . . . nein, nicht zu viel . . . denn solche Gedanken sind mir oft vorgekommen.“ — „Aber was denn, Herr Jakob?“ fragte Frau Therese mit forschendem Blick. — „Ach! er hat mir von einer gewissen Bürgerin Therese erzählt, einer Art Carnelin, gekannt von ganzen Musterarmee, und welche die Soldaten kurz die Bürgerin nannten! Ha! ha! ha! es schrint, daß es jener Bürgerin nicht an Muth fehlte!“ — Und sich gegen Joseph und mich herum drehend: „Stellt Euch vor, daß eines Tages in der Kommandantur das Nationalmesser wurde, als er im Begriffe war, seine Leute über eine Brücke zu führen, welche von einer Batterie und zwei preußischen Regimentern vertheidigt wurde, und als die älteren und muthigsten Republikaner zurückwichen, heißt Euch rufen, daß diese Bürgerin Therese die Fahne ergriff und ganz allein gegen die Brücke marschirte, indem sie ihrem kleinen Bruder Jean behalt, den Sturmmarsch vor ihr zu schlagen, wie vor einer Armee, was einen solchen Eindruck auf die Republikaner machte, daß sie ihr nachstürzten und sich der Kanonen bemächtigten!“ — Verstehl Ihr das, Ihr Andern? — Der Commandant Rouliert hat mir die Sache erzählt.“

Und wie wir Frau Therese ganz verdutzt anschauten, besonders ich, sahen wir, daß sie ganz roth

wurde. — „Ach!“ sagte der Onkel, „man vermimmt jeden Tag etwas Neues; das ist groß; das ist schön! Ja . . . . ja . . . . obschon ich ein Mann des Friedens bin, hat mich das ganz gerührt.“

„Aber Herr Doctor,“ erwiderte endlich Madame Thereſe, „wie können Sie glauben? . . . .“

„Oh!“ unterbrach sie der Onkel, indem er die Hand ausstreckte; „es war nicht allein der Commandant, welcher mir das sagte; 2 andere vernünftete Hauptleute, welche sich dort befanden, ſtreuten sich sehr, daß die Bürgerin Thereſe noch lebe . . . ihre Fahnengeschichte ist jedem Soldaten bekannt. Nun denn, ja oder nein, haben Sie das gethan?“ sagte der Onkel, indem er die Stirn runzelte und Frau Thereſe ins Gesicht sah.

Da neigte sie den Kopf und fing an zu weinen, indem sie sagte: „Der Commandant des Bataillons, der gestöbret wurde, war unser Pater . . . . wir wollten fterben, der kleine Jean und ich . . . . Wir waren in Verzweiflung.“ Sie schluchzte, als sie an dieſen dachte. Der Onkel betrachtete sie dann, wurde sehr ernſt und ſagte: „Hören Sie, Frau Thereſe, ich bin ſtolz, einer Frau, wie Sie, das Leben gerettet zu haben. Sei es, daß Sie ſo gehandelt haben, weil Ihr Vater gefallen war, oder aus einem andern Grunde, es war immer groß, edel und muthig; es war selbſt übermenſchlich! denn Tauſende von andern Frauen würden hier nur Klagen gehabt haben; ſie waren krafttos zuſammengefallen, und man hätte ihnen bedeutend mehr Barmherzigkeit müssen können. Aber Sie ſind eine muthige Frau, und lange nachdem Sie große Thaten erfüllt haben, werden Sie, wenn Andere anfangen, dieſelben zu vergeſſen; Sie ſind nicht allein die Frau, die, dem Tode ins Angeſicht ſehend, die Fahne erhebt, Sie ſind auch die Frau, welche weint, und darum achte ich Sie. — Und ich ſage, daß das Dach dieſes Hauſes, früher von meinem Vater und Großvater bewohnt, durch Ihre Anweſenheit geehrt iſt; ja, geehrt!“ — Sie ſprach der Onkel, ernſt, und jedes Wort betonend, während er die Priſe auf den Tiſch ſetzte, weil er wirklich bewegt war.

Und Frau Thereſe ſagte zuletzt: „Herr Doctor, ſprechen Sie nicht ſo, denn Sie zwingen mich, recht ſchlecht zu thun. Sie, ſprechen Sie nicht mehr davon.“

„Ich habe Ihnen geſagt, was ich denke,“ antwortete der Onkel, indem er ſich erhob, „und jetzt werde ich mich noch mehr beeilen, um Ihr Wille ist; aber das wird mich nicht hindern, in Ihnen ein ſanftes und edles Geſchöpf zu ehren und ſtolz darauf zu ſein, Ihnen meine Sorgen gewidmet zu haben. Der Commandant hat mir auch geſagt, wer Ihr Vater und Ihre Brüder waren; Ihr Vater ſchlimmen Andenkens, und Ihre Brüder, die nicht allein Verbrecher, ſondern auch Feige waren, die glaubten, die Gerechtigkeit zu vertheidigen. Wenn Tauſende von hochmüthigen Männern nur an ihr Intereſſe denken und, ich ſage es mit Bedauern, wenn ſie ſich für edel halten, wenn ſie nur an materielle Sachen denken, ſind Sie eine Frau, die der wahre Adel, welcher von der Uneigennützigkeit und dem Heroismus abſtammt, ſich unter das Volk zurückzieht. Seien ſie Republikaner oder nicht, was liegt daran! Ich denke, mit Seele und Gewiſſen, das vor dem Angeſichte des ewigen Weſens Edelſte, das wahren Edelen ſind die ihre Pflicht erfüllen.“

Der Onkel ging in ſeiner Anſprache im Saale auf und ab, ſo zu ſich ſelbſt ſprechend. Madame Thereſe hatte ihre Thränen getrocknet und ſagte lächelnd zu ihm: „Herr Doctor, Sie haben mir gute Nachrichten gebracht, ich danke Ihnen! Jetzt wird es mir beſſer werden!“

„Ja,“ antwortete der Onkel ſtille ſtehend, „es wird Ihnen immer beſſer gehen. Aber jetzt iſt es Zeit zum Schlafengehen; die Anſtrengung dauerte lange und ich glaube, daß wir alle hieran Noth gut ſchlafen werden. Nun, Fritzel, nun, Liebeth, vorwärts! Gute Nacht, Frau Thereſe!“ — „Gute Nacht, Herr Doctor!“

Er nahm das Licht und ging mit geneigtem Kopf träumeriſch mit uns hinaus.

XII.

Der nächſte Tag war ein Glückstag für das Haus des Onkels Jakob. Es war ſehr ſpät, als ich aus meinem tiefen Schlafe erwachte; ich hatte zwölf Stunden nacheinander geſchlafen wie eine Steinbe, und die erſte Sache, die ich ſah, waren meine kleine runden Fenſterſcheiben, bedeckt mit ſilbernen Blumen, mit durchſichtigen Reben und tauſend Verzierungen von Reif, ſo, wie meine Hand ſie zu zeichnen vermag. Es iſt doch nur ein einfacher Gebanke von Gott, welcher uns den Frühling mitten im Winter zurückruft; aber es iſt auch ein Zeichen von großer Kälte, jener trockenen und ſchneidenden Kälte, welche auf den Schnee folgt; dann ſind alle Flüſſe und ſelbſt alle Brunnen zugefroren; die feuchten Fußpfade ſind hart geworden, und die kleinen Waſſerpfützen ſind mit jenem weißen und zerbrechlichen Eis bedeckt, welches unter unſern Füßen kracht wie Eierſchalen. — Indem ich das betrachtete, die Naſe nur ein wenig unter der Decke hervorgeſtreckt, die baumwollene Nachtmütze bis in den Nacken hinuntergezogen, erinnerte ich mich alter vergangener Winter und ſagte zu mir: „Fritzel, Du wirſt Dich nicht aus dem Bette wagen, ſelbſt um zu frühſtücken, wirſt Du Dich nicht herausmagen!“

Indeſſen ſtieg der Geruch einer guten Rahmſuppe und der Kräuter ſtopfe empor und erfüllte mich mit einem ſchrecklichen Muth. — Ich gab mich dieſen Betrachtungen eine halbe Stunde lang hin, und ich hatte zum Voraus beſtimmt, daß ich mit einem Sprunge aus dem Bett folgleich meine Kleider unter dem Arm und in die Küche laufen würde, um mich bei dem Heerde anzukleiden, als ich den Onkel Jakob hörte, welcher ſich im Zimmer neben mir erhob, was mich denken ließ, daß die Anſtrengungen des vergangenen Tages ihn eben ſo lange hatten ſchlafen machen als mich. Wenige Augenblicke nachher kam er lachend und ſchlotternd in mein Zimmer, in ſeinen Nachtkleidern. „Wohlan, Fritzel, heraus! Muth, Muth! Riechſt Du denn nicht den Duft der Suppe?“ — Er machte es jeden Winter ſo, wenn es recht kalt war, und beſonders ſich immer eine Unerſchütterlichkeit geheißt. „Wenn man mit der Suppe tiefer bricht,“ ſagte ich zu ihm, „ſo würde ich ſie noch viel beſſer riechen.“ — „O, Feigling! Feigling!“ rief der Onkel, „er würde die Suppe im Bett eſſen! Das heiße ich eine Faulheit!“ — Dann, um mir ein gutes Beiſpiel zu geben, ſtürzte er aus einer Kruge friſches Waſſer in die große Schüſſel und wuſch das Geſicht mit beiden Händen, indem er ſagte: „Das thut Einem gut, Fritzel, das erwuntert Einen und vertreibt die Gedanken. Vorwärts! Stehe auf . . . . Komme!“

Ich ging ihm nach, daß ich mich wuſchen wollte, ſprang ich aus dem Bette und hatte mit einem Sprunge die Kleider unter den Arm genommen und war ſo ſchnell wie möglich die Treppe hinunter geeilt. Das Gelächter des Onkels ſchallte mir durch das ganze Haus nach, während ich mir vorſetzte einen prächtigen Republikaner abgeben. Du; der kleine Jean würde Muhe haben, Dir durch das Schlagen des Sturmmarſches etwas Muth beizubringen.“ — Aber einmal in der Küche, beſtimmerten mich ſeine Spöttereien wenig mehr. Ich kleidete mich in einem guten Winkel an und wuſch mich mit meinem Waſſer, welches mir Liebeth reichte. Das ſchien mir viel beſſer, als viel Muth zu haben; ich betrachtete die Suppenſchüſſel mit gerührtem Blick, als der Onkel die Treppe herunter kam, mich ins Ohr zwickte und zu lachen begann. „Ah, Du haſt Dich gewaſchen, Fritzel? Sie wird mich hoffentlich die Nacht gut zugebracht haben?“ — „Sehen Sie hinein,“ antwortete die alte Dienerin mit einem Anflug von guter Laune, „fort, hinein, Herr Doctor, es will Sie Jemand ſprechen!“

Herr Onkel trat ein, und ich folgte ihm; zuerſt warm mir ſehr erſtaunt, Niemand in dem Zimmer zu ſehen; die Vorhänge des Alkovens waren zugezogen. Aber unſer Erſtaunen wurde noch größer; denn als wir uns umdrehten, ſahen wir Frau Thereſe in dem Lehnſtuhl ſitzend, ihren Enkel, — die kleine Kupferſchuppen belegte Weſte zugeknöpft bis an das Kinn, der dicke rothe Shawl um den Hals, — hinter dem Ofen ſtehend; ſie war ſo, wie wir ſie zum erſten Male geſehen; nur ein wenig blaſſer, und ihr Haut und ihre Züge liegend, ſo daß ihr ſchönes ſchwarzes Haar, das ſie in der Mitte der Stirne getheilt, auf ihre Schultern herabfiel, und man ſie für einen jungen Mann hätte halten können. Sie lachte über unſer Erſtaunen, die Hand auf Scipio's Kopf gelegt, der bei ihr ſaß.

„Herr Gott!“ ſagte der Onkel, „Wir, ſind Sie es, Frau Thereſe? . . . . Sie ſind aufgeſtanden!“ — Dann ſagte er beiorgt hinzu: „Welche Unvorſichtigkeit!“ — Aber ſie lahr fort zu lächeln und gab ihm die Hand, indem ſie ihm mit ihren großen ſchwarzen Augen einen dankbaren Blick ſandte, und antwortete ihm: „Nichten Sie nichts, Herr Doctor, ich befinde mich wohl, ſehr wohl. Ihre guten Nachrichten von geſtern haben mir die Geſundheit wiedergegeben. Sehen Sie ſelbſt!“

Er ergriff ihre Hand und fühlte ruhig und nachdenklich ihre Pulsſchläge, dann erhellte ſich ſeine Stirne, und er rief mit fröhlichem Tone: „Kein Fieber mehr! Ach! jetzt geht Alles gut! Aber man muß noch vorſichtig ſein, noch ſehr vorſichtig.“ — Zurücktretend, begann er zu lachen wie ein Kind, indem er die Kranke betrachtete, die auch ihn anlachelte. „Ganz ſo, wie ich Sie zum erſten Male geſehen habe, Madame Thereſe,“ ſagte er langſam; „ach! wir haben viel Glück gehabt, ſehr viel Glück!“ — „Sie haben mir das Leben gerettet,“ ſagte ſie, die Augen voll Thränen.

(Fortſetzung folgt.)

Hiezu der Plakat-Anzeiger Nr. 2.

Inserate.

† Ein Paſtor Kölling hat auf einer Lehrerconferenz zu Pinneberg im Regierungsbezirk Oppeln einen neuen Beweis gegeben, daß Schule und Kirche zuſammengehören. In heiligem Eifer nannte nämlich der fromme Mann Gott den erſten Paſtor und den erſten Schulmeiſter im Paradieſe, der daſelbſt die erſte Sach- und Sprachkunde beim Vorführen der Thiere mit dem erſten Menſchenpaare anſtellten und zugleich gezeigt habe, daß aller Unterricht auf Anſchauung gegründet ſei. Nach ihm iſt ferner Samuel der erſte Seminardirektor, Jeſus der erſte Schulviſitator in Capernaum, jener Schreiber nach Trennung der Schule von der Kirche „ein dem unſaubern Geiſte Beſeſſener“, Jarius der Oberlehrer, Ram der Neubauer, der „Schulmeiſter“ Hiob, die Zeitungsſchreiber Gottniſchen, „Schülerkorbe“ und Humbaldskrebe“ gebe es in Menge, der deutſche Proteſtantentag wäre trotz Holzmann und Holzendorff auf dem Holzwege ꝛc. Sie und ähnlich wurden die Thoren von 13 Artikeln und 55 Lehrern gelpeiſt und ſichtlich dazu geſtärkt!

† In einem großen Pariſer Modemagazin fand die Commis angewieſen, dem Cutzirt von Kunden, über deren Abſichten man zweifelhaft iſt, ſich rasch einander zuzuraſen: „Zwei auf Zehn!“ d. h. zwei Augen auf zehn Finger.

Erſchienene Neuigkeiten

des Buch-, Kunſt- und Muſikalienhandels.

Alle hier angezeigten Werke, Muſikalien ꝛc. ꝛc. werden durch die Buchhandlung Ph. Rohr in Kaiſerslautern gegen Einſendung des Betrages in Poſtmarken oder durch Poſtanweiſung franco verſandt.

Muſikalien:

Vocal-Muſik.

Gruner, Robert, Op. 56. **Das Teſtament des Noah** für Bolks-Feſte und Männerchor mit Begleitung des Pianoforte. Clavier-Auszug. Partitur. Commentar. — Leipzig, Rob. Forberg. — 1 fl. 36 kr.

Kunze, Th., Op. 145. **Ein Veilchen im Sarge.** Für gemiſchtes Männerquartett. — Leipzig, Rob. Forberg. — Partitur und Stimmen. — 1 fl. 48 kr.

Möbring, P. Op. 23. **Gedichte für eine Männerſtimme.** Nr. 3 „Wie bald iſt die geſlicht.“ — Offenbach, J. André. — Partitur u. Stimmen. — 54 kr.

Schubert, Franz. Zwanzig der ſchönſten Lieder und Geſänge. Neue Ausgabe. Leipzig, Edm. Stoll. — 1 fl. 12 kr.

dito. **Franz Schubert's Müllerin. 20 Lieder.** Neue Ausgabe. — Leipzig, Edm. Stoll. — 1 fl. 12 kr.

Schmölzer, J. G. Op. 206. **Deutſches Nationallied.** Dichtung von Ed. Duller u. A. Werner. Männerchor mit Inſtrumentalbegleitung. — Wien, C. A. Spina. — Orcheſterpartitur u. einfache Chorſtimmen. 1 fl. 6 kr.

Kreutzer, Conrad, Op. 28. **Drei Lieder.** 1) An der Ferne. 2) Waldlied. 3) Einkehr. — Wien, C. Haslinger. — 54 kr.

Engelke Muſikaliſcher Hausfreund, Organ für muſikaliſche Compoſitionen aller Art. 1. Heft: **Godfrey,** J. Godbiſchofen, Wanzurka brillant. — **Kaeppen,** J. Kaeppenhoff, Ueber Berg und Thal. Du lieber Stern“. Heiter, Bl. Ach! o Lieb ſei mein.“ Lieb. — Werfer, G. Rondo über „Zozia“ von Richer. — Damboek, B. Graef, St. Fr.

Strauch, Franz, Op. 11. **Ich möchte wie ein kleines Kind.** Lied für eine Sopranſtimme. — Sorau, G. Heinze. — 36 kr.

dito. Op. 10. **Wohl Dir Dein Herz mir ſchenken.“** Lied. — Sorau, G. Heinze. — 36 kr.

dito. Op. 12. **O grüßet Sie!** Für zwei Sopranſtimmen. — Sorau, G. Heinze. — 36 kr.

Hammer, F. A. Op. 15. **Drei Lieder** für eine Singſtimme mit Pianoforte-Begleitung. 1) Letzte Bitte. 2) Trinklied. — Berlin, Bote u. Bock. — 1 fl. 12 kr.

Inſtrumental-Muſik.

Rehr, Francois. Op. 234. **Pocales mualcales.** Cahier I. Si tu savais, combien je t'aime, Mon amour, Ange ou femme, Tais toi mon cœur. — Cahier II. Je t'aimait tant! Soyez heureux! Sans espoir! Wien, C. Haslinger. — Jedes Heft 54 kr.

Brunner, Ed. Op. 14. **Sonate à 4 Mains** pour Orgue et Harmonium. — Wien, C. Haslinger. 45 kr.

dito. Op. 15. **Zwei Ave Maria** für Harmonium. — Wien, C. Haslinger. — 54 kr.

dito. **Route-en-train.** Valses élégantes pour le Piano. — Wien, C. Haslinger. — 54 kr.

Köhler, Louis. Op. 84. **Gavotte und Cavatine.** Leicht ausführbares Salonſtück mit Fingerſatzbezeichnung. — Mainz, Heft 2. Wolff 27 kr.

Lefebure-Wely, L. James. Le duo du soir pour Piano et Violon. — Berlin, C. Gbaillier. — 36 kr.

Löffler's Claviſchule für Pianoforte. 1) An der Raine, 2) An der Waldkapelle, 3) Bei dem Jägerbaus. — Wien, C. Haslinger. — Jedes Heft 30 kr.

☞ Den hierigen Mitgliedern der Friedens- und Freiheits-Liga biene zur Notiz, daß vom Central-Comite aus Genf eine Quittung für die eingelandten Mitgliederbeiträge in der Exped. dieſes Blattes zur Einſicht offen liegt.

Verantwortliche Redaktion, Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiſerslautern.

Pfälzer Demokrat

und

Sonntags-Blatt.

Organ der deutschen Volkspartei in der Pfalz.

Wöchentliche Gratis-Beilage zur „Pfälzischen Volkszeitung."

Für Nichtabonnenten der „Pfälz. Volkszeitung" vierteljährlich 18 kr.

Nro. 3. Kaiserslautern, 16. Januar 1870.

Castelar's Brief an die „Ame Freie Presse".

Madrid, Mitte November 1869.

Meine hochgeehrten Herren Redacteure der „Neuen Freien Presse" in Wien!

Die große Anzahl der mir aus ganz Deutschland zugekommenen Zuschriften, welche mich anläßlich der Reden begrüßwünschten, die ich über die großen politischen Fragen unserer Zeit, die religiöse und die monarchische, im Congresse hier gehalten habe, veranlassen mich, mich an Ihr Journal zu wenden, um durch dasselbe meinen Danke Ausdruck zu verleihen. Nur auf diesem Wege kann ich so vielen Corporationen, Gesellschaften, Zeitschriften aller Art, so vielen Freunden gerecht werden, welche meinen schwachen Leistungen enthusiastischen Beifall schenkten — eine Auszeichnung, die, weit sie von der Nation der Denker par excellence herrührt, von der Nation, welcher wir den einen Theil der modernen Cultur und in dieser selber die Wohrzahl der reichhaltigsten Ideen verdanken, mich mit Stolz erfüllen würde, müßte ich es nicht das klare Bewußtsein meiner geringen Verdienstheit und die tiefe Ueberzeugung entgegen haben, daß diese meine Erfolge nicht meiner Person, nicht meiner Redner gabe, sondern der republikanischen Sache gelten, welche, indem sie die Demokratie mit der Freiheit vereinigt, in der Verschiedenheit ihrer vollen Ideals, welches durch vier lange Jahrhunderte hiter Revolutionen hindurch die modern Welt an den Quellen ihres Denkens geschöpft hat.

Ich wende mich vorzugsweise an Ihr Journal, meine Herren, weil es das ew war, welches meine Rede gegen die Monarchie verdünnlicht hat und so glücklich in Ihre Sprache übertrgen, daß nach meiner Ueberzeugung ein bedeutender Theil des Anklanges und des Erfolges, welche einen Worten in den dortigen Kreisen gespendet wurden, dieser Uebersetzung zufällt. . . .

Ich schmenke nicht, ich zweifle nicht darum, weil der parlamentarische Krg von einem bürgerlichen durchstreut wurde, dem Bürgerkriege, in welchem ungeachtet übermenschlicher Anstrengungen und Opfer, wir, die wir für die Republik stritten, weitous den Kürzern zogen. Ich kenne den gewaltigen Widerstand, welchen dasselbe Gesellschaft jeder neuen Idee entgegen hält, ich weiß, daß keine Frage zur Geltung gelangt, die ihre Stütze nicht im Kampfe erprobt, und deren Wahrheit nicht im Schmelzofen des Märtyrerthums geläutt wurde. Wenn ihr viele Ideen in das Bewußtsein eines Volkes auszustreut habt, ist es natürd, daß dieses Bewußtsein gleich der von elektrisem Fluidum geschwängerten Luft durch Gewitter auch in Revolutionen ausbreche. Der größte Th der Irrthümer in der Politik wird dadurch begann, daß den künstlichen Combinationen, den Intrigen und den Parteien ein größeres Gewicht eingäumt wird, als den ewigen Gesetzen der Gesellschaft, die so sinnlich und unbeugsam sind, wie die Ehre des Weibes.

Ich gehöre dem Lande, welches die Phrase „no importa", „das thr nichts", erfunden hat. Sie war unsere fürchte Waffe gegen den Geist, welcher mit seiner in das All von hundert Völkern getauchten Tegenspitze d- spanische Nationalität auszulöschen gedachte. „Importa" steht ange schrieben vor seinen Thoren zum entlegensten Westen, die ganze fabelgleiche Reihe unserer Eroberungen entlang.

Unter allen lateinischen Völkern besitzt der Spanier den originellsten Charakter; er hat den Ernst und die Geduld der germanischen, die Begeisterung und die Universalität der hellens-lateinischen Rogen; darum hat er auch die freiesten Gemeinden und die ausgedehntesten Reiche vor modernen Geschichte gegründet. Der Spanier, das spanische Volk steht in der Mitte zwischen germanischem Individualismus und lateinischem Socialismus. Die Gleichheit herrscht in den spanischen Sitten so unbedingt, wie in den französischen Gesetzen, und die der Spanier Jahrhunderte hindurch das Gefühl seiner persönlichen Würde bewahrt hat, wurzelt die Freiheit in Spanien in nicht minder giorreichen Ueberlieferungen als in Deutschland.

Fragen Sie mich nicht, wie und warum mit allen diesen Eigenschaft in das spanische Volk durch so viele Jahrhunderte im Widerstreite mit dem Geiste der Neuzeit bleiben konnte; der Einfluß der historischen Traditionen ist unberechenbar. Bei Beginn der Renaissance waren wir in Europa fertig und mußten in Amerika einen Kreuzzug antreten, der nur im Namen des Katholicismus unternommen und durchgeführt worden kannte; unter seinem Panier hatten wir eben die Araber besiegt, ihn anrufend, schritten wir zur Taufe der Indianer. Daher jener hartnäckige Kampf gegen den deutschen Geist, gegen die holländische Republik, gegen die englische Politik, so gegen Alles, was den freien Gedanken in der Neuzeit repräsentirte. Wie sollen Völker, welche bei ihrem Eintritt in das Rechtsleben nicht weniger und nicht minder schädliche Ueberlieferungen zu tragen hatten, Völker, denen ein Ruhm durch ihre junge Freiheit verleugnet wurde, Völker, welche auf dem Wege zu ihrer Wiedergeburt auf die Leichname Polens und Venedigs stießen; was Wunder, wenn unser Bewußtsein in Verblendung mit dem großen Cadaver der katholischen Politik entartete? Aber wir wußten dem Geiste der Neuzeit auch hohes Lösegeld entrichten; der Unabhängigkeitskrieg, zu welchem wir Spanier andere Nationen angefeuert, und fünfzig Jahre der Revolution, die wir für Eroberung unserer Freiheit durchschritten, liefern den Beweis, daß unsere Seele nicht ganz verdorrt jener modernen Völker redlich verdient, welche für die Civilisation die größten Opfer gebracht haben.

Heute sind wir die ersten unter den großen europäischen Nationen, welche seit 1852, seit dieser neueren Periode der zeitgenössischen Geschichte, aus eigenem Bewußtsein eine volksthümliche Revolution begonnen haben, an der Stelle der gouvernementalen, der diplomatischen Revolutionen, wie sie sich in Piemont und in Preußen vollzogen haben. Wohl sind es trübe, trübe Tage, in welchen ich das Wort an Sie richte; unsere Revolutionen sind aufgelöst, unsere Bürger entwaffnet, unsere Deputirten verfolgt, unsere Städte durch Waffen niedergeworfen. Und doch hat mich das feste Vertrauen, hat mich die Zuversicht nicht verlassen, daß das Ende aller dieser politischen Wandlungen kein anderes, als die Republik sein muß, treffe es wen immer, weil auch die sonst Alles vor sich niederschmetternden, unwiderstehlichsten Gewalten von dem Strome einer Revolution mitgerissen werden, sobald diese nothwendig geworden ist.

Nicht eine Dynastie, der Thron ist in Spanien gefallen. Die Ursache der Befreiung und das Element, welches vorwiegend die nationale Unabhängigkeit bedrohte, sind entschieden an die Neuzeit geknüpft. Der König, welchen unsere Reactionore und bringen, und dessen bloße Verkündigung schon hundert Kämpfe gekostet, wird, ein hinfälliges Geschöpf der Kabale und Intrigue, sich zu den großen politischen Schöpfungen verhalten, wie der Familie, verkümmerte Treibhauserzeugnisse zu dem Erzeugnisse üppiger, in aller Nachtentfaltung spielender Naturkräfte. Die republikanische Partei hat auf die Spitze der spanischen Tribüne ihre obersten Grundsätze eingezeichnet. Da die moderne Gesellschaft eine vollends menschliche sein muß, so haben wir auch vor allem Andern anerkannt, daß die wesentlichen Fähigkeiten unserer Natur und das Recht, diese Fähigkeiten vollständig zu entwickeln, auch die erste Grundlage aller Politik sind. Ueber den Organismus unseres Geistes erkennen wir, ebenso wie über den Organismus unseres Körpers, dem Staate irgend welche Jurisdiction zu, obschon bei der Bildung des Staates alle Bürger mitgewirkt haben. Der eigenthümliche Charakter der deutschen und der angelsächsischen Demokratie spiegelt sich in der Spanischen; aber die Souveränetät des Individuums ergänzt sich durch die Souveränetät des Volkes. Die beiden anscheinend antagonistischen Prinzipien, das individualistische und das soziale, finden ihre Verschmelzung in jener Demokratie, welche die Competenz und die Autorität der Nation auf Alles ausdehnt, nur nicht auf das individuelle Recht, nicht auf das Recht des Menschen, seine Fähigkeiten zu entwickeln und im Leben derart zur vollen Geltung zu bringen, daß keine derselben verkümmere oder verloren gehe; daher kommt es, daß der von der spanischen Demokratie in der Nationalvertretung verschiedene Organismus die einfachste, mit der menschlichen Natur am meisten übereinstimmende, eine ewige Basis der Gerechtigkeit in der Gesellschaft ist. Die individuellen Rechte bewirken vorerst die Einweihung des Menschen als solchen, die vollständig freie Entwicklung seiner Fähigkeiten und die Unverletzlichkeit der ersten menschlichen Association, der Familie. Ist einmal die Souveränetät des Menschen anerkannt, so fügen wir die Souveränetät des Bürgers hinzu. Das erste soziale Element nach dem Individuum ist die Familie; die Gemeinde Ohne die selbstständige Gemeinde ist der demokratische Organismus ebenso unmöglich, als die Begründung der Freiheit überhaupt ohne das selbstständige Individuum. Die Geschichte der Freiheit ist die Geschichte der Gemeinden. So die Städte Griechenlands, welche die menschliche Form meißelten und ihr den göttlichen Hauch der Begeisterung einbliesen; so die deutschen Stämme, welche die Keime der individuellen Freiheit hegten und sie spärlich für die moderne Civilisation hingaben; so die Municipien in Spanien, Pflanzschulen eines Heldengeschlechtes; so die italienischen Republiken, die wieder ein anderes Geschlecht, ein Geschlecht von Künstlern, in das feudale Chaos des Mittelalters hinaussendeten. Die französische Revolution mußte in die Dictatur umschlagen, weil sie es nicht verstand, die Gemeinde zu schaffen.

Die Theorie, alle diese socialen Elemente als ein bloßes Zusammenwerfen von Individuen anzusehen, ist ganz unrichtig. In einem jeden von ihnen liegt eine bewegende Kraft, welche die Summe der Einzelkräfte übersteigt; und es durchweht sie auch

Digitized by Google

ein Geist, der von jenem des vereinzelten Individuums ganz verschieden ist. An dieser geistigen Quelle schöpften die Künstler von Korinth, von Athen, von Florenz. Aber das Gesetz der sozialen Gruppirung steht durchaus nicht im Widerspruche mit dem Gesetze für das Individuum. Selbstständig ist die Gemeinde, selbstständig der Canton oder die Provinz, selbstständig ist der Staat. Aber eben hierin ist auch die Macht, die Freiheit, die Wirksamkeit jener Regierungsform ausgesprochen, welche das große Gesetz der Solidarität und der Seele verwirklicht, das Gesetz der Einheit in der Mannichfaltigkeit!

Wenn einmal eine große Nation dieses Ideal zur Wirklichkeit, als ihre Inkarnation zu Menschen und Bürgern, ihre Gemeinden zu einer Vereinigung freier Männer, ihre Cantone zu einer Association freier Gemeinden, und den Staat zu einem Bunde selbstständiger Cantone in der Art gemacht haben wird, daß die Centralgewalt, wie sie von Allen ausgegangen, auch von Allen widerrufen werden kann, weil diese Centralgewalt vor Allen verantwortlich und absetzbar ist — dann wird auch die Stunde geschlagen haben, in welcher dieses mächtige Volk die anderen Völker zur Gründung der, vereinigten Staaten Europa's auffordern wird, wie in demselben Geiste allgemeiner Gerechtigkeit, unter Aufrechthaltung der nationalen Selbstständigkeit, geschaffen, in einer mit Rücksicht auf unsere verschiedenen Culturstufen langen Spanne Zeit alle die Bünde verbunden werden, welche jetzt die Lega der griechischen Amphityonen bis zu den Vereinigten Staaten Amerikas von der Demokratie vollbracht worden sind.

Nur auf diesem Wege ist es möglich, die großen Endzwecke der modernen Civilität zu Thatsachen zu erheben: die vollständige Säcularisirung des Staates, die ihn von jedem Verbande mit den verschiedenen Kirchen befreit, die Umwandlung der stehenden Heere in Nationalmilizen, welche die Sicherheit nach Innen und die Unabhängigkeit, die nationale Selbstständigkeit nach Außen zu schützen haben, ohne Barbaren der Kriege, dieser Geißel, die uns, eine traurige Erbschaft aus den Zeiten der Barbarei, überkommen ist; die politische und administrative Decentralisation, welche die Wiedereinsetzung aller localen Dinge in ihren naturgemäßen Stand zu bewirken hat; endlich die Constituirung eines Europa, durch welche die Freiheit eines jeden seiner Völker auch zur Freiheit aller anderen wird.

Das von der modernen Demokratie aufgestellte, für alle Länder gleichlautende politische System darf sich als den wahrhaften Fortschritt der Menschheit brechten. Durch seine wundervolle Feststellung des Schwerpunktes rückt jedes soziale Element in den ihm zukommenden Mittelpunkt der Gravitation ein und vollbringt den ihm zustehenden Kreislauf ohne jegliche Störung der übrigen Elemente, welche wieder ihrerseits in dem Urprincip der Gerechtigkeit angezogen werden. . . . Das erste Volk, welches dieses Ideal verwirklicht, wird der Erlöser aller übrigen Völker sein. Die Geschichte Europas zeigt die Solidarität der Völker. Nachdem wir uns in blutigen Kriegen zerfleischt haben, finden wir endlich zu der Einsicht gelangt, daß wir Alle Brüder sind und Alle an demselben Werke gearbeitet haben; ohne sich zu kennen, ohne unter einander zu verkehren, sind gleichzeitig die verschiedenen Nationen von denselben Ideen durchdrungen worden. Während der Zude seinen Messias erwartete, erwarteten Griechen und Lateiner auf ihren Ruinen, erwartete selbst der Römer, obwohl er die Welt beherrschte, ein Jeder den seinen.

Christus war nichts Anderes als der Verwirklicher, in den die Lieblingsideen aller menschlichen Erwartungen zusammen fielen. Als die Stunde der großen Völkerwanderung gekommen war, hörte der Germane am Rheine, der Gothe an der Donau, die zum Hunnen und Tataren in seinen Wäldern und Wüsten die Stimme, die ihn berufe sei, um seine unverdorbene Kraft an die Arbeit und an die Stelle der verpesteten Zustände des römischen Cäsarismus zu setzen. Als das Reich Karl's des Großen stürzte, erbebte ganz Europa, aber die Könige und feudale Herren erwachten aus diesem Kampfe. Dasselbe Gewitter, welches im zehnten Jahrhundert den Krieger überkam, der über die spanischen Berge gegen Almansor zuzog, erfüllte den Normannen, der das Ebenbett seiner Könige von dem Teufel entweiht glaubte, und durchbebte den italienischen Mönch, welcher auf den Ruinen das jüngste Gericht erwartete. Und so war es zu allen Zeiten. Nur wenige Jahre trennen die Magnetnadel von dem Schießpulver. In die zweite Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts fällt die Entdeckung Amerikas. Columbus und Guttenberg waren gleichzeitig vermandt. In derselben Stunde entfalteten die großen Monarchien in Osteuropa, in Spanien, in Frankreich und in England, und zu derselben Stunde gährten in diesen Reichen die religiösen Bewegungen. Friedrich von Preußen, Katharina von Rußland, Joseph II. von Oesterreich, Karl III. in Spanien, wie der Neapolse Tanucci sind Facetten eines und desselben Geistes, Strahlen eines und desselben Lichtes, sind die Philosophen auf dem Throne.

Wenn es aber so herging zu einer Zeit, in der die Völker vereinzelt, jedes Gemeinsamkeit der Ideen noch der Interessen hatten, was ist es erst von unserer Zeit zu erwarten, in welcher dieselben Völker sich als Brüder erkennen und das Bewußtsein des Rechtes bei ihnen allen mit gleicher Macht zur Geltung kommt? Das Wolf, welches das republikanische Ideal verwirklicht, wird bald alle anderen mit sich fortreißen. . . . Schon hat die Wissenschaft die Unverletzlichkeit des menschlichen Gedankens, die Freiheit der Vernunft als einziges Kriterium der Wahrheit verkündet. Dadurch sind die individuellen Rechte gesichert. In der Politik ist die Volkssouveränetät zum Axiome geworden.

In der Religion dehnt der Staat seine Jurisdictionen, in Sachen des Dogmas täglich weiter aus, und das Dogma und die Glaubenssachen entbinden sich täglich mehr von der Bevormundung des Staates; diese Bevormundung führt offenbar zur Trennung der Kirche vom Staate. . . . Der Krieg ist unmöglich geworden, die Menschheit hat ihr mächtiges Veto gegen ihn eingelegt, die stehenden Heere von heute sind durchaus unvereinbarlich mit der Freiheit; aber sie können nicht in Bürgergarden umgewandelt, die militärische Oligarchie kann nicht anders aufgehoben werden, als durch die Republik. Die Industrie verlangt die Abschaffung der Zölle, der Dampf vermischt die Landergrenzen, der Telegraph trägt allen Nationen in derselben Stunde die gemeinsamen Ideen und Interessen zu. In der Politik ist die Solidarität der Völker, die europäische Conföderation ist die logische Folge dieser Zustände; aber nur republikanische Völker können diese Conföderation bilden.

Wenn die Strömung der Thatsachen und der Ideen, wenn Philosophie und Industrie, ja dann ganze menschliche Leben ein politisches Ziel täglich hervorgehen, so gibt es keine Gewalt, welche diesem gebieterischen Rufe des allgemeinen Bewußtseins widerstehen könnte. Alle großen menschlichen Werke, die wir vor uns haben, hängen von dieser Lösung ab. Durch diese Lösung allein kann die deutsche Conföderation alle Gegensätze lösen, neue Gewaltsaete sühnen und ihre Völker in einem gemeinsamen Vaterlande zu einem einigen Nationalbewußtsein verbinden. Durch die föderale Republik allein kann Polen die griechisch-slavischen Stämme den sozialistischen Einfluß erlangen, der ihnen für den Orient zusteht.

Durch die föderale Republik allein kann Italien seine einstige Größe wiederfinden und seine zahlreichen Städte, diese ehemaligen Heimathsplätze der Kunstgenien und des Ruhmes, zu neuem Leben erwecken — ein Leben, welches die monarchische Centralisation erstickt hat. Durch die föderale Republik allein kann Frankreich die beiden Klippen umschiffen, an welchen seine Freiheit stets gescheitert ist: die Missbrauchungen seiner Demokratie und den Trieb seiner Conservativen zur Dictatur. Endlich durch die föderale Republik allein können wir, die Söhne des äußersten europäischen Westens, die beiden iberischen Völker mit einander verbinden, welche ihre Geschicken in Beschichtstafeln alter Zeiten und die Küsten aller Meeresschieden haben.

Schaut hin nach jener großen Republik, welche die deutsche Race in dem Paradiese der Zukunft, in Amerika, gegründet hat! Dort haben alle Menschen Ein Vaterland, alle Religionen Einen Altar. Die Juden, die Sekten, welche Europa als Verbrechen verfolgt, alle der Palast des ersten unserer Fürsten; dort gedeihen die Zeitschriften in den Städten wie die Blätter in den Wäldern; die Associationen bilden sich mit der Regelmäßigkeit, welche die Natur in ihren Organismen erhält; dort bestehen die Kirchen durch das Recht der voller Unabhängigkeit; dort bildet jede Gemeinde einen Staat im Kleinen, der einen jeden seiner Mitglieder gleiche politische Lebensfähigkeit bietet, der sie alle zu Gesetzgebern, Magistratspersonen, zu Richtern, ja zu Souveränen macht. Die Schule und die Bibliothek, die Samen der Gedanken ausstreuen, erziehen dort das Volk für die Jury und die Regierung; dann kommen die Einzelstaaten und dehnen dieses Leben in weitere Kreise aus, indem sie den Autoritäten höheren Impuls verleihen; endlich kommt die Centralgewalt, welche die Einzelstaaten in einen Congreß und einen Senat vereinigt, an deren Spitze eine Macht steht, die, aus dem Volkswillen hervorgegangen, machtlos vor dem Gesetze, der Gerechtigkeit unterthan, in kurzen Zeitabstand widerrufbar ist, so daß jeder Irrthum durch Raumzahl verbessert oder beseitigt werden kann, so daß ohne König, ohne stehendes Heer, ohne officiellen Clerus, ohne Aristokratie und ohne Centralisation dort ein Volk lebt, welches mit der Entdeckung der Dampfkraft die menschliche Kraft ins Unendliche vervielfacht, den Blitz mit flatter Hand gefesselt, den Telegraph erfunden, unzugängliche Urwälder mit seiner Art niedergeworfen und dafür Städte hingezaubert, welches den Atlantischen Ocean, diese bis ans Herz der Erde reichenden Höhlen, durch einen an das Wunder treichenden Schienenweg verbunden, welches in die schweigsamen Abgründe und in die ewige Finsternis der Gewässer das Kabel gelegt hat, durch dessen Adern der Funke strömt und mit dem Funken das menschliche Wort, ein gigantisches Gedicht, welches in der neuen Welt als neue Bibel erklingt, auf daß die Völker erkennen, welche schöpferische Kräfte aus der Freiheit und der Demokratie emporschießen.

Und wir Europäer mit unserer Kunst, unserer Cultur, unserer Civilisation, welche die Energie und die Kebell dieser Wogschaften mit der altgriechischen Freiheit zu verbinden verstehen, wir sollten nicht Gleiches vermögen? Alle die Fähigkeiten unterer verschiedenen Racen wachen sich da in einem höheren Leben vereinigen. Ihr Deutschen habt der Welt die individuellsten Ideen, die Kunst, den Gedanken, die Philosophie gegeben, die moderne Philosophie gegeben, welche dem Individualismus seine Weihe brachte, von uns Lateinern kamen die Stadte und die Colorialität, die großen Reiche, die Macht des Katholizismus und endlich die französische Revolution mit ihrem Prinzipe der Volkssouveränetät. Die Vereinigung dieser so verschiedenen Grundgedanken, die einerseits die hochmuthige Zivilisirung Englands und andererseits den Alles verschlingenden französischen Cäsarismus im Gefolge hatten, würden dazu die europäische Conföderation hervorrufen und rein und endlich ihren harmonischen Abschluß finden.

Wo gäbe es ein so universelle, eine so menschliche Politik, wie jener europäischen Conföderation? Wo gäbe es eine solche individuelle Freiheit, als jene Gemeinschaft, welche damit beginnt, die Autonomie des Menschen in die unbedingte Leitung der Entwicklung aller seiner Fähigkeiten zu proklamiren?

Dies, meine Freude, ist unser Ideal!

Die spanische Nation ist zu seiner Verwirklichung ganz besonders berufen; gerade weil Spanien in seiner wirthschaftlichen Entwicklung hinter Europa zurückgeblieben, weil es die conservativen Interessen nicht zu der Höhe wie anderwärts getragen, daher große soziale Versuche auf diesem Boden leichter als in dem übrigen Europa vorzunehmen wären. Und wenn der Gedanke, diese Idee, Jahrhunderte der Ruf, der die Völker gegen die Freiheitsfeinde erwecke, und hier auch könnte die einstige Conföderation ihr Modell sein; die vormahrenden Zerrüttungen meines Vaterlandes sind die Leiden, sind die Wehen des großen Werkes der Erlösung, welches immer mehr auf der Planetaye zur Welt kommen kann. Dieses hohe Ziel zu fördern, habe ich nur das Wort, die Feder und mein Leben, diese habe ich dasselbemmt der europäischen Conföderation Europa gewidmet. Ihr Deutschen habt zuerst den Gedanken gegeben; nun wir Spanier die That verrichten, dann wird ein neue Aera des Fortschrittes und ein neuer Abschnitt der Geschicht eingetreten sein.

Und nun leben Sie wohl, meine Freunde! Mit ganzem Herzen der Ihre!

Em. Castelar.

Carl Vogt's Vorträge über die Urgeschichte der Menschheit.

Wir sind in den Stand gesetzt, eine Sammlung dieser Vorträge, welch in ganz Europa so viel Aufsehen erregt haben, zu geben. Mangel an Raum jedoch erfordert die gedrängteste Kürze in der Bearbeitung der vorliegenden Materialien.

Früher glaubten in Europäer, so beginnt Vogt die Vorträge, einer höheren Race anzugehören, die von Urbeginn eine ihrer Civilisation gebahnt. Die Wissenschaft behauptet das Umgekehrte. Unsere Vorfahren waren rohe Wilde und Menschenfresser. Ich werde die Beweise dafür liefern und hoffe, daß die Hörer sie den vorgeführten Thatsachen auch die Folgerungen gelten lassen werden. Cuvier behauptete vor 40 Jahren, daß es nicht möglich sei, fossile Menschen gefunden zu haben, da damals noch keine fossilen Reste entdeckt waren. Jetzt kennen wir 20 Arten fossiler Affen. Die Thatsachen, welche sich auf die Urgeschichte der Menschen beziehen, müssen wir aus den oberflächlichen Schichten der Erde sammeln. Europa ist wahrscheinlich erst durch Einwanderung aus anderen Welttheilen bevölkert worden. Die Geologe wird uns als Wegweiserin zur Forschung desjenigen Theiles der Menschheit

Digitized by Google

dienten müssen. Aus den Tropfsteinbildungen hat man das Alter des Menschen auf 210,000 Jahre berechnet. Diese Berechnungen sind variabel. Die Urgeschichte muß in Perioden abgetheilt werden. Thatsachen für das älteste Vorkommen des Menschengeschlechts in Europa finden sich an der Cliffside Engelands und in den Departements Eure und Loire in Frankreich.

Daselbst finden sich in der Erde große Mengen gewaltiger Knochen ausgestorbener Thierarten, z. B. Elephantenarten, Rhinoceroten, Flußpferde, riesige Hirsche u. s. w. In den Knochen dieser Thiere fand man mit Steininstrumenten gemachte Einschnitte, dabei ganz roh gearbeitete Steinmesser.

Bereits damals hat also der Mensch mit der glühenden Thierwelt zusammen gelebt. Unzweifelhaft sind die Beweise, daß der Mensch in der quaternären oder in der Diluvialzeit mit jetzt ausgestorbenen Thierarten zusammen gelebt hat. Früher schrieb man die Erscheinungen dieser Zeiten einer allgemeinen Fluth zu, welche sich über die ganze Erde ergossen haben soll. Eine solche Fluth hat niemals existirt. Ueberschwemmungen verschiedener Zeiten sind übrigens oben vorgekommen.

Die Diluvialgebilde sind in der Eisperiode entstanden.

In Europa hat einst ein viel kälteres Klima geherrscht, und viele jetzt trockene Gegenden waren damals von Eis und Gletschern bedeckt. Die Pyrenäen bildeten einen Eisriegel, ebenso die Alpen. Selbst der Schwarzwald und Harz hatten Gletscher. Sinflutartige mit Felsstücken zusammen, Zäwemark mit Schweden, Spanien mit Nordafrika, ebenso Italien und Sicilien. Die Sahara war ein Meer. Afrika wurde aus verschiedenen Stücken zusammengesetzt. So erstreckte sich ein gewaltiges Eismeer über den größten Theil des flachen Rußlands und über den Norden von Mittel-Europa, dessen zusammengeschmolzener Rest die Ostsee ist. Der Mensch war Zeuge dieser Zeit, aber tritt bald nach derselben auf. Man hat in der Nähe von Madrid Elephantenskelette und 40 Fuß tiefer Höhe Reste vierzehige gefunden, die noch leider abgeführt sein müssen, als die Knochen der Elephanten. Die meisten Fundstätten dieser Höhlen und Spalten der Gebirge. Aus einzelnen derselben hat man Tausende von Thierschädeln herausgeschafft.

Im Neanderthal gibt es Höhlen, welche die interessantesten Aufschlüsse bieten. Man hat Tausende großer Röhrknochen gefunden, welche von Menschenhand durch Steinäxte geöffnet waren, um das Mark zu erhalten. Man sieht die Spuren des Knochens und findet die Zimmermann'schen Axt. In Höhlen bauten geöffnete Schädel jugendlicher Personen gefunden, so daß es als ausgemacht erscheint, daß unsere Vorfahren Menschenfresser waren.

Louis Napoleon und Eugenie.

Die „Marseillaise“ bringt als neues historisches Merkwürdigkeit den Aufruf an die Bürger von Corsica, den am 24. März 1848 der Prinz Napoleon entlassen hat, als er als Candidat für die damalige Nationalversammlung auftrat. Es heißt darin unter Anderm:

„Als ein Kind Corsicas, Sohn Jerôme Bonaparte's, Neffe Napoleon's, habe ich geglaubt, ich müsse nach Corsica wie Ehre verlangen, einer Ehre Beweisenkanten zu sein. . . . In der Verfolgung und im Unglücke des Exils auferzogen, habe ich meine Zeit, meine Intelligenz dazu verwendet, die fremden Länder zu studiren, sie kennen zu lernen und unser Frankreich unwürdig zu werden, seines abweisenden Vaterlandes, das mit immer so theuer gewesen ist. . . . Als ein neuer Mensch, rein von aller Vergangenheit, werde ich es versuchen, durch meine Redlichkeit, meine Ergebenheit alles Mißtrauen zu entwaffnen und die Sympathien zu verdienen, denen mein Name begegnet. Ich glaube, daß diese ich die Ueberzeugung, daß die Republik allein sich für Frankreich eignet. Das große Princip ist heute festgestellt! Ich habe es mit allen meinen Wünschen begrüßt. Außer ihr gibt es nur Anarchie, Bürgerkrieg, Rückkehr zu den Fehlern und zu den Verbrechen der Bourbonen! Die Verfassung, welche die Nationalversammlung berufen ist, uns zu geben, muß in den Interessen des Volkes gemacht sein; eine jede Verbesserung, einer Klasse von Bürgern den Besitz zu geben oder die alten Unterschiede wieder zurückzuführen, wäre verderblich. . . . Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit im Innern; heiliges Bündniß der Völker im Auswärtigen: das sind die Grundlagen, auf welchen wir das republikanische Gebäude bauen müssen. Indem ich die Republik liebe und mich ihr hingebe, gehorche ich Napoleon, welcher auf dem Felsen von St. Helena, wo ihn der Haß der Könige festgekettet hatte, prophezeite, daß innerhalb 50 Jahren Europa republikanisch oder kosakisch sein würde. Gott und dem französischen Volke sei Dank! die Republik ist's, die den Sieg davon getragen hat.

Napoleon Bonaparte.“

Ein französischer Correspondent der „Wall Mall Gazette“ liefert eine Schilderung der Kaiserin Eugenie, aus der wir folgenden längeren Auszug mittheilen.

. . . . . Ihr ist es eben so wenig vorbehalten, die Rolle Maria Theresia's, wie die Marie Antoinetten's zu spielen. Mögen sie überhaupt jemals den Tag ihrer Regentschaft aufzunehmen sehen sollte, muß sie sich auf eine bittere Enttäuschung gefaßt machen, denn nehmen wird sie Prophezeiung des „Papa“ wohl werden, daß das junge ritterliche Frankreich sich mit dem Rufe: Mortiamur pro regis nostri Eugenia! um den Thron ihres Sohnes scharen werde. Als der Kaiser sie zum Weibe nahm, wußte man wenig von ihr, und das große Publikum fühlte sich, trotz ihrer Schönheit und Grazie, wenig zu ihr hingezogen. Man sagte ihr bis dahin nur das Eine nach, daß sie durch geschicktes Angeln einen kostbaren Fisch gefangen habe. Die Franzosen waren damals in der große Gefahr, sie in ihr Haus ihrer Mutter genossen hatte, und machten sich auf eine scandalöse Wirthschaft gefaßt. Darin fahen sie sich getäuscht. Die Kaiserin hatte zwar viele Amoureux, aber — was wohl zu unterscheiden ist — keine Amants, und gegen ihre Reizen war nichts zu sagen, obwohl in St. Cloud und Compiègne das Leben des Hofes sich nicht durch übertriebene Zimperlichkeit auszeichnete. Die Dinge gestalteten sich in der That ganz gegen Erwartung. Statt der jungen hübschen Frau macht ihr reifer Herr Gemahl aus sich eine Mutter. Man sah sie in Begleitung auf diese oder jene, zuweilen sehr gemeine Dame, die sich seiner besonderen Gunst erfreute. Doch wenderte sich die öffentliche Sympathie darum nicht um ein Haar mehr der gekränkten Gattin zu. In Frankreich gibt es überhaupt für Ehegattenglück blutwenig Theilnahme. Die Kaiserin — sagte sie Leute — habe aus Ehrgeiz geheirathet, und was sie erstrebt, sei ihr geworden: Ehegluck aber gehöre in ein anderes Kapitel. Die Kaiserin übersieht spielte nicht die unterwürfige Griselda, schalt vielmehr ihren Gatten nicht selten vor Dienerschaft und in voller Schonung, bis sich diese aus den Haufe verliefen, und jener kiere wurde. Zu der That konnte sich sein männliches oder weibliches Wesen, das sie je beleidigt hatte, lange in den Tuilerien behaupten. Von einer Einmischung in die Staatsgeschäfte ihr Einfluß auf dieses. Da die apparentes ihr gleichgültig waren, machte sie dem Herrn Gemahl oftmals Scenen vor dem ganzen Hofstaate, und in dem Maße, als er nachgiebig wurde, ward sie kühner in ihrer Haltung gegen ihn. Das geschieht übrigens bei meisten Männern, die in der Jugend keine eine junge Frau heirathen. Mag sie auch im ersten Jahre nach der Hochzeit gefügig sein, wird sie mit der Zeit in der Regel Herrin im Hause. Ist ein Mann nur erst über die Schüzig, wird sein Wille schlaffer, wogegen dieser bei einer Frau von Energie zu Höhe seiner Kraft erreicht. In der ersten Zeit der Ehe kümmerte sich die Kaiserin wenig um Politik, dafür desto mehr um Toilette. Andere Frauen konnten sich rühmen, schöner und geistreicher zu sein, darüber konnte sie den Kopf gestiegen, die bedauernsgene Frau der ganzen Welt zu sein. Das ging so eine Zeitlang; der Luxus, den sie dadurch einführte, war himmelschreiend, und das französische Volk bezeigte ihr seinen Dank dafür dadurch, daß es ihr den Beinamen „Crinoline“ gab. Den Akt der Verfassung, durch welchen sie sich die Regentschaft als solche ist correctesten toilettiren müßte — etwa in hoher Spitzenhaube und einem schwarzen Sammtkleide mit langer Schleppe als Catharina von Medicis. Das mag richtig sein, aber leider wird sie dann noch Anderes thun. Mit der Zeit nahm die Crinoline, aber auch die Jugend der Kaiserin ab. Da sie Regentin werden sollte, mußte sie ihre Popularität gesorgt werden. So wurde sie allgemach barmherzige Schwester und Mutter aller Wohlthätigkeitsanstalten. Nun erzählte sie diese Rolle zwar mit gutem Geschicke, aber doch gar zu rücksichtslos gegen Andere. Wer etwas erreichen will, muß mit ihr gut stehen, in ihr liegt das oberste Patronat, ohne ihre Zustimmung geschieht wenig, gegen ihren Willen gar nichts. Daß sie dadurch und durch ihren Ultramontanismus beliebter geworden sei, wird Niemand behaupten wollen. Ihre neueste Metamorphose ist die in das „höhere Weib“. Als solches spricht sie viel über Frauenrecht, Kunst, Literatur und Wissenschaft, wenn nicht gerade weise, doch sehr gelaufig. Allerdings paßt weder ihre Erziehung, noch ihre bisherige Lebensweise zu dieser neuen Wandlung; aber da sie fließend spricht, genug weiß um sich hat, der in Engeoskenntnisse sie im Detail wieder auslernen kann, spielt sie diese Rolle recht leidlich, so daß selbst der Kaiser Respect vor ihren Kenntnissen bekommen haben soll. Auf alle Fälle thut er so, als ob er ihn hätte. Im Grunde mag er ja, nachdem er sie zu seinem alter ego ernannt. Ist sie doch das einzige Wesen, dem er trauen kann, das seinen Sohn, den vierten Napoleon, nicht verrathen wird. Schon um diesen Grundes willen übt sie großen Einfluß auf ihn, benutzt ihn aber, wie es heißt, jedenfalls, um ihn zu energischen Widerstand gegen jedweden Eingriff des Liberalismus zu drängen. Vor der Hand besitzt sie wenig Macht. Sollte jedoch einmal der Augenblick kommen, in dem sie Gelegenheit haben wird, zu thun, muß sie ihrem Gatten zeigt predigt, dann wird das Volk, das einst „das Antrichionnel“ schrie, gar bald „à bas l'Espagnole!“ brüllen. Drei Mal binnen 60 Jahren sträuben sich die Franzosen gegen den Gedanken, ein Kind unter der Vormundschaft einer Frau zum Könige zu haben, und Louiserbauer wird sie schwerlich, wenn sie eben jetzt an ihm Gefallen finden sollten.

Die spanischen Kronjuwelen.

In den Pariser Hofreisen hat der Lärm über das Verschwinden des größten Theils der spanischen Kronjuwelen einen peinlichen Eindruck hervorgebracht, und man wird es den gewaltigen Machthabern in Madrid übel nehmen, daß sie das Land so gelinde Königthum des Diebstahls zeihen und es gleichsam steckbrieflich verfolgen. Nach zwei Seiten hin schreibt der „Wanderer“ aus Paris, daß der Scandal hier sehr unangenehm berührt, und sollte er, wie es den Anschein ist zur Absetzung von der Dynastie gelangen, so dürften Dinge zum Vorschein kommen, die vielleicht nur in der berüchtigten Halsbandgeschichte eine Parallele finden. — Thatsache ist, daß schon Konig Joseph auf das Eigenthum der spanischen Krone Anspruch machte, indem er dasselbe jedoch durch einen Machtspruch seines Bruders Napoleon I. rasch wieder vernisicht wurden. Andere erhält es sich aber mit einer späteren Thatsache von ähnlicher Qualification. Die Kaiserin Eugenie besitzt Diamanten, welche den verschwundenen spanischen Kronjuwelen, und auf die kleinsten Facetten ähnlich sehen, und bejonders ist es ein Solitär, der Kaiser der brasilianischen Collection, welcher zu wiederholten Malen an dem kleinen Diadem der Kaiserin prangte und erst jüngst in demonstrativer Weise dem Sultan in die Augen stach und so dadurch zu vom Pobiſchad der erhabenen Tourisin zum Geschenke gemachten Stirnreif sehr vertheuerte.

Wie die spanischen Kronjuwelen nach Frankreich gelangten, ist kein Geheimniß. Die Königin Christine verschenkte sie zur Zeit ihrer Regierung nach England, von wo sie den Weg in die Tuilerien fanden. Die Königin Marie Christine hat überhaupt verbereend auf die Staatsschätze Spaniens gewirkt und ist hierbei planmäßig zu Werke gegangen. Kaum hatte ihr Gatte, der schwache Ferdinand VII, die Augen geschlossen, als sie den Juwelen-Kasten Kreuzspies, und besonders jenes der Diamanten Brasiliens verschwand. Ihr schmutziger Geist bewog sie, die schönsten Bäume in den königlichen Gärten fällen zu lassen, um das Holz in ihrer Küche zu verbrennen. Sie hatte auch den Plan, ein Museum zu Madrid die genannten Diamanten und aus den Bildergallerien des Escurial hundert der schönsten Gemälde, die sie in England hemlich verkaufen ließ, sie schuld der großen Lumpe des heiligen Isidoro (des Schutzheiligen von Madrid) die Diamantknöpfe vom Kleide, und ließ ihn dafür andere anmessen, kurz, Marie Christine brachte auf diesem Wege einen großen Theil des Nationalvermögens auf ihre Seite und häufte Reichthümer auf Reichthümer, um damit ihre zehn Kinder aus der zweiten Ehe mit ihrem Cousin dem Gielichen, dem Herzoglichen Manne, durch die Herzog von Riancares geworben, wie bekannt selbst, zu bothren.

Was von dem Eigenthume der Krone Marie Christine übrig gelassen, das hat ihre Tochter Isabella von Spanien so ziemlich verwirthschaftet. Nicht, daß die jungere Königin die Kronjuwelen mit sich in das Exil geschleppt hätte. Bei Leibe nicht. Der größte Theil derselben hatte schon früher durch Mißhandlung den Weg nach England gefunden.

Moderne Lehrbuch und zum Nachdenken anregend ist die Geschichte der verschwundenen Kronjuwelen Spaniens. Fast jedes der Stücke wurde einem unterjochten Volke durch Raub und Gewalt-

Digitized by Google

thal entwunden, um in die mächtigste Krone des Erdballs gefaßt zu werden. In ihr glänzten unter Philipp IV. die Diamanten der Montezumas, das Gold der Inkas und die Edelsteine der Rajahs. Und als später die Krone Spaniens an einer Schwere in drei Stücke zerbarst, blieben die Theile im Mutterlande und wanderten in die Museen und Cabernet-, um von hier von zwei königlichen Frauen nach allen Winden zerstreut zu werden.

Die schwerste Justiz, auf welche Ministre Figuerola seiner Anklage hißt, liegt in dem Umstand, daß kurz nach der ausgesprochenen Entthronung Isabellen's eine ihrer Creaturen den Versuch machte, der Exkönigin den Rest der Kronjuwelen von Madrid in das Exil nachzuschicken, aber bei dieser Operation ertappt und sammt dem corpus delicti in Gewahrsam genommen wurde. Es ist, wie gesagt, immerhin möglich, daß der außerordentliche Fall vor die Gerichte gelangt, allein welchen Ausgang er nehmen dürfte, ist deutsche vorauszusehen. Einen Prozeß gegen zwei Frauen anstrengen, die im Auslande leben und als Königinnen nur sich selbst verantwortlich sind, das dürfte wohl schwerlich zu einem positiven Resultat führen.

---

* Madame Therese
oder
die Freiwilligen von 1792
von
Erckmann-Chatrian.
(Uebertragt für den Plauter Demokrat.)

(28. Fortsetzung.)

Indem er den Kopf schüttelte und die Hand erhob, sagte er: „Nein, es ist Der, der Alles erhält und Alles belebt; nur Er allein hat Sie geretter; denn Er will nicht, daß alle großen und edeln Naturen umkommen, sondern daß Einige bleiben, um den Andern ein gutes Beispiel zu geben. Ihm sei dafür gedankt!“ Dann rief er mit veränderter Stimme: „Frauen wir uns! . . . . . fremen wir uns! . . . . . das heiße ich einen schönen Tag!“ — Zu gleicher Zeit lief er in die Küche, und da er nicht gleich wieder kam, winkte mir Frau Therese, näher zu kommen; sie nahm meinen Kopf zwischen beide Hände und küßte mich, indem sie mein Haar auseinander strich. „Du bist ein gutes Kind, Feipel,“ sagte sie; „Du gleichst dem kleinen Jean.“ — Ich war ganz stolz, dem kleinen Jean zu gleichen. — Dann trat der Onkel wieder ein mit dem Ausdruck innerer Zufriedenheit. „Heute,“ sagte er, „rühre ich mich nicht von der Stelle; der Mensch muß sich von Zeit zu Zeit auskneipen; ich werde einen kleinen Gang im Dorfe machen, um ein gutes Gewissen zu haben, und dann kann ich den ganzen Tag in der Familie zubringen, wie in der guten Zeit, da die Großmutter Lebte! noch lebte. Man hat gut sagen, es sind doch die Franzen, die das Innere der Häuser ausmachen.“ — Während er so sprach, bedeckte er sich mit seiner großen Mütze und warf den Mantel über die Schultern. Dann ging er lächelnd hinaus.

Frau Therese war ganz träumerisch geworden; sie erhob sich, stellte ihren Stuhl an das Fenster und fing an, den Platz vor dem Brunnen mit ernstem Gesichte zu betrachten. Ich dagegen ging mit Scipio hinaus in die Küche, um zu frühstücken. — Ungefähr eine halbe Stunde später kam der Onkel zurück und sagte beim Eintreten: „Nun denn, jetzt bin ich frei bis zum Abend, Frau Therese; ich habe meinen Rundgang gemacht, Alles ist in Ordnung, und Nichts nothigt mich, noch einmal auszugehen.“

Während einiger Zeit knotte Scipio an der Thüre; ich öffnete, und wir gingen zusammen in den Stall. Der Onkel setzte sich auf einen Mantel an die Mauer gelehnt und betrachtete Frau Therese, welche noch immer melancholisch an demselben Platze saß.

„Du mußt denken Sie denn?“ sagte er sie, „Sie sehen mich traurigter aus, als vorher.“ — „Ich denke, Herr Doktor, daß man sich trotz der größten Leiden glücklich fühlt, noch für einige Zeit auf dieser Erde zu sein,“ sagte sie mit bewegter Stimme. — „Für einige Zeit?“ rief der Onkel. „Sagen Sie doch für viele Jahre; denn, Gott sei Dank, Sie haben eine gute Constitution, und in einigen Tagen werden Sie so stark sein, wie vorher.“ — „Ja, Herr Jakob, ja,“ antwortete sie, „ich glaube es; aber wenn ein guter Mann von Herz Einen ausgeboten hat zwischen den Todten in den letzten Winkeln, ist es ein großes Glück, sich wie neugeboren zu fühlen und sich sagen zu können: Ohne ihn wäre ich nicht mehr da!“

Der Onkel verstand, daß sie den Schauplatz des schrecklichen Kampfes betrachtete, wo ihr Bataillon gegen eine österreichische Division estandet, daß dieser alte Brunnen, diese alten, verwitterten Mauern, diese Giebel, diese Dachgauben, endlich dieser enge und finstere Platz sie an die Vorfälle des Kampfes erinnerten, und daß sie das Schicksal kannte, das sie erwartete, als Joseph Spick im Begriff war, sie in die Grube zu werfen. Er war ganz bestürzt über diese neue Entdeckung, und erst nach einer Weile fragte er sie:

„Wer hat Ihnen denn die Sachen erzählt, Frau Therese?“ — „Gestern, als wir allein waren, hat mir Isabeth erzählt, was ich Ihnen verdanke.“ — „Isabeth hat es Ihnen gesagt!“ wer der Onkel trostlos, „ich hatte es doch strenge verboten. . . .“ — „Ich! machen Sie ihr keine Vorwürfe, Herr Doctor“ sagte sie; „ich habe sie ein wenig ausgefragt . . . . und sie plauderi so gerne!“

Frau Therese's Lächeln beruhigte ihn etwas und er sagte:

„Fort damit, ich hätte das voraussehen sollen, sprechen wir nicht mehr davon. Aber hören Sie mich wohl an, Frau Therese; Sie müssen ihre Gesundheit schonen. Ihre Seele ist stark, aber ihr Körper ist schwach. Sie müssen im Gegentheil die Sache von der besseren Seite ansehen, das ist unbedingt nothwendig zur Wiederherstellung Ihrer Gesundheit. Alles geht jetzt gut, aber bessen Sie der Natur nach durch angenehme Gedanken, nach den Vorschriften des Vaters der Medizinen. . . . Sie haben eine ziemlich starke Seele retter einen schwachen Körper, sagte er.“ Die Seelenstärke kommt von angenehmen und nicht von düstern Gedanken. Ich wollte, daß dieser Brunnen am andern Ende des Dorfes stände, aber weil er da ist, und weil wir Ihnen das Angelleben können, setzen wir uns in den Obenwinkel, um ihn nicht mehr zu sehen; das wird viel besser sein.“ — „Ich will es gerne,“ erwiderte Frau Therese. indem sie sich erhob. Sie stützte sich auf den Arm des Onkels, welcher glücklich schien, sie halten zu können; ich wollte ihre Reisetasche in Ihren, und wir nahmen Platz um den Ofen, setzen Knistern uns erfreute.

Mandmal hörte man weit draußen einen Hund im Dorfe bellen, mit zwei hellen Stimme, welche sich bei der großen Kälte auf dem stillen Lande weithin hören läßt; Scipio wandte, erhob sich und machte einige Schritte gegen die Thüre, indem er knurrte, dann legte er sich wieder neben meinen Stuhl, indem er ohne Zweifel bedachte, daß ein gutes Feuer viel mehr werth sei, als das Vergnügen, Lärm zu machen.

Frau Therese mit ihrem blassen Gesicht und ihren blauschwarzen Haaren, welche um ihre Schultern fielen, schien ruhig und glücklich. Mir plauderte da rubig, der Onkel rauchte seine lange Feuerzeugpfeife mit einer ernsten, doch zufriedenen Miene.

„Also sagen Sie doch, Frau Therese, ich glaube, Ihre Weise zerschmitten zu haben,“ sagte er nach einiger Zeit, „und ich sehe sie wie neu.“ — „Wir haben sie gestern gestickt, Isabeth und ich, Herr Jakob,“ antwortete sie. — „Ah! gut, gut. . . . Also Sie sagen Isabeth?“ — Dieser Gedanke ist mir noch nicht gekommen. Ich sah Sie immer am Eingang einer Brücke oder sonst irgendwo, etwa am Ufer eines Flusses, vom Feuer der Flintenschüsse erleuchtet.“

Frau Therese lächelte.

„Ich bin die Tochter eines armen Schullehrers,“ sagte sie, „und die erste Aufgabe des Lebens der Armen ist, sein Brod zu verdienen. Mein Vater, der vieles wohl wußte, ließ alle seine Kinder zu Handwerk lernen, es ist kaum ein Jahr, daß wir Gelegenheit hatten, uns nicht allein unsere Familie, sondern alle junge Leute der Stadt und der umliegenden Dörfer, mit Flinten, mit Aexten, mit Heugabeln und Sensen, mit Allem, was man hatte, um gegen die Preußen zu ziehen; die Proclamation des Herzogs von Braunschweig hat alle Bewohner der Grenzgegenden empört; das Feuer der Kirchen zieren wurde auf dem Wege gelernt. Mein Vater, ein unterrichteter Mann, wurde zum Capitän gewählt, und etwas später nach einigen Gefechten avancirte er zum Bataillonscommandant; bis zu unserer Ankunft hatte ihn in der Schule; ich hielte die Mädchenschule und unterrichtete meine Schülerinnen in Allem, was eine gute Hausfrau wissen muß. Ach! Herr Jakob, wenn man mir zu jener Zeit gesagt hätte, daß ich eines Tages mit den Soldaten marschiren würde, daß ich mein Pferd am Zügel nehmen in der Nacht reiten, daß ich meinen Wagen über Haufen von Todten fahren und oft knudelang in der Finsternis meinen Weg nur bei dem Schein der Flintenschüsse sehen würde, ich hätte es mich glauben können, denn ich liebte nur die einfachen Familienfestlichen; ich war sehr schüchtern; ein Blick machte mich erröthen. Aber was macht man nicht, wenn größere Pflichten uns aus unserer Zurückgezogenheit hervorziehen; wenn das geliebte Vaterland alle seine Kinder ruft! Dann erhebt sich das Herz; man ist nicht mehr derselbe; man marschirt; die Furcht vergeht, und lange Zeit nachher wundert man sich, so gehandelt zu sein; so Vieles gethan zu haben, was man früher unmöglich geglaubt hatte!“ — „Ja, ja,“ sagte der Onkel, indem er den Kopf neigte, „jetzt kenne ich Sie, jetzt ist mir die Sache klar. . . . Ich! so hat man sich erhoben . . . so marschirten die Leute in Masse . . . jetzt, was eine Idee machen kann! . . .“

Wir fuhren fort, so zu plaudern bis gegen Mittag, als Isabeth kam, um den Tisch zu decken und das Mittagessen aufzutragen; wir schauten ihr zu, bis sie Alles fertig hin ging, das Tischtuch ausbreitete und die Teller ordnete, mit wahrem Vergnügen, und als sie endlich die dampfende Suppenschüssel brachte.

(Fortsetzung folgt.)

---

† Aus Buffalo wird folgende traurige Geschichte erzählt: Eine deutsche Frau in Brooklyn im Staate Ohio hatte ein krankes Kind. Das Kind bekam den Krankheitskampf und wurde beerdigt. Am Abend des Beerdigungstages besuchte die Mutter noch einmal das Grab ihres lieben Lieblings. Während sie am Grabe kniete und betete, war es ihr, als vernähme sie ein Wimmern unter der Erde, und gleich darauf hörte sie ein lautes Geschrei. Sie sprang auf. Halte war noch nur Mond, zum Glück schien der Mond und ließ sie einen Spalten finden. Rasch griff sie darauf los, öffnete den Sarg, und da lag ihr Kind auf der Seite, der Mund war geschlossen und der kleine Körper warm und feucht. Sie preßte den wiedergewonnenen Liebling an das treue Mutterherz, hüllte ihn dicht ein in ihr Tuch und eilte damit nach Hause. Schnell wurde ein Arzt geholt, er wandte alle möglichen Mittel an, das Kind zu erwärmen zu erquicken; aber vergeblich. Nach zwei Stunden war es todt. Es hatte aus dem Sarge erwachen. Der Körper war steif und kalt. Die Kräfte hatte eine Leiche.

Erschienene Neuigkeiten
des Buch-, Kunst- und Musikalienhandels.

Alle hier angezeigten Werke, Musikalien ꝛc. ꝛc. werden durch die Buchhandlung Ph. Rohr in Kaiserslautern gegen Einsendung des Betrages in Postmarken oder durch Postanweisung franco versandt.

Jacho, Paul Prof. Taschenwörterbuch der russischen, deutschen, englischen und französischen Sprache. — Stuttgart, Paul Neff. — 1 fl. 48 kr.

Booch-Arrosio, F., Dr. Spanisch-Englisch-Deutscher Dolmetscher oder kurze und leichte Anweisung Reisenden Sprechen und Verstehen der drei Sprachen. — Leipzig, H. Matthes. geh. 1 fl. 12 kr.

Schilling, G. Wörterbuch der Englischen und Deutschen Sprache für Kaufleute und Techniker. Zwei Theile in einem Bande. — Berlin, Th. Grieben. 2 fl. 24 kr.

Danzfran, Gattin, Mutter. Gedanken über Frauenbildung. Zugleich ein Beitrag zur Frauenfrage. — Halle, Otto Hendel. — 12 kr.

Soc, Dr. Karl Ernst. Das Buch vom gesunden und kranken Menschen. Mit 200 Abbildungen. 8. Auflage. 16 Bogen. — Leipzig, Ernst Keil. 1 fl. 30 kr.

Stohmann, F. und Engler, Carl. A. Bayens Handbuch der technischen Chemie. — Band 1. Lieferung. 8. Braunschweig, Friedrich Vieweg. 2 fl. 30 kr.

Habekorn, Philo. Leitfaden für den Unterricht in der Geographie. — Halle, Otto Hendel. 27 kr.

Schöffler, H. O. Der Kaufmann auf der Höhe der Zeit als Buchhalter, Börsencorrespondent mit Correspondenz der modernen Sprachen. Erster Band. — Berlin, Th. Grieben. — 2 fl. 24 kr.

Ulrich, Dr. Wilh. Der französische Comptoirist, oder Deutsch-französisches Handels-Lehrbuch und Wörterbuch. — Halle, Schwetschke'scher Verlag. — 2 fl. 24 kr.

Salomon, Siegmund, Kaufmannisches Rechenbuch für die Schule und zum Selbstunterricht. Zweite durchgesehene Auflage. — Berlin, O. Seehagen. 2 fl. 42 kr.

Bibl. Conversationsbuch, Eine praktische Unterweisung in der mündlichen und schriftlichen Geschäftsführung für das Waaren- und Bankgeschäft. — Berlin, O. Seehagen. — 1 fl. 48 kr.

Müller, Carl, Professor als bayerische Handelskabi. — Würzburg, Stahel'scher Verlag. — 30 kr.

Dochmahl, F. J. Anweisung wie eine Christenlehre in den Klassen gehalten und unterrichtet werden soll. Von S. D. F. Dechant. — Halle, O. Hendel. — 2 fl. 42 kr.

Evangelische Jungfrau der Wahrheit. — Stuttgart, J. Scheible'sche Verlag. — Neutlingen, Fr. Vaurer. — 12 kr.

Mayer, Joseph Maria. Das Bayernbuch. Geschichten, Lieder und Sagen aus der Vorzeit der Bayern, Franken und Schwaben. — München, Lindauer'sche Buchh. — Halbband 1 fl. 12 kr.

Wenziger, P. M. C. D. Die Unfehlbarkeit des Papstes als Lehrer der Kirche. — Einsiedeln, Gebr. Benziger. — 2 fl. 30 kr.

Kienicke, Dr. Die Mutter als Erzieherin ihrer Töchter und Söhne. — Leipzig, G. Kummer. — 3 fl. 24 kr.

Lehrer und Schulfreund zur Einführung des metrischen Systems für Maaß und Gewicht im königreich Bayern. — Würzburg, Stahel'sche Buchh. — 24 kr.

Anderwert, Ludwig Thiele. Der Oeconomie-Lehrling und seine Ausbildung zum Dirigenten größerer Güter. — Halle, O. Hendel, 1 fl. 12.

Hildebrand, Dr. Die praktische und wissenschaftlich-rationelle Medizin, mit 12 Tafeln. — Berlin, Rade's Verlag, 1 fl. 30 kr.

Verantwortliche Redaction, Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Hiezu der Plakat-Anzeiger Nr. 3.

Pfälzer Demokrat

und

Sonntags-Blatt.

Organ der deutschen Volkspartei in der Pfalz.

Wöchentliche Gratis-Beilage zur „Pfälzischen Volkszeitung."

Für Nichtabonnenten der „Pfälz. Volkszeitung" vierteljährlich 18 kr.

Nro. 4. Kaiserslautern, 23. Januar 1870.

Der Sozialismus und die Volksbildung.

Ungeachtet aller sozialistischen Bemühungen, an denen gerade unsere Zeit so reich ist, besteht der Gegensatz zwischen Besitz und Nichtbesitz fort. Eine Ausgleichung scheint auf den ersten Blick unmöglich, die Harmonie zwischen Arbeit und Kapital bleibt noch zu erstreben. Aber dennoch ist diese Aufgabe nicht unlösbar, wenn nur die Intelligenz sich ihr zuwendet und zu diesem Zwecke den rechten Weg betritt. Das Mittel zur Lösung der sozialen Frage liegt hauptsächlich in der Erziehung und in einer allgemeinen Volksbildung. Darin erkennen wir die beste Waffe gegen den Sozialismus und seine verderblichen Theorien, und das betrachten wir als die Morgenröthe einer neuen Zeit, daß man nicht blos vom Fortschritt der Menschheit spricht, sondern dem Volke auch die Mittel dazu bietet, indem man es bildet. Aber hier bestehen auch eben noch viele Irrthümer und Vorurtheile, ja selbst die Furcht erhebt sich bei Vielen, wenn von der Erhebung der arbeitenden Massen durch Bildung gesprochen wird.

In der Erziehung, in der Volksbildung liegen die Zeichen einer besseren Zukunft; durch die Erziehung hauptsächlich wird die zahlreichste Klasse, diejenige, deren Arbeit ihr selbst und uns Allen zu Gute kommt, aus ihrem Staube emporgehoben. Dabei ist keineswegs zu befürchten, daß mit der Bildung des Arbeiterstandes, mit seiner geistigen und sittlichen Erhebung, die Arbeit aufhören werde. Die Arbeit ist selbst eine Schule, in der die Menschen Energie und Charakter erlangen, nur durch sie ist die Entwickelung und Vervollkommnung der menschlichen Natur möglich. Unglücklich Derjenige, welcher nicht zu arbeiten gelernt hat! Wie aber die Anlagen und Kräfte des Menschen verschieden sind, so muß auch eben die physische Arbeit mit der geistigen abwechseln, worauf dann folgt, daß der physische Arbeiter nicht über Gebühr angestrengt werden darf, daß er, gemäß der Verschiedenheit der menschlichen Fähigkeiten, auch geistige Nahrung nöthig hat. Der gebildete Arbeiter wird darum nicht aufhören, Arbeiter zu sein, und eine höhere Volksbildung wird weniger eine äußere Aenderung hervorbringen, als vielmehr eine innere, und von dieser muß die wahre Verbesserung der Lage des Arbeiterstandes ausgehen. Auch die Bestrebungen ist ungegründet, als werde der gebildete Arbeiter mit Neid auf die s. g. höheren Klassen hinblicken; der Umgang und Verkehr mit unterrichteten, wohlerzogenen und ehrenhaften Leuten hat ihn gelehrt, trotz, seinem auch bescheidenen Stellung mit Würde auszutreten. Ein solcher Arbeiterstand verschafft sich Achtung, und Niemand wird ihm seine Rechte, die politischen wie moralischen, streitig machen. Solche Arbeiter werden sich auch nicht aufreizen lassen, wenn aber Demonstrationen Schweitzer's und seiner Genossen, ihrer Klasse das Uebergewicht, die Macht im Staate zu verschaffen; denn der gebildete Mensch weiß sehr wohl, daß, wo Freiheit sein soll, keine Klasse herrschen darf. Alle Stände der Gesellschaft müssen in der Regierung vertreten sein und in ihnen gleichen Schutz finden.

Die Erhebung des Arbeiters, wir meinen die Verbesserung seiner Lage, ist nur durch die Erziehung, durch die Cultur der Geisteskräfte möglich; nur von innen heraus herrscht der Mensch, auf welcher Stufe der sozialen Leiter er sich auch befinden möge. Hier besteht kein Unterschied; zur menschlichen Würde kann Jeder, ob reich oder arm, gelangen. Jeder Mensch hat die Fähigkeit, zu denken, und jeder Mensch soll ein Denker sein. Damit ist noch nicht gesagt, daß es sich zwischen vier Mauern einschließen und seinen Körper über Büchern krümmen soll. Man hat gedacht, ehe Bücher geschrieben wurden, und einige der größten Denker hatten gar keine Studirstube. Die Natur und das Leben bieten dem Geiste beständige Nahrung, und Jeder, auch der Arbeiter, hat die Fähigkeit, zur Wahrheit zu gelangen. Die Welt, in der wir leben, ist unstreitig bestimmt, unser Denken anzuregen, denn sie ist voll von Geheimnissen aller Art; jeder Gegenstand, selbst der einfachste in der Natur und Gesellschaft, jeden Ereignis des Lebens, ist aus verschiedenen Elementen zusammengesetzt, welche nur die Anstrengung des Geistes durchdringen und erkennen kann. Mit der Anstrengung des Denkens, mit dem Streben nach Wahrheit beginnt die Erhebung des Arbeiters; ohne die Erkenntniß der Wahrheit stürzt der Mensch in Verbrechen und Elend. Man sieht hieraus, wieauf es die Volksbildung absehen muß; sie muß die Liebe zum Denken einimpfen; durch eine solche Erziehung hat man den Arbeiter die wahre Quelle seiner Verbesserung eröffnet.

Man wirft gegen die Bildung der arbeitenden Klassen gewöhnlich ein, daß der Unterschied aufhören würde, wenn man die Kraft des Gedankens bei allen Menschen entwickeln wollte. Die Aristokratie dieser Bevorzugung bedarf keiner Widerlegung. Es ist im Gegentheil gegen die soziale Ordnung, wenn man glaubt, daß zur Erhaltung der Gesellschaft der größte Theil der menschlichen Wesen zur Unwissenheit und Knechtschaft verdammt werden müßte. Die Beschäftigungen der Menschen ordnen allerdings immer eine große Verschiedenheit darbieten. Der Eine hat hierzu Neigung, der Andere dazu; aber daraus folgt noch nicht, daß die Gesellschaft in Kasten eingetheilt werden müsse; es kann, ungeachtet der verschiedenen Beschäftigungsweise, unter Menschen ein freundschaftlicher Verkehr, eine gegenseitige Achtung bestehen. Man wendet ein, daß die Schranke zwischen Hoch und Niedrig schon deßhalb nicht fallen werde, weil die niederen Volksklassen die Feinheit der Manieren fehle. Auch hier wirft eben die Ausbreitung der Volksbildung den wohlthätig erweisen. Warum soll nicht auch der Arbeiter an Reinlichkeit, Feinheit, Höflichkeit u. s. w. gewöhnt werden können? Noch nirgends hat die Gesellschaft sich ernstlich mit der Erziehung all ihrer Mitglieder beschäftigt, man kennt noch nicht die Grenzen des Möglichen, nicht die ganze Tragweite der sozialen Wissenschaft, denn noch nirgends hat man das Problem gelöst: wie kann man die Mehrzahl der Menschen emporheben? Noch mehr: das Volk hat noch nicht klar die wahre Idee des Fortschritts erkannt, es hat noch nicht eingesehen, daß sein Heil in der Erziehung, in der Bildung liegt. Diese Idee ist indessen jetzt erwacht, und sie bereitet ein neues Leben vor. Unter diesem Antriebe wird das Volk Zeit und Kraft für seinen edlen Beruf finden und nicht nur sich selbst, sondern zugleich die Gesellschaft regeneriren.

Der Geist beherrscht die Welt, und durch die Entwicklung der Intelligenz wird die Gesellschaft wachsen und neue Reichthümer und Hilfsquellen sich anzusammeln fehlen. Das Leben wird leichter werden, je aufgeklärter das Volk wird. Der Geist wird eine gleichmäßigere Vertheilung der Producte herbeiführen und das Glück der Gesellschaft weniger von der Summe des Reichthums, als von seiner richtigen Vertheilung abhängen. Es ist Zeit, daß die Gesellschaft erkenne, daß eine allgemeine Volksbildung ihr größtes Interesse, ihre erste Pflicht, daß die Heilung der sozialen Krankheiten unserer Zeit nur durch sie möglich ist.

Heilige Zülsung — leidliche Zülsung.

D C. Während die Welt den prinzlichen Signalschüssen aus Paris horcht und die ganze romanische Menschheit in den 3 großen Staaten des Südens und Westens in einer nur noch strich- und punktweise unterbrochenen Entwicklung begriffen steht, welche zweifellos in kurzer Frist diesem Theil Europa's eine neue Gestalt giebt, haben die süddeutschen Annexionsfreunde dafür gesorgt, daß auch der Humor der Weltgeschichte nicht ausbleibt, daß Auge und Sinn sich ausruhen können von dem Mächtigen und Gewaltigen auf den buolesken Reizen nationalliberaler Bockspringe.

Am 9. Januar haben in Karlsruhe die Anhänger der Religion Bismarck getagt. Meist Badenser, dann etliche Hessen (unter des gefeierten Aug. Metz ehrsamer Führung), endlich 20 Schwaben. Endlich? Denn aus Bayern, ach! aus Bayern nicht Mann noch Maus. Ohne Volk, wie soll da Frühling werden? Im Grunde ist mit der Abwesenheit der Bayern die Sache aus. Denn für Baden bedarf es, wie die Dinge stehen, nicht erst einer Extraversammlung der Bismarckianer außerhalb der Ministerien und der Kammern; für Schwaben ist notorisch, daß die Spitzfindigen politisch von der Gnade des Ministeriums leben, d. h. bei gleicher Vertheilung von Sonne und Wind politisch längst todt wären; für Hessen steht die Sache bekanntlich auch bei einer viele nach der andern Seite so trostlos, daß nur noch Augeli Mut, darüber zu reden wagt. Die Bayern waren so wesentlich für die Karlsruher Versammlung, daß ihre Abwesenheit tödlich ist für die ganze Demonstration. Warum fehlten sie? Sie haben sich mit Landtagsgeschäften entschuldigen lassen. Ist das auch ein Hinderniß, an einem Sonntag? für Mitglieder einer Minorität? für sie alle? waren sie wirklich ohne alle Ausnahme unabkömmlich? Schwerlich. Der Grund ist ein anderer. Bettelprovinzliche Demonstrationen haben benutzage ihre großen Bedenken für bayerische Politiker. Nach den letzten Wahlen weiß man, daß das Volk keinen Spaß versteht. Die Volk's müssen sachte auftreten, sehr sachte. So ein Auftzug nach Karlsruhe könnte zur Folge haben, daß man auch sonst — fliegt. Und insofern allerdings waren es Kammergeschäfte, wegen deren die Bayern sich fern hielten.

Die aber da waren, haben geredet. Natürlich. Sind ja in der Uebung. Auch ist es interessant, was sie zu Tage gefördert. Interessant und lehrreich. Ein Himmelsstürmer aus Schwaben schwärmte siebenschaltsächlich für den Eintritt Badens in den Nordbund; das wenigstens solle vorangehen. Aber Blumtschli bewahrte seinen Zoll vor Unannehmlichkeiten. Ein solcher Antrag zum Beschluß erhoben in Karlsruhe, in Anwesenheit der Minister selbst, setzt diesen gehrenden Frankreich ins Angstlicht! — armes Schwabe, wo denkt Du hin? Blumtschli wie-

Digitized by Google

gelte ab: Das gehe doch nicht so leicht; das sei keine bahlsche, keine deutsche Frage, „es ist vielmehr eine der größten europäischen Fragen."

Eine der größten europäischen Fragen ist der Eintritt Badens in den Nordteutschen Bund — so versichert Bluntschli, und der kann's wissen. Wir sagten's längst, sagten's oft. Da war's natürlich Landesverrat. Bei Bluntschli ist's Weisheit, ist's wahrer Patriotismus. Wer diese Frage Boden gu einer der größten europäischen Fragen gemacht hat, sagte Bluntschli nicht. Schade. Er wurde auch nicht darnach gefragt. Abermals Schade. Aber freilich, jagen brauchte er's nicht, fragen brauchten's die Andern nicht. Jeder wußte es auch so. Wir wissen's desgleichen. Jolly würde nicht sein, der eine europäische Frage daraus gemacht hat, auch Bluntschli nicht, noch der Prinz Wilhelm. Das ist niemand Anders, als Der, wos er aus Deutschland bisher gemacht, mit hoher europäischer Erlaubnis gethan, und Der nun für den Rest von Deutschland geboren ist. Dieses Kern's hat nun endlich Bluntschli zugestanden, ganz offen; dieses Hinderniß gegen weitere Verpreußung, welches Preußen selbst geschaffen, hat er geltend zu machen sich förmlich bereit, zum Schutze seiner Minifterfreunde gegen etwaige Unterstellungen ausländischer Gesinnungen, — das Recht der Zolleret — hineinzureden das Recht haben in vaterländische Dinge im Namen des Auslandes. — Das wollen wir uns doch merken. Diese Kartenbare Enthüllung ist werthvoll.

Aussprüche der von Bismarck geschaffenen Unmöglichkeit, sofort zum Bismarck zu gehen, hat man sich oftigst berufen und sich damit begnügt, einen Ausschuß zu bilden, in welchem der feinfühlige Bluntschli zum würdigsten Collegen den zornsühnenden August Metz hat, zu dem hohen, klaren, einsichtsvollen Zweck, daß man „Frühling" behalte. Frühling! Wohl nie, so lange die Welt steht, ward zu solchem Zweck ein Ausschuß eingesetzt. Wohl nie war eine politische Versammlung fruchtbringender und fördernder als diese.

Sie hatte Lieb das Gemüthsein davon. Nachdem die geistige Zühlung gesichert für die Millionen Süddeutsche, gingen die einzelnen Süddeutschen — vo bene gesta — an die leibliche Füllung. An hundert Gedecke. Treffliche Küche. Und nun ging's los. Der Heldentham der Zunge feierte, gemischt und gehend, ihre herrlichste Schwelgerei. Es ist ergötzlich komisch, den Feldherzlt zu lesen. Lamey trinkt auf die Gäste; dann ergreift Römer Wort und Glas und toastirt auf den deutschesten Fürsten, nämlich den Großherzog, worob freudigste Begeisterung; dann trinkt ein Schwabe mit einem seiner launigen Reden auf eine fröhliche Zukunft, worob heiterste Stimmung; darauf toastet Metz auf die bayerische Fortschrittspartei — wahrscheinlich schmerzlich bewegt ob des schmerzlichen Ausbleibens; dann leben noch einander das künftige Einigthum heute der Nation (bei tiefem Einvernehmen, wohl gemerkt auf das „künftig"), das geliebte deutsche Vaterland und dessen Zukunft (offenbar keine fröhliche, s. o.), die Uebereinstimmung zwischen Volksvertretung und Regierung (seinen getreuen Ständen huldvoll gesprochen von Hallo), das baldige Wiedersehen in Stuttgart (recht Verstößtigung!) und mehr dergl., worauf der Bericht schließt: „So und unter dem lebhaftesten persönlichen Verkehr und Gedankenaustausch, bei dem Besten, was Wirt's Küche und Keller zu leisten vermochte, war die Zeit des Scheidens herangekommen."

Auch für uns ist sie's. Wir haben genug von dieser geistigen Zühlung und leiblichen Füllung. Das vorhin erwähnte Gesammtbild Bluntschli's ist das einzig Werthvolle an der ganzen Broschüre. Weiter hat es keinen Zweck.

Aus dem Leben des Prinzen Peter Bonaparte.

Was die bei der in den Tagesblättern enthaltenen Biographie des Prinzen Peter ungebeuteten römischen Affairen betrifft, so legt man diesen gang mit Unrecht einen politischen Charakter bei. Seine Verhaftung in Rom wurde nicht durch eine Conspiration gegen die päpstliche Regierung, sondern durch ein gemeines Verbrechen veranlaßt. Im Verein mit seinem Bruder hatte er nämlich einem jungen Mädchen von Mastigano Gewalt angethan. Der Bruder desselben, der seine Schwester rächen wollte, wurde von den beiden Bonaparte's aus einem Hinterhalt ermordet. So tolerant die päpstliche Regierung gegen Fürsten ist, sie mußte die Verhaftung der Schuldigen anordnen. Ein Capitän der Carabinieri, der Marquis Zerlucchi, wurde requirirt, um die Schuldigen zu verhaften. Peter verlangte, die Kleider wechseln zu dürfen, ging in ein Nebenzimmer, ergriff eine Pistole und erschoß den Capitän, sowie einen Wächter. Trophäen wurde seine Verhaftung aufgeführt und er zum Tode verurtheilt. Das Urtheil wurde in Gefängniß umgewandelt und der Prinz nach achtmonatlichem Hoft auf der Engelsburg vollständig entlassen.

Weiter wird von dem Prinzen Peter Bonaparte Folgendes erzählt: Der Prinz hatte zu Corfu ein Fahrzeug und zwei Matrosen gemiethet, um sich auf die Küste von Albanien, wo er jagen wollte, übersetzen zu lassen. Bei ihrer Rückkehr erzählten die Matrosen, daß der Prinz, als man bei Sajaden an der albanischen Küste anlegte, von einem Zollbeamten um den Zweck seiner Landung befragt wurde. Der Prinz gab damit die Antwort, daß er den armen Teufel niederschoß. Auf das hin kehrte er unverzüglich nach Corfu zurück, wo ihm die englische Regierung den Rath gab, das jonische Gebiet zu verlassen. Sir Howard Douglas, der damals Commissär der sieben Inseln war, hatte deßhalb die größten Unannehmlichkeiten und der Familie des Donaniers, welchen der Prinz getödtet, eine nombafte Summe zu bezahlen.

Im Januar des Jahres 1859, als Napoleon III. einen Vorwand suchte, um in Italien als Befreier einzubrechen, hatte Peter Napoleon Bonaparte von Paris aus einen Brief geschrieben, der — schon am 10. Dezember 1858 verfaßt hatte. Es trug den Titel: „Die Stimme der Corsen. Ein Volksliedr", und ein Turiner Blatt, der „Indipendente", theilte es mit folgender Bemerkung am 20. Januar 1859 mit: „Wir erhalten heute Abend einen Brief, verfasset, der uns ein Wohlwollen seit Langem zugewendet, nachstehende Poesie, welche derzeit in ganz Corsica gesungen wird und als Echo in jenen Bergen nachhallt, wo noch Herzen schlagen, die inmitten der Civilisation des neunzehnten Jahrhunderts mit dem brechen Ueberbleibsel der antiken Helden umschlossen sind. Schon der Name des Verfassers genügt, um diesen patriotischen Hymnus als Schlachtlied zu empfehlen, und er wird um so werthvoller unter den gegenwärtigen Verhältnissen." Das Gedicht hat 24 Strophen, die Schwierigkeit des italienischen Blattes dafür, nicht den geringsten poetischen Werth; es geht aber daraus so viel hervor, daß der Prinz schon damals für zertrümmerte Schädel und zudringendes Gehirn (teste rotte, cervella fumanti) schwärmte. Uebrigens ist das kaiserliche Banner nach Italien niedergeführt und nicht in der Lombardei geflattert, es hat aber dort nur zertrümmerte Schädel und zudchendes Gehirn zurückgelassen. Im Jahre 1870 bereitet sich Napoleon III. vor, die Jahre 1859 und 1860 zu discontiren, und wie ein Gedicht des Prinzen Peter Napoleon Bonaparte, damals das Vorspiel zu seinem Unternehmungen war, so konnte heute ebenfalls ein Attentat des nämlichen Vetters ein Vorspiel für seinen Untergang sein. Der Prinz Peter Bonaparte wurde zur Anerkennung jenes Gedichtes im Jahre 1864 mit dem Großkreuz des Mauritius- und Lazarus-Ordens beehrt.

Man glaubt, daß die Untersuchung im Prozesse des Prinzen Peter Bonaparte am 25. d. M. geschlossen sein könne, und wird dann sofort der oberste Gerichtshof zusammenberufen werden. Allfällig werden die Acten über Pietri sogleich an neue Zeugen vernommen. Im Rothsjimmer der Requetenkammer des Gassationshofes wird die Untersuchung gepflogen. An einem Tage sind nicht weniger als 10 Zeugen erschienen. Dr. v. Fonvielle mußte bisher an jedem Tage Rede und Antwort stehen. Bei der Schlußverhandlung wird Quenault, Gerichtsrath am Cassationshofe, den Vorsitz führen. Der Prinz Peter hat seine Vertheidigung Rogers-Saint-Laurent und einem Advocaten aus Bastia übertragen; die Familie Noir will sich durch Hrn. Gregy und möglicher Weise durch Lebru-Rollin vertreten lassen.

Man erzählt sich nun nachträglich, die Frau des Prinzen Peter Bonaparte habe sich in der Wohnung des oberen Stockwerkes befunden, als sich in der ersten Etage jene furchtbare Scene zutrug. Die Prinzessin hätte wohl Schüsse gehört, wäre aber darüber nicht im geringsten erschreckt gewesen, da sie dies nicht als etwas Ungewöhnliches behandelte. Daraus will man herleiten, daß es zu den Gepflogenheiten des Prinzen gehörte, mit dem Revolver zu spielen.

Ein sehr talentvoller Bildhauer, Jacob Gontier, ein Schüler von Rude, der sich durch einen Mephistopfeles einen Namen gemacht, hat eine lebensgroße Statue des armen Victor Noir begonnen. Er will sich dabei noch dem Vorbi'de der Statue des Generals Foy halten, die in den Pere-Lachaise aufgestellt ist.

Es wird beabsichtigt, dem erschossenen Noir ein Denkmal zu setzen, und finden bereits Sammlungen statt.

* Ein Sieg des Frauenstimmrechts.

Die vielbesprochene Frauenstimmrechtstheorie ist endlich aus dem Gebiet der bloßen Theorie in das der Praxis übergetreten. Die Legislatur im Territorium Wyoming, Ver. Staaten von Nordamerika, hat ein Gesetz passirt, das den Frauen das gleiche Recht mit den Männern an der Urnhlume einräumt, und der Gouverneur jenes Territoriums hat dasselbe genehmigt.

Jetzt kann also das Experiment gemacht werden, wie das Frauenstimmrecht sich praktisch bewährt. Die Vertheidiger können nun herausfinden, ob dasselbe den Frauen die Vortheile bringt, die sie davon erwarteten; ob die Stellung der schönen Geschlechts dadurch wirklich gehoben und verbessert wird, wie sie behaupteten, aber ob die Nachtheile für die Gesammtheit sowohl, als speciell für die Frauen selbst eintreten, die von den Gegnern prophezeiht wurden. Nichts entscheidet eine Streitfrage schneller und besser, als eine praktische Probe. Deßhalb freuen wir uns auch, daß man die Sache einmal wirklich versucht, und wenn etwas dabei zu bedauern ist, so ist es, daß man das Experiment nicht an einem größeren Platze macht, wo die Vortheile oder Nachtheile der Neuerung schärfer hervortreten, als es in jenem fernen Territorium der Fall sein kann.

Im Territorium Wyoming, wie in allen anderen Territorien des fernen Westens, herrscht nämlich ein großer Weibermangel. Das Verhältniß der männlichen Bevölkerung zu der weiblichen ist dort fast überall wie 8—10 zu 1, d. h. auf 8 oder 10 Männer kommt immer erst eine Frau. Da nun der allgemeine Grundsatz, daß eine Sache da am höchsten Werth hat, wo die Nachfrage am größten und der Vorrath am geringsten, auch in Bezug auf die Frauen gilt, so ist es natürlich, daß das weibliche Geschlecht nirgends mehr honorirt wird, als gerade in jenen westlichen Territorien. Aus diesem Grunde genossen die Frauen auch ohne Stimmrecht dort mehr Achtung, üben mehr Recht aus und erfreuen sich größerer Rechte, als in den östlichen Staaten. Sie hatten demnach, da, wie die Weiberrechtsadvokaten sagen, das Stimmrecht auch hauptsächlich dazu dienen soll, die Frauen im Genuß ihrer Rechte zu schützen, dort weniger Ursache, die Reform anzustreben, als anderswärts.

Sei dem wie ihm sei, das Frauenstimmrecht ist nunmehr, wenn auch vorläufig nur weit draußen im Hinterwalde, gesetzlich eingeführt. An den Wahlurnen im Territorium Wyoming werden Frauen als Stimmgeber neben den Polen der Territorialgesetzgebung wahrscheinlich auch Frauen als Legislatoren erscheinen, und dann wird es sich ja auch zeigen, wie das Ding arbeitet. Es geht nichts übers Probiren.

* Die Revolution auf Cuba.

Wenn nur die Hälfte der Berichte, welche uns aus spanischen Quellen zugehen, auf Wahrheit beruhten, so müßte die Revolution der Cubaner schon wenigstens ein halbes Dutzend mal von den Spaniern unterdrückt sein. Schon seit Monaten soll der Kampf der Cubaner auf einen Guerillakrieg reducirt sein, und in diesem Kampfe wichtig, Befestigung Verschanzungen nach der Insel abzusenden und braucht 30 Kanonenboote, um bloße Guerillabanden zu vernichten. Die kommt es überhaupt, möchten wir fragen, daß, um einen bloßen Guerillakrieg zu Cuba zu führen, die Spanier, die doch in dieser Art von Kriegsführung nicht ganz ohne Erfahrung sind, schon länger als ein Jahr gebraucht haben und noch, allen ihren Kodomontaden zum Trotz, nicht viel weiter gediehen zu sein scheinen, wie vor Monaten zurück? Am 30. November trat die Revolutionär und die revolutionäre Bewegung auf Cuba in das zweite Jahr ihrer Existenz.

Präsident Cespedes hat bei dieser Gelegenheit eine, vor einigen Wochen von der „Sun" veröffentlichte Proclamation erlassen, welche den Stand der Dinge auf Cuba in einem anderen Lichte erscheinen lassen, als die spanischen Berichte. Die Armee der Cubaner besteht, dieser Proclamation zufolge, aus drei Armeecorps. Das erste unter General Cavabe, 16,000 Mann, ist gut bewaffnet, 10,000 darunter sind beritten. Dieses Corps hat in den verschiedenen Engagements mit den Spaniern seit Marz 2300 Mann an Todten verloren, seine verschiedenen Brigaden und Abtheilungen haben nicht weniger als 147 Gefechte mit dem Feind bestanden. Die Zahl der Verwundeten und Gefangenen des Corps betrug 2091 Mann. General Cavabe versichert, daß für jeden, der fällt, 10 Patrioten bereit seien, seine Stelle einzunehmen.

Das zweite Corps, 11,000 Mann stark, in Camaguey operirend, hat ebenfalls viele Kämpfe durch-

Digitized by Google

gemacht, sowie das dritte, 9000 Mann stark, unter den Generälen Jordan und Castillo.

Im Ganzen kann angenommen werden, daß die Republik Cuba jetzt den Spaniern 40,000 unter Waffen entgegenstehen hat. Waffen, Munition und sonstige Kriegsvorräthe werden jetzt regelmäßig zugeführt. Nahezu 2000 spanische Soldaten sind im Verlaufe des Kampfes zu Gefangenen gemacht und 1471 davon auf Parole entlassen worden. Dem Feinde wurden 6322 Gewehre abgenommen und 10 Kanonen erbeutet. Die Verpackereien der Befreiungsarmee erstrecken sich jetzt innerhalb Schußweite jeder Stadt und Fleckens auf der Insel östlich von Matanzas. In Bezug auf die Sclavenfrage erklärt Cespedes:

Am 9. Oktober erklärte ich und General Figuerbo alle unsere Sclaven für frei. Die Männer gingen in die Armee, und einer der befreiten Sclaven war der Erste, der bei der Einnahme von Jawa das Bonner der Unabhängigkeit aufpflanzte. Im Febr. erklärte unser erster kleiner Congreß alle Menschen für frei und gleich. Der zweite ernannte Nationalcongreß erklärte in der Constitution die Sclaverei für unbedingt abgeschafft."

Die viel besprochene Ordre, die Plantagen in Brand zu stecken, vertheidigt General Cespedes wie folgt:

„Wir haben besohlen, daß die Armee die Zuckerrohrfelder in Brand stecken und die Zuckermühlen zerstören solle. Wir haben 145,000 Sclaven befreit mit einem Verlust von 100,000,000 Dollars. Wir haben eine rohe, unbarmherzige Soldateska in unsere Wohnungen kommen und sie als ihr Eigenthum erklären sehen. Unsere Weiber und Kinder sind genothzüchtigt, unser Eigenthum confiscirt worden, und wenn wir uns entschützen, unsere Ernten zu zerstören, damit sie unseren Tyrannen nicht in die Hände fallen, dann nennt man uns Banditen und Brandstifter.

„Mit dieser ruhmreichen Vergangenheit hinter uns, versprich die Zukunft noch mehr. Der Feind hofft uns zu zermürben, aber so lange unsere breiten Berge und Hügel mehr Schutz sind, so lange unsere Sümpfe, Wälder und Thäler uns Lagerstätten bieten, gesährlich für unsere Feinde, und so lange wir sie innerhalb ihrer ungesunden Garnisonsstädte halten und Zugänge abschneiden können, so lange werden wir uns halten können, bis zum endlichen Siege. Wenn mit 10,000 Mann im letzten April wir eine Armee von 75,000 Mann sich auf uns stürzen sahen, ohne daß sie uns erdrücken konnte: was kann gelagt oder gethan werden, wenn wir mit 40,000 Mann wohlbewaffnet vor der Welt stehen, mit einer größeren Macht als Mexiko, Chili, Peru, oder irgend eine andere der spanisch-amerikanischen Republiken zu dem tyrannischen Spanien entgegensetzen."

Daß Präsident Cespedes die Lage der Dinge auf Cuba und die Aussichten der jungen Republik in einem etwas zu rosigen Lichte in dieser Proklamation erscheinen läßt, ist notürlich ebensowenig zu bezweifeln, als daß die spanischen Siegesbulletins sich bisher fast immer als Münchhausiaden erwiesen haben. Wurde doch vor Kurzem, als eine Abtheilung der Cubaner die von Spaniern besetzte Stadt Cienfuegos nahm, sich mit Waffen, Proviant und allem anderen nothwendigen Kriegsbedarf versah und dann allerdings wieder abzog, durch die spanischen Berichte ein Sieg der Spanier aus diesem Rencontre gemacht und später behauptet, die Cubaner seien durch Hunger getrieben, Cienfuegos zeitweilig zu nehmen.

Daß aber diese Guerillahaufen, trotzdem daß sie ausgzhungert worden, es nehmen konnten, dafür bleibern die Herren Hidalgos uns die Erklärung schuldig.

Soviel scheint uns übrigens, selbst wenn wir von dem in der Proklamation des Präsidenten Cespedes über die Lage der Revolution auf Cuba berichteten Günstigen ein guter Theil auf Rechnung seines patriotischen Eifers für die Befreiung seines Vaterlandes setzen, gewiß, daß die Ansicht, daß die ganze cubanische Bewegung nichts als eine Reihe unzusammenhängender Emeuten ist, und den Namen einer Revolution nicht verdiene, unhaltbar ist. Selbst die officiellen Berichte spanischer Generale, die uns freilich nicht durch den durch die Spanier controlirten Telegraphen mitgetheilt werden, lassen ersehen, daß die Streitkräfte der Revolutionäre sich nicht auf einen bloßen Guerillakrieg beschränken, sondern in mehreren Gefechten von nicht geringer Bedeutung ihren Gegnern Niederlagen beigebracht worden sind. Unter diesen Umständen dürfte die Anerkennung der Cubaner als Kriegsführende durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika nicht mehr lange auf sich warten lassen.

* Seid rührig!

Der Vorstand der Deutschen Volkspartei für die Pfalz hat an hervorragendere Männer in der Pfalz folgendes Schreiben erlassen:

Kaiserslautern, Januar 1870.

Der unterzeichnete Ausschuß des hiesigen Volksvereines, der zugleich als geschäftsführender Ausschuß der „Deutschen Volkspartei der Pfalz" fungirt, erlaubt sich an die Parteigenossen in der Pfalz folgende Fragen und Mittheilungen zu richten:

1. Hat unsere Partei in Ihrem Wohnorte oder Ihrer Gegend Genossen oder Freunde?
2. Wäre es bejahenden Falles möglich, bei Ihnen einen Volksverein zu gründen?
3. Wenn nicht, wäre es dann nicht möglich, daß die Freunde wenigstens Mitglieder der allgemeinen Deutschen Volkspartei würden?
4. Wenn Sie Dieses bejahen, dann würden Sie uns wohl angeben, wie viel Mitgliedskarten wir Ihnen zusenden sollen? Der Jahresbeitrag gegen Karte beträgt 18 kr.
5. Bitten wir Sie, für die Verbreitung unseres Organes, des „Pfälzer Demokrat", nach Möglichkeit mit Sorge tragen zu helfen, damit die Gründer pecuniär nicht zu sehr beeinträchtigt werden. Dann wollen Sie sich auch noch die Empfehlung folgender Portebüchter mit angelegen sein lassen: „Pfälzische Volkszeitung", die hier in Kaiserslautern erscheint.

„Kurier Zeitung", — Kusel.

„Neustadter Anzeigeblatt", — Neustadt a/Haardt.

„Zweibrücker Tageblatt", — Zweibrücken.

Kaiserslautern bietet den klaren Beweis, was mit einer vernunftmäßigen Agitation, die sich auf Wahrheit, Gerechtigkeit und Freiheit für Alle stützt, zu erreichen ist, wir bitten Sie, in derselben Weise in Ihren Kreise die Sache in Angriff zu nehmen. Der Erfolg wird nicht ausbleiben. Sollten Sie wünschen, daß zur stricten Agitation und Organisation bei Ihnen, einer oder mehrere Gesinnungsgenossen von hier dorthin kommen, so machen Sie uns gefälligst baldige Mittheilung, und bringen wir dieses Opfer der guten Sache gerne.

Der Boden in der Pfalz ist überall gut, die demokratischen Prinzipien sind Gemeingut des ganzen Volkes, es gilt jetzt nur Einigen und festes Zusammenhalten, daß auch bei der nächsten Gelegenheit allenthalben die demokratische Sache mit der volksverderbliche Nationalliberalismus mit Stumpf und Stiel ausgerottet werde.

Mit demokratischem Gruß und treu-deutschem Handschlag

Der Ausschuß,
der Deutschen Volkspartei der Pfalz und des Volksvereines Kaiserslautern.

Ad. Kramer, Vorsitzender.
Joseph Aitschüter, Stellvertreter.
Karl Seibert,
J. Hermann, Schriftführer.
Julius Chrobadt, Kassier.
Jac. Enthringshausen.
Ad. Wagner.

Wir unterstützen die Beachtung dieses Aundschreibens auf das Allerwärmste. Die ersten Anfänge zu einer Organisation der demokratischen Partei der Pfalz wurden gemacht, und es zeigt sich von Tag zu Tag mehr, daß es nur fester, rühriger, leitender Mittelspunkte bedarf, um die Gesinnungsgenossen zu sammeln. In jeder Stadt, in jedem Dorfe gibt es Männer, deren unabhängige bürgerliche Stellung es ihnen erlaubt, die offene Fahnenschaft in kleineren oder größeren Kreisen zu übernehmen. Nur rasch die Hand an's Werk gelegt; denn es gehört nicht zu den Unwahrscheinlichkeiten, daß wir bald auf Grund eines neuen Wahlgesetzes zur Urne gerufen werden, aus der eine Volkscortretung hervorgehen soll, die den Willen des Volkes getreu wiederspiegelt! Darum: Rührt Euch, Parteigenossen!

Statuten des Volksvereins Kaiserslautern.

* Kaiserlautern, 21. Januar.

Unser Volksverein, der nahezu 400 Mitglieder zählt, hat bisz-jt ohne gedruckte oder schriftliche Satzungen gelebt. Hat er, trotz dieses Mangels auch, wie zu bekannt, wesentliche Erfolge erzielt, so hielte sich doch das Bedürfniß heraus, der bisherigen Praxis eine bestimmtere Form zu geben. Sie ist in den nachstehenden Statuten enthalten, welche von der jüngsten Versammlung einstimmig angenommen wurden, und die wir beyhalb in unserem Parteiorgane mittheilen, weil sie ihrer Kürze wegen Einsachheit wegen geeignet erscheinen, bei Gründung von Volksvereinen an anderen Orten angenommen zu werden.

Auf Grund des Hoarder Programms setzen wir für den hiesigen Volksverein folgende Statuten fest:

§ 1. Jeder volljährige, unbescholtene Mann kann Mitglied des Vereins werden, und zwar genügt einfach seine Unterschrift, womit er die Prinzipien, die im Hoarder Programm niedergelegt sind, anerkennt.

Der Austritt steht jederzeit frei, und genügt eine einfache Erklärung bei einem Mitgliede des Vorstandes.

§ 2. Der geschäftsführende Ausschuß (Vorstand) besteht aus 7 Personen und wird durch Stimmenmehrheit in geheimer, schriftlicher Abstimmung gewählt, und zwar auf die Dauer von einem Jahre.

§ 3. Dieser Ausschuß hat die Pflicht, so oft es ihm nothwendig erscheint, größere Versammlungen der Vereinsmitglieder zu berufen; jedenfalls aber jeden Monat zwei Versammlungen. — Ebenso muß der Ausschuß eine Generalversammlung berufen, wenn 20 Mitglieder es verlangen, und kann in einer solchen Versammlung, wenn sie von der Hälfte der Vereinsmitglieder besucht ist, mit ⅔ Majorität das Zurücktreten des Ausschusses beschlossen werden.

§ 4. Es wird von jedem Mitgliede monatlich ein Beitrag von 6 Kreuzern erhoben. Sollte jedoch ein Mitglied mit seinem Beitrag 3 Monate rückständig sein, so ist es als ausgetreten zu betrachten, es sei denn, daß es einen Ausschußmitgliede die Erklärung abgibt, seinen Beitrag nicht bezahlen zu können. In diesem Falle kann ihm derselbe vom Ausschuß seitweise erlassen werden.

§ 5. Es wird aus dem Ausschusse ein erster und ein zweiter Vorsizend, ein Kassier und ein Schriftführer erwählt.

§ 6. Diese Statuten haben so lange Giltigkeit, als nicht die Majorität der Generalversammlung eine Abänderung beschließt. Ein Antrag auf Abänderung der Statuten muß auf die Tagesordnung gesetzt und diese 3 Tage vorher im öffentlichen Blatt bekannt gemacht werden.

§ 7. Ueber alle Verhandlungen ist Protocoll zu führen und alle 3 Monate der Generalversammlung Rechnung vorzulegen.

* Madame Therese
oder
die Freiwilligen von 1792
von
Erckmann-Chatrian.
(Uebersetzt für den Pfälzer Demokrat.)

(30. Fortsetzung.)

„Bohtan, Frau Thresele," rief der Onkel ganz fröhlich, indem er sich erhob und sie führte, „wir wollen uns zu Tisch setzen; Sie sind jetzt unsere gute Großmutter Lene, die Hüterin des häuslichen Heerdes, wie mein alter Professor Eberhard von Heidelberg sagte."

Sie lächelte auch, und als wir um den Tisch saßen, schien es uns, als wäre Alles in die alte Ordnung zurückgekehrt, daß Alles wieder so sei, wie zu der alten Zeit, und daß bis jetzt uns Jemand von der Familie gefehlt hätte, selbst Anwesenheit uns glücklicher machte. Lisbeth selbst betrachtete uns, als sie das Rindfleisch, das Gemüse und den Braten brachte, mit einem Blick der größten Zufriedenheit, und Scipio hielt sich auch mehr zu mir, als zu seiner Herrin, indem er keinen Unterschied zwischen uns machte.

Der Onkel servirte Frau Therese, und da sie noch schwach war, schnitt er selbst das Fleisch auf ihrem Teller und sagte:

„Nach dieses Stückchen, das brauchen Sie jetzt, das gibt Ihnen Kraft; essen Sie das noch, aber dann hören wir auf, denn Alles muß mit Ordnung und Maß geschehen."

Gegen das Ende der Mahlzeit ging er einen Augenblick hinaus, und wie ich mich fragte, was er wohl mochte, erschien er wieder mit einer alten, roth gefärbten Flasche und zwei Gläsern in der Hand.

„Hier, Frau Therese," sagte er, indem er die Flasche auf den Tisch stellte, „es ist einer Ihrer Landsleute, welcher uns Gesundheit wünscht, und wir können ihm dieses Vergnügen nicht verweigern, denn er ist von Burgund gekommen, und man schreibt ihm eine fröhliche Laune zu." — „Behandeln Sie alle Ihre Kranken so, wie mich, Herr Jakob!" sagte Frau Therese mit bewegter Stimme. — „Ja, Adel ich verschreibe ihnen Alles, was ihnen Vergnügen machen kann." — „Nun denn; Sie besitzen die wahre Wissenschaft, die von Herzen kommt, und die immer heilt."

Der Onkel wollte gerade einschenken, hielt aber plötzlich an, betrachtete die Kranke mit ernstem Gesicht und sagte mit Nachdruck: „Ich sehe, daß wir mehr übereinstimmen, und daß wir uns jetzt noch zur Doctrin des Friedens bekehren werden."

Digitized by Google

Nachdem er das gesagt, goß er einige Tropfen in sein Glas und stieß das leinige und das der Frau Therese hin zum Rande, indem er rief: „Ihre Gesundheit, Frau Therese!“ — „Der Ihrige und die von Fritzel,“ sagte sie. Und Sie tranken beiden alten, goldgelben Wein, der mir sehr gut schmeckte.

Wir wurden alle heiter, die Mienen von Frau Therese nahmen eine leichte Röthe an, das Zeichen wiederkehrender Gesundheit; sie sagte lachend: „Der Wein beim Arzte macht wieder.“ — „Trinken Sie davon zu sprechen, wie sie sich möglich machen können im Hause. — „Ich fühle mich schon wieder stark,“ sagte sie; „ich kann arbeiten, ich kann Ihre alte Wäsche ausbessern, es wird sich schon welche finden, Herr Doctor.“ — „O, ohne Zweifel, ohne Zweifel,“ erwiederte der Onkel lachend. „Liebeth hat nicht mehr die Augen einer Zwanzigjährigen, sie braucht Stunden, um eine Naht zu machen; Sie werden mir sehr, sehr nützlich sein. Aber wir sind noch nicht so weit; Sie haben noch Ruhe nöthig.“

„Aber,“ sagte sie, mich mit Aufmerksamkeit betrachtend, „wenn ich noch nicht arbeiten darf, so erlauben Sie mir wenigstens, Sie bei Fritzel manchmal zu ersetzen; Sie haben nicht immer Zeit, ihm Ihre guten französischen Lectionen zu geben, und wenn Sie wollen, ...“ — „Ich bin das sehr wohl zufrieden,“ rief der Onkel, „ja, das nenne ich einen ausgezeichneten Gedanken, das lasse ich mir gefallen. Höre, Fritzel, Du wirst in Zukunft die Stunden mit Frau Therese nehmen; Du wirst sehen, ich werde mich möglich machen zu profitiren; indem ganz Meisgenheiten, sich zu unterrichten, sind selten, sind sehr selten.“

Ich war ganz roth geworden, indem ich bedachte, daß Frau Therese sehr viele übrige Zeit habe; sie wußte das bemerkt haben, denn sie sagte gütig zu mir: „Habe keine Angst, Fritzel, ich werde Dir schon Zeit zum Herumlaufen lassen. Ich werde mit einander Morgens und Abends eine Stunde in der Naturgeschichte von Herrn Buffon leien. Sei nur ruhig, Kind, ich werde Dich nicht zu viel langweilen.“

Sie hatte mich sanft an sich gezogen und umarmt; als die Gläser anfingen auf der Mauer und Koffel in ihren Sonntagsröcken feierlich eintraten; sie kamen, um den Kaffee mit uns zu trinken. Es war leicht zu sehen, daß der Onkel, als er sie Morgens eingeladen hatte, ihnen von dem Muthe und dem gute. Rufe der Frau Therese bei der republikanischen Armee erzählt hatte; denn sie waren gar nicht mehr die Alten. Der Maurer behielt seine Marseillaise nicht mehr auf dem Kopfe; er öffnete die Augen und betrachtete Alles aufmerksam, und Koffel hatte ein wenig Hand angelegen, beiden Fischerstöchter ihn bis dahin bei sich behalten, er hielt sich ganz gerade, die Hände in den Westentaschen, und seine Frau hatte einen Knopf annähen müssen, um auch den zweiten Vorrieteger einknöpfen zu können, denn die Hosen waren auf beiden Seiten gerade herausgesprungen, während sie kaum einen auf einer Seite herausbringen, überdies hatte er seine durchlöcherten Schlapschuhe gegen seine Festtagsstiefel vertauscht. Endlich hatten Beide die Miene von ernsten Personen, welche zu einer außergewöhnlichen Berathung kommen; Beide grüßten, indem sie sich mit ihren würdigsten Mienen verneigten und sagten: „Schönen Gruß der Gesellschaft!“

„Gut, da seid Ihr ja; setzt Euch,“ sagte der Onkel. Dann wandte er sich gegen die Küche und rief: „Liebeth, Du kannst den Kaffee bringen.“

Mit gleichem Ungestüm hatte er zuvor Alles durch das Fenster den alten Adam Schmitt vorbeigehen; er klopfte an die Scheiben und sagte: „Hier ist ein alter Soldat Friedrich's des Großen; Sie werden glücklich sein, Frau Therese; seine Lebensmittschaft zu machen, denn er ist ein braver Mann.“

Der Vater Schmitt kam; da zu sehen, warum ihn der Herr Doctor rief, und der Onkel Jakob sagte zu ihm, als er den unteren Theil des Fensters geöffnet: „Vater Adam, machen Sie uns doch das Vergnügen, den Kaffee mit uns zu trinken; ich habe noch immer von jenem alten Cognac, wie Sie wissen.“ — „Ich, sehr gerne, Herr Doctor,“ erwiderte der alte Schmitt.

Dann erschien er auf der Schwelle, grüßte militairisch und sagte: „Da bin ich; ich werde meine 69 dankbarlich thun.“

Dann stellten sich der Maurer, Koffel und Schmitt mit verlegenen Gesichtern um den Tisch herum und begannen leise unter einander zu sprechen, und blickten zuweilen Therese verstohlen an, als hätten sie Gott weiß was Wichtiges zu verhandeln. Liebeth nahm unterdessen das Tischtuch weg und breitete eine Wachstuchdecke über den Tisch. Frau Therese beschäftigte sich immer noch mit mir, sprach mit der Hand durch meine Haare und that, als bemerkte sie nicht, daß man von ihr sprach. — Nun brachte Liebeth endlich die Tassen und die kleinen, mit Cognac und Kirschwasser gefüllten Caraffen; bei diesem Anblick blinzelte der alte Schmitt mit den Augen. Liebeth brachte zuletzt den Kaffee, und der Onkel sagte: „Setzen wir uns.“

Nachdem Jedermann sich gesetzt hatte, fragte Frau Therese die nackern lernte lächelnd: „Erlauben Sie, daß ich Sie bediene, meine Herren?“ — Sogleich erhob der alte Schmitt seine Hand ans Ohr und entgegnete: „Ihnen meinen militairischen Respect!“

Koffel und der Maurer waren sich einen Blick der Bewunderung zu, und Jeder dachte: dieser Vater Schmitt hat doch einen etwas sehr Passenden und Geistreichen gesagt. — Frau Therese füllte nun die Tassen, und während man den Kaffee schlürfmeigend trank, legte der Onkel die Hand auf die Schulter des alten Schmitt und sagte: „Frau Therese hier hatte ich Ihnen einen alten Soldaten des großen Fritz vor, einen Mann, der trotz seiner Festhütze und seiner Binden, seines Muthes und seiner guten Aufführung er nicht mehr geworden ist, als ein Sergeant; aber alle ordentliche Leute des Dorfes schätzen ihn sehr einer Hauptmann.“

Der alte Schmitt nahm den Arm des Vater Schmitt, der sich in seinem Stuhl mit einem Gefühle natürlicher Würde aufrecht gesetzt hatte. „In der republikanischen Armee, mein Herr, hätten Sie General werden können,“ sagte sie. „Denn Frankreich zeigt seine Generale ganz Europa, es geschieht so darum, weil es nicht mehr leiden will, daß die Ehrenstellen des Vermögen und alle Güter der Erde nur einigen Wenigen gehörten, trotz ihren Lastern, und alles Elend und alle Demüthigungen den Andern, trotz ihren Tugenden. Es ist ein Glück für Frankreich, daß in Diesem einen Gegenstoß zu den Gesetzen Gottes, und daß diese geändert werde, sind wir bereit zu sterben, wenn es sein muß.“

Niemand antwortete gleich darauf; Schmitt betrachtete diese Frau ernsthaft mit seinen weit geöffneten grauen Augen, und Koffel und der Maurer unterhielten sich leise mit einander, indem sie sich mit Kopfnicken gegenseitig; Frau Therese schien ein wenig angeregt, der Onkel blieb ruhig. Ich hatte den Tisch verlassen, da ich Niemand stören durfte, denn der Onkel als schadlich für die Kinder erklärte. Ich hatte mich hinter den Ofen zurückgezogen, beobachtete Alles genau und hörte aufmerksam zu.

Einige Zeit darauf sagte der Onkel zu Schmitt: „Madame war Marketenderin des zweiten Bataillons der Freiwilligen Rhone, sie kannte Ihn.“ — „Ich weiß das schon, Herr Doctor,“ erwiderte der alte Soldat, „und ich weiß auch, was sie gethan hat.“ Dann erhob er seine Stimme und rief: „Ja, Madame, wenn ich das Glück gehabt hatte, in der republikanischen Armee zu dienen, so wäre ich Hauptmann geworden, vielleicht selbst Major, oder ich wäre todt.“

— Er legte die Hand auf die Brust und fuhr fort: „Ich hatte Ehrgeschick, ohne mir zu schmeicheln, und an Muth fehlte es mir nicht; wenn ich hätte avancieren können, hätte ich mich geschämt, unter zu bleiben. Der König schickte mich in verschiedenen Gelegenheiten bemerkt, was bei einem einfachen Soldaten sehr selten vorkommt, und dieses zeichnete mich aus bei meinen Kameraden. Bei Rosbach dieb der Hauptmann schon hinten und schrie: „Vorwärts!“ Ich folgte dem Schmitt, und wir Beide Compagnie anführte. Es ist gut; und dieses Alles hat mich zu nichts Weiterem gebracht, als daß mir der König von Preußen eine kleine Pension gibt. Ich bin gezwungen, zu sagen, daß die Republikaner Recht haben. Das ist meine Meinung.“

Dann setzte er sich seinen kleines Glas, blinzelte mit den Augen, verzog das Gesicht und sagte noch bei: „Sie schlagen sich gut ... ich habe das gesehen ... ja, sie schlagen sich gut. — Sie haben die regelmäßigen Bewegungen der alten Soldaten noch nicht, aber sie kommen einen Augenblick aus, und hieran erkennt man die tüchtigen Leute in Reih' und Glied.“

Nach diesen Worten des Vaters Schmitt begann ein Jeder, diese neuen Ideen zu verberrschen; man hatte gehört den Kanonen, daß diesen Krieg einen größeren Verrrauen von, und Jeder sprach nun die Gedanken aus, die er schon lange Zeit mit sich herumgetragen hatte. Koffel behagte sich immer wieder, seinen Unterricht empfangen zu haben, und sagte, daß alle Kinder auf Kosten des Landes in die Schule gehen soll'n. Gott hatte den Menschen nicht mehr Herz und nicht mehr Geist gegeben, als wie den andern Leuten, und Jeder hätte Recht auf Luft und Licht; so würde das Unkraut die gute Frucht nicht mehr erstücken, und man würde keine Disteln mehr ziehen, wo man ausgesuchte Pflanzen ziehen könne.“

Frau Therese sagte ihnen, daß der Nationalconvent 54 Millionen Franken bewilligt habe für den öffentlichen Unterricht; — mit dem Bedauern, nicht mehr thun zu können, — in einer Zeit, wo ganz Europa sich gegen ihn erhob, und wo er vierzehn Armeen in den Feld stellen mußte.

(Fortsetzung folgt.)

Hierzu der polit. Anzeiger Nr. 4.

Bunte.

* (Unlinniges Tanzen.) In Pittsburg fand in einer der Hallen ein Ball statt, an welchem eine große Anzahl junger Leute Theil nahmen. Ein goldener Ring sollte derjenigen Dame zugesprochen werden, welche unter allen ihren Mitbewerberinnen am längsten walzen würde. Schlag 12 Uhr spielte das Orchester einen lustigen Walzer auf, und ein volles Dutzend Paare nahmen vor Stellungen in dem Tanzsaal ein. Nach 20 Minuten schon zogen sich vier der Paaren erschöpft zurück. Eine Stunde mehr, und es waren nur noch drei Paare auf dem Platz, aber der Tanz wurde fort, und nach 2 Uhr kamen andern Stunde noch ein Paar aus unter Ermattung gezwungen sah, den Tanzboden zu räumen, auf welchem sich jetzt nur noch zwei Paare befanden. Die Musik spielte und spielte und spielte, und die vier rasch ermatteten Tänzer und Tänzerinnen tanzten und tanzten und tanzten, als es schien den Zuschauern schwindlig und wüst im Kopfe wurde. Als Ende der vierten Stunde wurden auch die Musiker schwach, und von den Fingerspitzen der Geiger träufelte Blut, aber trotz alledem spielten sie fort. Als die fünfte Stunde herankam und noch immer der Tanz zu sehen war, bemächtigte sich Zuschauer darauf, dem Tanze ein Ende zu machen, wurden aber überstimmt, und fort und fort wurde getanzt. Nach Verfluß von 5 Stunden und 3 Minuten wurde eine der beiden Tänzerinnen ohnmächtig, und ihr Tänzer folgte sich ihrem Beispiel, worauf unter großem Jubel dem Paare, welches noch den Platz behauptet hatte, der Ring zugesprochen wurde. Aber zu welchem Preise war er errungen! Die beiden Mädchen waren dem Tode näher als dem Leben und mußten sammt ihren ebenfalls gänzlich erschöpften Tänzern in Kutschen nach Hause gebracht werden. Alle befinden sich zur Zeit noch unter ärztlicher Behandlung. Den Mädchen mußten die Schuhe von den Füßen geschnitten werden, und ihre Beine waren am nächsten Tage furchtbar aufgeschwollen. Man fürchtet, daß die beiden jungen Mädchen für Lebenszeit lahm bleiben werden, und auch die Musiker sind schrecklich mitgenommen. Sollte man es für möglich halten, daß mit Vernunft begabte Wesen den Unsinn so weit treiben können?

Erschienene Neuigkeiten

des Buch-, Kunst- und Musikalienhandels.

Alle hier angezeigten Werke, Musikalien ꝛc. ꝛc. werden durch der Buchhandlung Ph. Rohe in Kaiserslautern gegen Einsendung des Betrages in Postmarken oder durch Postanweisung franco versandt.

Payne's Universum und Buch der Kunst. 11. Band 1870. Leipzig, Payne. 2 fl. 24 kr.

Allgemeine Handelscorrespondenz. In sieben Sprachen. Deutsch, holländisch, englisch, französisch, italienisch, spanisch, russisch. — 2. Aufl. — Stuttgart, J. Maier. 5 fl. 15 kr.

Neumann, Fr. Der Mahnmädchenbrief. Mit einem Bild. Bamberg, C. Buchner. 6 kr.

Die praktische Mäuschenbuhr. Mit einem Atlas. Bamberg, C. Buchner. 1 fl. 45 kr.

Kattelmann, Dr. Jakob. Neuestes und vollständigstes **Frauenconversirung** auf Grundlage aller neuen Sprachen mit entsprechender Aussprache. 7. Aufl. 1870. — Leipzig, Brockhaus. geb. 4 fl. 54 kr.

Preis, J. Die beste Aussprache für junge Damen. 1870. Leipzig, M. Rauch. 2 fl. 42 kr.

Schick, Ernst. Theoretisch-praktisches **Lehrbuch** der elektrischen und doppelten **Buchhaltung.** — Leipzig, B. Schick. 1 fl.

Hamelberg, Th. Die doppelte Buchführung. Ein Hilfsbuch zum Studium dieser Wissenschaft. — Hamburg, Otto Meissner. 1 fl. 45 kr.

Kaufmannische Unterrichtsstunden. — Stuttgart, J. Maier. 1. und 2 Heft. Preis des Heftes 18 kr.

Ulrich, Dr. Franz. Deutsches Lesebuch für das **Englische Comptoir.** 3. Auflage 1870. — Leipzig, R. Friese. 54 kr.

Mahner, Aug. Dr. Der Deutsche Geschäftsmann. oder Anleitung zur Anfertigung aller schriftlichen Arbeiten, worin ein richtiger Geschäftsmann gewandt sein muß. — Lahr, H. Schauenburg. 1. Heft 14 kr.

Rauch, C. M. Kurze Anweisung den **Spargel** mit Erfolg zu cultiviren und jahrlich vorzüglich schön zu bauen. 4. Aufl. — Blauen, H. Schröder. 18 kr.

Lieb und Liebe. Eine Auswahl der besten Liebesliedertexte. — Leipzig, H. Matthes. 54 kr.

Knauth, Fr. Auswahl deutscher Gedichte für den Deutschen Unterricht. — Leipzig, Kendel. geb. 30 kr.

Classische Theater-Bibliothek. 66. Band: **Thronbot.** 67. Band: **Der Bendling.** — 68 Shakespeare: **Romeo und Julia.** — Leipzig, Hoffmann'sches Verlag. Preis jeder Nummer 9 kr.

Arendts, Wh. Fragen und Aufgaben aus Dr. Carl Arendts **Bayerischer Vaterlandskunde** der Geographie des Königreichs Bayern. — Nürnberg, J. U. Schmid'sche Verlag. 36 kr.

Die Tier treue. Epos von deutscher Gattung und Verführung, in sechs Gesängen. 2. Auflage. — Paderborn, F. Schöne. 1 fl. 15.

Hofäus, Ed. Den Gabriel's Hirtenfahrt. Ein Fastnachtspiel in sechs Bildern. 1870. Paderborn, B. Kleine. 42 kr.

Verantwortliche Redaction, Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzer Demokrat

und

Sonntags-Blatt.

Organ der deutschen Volkspartei in der Pfalz.

Wöchentliche Gratis-Beilage zur „Pfälzischen Volkszeitung.“

Für Nichtabonnenten der „Pfälz. Volkszeitung“ vierteljährlich 18 kr.

Nro. 5. Kaiserslautern, 30. Januar 1870.

Das Ziel der Arbeiterbewegung.

Rede des Abgeordneten Dr. Jahann Jacoby vor seinen Wählern im zweiten Berliner Wahlbezirke am 20. Januar 1870.

„Die Menschen sollen nicht Herren und Knechte sein, denn alle Menschen sind zur Freiheit geboren.“

Abraham Lincoln.

Mitbürger und Freunde!

Mit dem Schluß des jetzt versammelten Landtags erlischt das Mandat, das Sie mir übertragen; es freut mich, daß die heutige Zusammenkunft des Wahlbezirks mir Gelegenheit gibt, zuvor Ihnen noch einmal für das Vertrauen zu danken, das Sie — in einer Zeit allgemeiner politischer Wandelung — fest und treu mir bewahrt haben.

Als ich das letzte Mal von dieser Stelle zu Ihnen sprach, versuchte ich, das Ziel der Deutschen Volkspartei, insbesondere die Stellung derselben zur Arbeiterfrage, auseinanderzusetzen, — gestatten Sie mir heute, diese Arbeiterbewegung selbst, die sogenannte sozialen Frage, zum Gegenstand meiner Betrachtung zu machen. Bei dem innigen Zusammenhange, der zwischen den staatlichen und gesellschaftlichen Zuständen eines Landes besteht, hat jeder Wähler ein vollberechtigtes Recht, von seinem Abgeordneten — außer dem politischen — auch ein soziales Glaubensbekenntniß zu verlangen. Ich werde mich bemühen, mit rückhaltloser Offenheit diesem Verlangen zu entsprechen.

Einer der größten Denker des Alterthums, Aristoteles, theilt das ganze Menschengeschlecht in zwei Klassen: in freie Bürger und Sklaven-arbeiten. Die Hellenen, bekanntet er, seien vermöge ihrer freien Natur berufen, über andere Völker zu herrschen, die barbarischen Rassen dagegen zum Beherrschtwerden und zu Sklavendiensten geeignet. Sklaverei aber und Sklavenarbeit existirt er für eine soziale Nothwendigkeit, für die unentbehrliche materielle Grundlage des Staats und der Gesellschaft; denn — müßten die freien Bürger selbst die zu ihrem Lebensunterhalte erforderliche Arbeit verrichten, wo-her sollte ihnen Lust und Muße kommen, den Geist zu bilden und die Staatsgeschäfte zu besorgen? Und doch, meine Herren, finden wir gerade bei Aristoteles eine merkwürdige Aeußerung über die Denkbarkeit eines Gesellschaftszustandes ohne Sclaverei! — „Wenn — sagte er — ein unbeseeltes Arbeitswerkzeug im Stande wäre, die Dienste des Sclaven zu leisten, wenn jedes Werkzeug auf Befehl, oder gar den Befehl voraus ahnend — das ihm zukommende Werk verrichten könnte, wie das — der Sage nach — die Statuen des Dädalus thaten oder die dreifüßigen Tische des Hephästus, von denen Homer erzählt, daß sie aus eigenem Trieb in den Saal eingingen der Götter — wenn ebenso die Webeschiffe selbst wüßten, und die Schlägel der Zitherspieler von selbst die Zither schlügen, — dann freilich brauchten wir weder Werkmeister noch Gehülfen, noch die Herren Sclaven.“

Nun, Sie wissen Alle, das hier geschilderte Wunder hat sich zum großen Theil verwirklicht — und zwar ohne Hülfe der Götter auf die natürlichste Art von der Welt, durch Einsicht in die Naturgesetze und Anspannung der Naturkraft; was einst den Weisesten der Griechen unmöglich schien, vollzieht sich tagtäglich vor unsern Augen. Wie aber hat das Wunder gewirkt? Ist der Erfolg eingetreten, den sich Aristoteles davon versprach? Die Erfahrung lehrt, daß durch die großartigen mechanischen Erfindungen unserer Zeit der Nationalreichthum maßlos gestiegen, das mühselige, kummervolle Loos der arbeitenden Klassen aber nichts weniger als erleichtert ist.

Lassen Sie uns einmal — der nun gewonnenen Erfahrung gemäß — den Aristotelischen Phantasietraum weiter ausführen! Nehmen wir an, in einer spätern Zukunft des Menschengeschlechte wäre aller Grund und Boden auf dem Erdenrund in Sondereigenthum übergegangen, und der Mensch durch die Fortschritte des Wissens zur unumschränkten Herrschaft über die Natur gelangt. Die Erfindungen der Mechanik hätten sich derart vervollkommnet, daß die Maschinen selbst mittelst Maschinen angefertigt und bedient würden, alle physische Menschenarbeit also entbehrlich oder doch das Bedürfniß derselben auf ein ganz verschwindend kleines Maß herabgesetzt wäre.

Was wird die Folge eines solchen Zustandes der Dinge sein? Natürlich würde dann — vermöge der Anziehungskraft, welche das größere Kapital auf das kleinere ausübt — eine verhältnißmäßig geringe Zahl vermögender Leute sich in dem ausschließlichen Besitze aller Maschinen und sonstigen Arbeitsmittel befinden; diesen Wenigen würde das Gesammteinkommen des Landes, alle zum Lebensbedarf und Lebensgenuß erforderlichen Güter zufallen, — und zwar — noch der jetzt gangbaren Anschauungsweise — von Rechtswegen. Was aber wird unter solchen Umständen — bei der völligen Entwerthung menschlicher Arbeitskraft — aus der bestlosen Masse des Arbeiter-Proletariats? Wenn nicht die Mildthätigkeit der Kapitalbesitzer ihnen das Gnadenbrod reichte, was bliebe den Unglücklichen Anderes übrig, als — entweder Hungers zu sterben, oder — die bestehenden Wirthschafts- und Eigenthums-Verhältnisse — sei es durch List, sei es durch Gewalt — zu ihren Gunsten umzugestalten?

Man wird sagen: dies sei ein leeres, utopisches Schreckbild, — ein derartiger Gesellschaftszustand werde nun und nimmermehr eintreten. Ich gebe es zu, — nicht etwa weil die Sache an sich undenkbar ist, sondern weil vernünftige Menschen es unmöglich so weit werden kommen lassen. Können wir uns aber vorstellen, daß unser jetziges — auf Kapitalherrschaft und Lohnarbeit begründetes Gesellschaftsleben in einer Richtung fortschreitet, die — falls sie ungehindert fortdauert — uns mit jedem neuen Tage dem eben geschilderten Sozialzustande näher bringt? Wissen wir es uns gestatten, daß schon jetzt die Vertheilung des Gesammteinkommens des Landes in einer Weise erfolgt, die wenigstens einen Theil des Arbeiter-Proletariats dem geschilderten Rathstande preisgibt?

Bei solcher Lage der Dinge wird es für jeden ernsten und denkenden Menschen zur unabweisbaren Pflicht, sich die Frage vorzulegen:

Wie sind die gegenwärtigen wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse umzugestalten, damit eine gleichmäßigere Vertheilung des Volkseinkommens erzielt und der von Tag zu Tag sich steigernden Arbeiter-Noth abgeholfen werde?

Fassen wir die Aufgabe, um deren Lösung es sich handelt, näher in's Auge!

Zwei Grundsätze sind es, die unsere heutigen Wirthschaftsverhältnisse kennzeichnen und von denen der Vergangenheit unterscheiden:

Das Lohnarbeitssystem und der Großgewerbebetrieb. Während in früherer Zeit die wirthschaftliche Arbeit mindestens von Sclaven, Leibeigenen oder Hörigen vollbracht wurde, hat seit der großen französischen Revolution jeder Herrenrecht über Menschen aufgehört. Rechtlich, d. h. dem Gesetze nach — ist jeder Arbeiter frei und Herr seiner selbst, — thatsächlich aber ist er nichts weniger als unabhängig. Gezwungen von der zur Arbeit erforderlichen Mitteln und Bedingungen — ohne anderen Besitz als den seiner Arbeitskraft — steht er sich in die Nothwendigkeit versetzt, im Dienste Anderer für Lohn zu arbeiten — und zwar für einen Lohn, der höchstens zum nothdürftigen Lebensunterhalte ausreicht. Findet er keinen Käufer für die einzige Waare, die ihm zu Gebot steht, für seine Arbeitskraft, so fällt er mit den Seinen dem äußersten Elende anheim. Trotz dieser traurigen, aufsichern Lage wird ein schwerlich einem Arbeiter in den Sinn kommen, die sichern sozialen Zustände zurückzuwünschen, ein menschenunwürdiges Dasein ist es, was es erstrebt, und er weiß, daß dies nur in der Freiheit zu erreichen ist.

Die die französische Revolution den Arbeiter für persönlich frei erklärte, so hat sie auch das sociale Besitzthum von den letzten mittelalterlichen Fesseln befreit; ohne Rücksicht auf frühere Bestimmungen und Verpflichtungen ward dem, der sich zur Zeit in dem Besitze befand, das unbeschränkte Verfügungsrecht über sein Eigenthum zuerkannt. Diese Gesetzesfolge, das Eigenthums, die bald darauf erfolgte Anwendung der Dampfkraft und allgemeine Einführung der Maschinenarbeit brachten in den wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Zuständen einen mächtigen, tief eingreifenden Umschwung hervor. Handwerk und Kleinhandel wurden mehr und mehr in den Untergrund gedrängt; Großbetrieb und Massenerzeugung, die kapitalistische Produktionsweise, trat an die Stelle. Allein — wie mißlich auch in Folge dieser Veränderung die Lage des mittelsten Handwerkers und kleinen Gewerbetreibenden sich gestaltet hat, — allen mit der Großproduktion verbundenen Vortheile sind für die Kulturentwicklung zu wichtig, als daß die Gesellschaft jemals darauf verzichten könnte. Rückkehr zum handwerksmäßigen Kleinbetrieb ist fortan eben so unmöglich als Rückkehr zur Zwangsarbeit.

Demgemäß werden wir die uns vorliegende Frage in folgender Weise begrenzen müssen:

Wie ist — ohne Beschränkung der Arbeitsfreiheit und ohne Beeinträchtigung des durch die Großproduktion gewonnenen Kulturfortschritts — eine gleichmäßigere, dem Interesse Aller entsprechende Vertheilung des Volkseinkommens zu erzielen?

Die Antwort kann — für uns wenigstens — nicht zweifelhaft sein; es gibt nur ein Mittel, das zum Ziele führt:

Abschaffung des Lohnsystems und Ersatz desselben durch genossenschaftliche Arbeit.

Wer für die Zeichen der Zeit ein offenes Auge hat, wird nicht verkennen, daß hiermit der Gedanke ausgesprochen ist, welcher — mehr oder minder bewußt — der in allen Ländern Europas sich kundgebenden Arbeiterbewegung zu Grunde liegt. Die Sclaverei und Leibeigenschaft — einst auch eine

Digitized by Google

„nothwendige" soziale Einrichtung — überall zuletzt der Lohnarbeit weichen mußte, so bereitet sich in unseren Tagen eine Umgestaltung ähnlicher Art und von nicht geringerer Bedeutung vor: der Uebergang vom Lohnarbeitssystem zur freien, gleichberechtigten Genossenschaftsarbeit. Nur darum handelt es sich, daß die Umwandlung auf möglichst friedlichem Wege von Statten gehe: dies aber kann nicht anders geschehen als durch einmüthiges Zusammenwirken aller dabei betheiligten sozialen Kräfte.

Die Frage, die uns beschäftigt, wird schließlich so zu fassen sein:

„Was hat der Arbeiter, was der kapitalbesitzende Arbeitgeber, was endlich der Staat zu thun, um den bereits begonnenen Uebergang zur genossenschaftlichen Produktionsweise zu fördern und auf eine dem Gemeinbewesen heilsame Art zu Ende zu führen?"

Es wird sich zeigen, daß — zur Beantwortung dieser Frage — wir nichts weiter zu thun brauchen, als die zur unsern Augen sich vollziehenden Thatsachen zusammenstellen, — ein deutlicher Beweis dafür, daß die Gegenwart sich bereits inmitten des sozialen Umbildungsprozesses befindet.

1) Was zunächst den Arbeiter selbst betrifft, so wird es vor Allem darauf ankommen, daß er seiner Lage sich klar bewußt werde, und daß er die — ihm innewohnende edlere Natur des Menschen erkennen und achten lerne.

Wir haben oben gesagt, in der Regel reiche der Lohn des Arbeiters nur zu seinem und der Familie nothdürftigen Lebensunterhalte aus. Wer dies Verhältniß, — das sogenannte „eherne Lohngesetz", — in Zweifel zieht, den verweisen wir auf das Feugnig, welches vor Kurzem der Ausschuß des Deutschen Handelstages — in einem Gutachten über Beschlagnahme der Arbeitslöhne — abgelegt hat.

Wörtlich heißt es daselbst:

„Wir können die Behauptung, daß zwischen dem Lohne des Arbeiters und der zu seinem nothdürftigen Unterhalt erforderlichen Subsistenzmitteln ein greifbarer Unterschied bestehe, nicht ohne Weiteres gelten lassen. Es ist gerade dieser Punkt, die Höhe des Arbeitslohnes, um den sich praktisch die ganze große soziale Frage bewegt. Die Arbeiter behaupten stets Unzulänglichkeit des Lohns; die Arbeitgeber leugnen dies nicht einmal prinzipiell, sondern sie erklären die Höhe des Lohnes nur als ein festes Glied in der Kette der wirthschaftlichen Erscheinungen, welche sie — unter der Herrschaft des Marktes, auf welchem sie stehen, nicht willkürlich zu ändern vermögen, ohne die ganze Kette zu zerstören. Solange dieser Streit nicht entschieden ist — und wir fürchten, daß es ein ewiger Streit ist (sic.), — solange wird man als auf den einzigen festen Standpunkt, sich auf die Meinung stützen müssen, daß die Begriffe „Arbeitslohn" und „nothwendige Subsistenzmittel" sich im Allgemeinen decken."

Die unzerstörbare Kette der wirthschaftlichen Erscheinungen! In der That, treffender konnte dieser Ausdruck nicht gefunden werden! Freilich, die kapitalbesitzenden Arbeitsherren werden dadurch nicht reicher, Kapital auf Kapital zu häufen, — schwer drückend aber lastet die Kette der wirthschaftlichen Erscheinungen auf dem Arbeiterstande. Und — bemerkt sich auch hier das Wort des berühmten Dichters:

„Es wohnt ein Geist des Guten in dem Uebel!"

Das herrschende Industriesystem, — indem es die Zusammmlung großer Arbeitermassen an einen und demselben Orte zur Nothwendigkeit macht, — giebt eben dadurch zugleich den ersten Anstoß zur Beseitigung des von ihm selbst erzeugten Uebels. Wie der Mensch die eigenen Gesichtszüge erst durch den Spiegel kennen lernt, so gelangt der Lohnarbeiter erst zur vollen Erkenntniß seiner traurigen Lage, wenn ihm in dem Massenelende seiner Leidensgefährten das Spiegelbild des eigenen Loofes entgegentritt. Durch das enge Zusammenleben mit den gleichgestellten und gleichgedrückten Berufsgenossen — durch den steten Verkehr und Gedankenaustausch mit Seinesgleichen, — durch das Zusammenwirken zu gegenseitiger Unterstützung wie zur Abwehr gemeinsamer Gefahr — entwickelt sich nach und nach in den Arbeitern ein Klassenbewußtsein, das den Einzelnen trägt und hebt und die Gesammtheit zum Kampfe für ihr soziales Recht begeistert. Ihm eigenes Verhängniß ist es, daß die kapitalistische Produktion selbst die Kräfte sammeln und schulen muß, die dazu bestimmt sind, der Kapital- und Klassenherrschaft ein Ende zu machen.

Nur jenen großen Mittel- und Sammelpunkten der Industrie ist die Arbeiterbewegung ausgegangen, die — mit-rhnlich weniger Jahrzehnte — von England aus sich über Frankreich, Belgien, Deutschland, die Schweiz verbreitet und in der Gründung des Internationalen Arbeiterbundes feste Gestalt und Macht gewonnen hat. Allerorten sehen wir Vereine ins Leben treten, deren Aufgabe es ist, die materielle Lage des Arbeiterstandes zu verbessern: Handwerker- und Arbeiter-Vereine, Bildungs-, Unterstützungs-, Konsum-, Vorschuß- und Kredit-Vereinde, Gewerk- und Produktiv-Genossenschaften. Unter den Druck der herrschenden Kredit- und Wirthschaftsverhältnisse müssen freilich alle diese — von den Arbeitern allein ausgehenden, auf dem Prinzip der Selbsthilfe gegründeten Unternehmungen — den Wassernelende gegenüber — sich ohnmächtig erweisen. — Großes aber vermögen sie erzielen: durch die geistige und sittliche Erhebung des Arbeiterstandes, wie sie die Anbahnung einer gründlichen Arbeitsreform. Die eigentliche Bedeutung, der nicht hoch genug anzuschlagende Werth der genannten Vereine besteht eben darin, daß sie — ganz abgesehen von den besonderen Zwecken, die sie verfolgen, — eine Schule sind zur Selbsterziehung der Vereinsmitglieder, daß sie dieselben geschickt machen zu selbstständiger Leitung der eigenen Angelegenheiten, wie zum einträchtigen Zusammenwirken mit Andern — daß sie durch Bildung, durch Erweckung der Liebe zum Guten und durch brüderlichen Gemeinsinn den Arbeiter vorbereiten zu dem allmählichen Uebergang von dem herrschenden Lohnsystem zu der genossenschaftlichen Produktionsweise der Zukunft.

Der genossenschaftliche Geist war es, der im Mittelalter den arbeitenden Bürgerthum zu einer so hohen Stufe von Bildung und Wohlstand, von Macht und Ansehen emporhob; das Wiedererwachen des Genossenschaftsgeistes in unseren Tagen wird ähnliche und noch reichere Frucht bringen, — nicht nur für einen einzelnen Stand, sondern für die ganze menschliche Gesellschaft. Die Arbeiterfrage — wie wir sie auffassen — ist keine bloße Magen- und Geldfrage, sie ist eine Frage der Kultur, der Gerechtigkeit und Humanität. Wenn unsere Staatsund Gesellschaftseinrichtungen, so glorreichen Errungenschaften der Blut- und Eisenpolitik als eine verschollene Sage längst der Vergessenheit anheimgefallen, wird man es unserer Zeit noch als Verdienst anrechnen, daß sie den Genossenschaftsgeist, den Keim menschlicher Tugend und Größe, in der Arbeiterwelt bestellt und gepflegt und so manchen Samen gelegt hat zu einem, auf dem Prinzip der Gleichheit und Brüderlichkeit beruhenden, wahrhaft sittlichen Gesellschaftsleben.

Die Gründung des kleinsten Arbeitervereins wird für den künftigen Kulturhistoriker von größerem Werth sein als — der Bau von Sadowa!

Gehen wir zur zweiten Frage über:

2) Was hat der Arbeitgeber, der kapitalbesitzende Unternehmer, zu thun?

Die Forderung, die wir an ihn stellen, geht einfach dahin, daß er in jedem Arbeiter den Menschen achte, daß er den Lohnarbeiter, den er beschäftigt, als ein — ihm völlig ebenbürtiges Wesen, als seines Gleichen anerkenne und behandle.

Jegliches Ding, sagt man, hat zwei Seiten. In diesem Alltagssatze steckt ein gut Stück gesunder Volksweisheit; — die schwierigsten Probleme des Wissens wie des Lebens finden darin eine verhältnende Lösung. Wie jedes Ding, so hat auch der Mensch seine zwei Seiten: eine besondere, ihm als Einzelnen eigenthümliche, und eine allgemeine, die ihn als Glied eines großen Ganzen kennzeichnet. In Wirklichkeit sind beide Seiten weder zu trennen noch scharf abzugrenzen, denn zusammen erst — in ihrer Einheit — machen sie den Menschen aus; selbst der Kundige in unserem Leben, der Forscher, der dauernd — die eine Seite mehr als die andere hervorheben und so einen vorwiegenden Einfluß auf unser Denken und Handeln gewinnen. Setzen wir z. B. den Fall, es wäre die besondere, individuelle Seite, die in dem Menschen eines Menschen sich geltend macht. Zunächst wird sich hier in einer Werthschätzung des eigenen Selbst — als erhöhtes Selbstgefühl und Selbstvertrauen ausprechen. „Hilf Dir selber!" — „Selbst ist der Mann!" wird der Wahlspruch eines solchen Menschen, die Richtschnur seines Denkens und Handelns sein. Gleicht er zugleich der andern, allgemeinen Seite seines Wesens sich bewußt, verliert er den Zusammenhang nicht aus den Augen, der zwischen ihm und Seinesgleichen besteht, so wird er sich sagen, daß die eigene vereinzelte Kraft nicht ausreiche, ihm ein menschliches Dasein zu verschaffen, daß der Mensch nur in der Gesellschaft leben und gedeihen könne, brüderlich Zusammenwirken mit Andern daher in seinem eigenen wohlverstandenen Interesse liege; — Achtung gegen Andere, Mitgefühl und brüderliche Gemeinsinn werden seinem Selbstgefühl und Selbstvertrauen das erforderliche Gegengewicht halten. Anders aber gestaltet sich die Sache, wenn das selbstige Bewußtsein im Menschen sich bis zum Uebermaß steigert.

Auch dann freilich wird ihm die Ungulänglichkeit der eigenen vereinzelten Kraft nicht entgehen; denn das Bewußtsein der allgemeinen, universellen Seite läßt sich nicht ganz unterdrücken. Allein die Schlußfolgerung, die er daraus zieht, ist in vielem Falle eine andere: er wird die übrigen Menschen nicht als ihm ebenbürtige Wesen betrachten, nicht als gleichberechtigte Glieder des größeren Ganzen, dem auch er angehört, sondern als untergeordnete Glieder seines Selbst, als bloße Werkzeuge zur Befriedigung seiner Bedürfnisse und Herzensgelüste. So entartet das an sich löbliche Selbstgefühl zur Selbstsucht, das Selbstvertrauen zur Selbstüberhebung, Eigennutz, Hochmuth, Herrschsucht werden ihn verleiten, seine Mitmenschen dem eigenen Willen, — dem, was er für seinen Vortheil erachtet, dienstbar zu machen.

Was hier vom Einzelnenschen gesagt, gilt auch von der Gesammtheit; dieselben Kräfte, die im Geiste des Einzelnen thätig sind, wirken mächtig im leben der Völker, in der Geschichte des Menschengeschlechts.

Herrschsucht des Menschen über den Menschen, — Recht des Stärkern und Ausbeutung des Schwächern — das ist der charakteristische Grundzug, der rothe Faden, der durch die Geschichte des Alterthums wie des Mittelalters hindurchgeht. Und — ist es denn jetzt etwa anders? Beruht nicht noch heute — trotz unleugbarer Fortschritte zu Zivilisation — die Gesellschaftsordnung auf dem gleichen Prinzip menschlicher Dienstbarkeit? Hat die Gegenwart ein Recht, auf die Zustände des heidnischen Alterthums und des christlichen Mittelalters mit dem Stolz der Selbstbefriedigung zurückzusehen?

Mit einer Offenbarzigkeit, die nichts zu wünschen übrig läßt, spricht sich ein Staatsmann des 19. Jahrhunderts, Graf Joseph de Maistre, wörtlich also aus:

„Das Menschengeschlecht ward zu Gunsten einiger Menschen geschaffen. Sache der Geistlichkeit, des Adels und der höheren Staatsbeamten ist es, die Völker zu beleben, was in der sittlichen oder geistlichen Welt gut oder schlecht, wahr oder falsch ist, die übrigen Menschen haben kein Recht, über derartige Dinge zu raisonniren, sie müssen Alles dulden, ohne zu murren." (Schluß folgt.)

Ein gewichtiges Wort über die geschichtliche Zukunft.

In unabsehbarer Ferne liegen die Anfänge der menschlichen Geschichte, der menschlichen Entwickelung, und so fern und verschleiert erscheinen die Endziele des menschlichen Ringens. Nur das zunächst Liegende vermag der Blick zu fassen, und so stehen wir eine Generation auf den Schultern der anderen die Erfahrungen der letzteren benützen. Von Jahrhundert zu Jahrhundert wechselt der Rang, welcher die menschliche Zukunft verhüllt, mehr und mehr; aus der Nacht der Schaoerei tritt der freie, selbstständige Mensch hervor, und am fernen Horizont erhebt sich die strahlende Sonne des ewigen Friedens! Was jedoch hinter jenem Ziele liegt, dem wir heute unablässig entgegen wandern, vermag des Forschers kühnes Auge nicht zu erkennen, und seine Phantasie reicht nicht aus, auch nur ein annähernes des oder gar klares Bild der weiteren Zukunft zu schaffen. Das, was sie zu erkennen vermag, muß der Menschheit vorläufig genügen, und ihre ganzen Kräfte hat diese zur Erreichung jenes Zieles aufzubieten. Ein Blick in unsere Gegenwart belehrt uns, daß der Weg zu dem fernen Ziele nur ein dornenvoller, blutiger sein kann. Mit nur wenigen Ausnahmen liegen die Völker der Erde noch in den Banden des Absolutismus, und nur unablässiger Kampf vermag sie aus dieser drückenden und unwürdigen Lage zu befreien. Gar mächtig sind die Hilfsmittel, welche den absoluten Dynastien zu Gebote stehen; es ist nicht nur das Heer von Beamtenerhaltungen, welches willenlos nach der Einzelwillkür handelt, es ist auch die wohlbedachte Fälschung der Geschichte, welche zur Eindämmung der mächtigen Strömung dient. Und wer kennt nicht die Macht dieser Fälschung?

Freudig ist deshalb jedes vorurtheilsfreie Wort zu begrüßen, welches der Menschheit Klarheit über ihre wahre Lage gibt.

Der große englische Geschichtsforscher Lecky sagt im 5. Kapitel seiner Geschichte der Aufklärung in Europa:

„Keine Thatsache ist in der nioeliteenden Bewegung der revolutionären Neuzeit merkwürdiger, als die Art und Weise, wie sie in vielen Ländern sich

Digitized by Google

„zur Stellung einer Religion“ erhob: d. h. zu einer uneigennützigen Begeisterung, welche sehr große Gesammtheiten von Menschen zur Erstrebung eines Ideals vereinte und sich als die Quelle derselben Tugenden erwies. Es ist immer höchst wichtig, die Richtung zu verfolgen, welche der Geist der Völkerauffassung in seinem Fortschreiten nimmt, denn von der Stärke dieses Geistes hängt die stillende Erhebung eines Zeitalters und von seiner Richtung die religiöse Zukunft ab. Einst trieb dieser Geist die Krieger Europas an, Jerusalem zu verheeren, die Ebenen Palästinas mit dem Blute von Tausenden Dahingeschlachteter zu überschwemmen, und durch Mühsale ohne Gleichen einige Religionen zur Verehrung für den Pilger zu erfinden. Einst erschütterte er Europa durch Religionskriege, brachte alle friedlichen Beschäftigungen zum Stillstand und lähmte alle weltlichen Interessen, um einer Kirche oder einem Bekenntniß die Uebermacht zu sichern. Einst rieb er Hunderttausende in die Einsamkeit der Klöster, vernichtete ihre Leiber zu Fasteien und Todesqualen zu tödten, in Sack und Asche, in Kälte, Armuth und Entbehrung zu leben, um auf diese Weise ihren Lohn zu erlangen. Diese Dinge sind jetzt geschwunden. Die Kreuzfahrers Schwert ist längst zerbrochen, und seine Gefangenen sind frei. Mönch und Nonnenfreiheit idealisirt worden. Die letzte Woge der Religionskriege, die über so viele Länder dahinbrauste, hat sich in einer Stille beruhigt, die nur durch die lärmenden Anklagen einiger wenigen erbitterten Streitschriften unterbrochen wird. Mönchsgelübden mit den ihm zu Grunde liegenden Vorstellungen verblaßt rasch vor dem zunehmenden Tageslicht. Die Ehelosigkeit, die freiwillige Armuth und der unbedingte Gehorsam worein die drei Gegenstände, welche Cicero über dem Hochaltar Alliens als die unterscheidenden Merkmale der Tugend malte — als die Thaten der Selbstopferung, welche die alten Missionäre an den Tag legten, wird, wenn auch gepriesen und verehrt, kaum mehr erstrebt. Der Geist der Selbstaufopferung ist noch vorhanden, aber er ist auf anderem Gebiete zu suchen — in einer unsichtgeschränkten Menschenliebe, die aus den alten Aeußerungen gemeinsamen Sympathien entsteht, und vor Allem in der Sphäre der Politik. Die Freiheit und nicht die Theologie ist die Begeisterung des 19. Jahrhunderts. „Diejenigen Männer, die einst ausspezialisirten Heiligen waren, sind jetzt die wahren Revolutionäre;“ denn während ihr Heldenmuth und ihre Uneigennützigkeit ihr eigenes Weck sind, wird diesen Richtung von dem Drange ihres Zeitalters bestimmt.

Der gelehrte reiche Engländer setzt dann noch auseinander, was Alles die Democratie schon erreicht oder doch fortwährend erstrebt: zunächst die Umgestaltung der Staate Europas nach dem Nationalitätsprincip, sodann die Democratisirung aller Staatseinrichtungen. Durch diese wird erzielt: noch die Beschränkung der stehen Heere zu Kriegen. Denn nach Lecky gab's im letzten Jahrtausend dreierlei Kriege: religiöse, Handels- und Eroberungs- oder endlich Revolutionskriege. Die zwei ersteren sind in uns wie unmöglich geworden durch die Wissenschaft. Die letzte mit den Institutionen verbunden, die den beschränkter Schutzzollunwirksch. Ob sie je im gleichen Maße politische Combination-n unmöglich machen wird, welche die Nationalgefühle verletzen?

Nur Rußland steht noch zurück — dort herrscht noch das antike Hausprincip der engherzigen, antichristlichen Vaterlandsliebe und das Mittelalterliche des Glaubenshasses. Diese zwei Grundlagen der alten und mittleren Politik sind im übrigen Europa und Amerika wunderbar durcheinander geschlungen und zum Gefühle allgemeiner Brüderlichkeit assimilirt. Und die Gemeinschaft der Verehrung, die Institutionen finden wie sowohl den letzten und höchsten Ausdruck der christlichen Idee als auch von Verbrüderung der Menschheit. Noch nie zuvor gab es so warme Sympathie mit den unteren Klassen im Staatskörper. Das Dogma fällt, die Idee kommt ein zum Vorschein.

Dann schließt er seine Geschichtsbetrachtung so: „Ich weiß, daß gegenwärtig, wo Europa in einem fast beispiellosen Grade von der Bewunderung zu leiden hat, die aus dem Zwiespalt zwischen entgegengesetzten Principien und ungleichen Bildungsgraden hervorgeht, Speculationen dieser Art werden Vielen hohl und utopisch erscheinen müssen. Und ganz gewiß, so lange die Völker Monarchen dulden, die auf Grund von Ueberlieferungen einer abgerauten Theokratie ihre Machtvollkommenheit als ein göttliches Recht ansehen und es für eine Hauptpflicht erachten, die politische Entwicklung der Civilisation mit Gewalt zu hemmen, so lange müssen stehende Heere und Meinungskriege fortdauern. Auch würde es der sanguinischste Staatsökonom nicht wagen, eine Zeit vorher zu bestimmen, wann das Schwert ganz und gar unbekannt sein wird. Die Ausdrücke der Leidenschaft fassen sich nicht immer durch die augenfälligsten Bande des Interesses zügeln; außergewöhnliche Umstände wirken den allgemeinen Richtungen entgegen, und selbst der Handel, welcher civilisirte Völker mit einem Bande der Einigkeit umschlingt, hat sich seinen Weg zu den Barbaren stets durch Blutvergießen erzwungen. Um aber die Aussicht auf eine große und tiefe Umwandlung in den Beziehungen der europäischen Völker zu rechtfertigen, ist es nur nöthig, zwei Postulate zu machen. Erstens, daß das industrielle Element, welches, trotz gelegentlicher Beschränkungen und militärischer Störungen, sich jedes Jahr mit zunehmender Geschwindigkeit weiter entwickelt, bestimmt ist, einen Zweck der herrschende Einfluß in der Gesellschaft zu werden. Zweitens, daß die Grundsätze der politischen Oekonomie, welche jetzt für die richtigen von einem Jeden anerkannt werden, der sie studirt hat, eines Tages als Axiome von den Massen wieder realisirt werden. In den Beschränkungen dieser Entwicklungen der Civilisation wird der stehende Kampf zwischen Recht und Unrecht, zwischen Guten oder zum Bösen, fortwährend geringer, und das Interesse wird mehr und mehr der Leitstern, wenn auch nicht der Einzelnen, so doch der Staaten. Im Verhältniß zu dem commerziellen und industriellen Interesse werden die militärischen Interesse dem Frieden günstig, und in Folge dessen vermindert sich die Liebe zum Kriege. Wenn also die verschiedenen Staaten Europas durch commerzielle Interessen innig mit einander verbunden werden, wenn diejenigen Klassen, welche diese Interessen vertreten, die leitende Macht im Staate werden, wenn die Volkommen von der Wahrheit durchdrungen sind, daß der Krieg auf irgend einem Ende ihrer Wohlfahrt schädlich ist, so wird eine Bürgschaft für den europäischen Frieden, worin auch nicht eine vollkommene, sondern eine sehr große gegeben sein. Gleichzeitig wurden zwei von mir bereits vermerkte, verwandte Bewegungen die Anerkennung des Prinzips von den Rechten der Nationalitäten, als Grundlage der politischen Moral, und das zunehmende Gefühl einer innigen, universellen Brüderschaft, welches die Bewunderung des militärischen Ruhmes verringert, die Interessen des Friedens befestigen. Viele Jahre müssen aber ohne Zweifel noch verstreichen, bevor ein solcher Zustand der Gesellschaft kann erreicht werden; Gründe und Mittel müssen vereinigt werden, bevor die politischen Hindernisse werden hinweg geräumt sein, bevor die Nationalitäten, die sich unter einem fremden Joche krümmen, werden erlöst werden, und bevor die fortschreitende Wissenschaft schließlich die theologischen Lehren über die Verhältnisse der Souveräne zu den Völkern wird zerstört haben, welche zum Theil die Grundlage all der Theorien bilden, welche der Finch der Menschheit sind! Aber so gewiß, wie die Civilisation fortschreitet, so gewiß muß der Sieg kommen. Freiheit, Sympathie und Frieden sind in den neueren Staatsgesellschaften unauflöslich mit einander verbunden, und ihre schließliche Oberherrschaft hängt von einer Bewegung ab, die verzögert, aber unwiderlich aufgehalten werden kann.

Man muß aber auch bemerken, daß, während die neue Industrie eigentlich die leichten und friedlichen, sie auch einer allgemeinen Regel zu Folge, die sind, welche höchst wahrscheinlich die größte Kraft im Kriege entwickeln. Dies ist, wie Adam Smith scharfsinnig bemerkte, einer der wichtigsten Unterschiede zwischen den alten und neuen Gesellschaften. Früher, als der Krieg beinahe ganz und gar von der bloßen Tapferkeit abhing, war die militärische Stellung eines reichen Volkes gewöhnlich ungünstig; denn während der Reichthum seinen Charakter entnervte und die Habgier seiner Nachbarn reizte, brachte er ihm in der Stunde der Gefahr durchaus nicht die Vortheile, die diese Ueberfülle hätten aufwiegen können. Daher der Untergang von Karthago, Korinth und Tyrus, den großen Mittelpunkten der commerziellen Thätigkeiten im Alterthume.“ Aber seit der Erfindung des Schießpulvers und der Vervollkommnung des militärischen Maschinenwesens ist der Krieg in hohem Grade von dem mechanischen Genie, und vor Allem von dem finanziellen Bodsthande abhängig, und die Richtung von dem Gleichgewicht der Macht neigt sich darum beständig auf die Seite der Völker, welche bei der Erhaltung des Friedens am meisten interessirt sind.

Etwas über morganatische Ehen.

Eben regierender und nicht regierender Fürsten, und viele Leute glauben, daß derartige Ehen eben nur eine Art Concubinat seien; dem ist indeß nicht so. Eine morganatische Ehe ist für beide Theile gerade so bindend, wie die gewöhnliche. Der Unterschied ist nur der, daß durch dieselbe der Frau und die aus der Ehe hervorgehenden Kinder nicht in den Besitz des Ranges und Vermögens ihres Gatten, resp. Vaters gelangen und von der Erbfolge ausgeschlossen sind.

Die Bezeichnung „morganatisch“ stammt nicht von „Morgengabe“, wie ein uns vorliegender amerikanischer Aufsatz behauptet, sondern kommt von obsthischen Worte „morgian“, abkürzen oder beschränken, ab. Man nennt diese ehen auch Ehen linker Hand, weil der Gatte der Gattin bei der Trauungszeremonie die linke Hand reicht. Die morganatische Ehe setzt stets eine Verletzung der Gattin voraus, daß sie allen aus der Ehe entspringenden Ansprüchen für sich und ihre Kinder entsagt und statt deren sich mit einer im Heirathscontract vorgesehenen Abfindung, die in Grundbesitz oder baarem Gelde bestehen kann, begnügt.

Eine der bekanntesten Ehen dieser Art ist die Friedrich Wilhelm's III. von Preußen mit der Gräfin Harrach, aus der reichen und angesehenen österreichischen Grafenfamilie gleichen Namens.

Er lernte die Gräfin in Töplitz, dem böhmischen Badeorte, kennen, und ob der Schönheit einer Fürstin von Liegnitz und vermählte sich am 9. November 1824 in Charlottenburg mit ihr. Durch die treue Pflege, welche sie dem alternden Monarchen angedeihen ließ, und durch ihren stillen Wohlthätigkeitssinn erwarb sie sich während ihrer 16jährigen Ehe in einer gewiß schwierigen Stellung die Achtung des königlichen Hauses und die Liebe des Volkes, welche ihr auch in ihren Wittwenstand folgten. Sie hat schon zwei preußische Könige überlebt und wohnt noch heute in ihrem reizend gelegenen Palais nicht bei Charlottenburg. Regelmäßig nimmt sich noch jetzt jeden Tag 70jährigen Dame, wie sie in ihrem fleie von vier Grauschimmeln gezogenen Wagen durch Sanssouci fahrend, freundlich die Grüße erwiderte, welche man ihr von allen Seiten darbot.

Bekannt ferner ist die Ehe des verstorbenen Königs von Dänemark, Friedrich VII., der, nachdem er nachcinander von zwei Prinzessinnen geschieden worden war, schließlich eine einfache Prinzmacherin, Namens Louise Rasmussen, zur linken Hand heirathete und sie noch kurz vor seinem Tode zur Gräfin Ranz erhob. Als Kronprinz hatte er die Dame aus einem brennenden Hause in Kopenhagen gerettet. Er vermählte sich mit ihr 1850 und gab ihr den Titel einer Gräfin Danner. Sie überlebte ihren Gemahl nur kurze Zeit.

Unter den noch lebenden Mitgliedern fürstlicher Häuser, welche morganatische Ehen eingingen, erwähnen wir den Prinzen Leopold von Sachsen, Prinz Karl von Bayern und Prinz Alexander von Württemberg. Der Sohn des Letztgenannten ans morganatischer Ehe, Fürst Ted, heirathete vor kurzem eine Cousine der Königin Victoria, die Prinzessin Mary von Cambridge.

Ein eigenthümlicher Fall von morganatischer Ehe ist die des Prinzen Eduard von Sachsen-Weimar, der in dieser Weise mit einer Tochter des Holzen Herzogs von Northumberland, während ein anderer englischer Adliger, der Herzog von Hamilton, in vollständig gleichrechtigter Ehe eine Prinzessin aus dem großherzoglichen Hause von Baden, deren Rang doch sicher dem Weimarschen nichts nachgibt, heirathete. Bekannt und berühmt ist die Ehe des ehemaligen Kurfürsten von Hessen mit Gertrude Lehmann, der Frau eines hessischen Offiziers, welche er ihrem Manne bekanntlich abkaufte; er machte sie zuerst zur Gräfin von Schaumburg und später zur Fürstin von Hanau. Er hat von ihr 6 Kinder, 3 Söhne und 3 Töchter; man sagt, daß er seinen ältesten Sohn trotz der legalen Hindernisse zum Thronfolger erklären wollte, als die Annexirung seines Landes durch Preußen die Ausführung dieses Planes verhinderte, wenn es überhaupt bei der Stimmung der Kurhessen gegen das Landesfürsten möglich gewesen wäre.

Der einzige Fall, daß der Sprößling einer morganatischen Ehe auf diese selbst gestellten Schranken durchbrach und seine Stellung als legitimer Sohn und Erbe seines Vaters beanspruchte, passirte im Jahr 1830 in Baden, als dort mit den Tode des Großherzogs Ludwig die strictlegitime Linie des großherzoglichen Hauses ausstarb. Dem König Ludwig von Bayern müsserte schon der Mund nach der ersten Echtheit, und er schickte sich an, dieselbe optima forma anzuerkennen, als sein unerwarteter Neffe, der Sohn des Großherzogs Karl Friedrich

Digitized by Google

und einer Madame Genesberg, sich als Großherzog proclamirte und vom Volke, das seinen Charakter achtete und seine Kühnheit bewunderte, unterstützt wurde. König Ludwig machte zwar einen schwachen Versuch, sein Erbe mit Gewalt anzutreten, aber der Ausbruch der französischen Revolution und die darauf folgenden Unruhen in Deutschland zwangen ihn, sich mit einem geharnischten Protest gegen die „Usurpirung der Krone", wie er es nannte, zu begnügen, um den sich Niemand wenig kümmerte. Sein Sohn, der jetzt regierende Großherzog Friedrich, ist mit der Tochter des Königs von Preußen verheirathet.

Es kamen auch umgekehrte Fälle von morganatischen Ehen vor, wo die Braut dem Bräutigam überlegen ist. Der einzige Fall aus der Neuzeit, dessen wir uns erinnern, ist der der Prinzessin Elisabeth von Italien, der Schwägerin Victor Emanuel's, welche 1856, ein Jahr nach dem Tode ihres ersten Gatten, des Prinzen Ferdinand, dem Marquis Rapallo in morganatischer Ehe ihre Hand reichte.

Die freieren Anschauungen der neuesten Zeit, welche den Standesunterschied mehr und mehr verwischen, werden zweifelsohne das immerhin eigenthümliche Institut der „Ehe zur linken Hand" bald zu einem von den Dingen machen, die da waren. Zahlreiche Ehen unter Personen von ganz verschiedenem Rang liefern uns den Beweis dafür. Wir verweisen unter Anderem auf die erst vor drei oder vier Jahren vollzogene Ehe des österreichischen Großherzogs Ludwig mit der Schauspielerin Hofmann, welche die kaiserliche Familie, trotz ihres anfänglichen Sträubens, schließlich anerkennen mußte.

* Madame Chereste
oder
die Freiwilligen von 1792
von
Breckmann-Chatrian.
(Uebersetzt für den Pfälzer Demokrat.)

(31. Fortsetzung.)

Als Koffel dieses hörte, füllten sich seine Augen mit Thränen, und ich erinnere mich heute noch, wie er mit bebender Stimme sprach: „Das ist recht; Gott segne Sie dafür! Sie schlimmer Hoffmann, uns; aber wenn es auch Alles verlieren sollte, würde ich es nicht bedauern; denn mit Euch sind meine Wünsche."

Der Maurer blieb lange Zeit ruhig; aber als er einmal anfing, konnte er nicht mehr ferig werden; er verlangte nicht allein den Unterricht für die Kinder; er war dafür, daß man Alles umstürzen sollte. Man hätte nicht geglaubt, daß ein solch' friedertiger Mann derartige Gedanken aussprechen könnte. „Es ist eine Schande, ganze Regimenter wie Affenherden zu verlaufen, viel er mit ernster Stimme, indem er die Hand über den Tisch streckte; „und ich sage, daß es eine ebenso große Schande ist, die Richterstellen zu verkaufen, weil die Richter, um ihr Geld zurück zu bekommen, dann die Gerechtigkeit verkaufen; — ich sage, daß Jemand darüber wohl gethan, als sie die Klöster aufhoben, wo die Faulheit und alle Laster gehegt werden, — und ich sage, daß ein Jeder frei sein soll, zu gehen, zu kommen, Handel zu treiben, zu arbeiten; und in alle Steine verzweifeln, ohne daß sich Jemand darüber aufstehen dürfe. — Und endlich glaube ich, daß, wenn die Dröhnen nicht arbeiten wollen, so will der liebe Gott, daß die Bienen sich ihrer entledigen, und das hat man immer gesehen, und es wird so bleiben, so lange die Welt steht."

Der alte Schmitt sagte, er habe die gleichen Gedanken, wie der Maurer und Koffel, und schien sehr befriedigt; und der Onkel, der bis jetzt seine Ruhe bewahrt hatte, konnte sich nicht enthalten, diese Gesinnung zu billigen, als die wahrsten, die natürlichsten und richtigsten. „Gewiß," sagte er, „man muß es besser, langsam und schrittweise vorzugehen, als Alles in einem Tage abmachen zu wollen; man sollte die Mittel der Ueberzeugung und der Sanftmuth anwenden, wie es Jesus Christus gethan; es wäre besser, und man würde doch das gleiche Resultat erhalten."

Madame Chereste sagte darauf lächelnd zu ihm: „Ach! Herr Jakob, ohne Zweifel, wenn Jedermann wäre, wie Sie; aber seit wir vielen Jahrhunderten hat Jesus Christus den Menschen die Güte, die Gerechtigkeit und die Sanftmuth gepredigt? Und doch, schauen Sie, ob Ihre Adeligen seine Lehren befolgen, ob sie die Bauern wie Brüder behandeln, ... nein .... nein, es ist traurig, aber es geht nicht ohne Krieg. In den drei vergangenen Jahren hat die Republik mehr für die Menschenrechte gethan, als in den achtzehnhundert Jahren vorher geschehen ist. Glauben Sie, Herr Doctor, die Resignation der rechtschaffenen Leute ist ein großes Unglück; sie macht den Schlechten verwegen und erzeugt nie etwas Gutes."

Alle Anwesenden dachten so, wie Frau Chereste, und der Onkel Jakob wollte ihr gerade antworten, als der Bote Clemens, mit seinem großen, mit Wachsleinwand überzogenen Hute und seinem ledernen Felleisen, die Thüre öffnete und ihm die Zeitung überreichte.

„Wollen Sie nicht den Kaffee mit uns trinken, Clemens?" fragte der Onkel.

„Nein, Herr Doctor, ich danke. . . . Ich bin eilig; alle Briefe sind noch unbestellt . . . . ein anderes Mal."

Er ging hinaus, und wir sahen ihn noch vor dem Fenster vorbeilaufen.

Der Onkel riß das Band von der Zeitung und begann mit ernster Stimme die Neuigkeiten jener vergangenen Zeit zu lesen. Obwohl ich damals noch sehr jung war, habe ich mir Alles gemerkt; es gleicht den Prophezeiungen den Maurer's, die mich wirklich sehr interessirten. Das alte „Zeitblatt" behandelte die Republikaner wie eine Art Narren, welche so kühn waren, zu unternehmen, die ewigen Gesetze der Natur zu ändern. Es erinnerte im Anfange an Alexander den Große, jene Jupiter die gegen seinen Thron erhobenen Titanen niederschlug, indem er Berge auf sie wälzte, so daß seit jener Zeit jene Unglücklichen Asche und Flammen speien aus ihren Grabstätten des Vesuvs und des Aetna. Dann sprach es von Unsicherheiten der Glocken zu Kanonen, eine Entweihung des Cultus unserer Väter, wie sie sich nicht schrecklicher ausdenken lassen konnte, weil sie bestimmt waren, Leute zum Gottesdienste zu rufen, und nun Tod und Verderben auf den Schlachtfelde verbreiteten. Es sagte auch, daß die Assignaten nichts werth seien, und daß, wenn die Adeligen in ihre Besitzungen und die Priester in ihre Klöster zurückkehrten, diese Papiere ohne anerkannte Sicherheit gerade gut zum Feueranzünden wären. Es wies die Leute mitleidig an, dieses Geld um jeden Preis zurückzuweisen, als eine Lüge der ungerechten, und sie mit leiser Lang; auch schrie das „Zeitblatt", die Republikaner änderten das Sprichwort: die Wölfe fressen einander nicht. Endlich spottet es über die neue republikanische Zeitrechnung, und man die Monate mit poetischen Namen, wie Nivose, Pluviose etc. nannte; es sagte auch, daß diese Narren die Absicht hätten, den Sternen ihren Lauf vorzuschreiben und die Jahreszeiten zu bestimmen, so daß nun statt des Sommers der Winter, und statt des Frühlings der Herbst kommen müßte, wenn es ihnen gefallen würde, so daß die Zeit zum Säen oder zum Ernten sei, und die Bauern in Frankreich wären über diese Narrheit sehr ergrimmt.

So ungefähr drückte sich das „Zeitblatt" aus. Koffel und der Maurer warfen sich während dieser Lesung bezeichnende Blicke zu; Frau Chereste und der Vater Schmitt schienen nachzudenken; Niemand sagte ein Wort. Der Onkel las immer weiter und hielt bei jedem Paragraphen eine Secunde lang, und die alte Wanduhr verfolgte ihren ewigen Gang, sie hatte auch an der Zeit, an den Krieg in der Vendée zu sprechen, berichtete die Einnahme von Lyon, die Besetzung von Toulon durch die Engländer und Spanier, den Einfall Wurmser's in den Elsaß und von der Schlacht bei Kaiserslautern, wo diese bekanntlich von den Republikanern geschlagen seien, wie die Hasen. Das „Zeitblatt" prophezeite das Ende der Republik bis nächsten Frühling und endigte seine Worte mit der Prophezeiung des Jeremias, mit welchem es sich an das französische Volk wandte: Deine Bosheit wird dich bestrafen, und deine Untreue züchtigen; du wirst unter dem Joch zurückfehren und in deine zerbrochenen Bande, damit du wissest, daß es eine böse Sache ist, sich aufzulehnen gegen den ewigen Gott."

Dann folgte der Onkel die Zeitung zusammen und sagte: „Also kranken Sie auch dem Allem? Jedem Tag prophezeit man uns das Ende dieser Republik; vor sechs Monaten war sie von allen Seiten angegriffen, und drei Viertel ihrer Provinzen hatte sich gegen sie erhoben; die Vendée hatte große Siege errungen und wir auch; es ist gut! Jetzt hat sich Lyon beinahe überall zurückgewonnen und hält ganz Europa Stand, was eine große Monarchie unmöglich thun könnte; wir sind nicht mehr im Herzen ihrer Provinzen, sondern wir an ihren Grenzen, und sie rückt selbst gegen uns vor, und da sagt man uns noch, sie sei verloren! Wenn es nach der Doctor Zacharias wäre, der dieses schreibt, würde ich so frei sein, ihre Wahrheit zu bezweifeln."

„Ei! Herr Doctor Jakob," antwortete Frau Therese, „der Doctor darf sieht vielleicht die Sachen wie er sie wünscht; so einmal kommt es vor, ohne daß Leuten etwas von ihrer Aufrichtigkeit zu nehmen; sie beabsichtigen nicht, zu täuschen, aber sie täuschen sich selbst."

„Ich," sagte der Vater Schmitt, indem er sich erhob, „weiß nur, daß sich die Soldaten der Republik gut schlagen, und daß, wenn die Franzosen bereits über vierhundertvierundsechs Mann solcher Leute haben, wie ich sie gesehen, so habe ich mehr Angst für uns, als für sie. Das ist meine Ansicht. Wenn der Jupiter seine Leute unter den Besuv setzt und sie Feuer speien läßt, so ist das eine neue Art von Batterie, die ich noch nicht kenne, aber gerne sehen möchte."

„Und ich," sagte der Maurer, „denke, daß der Doctor Zacharias nicht weiß, was er sagte. Wenn ich die Zeitung an seiner Stelle zu schreiben hätte, so würde ich es anders machen." Er drückte sich zum Ofen nieder, um eine Kohle zu nehmen, da er ein großes Bedürfniß fühlte, zu rauchen. Der alte Schmitt folgte seinem Beispiele, und da die Nacht gekommen, gingen sie zusammen fort; Koffel mußte nachdem er Clemens die Hand gedrückt auch Frau Therese gegrüßt hatte.

(Forts. f.)

Erschienene Neuigkeiten
des Buch, Kunst- und Musikalienhandels.

Alle hier angezeigten Werke, Musikalien etc. werden durch die Buchhandlung Ph. Rohr in Kaiserslautern gegen Einsendung des Betrages in Postmarken oder durch Postanweisung franco versandt.

Bamberger, Moritz. Hebräisches Lese- und Sprachbuch für die israelitische Jugend. — Breslau, Schletter'sche Buchhandlung. 18 Sr.

Kerner, Dr. Theodor. Leitfaden für den Elementarunterricht in der **hebräischen Sprache** zum Privat- und Schulgebrauch. — Breslau, Schletter'scher Verlag. 1. Theil 14 Sr.

Rabbinowicz, Israel Michel. Hebräische Schulgrammatik — oder neueste, die vervollständigte Regeln und Grundsätzen. — Breslau, Selbstverlag des Verfassers. 36 Sr.

Lehnert, Hugo. Einige beim Ankauf von Kupfer zu beachtende Fingerzeige. — Berlin, Springer'sche Buch. — 27 Sr.

Neumann, Friedrich. Hydraulische Motoren. Bau und Anlage der wichtigsten von Wasser getriebenen Maschinen, dargestellt durch Zeichnungen mit Belehrung über Anordnung der Turbinen, Wasserräbern und Wasserfäulenmaschinen. — Weimar, B. F. Voigt. Nebst einem **Atlas**, enthaltend 20 Tafeln in Folio. — 5 Thl. 24 Sr.

dito **Der Führer des Technikers** zu den richtigsten Resultaten bei Mechanik, Mechanik, Maschinenbau und Technologie. 4. Auflage. Mit 7 Tafeln Abbildungen. — Weimar, B. F. Voigt. 3 Thl. 18 Sr.

Mayer, Johann Georg. Das Bayern-Buch II. Jahrband mit 2 Stahlstichen. — München, Lindauer'sche Buch. 1 fl. 20 kr.

Vor der Remission nachstehender

Kalender pro 1870

halten wir denselben zu geneigter Abnahme wiederholt empfohlen:

Siobert'scher gemeinnütziger Schreibkalender. 68. Jahrgang, gebunden 27 kr.; broschirt 24 kr. — Würzburg, Stahel.

Taschenbuch für das Geschäftsleben, oder praktischer Schreib- und Notiz-Kalender für 1870. — Stuttgart, H. Hoff. pro. 36 Sr.

Taschen-Reichs-Kalender. Ein Tage- und Notizbuch für Advokaten, Beamte und Aerzte, sowie für den gesellschaftl. Privat- und Gewerbsmann. — Würzburg, Stahel. 42 kr.

Tagesklammer. (Zum Abreißen jedes verflossenen Tages). — Leipzig, Otto. 36 Sr.

Max Wirth's Deutscher Gewerbskalender. Mit 50 Illustrationen. — Weimar, B. F. Voigt. 36 Sr.

Landwirthschaftlicher Kalender für den kleineren Landwirth. Einer für Alle — Alle für Einen. Festgabe zum 50jährigen Jubiläum des badischen landwirthschaftlichen Vereins. — Carlsruhe, G. Braun'sche — 21 kr.

Illustrirter Deutscher Familienkalender. Hiervon als Gratisbeilage ein neuer Band der Voll. — Leipzig, G. Minde. — 18 Sr.

Illustrirter Familien-Kalender. Hiervon als Gratisbeilage ein neuer vollständigen Handatlas. — Leipzig, Payne. 18 Sr.

Der Gutsherr und der Weinbauer. Demokratischer Volks-Kalender. — Stuttgart, A. Schober. 12 kr.

Der ächte Herrieder Kalender. Einzig rechtmäßige Original-Ausgabe. — Würzburg, Stilinger'sche Buchhandlung. 9 kr.

Der allein ächte Herriedener Taschtrotz. Ein lustiger Volkskalender und Weltertrotzbuch. — Würzburg, Stahel. 9 kr.

Der schwäbische Bauernfreund. Zu Stub und Feld des Bauernhauses. — Stuttgart, Cohen und Reich. 12 kr.

Bauernlandskalender. Ein illustrirtes Jahrbuch für das deutsche Volk, zur Belehrung und Unterhaltung für Stadt und Land. 3. Auflage. — Würzburg, Stilinger'sche Buch. 9 kr.

Humoristischer Volkskalender des Kladderadatsch. Illustrirt von W. Scholz. — Berlin, K. Hofmann und Co. 36 kr.

Verantwortliche Redaction, Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Pfälzer Demokrat

und

Sonntags-Blatt.

Organ der deutschen Volkspartei in der Pfalz.

Wöchentliche Gratis-Beilage zur Volkszeitung. „Pfälzischen

Für Nichtabonnenten der „Pfälz. Volkszeitung" vierteljährlich 18 kr.

Nro. 6. Kaiserslautern, 6. Februar. 1870.

Das Ziel der Arbeiterbewegung.

Rede des Abgeordneten Dr. Johann Jacoby vor seinen Wählern im zweiten Berliner Wahlbezirke am 20. Januar 1870.

(Schluß.)

Sind hier die Farben auch etwas grell aufgetragen, das Bild ist nach der Natur gezeichnet. So lange die Hirten der Völker Krieg führen, ohne die Völker auch nur zu befragen, so lange noch Geistliche in Concil und Synode zusammentreten, um — unter den Aufspizien des heiligen Geistes die falsche menschliche Wissenschaft zu richten, — so lange haben wir kein Recht, die Meister der Unwahrheit zu zeihen. Irrig und wunderbar ist nur, daß die Meister diesen Zustand der Dinge gutheißt, daß er wähnt, ein solcher Zustand könne und werde für alle Zeit fortdauern.

Lassen Sie mich noch einen andern Zeugen Ihnen vorführen, — zweier Zeugen Mund, thut die Wahrheit kund!

Robert Owen, der Gründer des Cooperativ-Systems in England, traf einst in dem Hause eines Frankfurter Bankiers mit dem bekannten Politiker Friedrich v. Gentz zusammen. Owen setzte die Vortrefflichkeit seines sozialistischen Systems auseinander und bemerkte: wenn nur Einigkeit an die Stelle der Uneinigkeit träte, würden alle Menschen austreichend zu leben haben.

„Das mag wohl wahr sein", erwiderte Herr v. Gentz —„aber wir wollen gar nicht, daß die Masse wohlhabend sein von uns abhängig wird; wie könnten wir dann noch weiter regieren?"

Hier, meine Herren, haben Sie in nuce die soziale Frage der Gegenwart! Wenn Owen das Wort der Lösung ausspricht: Einigkeit der Menschen, so nennt Gentz uns das Grundübel, das der Lösung im Wege steht: die Herrschaft der „bevorzugten" Klassen.

Aristoteles, wie Sie sich erinnern, theilte auch die Menschen in 2 Klassen: in solche, die von der Natur zum Herrschen — und in solche, die zum Dienen bestimmt sind, es war aber die Nationalität — ob Hellene, ob Barbar —, die seiner Unterscheidung zum Grund lag; die Maitre und Gentz dagegen sehen innerhalb eines und desselben Volksstammes eine Scheidewand zwischen den „oberen Zehntausend", die zum Regieren und Wohlleben berufen, und der übrigen Masse, die zum Regiertwerden und Darben bestimmt ist!

Mögen Sie die Zustände der Kirche, des Staats oder Gesellschaft ins Auge fassen: überall — wir können es uns nicht verhehlen — tritt uns noch heutigen Tags die mittelalterliche Klassenherrschaft, das mittelalterliche Bevormundungssystem entgegen. Darin nur unterscheidet sich die Gegenwart von der Vergangenheit, daß — Dank der deutschen Reformation und der französischen Revolution — von Tag zu Tag in immer weiteren Kreisen die in die unteren Schichten hinab die Ueberzeugung sich Bahn bricht: so kanne es auf die Dauer nicht fortgehen, — der Mensch sei nicht dazu erschaffen, von andern Menschen regiert und beherrscht, gepängelt und ausgebeutet zu werden. Seit Jahrtausenden schon predigt man dem Volke vor von Nachstenliebe und Brüderlichkeit aller Menschen, — die Gegenwart verlangt, daß im Handel und Wandel, im Staat und in der Gesellschaft man endlich Ernst mache mit der Lehre.

Es gab eine Zeit — die Aeltesten unter Ihnen werden sich dessen erinnern —, da man Juden, der das Recht des absoluten Regiments in Zweifel zog, für einen Rebellen erklärte. Ein ähnliches Mißgeschick trifft heutzutage den, der an der Kette der wirthschaftlichen Einrichtungen zu rütteln wagt. Versuchen Sie es einmal, das Vorrecht der besitzenden Klassen, den Machtmißbrauch des Großkapitals, das herrschende Borg- und Kreditsystem anzugreifen oder auch nur von einer gleichmäßigeren Vertheilung der materiellen Güter zu sprechen, — und sofort wird man in gewissen Kreisen Sie als einen Feind aller gesellschaftlichen Ordnung, als sozialen Keyer und Communisten verdammen. Das soll uns aber nicht abhalten, offen und frei die Wahrheit anzuerkennen, daß — alles individuelle Eigenthum — materielles nicht minder als geistiges — zugleich ein Gemeingut der Gesellschaft ist. Wie der Mensch selbst, so hat auch jegliches Eigenthum des Menschen — außer der besonderen Seite, die es zum Privateigenthum des Einzelnen macht, noch eine allgemeine, universelle Seite, welche der Gesammtheit begründeten Anspruch darauf giebt. Daß Staat und Gemeinde von dem Vermögen jeden Bürgers Steuern und Abgaben erheben, daß Gesetze die freie Verfügung des Einzelnen über sein Eigenthum beschränken, das findet Jedermann in Ordnung. Und aber — fragen wir — wer Besitzende nicht noch andere Pflichten als die, welche das Staatsgesetz vorschreibt, und nöthigenfalls erzwingt? Hat er nicht — so gut wie gegen Familie, Gemeinde und Staat — auch Pflichten gegen die Gesellschaft? Was der einzelne Mensch an Hab' und Gut, an beweglichem und unbeweglichem Eigenthum besitzt, — ist es etwa lediglich das Erzeugniß seiner eigenen Thätigkeit? Verdankt er es nicht zum bei weitem größten Theil dem Mitwirken Anderer, der gemeinsamen, gesellschaftlichen Arbeit der vor und mit ihm lebenden Menschen? Und — wie der Einzelne nur durch Beistand und Hilfe Anderer zu seinem Besitzthum gelangt, so kann er auch nicht ohne Beistand und Hilfe Anderer die Früchte desselben genießen: nur in der gesellschaft hat das Eigenthum Werth, nur in der Gesellschaft kann der Mensch seines Eigenthums froh werden. Moralische Pflicht jedes Besitzenden ist es daher, von seinem Vermögen einen solchen Gebrauch zu machen, daß es nicht bloß ihm sei, sondern auch der Gesammtheit, insbesondere den minder günstig gestellten Mitmenschen zu Gute komme.

„Reichthumer sind Gemeingut, wofern sie der Gute besitzt."

Die großartige Arbeiterbewegung der letzten 40 Jahre hat auch in dieser Beziehung heilsam gewirkt. Wie in dem bedeutet das Bewußtsein seines sozialen Rechts, so hat sie in den besitzenden Klassen das Bewußtsein der sozialen Pflicht geweckt und geschärft. Gern erkennen wir es an: nicht allen Arbeitsherren ist der Arbeiter eine Waare, die man — wie jede andere Marktwaare — möglichst billig kauft, um sie nach Möglichkeit auszunutzen und dann nicht weiter zu beachten. In England, Frankreich und auch bei uns in Deutschland fehlt es nicht an einzelnen Beispielen, daß Fabrikinhaber, industrielle Geschäftsunternehmer und läubliche Großgrundbesitzer es sich angelegen sein lassen, das traurige Loos der von ihnen beschäftigten Arbeiter zu verbessern, sei es durch Erhöhung der Lohnsätze oder Beschränkung der Arbeitsstunden, durch Errichtung von Spar-, Unterstützungs- und Altersversorgungs-Kassen oder durch Sorge für gesunde, billige Wohnungen, Asyle, Krankenhäuser, Unterrichtsanstalten u. s. w. Vorzugsweis Beachtung verdient in dieser Hinsicht das — unter dem Namen der industrial Partnership bekannte Antheil- oder Prämien-System, wobei dem Arbeiter — außer dem Lohne — eine regelmäßige Theilnahme an dem aus seiner Arbeit hervorgehenden Geschäftsgewinne zugesichert wird. In England allein stehen gegen 10,000 Arbeiter in einem solchen Verhältnisse zum Unternehmer, und beide Theile haben Ursache, mit dem Erfolge zufrieden zu sein. Ueberstehen jedoch dürfen wir nicht, daß hier Alles mehr oder minder von dem guten Willen der Arbeitgeber abhängt, und daß — im besten Falle — nur einzelnen Arbeitern oder Arbeitergruppen dadurch geholfen wird. So förderlich derzleichen Humanitätsbestrebungen als Erziehungs- und Vorbereitungsmittel sind, — zur Beseitigung des — aus dem Lohnsystem erwachsenden sozialen Nothstandes reichen sie ebenso wenig aus wie — die Selbsthülfevereine der Arbeiter. Dazu bedarf es einer anderen — allgemein und durchgreifend wirkenden Macht, und dies führt uns zu der dritten Frage!

3) Was muß von Seiten des Staates geschehen, um eine friedliche Lösung der Arbeiterfrage zu erzielen?

Die neue Verfassung des Kantons Zürich vom 18. April v. J. giebt hierauf folgende Antwort:

Art. 23. „Der Staat fördert und erleichtert die Entwicklung des auf Selbsthülfe beruhenden Genossenschaftswesens. Er richtet auf dem Wege der Gesetzgebung die zum Schutze der Arbeiter nöthigen Bestimmungen."

Art. 24. „Er errichtet — zur Hebung des allgemeinen Kreditwesens beförderlich — eine Kantonalbank."

Die ursprüngliche Fassung der Vorlage ist noch bestimmter; sie lautet:

Art. 23. „Es ist Aufgabe des Staates, das Wohl der arbeitenden Klasse, so wie die freie Entwicklung des Genossenschaftswesens zu schützen und zu fördern."

Art. 24. (wie oben).

Schutz und Förderung — in diesen zwei Worten ist der Zweck der großen Genossenschaft, die wir Staat nennen, klar und scharf ausgesprochen. Was aber ist unter Staatsschutz und Staatsförderung zu verstehen? Auch der Despot wenn sich Schutz und Schirmherr des Volkes, und Krieg wird als Förderungsmittel der Civilisation gepriesen; vera rerum vocabula amisimus, die wahren Namen der Dinge sind uns abhanden gekommen. Um so mehr thut es Noth, zu sagen, welchen Sinn man mit den Worten verbindet.

„Staatsschutz" ist und die Pflicht der zu einem Staate vereinten Gesammtheit, jeden Einzelnen in Entwickelung u. Bethätigung seiner Kräfte zu schützen, soweit dadurch nicht der gleichen Freiheit Anderer Eintrag geschieht."

Mit dem diesen Schutze ist jedoch die tatsächliche Aufgabe nicht erschöpft, wenn gleich manche Politiker sie darauf beschränken wollen; — die gegenseitige Förderung der Staatsangehörigen muß nothwendig hinzukommen.

Unter Staatsbeförderung verstehen wir die

Digitized by Google

Pflicht der Gesamtheit, mit ihren Mitteln überall da helfend einzutreten, wo die Selbstsorge des Einzelnen nicht ausreicht, ihm ein menschenwürdiges Dasein zu verschaffen.

Wie der Staatsschutz dem Grundsatze der Freiheit, — die Staatsförderung dem Grundsatze der Mitbestimmung entspricht, so wird dadurch, daß Schutz und Förderung Jedermann gleichmäßig, — je nach seinem Bedürfnis — zu Theil wird, dem Grundsatze der Gleichheit genügt.

Sie sehen, meine Herren! die hier aufgestellte Lehre vom Staatswerk ist ganz dieselbe, welche die einer seitlichen Gelegenheit ich in der Formel zusammenfaßte:

Jeder für Alle — das ist Menschenpflicht;
Alle für Jeden — das ist Menschenrecht!

Wie aber? so könnte man fragen — wenn Schutz und Förderung von Seiten des Staates Jedem gleichmäßig zu Theil werden soll, warum ist die arbeitende Klasse in dem Artikel der Züricher Verfassung besonders hervorgehoben? Soll etwa der Arbeiterstand vom Staate bevorzugt, auf Kosten der anderen gefördert werden?

Sie berechtigt im ersten Augenblick der Einwand scheint, einer näheren Prüfung hält er aber nicht Stand.

Zunächst erwähne man, daß die Gleichheit Aller nur darin besteht, daß Jeder — je nach seinem Bedürfnis — geschützt und gefördert werden soll — daß die Arbeit gelesitet? Etwa Diejenigen, in deren Händen sich das Kapital befindet? Verdankt der Fabrikant, der Kaufherr, der Großgrundbesitzer seinen Reichthum an ausschließlicher Arbeit nur der eigenen Thätigkeit und dem Ertrage seiner Arbeit? Ist dagegen der Kapitalmangel, die Armuth des Arbeiterproletariats lediglich eine Folge der eigenen und der Väter Verschuldung? Niemand wird dies behaupten wollen. Wenn aber die bestehende Vermögens-Ungleichheit nicht lediglich die Wirkung des wirthschaftlichen Verhaltens der Einzelnen und des unwirthschaftlichen Treibens der besitzlosen Klasse ist, — welcher anderen Ursache ist die Ungleichheit zuzuschreiben? Woher kommt es, daß das Kapital sich je länger je mehr in den Händen einer kleinen Minderheit anhäufen, während die Masse der Lohnarbeiter — trotz ihres Fleißes — kaum den Lebensunterhalt bestreiten kann? Offenbar kann der Grund in nichts Anderem liegen als — in der dem Maß der Arbeitsleistung nicht entsprechenden, also ungerechten Vertheilung des Arbeitsertrages.

Hören Sie, wie einer der bewährtesten Nationalökonomen Englands sich hierüber ausspricht:

Das Produkt der Arbeit — sagt Stuart Mill — vertheilt sich heutzutage fast im umgekehrten Verhältniß zur Arbeitsleistung: Der größte Theil fällt Denen zu, die überhaupt nie arbeiten, der nächstgrößte Denen, deren Arbeit fast nur nominell ist, und so — auf abwärtsgehender Skala — schrumpft die Belohnung zusammen, im Maße, wie die Arbeit härter und unangenehmer wird, bis endlich die ermüdendste und aufreibendste körperliche Arbeit kaum mit Sicherheit auch nur auf Erwerbung des nothwendigsten Lebensbedarfs rechnen kann.

Wir wollen nicht untersuchen, durch welche Verkettung geschichtlicher Umstände der Arbeiter noch von seinem Arbeitswerth getrennt und das gegenwärtige Mißverhältniß zwischen Leistung und Lohn hervorgerufen worden; hier handelt es sich nur um die Frage:

Was hat der Staat gethan, eine gerechtere Vertheilung des Arbeitsertrages zu erzielen? Hat er — durch Gesetze oder sonstige Einrichtungen — auch nur den Versuch gemacht, den Arbeiter gegen die Uebermacht des Kapitals zu schützen und der von Tag zu Tag wachsenden sozialen Ungleichheit Schranken zu setzen?

Man prüfe die Geschichte sämmtlicher Staaten, und man wird finden: Bis auf die neueste Zeit ist in dieser Richtung so gut wie Nichts geschehen.

Adel, Geistlichkeit und höherer Bürgerstand haben in Jahrhunderte lang — nach einander und mit einander — einen fast ausschließlichen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten geübt, sie haben seinen Anstand genommen, Macht und Mittel des Staates, die Alles gleich zu gute kommen sollten, für sich und ihr Sonderinteresse auszubeuten. Die Gesetzgebung ist — weit entfernt, beim wirthschaftlichen Verkehrsgesetz Mund und Ohren gleich zu theilen, hat — durch Ertheilung von Vorrechten auf der einen, durch Freiheitsbeschränkung auf der anderen Seite — wesentlich dazu beigetragen, die soziale Kluft zwischen der besitzenden und nichtbesitzenden Klasse zu erweitern und zu befestigen.

Wie kann es da den Wundern der Arbeit verdenken, daß sie nunmehr, im Bewußtsein ihres Rechts und ihrer Macht gelangt, gerade von Seite des Staates eine ganz besondere Beachtung ihrer — so lang hintangesetzten Interessen in Anspruch nehmen? Wenn in dem Züricher Verfassungsartikel den „Arbeitern vorzugsweise Staatsschutz und Staatsförderung" zugesagt wird, so ist dies keineswegs als eine Verletzung des Gleichheitsprinzips anzusehen. Nicht darum handelt es sich, — wie ängstliche Gemüther befürchten, — den mittellosen Arbeiter auf Kosten des vermögenden Bürgers zu heben, — noch weniger darum, mittelst dauernder Staatsopfer eine Art Arbeiter-Junkerthum zu schaffen; es ist einfach die von dem Gesetzgeber offen und ehrlich anzuerkennende Anerkennung, daß dem Staate die Pflicht obliege, Verhältnisse nachzuhelfen, gegenwärtige Unrecht zu sühnen, die es nicht — wie mittelbarste Uebel wieder gut zu machen; — es ist nichts Anderes, als die verheißene Erfüllung Dessen, was wir als „Förderung der ausgleichenden, verbürgenden Gerechtigkeit" bezeichnet haben.

Die Züricher Verfassung hat dabei jedoch nicht dabei bewenden, die staatliche Schuld und Verpflichtung im Allgemeinen anzuerkennen, — sie gibt zugleich mit klaren Worten das Mittel an, durch welches allein dem Arbeiterstande zu helfen ist:

„Die Errichtung von auf Selbsthilfe berubenden Genossenschaftswesens soll vom Staate gefördert und erleichtert werden."

Das Endziel aber dieses Entwickelungsprozesses ist: Aufhebung der Lohnarbeit durch allmalige Ueberführung des Lohnsystems in das der freien gemeinsamen Arbeit.

Lassen Sie uns nun im Einzelnen die an den Staat, d. h. an die Gesammtheit der Bürger, zu stellenden Forderungen durchgehen!

Obenan steht die unbedingte Freiheit der Meinungsäußerung durch Wort, Schrift, Vereins- und Versammlungsrecht. Alle zur Beschränkung oder — wie der beschönigende Ausdruck lautet — zur „Regelung" der Freiheit dienenden Sondergesetze sind aufzuheben.

Demnächst: Gleiches Recht für Jedermann auf Theilnahme am Staatsleben; also allgemeines, unbeschränktes Wahlrecht und die unbedingte Folge — allgemeine, unmittelbare Betheiligung des Volkes an Gesetzgebung und Verwaltung.

Wir fordern ferner: unentgeltlichen Unterricht in öffentlichen, von der Kirche unabhängigen Bildungsanstalten — und Einführung allgemeiner Volkswehr an Stelle des Soldatenheeres. Wer sonnen diese zwei Forderungen zusammen, weil Volksunterricht und Volkswehrkraft in engster Beziehung zu einander stehen. Zum Kriegführen braucht man nur Allen Geld und tüchtige Kroaten. Beides wird durch stehende Heere erreicht. Der Reichthum Europas hängt ab von der erfolgreichen Arbeit seiner Bewohner, die Arbeit aber ist um so erfolgreicher, je besser der Arbeiter den Erfolg seines Thuns zu berechnen verstand, d. h. je intelligenter er ist. Und — wo der Arbeiter, so wird durch Bildung auch der Krieger geschickter zu seinem Berufe, zur Vaterlandsvertheidigung. Wo uns und in den meisten Ländern Europas verwendet man fast die Hälfte der Staatseinnahmen für Kriegszwecke, während Bildung und Unterricht mit kaum neunzehnmeiher Summe abgespeist werden. Sehen wir das Verhältniß um, — und der Volksvertheidigung wird sich verzehnfachen, ohne daß die Vertheidigtheit im Land kommt. Ein Unterrichtsminister, der sein Handwerk versteht, ist zugleich der beste Kriegs- und Finanzminister.

Für die arbeitende Klasse insbesondere — und zwar im Interesse des Gemeinwohls fordern wir:

Abkürzung der Arbeitszeit und Festsetzung eines Normalarbeitstags.

Nach dem Lohnarbeiter muß Zeit und Ruhe gegönnt sein, — „den Geist zu bilden und die Staatsgeschäfte zu besorgen." Der im August n. J. in Birmingham versammelte Congreß der englischen Gewerkvereine empfiehlt Stündige Arbeit als ein Tagewerk in allen Gewerben — und spricht die Ueberzeugung aus, daß dadurch „die körperliche und geistige Kraft der Arbeiter gehoben, die Sittlichkeit gefördert und die Zahl der Arbeitslosen vermindert werde."

Verbot der Kinderarbeit in Fabriken und Gleichstellung des Lohnes für Frauen- und Männerarbeit.

Beides ist erforderlich, um das Herabdrücken der Lohnsätze zu verhüten und das herzuwachsende Geschlecht vor Entartung zu wahren. —

Ferner: Abschaffung der indirekten Steuern und Einführung einer im Verhältniß zum Besitze auflitzenden Vermögens-Einkommensteuer.

Jede Verbrauchssteuer ist Steuer auf die Arbeitskraft des Arbeiters, daher Hemmniß der Gütererzeugung und Beeinträchtigung des Volkswohlstandes. —

Endlich: Reform des Geld- und Creditsystems im Sinne der Förderung, industrieller wie ländlicher Produktivgenossenschaften durch Gewährung von Staatscredit oder Staatsgarantie.

Es handelt sich darum, der arbeitenden Klasse den Weg zum Credit zu eröffnen. Was der Staat leistet zu so reichem Maße — unmittelbar — zur Unterstützung der kapitalistischen Produktionsweise gethan, ein Gleiches soll er nunmehr — und zwar im eigenen Interesse — zur Förderung der Arbeitergenossenschaften thun. Nichts bringt den Gemeinwesen mehr Vortheil, als — Gerechtigkeit in allen Dingen. —

Soviel über die Voraussetzungen der Arbeiterreform: — Man hat den Arbeitern den — preßlecht wohlgemeinten — Rath ertheilt, von aller Politik sich fern zu halten und lediglich ihre wirthschaftlichen Interessen wahrzunehmen, — als ob sich wirthschaftliches und politisches Interesse von einander trennen ließen, wie man Holz mit der Axt spaltet. Wer dem bisherigen Gange unserer Betrachtung gefolgt ist, wird, — denke ich — nicht im Zweifel sein, daß es gerade dem Arbeiterstande zuweist und vor Allem an der Hebung seiner politischen Stellung im Sinne der Freiheit umzugestalten. Der „Staatshilfe" nicht minder als der „Selbsthilfe" bedarf es, um jedem Arbeiter den vollen, ungeschmälerten Ertrag seines Fleißes, d. i. die Möglichkeit eines menschenwürdigen Daseins zu sichern!

Nur der Staat kann — und nur der freie Staat wird dem Arbeiter helfen! —

Fassen wir das Gesagte in Kurze zusammen:

Das Lohnarbeitssystem entspricht den Forderungen der Gerechtigkeit und Humanität ebenfowenig, wie der Sklaverei und Leibeigenschaft früherer Zeiten.

Wie Sklaverei und Leibeigenschaft, so war einst die Lohnarbeit ein — Kulturfortschritt, aus dem der Gesellschaft unleugbare Vortheile erwachsen sind.

Bei der sozialen Frage der Gegenwart handelt es sich darum, das Lohnsystem zu beseitigen, ohne die Vortheile des auf gemeinsamer Arbeit beruhenden Großbetriebs einzubüßen.

Hierzu gibt es nur ein Mittel: Das System der freien genossenschaftlichen Arbeit (Cooperativsystem). Die Gegenwort.ist eine Zeit des Uebergangs von dem Lohnsystem (kapitalistische Produktionsweise) in dem genossenschaftlichen Arbeitssystem.

Damit der Uebergang in möglichst friedlicher Weise erfolge, müssen Arbeiter, Arbeitgeber und der Staat zusammenwirken:

Sache der Arbeiter ist es, vereint dem Trucke der Kapitalherrschaft Widerstand zu leisten, sie wie durch Bildung sich zur inneren und äußeren Selbstständigkeit zu erheben.

Sache der Arbeitgeber ist's, mit menschenfreundlichem Sinne der Arbeiter sich anzunehmen, wohlwollende ihnen Antheil am Geschäftsertrag zu gewähren.

Der Staat soll durch die Förderung der Vereinsthätigkeit, Festsetzung eines Normalarbeitstages und unentgeltlichen Unterricht die Bildungsbestrebungen der Arbeiter zu unterstützen. Ihm liegt die Pflicht ob, durch Reformen des Bank- und Geldwesens wie durch Gewährung von Staatscredit — der genossenschaftlichen Produktionsweise im Großen und Ganzen Vorschub zu leisten.

Da eine derartige Hilfe nur allein von freien Staate zu erwarten steht, so ist es klar, daß Arbeiter und Arbeitgeber vor Allem die staatliche Freiheit zu erkämpfen haben.

Politische und soziale Freiheit, Freiheit des Bürgers ohne Abstufung der Meinzahl der Menschen als solcher, — das ist die Aufgabe unseres Jahrhunderts. Die Errungenschaften der Bluts- und Eisenzeit, der Waffenklänge unserer Tage, des Jagen und Jagen nach Macht und Herrschaft, nach Reichthum und Sinnengenuß — es sind nur Weltentrauerungen auf der Oberfläche des Festirromes. — in der Tiefe — still, aber unaufhaltsam — schreitet vor der Erkenntniß der Natur und des Gesetzes, und mit dieser Erkenntniß das Bewußtsein der Selbstberechtigkeit des Menschen — der weiterwegende Gedanke der Freiheit, Gleichheit und Brü-

Digitized by Google

derlichkeit Aller! Mögen auch Jahre und Jahre darüber vergehen, erfüllen wird sich das Wort der Schrift, jene frohe Botschaft, die der elektrische Draht als ersten Gruß des freien Amerika zu dem — von Waffen starrenden Europa herübertrug.

Friede auf Erden und — den Menschen ein Wohlgefallen!

K. Zur Wehrfrage.

Aus dem der Abgeordnetenkammer vorgelegten Budget der 10. Finanzperiode ersehen wir, daß die Summe von ca. 6½ Millionen, nach dem Voranschlage der Einnahmen und Ausgaben, auch zu beschaffen ist. Es bleibt der hohen Kammer überlassen, diese Kleinigkeit zu beschaffen im Wege der Steuererhebung, gleichviel auf welchen Titel; man empfiehlt einen Zuschlag auf die direkte Steuer; nun wohl — nur — zugeschlagen! —

Man sucht die Pille zu versüßen durch einige Phrasen, wie „Opferfreudigkeit zu Deutschlands Ehr und Wehr" u. s. w. Es wäre dieser Ruf nach einer andern Seite besser angebracht: „Verzicht auf einen Theil der Gualität", „Abschaffung der Extrapferde", „Abschaffung der unnöthigen häßlichen Militärtschargen" und „Belohnung tüchtiger Privatlegiren mit diesen."

Fragen wir: Ja, zu was sollen denn diese Summen dienen, die man aufs Neue von dem Volke verlangt? — Zur Anschaffung verbesserter Waffen — zum Baue von Kasernen? u. s. w.

Wann und wo soll das enden? — Wahrscheinlich, wenn die letzte Pflugschar zu einem Flintenlaufe geschmiedet und die Haut des letzten Bauern statt des Kalbfelles über eine Trommel gespannt ist.

Die Bodenseer in Württemberg hat eine Waffenbeputation an die dortige Kammer beschlossen und agitirt lustig darauf los, um das drückende Joch der preußischen Militärgrafeyen abzuwerfen. Exempel sollen wir dem Beispiele der wackern Schwaben. Fort mit dem preußischen Militärgefrey; Abschaffung der stehenden Heere mit sammt den s. g. einjährigen Freiwilligen (der Bildungsausfuhr für ein neues Junkerthum).

Das ganze Gerüchert von der Civilisation unserer Jahrhunderts ist eitel Thorheit, so lange man den armen Schweiß des Volkes mit barbarischen Mitteln vergeudet; so lange ein Mensch das Recht hat, über Gut und Blut von Nationen zu verfügen; so lange es noch Menschen gibt, die gezwungen werden können, sich auf das Gebot eines Einzelnen wie die wilden Thiere einander zu zerreißen.

Legt die Entscheidung, ob Krieg oder Frieden, in die Hände der Völker! Schafft anstatt der stehenden Heere — Milizheere mit Immotatlicher Dienstzeit. Stellt diese unter die Staatsverfassung! Macht die Offiziere zu Staatsdienern mit pragmatischen Rechten, und laßt Soldaten und Offizieren ihre bürgerlichen Rechte und Gerichtsbarkeit! Dann erst habt ihr den Grundstein zur Civilisation gelegt.

Die Volkspartei der Pfalz, sie schreibe diese Forderungen auf ihre Fahne! Alsbald das Volk überall zusammen und es gilt ihm das Schädliche des Militärwesens gesetzlich anzuwandeln.

Ehe wir ein anderes und besseres Mittel haben, verfaßt Petitionen an die Kammer der Abgeordneten, wie die, welche wir in der nächsten Nummer bringen werden.

Wenn das Volk ruft: „Wir wollen nicht!" — Was dann? — Nun die Kriegsherren mögen es machen — wie weiland ihre erlauchten Ahnen, — die edlen Stegreifritter. — Auch diese trugen auf ihren Beutezügen, — Anwerbungsziige, wie man es heute nennt, — ihre Haut höchstselbst zu Markt! — Je mehr dann Schädel eingeschlagen worden sind, desto besser war es für die Menschheit.

Warum die sittliche Entrüstung, wenn die besoffenen, übermüthige Bauernjungen sich bei der Kirchweih und ähnlichen festlichen Gelegenheiten das Fell gegenseitig auslohnt? — Warum das Geschrei, wenn die üppige akademische Jugend mit der Klinge schmollirt? — — wenn alle Männer, die sonst den Bruderkrieg vom Janne brechen und den Gott der Schlachten anrufen, daß er das gegnerische Heer zerschmettere, als die Besten — die Adler — ihrer Nationen belungen und bejubelt werden, statt sie als gemeinschädliche Raubthiere .... und als Gotteslasterer . . . .

Mangel an politischer Bildung.

Ein in Deutschland reisender Deutsch-Amerikaner schreibt dem „Wächter am Erie" aus Kaiserslautern in der Rheinpfalz:

„In Folge einer längeren Fußtour durch die Pfalz habe ich die Erfahrung gemacht, daß ihre Bevölkerung profaischer ist, als man gewöhnlich annimmt. Ich wage es nicht mehr, die Intelligenz und Bildung des Pfälzers höher stellen zu wollen, als jene des badischen, würtembergischen oder fränkischen Volkes. Von politischer Bildung der Masse darf man nach gar nicht sprechen. Diese liegt noch in ihren kleinen Anfängen. In den Städten, wo durch die Tagespresse etwas geholfen, sieht es mit Schulwissen noch recht gut aus, obgleich man auch dort noch nicht aus der Phrase der Kannegießerei heraus ist. Ein ernstliches politisches Streben, dem man einen Theil seiner Zeit widmet und einen Theil seiner Bequemlichkeit opfert, kennt man auch da noch nicht. Politische Organisation und strenge Disciplin sind ihnen Dinge, an welche sich der von „Individualität und Eigenthümlichkeiten" strotzende Deutsche nicht leicht gewöhnen kann. Sich einem Prinzipe unterzuordnen, streitet gegen sein hohes Selbstbewußtsein. Sich einer Partei unterzuordnen, wird als Verläugnung seiner Selbstständigkeit und Mannheit angesehen. Jeder will Recht haben und mit dem Kopfe durch die Wand rennen. Ich werde täglich lebhaft an die zwei Deutsche erinnert, die ganz allein im Urwalde wohnten und aus purer deutscher Rechthaberei zwei verschiedene Parteien constituirten, welche sich feindlich gegenüber zu denen je einer von ihnen gehörte. Natürlich war auch da die stark ausgeprägte Individualität schuld. In den Städten wird außerdem noch eine raschere Entwickelung des politischen Lebens dadurch verzögert und erschwert, daß die meisten und wohlhabendern Leute ihre Klassen- und Standesvorurtheile nach nicht übermunden können. Der Handwerksmann, der Arbeiter, der Bauer, mit anderen Worten der Kern des Volkes, schwebt ihrem „gebildeten" Geiste immer noch als etwas ganz Apartes vor, mit dem man keine politische und soziale Gemeinschaft haben kann. Es ist dieses übrigens lange nicht mehr so schlimm, wie früher, der aristokratische Hochmuth — wie der Farben- und Racen-Hochmuth in Amerika — kann sich bei politischer Gleichberechtigung und den allgemeinen Stimmrechte nicht mehr behaupten. Seitdem der Bürger außhört, unterwürfig zu sein, hat der Beamtendünkel seinen Boden mehr.

Auf dem Lande sieht es, was politisches Verständniß angeht, noch trostlos genug aus. Hier ist leerer Theil in unserer Zeit, wo in der Tagesfrage. Bei der Masse herrscht noch eine große Unklarheit in politischen Dingen. Man liest eben nichts, trop dem die verschiedenen freisinnigen politischen Blätter in und außerhalb der Pfalz sehr fähig redigirt und äußerst billig sind. Die Gartenlaube kostet vierteljährlich 6 oder 10 Kreuzer pr. Woche oder pr. Monat ausgegeben, ist den Leuten noch etwas Erschreckliches. Wenn sie eine Kirchzeit weniger besuchen, so können sie sich eine gute Zeitung ein ganzes Jahr dafür halten. Es ist wahr, die Zeit ist für die Pfalz nicht fruchtig unterstützen und sich daraus über das, was in der Welt vorgeht, unterrichtet halten, ist trop ihrer Freisinnigkeit mächtig Eripiezlichen zu erwarten. Oberbadischen Schwadronirten fühlt zu Nichts, und dies um so weniger, als die „reactionären Parteien in der ganzen Welt" wie ein Mann zusammen stehen.

Thatsache ist's, daß auf dem Lande hachtens unter 20 Einer eine Zeitung hält — und diese hält er nur gemeinschaftlich mit mehreren Anderen. Man braucht nur hier anzukündigen, um sich dann ein Bild von dem politischen Bildungszustand der Leute zu machen."

Es ist gewiß sein anziehendes Bild aus der alten Heimath, das der Deutsch-Amerikaner seinen Landsleuten jenseits des Oceans über die Pfalz entrollt. Recht hat er aber doch in vielen Beziehungen.

Ein Rothschrei aus Oesterreich.

Ein einiges Deutschland wollen die Nationalliberalen von Allem, so sagen sie. Aber gleichzeitig strafen sie ihre Verschwörung in der That Lügen. Denn sie stoßen 8 Millionen, welche entschieden zum deutschen Stammesverbande gehören, mit hämischer Gehässigkeit ins undeutschen Dunkel von sich und überliefern sie dem Anfachen im Slaventhum. Die „Neue Freie Presse" in Wien verurtheilt dieses Unrecht mit bitteren, leider nur zu berechtigten Worten. Man sollte allerdings glauben, daß jetzt, wo Oesterreich durch den Frieden seiner Stellung als einer mit Preußen gleichstehenden deutschen Großmacht entkleidet ist, die nationale Sympathie wieder in ihre Rechte trete, daß nicht bloß die großdeutsche Demokratie, welche diese Resultate als Grundlagen jeder künftigen deutschen Entwickelung annimmt, den Deutsch-Oesterreichern in ihrem Kampfe gegen die slawische Vergewaltigung den moralischen Beistand nicht versagen werde.

Allein unsere deutschen Brüder in Oesterreich machen die Erfahrung den Gegentheils. Es sind insbesondere die eingefleischtesten Jünger der Nationalliberalismus, die preußische „Nationalzeitung" und die „Kölnische Zeitung", welche den Deutsch-Oesterreichern hochmüthig den Rücken wenden und ihnen sagen, daß sie sich eben in den Slawismus fanden müßten; Oesterreich möge aufhören, ein deutscher Staat zu sein. Dort eine deutschnationale Partei sich einer solchen Verständigung an einem deutschen Stamme schuldig machen, ohne ihren Anspruch als nationale Partei zu verwirken? fragt die „Freie Presse" mit Recht. „Wenn ein mächtiges Nationalgefühl den neuen Bund durchdrungen, wenn dieser Bund wirklich ein deutscher sein soll, dann dürfen doch die Vertreter desselben in der öffentlichen Meinung sich mehr mit den Slaven gegen einen, wenn auch aus dem Bunde ausgeschlossenen deutschen Stamm unterstützen, wird ein Bund, der auf solche und Leistung handelt es sich; aber jene moralische Unterstützung, welche allein schon eine Stärkung in dem Kampfe gegen deutschfeindliche Nationalitäten ist, die sollte uns nicht versagt werden. Wir leben in den nationalliberalen Blättern Ausdrucken der schofelsten Verachtung für die deutschen Ostseeländer; jene haben den deutschen Schmerzensschrei vom Ostseestrande geradezu gespottet. Und als die Sage ging, ein kleindeutscher Minister habe die Hinreigung der Ostseedeutschen zu den unsselbenden deutschen Gliedern bei dem Bunde bedauert, da hatte ein Entrüstungsruf durch die ganze nationalliberale Presse. Verdient aber das Verhalten derselben gegenüber den Deutsch-Oesterreichern nicht dieselbe Stigmatisirung, mit welcher sie jenen Minister zu treffen suchte? Soll sie nicht selbst mit unseren erbittertsten Gegnern, mit den deutsche Nationalgefühl in uns lebendig ist, und wir auch nach Sadowa durchaus nicht aufgeben wollen, Deutsche zu sein? Daß die deutsche Sprache auch in den Aemtern und Schulen der Ostseeländer durch die russische verdrängt werden soll, das wissen wir alle; daß sie in deutschen Landen, und wenn er auch nicht seine Heeresjaden nach der Ostsee senden kann, um die dortigen Deutschen gegen die Slavisirung zu schützen, so sendet er doch die Heeresmacht der geistigen Sympathie, der moralischen Anerkennung, der Ermuthigung, eine eine wichtige Waffe gegen slavische Unterdrückung wird. Aber wenn die deutschen Schulen Böhmens geschlißt werden, wenn der Slavismus in den mannigfachsten Formen die deutsche Sprache und mit derselben die deutsche Cultur zurückdrängt, dann ist dieses in der Ordnung, in den Gesetzen der Geschichte. Kennt wirthun wäre, welche auf die Deutschen der Ostsee drückt? Sind nicht die Gaschen der russische Vorteil? Und sieht nicht der polnische Föderalismus eines Swolta in Russlands Dienstenz? Und das geschieht in Berlin zu einer Zeit, wo in energischer Kundgebungen des deutschen Nationalgefühles durch ganz Oesterreich hallen, wo Arndt, der Vater Arndt, saß in jeder deutsch-österreichischen Stadt mit einer Begeisterung gefeiert wurde, welche vor Sadowa kaum zu lebendig, so machtig ausbrüche, wie die Deutschen auch jetzt noch ihrem Gefühle der mannigfachen Kundgebungen gegen den czechischen Föderalismus hervorteten! Würden deutsche Männer sich trennen, wenn in der Schweiz das deutsche Element von dem Romanismus zurückgedrängt würde? Oder begleiten sie nicht vielmehr die deutsche Culturarbeit der Schweiz mit ihren wärmsten Sympathien, trop der Jahrhunderte alten Trennung der beiden Reichsgebiete? Und welch ein Unterschied in den Verhältnissen Oesterreichs und der Schweiz! In der Eidgenossenschaft ringt das Deutschthum nicht mit Elementen einer fremden Cultur, während in Oesterreich alle Negtiver der Unculter wider das Deutschthum aufgerufen werden! Sind endlich die oft träumerisch aufzudenken Reste des Deutschthums im Elsaß nicht Gegenstand der sorgfältigsten Pflege? Wird nicht selbst beim nationalen Sprachzwange in Belgien und Holland Sympathie zugewendet? Und der frische, volkfrätige, muthig kampfende deutsch-österreichische Volksstamm wird von diesen Ritter-Nationalen wie ein Arena-Thier den nationalen Gladiatoren preisgegeben!"

Die Erklärung dieser unbegreiflichen Haltung gegenüber den Deutsch-Oesterreichern sucht die Presse, insbesondere bei den preußischen Nationalliberalen, in dem ausschließlich herrschenden — und herrschsüchtigen — Partikular-Egoismus. Sie wird das Recht getroffen haben. Trosdem sie geringschätzig von Oesterreich sprechen, schreien diese Herren die deutsche Macht in Oesterreich. Wenn Oesterreich eine slavische Macht ist, dann hält es den preußischen Eroberungszug in Deutschland gewiß nicht mehr auf. Und um dieser Berechnung willen werden 8 Millionen Deutsche der Slavisirung preisgeben! Klagt die „Presse".

Digitized by Google

Wir constatiren diese Thatsache, die uns als Deutsche peinlich, ja schmerzlich berührt. Vor Sadowa kannten wir der Franzosen Sympathien entbehren; denn wir waren keaft des Staatsgedankes Deutsche, und in diesem Staatsrechte lag unser Schutz. Mit dem Verluste dieses Rechtes haben wir aber ein Anrecht auf nationale Sympathie erworben. Und wer uns diese weinert, der übt Verrath an seiner eigenen Nationalempfindung."

Ob sie zurecht hat? Die Stimme des eigenen deutschen Herzens wird unseren Lesern Antwort geben.

* Madame Therese
oder
die Freiwilligen von 1792
von
Erckmann-Chatrian.
(Uebersetzt für den Pfälzer Demokrat.)
(32. Fortsetzung.)

XIII.

Am andern Morgen schon beschäftigte sich Madame Therese in der Haushaltung; sie untersuchte die Schränke, breitete die Tischtücher, die Servietten und die Hemden auseinander, so selbst die alte Leibwäsche, die schon zur Zeit der Großmutter Lenel dort aufbewahrt war. Sie legte auf die Seite, was noch gefickt werden konnte; unterdessen machte Liesbeth in der Waschküche das große Waschfaß zurecht, denn es mußte Alles vorbereitet werden, damit um Mitternacht die große Wäsche begonnen werden konnte. Die nächsten Tage schien es nicht an Arbeit; denn es galt, Alles das zu waschen, zu trocknen, zu bügeln und zu sticken.

Frau Therese wußte sehr gut mit der Nadel umzugehen; diese Frau, von der man gesagt hatte, daß sie nur zum Schnapperinschießen tauge und auf ihren Knien hinter einem Trupp Kanonieren herumrutschen, verstand mehr von den Haushaltungsgeschäften, als irgend eine Gouvernin von Anstalt. — Sie brachte wenst zu und die Kunst der Weißstickerei und die feine Wäsche mit rothen Buchstaben zu zeichnen, Sachen, die bisher in diesen Bergen ganz unbekannt waren; sie stritt hierzu, daß durch die Revolution auch die künstlichen weiblichen Handarbeiten verbreitet wurden.

Dabei hatt Frau Therese in der Küche, ohne dadurch unsere alte Liebertz zu hören, da sie wußte, daß die alten Dienstboten es nicht leiden können, wenn sie in ihrer alten Gewohnheiten gestört werden. — „Sehen Sie doch, Frau Therese," sagte manchmal die alte Dienerin, „wie die Gedanken sich ändern; in der ersten Zeit konnte ich Sie wegen Ihrer Sicherheit nicht leiden, und jetzt, wenn Sie kommen, glaube ich, daß das ganze Haus mit Ihnen ginge, und daß wir nicht mehr ohne Sie leben könnten."

„Nun," erwiderte sie ihr lächelnd, „dies ist ganz einfach; Jeden hängt an seinen Gewohnheiten; Sie kannten mich nicht, und ich fügte Ihnen Mißtrauen ein; jede andere Frau würde an Ihrem Platze auch so gehandelt haben." — Dann fügte sie traurig hinzu: „Und doch muß ich fort, Liesbeth; denn mein Platz ist nicht hier, und meine Pflicht ruft mich anderswohin."

Sie dachte immer an ihr Bataillon, so daß Liesbeth sagte: „Ach was! Sie bleiben bei uns, Sie können uns jetzt doch nicht verlassen. Sie werden doch wissen, daß man Sie in den Dorfe sehr hoch schätze, und daß die Leute Sie sehr achten. Lassen Sie doch Ihre Gewohnheiten! Jetzt, wo alter ehrliche Frau ist das letzte Leben, Angelu zu erwischen oder sonstige böse Schläge im Gefolge der Soldaten. Bleiben Sie nicht mehr fortgehen."

Darauf schüttelte sie den Kopf, und man sah wohl ihr wohl an, daß sie eines Tages sagen werde: „Heute gehe ich fort!" und daß dann nichts sie zurückhalten könne."

Auch wurde nach immer von Krieg und Frieden gesprochen, da der Onkel dieses jedesmal anfing. Jeden Morgen, wenn er herunterkam, suchte er Frau Therese zu bekehren, indem er sagte, daß die Frieden auf Erden herrschen müsse, daß Gott selbst den Frieden im Anfange eingeführt, nicht allein unter den Menschen, sondern auch unter den Thieren, und daß alle Religionen den Frieden empfehlen, und daß der Krieg alle Leiden im Gefolge habe: die Pest, den Todtschlag, die Plünderung, die Feuersbrunst; ferner: daß an der Spitze des Staates immer ein Haupt stehen sollte und die Edelgien dieses unterstützen müßten, und daß diese Zustände immer so bestanden hätten, bei den Juden, bei den Egyptern, bei den kleine Geschichten, bei den Griechen und den Römern, und daß die römische Republik dieses eingesehen hatte; daß ihre Consuln und Diktatoren eine Art Könige waren, unterstützt von edlen Senatoren, so selbst von edlen Rittern, welche sich über das Volk erhoben; — und daß dieses die natürliche Ordnung sei, die man nicht ändern könne, es sei denn auf Unkosten der ärmeren Klassen; „denn," sagte er, „bei der Unordnung können die Armen ihr Brod nicht mehr verdienen und nehmen zum, wie die Blätter im Herbst von den Bäumen fallen, wenn ihnen seine entsprechenden Säfte mehr zugeführt werden."

Er fügte diesem noch immer eine Menge anderer Sachen bei; aber Frau Therese gab jedesmal gute Erwiderungen, behauptend, daß alle Menschen von Rechtswegen gleich seien durch den Besitz Rechtes; daß die echte Mangelnahme durch das Verdienst und nicht durch die Geburt komme, und daß weise Gesetze, gleich für Alle, nur allein einführten sollten billige Unterschiede zwischen den Bürgern, indem die Handlungen der Einen gebilligt und die der Andern verdammt würden; daß es schändlich und erbärmlich sei, Macht und Ehrenstellen Denen zu verleihen, die sie nicht verdienen; daß dadurch die Autorität, so selbst die Ehre nothleidet, wenn unwürdige Männer diese repräsentiren, und daß das in allen Herzen des Gefühl der Gerechtigkeit verstöre; denn man zeige, daß diese Gerechtigkeit nur in Wenigen allein abhängt vom Zufall der Geburt. Denn, um diesen Zustand beizubehalten, muß man die Menschen erniedrigen, weil intelligente Wesen das nicht leiden würden, da eine solche Erniedrigung den einigen Gefühlen entgegen ist, wie mit allen Mitteln Diejenigen bekämpften, die zu ihrem eigenen Vortheile diese Zustände beibehalten wollen, selbst durch den Krieg, das schrecklichste von allen, das ist wohr, aber defselben Verbrechen auf die Häupter derjenigen zurückfallen, die ihn hervorriefen, indem sie die ewige Ungerechtigkeit aufrechterhalten wollten.

Jeden Mal, wenn der Onkel diese Erwiderungen anhörte, wurde er ernst. Hatte er einen Weg in das Gehirg zu machen, so stieg er ganz trübmerlich zu Pferd; den ganzen Tag suchte er nach neuen und bessern Gründen, um Frau Therese zu besiegen. Des Abends kehrte er viel fröhlicher zurück mit Beweisen, welche ihm unbesiegbar erschienen; aber sein Glaube bauerte nicht lange; denn diese einfache Frau, anstatt von den Griechen und Egyptern zu reden, sah lediglich der Sache auf den Grund, und gelangte so zu unwiderlichen Gründe des Onkels mit ihrem gesunden Verstande.

Trotz dem Allem wurde der Onkel nicht böse, im Gegentheil, im Tone der Bewunderung rief er aus: „Welch' eine Frau sind Sie, Frau Therese! Ohne Zweifel könnte ich Ihnen erwidern: Du sagst Alles! Ich möchte gerne die Meine des Redakteurs des „Zeitblattes" sehen, wenn er Sie so disputiren hörte; ich bin sicher, daß Sie ihn in Verlegenheit setzen würden, trotz seines vielen Wissens und selbst seiner guten Sache; denn die gute Sache ist auf unserer Seite, nur verbechten Sie sie schlecht."

Dann lachten sie Beide, und Madame Therese sagte: „Sie vertheidigen den Frieden sehr gut; ich bin Ihrer Meinung; aber wir wollen probiren, uns Derjenigen zu entledigen, die den Krieg wollen, und, wie Sie sagen, Alles machen, um es dauernd zu erhalten; denn wir Beide wären bald einig; denn wir sind dann gutem Glauben und wollen Gerechtigkeit; aber die Andern muß man wohl oder übel mit den Kanonen bekehren, da es die einzige Stimme ist, welche sie hören, und das einzige Recht, welches sie kennen."

Der Onkel sagte nichts mehr darauf, und selbst seine Weise sichen er zufrieden, daß sie ihn geschlagen hatte.

Nach diesen großen politischen Discussionen machte er sich auf Jagd das weiße Bergvögen, wenn er mich bei der Rückkehr von seinen Touren bei meinen französischen Lektionen antraf; Frau Therese sitzend und den Arm um mich geschlungen, während ich, über mein Buch gezeigt, bei ihr stand. Dann trat er ganz leise ein, um mich zu stören, und setzte sich ganz stille hinter den Ofen, streckte die Beine aus und horchte ganz entzückt zu. Er hörte manchmal eine halbe Stunde lang zu, ehe er seine Stiefeln auszog und in sein Kamisol schlüpfte; denn er fürchtete, mich zu zerstreuen, und wohl gefiel es ihm, mich so eifrig zu sehen. „Sehr gut, Freisel, sehr gut; Du bekommst Geschmack an dieser schönen Sprache, welche Frau Therese Dir so gut beibringt. Welches Glück für Dich, einen solchen Lehrer zu haben! Du wirst es erst später einsehen."

Er wunderte mich dann ganz gerührt; das, was Frau Therese für mich that, schätzte er sicher, als wenn es für ihn selbst geschehen wäre. Ich muß selbst bekennen, daß diese ausgezeichnete Frau mich nicht eine Minute langweilte während ihrer Lektionen. Wenn sie meine Aufmerksamkeit nachlassen sah, erzählte sie mir kleine Geschichten, welche mich wieder aufweckten; sie hatte besonders einen gewissen reizvollen klassischen Katechismus, voll von ehrenden und rührenden Zügen, heroischen Handlungen und schönen Denksprüchen, deren Andenken mir immer im Gedächtniß bleiben wird.

So gingen die Sachen mehrere Tage fort. Der Mousier und Koffel kamen jeden Abend nach ihrer Gewohnheit; Frau Therese war wieder vollkommen beruhigt, und dieses schien einig darauf zu wirken, als ein anfangenswünschtes Ereignis unsere Ruhe störte und den Onkel zu den traurigsten Unternehmungen trieb.

(Fortsetzung folgt.)

---

† Freiburg, 30. Jan. Der Bürgermeister zu G. ist ein etwas nachlässiger Kirchenbesucher und begwegen auch beim Pfarrer nicht am besten angeschrieben. So hat er die üble Gewohnheit, jeden Sonntag, bevor er in die Kirche geht, noch die neuangekommene Freiburger Zeitung und andere schlechte Blätter zu lesen, in die er sich so vertieft, daß er schon manchmal das „Ander" und das „Zusammenläuten" überhört hat. Erst letzten Sonntag ist ihm das wieder begegnet, und da kam er zu spät zu die Kirche. Der Herr Pfarrer, der die Predigt begonnen hatte, hatte kaum die Kirchthüre bemerkt, als er den Hinterkommen Knaben zurief: „Aha! der Herr Bürgermeister kommt endlich auch, wenn die halbe Predigt vorüber ist; dem soll man itzt wahrscheinlich ein besonderes Stückle braten!" Der Bürgermeister aber erwiderte kurz besonnen: „O, der Pfarrer, thuen Sie nur ganz gli weit ob, der Hinzerweis kannt an no hinter mir bei!"

Erschienene Neuigkeiten
des Buch-, Kunst- und Musikalienhandels.

Alle hier angezeigten Werke, Musikalien ꝛc. werden durch die Buchhandlung Ph. Wahr in Kaiserslautern gegen Einsendung des Betrages in Postmarken oder durch Postanweisung franco versandt.

Schmid, J. B. Pfarrer. Christkatholisch-jüdischer Poesie. 2. Auflage. 1870. — München, Lindauer'sche Buchh. 1 fl. 36 kr.

Bade, Joseph. Renaissance. Ausgewählte Dichtungen. Uebertragen von Joh. Schrott und Martin Schleich. 1870. — München, Lindauer'sche Buchh. 1 fl. 36 kr.

Schulze und Müller auf einer Vergnügungs-Expedition durch die Welt. 2. Auflage. — Leipzig, Arnold. 36 Sgr.

Dorf, A. Schulze und Müller als Klosterreisenden. Mit vielen Illustrationen. 3. Auflage. — Leipzig, Arnold. 36 Sgr.

Blumengeschichten für denkende Mädchen von 10–12 Jahren. — St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 1 fl. 48 kr.

Neue Jugend-Bibliothek für Knaben und Mädchen. Für Frauen und Jungfrauen. — St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 1 fl. 48 kr.

Aus dem Jugendleben für Knaben, oder **Mädchenstreams u. Wirrlichtfreis.** — St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 1 fl. 12 kr.

Pape Joachim. Das Liebesmaar von Andernach. Pastorländisches Trauerspiel in fünf Aufzügen. — Paderborn, B. Kleine. 42 kr.

Ein Wort an die Bayerische Lehrerschaft und dessen Vertreter, von einem Soldaten. 1870. Würzburg, Stahel'scher Verlag. 18 kr.

Jugendschriften, oder Vorbild und Erfahrung. Für reifere Mädchen und deren Mütter. — St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 2 fl. 9 kr.

Der Bote vom Rhein. Band V. Gott's Fügung. Leipzig, Payne. 36 kr.

Banaes Universum und Buch der Kunst. 11. Band. 1. Heft. 12 Bog. Mit vielen Holzst. Illustrationen. Preis 36 kr.

Wessenberg, Jgn. Heb. v. Die Eintracht zwischen Kirche und Staat, auf die genaue Beachtung des wahren Verhältnisses beider gegründet. Mit Rücksicht auf die Verfassung, herausgegeben von Dr. Joseph Beck. — Brixen, Sauerländer. 1. Aufl. 48 kr.

Schmid, Dr. Adolph. Die Fürstl. Hohenzollern'schen Hausgesetze für das deutsche Volk. Karlsruhe, G. Müller. 24 kr.

Fikenscher, Dr. Adolph. Oesterreich und die Bürgschaften seines Bestandes. Politische Studie. 2. Auflage. — Wien, Waldheim'sche Buchh. 1 fl. 12 kr.

Das Geheimniß der Weltherrschaft. — Wien, Wenn und Waldheim. 1. Heft 18 kr.

Pitawal, Frau. Französische Frauen Heinrich des Achten von England. — Berlin, W. Grote. 1. Heft 12 kr.

Hirth, Dr. Wilh. Bischofsmütze und Pfefferkörner. Nichtoffizielle Gedanken eines Deutschen über Sendung und Menschenthum. 2. Auflage. — Türrmeyer-Hirth'sche Buchh. 36 kr.

Wackernagel, W. Naturkräfte und Menschenmacht. Praktische Belehrung über Natur- und Gewerbekunde, zum Gebrauche für Gewerbeschulen, Fabrikanten und Gehagen. 1. fl. 12 kr.

Lux, Georg. Der Sprachunterricht in der Volksschule. Ein Beitrag zur sachgemäßeren Gestaltung desselben. — Miesenstein, Schmid'sche Buchh. 1 fl.

Metzger, Joh. Der Bauernfriege, oder Vater Lenz, der verständige Bauer und Bürgermeister. Mit Holzschnitten. 2. Auflage. — Frankfurt, C. Winter. 54 kr.

Verantwortlicher Redaktion, Druck und Verlag von Ph. Wahr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Pfälzer Demokrat

und

Sonntags-Blatt.

Organ der deutschen Volkspartei in der Pfalz.

Wöchentliche Gratis-Beilage zur „Pfälzischen Volkszeitung."

Für Nichtabonnenten der „Pfälz. Volkszeitung" vierteljährlich 18 kr.

Nro. 7. **Kaiserslautern, 13. Februar.** **1870.**

Die Rede Jacoby's

über die soziale Frage, welche er in Berlin gehalten, und die wir in den beiden letzten Nummern dieses Blattes zum Abdruck gebracht, ist Gegenstand einer lebhaften Besprechung in den Organen aller politischen und sozialen Parteien, und das Urtheil ist je nach den verschiedenen Standpunkten verschieden, beifällig oder tadelnd, zustimmend oder absprechend ausgefallen. Hören wir heute, was das Organ der Deutschen Volkspartei, die „Demokratische Correspondenz", den Inhalt noch einmal kurz auseinandersetzt und kritisirend, darüber sagt. Sie schreibt:

Jacoby's Reden haben nichts Blendendes, nichts leidenschaftlich Erhitzendes, nichts pathetisch Betäubendes. Es sind Werke der besonnensten Ueberlegung, des sachlichsten Denkens. Streng gegliedert schreitet klare Beweisführung und feste Schlußfolgerung vor. Mehr philosophisch und wissenschaftlich als im vulgären Sinne populärthümlich, verschmäht auch der jetzige Vortrag alle Künste falscher Demagogie; hier prahlt kein Herz, hier brennt, lehrt, klärt ein ruhiger Kopf. Kaum jemals ist diese soziale Frage, die alle Tiefen humaner Empfindung berührt, so scheinbar kühl erörtert worden als hier. Ein Mann wie Jacoby braucht nicht zu prunken mit Ausbrüchen des Gefühls, nicht schön zu thun mit Gesten der Betheuerung. Ein guter und denkender Mensch erkennt es als unabweisbare Pflicht, sich die Arbeiterfrage vorzulegen, und die Antwort, die er findet, gibt er pflichtmäßig, wie er sie gefunden. Er schmeichelt mit keiner Silbe, noch seiner Seite; inmitten der Bismarckschen Schweizergarde spricht er das zermalmende Wort gegen die Bismärckerei: die Gründung des kleinsten Arbeitervereins wird für den künftigen Culturhistoriker von größerem Werth sein als der Schlachtsieg von Sadowa; er accentirt allen Arbeitern ins Angesicht den Status quo, den Großbetrieb und die Maschinenherrschaft der Gegenwart, als einen Culturfortschritt, auf den trotz aller anhaftenden Uebel nicht verzichtet werden kann; er bescheinigt sich darauf, die Uebel allein zu untersuchen und anzugreifen, ohne die Sache selbst zu ändern, und auch das Heilmittel, welches er für diese Uebel vorschlägt, ist der Art, daß es die leidenschaftlichen Forderungen der Einen nicht befriedigt, die erregte Angst der Andern nicht abschreckt. Wer so redet, und dem läßt sich reden, das weiß bei allen billig Denkenden auf beiden Seiten der Einderael sein, und das wahrlich thut in dieser Sache doppelt noth, wo der Unverstand und die Selbstsucht auf beiden Seiten so viel sündigen.

Jacoby's Heilmittel ist: das System der freien Genossenschaft - Arbeit (Cooperativ - System), Abschaffung des Lohnsystems und Ersatz desselben durch genossenschaftliche Arbeit. Der Uebergang vom einen zum andern, sagt er, hat schon begonnen; es kommt darauf an, ihn zu fördern, zu Ende zu führen; was können Arbeiter, was Arbeitgeber, was beider Staat dazu thun? In erierer Beziehung ist die offene Erklärung, daß die auf dem Prinzip der Selbsthülfe gegründeten Unternehmungen dem Massenelende gegenüber sich ohnmächtig erweisen, ein harter Schlag für die starre Doctrin der Schulze-Delitzschen Schule, aber die gerechte Anerkennung fehlt daneben nicht, daß diese selben Unternehmungen Großes geleistet haben für die geistige und sittliche Erhebung des Arbeiterstandes wie für die Anbahnung einer gründlichen Arbeitsreform, daß sie eine Schule sind zur Selbsterziehung der Vereinsmitglieder. — In gleichem Sinne als Erziehungs- und Vorbereitungsmittel behandelt Jacoby die Bemühungen einzelner Arbeitgeber, das Loos ihrer Arbeiter zu verbessern — durch Erhöhung der Lohnsätze oder Beschränkung der Arbeitsstunden, durch Errichtung von Spar-, Unterstützungs- und Altersversorgungskassen und was dahin schlägt — Eine allgemeine und durchgreifende wirkende Macht findet er nur beim Staat. Der Staat hat der bisherigen, ungerechten Vertheilung des Arbeitsertrages nicht abgeholfen, in welcher Jacoby (unter Berufung auf Stuart Mill) den Hauptgrund der jetzigen Arbeiternoth erkennt. Nach dieser Seite stellt J. als Muster auf zwei Artikel der neuen Züricher Kantonalverfassung, welche besagen: „Art. 23. Der Staat fördert und erleichtert die Entwickelung des auf Selbsthülfe beruhenden Genossenschaftswesens. Er erlaßt auf dem Wege der Gesetzgebung die zum Schutze der Arbeiter nöthigen Bestimmungen. Art. 24. Er errichtet — zur Hebung des allgemeinen Creditwesens beförderlich — eine Kantonalbank." Im Anschluß werden die einzelnen Forderungen, die an den Staat zu richten sind, außer den bekannten politischen, welche sich als Ausfluß der Gleichberechtigung in jedem demokratischen Programm finden, näher darin präcisirt: Volksunterricht, Volksweehrpflicht, Umlehrung des bisherigen Mißverhältnisses ihrer Kosten (bei welchem fast die Hälfte aller Staatseinnahmen für Kriegszwecke draufgeht), Abkürzung der Arbeitszeit und Festsetzung eines Normalarbeitstages, Verbot der Kinderarbeit und Gleichstellung der Frauen mit den Männern im Arbeitslohn, Abschaffung der indirecten Steuern, Reform des Geld- und Creditsystems, Förderung industrieller wie ländlicher Producivn-Genossenschaften durch Gewährung von Staatscredit oder Staatsgarantie. Daß die Erledigung aller dieser Forderungen den freien Staat zur Voraussetzung hat, und daß demnach die Arbeiter in ihrem eigensten Standesinteresse gedrungen sind, mitzuwirken an der Schaffung des freien Staats, das legt Jacoby in seinen derbsten Schlußworten kurz und schlagend ans Herz.

Indem Jacoby so am Schluß seines Vortrags die Bildung productiver Genossenschaften durch Staatshülfe oder Staatsgarantie als den Beitrag hinstellt, den der Staat zur Lösung der sozialen Frage zu leisten hat, berührt er den schwierigsten Punkt der ganzen Sache. Und leider berührt auch er ihn nur mit dem einen Wort. Leider, sagen wir; denn mit der Ausstellung dieses Prinzips löst sich nicht die Schwierigkeit, sondern hebt sie an. Das Prinzip mag noch so richtig sein, aber an den Wie? der Ausführung und Durchführung hängt die ganze Geschichte.

Die soziale Frage unterscheidet sich von den politischen Freiheitsfragen auf das Schärfste dadurch, daß selbst mit der allseitigen Anerkennung eines bestimmten Grundsatzes also des rettenden — hier z. B. der Staatshülfe — an sich noch verzweifelt wenig gewonnen ist, während für Rechts- und Freiheitsfragen die Ausstellung des Grundsatzes, dem die Ausführung nur nicht zu widersprechen braucht, und der in der Ausführung nur nicht in sein Gegentheil verkehrt werden darf, das Recht und die Freiheit an sich gibt. Die Preßfreiheit z. B. gibt ein kurzes, binnen einer Stunde zu rechtfertigendes Gesetz, welches den Grundsatz rein hinstellt und die Satzungen der Willkür beseitigt, die sich ihm verunstalten und entwürdigend angeheftet haben. Und so bei anderen Grundrechten ähnlich. Das sind einfache Fragen. Etwas verwickelter gestaltet sich die Sache bei Fragen, die größere Rechts- und Sachgebiete umfassen. Beispielsweise bei der Regelung oder Beseitigung von Feudallasten. Aber auch hier ist durch Auseinandersetzungs-Behörden und Gerichte die ganze Geschichte abgethan und erledigt. Gemeindeordnungen endlich und ähnliche Gesetze betreffen zwar ebenfalls (gleich den etwa zu erlassenden Gesetzen über Staatshülfe oder Staatsgarantie) lebendige, ob täglich erneuernde Fragen und Berthätitige, aber mit den Normen, die sie aufstellen, ermöglichen sie einer loyalen Ausführung auch die Lösung jener Fragen, die Regelung jener Verhältnisse — einer loyalen Ausführung, sagen wir, denn die Hindernisse und Wirrnisse einer illoyalen Ausführung lassen sich überhaupt nicht verständig erörtern; die Willkür entzieht sich dem Räsonnement, der Unterhaltung, der Verständigung.

Völlig anders stehen die Dinge auf dem Gebiet der sozialen Gesetzgebung, soweit die darin ausgesprochene staatliche Einwirkung nicht blos negativer Natur ist, d. h. so weit sie nicht blos Beseitigung ungerechter, unverständiger Einwirkung von früher will, wie z. B. die Aufhebung des Coalitionsverbots, der Wanderbücher, der Zünfte, Innungen, Gewerbs-Ordnungen und so dgl. Das allerdings läßt sich mit einem Federstrich von Gesetz abmachen. Aber die Frage der Staatshülfe, der Staatsgarantie, des Staatscredits ist eine positive Frage, eine Frage der staatlichen Action, eine Frage der sich täglich in anderer Form wiederholenden Administration. Das Gesetz soll die Normen aufstellen. Normen für Fälle, die sich nicht vorwirren lassen! Normen nämlich das Recht (und das ist sein Vorzug, wenn es ein gerechtes sein will) die Rechtssubjecte als Abstracta, d. h. die Persönlichkeit, die Individualität verschwinder hinter dem allgemeinen Begriff. Das Recht kennt Kläger und Beklagter, Implorant und Implorat, Appellant und Appellat, Verurtheilter und Berechtigter u. dgl. Die Individuen sind ihm wie die Buchstaben in der Algebra: X gegen Y, Y gegen Z; wer der X, Y, Z sind, ist dem Recht, dem Gesetz einerlei. Und da allerdings lassen sich Normen geben. Hier aber, bei dem Capitel von der Staatshülfe, ist's anders angethan. Soll die Staatshülfe nicht die baare Ungerechtigkeit werden, soll sie nicht von vorn herein zur wüstesten Vergeudung der öffentlichen Mittel ausarten, so sind die persönlichen Verhältnisse dessen, dem die Staatshülfe zu Theil werden soll, in erster Linie maßgebend. Denn wahrlich doch nicht jedem Beliebigen unter beliebigen Verhältnissen und in beliebigem Verhältniß soll der Staat helfen. Nicht dem z. B. der ein vorzüglicher Schuhmacher sein würde, aber es vorzieht, Fabrikant sein zu wollen, soll auf sein bloßes Wollen der Staat für das letztere helfen müssen. Nicht dem auch, der in Ulm sein Fortkommen fände, aber Stuttgart zur Niederlassung vorzieht, soll der Staat in Stuttgart helfen müssen. Nicht dem ferner, der die gewerbliche Seite einer Sache vorherrlich verstünde, aber es vorzieht, auch die kaufmännische Seite in die Hand nehmen zu wollen, soll darum der Staat zum kaufmännischen Betrieb helfen müssen.

Digitized by Google

Wir fragen: wie ist all Das zu normiren in einem Gesetz, im Voraus? Wir fragen endlich: wie kommt es, daß noch Keiner von allen Denen, die den Grundsatz der Staatshülfe aufgestellt haben, daran gegangen ist, die Modalitäten für das Wie der Ausführung im Einzelnen zu fixiren, ja auch nur zu fixiren?! Und das hat weder Lassalle, noch Bebel noch jetzt Johann Jacoby gethan.

Indem wir das Letztere sagen, glauben wir sicher zu sein, daß man unserer Frage oder Mahnung als den Ausdruck der ernstesten Forschung nach Wahrheit nimmt, — glauben wir, mit dem Namen Joh. Jacoby eine Frage geschaert vor allem Mißdeuten, die man als den Ausdruck einer hoffnungslosen „Jamsache" auszulegen den leichten Muth gehabt hat. Kommt man uns so, dann freilich gehen wir einen Schritt weiter — den Schritt nämlich, daß wir ohne falsche Scham erklären: auf dem entschedenen den Punkte sind die Wissenden gerade solche Nicht-Wisser wie wir selbst, und als größten Gewinn, den wir aus Bebel's sehr interessanten, sehr geschickten, an manchen Einzelheit neuem Vortrag gezogen haben, bekennen wir nunmehr den, daß wir uns seitdem von jener Meinungsverdreit, auch innerlich mitzuvirken, durchaus befreit fühlen. Wir stammeln all an dem großen Geheimniß — das ist ein sehr leidiger Trost sachlich, aber es ist ein leidlicher Trost persönlich.

Petition in der Wehrfrage.

K Kaiserslautern, 12. Febr. Der hiesige Volksverein hat eine Petition an die Kammer der Abgeordneten beschlossen, in welcher mit aller Entschiedenheit die Beseitigung des bisherigen Wehrsystems und Erlassung desselben durch das Milizsystem, wie es seit langem Wünsche gegen die direkten Lasten des gegenwärtigen Militärdienstgesetzes gefordert wird. Alle Gemeinden der Pfalz mögen sich dieser Forderung anschließen, denn nur eine Massen-Erklärung wird einen Erfolg herbeiführen. Stehen wir unsern Brüdern in Württemberg nicht bei, wo Mann für Mann an dem Kampfe gegen das bestehende Heerwesen Theil nimmt. Vor Allem richten wir auch an unsere Gesinnungsgenossen die Bitte, eifrig für die Verbreitung dieser Petition zu wirken und nach Möglichkeit der Unterzeichnung die Petition nebst Unterschriften zur Weiterbeförderung nach München an den Volksverein zu Kaiserslautern gelangen zu lassen.

Die Petition lautet:

Hohe Kammer der Abgeordneten!

Es hat einen betrübenden, niederschlagenden Eindruck auf uns und gewiß den größten Theil der unbescholtenen Staatsbürgern, Steuerzahlenden Bevölkerung Bayerns gemacht, als von höchster Stelle bei Eröffnung des Landtags verkündet wurde, daß für die jetzige Finanzperiode abermals eine Erhöhung der direkten Steuern erforderlich, wenn den Bedürfnissen des Staates Genüge geleistet werden solle.

Wohin, fragt das Volk, soll es endlich führen, wenn die Staatsausgaben in dem Maße fortwachsen, wie es seit drei Jahren geschehen? Im Jahre 1867 wies das Budget eine Ausgabe-Forderung von 47 Millionen Gulden auf, und heute, nach erst drei Jahren, stehen wir vor der Summe von 60 Millionen Gulden, welche die Regierung für erforderlich hält, um die Staatsmaschine im Gange zu erhalten. Und diese an sich unverhältnißmäßig hohe Steuerkraft des Landes anspannende Forderung geschieht in einer Zeit, wo in Folge der unheilvollen Ereignisse vom Jahre 1866 Handel und Verkehr noch schwer unter dem Drucke der politischen Unsicherheit leiden, einen frischen, gesunden Aufschwung nicht nehmen werden, nicht nehmen können.

Wer wohin, fragt das Volk, stehen diese Summen? Soll der Wehrmaschine noch mehr geopfert werden für eine grünbliche Verbesserung unsers Volksunterrichtes, für Vermehrung niederer und höherer Bildungs-Anstalten? Sollen neue Verschrobstehen geschaffen, aller Interessen werden, um die Entwickelung von Handel, Gewerbe, Industrie und Gemeinschaft zu fördern, den Nationalreichthum zu vermehren? Oder braucht man diese Summen, um das Land von einem Bureaukratismus zu befreien, der das Volk in seinem Streben nach freier Bewegung, nach Selbstregierung hemmt? Nichts, oder doch sehr wenig von Alledem.

Ein verhältnißmäßig riesiges Militärbudget ist es, was an dem Marke des Volkes zehrt, für den Staatssäckel unerschwinglich Summen fordert. Das unglückselige System der stehenden Heere, die nur willenlose Werkzeuge der Feinde des Volkes sind, ist es, was die Steuerkraft der Länder bis zum Uebermaß in Anspruch nimmt und erschöpft, die rüstigsten Arme auf lange Zeit und in unerhört hoher Zahl der werbenden Thätigkeit entzieht. Verschlingt doch die Kasse des bayerischen Kriegsministeriums allein 15 Millionen Gulden, den vierten Theil sämmtlicher Netto-Einnahmen des Staates, werden doch außerdem für die gegenwärtige Finanzperiode nicht weniger als 5½ Millionen Gulden gefordert, um außerordentliche Erfordnisse für das Heerwesen zu bestreiten.

Wenn wir uns gestatten, gegen die Fortdauer eines solchen Militär- und Vertheidigungssystems Protest einzulegen und die hohe Kammer zu bitten, diesen Protest dadurch zu unterstützen, daß sie mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln die Erleichterung des Notdenden Heeres durch das in freien Ländern bestehende Institut der Milizheere beschließen, so ist das nicht etwas Neues. Diese Frage ist durch die Diskussion, durch das vielfach günstige Urtheil von Fachmännern und durch die anderwärts gesammelte Erfahrung fortschreit. Wer einzig und allein, wie es jedes Volksvertreters Pflicht ist, das Wohl des Volkes im Auge hat, der steht zu nun, der reicht sich unter die Kampfer für Schaffung eines Milizes für Abschaffung des stehenden Heeres. Bevor sie die hohe Kammer den Muth, den kühnen Griff zu thun, Bayern würde seiner Geschichte das schönste Blatt anfügen; der Segen unabhängiger Militärsinnes weithin der Todesstoß versetzt und doch das Land Bayern selbst die Garantien seiner Freiheit im Innern und seiner Sicherheit nach Außen vermehrt haben.

Sollte jedoch die Hohe Kammer nicht geneigt sein, den sofortigen Uebergang vom stehenden Heere zum Milizheer zu befürworten und zu beschließen, so wird sie, das ist unsere Ueberzeugung, doch einen raschen Uebergang durchzusetzen bereit sein. Dazu erscheint uns wesentlich die Herabsetzung der Präsenzzeit im activen Militär auf 6 Monate bei der Infanterie, die höchstens 1 Jahr bei den Spezialwaffen, die Abschaffung des Institutes der Freiwilligen, in dem wir nichts erblicken können, als eine Schaar Neuerlustigter, die Abschaffung des Budgets durch Creirung einer unverhältnißmäßigen Anzahl hoher Chargen und durch Anhäufung von Offizier-Pensionen muß ein Ende gemacht werden. Sei es uns gestattet, selbst in diesen, unseren Zielen nicht genügenden Plan den Gesichtspunkt anzuführen: Die Verwaltung des Heeres auf die Verfassung. Nur in ihr liegt Schutz für Wahrung der Verfassung, der Freiheit des Ganzen wie des Einzelnen.

Zeigt die Hohe Kammer selben Willen, so kann die Königliche Regierung kaum erfolgreichen Widerstand leisten; thate es doch, so würde an die Hohe Kammer die Aufgabe herantreten, non ihrem verfassungsmäßigen Rechte Gebrauch zu machen und die Mittel zur Fortsetzung des bisherigen Militärsystemes zu verfagen; sie hat das ganze Bayernland hinter sich.

Unsere gehorsamste Bitte geht nun dahin:

1) Die Hohe Kammer der Abgeordneten wolle mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln den Uebergang vom System des stehenden Heeres zum Milizheere fordern;
2) schon jetzt die Herabsetzung der Präsenzzeit beim activen Militär, und zwar bei der Infanterie auf 6 Monate, bei den Spezialwaffen auf 1 Jahr bschließen, ebenso die Verminderung der hohen Militärchargen, das Pensionsetat, die Abschaffung des Institute der Freiwilligen, sowie endlich die Vereidigung des Militärs auf die Verfassung bei der Hohen Staatsregierung beantragen.

Mit tiefster Hochachtung

Kaiserslautern, 12. Februar 1870.

Gedenket der Nordenteschen!

Bei der Begegnung in Mainz, zu der heut vor nunmehr vierteljahren Jahreszeit auch einzelne Freunde aus Nordeutschland sich eingefunden hatten, ist uns auch Neue der Unterschied zwischen jetzt und damals die Seele getreten und die vaterländische Mahnung, der Opfer von 1866 zu gedenken, hat sich mit erneuerter Stärke uns aufgedrängt.

Wir glücklich in einer Beziehung ist der Süden gegen den Norden gestellen! Wenn die Volksmänner, die dem ganzen Vaterlande und der vollen Freiheit treu verharren, sich besprechen wollen, sie wählen zu der Begegnung eine Stelle außerhalb des Bereiche der gewaltsamen Gewalt. Wenn sie ihre Gedanken austauschen und die Thatsachen vergleichen, unter denen sie leben, dann berichten die von Norden von dem härtesten Druck, von Confiskten der Volksmeinung, von Muthlosigkeit und Lebloslosigkeit der Massen, während die aus Süden zwar auch zu sagen wissen, wie wenig tröstlich es noch allerwärts, aber dauben doch von regelmäßiger und durch keinen Druck gestörter Thätigkeit und fortdauernd steigender Betheiligung des Volkes erzählen können. Für beide gemeinsam ist die Klage über die zerrissene Gemeinsamkeit und die dadurch herbeigeführte Erschwerung des Kampfes um die gemeinsamen Güter, die der Norden kaum jemals ohne den Süden wiedererringen hoffen kann, der Süden wenigstens noch nicht ganz aufzugeben, ja für seinen Theil verabtigen zu können, zertrauen darf.

Dieser Bruch ist nicht des Südens Verbrechen. Geschlagen wurde auch er im Jahre des Verbrechens. Und, was schlimmer ist, vorbereitet war er und hatte er sich gerade so schlecht wie der Norden, und seine Volksdrast tegte sich, die Abwehr zu verstärken, zu betauern. Daß Süddeutschland selben blieben ist Bedeutungen, als der Norden erlag, ja als es ihnen selbst an den Kragen ging. Auch als es galt, das durch den Glücksfall der Conjunktur, in welche sich das Verbrechen selbst dem Ausland gegenüber verstrickt hatte, einstweilen noch Gerettete dauernd sicherzustellen — wie langsam ist die Arbeit geschehen, die wenige, die dazu ausreichte! Jetzt ist man gesammelt. Die Zollparlamentswahlen waren das erste „Bis hierher und nicht weiter!" Die Landtagswahlen in Württemberg und in Bayern waren der zweite Schritt auf dem Wege. Der dritte ist gefaßt, bedandelt, ausgeberatet, können diese Erfolge zu Größerem führen. Einstweilen fehlt es zwar nicht bei den leitenden Persönlichkeiten an dem deutschen Gedanken, der allein Weihe und Gelingen giebt jedem einzelnen Erfolg, aber wir glauben, keine Unberechtigtheit zu begehen, wenn wir sagen: bei den Massen überwiegt das Gefühl der localen Noth, bei den Massen ist über den näheren Uebeln der Blick ins rettende Weite abhanden gekommen.

Als Beispiel dieser Ansicht dedarf es dessen nicht. Mangel leidet die Freiheitsbewegung des Südens. Mit richtiger Einsicht und glücklichem Geschick auf möglichst knappen localen Untergrund gestellt, wo sie allein festen Fuß fassen kann, wird sie den kräftigen Zug, der sie unwiderstehlich macht, nur dann gewinnen, wenn sie wieder wie in früherer Zeit das höhere Ziel des großen Ganzen ins Auge faßt. Und will bedünken, daß die deutschen Stämme, in denen zuerst der nationale Gedanke vor einem halben Jahrhundert wieder erwachte, auch das geeignete Terrain dafür sind, unter den ungünstigen Umständen neu zu pflegen. Wir erwähnten schon mit freudiger Anerkennung, wie scharf die höchste Frage der nationalen Wiedergeburt bei den bayerischen Wahlkämpfen und nun den Adreßverhandlungen im Vordergrund stand, und je weiter namentlich in der zweiten Kammer die verschiedene Qualität der Politik Lohnenlohe zu eingehender Kritik gelangt, desto mehr dürfen wir es als ein Zeichen dieser Vorbedeutung nehmen, daß der großdeutsche Gedanke als der Kern und Angelpunkt des Streites sich erweist, den Volk und Volksvertretung gegen die Verleitung des größten süddeutschen Staates führen. In der That beherrscht derselbe die ganze Lage. Der großdeutsche Gedanke hebt: die Nation sich selbst wiedergeben, und das heißt sagen: sie hinwegheben über die Zerreißung, welche das Verbrechen ihr angethan, und sie stellen in ihren eigenen Frieden, ihr: Einsicht, ihre Macht; diese drei Dinge aber bedingen gleichmäßig den Sturz der Zollvere als Verderbensgemalt der Vergangenheit, als Verderbenssystem der Gegenwart, als Verderbensbringung der Zukunft.

In solchem Zusammenhang erscheint für jeden Rechtsdenkt, für jede Freiheitsbewegung hier im Süden unsere Mahnung „Gedenket der Nordeutschen!" als der Hinweis auf ihr natürliches und nothwendiges Ziel. Jede weitere Verzweiflung sind nur die vorbereitenden Maßregeln für die volle Erfüllung der vaterländischen Pflicht des Südens, und so werthvoll jeder Volksieg auf jedem Fleck auch nichtdeutscher Erde ist, die Krönung fehlt ihm, wenn er nicht, und so lange er nicht zum Siege für das gesammte Vaterland wird. Nicht in Deutschösterreich, nicht im deutschen Süden darf das Herz der Volksarbeit als gethan gelten, so lange der Norden noch schmachtet unter dem harten Joch der Zollvere. (D. C.)

Bei einem Frog von Arrak.

Der Wein, insbesondere der Rheinwein, hat von jeher das Vorrecht gehabt, den Dichter zu begeistern, und von diesem wiederum pflichtschuldigst besungen zu werden. Ja, die edle Begeisterung wohnt im Wein; so sagen die Dichter, und hat's sollte man es glauben, denn umgehen von den Weindegeisterten die Alpträume, geschauckelt auf seinen grauschimmernden Fluthen macht der perlende Wein selbst den prosaischsten Menschen zum Dichter, wenigstens wird das entzückte Auge zum wortlosen Gedichte.

Aber, aber, arme Dichtkunst, armer Wein, wie

Digitized by Google

lange noch wird man euch zusammen nennen? Der Dampfhammer überstört das Klagelied der Nachtigall, das Dampfroß duldet kein träumendes Verweilen in schöner Gegend, der Telegraph gestattet kein „Sehnen an die Entfernte“ und keine Variationen über das Thema: „Ob sie meiner wohl gedenkt?“ Für 10 Silbergroschen sind Anfrage und Rückantwort gedeckt: „Adelgunde, Kittstße Nr. 9. Gedenkst mein?“ Antwort: „Jawohl, mein Heinerich!“

Wo bleiben die Boten fragender Liebe: Die Wolken, die Vögel, die Seufzer? Sie kommen in die Rumpelkammer, und den Wein tarirt man nach seinem Alkoholgehalt — denn das ist sein wirksames Prinzip.

Die Poesie geht verloren,
Die Zeit ist zu materiell.

Die Welt geht moralisch zu Grunde, die Naturwissenschaften geben der Romantik den letzten Rest. Die infame Aufklärung!

„Ihr Scherz ist wirklich Ihre Meinung, meine Herren?“

„Ganz sicher.“

„Ja! Sehen Sie, das kommt daher, weil Sie eine schiefe Stellung einnehmen; mit einem Beine in der Luft, mit dem anderen in der Neuzeit, und keine von den beiden gibt uns genügende Sicherheit.“

„Wir können uns aber nicht von der Poesie trennen, und die Neuzeit ist so nüchtern, daß sie uns keinen Ersatz bieten kann. Kellner, geben Sie mir einen Grog von Arrak. Ach, der kalten Witterung muß man etwas Wärmes zu sich nehmen.“

„Die Zeit ist doch zu poetisch,“ sängt er wieder an. „Aber nennen Sie das Poesie, wenn man im Wirthshause Grog von Arrak ist?“

„Wenn's Grog von Arrak ist, entschieden, denn der hat immer etwas sehr Poetisches an sich.“

„Sie denken an die Wunderländer Indiens, wenn Sie den Arrak genießen, der dort gebraut wird.“

„Ach nein. Indien ist so poetisch wunderbar gar nicht. Die Natur ist schon prosaisch, aber die Menschen haben eben sowohl ihre Verschrobenheiten dort wie anderswo, und ihre Poesie stammt aus einer Zeit, deren sie sich selbst kaum mehr erinnern können.

Ein übelriechender schmutziger Fetzt ist für mich eben so unausstehlich, wie ein kostiger Kapuziner. Die Kasten, die dort bestehen, sind so dort eben so ordinär, wie unsere Strolche und Vagabunden, und die Nachtigall, welche bei uns singt, ist während ihres Winteraufenthaltes in Indien stumm. — Nein, beim Arrak begeistert mich eine ganz andere Ideenverbindung.“

„Und die wäre?“

„Die Fürsorge der Natur für den Menschen. Denn denken Sie sich, wenn es keine Ameisen gäbe, würden wir auch keinen Arrak haben. Und da nun einmal die Bestimmung des jetzigen Menschen die ist, seiner Zeit das Wirthshaus zu besuchen, werden Sie mir Recht geben, daß die allweise Natur für Alles sorgt.“

„Aber Sie machen ganz falsche Voraussetzungen. Der Mensch ist einmal nicht für Wirthshausbesuch bestimmt, und mit der anderen Behauptung mit den Ameisen wird es auch wohl nur so la la aussehen.“

„Das Erste will ich zugeben, jedoch nur bedingungsweise. Wenn — wie uns in früherer Jugend in der alten Zeit gelehrt wurde — der Himmel blau ist, damit wir uns daran freuen, die Bäume grün sind, damit sie unseren Augen angenehm sind, die Kuh Milch gibt, damit wir Milch und Butter haben, ja, daß ein großes und ein kleines Licht am Himmel stehen, die das Geschäft haben, Tag und Nacht als Laternen zu leuchten, so habe ich das Recht, die Ameisen als zum Arrak nothwendig zu erklären und die Weisheit der Natur zu rühmen.“

„Sie werden sich aber doch nicht einbilden wollen, daß wir noch an solchen Zweckmäßigkeitsunsinn glauben?“

„Nun, wenn Sie auch nicht so handgreifliche Dummheiten glauben, können Sie sich doch von manchen Sachen nicht trennen. Sie werden am Ende noch an den wunderbaren Durchgang der Israeliten durch das Rothe Meer und andere Wunder glauben, die angeblich einer geringen Anzahl von Menschen Ausnahmen von den allgemeinen Naturgesetzen bildeten. Wenn Sie nun genauer nachforschen, werden Sie finden, daß alle Ereignisse wunderbarer Art, deren Zweck ist, dem Menschen irgendwie zu nützen, in das Gebiet der Fabel gehören.“

„Glauben Sie, daß eine katholische Prozession trotz aller Rosenkränze im Stande ist, Regen vom Himmel zu erflehen, oder, wenn sie es wünscht, schönes Wetter zu erlangen. Und doch glauben die armen verdummten Menschen, wenn es nach einer solchen Prozession geregnet, daß diese das Mittel gewesen, welches den Erfolg bewirkt habe.“

„Wenn wir die Lehre, daß Alles für den Menschen geschieht, welche den Erdenwurm so hündisch hochmüthig gemacht hat, bei Seite setzen und uns um den wirklichen Zusammenhang der Dinge kümmern, so finden wir, daß der natürliche Zusammenhang der Dinge bei Weitem wunderbarer und poetischer ist, als Alles, was ein Menschensinn je ausgesonnen hat, je ausdünnen wird.

Ein derartiger Zusammenhang findet zwischen dem Arrak und der Ameise statt. Nimmt man eine kleine Menge Ameisen, übergießt sie mit Ameisensäure und Weingeist, so bildet sich beim Erwärmen ein flüchtiger Stoff, der nichts Anderes ist, als das geschätzte — Aroma des Arraks.

Wenn man die Ameisen chemisch untersucht, findet man in A. eine stark sauer schmeckende Flüssigkeit von stechendem Geruche, die mit dem Namen Ameisensäure belegt wurde.

Den Ameisen dient diese Säure als Vertheidigungsmittel, und auch die Stacheln der Brennnesseln enthalten diese Säure. Der Mensch scheidet Ameisensäure in Krankheiten, im Safte der Milz, im Gehirn, im Muskelfleische hat man diese Substanz gefunden.

Die Ameisensäure ist ein Produkt des thierischen und pflanzlichen Stoffmechsels. Sie ist der Rest in den Organismen zersetzter Stoffe: Eiweiß, Leim, Zucker, Stärke.

Was in dem thierischen Körper natürlich gebildet wird, kann die Wissenschaft in manchen Fällen, wenn auch nicht in allen, künstlich herstellen. In der That werden jährlich viele Centner von Ameisensäure aus Zucker und Stärke hergestellt, die, mit Weingeist und Schwefelsäure in Ameisenäther umgewandelt, zur Herstellung von künstlichem Arrak dienen. Der weiße Arrak, der verzapft wird, hat die Reise der Indiens nie gesehen.

Jetzt nehmen wir die Sache von einer anderen Seite.

Wenn wir die erwähnte Ameisensäure mit dem Ihnen sicherlich bekannten Salmiakgeist versetzen, und das aus der Vereinigung dieser Beiden erhaltene Salz recht scharf trocknen, so verwandelt sich das vollkommen unschädliche Salz unter Verlust von Wasser in ein furchtbares Gift, in — Blausäure.

Sie sehen, daß der Stoff, der, in kleinen Mengen dem Alkohol beigemischt, den beliebten Arrak geruch hervorbringt, in anderer chemischer Form und bei erheiterndem Nasenkitzels den Tod hervorbringen kann, daß man im Stande ist, ein Produkt des eigenen Körpers in den ärgsten Feind des Lebens umzuwandeln.

Ist vielleicht die Verwandlung von Wasser in Wein wunderbarer?

Wunder gibt es freilich keine mehr, auch die eben besprochene Umwandlung erklärt der Chemiker vollständig. Nur das ist noch zu bieler Frist wunderbar, daß es Menschen gibt, die nicht sehen wollen und verlangen, daß ihre Nebenmenschen ebenso blind sein sollen, wie sie selber.“

„Trinken Sie aus, meine Herren, und lassen Sie das ökumenische Concil leben!“

Eine russische Hofgeschichte.

Petersburg, im Januar.

Im Zusammenhange mit den noch nicht ganz aufgeklärten Petersburger Verschwörungsgerüchten hat folgende Erzählung, die der „Pol. Ztg.“ geschrieben wird, einiges Interesse.

„Man erzählt sich hier in Petersburg,“ schreibt der Correspondent, „in den dem kaiserlichen Hofe befreundeten Kreisen von der kaiserlichen Familienkette, die sich im vergangenen Sommer in Livadia ereignet haben soll, und die deßhalb Erwähnung verdient, weil der Gegenstand, der diese Familienscene veranlaßte, in Verbindung steht mit der vor Kurzem entdeckten Verschwörung. Unter den revolutionären Schriften, welche bei den zum Hofe gehörigen angeblichen Mitgliedern der Verschwörung vorgefunden und in Beschlag genommen wurden, befindet sich auch eine anonyme Broschüre, in welcher eine Parallele zwischen der gegenwärtigen inneren Lage Rußlands und der Feuerbrünste vor der Revolution von 1789 in sehr geschickter und schreibar zutreffender Weise durchgeführt wird. Die Regierung Nikolaus' wird mit derjenigen Ludwig's XIV. und die Regierung Alexander's II. mit derjenigen Ludwig's XV. verglichen und beide künftigen Kaiser Alexander III. und dessen Gemahlin Dagmar das schreckliche Schicksal Ludwig's XVI. und dessen Gemahlin Marie Antoinette vorhergesagt. Diese Broschüre fand sich eines Tages während des letzten Kaiserballes der kaiserlichen Familie in Livadia zufällig in der Nachsicht eines kaiserlichen Flügeladjutanten, ohne daß dieser auch nur die geringste Ahnung davon hatte, wie er in Besitz derselben gelangt war. Der Flügeladjutant las die Broschüre flüchtig durch und gab sie dann unter dem Siegel der Verschwiegenheit einem Hoffräulein, durch dessen Unvorsichtigkeit sie in die Hände der Kaiserin und durch diese in die Hände des Kaisers gelangte. Der Eindruck, den die Lectüre der Broschüre auf das kaiserliche Paar hervorbrachte, war um so peinlicher und niederschlagender, als das Leben und Treiben des kaiserlichen Hofes und der einzelnen Mitglieder desselben auf die schonungsloseste Weise darin geschildert wird. Die heftigsten Angriffe sind gegen die Großfürstin Dagmar gerichtet, der Putzsucht, Leichtsinn, Herrschsucht u. s. w. vorgeworfen werden. Am Schlusse der Broschüre heißt es: „Die russische Revolution wird weit blutiger und schrecklicher sein als die französische von 1789, weil der Czarenbevölkerung härter ist als der Despotismus der französischen Könige, und die russische Gesellschaft die französische an Sittenverderbniß, Gleisnisserei und Rohheit bei Weitem übertrifft.“ Die sehr religiös gesinnte Kaiserin war durch die Lectüre der Broschüre in eine Stimmung versetzt, die an Verzweiflung grenzte. Sie fand die der Großfürstin Dagmar gemachten Vorwürfe sehr begründet, tadelte ihre Putzsucht und ihren Mangel an Frömmigkeit und beschwor sie, sich zu bessern, um dadurch doch dem russischen Kaiserthum und der Romanoffschen Dynastie vorhergesagte Schicksal der Bourbonen abzuwenden. Die Großfürstin Dagmar löste sich in Thränen auf und klagte ihrem Manne das ihr angethane Leid. Die Folge davon war, daß das großfürstliche Paar sofort von Livadia abreiste. Die Kaiserin soll seit jener Familienscene schwigsamer geworden sein, oft große Niedergeschlagenheit zeigen und den Andachtsübungen in Gesellschaft der frommen Gräfin Bludoff eifriger obliegen als früher. Ich habe den Hergang der Sache erzählt, wie er hier in eingeweihten Kreisen von Mund zu Mund geht, ohne jedoch eine Bürgschaft für die Wahrheit der Erzählung übernehmen zu können.“

Ein Schulplan.

Wir bringen heute ein recht interessantes Aktenstück aus dem „Staate der Intelligenz“, Preußen, zur Kenntniß unserer Leser.

Es ist ein Stundenplan, wie ihn die Regierung zu Gumbinnen (Provinz Preußen) genehmigt und theils schon eingeführt hat, theils noch einführen wird. Der wackere „Bürger- und Bauernfreund“ bringt ihn, und wir drucken ihn nach, um die Arbeiter zum Nachdenken darüber herauszufordern, was aus Deutschland und der Arbeiterfrage werden würde, wenn die Bismarck-Hohenzollern'sche Blut- und Eisen-Politik zum Siege und zur Herrschaft gelangte. Eine Generation nach diesem Muster unterrichtet und — Bismarck-Schweiger-Wilhelm wäre das nahe Triumphirat, dem die Verderbniß des deutschen Genius und die Vergiftung der Zukunft gelingen würde. Hier ist das Gitterspiel:

Stunden	Montag.	Dienstag.	Mittwoch.	Donnerstag.	Freitag.	Sonnabend.
8—9	Biblische Geschichte	Katechismus	Biblische Geschichte	Biblische Geschichte	Katechismus	Katechismus
9—10	Deutsche Sprache, Lesen, Aufsätze, Diktat	Deutsche Sprache, Lesen, Aufsätze, Diktat	Deutsche Sprache, Lesen, Aufsätze, Diktat	Deutsche Sprache, Lesen, Aufsätze, Diktat	Deutsche Sprache, Lesen, Aufsätze, Diktat	Deutsche Sprache, Lesen, Aufsätze, Diktat
10—11	Religion	Rechnen	Rechnen	Rechnen	Rechnen	Rechnen
11—12	Lesen im Kunterbunt	Lesen im Kunterbunt	Lesen im Kunterbunt	Lesen im Kunterbunt	Lesen im Kunterbunt	Lesen im Kunterbunt
1—2	Wollknäuel	Zahlenlehre	Wollknäuel	Wollknäuel	Wollknäuel	Zahlenlehre
2—3	Erdkunde	Lesen im Kunterbunt	Religion	Religion	Religion	Religion

Damit wird etwa ein mittelmäßiger Schulmeister eine zweite und dritte Schreibstunde oder andere ärgerliche Dinge einschmuggeln, ist dem Schulplan ein Verzeichniß des Stoffes beigegeben, welcher in der Volksschule durchgenommen werden muß, und da finden sich auf den Monat unter Anderm sechs

Digitized by Google

bibliche Geschichten, die mit dem Bibelwort zu erzählen sind. „In jeder Erzählung ist ein Bibelspruch und ein Liedervers zu lernen; dann noch ein ganzes Kirchenlied mit einem Liedervers, ein Psalm und ein Katechismusstück mit den bezeichneten Sprüchen. Das Sonntagsevangelium sollen, heißt es weiter, die Kinder gleichfalls innehaben. Was unter dem „wirklichen Stoffe" verstanden wird, ist nicht erfindlich, wir vermuthen aber, daß damit die Geschichte der fürstlichen Häuser à la Peter Bonaparte und Cons. gemeint sei.

* Madame Therese
oder
die Freiwilligen von 1792
von
Erckmann-Chatrian.
(Uebersetzt für den Hülfer Demokrat.)
(33. Fortsetzung.)

XIV.

Eines Morgens las der Onkel Jakob sehr ernst im republikanischen Katechismus hinter dem Ofen, und Frau Therese nähte bei dem Fenster, während ich einen günstigen Augenblick erwartete, um mit Scipio abzuschleichen. — Unser Nachbar Spitz spaltete draußen Holz; außer diesem Geräusch hörte man nichts in dem Hause.

Die Aeltere schien den Onkel sehr zu interessiren; von Zeit zu Zeit warf er einen Blick auf uns und sagte: „Diese Republikaner haben auch ihr Gutes; sie stehen die Leute gröber . . . . ihre Grundsätze erheben die Seele . . . . es ist wirklich schön! Ich begreife, daß die Jugend ihre Lehren annimmt, denn alle jungen Leute, die an Körper und Geist gesund sind, lieben die Tugend. Nur vor dem Alter zerfallene Wesen können, durch Eigennutz und schlechte Leidenschaften geleitet, die entgegengesetzten Lehren annehmen. Nur Schade, daß solche Leute immer mächtiger sind als die Edelmuth zeigenden."

Dann lächelte Frau Therese, und er fuhr fort, zu lesen. Dieses dauerte ungefähr eine halbe Stunde, und als Liebeth die Hausschwelle gekehrt, ging sie fort, um, wie gewöhnlich, mit der alten Resel zu schwatzen, als plötzlich ein Reiter vor unserer Thüre sein Pferd anhielt. Er hatte einen dicken Mantel von blauem Tuch und eine Mütze von Lammfell, eine Stumpfnase und einen grauen Bart. — Der Onkel legte sein Buch weg, und wir betrachteten alle diesen Unbekannten durch's Fenster.

„Man kommt, Sie zu einem Kranken zu holen, Herr Doctor," sagte Frau Therese. — Der Onkel antwortete nicht.

Als der Fremde sein Pferd an einen Pfosten des Schuppens angebunden hatte, trat er ein in den Hausgang. „Herr Doctor Jakobs!" sagte er, indem er die Thüre öffnete. — „Was bin ich, mein Herr."

„Hier ist ein Brief von Herrn Doctor Feuerbach aus Kaiserslautern." — „Wollen Sie Platz nehmen, mein Herr," sagte der Onkel. — Der Mann blieb stehen.

Indem der Onkel den Brief las, wurde er ganz bleich, schien eine Minute lang ganz verwirrt und sah zu Frau Therese hinüber mit bestürztem Blick. — „Ich soll die allenfallsige Antwort zurückbringen," sagte der Mann. — „Sagen Sie Herrn Feuerbach, daß ich ihn daselbst lasse, daß es die ganze Antwort."

Dann, ohne Etwas hinzuzufügen, ging er mit blossem Kopfe hinaus mit dem Boten, den wir auf der Straße sich entfernen sahen, wie er sein Pferd am Zügel führte und sich gegen den Goldenen Krug wandte. Er ging ohne Zweifel, sich zu erfrischen, bevor er sich auf den Rückweg machte. Und wir sahen keiner den Onkel an unserm Fenster vorbeigehen und unter den Schuppen treten. Frau Therese schien darauf sehr bekümmert.

„Nikpel, trage Deinem Onkel die Mütze hinaus."

Ich ging sogleich hinaus und sah den Onkel vor der Scheune auf- und abgehen; er hielt immer noch den Brief in der Hand, ohne nur daran zu denken, ihn in die Tasche zu stecken. Spitz betrachtete ihn von der Thürschwelle seines Hauses mit einem teilnehmenden Blick, die Hände auf seine Axt gestützt; zwei oder drei Nachbarn sah man hinter ihren Fenstern ihn betrachten.

Es war draußen sehr kalt; ich ging wieder hinein. Frau Therese hatte ihre Arbeit niedergelegt und schien nachdenklich, den Ellbogen auf das Fensterbrett gestützt; ich setzte mich hinter den Ofen, da ich kein Licht mehr hatte, hinauszugehen.

Aller dieser Vorgange habe ich mich seit meiner Kindheit erinnert; aber was nachher kam, machte den Eindruck eines Traumes auf mich; denn ich konnte es nicht verstehen, und erst mit zunehmendem Alter habe ich den wirklichen Sinn erhalten, wenn ich darüber dachte.

Ich erinnere mich noch sehr gut, daß der Onkel beim Eintreten sagte, die Menschen seien Lumpen, Weiber, welche sich nur zu schaden suchten; daß er sich in die Nische des kleinen Fensters setzte, nicht weit von der Thüre; und daß er nochmals den Brief seines Freundes Feuerbach zu lesen begann, während Frau Therese zu seiner Linken aufrecht und ruhig stehend, ihm zuhörte, beklebet mit ihren kleinen, mit zwei Reihen Knöpfen besetzten Weste, die Hände in dem Nacken gebrebt.

Alles Dieses sehe ich noch; ich sehe auch Scipio, die Nase und den Schwanz in die Höhe gestreckt, in der Mitte des Zimmers stehen; nur war der Brief in hochdeutscher Sprache geschrieben, von der ich nichts verstand, als daß der Onkel Jakob als ein Jakobiner angezeigt wäre, bei welchem sich die Lumpen des Landes versammelten, um die Revolution vorzubereiten, — daß Frau Therese auch angezeigt war als eine gefährliche Frau, bewundert von den Republikanern wegen ihrer außerordentlichen Kühnheit, und daß ein preußischer Offizier, begleitet von einer Escorte, den andern Morgen kommen würde, um sie festzunehmen, und sie mit den andern Gefangenen nach Mainz zu bringen.

Ich erinnere mich sehr deutlich, daß Feuerbach dem Onkel große Klugheit empfohl, weil die Preußen, seit ihrem Siege bei Kaiserslautern, die Herren im Lande wären, daß sie alle gefährlichen Leute forschüren, bis in die Sümpfe von Polen, zweifelsohne Standen von da, um den Andern ein gutes Beispiel zu geben.

Aber das schien mir unbegreiflich, wie der Onkel Jakob, dieser ruhige Mann, dieser große Anhänger des Friedens, sich erzürnte über die Meinungen und Rathschläge seines alten Kameraden; an jenem Tag war mir unter seinen Händen der Schauplatz eines schrecklichen Sturmes, und ich zweifle, daß man sein ihrer Gründung einen ähnlichen gesehen hat. Der Onkel sagte Feuerbach des Eigennutzes an, bereit, dem Kopf zu beugen unter der Anmaßung der Preußen, welche sich Polen und den Hundsrück wie ein erobertes Land behandelten. Er rief, daß in Mainz, Trier und in Speyer Gesetze bestünden, ebenso gut wie in Frankreich, daß Frau Therese für todt von den Oesterreichern verlassen worden sei, und daß man kein Recht habe, verlassene Personen und Abgeschiedene zu verfolgen. Er frei wäre, daß er nicht leiden werde, daß man Hand an sie lege, daß er protestiren würde, daß er einen Freund, den Justizrath Pfeffel in Heidelberg, habe; daß er schreiben werde, daß sie sich vertheidigen würden, daß er Himmel und Erde in Bewegung setzen werde, daß man sehen werde, ob Jakob Bagner sich so behandeln lasse; daß man erstaunt sein werde, was ein friedsetzer Mann fähig sei, zu thun für Recht und Gerechtigkeit."

Indem er dieses sagte, lief er auf und ab, mit verwirrtem Haar, und seichte seine alten Gesichtsmienen wieder auf, indem er sie zwischen seinen Reden lateinisch citirte. Er sprach auch von verschiedenen Menschenrechten, welche er so oben gelesen hatte; und wenn Zeit zu Zeit blieb er stehen, stampfte mit dem Fuße heftig auf die Erde und rief dabei aus: „Ich bin auf dem Wege des Rechtes, auf dem eisernen Boden unserer alten Gesetze. Die Preußen sollen nur kommen . . . . sie sollen nur kommen! Diese Frau gehört mir; ich habe sie aufgenommen und gerettet. Eine verletzte Sache ist nicht zurückzufordern nach allen Rechtsbegriffen."

Ich weiß nicht, wo er dies Alles gelernt hatte, vielleicht auf der Universität zu Heidelberg, wenn er seine Kameraden unter sich disputiren hörte. Alle diese alten Rechtsformeln gingen ihm im Kopfe herum, und er machte dabei eine Miene, als hätte er zehn Personen zu antworten, die ihn angriffen.

Während dieser Zeit war Frau Therese ruhig geblieben, ihr langes, schmales Gesicht hatte den Ausdruck tiefen Nachdenkens; sie war ohne Zweifel erstaunt über die Aufführungen des Onkels; aber wie gewöhnlich sah sie auch in dieser Sache klar; sie begriff sehr gut ihre wirkliche Lage. Nach ungefähr einer guten halben Stunde, als der Onkel seinen Sekretär geöffnet hatte, um seinem Freunde, dem Justizrath Pfeffel, zu schreiben, legte sie ihre Hand sehr auf seine Schulter und sagte gerührt: „Schreiben Sie nicht, Herr Jakob, es ist unnöthig; ehe Ihr Brief dort ankommt, werde ich schon weit sein."

Der Onkel betrachtete sie darauf ganz bleich. — „Wollen Sie denn fort?" fragte er mit zitternder Stimme. — „Ich bin Gefangene," sagte sie; „ich wußte dies, meine einzige Hoffnung war, daß die Republikaner ihren Angriff erneuern und mich auf ihrem Marsche nach Landau befreien würden; aber, da es nun anders ist, so muß ich fort." (F. f.)

† Den transatlantischen Kabelgesellschaften droht eine neue Concurrenz von einem Unternehmen, das in Gestalt einer amerikanischen Gesellschaft auftritt. Es soll nämlich ein Kabel von New-Yaf direkt nach den Azoren gelegt, von dort nach einem englischen Küstenpunkte im Canal, etwa bis Brighton, weitergeführt werden und von dort aus sich in zwei Kabeln nach Holland und Frankreich forsetzen. Dadurch würden England, Frankreich und der Norden Europas neue, selbständige Telegraphen-Verbindungen mit America erhalten, was dem Publikum nur angenehm sein könnte. Von englischer Seite ist kein Einspruch zu befürchten, denn England hat nichts dawider, daß an seinen Küsten so viele Kabel wie Heringe gelandet werden; schwieriger würde es mit Frankreich stehen, dessen Regierung der einheimischen Kabelgesellschaft auf lange hinaus ein Monopol eingeräumt hat. Bekanntlich wird jedoch America dies einseitige Monopol nicht anerkennen und sagt mit Recht: „Wenn französische Kabel an unseren Küsten landen dürfen, weshalb auch die unsrigen an der französischen? Verweigert Ihr uns das Recht, das Ihr für Euch in Anspruch nehmt, dann schneiden wir Euer Kabel mitten durch und werfen es in die See zurück." — Schließlich wird den Franzosen wohl Nichts übrig bleiben, als sich zu einem Compromiß mit den Amerikanern und ihrer monopolisten Gesellschaft zu verstehen.

Wir fegnen Euch — Wenn Ihr uns flucht!

Geschlechert auch von Petri Stuhle
Das Anathema sei!
Auf Jeden, der im Südenpfuhle
Vom Pfad der Kirche irrt.
Auf Frankreich auch in seine Flammen!
Aus allen Landen ausgeschnitt,
Leugt Euch als Meister im Verdammen! — — —
Wir, fegnen Euch — wenn Ihr uns flucht!

Verdammt das Rauschen jener Quelle,
Die uns durchkühlend mit Begeist't!
Verdammt die reine Strahlenhelle
Der freigeb'nen Wissenschaft!
Verdammt auf Euch andre Glaubenssklaven
Als knechtisch, feherisch, verrucht!
Verdammt die Götter, die wir ehren! — — —
Wir fegnen Euch — wenn Ihr uns flucht!

Verdammt den Herd, für den wir streiten,
Das Vaterland, das uns umfaßt!
Verdammt Gesetz und Recht und Sitten,
Zu deren Schutz die Welt uns zwingt!
Verdammt die irdischen Gewalten,
Setzt Euch auf ihren Thron — verflucht!
Ein Reich von Greueln zu erhalten! — —
Wir fegnen Euch — wenn Ihr uns flucht!

Verdammt im Himmel und auf Erden,
Was je uns heilig war und oft!
Durch Eure grimmen Anrufgeberden
Verkehrt sie sich in eine Hölle,
Schon wird der Spruch der Weltgerichte
Von unsichtbarer Hand geballt:
Zu Euch — Ihr Heuchler, Euch zu Nichte! — —
Wir fegnen Euch — wenn Ihr uns flucht!

Braunschweig, 6. Februar. Ernst Scherenberg.

Erschienene Neuigkeiten
des Buch-, Kunst- und Musikalienhandels.

Alle hier angezeigten Werke, Musikalien rc. rc. werden durch die Buchhandlung Adolph Bonz in Kaiserslautern gegen Einsendung des Betrages in Postmarken oder durch Postanweisung franco versandt.

Pfeiffer, Franz. Blumen aus dem Schmucke deutscher Lyrik. Eine Festgabe für Jünglinge u. Jungfrauen. 2. Auflage. — Leipzig. W. Rabl. Broschirt ausgabe. 1 M. 24 Pf.

Illustrirte Familienbibliothek. Unter Mitwirkung der belletristischen Schriftsteller und Fachmänner herausgegeben von Dr. Hermann. Mit Illustrationen. — Stuttgart. Erster Band mit 9 Zweibildern und mehreren Textillustrationen. 1 M. 20 Pf. — Zweiter Band 1. Heft. 18 Pf.

Erklärender Fremdwörterband der in der Schrift- und Umgangssprache vorkommenden fremden Redensarten nebst Angabe ihrer richtigen Aussprache, Betonung und Abstammung. 4. Auflage. — Leipzig. W. Baensch. 36 Pf.

Germania. Der Pflanzerheld **Junker Tom Cawper** von La Mancha. Aus den Spanischen übersetzt, mit dem Leben von Miguel Cervantes nach Bigotes und einer Einleitung von Heinrich Heine. 3. Aufl. Mit mehr denn 1000 Illustrationen. 1870. — Stuttgart. Jüngerschen Buchh. 1. Heft 15 Pf.

Carl Jgelbrink's Illustrirtes Familien-Mühlenbuch. **Vollständige Mühlenbaukunst** nach den neuesten wichtigsten Erfindungen und Verbesserungen. Nebst Anleitung gewerbmäßig Schlosser nach den neuerfundenen Systemen einzurichten. **Praktisches Lehrbuch für Mühlenbauer und Müller.** 4. Auflage, gänzlich umgearbeitet und vermehrt von J. C. Mey. 3. Abtheilung. — Leipzig u. Neudorf. Mönter'sche Buchh. 2 Bände mit 56 Tafeln. 10 M. 40 Pf.

Schmidt, Wilhelm in Trier. **Die mechanische Tischlerwerkstatte.** Praktisches Lehrbuch für Tischler, Drechsler, Schlosser rc. Heft 1 bis 10 mit 100 Holzschnitten. — Weimar, Fr. Voigt. à 4. 30 Pf.

Verantwortliche Redaction, Druck und Verlag von Ph. Nob: in Kaiserslautern.

Hiezu der Plakat Anzeiger Nr. 7.

Digitized by Google

Pfälzer Demokrat

und

Sonntags-Blatt.

Organ der deutschen Volkspartei in der Pfalz.

Wöchentliche Gratis-Beilage zur „Pfälzischen Volkszeitung."

Für Nichtabonnenten der „Pfälz. Volkszeitung" vierteljährlich 18 kr.

Nro. 8. Kaiserslautern, 20. Februar. 1870.

* Regierungsstaat, Volksstaat und soziale Frage.

Aus dem Vortrage des Herrn Luebeck.

Die nationalliberale und die Volkspartei streben nach nationaler Einigung des deutschen Vaterlandes; jede Partei sucht dieses Ziel auf einem anderen Wege zu erreichen, und eine jede beanspruchet für ihr System die größte Vorzüglichkeit und Dauerhaftigkeit. Die Nationalliberalen erblicken in einem kräftigen deutschen Kaiserthum, dem eine Million Bajonette zur Verfügung steht, das deutsche Volk gegen alle Stürme gesichert und geborgen, während die Volkspartei ihre Hoffnungen nur auf die Tugend ihrer Bürger setzt. Man muß gestehen, daß das Gemälde, welches die Nationalliberalen vor uns entrollen, das Kaiserthum im imponirenden, blendenden u. berauschenden Flittergianze, im Hintergrunde die Weltherrschaft und Alles von der strahlenden Sonne des Ruhms übergossen, — etwas sehr Verführerisches besitzt, und daß ein großes Selbstgefühl, ein unerschütterliches Vertrauen in den gefunden und ehrenhaften Charakter des deutschen Volkes dazu gehört, sich von den Verführern abzuwenden und die Fahne der Demokratie zu ergreifen. Vielleicht folgt sowohl der nationalliberale als auch der Anhang der Demokratie der Autorität der Führer, und doch gehört, um der Fahne der Demokratie mit der nothwendigen unerschütterlichen Treue durch ein vielleicht sturm- und drangvolles Leben hindurch folgen zu können, die eigene Ueberzeugung, die Ueberzeugung, daß der „Zukunfts-Kaiserstaat" den Keim des Zerfalls in sich trägt, und daß einig und allein nur die demokratische Staatsform, der Volksstaat auf dem Prinzipe der Freiheit und Gleichheit aller Volksstämme, die nothwendigen Lebensbedingungen enthält. Versuchen wir, uns selbst eine Ueberzeugung zu verschaffen.

Dauerhaft kann nur allein das sein, was in sich selbst die Bedingungen des Fortbestandes trägt. Ein Staat nun aber besteht notorisch aus Menschen, die einer Regierung gehorchen, nicht aus Maschinenrädern oder gezähmten Heerdenthieren. Im Gegensatz zur Regierung können sie nicht gedeihlich existiren, denn jene muß sie ja fast als widernatürliche naturgemäß bekämpfen oder bei Zeiten schwächen. Gedeihen kann die Wohlfahrt der Einzelnen nur, wenn sie eine Regierung haben, die ihr Interesse fortwährend fördert, der sie also nie zu opponiren brauchen. Dies wären die Hauptbedingungen eines gesunden, lebensfähigen Staatswesens; entwerfen wir zur Verwirklichung eines solchen uns ein Bild aus dem alltäglichen Leben. Betrachten wir eine Eisenbahngesellschaft, die, wie die freigehen constitutionellen Staaten, einen fremden Zweck, eine Eisenbahn für das große Publikum fördert. Ihr Hauptzweck ist darauf gerichtet, Dividende zu beziehen, und das ist ihr Gehalt und Bindemittel. Das Directorium, aus der Mitte der Gesellschaft hervorgegangen, kennt sie nur lose; ihre Selbstbestimmung erneuert sich in jeder Generalversammlung, ihre Mitglieder sind die Hauptsache. Die Gesellschaft kennt nichts als das Wohlergehen ihrer Mitglieder, und die Vergrößerung der Dividende ist die Hauptabsicht aller directiver Maßregeln. Wo Letzteres nicht der Fall ist, wird die Gesellschaft aufschreien und protestirend rufen: Was kümmert uns alles Andere! wir wollen nur Procente, viele Procente!

Es liegt auf der Hand, daß die Mitglieder der Gesellschaft, wenn ihnen die Gemeinschaft die Vortheile gewährt, welche sie naturgemäß von ihr zu fordern berechtigt sind, wenn die Direction keine anderen Zwecke als nur das Wohl der Mitglieder der Gesellschaft hat, Alles aufbieten werden, die Gemeinschaft vor dem Untergange zu retten, und daß sie die Direction in ihrem Thun und Treiben nach Kräften unterstützen werden. Diese gesunde Beschaffenheit eines Staatswesens gibt uns für manche wunderbare Geschichtserscheinungen überraschende Erklärungen.

Es wird die verzweifelte Vertheidigung Karthago's, der Heldenmuth der Bürger von Numantia, der beispiellose Kampf der Griechen gegen die Perser klar. Man begreift es, weßhalb sich Winkelried in den österreichischen Speerwald stürzte, der Freiheit eine Gasse bahnend, weßhalb die Titmarsen mit den Worten, die für die germanische Welt die Losung geworden, „Lieber todt als Sklav", so todesmuthig in den Freiheitskampf zogen. Die Gemeinschaft bot den Bürgern Genüsse, welche ihnen den Opfertod für Erhaltung dieser Gemeinschaft zu einem freudigen machte. Wir brauchen nicht in so weite Ferne zu schweifen um nur an den Unabhängigkeitskrieg der Vereinigten Staaten und den Bürgerkrieg der jüngsten Jahre zu erinnern, wo das Volk frei von künstlicher Schwärmerei, mit kaltem Fanatismus für die Rettung und Erhaltung der geliebten Gemeinschaft Alles zum Opfer brachte.

Wegends kann über das Motiv noch ein Zweifel walten?

Fragen wir uns jetzt, besitzt einer der heutigen Staaten Europas, die Schweiz und vielleicht auch Holland ausgenommen, Eigenschaften, das Volk zu einem kalten Fanatismus in der Vertheidigung der Gemeinschaft zu begeistern?

Folgende Betrachtung mag hier als Antwort dienen:

Unsere heutigen Staaten folgen fast ausnahmslos einer höheren Staatsidee; Rußland will seine slavischen Brüder in seine begluckenden Arme schließen, Dänemark oder Schweden trachten nach einer Vereinigung der skandinavischen Volksstämme, Victor Emanuel muß nach der göttlichen Tradition Rom zur Hauptstadt Italiens machen, und Preußen hat die göttliche Mission, über Deutschland zu herrschen. Es bedarf wahrlich keines Mikroskops, um unter derartigen höheren Ideen das Streben nach Machterweiterung, nach Kräftigung der Dynastien zu erkennen. Nennen wir solche Staaten Regierungsstaaten, denen abweichend von dem vorher beschriebenen gesunden Staatswesen, in dem die Regierung des Volks wegen da ist, ist in ihnen das Volk der Regierung wegen da, und das Volk besteht sich ausnahmslos im directen Gegensatz zu ihr. Der Regierungsstaat frägt nicht wie die Eisenbahngesellschaft nach dem Wohlbefinden seiner Angehörigen, sondern er bringt im Gegentheil dieses Wohlbefinden seinen eigenen, höheren Staatszwecken zum Opfer, die über den zufälligen Bestand seiner „Unterthanen" weit hinausreichen. Betrachten wir doch einmal den Staat des deutschen Berufs. Bestand sich hier nicht immer das Volk im Gegensatz zur Regierung? War nicht immer die Regierung der kluge Theil, der allein die Staatsidee, die Continuirlichkeit vertrat? Die Volksvertreter heißen dem Grafen Bismarck das ewig Wechselnde, launenhaft Schwankende. Nur die Regierung ist der verkörperte Staat; der Staat muß die Schule maßregeln, wie der militärdichtige Hilfsbrandt in Berlin rief; der Staat hat das Bestätigungsrecht der Communalwahlen, und in welchem Sinne er davon Gebrauch macht, sieht die neueste Zeit; er schließt diejenigen Elemente, welche sich in einer, wenn auch nur unschädlichen Opposition zu ihm befinden, aus. Die volkswirthschaftlichen Ausgaben werden eingeteilt, als es der Volksvertretung im vergangenen Jahre einfiel, die Steuervorlagen zu verwerfen. So gibt es auch im Staate eine besondere Staatsraison, von der kein „beschränkter Unterthanenverstand" Etwas faßt, und aus jeder Regierungshandlung geht unzweifelhaft der Grundsatz hervor: „Das Volk kann und muß leiden, wenn nur die Idee triumphirt."

Unbeilbar krank erscheint ein derartiges Staatswesen; und doch ist Preußen noch lebensfrisch, groß, mächtig und gefürchtet? Hierin scheint ein Widerspruch zu liegen! Vielleicht gewährt die Staatsregierung ihren Unterthanen dennoch Genüsse und Vortheile, welche ihnen die Gemeinschaft lieb und vertheidigungswerth machen, die sie veranlaßt haben, der Größe und Machtentwickelung der Dynastie und des Staates Gut und Blut zum Opfer zu bringen? Blicken wir hinein in das Volksleben, heben wir den Schleier, welcher uns abhält, mit Klarheit die Zustände des Staates zu untersuchen. Feudaltritter, Bürger und Proletariat und, aus diesen hervorgehend und alle Staatsverhältnisse durchdringend, das Militär, bilden die Bestandtheile des Staats. Von ihnen haben die Feudaltritter vom Staate allein Nutzen, und sie sind aus diesen Stücken bereit, für die Dynastie das Schwert zu ziehen, wenn diese auch fernerhin ihnen die bevorzugte Stellung im Staate garantirt. Die Bürger, die arbeitende und darum am meisten empfindende Volksklasse hat keinen anderen Genuß vom Staate als die Ehre, die zur Kräftigung der Dynastie, zur Verwirklichung ihrer Machterweiterungspläne nothwendigen Steuern dem größeren Betrage nach aufzubringen. Seit einer unendlichen Reihe von Jahren befindet sie sich in einem ohnmächtigen Kampfe gegen die Regierung, aus dem die letztere als Siegerin hervorzugehen droht. Der Bürgerstand ringt nach Fühlung mit dem Proletariat, doch dieses hat von dem Staate nichts als das nackte Leben, kein natürliches Band fesselt die arme, gedankenlose Menge an Vaterland und Heimath, nichts vermag sie für Staat und Verfassung zu begeistern, es sei denn die Ueberzeugung, daß von einer Aenderung der Verhältnisse eine Lohnverbesserung bedingt ist. Glücklicherweise ist es in ihrer tiefen Verdunkelheit, wer heute über Deutschland herrscht, ob der König von Preußen oder der Kaiser von Oesterreich oder gar der Kaiser von Rußland, wenn man ihr nur die Mittel zur Existenz, die Möglichkeit, sich von dem Hungertode zu retten gewährt. Sie befindet sich in einer natürlichen Feindschaft zu Staat und Verfassung. — Der Widerspruch ist noch größer geworden; wir können unmöglich annehmen, daß die Klassenfeindschaft dazu dient, einen Staat groß und mächtig zu machen. Und doch ist der Klassenhaß mit eine Basis des Regierungssystems und zur Erhaltung der Dynastie nothwendig. Lebhaftig die kranken Verhältnisse, welche das Regierungssystem verschuldet, haben dem Bürgerthum den Todesstoß gegeben; während ein geringer Bruchtheil sich aus dem Schiffbruch rettet, versinkt der weit überwiegende in das endlose

Digitized by Google

Meer des Elends zurück, und im Fundamente des Staatsgebäudes bildet sich eine dumpfe, gährende Masse, eine Gefahr für die Existenz des Staates. Da schleudert der Staat in die Menge die Fackel der Zwietracht. Ein Betrug auf die bösen Folgen seines Systems ausgleichen: als Freund tritt er an die arbeitende Menge und deutet verstohlen auf die Wohlhabenden, sie als die alleinige Ursache des Arbeiterelends bezeichnend und wie gerne hört der Arbeiter dieser verhetzenden Stimme, wie gerne kehrt er seinen Groll, seinen Haß gegen Diejenigen, gegen welche schon längst der Neid in seiner Brust wohnt, die er nur zu gerne als Diejenigen verdammt, die durch seinen Schweiß und Blut wohlhabend geworden.

Und wenn die Regierung bei der Menge ihre Absicht erreicht hat, eilt sie ins Lager der Wohlhabenden und beschwört vor ihren Augen das soziale Gespenst mit allen seinen schrecklichen Folgen und überläßt dann die Zerrissenen sich selbst, um sich im geeigneten Augenblick den Einbruch einer Katastrophe, je nachdem es ihren Plänen förderlich erscheint, an die Spitze der Bourgeois oder der Arbeiterbataillone zu stellen. Der Klassenkampf in Frankreich hob Bonaparte auf den Thron, und die betrogene Menge arbeitet heute an seinem Untergange.

Beide Betrogenen müssen bluten und vereint könnten sich beide ihrer unwürdigen Fesseln wie Zwirnsfäden entledigen und einen gesellschaftlichen Zustand anbahnen und herbeiführen, der im gesellschaftlichen Frieden ein für alle Male menschlichen und glücklichen Dasein zur natürlichen Folge haben muß. Die Vereinigung beider Factoren hat die Regierung fast zur Unmöglichkeit gemacht.

Unter der sklavischen Mitwirkung von Schule und Kirche wird die Dynastie als die einzige Wohlthäterin des Volks gepriesen, die nur für das Gedeihen desselben besorgt ist; Kirche und Schule umkleiden die Dynastie mit dem göttlichen Nimbus und identificiren sie mit der Sache des Vaterlandes. Von der frühesten Kindheit an, in welcher Periode, wo das Gemüth äußeren Eindrücken gegenüber so äußerst empfänglich ist, bereitet der Hauptstreit der Geschichte aus einer Verherrlichung des Königsgeschlechtes, aus der Einprägung des Dogmas: Ohne Hohenzollern kein Preußen — kein Deutschland!

Die Lehrer sind im Geist der Regierung herangebildet, sie handeln in ihrer großen Mehrheit im guten Glauben; so sind die sogenannten Bourgeois treue Anhänger der Dynastie, deren willkührliche Principien sie nur bekämpfen, und wenn es ihnen gelingt, die Arbeiter durch die Volksschule am Elend zu entreißen, so machen sie sie gleichzeitig wiederum zu Stockpreußen, wie sie der Regierung gerade recht sind. Doch auch die Schule genügt der Regierung noch nicht. Den letzten Ring in der Kette endlicher Zwischengrößen bildet die gesammte Armee, welche wir bis fünf Sechstel der ganzen männlichen Bevölkerung dazu zwingt, dem Könige für das ganze Leben den Eid der Treue zu leisten, sich für die Tyrannei und ihre scheußlichen Zwecke abschlachten und opfern zu lassen und die bewaffnete Menge der eigenen Sklaverei zu bewachen; sie macht aus dem alten Rom durch Brod und Blutspiele, sondern durch Bajonette und Spitzkugeln, wie es der französische Cäsar so kunstgerecht und erfolgreich probirt hat.

Diesen Zauber- oder Lügennetz vermag das Volk nicht zu durchbrechen und die Regierung kann Tausende bilden so das Fundament des Staats. Immer mächtiger wird wohl bei diesen Verhältnissen die Dynastie, immer elender jedoch das Volk, tiefer und tiefer versinkt es im Absolutismus, bis es im Kohldampfe desselben erstickt.

Und ein solches Staatswesen soll die Fähigkeit besitzen, die deutschen Stämme zu überdachen? Die Kehrseite des stolzen, goldglänzenden Kaiserbildes ist Betrug, das Elend und die Sklaverei sein Fundament und auf den bezaubernden Hintergrund, die Weltherrschaft, fällt nur ein dunkler Schatten, die soziale Revolution, welche das Kaiserthum erregt, wenn es nicht vorher auf dem Wege zur Weltherrschaft zusammengebrochen ist.

Unmöglich werden die Gegner einwenden können, daß die alten Republiken mit ihren mehr oder weniger aristokratischen Verfassungen auch Sklaven besaßen, daß wir der arbeitenden Masse entbehren können. Anders liegen die Verhältnisse heut wie damals; zur Erhaltung und Verherrlichung der Gemeinschaft ist jeder Arm nothwendig, und wie viele Arme die Menge des Volks liefern, ist allbekannt.

Das allgemeine Bild eines gesunden Staatswesens, welches wir im Anfang entworfen haben, muß uns auch bei dem Bau eines Volksstaats zur Grundlage dienen. Das Prinzip desselben, die Förderung des Wohls aller Angehörigen der Gemeinschaft gibt uns Garantie für jene Lebensfähigkeit und mit Begeisterung werden seine Angehörigen für seine Vertheidigung gern Gut und Blut zum Opfer bringen.

Widersetzen wir schließlich noch den Einwand der Gegner. Auch der Volksstaat wird kranken, den Klassenbrand nicht löschen und die soziale Frage nicht aus der Welt schaffen. Das Letztere geben wir zu; die soziale Frage läßt sich niemals aus der Welt schaffen, — denn sie ist die Entwickelungsgeschichte der Menschheit, und diese besteht seit ihren Anfängen aus einer unendlichen Reihe zahlloser sozialer Revolutionen, die niemals aufhören werden oder können, so lange es überhaupt noch Menschen auf Erden gibt. Meinen die Gegner aber mit der sozialen Frage das heute zu schrecklichem Anwachsen angeschwollene freche Proletarierelend, so können wir ihnen zuversichtlich sagen, daß dieses Uebel mit ihm zugleich mit dem Volksstaate naturgemäß gelindert und endlich ganz geheilt werden wird.

Kapital und Arbeit, beide haben begründeten Anlaß, den Volksstaat zu erstreben. Unerschwingliche Steuern, gänzliche Aufzehrung des vorhandenen Kapitals zu fremden und unmoralischen Zwecken, ein treu- und friedloses Leben, nach Außen hin und im Innern von der hungernden Volksmenge gehaßt und verabscheuet, das sind die unvermeidlichen Folgen unsrer mächtigen weltbeherrschenden Kaiserstaats! Auf der andern Seite ein friedliches Leben im Vollgenuß aller menschlichen Rechte, ungekürzt im Wohlstande und doch in inniger Eintracht mit dem ganzen Volke, das ist das Volksthum des Volksstaates, das ist Volk! Das Kaiserthum hat für das Elend weder Herz noch Geld, der Volksstaat Beides; dafür bürgt der fundamentalste seiner Verfassung:

Ausschließliche Förderung des Volkswohls.

Ein geringer Bruchtheil jener unendlichen Opfer, welche der Kaiserstaat für dynastische Zwecke verschlingt, reicht hin, die Masse dem Elend zu entreißen, sie zu einem menschenwürdigen Dasein zu erziehen, sie fähig zu machen zum Eintritt in den Kampf des Lebens. Die Arbeiterhäuser mit den Wohlhabenden unter den Mänuern vertrauen, welche den Volksstaat auf ihre Fahnen geschrieben haben. In dem Augenblick, in dem sich diese Wohlhabenden nach Vernichtigung des Volksstaates der Gerechtigkeit und Billigkeit verschließen, in dem sie den Arbeiter verstoßen, ist ihr Schicksal entschieden, das Ende ihrer Herrschaft gekommen. Die Arbeiter würden alsdann freudig jedem Ehrgeizigen, der ihnen eine Verbesserung ihrer Lage verhieß, zum Nachtheil der Wohlhabenden, nunmehr auf Kosten der Freiheit folgen.

So muß naturgemäß der Volksstaat zur Harmonie, zur Versöhnung der Klassen führen, und das Band des Friedens wird alle Bürger umschlingen. Die Vortheile aber, welche das Staatswesen allen Bürgern in gleichen Maße gewährt, wird sie für das Gemeinwesen bis zur todesmuthigen Vertheidigung begeistern.

Es bleibt uns vielleicht noch die Frage zu beantworten übrig, wie soll der Uebergang aus dem Regierungs- in den Volksstaat angebahnt und bewerkstelligt werden? Negieren wir das Wort von unten auf, mit der Schule. Jeder Schritt, den wir in dieser Beziehung thun, kommt der Gesammtheit zu Gute, und sehr Recht hat unser greiser Vorkämpfer Johann Jacoby, wenn er den unentgeltlichen Unterricht in öffentlichen, der Kirche und dem Staate unabhängigen Lehranstalten unter die Fundamentalforderung der sozialen Volkspartei aufgenommen hat.

Dem Menschen, welcher sich auf jener Culturstufe befindet, ist keine Arbeit zu schlecht und ohne Murren, vielleicht gern nothgedrungen wird er sich der Preisschwankung fügen, da ihn sein geringer Bildungsgrad, die Unfähigkeit, etwas Besseres und Lohnenderes zu ergreifen, an die unergiebige Arbeit fesselt. Gibt man einem Menschen jedoch eine tüchtige Erziehung, so hat der Erfolg ein wunderbarer sein; erstens wird er überhaupt keine andere, unergiebige Arbeit verrichten, da ihn seine Bildung zu einer besseren und lohnenderen befähigt und dann wird, wenn seine Erziehung eine vorurtheilsfreie, nicht merkantilische gewesen, sich sofort von einem Zufluß losfagen, dessen Hauptfundament die Sklaverei ist.

Mehrere Erfolge mit einem Schlage: Vorbereitung des Menschen zu einem menschenwürdigen Dasein, vollständiger Ausgleich zwischen den feindlichen Klassen und Zusammenraiten des absoluten Gebäudes, und auf dessen Trümmern friedliche Entwickelung des Volksstaates. Trotz aller Bälle und Schranken geht der Zeitgeist vorwärts, er wird auch das morsche Volk endlich zur Besinnung bringen, und dann wird Niemand mehr gegen das absolute Betrugssystem protestiren, als dieses.

Was hilft uns allgemeine, unmittelbare Wahl, eine allgemeine unmittelbare Betheiligung des Volks an der Gesetzgebung und Verwaltung, wenn sein größter Theil außer Stande ist, von solchen Rechten den gehörigen Gebrauch zu machen. Selbstdenken und selbsthandeln muß das Volk, wenn es einen wirklichen Lebenszweck haben will. Kämpfen wir inzwischen rüstig um Beseitigung aller Schranken, die der Entwicklung des Volkes entgegenstehen; geben Volkspartei und Arbeiter Hand in Hand. Richten wir unser Hauptaugenmerk auf die Militärverfassung. Johann Jacoby will an Stelle des Soldatenheeres eine allgemeine Volkswehr. Wir stimmen freudig zu und ergänzen diese Forderung noch dahin: eine allgemeine Volkswehr, welche der Verfassung des Staats den Eid der Treue leistet.

Ein Artikel als Uebergangsartikel bestimmt, daß der Fürst der erste Beamte des Staates ist. Fordern wir das „Gerichtsschlußverfahren", den Uebergang aus dem Lohnsystem in die Theilhaberschaft; in der Monarchie nennen es niemals Vollkommen zu gestehen; immer bleibt ein großer Bruchtheil des Volkes übrig, welcher an den Segnungen derartiger Institute nicht Theil zu nehmen im Stande ist, der naturgemäß unter der doppelten Konkurrenz immer tiefer sinkt. Der „Volksstaat" bringt auch die Mittel, diesen Uebelstand zu beseitigen. Aufmerksam zu widmen und ihn von dem gänzlichen Untergange zu retten. Seien wir rastlos thätig, denn jede Spanne Zeit, die verloren geht, macht das Unglück größer und unheilbarer. Beherzigen wir Jacoby's treffliche Rathschläge; erscheinen sie vielleicht nicht wohl ständig, so ist dies natürlich, da es in der sozialen Frage überhaupt nichts Vollständiges gibt. Sie bringen uns jedoch näher und immer näher zumeinem Ziele, da ihre volle Verwirklichung nur im Volksstaate denkbar ist. Unser Hauptaugenmerk aber bleibe die Schule als freisinnigster Basis, die Erziehung einer Generation, die im Stande ist, wenn uns eine Wiedergeburt des Vaterlandes nicht gelingen sollte, — sie zu erringen, — oder, wenn uns schon dieses Glück beschieden sein sollte, das Gewonnene in volksthümlichem Sinne auszubauen und mit seltem Fanatismus zu vertheidigen.

Der Spanier Castelar über die Bourbonen.

Die äußerste Linke der spanischen Cortes hatte vor Kurzem, um die Candidatur Montpensier's unmöglich zu machen, den Antrag auf Ausschließung „auch der jüngeren Linie der Bourbonen" gestellt, welcher Antrag heftig Emilio Castelar eine wieder sehr merkwürdige Rede, welche wir hier in ihren Hauptmomenten folgen lassen:

Ich bin Republikaner seit meiner Ihr Urtheil über mich sei, so können Sie mir Aufrichtigkeit nicht absprechen. Sie werden nicht verkennen, daß, wenn ich spreche, ich das Herz in der einen und das Gewissen in der andern Hand habe, und als Beweis dieser Aufrichtigkeit kann ich sagen, daß ich seit Jahren nicht zaudere, die Republik zu vertheidigen, sondern uns Alle rings um das während unseres Mißgeschickes uns so tief gewordene Motto zu schaaren.

Entweder haben die constituirende Versammlung nichts, oder sie bedeutet die September-Revolution, und die Essenz dieser letzteren war: „Nieder mit den Bourbonen!" Nie wurden die Volksparteien mit mehr Enthusiasmus gehört, nie mit mehr Eifer unterstützt, als bei ihrem Schwur, Hand an die bourbonische Dynastie zu legen, welche die dreihundertjährige Sombil über Knechtschaft war. Gedenken Sie der noch nicht vernarbten Wunden an Körper und Seele, der titanischen Anstrengungen, die nöthig waren, um die Entfernung der Bourbonen zur Wahrheit zu machen.

Und so kommt es, sobald Sie zur freien Ausübung ihres Willens gelangte, daß sie zur Wahrheit geworden ist; nur für sie ist es erklärlich, daß vierzehn Tage genügten, um einen stets respektirten Thron zu stürzen und eine stets verfolgte Demokratie zu erheben. Die an die Kanonen der Citerle marschirte Kunde entzündete das Ney der über die Halbinsel sich ausdehnenden Pulverlinien, das Ney der anti-oynastischen Ideen, die flammend in jenen schöpferischen Tagen explodirten, welche die Tage der Revolution genannt werden. Die Dynastie, obwohl noch mächtigen Anhang, aber von der Ueberzeugung durchdrungen, daß der Kriegszug ein allgemeiner, und von der Stimme des Gewissens überwältigt, daß die Revolution eine gerechte sei, entfloh nach dem Lande, woher sie gekommen, nach Frankreich, um im Palais des ersten Bourbons die Katastrophe des letzten dieser Königsfamilie zu betrauern, die, gestern

Digitized by Google

noch mehr als Herren auf dem Throne, heute weniger als Bürger, sämmtlich in der Verbannung sind, die modernen Oedipe Europas.

Ein emancipirtes Volk kann die erbliche Tyrannei nur wieder durch den erblichen Anschlag abwehren. Die modernen Bürger können mit den Störungen von ehemals ohne fortwährende Störungen nicht zusammenleben, und ich kann nicht begreifen, durch welche Skrupel die Majorität abgehalten ward, den gegenwärtigen Gesetzentwurf selbst einzubringen.

Es wundert mich sehr, daß man den Sinn der Revolution nicht begreift. Diese Bewegung ist das soziale Ergebniß, ist die neue Phase jener großen Umwälzung, die durch vier Jahrhunderte Europa erschüttert. Diese Revolution begann mit den Manieristen, mit den Planeten, mit den Entdeckungen, sie brachte unsere geistigen Fähigkeiten durch das Gefühl und die Kunst der Natur näher; sie nehmte sich durch die Reformation auf das Gewissen aus und gelangte zu einer Philosophie, welche die theologischen Formen durch Vernunftgründe ablöste.

Als diese geistige Revolution vollzogen war, begann ihre Einwirkung auf die politische Gesellschaft, denn diese letztere ist nichts Anderes als die Verkörperung des Geistes. Die permanenten und erblichen Privilegien liefen in den menschlichen Verwüstfein, und die historischen Dynastien, welche diese Gewalten repräsentirten, traten der Revolution mit einem Kampfe auf Leben und Tod entgegen.

Daher kam es, daß jede historische Dynastie sich mit dem Priesterthume gegen die Bestrebungen ihrer Vasallen, sich zu Bürgern zu machen, verband. Die Katastrophe der ersten Dynastie wiederholt sich in den Katastrophen aller anderen Dynastien. Die Stuarts mußten durch ihr Nachgiebigkeit gegen das Priesterthum fallen, Ludwig XVI. mußte wegen seiner Gesetze zu Gunsten des Clerus die Flucht ergreifen und fremde Bajonette anrufen, obgleich diese in das Herz Frankreichs gestoßen wurden.

Die Bourbonen kehren zurück und kehren durch fremde Intervention zurück. Ihre Rückkunft in den Tuilerien bedeutet das Roß vom Don, welches in der Seine, dem Revolutionsfluße, seinen Durst löscht. Die Bourbonen fallen von Neuem und fallen wieder durch Gesetze zu Gunsten der Kirche und gegen die Gedankenfreiheit, des schopferischen Werk der Universal-Civilisation. Dasselbe erfolgt in Italien; dort werden die Bourbonen zweimal durch fremde Macht restaurirt, einmal durch englische Schiffe, das andere Mal durch österreichische Heere. Sobald Italien dieses äußeren Druckes ledig wurde, verschwanden die Bourbonen wie Gespenster beim Tagesanbruch. Am Schlusse des vergangenen Jahrhunderts schwuren die im Anfange selbst revolutionairen Bourbonen allen Revolutionen den Vertilgungskrieg, aber thatsächlich sind dieselben überall unterlegen.

Die spanischen Bourbonen sind noch immer insbesondere Franzosen geblieben. Philipp V. war es, der die Verschwörung Cellamare's und Alberoni's anstiftete, blos damit die Kinder seiner zweiten Ehe in Spanien nicht regieren, ja nicht einmal daselbst leben sollten. Alle Bourbonen bewahrten ihre Anhänglichkeit an Frankreich, und alle gehorchten sie französischen Interessen.

Und wenn die Bourbonen niemals das Vaterland repräsentirt haben, so haben sie noch viel weniger jemals die Freiheit repräsentirt. Wir wollten in den Garten zu Gaeta, wir wollten in der zweiten constitutionellen Periode während der ganzen Regentschaft Marie Christinen's und während der ganzen Regierung Isabella's II. die Freiheit mit den Bourbonen verbinden. Unmöglich! Das war unmöglich zu erreichen, weil die Bourbonirthümer stets bereit sie Dynastien folgen, und welche ihre Interessen und ihre Politik leiten, ihnen höher als alle Partei-Combinationen stehen.

So kam es, daß der Name Bourbon, früher ein Talisman, im Throne zu besitzen, jetzt für sein Trägst die Losung des Falles gewarden ist. Die Anhänger der zweiten Linie, oder wenn wir sie bei ihrem rechten Namen nennen, der Linie des Herzogs von Montpensier, möchten immer in Abrede stellen, daß ihr Candidat ein Bourbon ist.

Wenn wir auch zugeben, daß die Familie Orleans und die Familie Bourbon zwei verschiedene Familien seien, so sage ich Ihnen, daß kein Glied einer Dynastie von der Repräsentation der Interessen und Ideen derselben Dynastie, wie sie sich physiologisch durch das Blut und moralisch durch die Erziehung fortpflanzen, ablosen kann. Und wenn die Familie der Bourbonen die verhängnißvolle Bestimmung hat, die Freiheit zu bekämpfen, so unterliegt die Familie Orleans demselben Verhängnisse, die Freiheit zu fälschen und zu unterdrücken.

Bedenken Sie, daß unsere Ideen zurückstehen müssen, wenn sie mit dem Volksbewußtsein im Widerspruch sind. Der größte Theil der Nation kann nicht begreifen, wie der Herzog von Montpensier gegen seine eigenen Verwandten auftreten konnte; sein Rechtsgefühl, durchaus unverändert mit der französischen Nation, welche Staatsverrath genannt wird, ist dadurch tief verletzt. Und so war es immer bei den Menschen. In der französischen Revolution konnte der Herzog von Orleans, Großvater des Herzogs von Montpensier, König werden; er hatte Freunde auf dem Berge und in der Gironde, Generale und große Generale in der Armee. Eine denkwürdige Nacht erklärt uns, warum er es nicht wurde.

Ludwig XVI. hatte den Convent als Angeklagter verlassen. Es handelte sich um Leben und Tod. Viele Conventsmänner stimmten für den Tod unter Beifall und Zuruf der Menge. Als die Reihe an einen Verwandten Ludwig's XVI., an den Herzog von Orleans, kam, bestieg dieser die Tribüne und sprach halb aufgerichtet folgendermaßen: „Ich stimme für den Tod, für den unmittelbaren Tod des Tyrannen!“ Ein Schrei der Empörung entwand sich jeder Brust — eine jener erhabenen Kundgebungen, welche uns mit der menschlichen Natur versöhnen und die uns beweisen, daß die Stimme des allgemeinen Gewissens auch dann, wenn sie irrthümlich ertönt: jener Schreckensruf, den die ganze Menschheit wiederholt hat, den alle späteren Generationen wiederholen werden, und welcher den Brudermord durch das ewige Fegefeuer der Geschichte verfolgen wird. Ich sage, meine Herren, daß das Benehmen der Spanier, dieser Nation, in welcher die Familienanhänglichkeit so groß und innig ist, dem Herzog von Montpensier seine revolutionären Umtriebe nicht verzeihen.

Uebrigens dürfen wir nicht vergessen, worin in Wirklichkeit die Nationalität besteht. Nicht die Sprache, nicht die geographischen Grenzen, auch nicht die gemeinsame Abstammung, sondern die große Gemeinsamkeit ruhmreicher Erinnerungen bildet sie. Unser nationales Bewußtsein beruht vorwiegend auf der Erinnerung an die ritterlichen Heroen welche die alte Welt nicht Raum genug bot, jene alte Welt, welche an den Eroberungen Alexander's und Roms schon genug zu tragen hatte, so daß wir eine neue Welt suchen mußten, um auf diesem Planeten Raum für unsere Heldenwerke zu gewinnen.

Und einen guten Theil dieses Ruhmes haben wir gegen die Franzosen erfochten. Und wenn auch der Fortschritt die Spanier heute anweist, die Franzosen als Brüder zu betrachten, so darf Spanien kein Vergessen für einen Franzosen finden, welcher sein Kreuz zu werden will.

Aus allen Vorgehenden erhellt, daß der Herzog von Montpensier für Spanien der unpopulärste Candidat ist, der zu ersinnen wäre, und daß er auch der unpopulärste König sein würde; die unpopulären Könige aber haben jederzeit zur Entthronung aber zur Aufopferung der Freiheit, mit welcher sie nicht in Frieden leben können. Seine Regierung wäre eine Restauration und ihr Anfang ebenso unheilvoll, als das Ende der Regierung Isabella's II.

Zur Wehrfrage. Habt Acht!

Kaiserslautern, 18. Febr. Die in der letzten Nummer d. Blattes veröffentlichte Petition an die Kammer der Abgeordneten, daß in allen Theilen der Pfalz freudige Zustimmung gefunden. Von allen Seiten sind bereits Zustimmungen eingelaufen, der Petition beitreten zu wollen. Der Ausschuß des hiesigen Volksvereins, zugleich als Vorstand der Deutschen Volkspartei der Pfalz, hat daher die Petition auf Schreibpapier drucken lassen und dieselbe an die Gemeinden, soweit es verlangt wurde, versendet. Wir fordern alle Bürger des Landes, die dem verwerflichen Militärsystem, das auf Kosten der Steuerzahlenden erhalten wird, entgegentreten wollen, auf, ohne Unterschied der Parteistellung in dieser Frage mit uns Hand in Hand zu gehen. Wir sind gerne bereit, überall dahin die Petition zu senden, wo sich Männer finden, die zur Unterzeichnung bereit sind, sowie die Uebermittlung der unterschriebenen Petitionen an die Kammer zu übernehmen; ferner jede weitere Auskunft zu geben. Nur wenn das Volk sich regt, wird endlich dem gerechten Verlangen nach kürzerer Dienstzeit, nach Beseitigung der Thatsache, zu den Hunderten von überflüssigen Offizieren täglich neue zu ernennen, um sie den Tag darauf zu pensioniren, nachgegeben werden müssen. In unserer Stadt belaufen sich die Unterschriften bereits auf 1000. Es wird sich hoffentlich auch in der kleinsten Gemeinde des Landes ein Mann finden, der die Sache in die Hand nimmt.

Für den Ausschuß der Volkspartei in der Pfalz:

Ed. Kroeber.

Wir schließen an diese Aufforderung eine Münchener Correspondenz der „Frankfurter Zeitung“, in welcher ganz besonders die Militärpensionsverhältnisse in Bayern einer scheinbenden Kritik unterworfen werden. Es heißt dort:

„Der letzte Armeebefehl hat im ganzen Lande einen schwer zu schildernden Eindruck hervorgebracht. Eine Menge von Offizieren, meistens höherer Grade, wurden pensionirt, die sehr wohl fortdienen konnten und großentheils auch fortdienen wollten. Sie vermehren nun die ohnehin enorme Menge bereits vorhandener Pensionisten. Man könnte und würde mit der Maßregel einverstanden sein, wenn sie den Zweck hätte, alle Stellen eingehen zu lassen. Allein dies ist nicht der Fall. Vielmehr scheint es, daß die Beseitigten nur entfernt werden, um Anderen Platz zu machen. Dies ist um so unbegreiflicher, da noch Hunderte von überzähligen Offizieren aus dem letzten Kriege der Staatskasse zur Last fallen, weil nämlich bei Beendigung dieses Krieges, als die Unmöglichkeit der Fortführung derselben bereits augenscheinlich und die Friedenszeiten sogar schon abgeschlossen waren, gleichwohl eine Monitrebeförderung in der Armee erfolgte. Vielleicht trägt gerade der neue Armeebefehl bei, den Anträgen, welche man mit Bekümmerniß vom Abg. Kolb als Referenten über das Militärbudget erwartet, besseren Eingang zu verschaffen und ihm ein Ueberreichen der jetzigen Hindernisse zu erleichtern. Daß es so wie jetzt nicht fortgehen kann, wagt kaum Jemand zu bestreiten. Aber wird der nöthige Muth vorhanden sein, um wirksamen als bisher Abhilfe schaffend einzutreten in Anwendung zu bringen? Lassen Sie es mich aussprechen: ich glaube es nicht, wenn das Volk nicht selbst energisch eintritt, ähnlich wie in Württemberg.“

---

* Madame Therese
oder
die Freiwilligen von 1792
von
Erckmann-Chatrian.
(Uebersetzt für den Pfälzer Demokrat.)
(34. Fortsetzung.)

„Sie wollen also fort!“ wiederholte der Onkel im Tone der Verzweiflung. — „Ja, Herr Doctor, ich will fort, um Ihnen großen Verdruß zu ersparen. Sie sind zu gut, Sie sind zu großmüthig, um die harten Kriegsgesetze zu kennen. Sie wollen nichts als die Gerechtigkeit, aber in Kriegszeiten ist die Gerechtigkeit nichts; die Macht ist Alles. Die Preußen sind Sieger, sie können thun, was sie wollen, und weil dies ihre Vorschrift ist. Die Soldaten kennen nur ihre Vorschrift: das Geld, das Leben, die Ehre, die Vernunft der Menschen beachten sie nicht; ihre Vorschrift geht Allem voran.“

Der Onkel lehnte sich zurück in dem Lehnstuhl, seine Augen standen voll Thränen, und er wußte nicht, was antworten; er hatte nur die Hand der Frau Therese ergriffen und drückte sie mit außergewöhnlicher Bewegung, dann erhob er sich mit ganz verstörtem Gesicht, sing wieder an, auf- und abzugehen, indem er unverständliche Worte des Menschengeschlechts das ewige Verderben wünschte, Richter und Lumpen seines Gleichen verfluchte, und mit Donnerstimme erklärte, daß die Republikaner Recht hätten, sich zu vertheidigen, daß ihre Sache gerecht wäre, daß er sich einzöge und alle alten Gesetze und alle alten Bücher von Ordonnanzen und Verfassungsgesetzen der Art nur den Abeligen und den Mönchen Vortheil gegen die armen Leute gedoten hätten. Seine Wangen rötheten sich; er stolperte; er sprach nicht mehr, er murmelte für sich, er sagte, daß Alles durchaus abgeschafft werden müsse, daß allein der Muth und die Tugend regieren sollten, und endlich, in einer außergewöhnlichen Begeisterung, die Arme gegen Frau Therese ausgestreckt, und die Wangen bis an den Nacken gerothet, schrie er ihr vor, mit ihm in den Schlitten zu besteigen, damit er sie zu einem befreundeten Holzhauer hoch im Gebirge führe, wo sie in Sicherheit wäre; er reichte ihr die Hände und sagte: „Lassen Sie uns fortgehen .... Sie werden gut aufgehoben sein bei dem alten Thomas, welcher mir sehr ergeben ist; ich habe ihn und seinen Sohn gerettet; sie werden Sie verdergen .... Die Preußen werden Sie nicht in der Schlucht von Lauterfels nicht suchen.“

Aber Frau Therese weigerte sich, indem sie sagte, daß die Preußen ihn arretiren, wenn sie sie in Ansatt nicht mehr finden würden, und daß sie lieber risiiren würde, auf der Landstraße umzukommen vor Müdigkeit und Kälte, als daß sie einen Mann einer Gefahr aussetzen wollte, der sie unter den Todten gerettet habe.

Sie sagte das mit sehr lebhafter Stimme, aber der Onkel achtete nicht mehr auf ihre Gründe. Ich

Digitized by Google

erinnere mich deutlich, was ihm am Meisten zu schaffen machte, war, Frau Therese fortgesetzt zu sehen von barbarischen Menschen, von Wilden aus dem Innern von Pommern; er konnte diesen Gedanken nicht ertragen und rief: „Sie sind schmach — Sie sind noch krank — diese Preußen achten nichts; es ist eine Race voll Prahlerei und Rohheit; Sie wissen nicht, wie sie ihre Gefangenen behandeln; ich habe es gesehen; es ist eine Schande für mein Land, und ich hätte es gerne verborgen; aber ich muß gestehen, daß es schrecklich ist."

„Ohne Zweifel, Herr Jakob, ich kenne es von alten Gefangenen unseres Bataillons. Wir gehen zwei und zwei, vier und vier, traurig, manchmal ohne Brod, oft getrieben von der grausamen Escorte. Aber die Landleute sind gut bei Ihnen, es sind brave Leute — sie haben Mitleid — und die Frauen gefen sind lustig, Herr Doktor, nur der Weg wird mühselig sein, und dann noch finde ich jetzt oder zwanzig von meinen Kameraden, welche bereit sein werden, mein kleines Packet zu tragen; die Franzosen nehmen Aufsicht auf die Frauen. Ich sehe es schon zum Voraus," sagte sie ganz melancholisch lächelnd; „Einer wird vorausgehen und ein altes Lied aus der Auvergne singen, um den Schritt zu markiren, oder ein fröhliches Lied aus der Provence, um Enteren grauen Himmel zu erheitern; wir werden nicht so unglücklich sein, wie Sie denken, Herr Jakob."

Sie sprach ganz sanft; ihre Stimme zitterte ein wenig, und je länger sie sprach, sah ich sie ganz deutlich mit ihrem kleinen Packet in der Reihe der Gefangenen, mit mein Herz bluten. O! ich fühlte erst dann, wie sehr wir sie liebten, wie sehr es uns bekümmerte, daß man sie zwang, von uns fortzugehen, denn auf einmal brach ich in Thränen aus, und der Onkel setzte sich an seinen Sekretär, die Hände vor dem Gesicht, blieb er ruhig, aber dicke Thränen rollten über seine Hände, selbst Frau Therese, als sie dies sah, konnte sich des Schluchzens nicht enthalten, sie nahm mich sanft in ihre Arme, küßte mich und sagte: „Weine nicht, Fripel, weine nicht so — Ihr werdet zuweilen an mich denken, mich wohl? Ich, ich werde Euch nie und nimmer vergessen."

Scipio allein blieb ruhig und lief um den Ofen herum; er betrachtete uns, ohne unsern Kummer begreifen zu können.

Es war gegen zehn Uhr, als wir Liebreich in der Küche das Feuer anzünden hörten, wir wurden nun etwas ruhiger. Dann duftete der Onkel heftig und sagte: „Sie werden fortgehen, Frau Therese, weil Sie es unbedingt wollen; aber es ist mir unmöglich, zuzugeben, daß diese Preußen hierherkommen, um Sie zu holen, wir können nicht, daß Sie fortführen unter den Augen des ganzen Dorfes. Wenn eine von diesen Creaturen ein hartes oder unverschämtes Wort an Sie richtete, so würde ich mich vergessen, denn jetzt ist meine Geduld zu Ende; ich fühle es, und ich wäre nun zum Aeußersten fähig."

„Erlauben Sie mir denn, daß ich Sie selbst nach Kaiserslautern fahre, ehe diese Leute hierherkommen, wir werden morgen früh um 4 oder 5 Uhr auf meinem Schlitten fortfahren; wir werden den geraden Weg einschlagen, und spätestens bis Mittags werden wir dort sein. Ist es Ihnen so recht?"

„Ich? Herr Jakob, wie könnte ich Ihnen dieses letzte Zeichen Ihrer Zuneigung abschlagen", sprach sie ganz ernsthaft. „Ich nehme es mit Dankbarkeit an."

„Also machen wir es so," erwiderte der Onkel ernsthaft. „Und jetzt wollen wir unsere Thränen trocknen und so viel wie möglich diese bittern Gedanken vertreiben, um uns nicht die letzten Augenblicke, die wir nun noch zusammen verbringen, zu verbittern."

Dann kam er, küßte mich, strich mir die Haare aus dem Gesicht und sagte: „Du bist ein gutes Kind, Fripel, Du hast ein ausgezeichnetes Herz. Erinnere Dich, daß Dein Onkel Jakob heute mit Dir zufrieden war: Es ist ein guter Gedanke, daß man Dir jenigen, die man liebt, beständig hat."

XV.

Von da an war die Ruhe bei uns wieder hergestellt. Ein Jeder dachte an die Abreise der Madame Therese, an die große Leere, die bald nach in unserm Hause machen würde, an die Traurigkeit, welche nun lange Zeit auf die schönen Abende, die wir miteinander zugebracht, folgen würde, an den Schmerz des Onkels, von Kobel und des alten Schmidt, wenn sie diese schwimmen Kranzleiten hören würden; je mehr man darüber nachdachte, desto mehr fand man Grunde, trostlos zu sein.

Was mir am schwersten ankam, war die Trennung von meinem Freunde Scipio; ich wußte es nicht zu sagen, aber wenn ich dachte, daß er fortgehen würde, daß ich nicht mehr mit ihm im Dorfe spazieren gehen könne, von Irdermann bewundert, daß ich nicht mehr das Glück haben würde, ihn exerzieren zu sehen, und daß ich nun wie zuvor allein herumziehen würde, die Hände in den Hosentaschen, die Baumwollmütze über die Ohren gezogen, ohne Ehre und ohne Ruhm. Ein solches Unheil schien mir der Gipfel der Verzweiflung zu sein. Und was mich noch am meisten mit Bitterkeit erfüllte, war, daß Scipio herdegelommen war, sich vor mich hinsetzte, und mich mit nachdenklichem und trübem Blick betrachtete, und so traurig aussah, als ob er verstanden hätte, daß wir uns trennen müßten fur alle Zeit. Oh! wenn ich heute noch daran denke, so verwundere ich mich, daß meine dicken, blonden Locken bei diesen trostlosen Betrachtungen nicht ergrauten. Ich konnte selbst nicht mehr weinen, so arg war mein Schmerz. Ich blieb nun ruhig mit über die Knie geschlungenen Händen sitzen. Der Onkel ging auf und ab, von Zeit zu Zeit hustete er leise, indem er seinen Schritt verdoppelte. Frau Therese aber trug ihre Kunkel und trug ihrer rothen Augen Keißig; sie hatte den alten Weißzeugschrank geöffnet, und schnitt von der alten Leinwand eine Art Sack mit Doppelung, um ihre Reiseeffekten hineinzupacken. Man hörte die Schere auf dem Tische kreischen, und sie setzte die Stücke mit ihrer gewöhnlichen Geschicklichkeit zusammen. Endlich als Alles bereit war, nahm sie Nadel und Faden aus ihrer Tasche; dann setzte sie sich, flechte den Fingerhut an den Finger und, von diesem Augenblick sah man nichts mehr als ihre Hand, die wie der Blitz auf und ab ging.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Million und eine Million.

Wir hören jetzt fortwährend von Millionen und wie viele Millionen dieser und jener Staat Kriegscontribution an Preußen bei zahlen müssen. Wir haben so ziemlich eine Idee davon, was man mit einer Million Thaler anfangen könnte, aber wir glauben, daß es unter Tausend wenige Personen gibt, welche eine richtige Idee der Quantität oder Vortheilung der Zahl haben, welche eine Million bezeichnet. Zum Beispiel, wenn ihr Jemand fragen wolltet, wie viel Zeit es ihn kosten würde, eine Million Punkte mit der Feder auf's Papier zu machen, so würdet ihr gewiß eine lächerliche Antwort erhalten.

Erlaubt uns daher die Behauptung, die auf mehrmalige Versuche gründet, daß dieses einem gewandten Schreiber 14 Tage Zeit kosten würde, wenn er täglich 6 Stunden in einem fort und ununterbrochen damit zubrächte und nichts thun würde, als die Feder ins Tintenfaß zu tunken und Punkte aufs Papier zu machen.

Dies mag unsern Lesern eine annähernde Idee von der Quantität oder Zahl geben, die eine Million in sich begreift.

Man verstehe es selbst, lege die Uhr neben sich und arbeite einmal nur 10—20 Minuten auf solche Weise und suche sich mittelst Addition und Multiplikation das Resultat selbst heraus.

Aber was ist eine Million im Vergleiche zu einer Billion? Es ist fast Nichts.

Nun, was ist aber eine Billion?

Eine kurze Antwort wird hinreichen für eine lange Antwortsverbreitung.

Es ist eine Million — Millionen!

Aber wer sollte das zählen können?

Kein Mensch!

Ein schneller Bank- oder anderer Cassirer kann in einer Minute höchstens 160 zählen. Nehmen wir aber an, er brächte es auf 200, dann wurde er in einer Stunde bis 12000, in einem Tag bis 288,000 und in einem Jahre bis 105,120,000 kommen.

Laßt uns nun annehmen, daß Adam vom Anfange seines Lebens zu zahlen begann, und das Zählen fortsetze und bis heutigen Tages noch zählte, so würde er noch der gewöhnlichen Zeitrechnung der Erschaffung der Welt, jetzt noch nicht einmal damit fertig geworden sein. Um nur eine Billion zu zählen, erfordert es gerade 9520 Jahre, 34 Tage, 5 Stunden und 20 Minuten.

Angenommen, dem ersten Adam wären jeden Tag 12 Stunden für Ausruhen, Essen und Schlafen gegönnt gewesen, so würden über 19,024 Jahre, 60 Tage, 10 Stunden und 40 Minuten nöthig gewesen sein.

† (Gewerbe-Ausstellung der Arbeiter in London.) Der in Frankfurt für diese Ausstellung niedergelegte Ausschuß hat ein Rundschreiben an die Arbeiter- und Gewerbe-Vereine zur Betheiligung von Ostbaustellungen zu diesem Zweck gerichtet. Die Ausstellungsgegenstände müssen bis Ende Juni in London sein, alle Anfrage Mai entweder an den Central-Ausschuß in Frankfurt oder direkt nach London abgeschickt werden. Wo es die Umstände erlauben, können die Arbeiten vorher am Orte selbst ausgestellt werden. Ansmehrsvorsitzer sind dem Frankfurter Ausschuß: zu haben. — Der große Vortheil solcher Arbeiter-Ausstellungen liegt darin, daß man nun auch einmal Diejenigen selbst kennen lernt, welche die Gegenstände anfertigen, wegen deren diese und jene Industrie einen Ruf hat, daß die Arbeiter, Gesellen und Meister, durch das Vergleichen ihrer Arbeit mit anderer, zu gediegerer Ausbildung und Vervollkommnung derselben veranlaßt werden, alle Verbesserungen und Forschritte, die gemacht worden sind, kennen lernen, und mancher Arbeiter und Meister durch neue Verbindungen, die in Folge der Veröffentlichung ihrer Namen angeknüpft werden, seine Lage verbessern kann. Es ist eine Ausstellung nicht blos Arbeiten von Gehilfen zugelassen, sondern überhaupt von Jedem, also auch von Meistern, nur müssen die Gegenstände vom Aussteller selbst angefertigt sein. Es sollen nur gut gearbeitete Sachen gestattet werden, keine Sachen, die lange lag, Modeartikel; und zwar soll Jeder Das arbeiten, was er am besten versteht, was er tüchtig fertigt, so daß auch die Arbeitsübertheilung vollständig eingehalten und sichtbar ist. Es ist gestattet, daß mehrere Arbeiter sich zur Herstellung eines Gegenstandes verbinden. Näheres Auskunft über Alles ertheilt der Frankfurter Ausschuß, der auch Meldungen entgegennimmt. In Hessen, Württemberg und Baden ist der Betheiligung bereits sehr lebhaft, die rechtsmäßigen Elemente werden hoffentlich nicht zurückbleiben. (Frankf. Arbeitgeber.)

Erschienene Neuigkeiten

des Buch-, Kunst- und Musikalienhandels.

Alle hier angezeigten Bücher, Musikalien ꝛc. ꝛc. werden durch die Buchhandlung Ph. Rohr in Kaiserslautern gegen Einsendung des Betrages in Postmarken oder durch Postanweisung franco zugesandt werden.

Rohr, M., Vollständigstes Taschenbuch für Jünglinge u. Körperverbesserung zur Beauenntlichkeit wie zum Selbstunterricht. Zum Vorbereitung für alle Stunden ungeschickt. 5. Auflage. — Mannheim, Selbstverlag des Verfassers. 3 Hefte 3 M. 12 kr.

Neumann, G., Deutsches Briefsteller-Tarif-Buch für die gesammte telegraphische Correspondenz. — Berlin, Gratt Schneider und Co. 1 fl. 12 kr.

Jschaffe, G., Handbuch der Musikart. 1 Liefg. — Berlin, G. Grobe. 12 kr.

Braune, H., Vollständige kaufmännische Arithmetik. 2. Auflage. — Berlin, Wiegandt. 1 Thlr. 15 Sgr.

Goldene Aue. 1. Band. 1. Heft. — Leipzig, H. G. Hellfest. 1 fl. 12 kr.

Schatzl, E., Handbuch der Pädagogischen Literatur. 3. Theil. Leipzig, A. Klinkhard. 1 fl.

Bürer, O. F., Arithmetisches und Algebra zum Selbstunterricht. — Leipzig, Fr. Brandstetter. 2 fl. 24.

Bremer, Friederike. Ausgewählte Werke. 1—9. Lieferung. Leipzig, Friedrich's Verlagsbuchhandlung 4 Sgr. die Lieferung.

Lehren der modernen Chemie für Kattunfabrikanten. — Wiesbaden, Schellenberg'sche Buchhandlung. 30 kr.

Echo francais. 1856. Nro. 1. Kempten, Kösel'sche Buchh. pro Semester 1 fl. 48 kr.

Klagen und Beschwerden gegen Urtheilen 100 Präzesse auf dem „Römischen Rechte." Ein Hülfsbuchlein für den rechtsfindungen Bürger- und Landmann zur Führung des Parteiamts. 45 kr. — Würzburg, Stahel'sche Buchhandlung. 45 kr.

Claudius Collin, C. Taschenbuch der Geometrie in Fragen und Antworten ꝛc. — Würzburg, Stahel'sche Buchhandlung. 42 kr.

Stahel'sche Prämien-Bibliothek für einjährig Freiwillige. 2. Bändchen. Mathematik. 3. Bdchl. Geometrie in Fragen und Antworten. — Würzburg, Stahel'sche Buchhandlung. 36 kr.

Kamele, H. F. Decimal-Rechnen wie es bei den neuen Maßen und Gewichten angewendet wer-den muß. — Berlin, Heimann. 36 kr.

Illustrirter Volksfreund-Kalender. Lahr, M. Schauenburg. — 27 kr.

Taschenkalenderbuch. Freut euch des Lebens. Plauen, M. Schäfer. 27 kr.

Gavarr, G. Wegweiser in der vergleichende Anatomie für Studirende. Zunächst für Freunde der Naturwissenschaft. — Leipzig, H. Matthes. 54 kr.

Tschudi, J. J. Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber. 1. Heft. — Leipzig, A. Brockhaus. 1 fl. 12 kr.

Stöcker, Ernst. Lehre den Umgang der Menschen. — Hannover, Hahn'sche Hofbuchh. 1 fl. 48 kr.

Schrm, Prof. A. J. Deutsch-amerikanisches Conversations-Lexikon. Lfg. 1. Nem-York. Verlagsexpedition.

Weber, Dr. G. Lehrbuch der Weltgeschichte. 2 Bde. — Leipzig, W. Engelmann. 3 fl. 36 kr.

Das neue Blatt, ein illustrirtes Familienjournal. Heft 1. Nr. 1. — Leipzig, H. H. Payne. 9 kr.

Bauer, C. F. Neueste Karte der Erde. Stuttgart, J. Maier. 3 fl. 30 kr.

Verantwortliche Redaction, Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Hierzu eine Beilage.

Digitized by Google

Pfälzer Demokrat

und

Sonntags-Blatt.

Organ der deutschen Volkspartei in der Pfalz.

Wöchentliche Gratis-Beilage zur „Pfälzischen Volkszeitung."

Für Nichtabonnenten der „Pfälz. Volkszeitung" vierteljährlich 18 kr.

Nro. 9. **Kaiserslautern, 27. Februar.** **1870.**

An die Genossen und Freunde der Volks-Partei.

Auf den Wunsch des Volks-Vereins Neustadt hat der unterzeichnete Ausschuß beschlossen:

Sonntag, den 6. März, Nachmittags 3 Uhr, im Saale des Schießhauses

bei Neustadt an der Haardt eine größere Versammlung der Partei abzuhalten und hierzu Parteigenossen und Freunde von Nah und Fern einzuladen.

Tagesordnung:

I. Das Programm der Volks-Partei, insbesondere die Stellung der Partei gegenüber den anderen Parteien. II. Die Wehrfrage. III. Die Wahl von 2 Mitgliedern in den Landesausschuß für den Bezirk Neustadt.

Mit demokratischem Gruß und Handschlag.

Der Ausschuß der Volks-Partei in der Pfalz.

Ad. Kroeber. E. Gelbert. Jos. Altschüler. J. Herrmann. J. Theobald. D. Luthringshausen. A. Wagner.

D. Aus den Erinnerungen eines gemeinen Soldaten.

Ehe ich Soldat wurde, hatte ich noch gar nicht darüber nachgedacht, was es heißt, eine Uniform zu tragen.

Die Gewohnheit hatte mich durch das Beispiel so vieler Andern gedankenlos gemacht, und als die Zeit erschien, wo ich ihnen folgen sollte, gewährte meinem jugendlichen Sinne die Aussicht auf einen bunten Rock und das Leben in der Kasernenluft sogar einen gewissen Reiz der Neuheit. Ein recht unbehagliches Vorgefühl mischte sich zwar hinein, doch war ich mir nicht klar bewußt, was es mir bedeuten wolle.

Ich betrank mich bei der Einreihung, sang sehr übermüthig tapfere Kneipenlieder und renommirte meine letzten freien Augenblicke hinweg, die Galgenfrist des Uebergangs in den neuen Zustand fast unbewußt zur Selbsttäuschung benützend. Ich glaube, selbst der Sklave, wenn er von der afrikanischen Küste die verhängnißvolle Fahrt nach der amerikanischen beginnt, weiß in dem Uebergang in die neue Welt einen tröstenden Reiz der Veränderung aufzufinden.

Bei mir hielt dieser Reiz nicht lange vor. Nachdem ich wie eine Waare durch die Hände der Visitatoren und Taxatoren gegangen war, nahm so ein Mann der uniformirten Gewalt Besitz von mir und trieb mich mit der Sicherheit eines versuchten Eigenthümers in den Stall: „Kaserne!" genannt.

Die Kleider meiner freien Jugend wurden mir ausgezogen, und man steckte mich in ein buntes Wamms, das noch nach dem Angstschweiß seines frühern Trägers duftete.

Mit Sack und Pack behängt und ein Instrument in der Hand, an welches ich nun Jahre lang sollte gefesselt bleiben, ward ich in eine Kammer gewiesen, wo ich mich in Gesellschaft fremder Kameraden auf den Beginn des Dienstes vorzubereiten hatte.

Man befahl mir, mein Geschirr in Ordnung zu bringen, mein Mordwerkzeug zu putzen und mir Liebe zur Waffe anzueignen.

Liebe zur Waffe! Das war mir ein schreckliches Wort. Was es heißt, seine Eltern oder seinen Schatz zu lieben, das wußte ich zwar, aber Liebe zur Waffe, zu einem Stück Eisen, womit man seinen Nebenmenschen tödtet, kam mir schlimmer vor, als Liebe zum Kerker.

Ich begann zu begreifen, daß ein Verhältniß, in welchem dem Menschen so widernatürliche Forderungen gestellt werden, um ihn aus seinen angeborenen Vorstellungen herauszuschrecken, ein nicht ganz menschliches Verhältniß sein, müsse und nur auf die Verkehrung aller vernünftigen Begriffe gegründet sein könne.

Nachdem ich über die Liebe zur Waffe nachgedacht hatte, machte man mir begreiflich, wie es mir ergehen werde, wenn ich mir nun diese Liebe nicht anzueignen verstehe. Man las mir die Kriegsartikel vor.

Wo war ich hingerathen? Es summte mir in den Ohren von lauter Arrest und Todtschießen, ich kam mir vor wie ein Capitalverbrecher, nach welchem sich von allen Seiten her eine Büttels- und Henkersfaust ausstreckte. Was hatte ich denn gethan? Nichts, nicht das Mindeste, und doch überlief mich eine Angst, als sei ich das personifizirte böse Gewissen.

Das böse Gewissen meines natürlichen Menschenthums stellte mir nämlich vor, daß es mir schwer werden würde, mir die esorderliche Liebe zur Waffe und Liebe zum Dienst anzueignen.

Die commandirenden Gesichter, die rings um mich her schreckhaft genug dreinsahen, die Kriegsartikel, die Kasernenmauern, alles Das sah so liebloch aus, daß ich mir die Liebe zur Waffe gern angeschafft hätte, um die ganze Wirthschaft aus der Welt zu schaffen. Doch diese revolutionären Gedanken legten sich bald. Am andern Tag begann das sogenannte Exerziren. Ich wurde mit einer Menge „Kameraden" in eine Reihe gestellt, und dann ginge an die Zubereitung meiner Gliedmaßen zum . . . „Dienst".

Ich hatte früher oft auf meinen gesunden, gerade gewachsenen Beinen gestanden, hier und dort, so und so, aber das war Alles nicht auf die rechte Weise zugegangen. Jetzt lernte ich erst gerade stehen, d. h. ein lebendiger Stock werden.

Ich hatte früher Manches gesehen, hieß und das, und mein Auge wußte Alles aufs Korn zu nehmen, wo es galt. Aber das war Alles nicht auf die rechte Weise zugegangen. Jetzt lernte ich erst gradaus sehen. Mochte das „gradaus" in eine Mistpfütze oder in ein Kerkereinser führen, das war einerlei, ich hatte nicht zu sehen, sondern nur die Augen gradaus zu richten, d. h. eine Art Wachsstigur vorzustellen.

Früher hatte ich eine ganz gute Haltung, ich hielt mich menschlich und natürlich, wie ich aus meinem Kern herausgewachsen war.

Jetzt lernte ich militärische Haltung. Ich mußte mich auf den großen Zehen balanciren, als sei es höchste Pflicht eines gerrenen Unterthanen, beim 1. Commando auf die Nase zu fallen; mußte den Bauch einziehen, als sei ich von patriotischem Grimmen befallen; mußte den Hinterthail vorstrecken, als gälte es eine stete Bereitschaft zum Empfang von Stockprügeln; mußte die Brust herauswerfen, als sollten die feindlichen Augeln an ihr abprallen; mußte den Kopf in den Nacken werfen, als wolle man mich barbiren, und vor allen Dingen — ja das Vaterland wäre zu Grunde gegangen, wenn ich das nicht gethan hätte — ich mußte die Hände gestreckt an die Beine legen, so daß der kleine Finger genau die Hosennaht berührte.

Einst beim Exerziren war mir's plötzlich, als höre ich ein dumpfes Gemurmel, es wurde mir schwül, als ob Gewitterwolken am Himmel heraufzögen, die Erde selbst schien mir zu zittern; liefen nicht die Menschen wie beängstigt durcheinander, geriethen nicht die Telegraphen in Bewegung, bellten nicht die Hunde, und kamen nicht alle Behörden auf die Beine? Kurz, mir war es, als drohte die Welt aus den Fugen zu gehen. Niemand hätte mir den Grund dieser schrecklichen Unordnung und Aufregung verrathen können. Ich selbst strengte mich sehr an, um dahinter zu kommen, was eigentlich vorgehe und drohe, und ging gewissenhaft mit mir zu Rath.

Endlich fiel es mir ein und ich fragte mich: hast du auch wohl den kleinen Finger an der Hosennath? Und siehe da, das war's. Mein kleiner Finger hing einen halben Zoll von der Nath entfernt. Ich erschrak im Innersten, faßte mich aber und zog in der Stille ganz unmerklich den kleinen Finger an die Hosennath heran. Was geschah?

Alles begann sofort sich zu beruhigen, das Vaterland war wieder im Geleise, und jeder Hund war wieder in seiner Hütte.

Als mein Verstand soweit ausgebildet war, daß er sich einige Begriffe von militärischer Haltung aneignen konnte, begann der „militärische Gang". — Ich war früher ein ganz guter Fußgänger gewesen, und setzte die Füße ganz manierlich.

Aber dieser Gang war der richtige nicht, es war bloß der menschliche. Der militärische Gang ist ein anderer.

Den linken Fuß hebt man zuerst in die Höhe, läßt ihn in der Luft schweben wie ein Storch, setzt ihn dann mit zusammengekniffenen Zehen und gestreckten Bein unpädglich nieder und schnellt in dem nämlichen Augenblick den rechten Fuß in die Luft. Es verstehet sich, daß der kleine Finger dabei stets an der Hosennath bleibt. Den rechten Fuß setzt man in derselben Weise nieder, wie den linken und schnellt dann sofort wieder den letztern in die Luft.

Digitized by Google

Diese wunderbare Kunst ist die Kunst des Links und Rechts.

Hat man in dieser Kunst einige Fertigkeit erlangt, so kommt man zu der Ehre, an dem Exerziermeister, der in einiger Entfernung steht, als wolle er das Dampfschiff anlanden sehen, mit dem kleinen Finger an der Hosennaht vorbeizumarschiren und ihn dabei scharf anzusehen, wie wenn man eine ungeheure Feindschaft gegen den Mann fühlte. Es spricht Ihre im Grunde in diesem scharfen Blick nur entfernte Liebe aus, Liebe zu der Waffe und zu Denen, welche einem diese Liebe beibringen. Es kommt bei jenem Blick vor Allem darauf an, daß von der Augenlinke des Blickenden bis zur Augenlinke des Angeblickten eine gerade Linie führt. Wird die Linie des Angeblickten nur um ein Haarchen verfehlt, so ist wieder ein Grund zu der größten Unordnung im Vaterlande gelegt und jene wohlthuende Befriedigung, welche den schönsten Lohn für ein gelungenes Werk bildet, ist in der militärischen Brust nicht vorhanden. Das Unbefriedigt-der Unvollständigkeit bescheidet das Gefühl wie eine Mahnung der Nemesis und höchstens ist eine gelungene Wiederholung im Stande, das gestörte Gleichgewicht der Wage des „Bewußtseins“ wieder herzustellen.

Nachdem man so weit in der Cultur vorgeschritten ist, daß man die militärische Haltung und den militärischen Gang nebst Zubehör sein Eigenthum nennen kann, beginnt dieselbe Arbeit von Neuem — unter dem Gewehr. Man gelangt zu dem verbesserten Fortschritt, auf den Zehen balancirend, den Hintertheil herausstrecken, den kleinen Finger an die Hasennaht legen, Absenspringe ausführen und dem Vorgesetzten in die Linke schauen zu können — mit dem Morchwerkzeug in der Hand. Die Liebe zur Waffe beginnt schon merklich zu wachsen, und wenn man dieselbe nach vollbrachter Arbeit in der Kaserne zurückbringt, möchte man sie laden, um sich vor lauter Liebe todt zu schießen.

Noch im Traume sieht man den Officier und hört ihn kreischen:

„Der fünfte Mann im zweiten Glied steht einen halben Zoll zu weit vor. — Zurück! Noch etwas zurück! Noch ein Stärchen zurück! So! das Vaterland zu gerettet.“

„Der Flügelmann im dritten Glied hat das Gewehr nicht genug angezogen. Donnerwetter, jetzt! Er's Gewehr an! Es hängt einen Zoll drei Linien hin'en. Soll denn die Welt zu Grunde gehen durch den einen Kerl? — — Bataillon vorwärts — — Marrrrrsch! —“

Eltern, Freunde, Geschwister, Geliebte, Volk, Menschheit, hellt mir doch einen einzigen vernünftigen Grund finden, warum ich diese Erniedrigung, diese Verrichtung, diese Entmenschung, diese gähnende, todtmachende, hirnoergehrende Geistlosigkeit, Jahre lang durchmachen muß? warum mein Leid kein Lebensgrund mehr sein soll, gerade hart, als in dem vorgeschriebenen Geleise des Gehorsams? warum ich ohne Frage und ohne Recht dem Commando preisgegeben sein und den Menschen in mir stumm und leblos unter die Füße treten lassen muß? warum mein Menschenthum wie Papierteig gepreßt werden muß in diese entsetzliche Form des Drills? warum ich Jahre lang in dieser Form frechen, gähnen und zähneknirschen, warum ich Jahre lang mein Leben, meinen Beruf, meine Familie als verlorene betrachten? warum ich Jahre lang als erwerbslose Maschine den Schweiß meiner Arbeitsbrüder verzehren, warum ich Jahre lang in den kleinlichsten, sinnlosesten Kunststücken mich zum Narren einüben und zugleich zittern muß vor jedem Versuch gegen das Mordreglement?

Ehrere, sein thr's, die dieß von mir verlangen? nein, nein! Geschwister, seid ihr's? nein! Geliebte, bist du's? nein! Freunde, seid ihr's? nein! Mein Volk, bin du's? nein! Menschheit, bist du es? nein! Wer ist es denn?? —

O ihr unglücklichen, glücklichen Auswanderer, jetzt begreif' ich euch!

Wie war das ganze System, unter dem ich Jahre lang gelenkt habe, berechnet, um mich meinen Zustand nicht erkennen zu machen! Man sagte mir vor, ich besitze eine ungeheure Liebe zur Waffe und zum angeborenen Königthum. Man schwatzte mir vor, der Patriotismus liege im Gewehrtragen, im Parademarsch und im Hurrahschreien; man schwatzte mir vor, ich erfülle einen Menschenberuf, wenn ich recht vorschriftsmäßig den kleinen Finger an die Hosennaht legen, das Mordinstrument handhaben, vor Paradepferden mit Festigkeit die Beine war mich hinwerfen und ähnliche drollige Künste vollführen könne. Man schwatzte mir so viel vor, und ich hörte Alles in so sicherer, hergebrachter, imponirender Weise, daß ich es schließlich mitunter selbst glaubte. Ich log mir vor, daß es erlaubend sei, nach dem Takt betäubender Musik und schreckspitzer Kalbfelle mit Menschenmassen daher zu taumeln; ich log mir vor, daß es großartig sei, massenweise die Luft mit Pulverknall zu füllen; ich log mir vor, daß in dem paradirenden Scrollamus, welcher vor jedem Würdenträgern massenweise seine Aufsätze hält, eine männliche Thätigkeit liege; ich log mir vor, daß ich ein Bürger und Mensch sei, wenn ich auf Commando Hoch schreie; ich log mir vor, daß es nicht erniedrigend, nicht niederträchtig sei, sein freies Menschenthum mit sklavischer Aufopferung unter die Füße eines — — — Gehenkenlern treten zu lassen. Jetzt sehe ich diese Lügen ein, ich erblicke vor mir einen Abgrund von Erniedrigung und Selbstvorgeffenheit, ich verfolge dieß ganze System in seine Gründe und Bodenlosigkeit hinein und — mit grauen und Schaudern! —

Ich sage mir: der Soldat thut auf, ein Mensch zu sein.

Was denkt er? Er hat gar keine Gedanken, denn er wird zur lebenden Maschine abgerichtet.

Was fühlt er? Er hat kein Gefühl, denn er gleicht der Waffe, die er trägt.

Was will er? Er hat gar keinen Willen, denn er ist nur ein blindes, preisgegebenes Werkzeug des Commandos.

Das Commando befiehlt ihm, den Hungernden zu tödten, der in seinem windenden Schmerz an eine Schranke der Gewalt geflogen, die ihn gänzlich ausgefogen, und er — — tödtet den Hungernden.

Das Commando befiehlt ihm, den Volksfreund zu tödten, der ihm und seinen Mitmenschen Freiheit und Glück zu erringen strebte, und er tödtet — den Volksfreund.

Das Commando befiehlt ihm, seinen eigenen Bruder zu tödten, den sein Menschengefühl auf die Seite des unterdrückten Volkes trieb, und er — tödtet seinen Bruder!

— — — — — — — —

Mit laut' trauriger Einsicht bin ich endlich nach überstandener mehrjähriger Qual zu den Meinigen zurückgekehrt. Was ich aber zugleich mit meiner Einsicht nach Hause gebracht, ist eine klassische Furcht, eine ruhelose Angst, welche sich für jeden Versuch gegen die anerzogenen Pflichten der Subordination, Rechtlosigkeit und Selbstverniedrigung, Gesängniß und Tod verdirgt.

Ich fühle meinen Rechtssinn gebrochen und meine Männlichkeit schon angefault. — Aber ich will mich ermannen und werde wieder ein freier Mann werden.

So viel steht mir in mir fest, der größte Fluch der Menschheit sind die stehenden Heere; sie bienen jedem andern Unsinn zur Stütze.

Ist es nicht ein haarsträubender Gedanke, daß die Völker diesen Fluch sich aufladen lassen, während es ihnen klar sein muß, daß er durch keinerlei Nothwendigkeit erzeugt wird? —

Ist es nöthig, daß die Jugend des Landes ihre beste Zeit hinopfert, um sich zu unmenschlichen Maschinen abrichten zu lassen?

Ist es nöthig, daß dem Lande das Mark ausgesogen wird, um die furchtbaren Kosten für jene Abrichtung aufzubringen?

Ist es nöthig, daß ein Heer gepuzter Müssiggänger gleich Cambisanten oder Kunstreiter durch die Straßen herumzieht, Paraden abhält, die Geistlosigkeit zum System macht, und das Menschenwürdige als Unsinn betreibt?

Ist es nöthig, daß unter der Zuchtruthe barbarischer Gesetze der eine Theil des Volkes dem andern als ein drohender Henker gegenüber gestellt wird? —

Nein, es ist nicht nöthig, für das Volk ist es nicht nöthig, für die Erhaltung des Staates ist es nicht nöthig, nöthig ist es nur zum Schutz der Feinde des Volkes!

Wer läßt sich nun nach durch die Albernheit bethören, daß es nöthig sei zum Schutz gegen das Ausland? daß um das Volk nach Außen frei zu erhalten, man es im Innern zum Sklaven machen müsse? daß, um es stark zu machen, man ihm die Schuen der Kraft durchschneiden müsse? —

Allerdings, so lange die Völker sich nicht befreundet auf einander Fuß stellen, muß die Vertheidigung des einen Volkes gegen das andere vorbereitet bleiben. Aber diese Vorbereitung fordert nicht, daß ein fein sicher Unterschied in das Volk gelegt, daß ein Theil zum Schutz gegen den andern, daß jahre lang die Blüthe des Volks verkümmert, daß Leib und Seele in Sklavengrundsätzen erzogen werden.

Freie Bürger, wenige Wochen unter vernünftigen Vorschriften unter den Waffen geübt, wissen sich zu schützen!

Ja, mein Volk, mach' es dir klar und glaub' es zu sein, wie die Erde unter deinen Füße ist, daß nur ein freies Volk wirklich wehrhaft ist und zwar ohne jene enthusiastische Dressur, ohne jene erdrückende Kosten, ohne jenen nichtswürdigen Pomp!

Sieh dich um in deiner Nähe, schau nach den Bergen der Schweiz.

Der Bürger der Schweiz hat zur nöthigen Einübung das Gewehr nur so viele Monate zu tragen als du Jahre! Von einem stehenden Heere ist da keine Rede, und die Vaterlandsvertheidiger sind da nur bewaffnete Bürger; selbst die Officiere folgen da ihrem Bürgerlichen Beruf; die Kosten für das Kriegswesen sind im Vergleich mit denen bei uns nicht bedeutend; und dabei kann die kleine Schweiz in wenigen Tagen einem äußern Angriff 200,000 wohlgerüstete Männer entgegenstellen, die jedes dreifache Heer von gleicher Zahl zu Boden schlagen!

Blick' nach Nordamerika! Das zukunftreichste, mächtigste, freieste Land der Erde, nach welchem die sogenannten Mächte dieser Erde mit Eifersucht und Besorgniß hinüberblicken, besteht nicht mehr stehenden Militär, als ihr in einer einzigen euter sogenannten Festungen habt.

Die einzig wahre Wehr und Waffe und der einzig sichere Schutzwall eines Volkes sind der Patriotismus und die Freiheit seiner Bürger!

Ueber die Militärorganisation, von einem alten Soldaten, der den Säbel mit dem Pflug vertauscht hat.

(Eine Zusendung an den Stuttgarter „Beobachter.“)

Was will denn der „Beobachter“ mit seiner Agitation gegen das Militärgesetz? Auch in unsere stillen Schwarzwaldthäler dringt der frische Wind der Agitation herein und rüttelt die Spießbürger aus behaglichem Winterschlafe. Was der „Beobachter“ will — wollen gewiß alle rechtlichen Männer, die es aufrichtig mit dem Wohle des Vaterlandes meinen — Befreiung von einer Last, die, wenn sie nicht vermindert wird, den Ruin Aller herbeiführt, — das ist so wohl, als 2 mal 2 ist vier. In einer Zeit wie der unsrigen, wo man sich mit ernster Frage aller Art beschäftigt, sollte es doch nicht schwer sollen, das Richtige zu treffen — man stelle nur richtige Fragen, und die richtigen Antworten werden nicht ausbleiben.

Man will die Last, die das Militär dem Staate verursacht, vermindern, ohne daß der Staat an Wehrhaftigkeit verliert.“

Um dieses Ziel zu erreichen, muß man vor Allem wissen, welche Anforderungen an einen guten Soldaten zu machen sind. Die wirklich militärische Tüchtigkeit wird sich einfinden, wenn sie in einem Umfeentlichen befreit und steto nur vor Augen hat, einen „Feldsoldaten“ und keine „Parabepuppe“ zu erzeugen.

Der tüchtige Paradesoldat ist es, der die Soldaten so lange an die Kaserne fesselt. Eine unrichtige Arbeitseintheilung ist es, die den Fortschritt in der Ausbildung hemmt. Wenn der Bauer auf dem Felde eben so lange unnütze Beschäftigungen treiben würde, hätten wir bald kein Brod mehr. Nehmen wir die Hauptwaffe, die Infanterie; der Soldat dieser Waffe kann in einem Jahr zu vollkommen ausgebildet werden, wenn man hinsichtlich der Eintheilung der Arbeit so verfährt, wie andere Leute, die keine Soldaten sind, in ihrem Fach verfahren, um ihr Brod ehrlich zu verdienen. Man berufe den Soldaten nicht zu Arbeiten, die nicht in der Ordnung an diesen Ausbildung. Theoretischer Unterricht, Körper- und Waffenübung fallen in zweckmäßiger Abwechslung sich folgen. Zu ein fingerdickes Buch kann man Alles hineinbringen, was für den Soldaten wissenswerth nothwendig ist; der tüchtige Buchbinder muß durch den Offizier zum Soldaten erzogen werden, und nur ein solcher, der dieses kann, verdient wahrhaft den Namen eines Führers. Zweck des theoretischen Unterrichts ist nicht nur die militärische Ausbildung allein, sondern vielmehr die Hebung der allgemeinen menschlichen Bildung. Der Offizier von Bildung wird dem Unterrichte das Trockene, Ermüdende mit Leichtigkeit nehmen, er wird, indem er seinen Zuhörern ein wirkliches Bild der kriegerischen Thatigkeit vorrückt, aufmerksame und dankbare Schüler finden, wenn sie den Dienst verlassen haben, eine freundliche Erinnerung in die Heimath mitbringen. Der einfachste und kürzeste Weg ist, daß man alle alten Reglements in das Feuer wirft und von begabten Offizieren, die vom Gemschgendienst nicht angefressen sind, ein einfaches und von allem Unnützen befreites, wirklich praktisches Dienstvorschriftenbuch entwerfen läßt, das dem Zeitgeist angemessen ist. In kurzem Stunde kann man mit Nutzen mehr vereinfachen, als im Soldatenstande. Wenn man im Frieden den Wachtdienst um neun Zehntel vermindert, wenn man die ganze Lehre von den Ehrenbezeigungen, die so lächerlich sind, durch

Digitized by Google

alle Grade aufhebt, dann bleibt viel Zeit übrig zum wirklich Nothwendigen. Was die Körperübungen anbelangt, soll man immer denken, daß man Soldaten und keine künstlichen Springer heranziehen will; hier ist leicht das Richtige zu treffen. Hauptsache ist, daß der Soldat Herr seines Gewehrs d. h. mit demselben vollkommen vertraut ist und sicher trifft. Alle künstlichen Bewegungen, Präsentiren ꝛc. haben wegzufallen. Der Soldat soll wissen, wie man das Gewehr auf die Schulter nimmt und bei Fuß setzt, es gut und schnell laden und im Handgemenge energisch anwendet; das sind einfache Dinge, die bald erlernt sind. Man gebe jeder Abtheilung eine Anzahl Zimmerbüchsen, die die Form der gewöhnlichen Gewehre haben, um den Mann daran zu gewöhnen; man lasse ihn jeden Tag nur 3 Schüsse thun, und man wird bald sehen, wie weit man es in kurzer Zeit bringen wird. Um den Soldaten abzuhärten, mache man im Winter Märsche, das erhält ihn frisch und gesund, und ich wette, wenn die Lerchen zu trillern anfangen, betritt der Rosenbaretekrut als ausfindig gemachter Soldat den Regierungsrath. Wenn ferner die Compagnie-Commandanten weit selbstständiger verfahren lassen, und man würde weit besser fahren. Dadurch würde ein allgemeiner Wetteifer geweckt, welcher dem Heere mehr nützen würde, als der größte Dienstfeist vermag. Je gewissenhafter, intelligenter und fleißiger der Hauptmann ist, desto besser ausgebildet wird er seine Compagnie dem Bataillon zuführen. Der Feldwebel, der dem Rekruten im Winter gelehrt wurde, findet im Sommer seine praktische Ausübung; statt der Zimmerbüchse knallt das Hündnadelgewehr; gründliche Terrainkenntniß und dessen Benützung, rasches Ausschwärmen und ebenso schnelles Sammeln, schnelle Ausfindigmachung der geeigneten Punkte, die dem Feinde gegenüber eine Ueberwacht darbieten; sicheres, ruhiges Feuern das sind Eigenschaften, die den guten Soldaten ausmachen. Wenn die Compagnien gut sind, ist auch das Bataillon, der Grundkörper des Ganzen, gut. Wenn der Herbst mit größeren felddienstlichen Uebungen schließt, von dem das Campiren im Freien nicht ausgeschlossen ist, so kann der Kriegsminister mit Ruhe seine Truppen im October in die Heimath entlassen. (Es wird dies noch viel eher möglich sein. D. R.) Ein andermal mehr.

* Ueber Gesundheitspflege in den öffentlichen Schulocalitäten.

Durch die immensen Fortschritte auf wissenschaftlichem und gewerblichem Gebiete, durch das allgemeine Streben nach besserer Bildung steigern sich die Anforderungen an unsere Jugend im Wissen, in den Kenntnissen, damit aber auch leicht die Gefahr, durch übermäßige geistige Anstrengung die körperliche Entwicklung zu schädigen. „Um so dringender erscheint es daher sich uns, das Verhältniß zwischen leiblicher und geistiger Entwicklung nicht aus den Augen zu verlieren und die mit dem Schulunterrichte verbundene Beeinträchtigung der Körperentwicklung und Gesundheit auf das kleinste Maß zurück zu führen."

Der Umstand nun, daß unsere heutigen Schuleinrichtungen geradezu nach dieser Richtung Vieles zu wünschen übrig lassen, veranlaßte den Aerztlichen Verein in Frankfurt a. M., in einem „Gutachten" — „Ueber Schulbauten vom Standpunkte des öffentlichen Gesundheitspflege" — auf die Gefahren aufmerksam zu machen, welche hiedurch für Gesundheit und Kraft unserer Jugend entstehen und zugleich Mittel zur ferneren Verhütung derselben vorzuschlagen, „wobei der Verein hauptsächlich Neubauten und Neueinrichtungen im Auge hat." — Da, wie das „Gutachten" sagt, die Räume, in welchen die Jugend einen großen Theil ihrer Lebenszeit verbringt, für die körperliche Entwicklung derselben von hoher Bedeutung sind, da ferner mit der Gesundheit und Kraft des Körpers auch die geistige Entwicklung der geistigen Fähigkeiten zusammen hängt, so ist die Lage, Bauart, Einrichtung und Lüftung, Beheizung und Beleuchtung des Schulhauses von größter Bedeutung.

Dieß gab auch Herrn Rektor Ahle in einer Versammlung des „Kaiserslauterer Pädagogischen Krankenhaus" Veranlassung zu interessanten Mittheilungen aus dem angeführten „Gutachten", und vielleicht dürften nachstehende Auszüge aus der im Buchhandel erschienenen Broschüre in weitern, vielleicht maßgebenden Kreisen die Aufmerksamkeit auf einen noch sehr wunden Fleck unseres Schulwesens lenken.

I.

Das Gutachten bespricht zunächst „die Gefahren, welche durch unreine oder verdorbene Luft in den Schulsälen, durch schlechte Körperhaltung und unzweckmäßig construirte Schulbänke, durch schlechte Beleuchtung und Heizung für die Schul-Jugend entstehen."

1) Es ist bekannt, daß überall, wo eine größere Zahl von Menschen in geschlossenen Räumen längere Zeit verweilt, die Luft, welche zur Einathmung und damit zur Unterhaltung unseres Stoffwechsels dient, alsbald eine nachtheilige und in äußersten Fällen sogar eine gefährliche Beschaffenheit annimmt. Sehen wir von letztern ab, welche glücklicherweise nur selten und nur bei großer Fahrlässigkeit vorkommen, so zeigt sich in Hospitälern, in Gefängnissen, in den Werkstätten großer Fabriken ꝛc. ꝛc. eine Abnahme der Gesundheit und eine Zunahme der Sterblichkeit, welche in nachweisbarem Verhältnisse zu der Beschaffenheit der Luft stehen. Es folgen nun mehrere interessante Beispiele, wie oft der Besitzer eines Raumes wegen übergehen müssen. — „Fragen wir nach den Ursachen der Luftverderbniß in bewohnten Räumen, so kommer vor Allem die Ergebnisse unseres Athmens selbst in Betracht. Wir erzeugen nämlich vermöge der chemischen Vorgänge in unserem Körper fortwährend Kohlensäure im Blute. Dieselbe tritt beim Athmen in die Atmosphäre über, und wir nehmen dafür Sauerstoff aus der Luft ein. Da nun unsere Athmungsluft durchschnittlich auf 1000 Raumtheile 40 Kohlensäure enthält, die Atmosphäre im Freien aber nur 1, so ist klar, daß die Luft, welche wir mit der Kohlensäure aus dem Venenblute der Lungen ebenso erleichtert, wie er umgekehrt in einer mit Kohlensäure angefüllten Zimmerluft, je nach dem Maße dieser Anfüllung, erschwert wird. Hält letztere der Kohlensäureentwege in unsern Lungen das Gleichgewicht, so bleibt die Kohlensäure im Blute, oder vielmehr in dem Venenblute zurück, der Gaswechsel geräth in Stillstand, und wir ersticken. Ist dagegen die Anfüllung eine geringere, so wird wenigstens der Gaswechsel verlangsamt, es werden die Stoffwechselvorgänge vermindert, die Ernährung gestört, und bei längerer Ausdauer und Wiederkehr des Hindernisses die Gesammtkräfte des Körpers vermindert. Mit dem Verluste der Frische unserer Gesundheit büßen wir das Widerstandsvermögen gegen andere weitige schädliche Einflüsse ein und erkranken um so eher. Daher unter sonst gleichen Verhältnissen in dichtbevölkerten Städten gegenüber dem Lande. Hinzufügen ist noch, daß eine kleine Menge Kohlensäure auch aus den Blutgefäßen der Haut entweicht. Rechnet man diesen letzteren Betrag mit ein, so fällt sich noch Maßgabe der günstigeren oder ungünstigern Verhältnisse, zufolge der von Pettenkofer und Oertel angestellten Versuche, die Luft in unsern Wohnzimmern, Kasernen, Gefängnissen u. s. w. mit 4, 7 und selbst 8 pro Mille Kohlensäure. Im Uebrigen ist mehr sich bis zu 10 pro Mille anschließen und oft über 50 (hier in Kaiserslautern 80—100) junge Menschen enthaltenden Zimmern unserer neuen Schulgebäude entweicht mag, muß fernern Untersuchungen überlassen bleiben."

Eine zweite Verunreinigungsquelle liefern die Verdunstungsstoffe unserer Haut und unserer Kleidung. In unserer Haut finden sich auf jedem Quadratzoll Fläche kleiner Schweiß- und Talgdrüsen, aus welchen fortwährend überleichende Gase und Fette austreten. Dieselben bewirken den üblen Geruch in unsern Schlafzimmern, sie haften in unserer Kleidung. Verbinden sie sich mit dem Staube, welcher von außen in unsere Zimmer gelangt, so sie zu weitern chemischen Zersetzungen Anlaß, wie die Untersuchung der Fußbekleidung von Menschen lehrt, welche nicht strenge auf Reinlichkeit sehen. Ein bedeutender Antheil des üblen Geruches in Schulzimmern läßt sich mit Sicherheit auf die Ausdünstung der Füße zurückführen.

Auch die Zersetzungsgase der Excremente in den Abtrittsräumen verdienen in die Schulzimmer ein, und eine weitere Verunreinigungsquelle bildet die Verbrennung der Heiz- und Leuchtstoffe. Macht sich diese Quelle auch nur zur Winterszeit geltend, so ist sie doch um so höher anzuschlagen, als gerade während dieser Zeit die Schulzimmer am meisten geschlossen gehalten werden. Bei dem nicht selten mangelhaften Zuge der Oefen entweicht nur zu leicht den den Augen und den Lungen verderbliche Rauch in die Zimmer anstatt in's Freie, bei dem Gebrauche eiserner Oefen überdies noch das schädliche Oxydgas. Unbedingt werden bei der Verbrennung der Leuchtstoffe Kohlensäure, Kohlenwasserstoffe, Kohlenoxydgas und schwefelige Säure der Zimmerluft beigemengt.

Welche Krankheiten ausschließlich von der hier angedeuteten Schädlichkeit abhängen, ist allerdings schwierig zu bestimmen, da sich von dem Einflusse atmosphärischer Verunreinigungen die übrigen Bedingungen unserer Krankheiten nicht immer scharf trennen lassen. Allein im Allgemeinen darf als feststehend angenommen werden, „daß Lungenschwindsucht, Scropheschsucht und bleichsüchtige Zustände durch Nichts mehr und sicherer befördert werden, als durch das Einathmen verdorbener Luft in eingezengten Räumen."

2) Ein zweiter, mit Nachdruck hervorzuhebender Uebelstand ist der durch räumliche Mißverhältnisse bedingte andauernde Zwang zu einer nachtheiligen Körperhaltung in den Schulen. — In der Regel werden auf den Bänken mehr Schüler zusammengedrängt, als mit dem freien Gebrauche der Arme verträglich ist. — Anstatt sich in den erforderlichen Umfange bei dem Einathmen auszudehnen, erleidet dadurch der Brustkorb ein Zusammendrücken von den Seiten her. Bei den schriftlichen Arbeiten werden überdies die Schüler zu einem überwiegenden Gebrauche des rechten Armes, und nun einen solchen bequem erreichen zu können, zu einer Schrägstellung der Brust gegen die Tischplatte genöthigt, worauf eine große Anzahl der ungleichen Schulterschiefen und die hiervon abhängenden Seitenverschiebungen der Wirbelsäule zurückzuführen sein dürften. — Die Bänke und Tische sind oft zu nieder, die Entfernung der Tischplatte vom Sitze nicht immer der Größe der Schüler entsprechend, und hält man bei zusammenbrechender der Brust- und Bauchhöhle zur Folge; außerdem leiden durch die Biegung der Oberschenkel gegen die Bauchwand die Geschlechtstheile. Es entstehen „Hemmungen des Blutlaufs in größeren Organen, es leiden die Nieren, Milz und der Darm, besonders in den Nachmittagsstunden zur Zeit der Verdauung. Der Kopf wird eingenommen, die Neigung zu Nasenbluten hervorgerufen und das ohnehin durch die schlechte Luft beeinträchtigte Athmen durch erschwerten Rückfluß des Blutes zum Herzen in seiner Wirkung gehindert." — Selbst in der Jugend noch mehr oder minder biegsamen Knochen werden durch das gebückte Sitzen zu bleibenden Verkrümmungen geneigt gemacht und auch hierin ein Erklärungsgrund für den so häufig vorkommenden schiefen Wuchs unserer heutigen Jugend gegeben. Eine andere nachtheilige Folge haben die fehlerhaften Sitze für die Augen, indem hierdurch die Kurzsichtigkeit in hohem Grade gefördert wird. Entspricht die Entfernung des Tisches von dem Kopfe eines kurzsichtigen Schülers nicht der Sehweite desselben, ist sie bekanntlich größer als diese, so ist der Schüler genöthigt, den Kopf zu senken und dem Tische zu nahern. Der hierdurch bedingte Blutandrang nach Kopf und Augen wird zur Ursache einer immer weiter gehenden Verlängerung des Augapfels, indem die hinten liegenden Theile desselben, als am weichsten, dem Blutandrang nachgibt. Nehmen Schüter von kleinerm Wuchs Bänke und Tische ein, welche nur für größere bestimmt sein sollten, so kommt die Tischplatte dem Auge zu nahe, die Augen müssen sich zum Deutlichsehen zu sehr krümmen und Schielen zu stark anstrengen, und es entsteht leicht eine immer größer werdende Schwachsichtigkeit.

3) Was den nachtheiligen Einfluß schlechter Beleuchtung betrifft, so wird bei unzulänglichem Lichte die Empfindungsfähigkeit des Sehnerven übertrichtet, so größer, je größer und ungleicher die Beleuchtung derselbe überzeugt und geblendet. Auch unterliegt dabei die Pupille einem fortwährenden Wechsel zwischen Verengerung und Erweiterung. Schwächung des Auges ist in beiden Fällen die Folge. — Die bisher üblichen Schulzimmer durch ihre einzelne Oefen erfordert nicht nur eine sehr lästige, störende Aufsicht, sondern führt auch zu ungleicher Erwärmung. In der Nähe der Oefen, besonders der eisernen, die aus diesem Grunde gänzlich zu verwerfen sind, wird oft die Luft unerträglich, während das Zimmer nach den Fenstern hin kalt bleibt. Auch verunreinen die Einzelöfen, wenn des Luftwechsels halber von innen geheizt wird, den Staub und Rauch in den Zimmern. (Schluß folgt.)

Köstliche Pferdsage auf Friedrich Gerstäcker.

Der sattiam bekannte Novellenschreiber, Reiseschriftsteller und moderne Münchhausen Friedrich Gerstäcker geht nach dem Innern, unverzüglichen Otto Revenstlow in seinem Sinnspruch unter Briefe aus Cincinnati „Volksblatt" folgendermaßen pervissirt:

Die württembergischen Gäste des Khedive oder Vicekönigs von Egypten, der Präsident der Centralstelle von Steinbühl und der Schriftsteller Hackländer, sind nunmehr von ihrer Sturzfahrt zurückgekehrt. Ersterer spricht sich im Allgemeinen gnnstig, wenn auch nicht in enthusiastischer Weise über das Unternehmen aus; Letzterer beabsichtigt, wie verlautet wird, einen vierbändigen historischen Roman unter dem Titel: „Das Pharaonenreich" erschienen zu lassen. Von Ismail Paicha hat er einen loobaren orientalischen Anzug nebst prachtvollen Waffen zum Geschenk erhalten.

Auch der unermüdliche Gerstäcker ist von der Sinzfahrt heimgekehrt und hielt sich hier in Stutt-

Digitized by Google

gart 2 Tage auf. Während dieser Tage hat er indessen mir schon eine Vorstellung von dem gegeben, was er unter seiner egyptischen Reise zu publiziren gelonnen ist. Ich hatte, erzählte er unter Anderem, gegen meinen Freund und Dragoman Ismail kaum den Wunsch ausgedrückt, einen Ausflug in die Wüste zu machen, als er mir sofort eine Schwadron „Spahis" zur Verfügung stellte und mich gleichzeitig zum Kommandirenden derselben ernannte. Wie machten uns auf den Weg, waren aber kaum 30 englische Meilen in der Wüste Kobi eingedrungen, als uns ein fürchterliches Gewitter überraschte. Aus allen Weltgegenden zischten die Blitze und rollte der Donner dergestalt, daß ich mich nie erinnere, etwas Aehnliches gesehen oder gehört zu haben. Was war zu thun?

Ich gab sofort Befehl, daß meine Schwadron absitze, und ließ sämmtliche Reiter ihre Lanzen so in den Sand hinein pflanzen, daß die Spitzen sich gegen Himmel kehrten. Die Wirkung dieses Experiments war eine überraschende. Während ich und meine Schwadron rings um den Lanzenwald lagerten, schlugen die Blitze zu Hunderten in die Lanzenspitzen ein, ohne daß wir der geringsten Gefahr ausgesetzt waren. Ich hatte mich ganz behaglich hingestreckt, meinen Kopf auf ein Feldkissen gelegt und „smokte" aus meinem Stummel so zufrieden, als ob ich in einem Fauteuil meines alten Jagdkameraden, des Herzogs von Coburg, gesessen hätte. Da sah ich mit einem Mal so einen verdammten Löwen auf uns zukommen und seine Schritte geradenwegs mich lenkten. Sogleich machte ich mich schußfertig und nahm die Bestie auf's Korn. Da bemerkte ich, daß sie ganz bemüthig den Schwanz zwischen die Beine steckte und mich mit einem unendlich wehmüthigen Blick anglotzte. Ich senkte das tödtliche Rohr; sie kommt näher, schüchtern, fast kriechend, erreicht sie mich endlich und — leckt mir die Hand! — Ja, meine Herren! der Löwe leckte mir die Hand, so wahr ich Friedrich heiße. — Diese Thatsache setzt Sie in Erstaunen; mich nicht; aus meinem vielfachen Umgang mit wilden Thieren weiß ich nämlich, daß sie sich vor nichts mehr fürchten, als vor einem Gewitter. Nun ist der Löwe ein so geschecktes Thier, daß er es sogleich kapirte, wie praktisch die Vorkehrung mit den Lanzen sei; deshalb suchte er Schutz bei uns und leckte mir (wie einst der Löwe dem Androklos) aus Dankbarkeit die Hand, weil er sofort mich als den Kommandirenden der Schwadron erkannte. „Woran erkannte er Sie aber?" erlaubte ich mir Gerstäcker zu fragen. „Natürlich an meinen Distinktionen!" antwortete der frühere Kadebrehet in Cincinnati in überlegenem Tone und mit mitleidiger Miene.

K. Zur Wehrfrage.

Kaiserslautern, 24. Febr. Die Agitation ist im Zuge, dem Ausschuß gehen täglich Zustimmten aus allen Theilen des Landes zu um Zuwendung von Petitionen und Unterschriften. Bereits sind aus vielen Gemeinden diese Petitionen, mit zahlreichen Unterschriften versehen, zurückgesandt worden. Der „Volksvereins Neustadt" hat hauptsächlich wegen der Wehrfrage die Abhaltung einer Volksversammlung beantragt; wir sind diesem Antrage gerne nachgekommen, und so werden wieder einige Freunde aus dem Schießhause sich die Ueberzeugung verschaffen können, daß unsere Petition nur zu wohl begründet ist.

Der „Ehren-Kurier" nennt Dieselben, die mit eine simonatliche Dienstzeit verlangen, „Vaterlandsverräther", Bürgen in volk? Wir sind auch auf schärfere Titel gefaßt! Schimpfen Sie nur, Herr Dr. Müller — wie Sie sich in Neustadt nannten — oder Herr Stay, wie Sie sich jetzt nennen! — Schimpfereien aus einem solchen Munde sind nur Complimente für uns.) Wird diese an der Spitze des liberalismus des Fortschrittes marschirende Partei auch das in gewohnter unterthänigster Ehrfurcht gutheißen, daß der Offizierenetat mit fl. 1,432,500 beträgt, also nur um fl. 200,000 weniger, als der Etat für die Schulen und Bildungsanstalten? Wird sie auch unsern 95 Generalen seine schöne Anzahl für eine Armee von 50,000 Mann!) mit nationalem Muße zujauchzen? Nun nur immer zu . . . fortgeschritten! Ihr werdet bald in Byzanz angekommen sein und vor jedem Minister im Staube liegen.

Wir haben durch diese Agitation eine schöne Anzahl Freunde aus allen Theilen des Ländchens kennen gelernt, deren Zuschriften glühen für die Prinzipien unserer Partei, und aus ihnen mit Freuden ersehen, daß das heilige Feuer der Demokratie in der sonnigen Pfalz durch den dumpfen Nebel des Nationalliberalismus nicht bricht.

Wir fordern abermals die Freunde auf, thätig zu sein; es wird sich wohl in jedem Dörfchen ein Mann finden, der die Sache in die Hand nimmt.

* Madame Thorese
oder
die Freiwilligen von 1792
von
Erckmann-Chatrian.
(Uebersetzt für den Pfälzer Demokrat.)
(35. Fortsetzung.)

Alles Dieses geschah in der größten Stille, man hörte nichts, als den schweren Schritt des Onkels auf dem Steinboden und den regelmäßigen Pendelschlag unserer alten Uhr, welche weder unsre Freude noch unsre Trostlosigkeit um eine Sekunde aufhalten oder beschleunigen konnte. So ist das Leben, die Zeit vergeht und fragt nicht: „Geht Ihr traurig? Seid Ihr heiter? Leidet Ihr? Weint Ihr? Ist es Frühling, Herbst oder Winter?" Sie geht, sie läuft immer! Und diese Millionen Atome, welche in einem Sonnenstrahle herumwirbeln, und deren Leben nicht länger währt, als von einem Tiktak zum andern, gehen ebenfooiel für sie, als das Leben eines hundertjährigen Greises. Ach! wie sind wir sehr wenig.

Lisbeth kam gegen Mittag herein, um den Tisch zu beden; der Onkel blieb stehen und sagte zu ihr: „Du wirst für morgen früh einen kleinen Schinken kochen, Frau Therese geht fort."

Und wie sie dieses hörte, sah sie ihn ganz ernsthaft an,schaute, fügte er hinzu mit heiserer Stimme: „Die Preußen verlangen sie zurück; sie haben die Gewalt dazu, und man muß gehorchen."

Lisbeth stellte die Teller auf den Tisch, und die trockene Thränen rinnen Anderen, schob ihre Haube zurecht, als ob diese Angelegenheit diese aus der Ordnung gebracht hätte; dann sagte sie: „Frau Therese geht fort! Das ist nicht möglich; ich werde das nicht glauben."

„Ich muß, meine arme Lisbeth," erwiderte Frau Therese sehr traurig; „ich muß, ich bin Gefangene — man kommt, mich zu holen."

„Die Preußen?"

„Ja, die Preußen!"

Dann sagte die Alte, während der Zorn sie beinahe erstickte: „Ich habe immer gedacht, daß diese Preußen nichts Besseres wären: Spitzen von Gesindel, wahre Räuber! Kommen, eine ehrliche Frau anzugreifen. Wenn die Männer auch nur zur zwei Liards Herz hätten, so würden sie das niemals dulden!"

„Und was würdest Du machen?" fragte sie der Onkel, diesen Gesicht sich wieder belebte; denn die Wuth der Alten freute ihn innerlich.

„Ich, ich würde meine Pistolen laden," schrie Lisbeth, „und würde zum Fenster hinausreisen: Gebt Euer Beispiel, Ihr Schurken, kommt nicht herein, oder welche Euch; denn den Ersten, der herein käme, würde ich tief hineinstecken. Oh! die Lumpen!"

„Ja, ja," sagte der Onkel; „ja sollte man der artige Leute empfangen, aber sie sind viel stärker als wir." Dann begann er wieder auf- und abzuspazieren, und Lisbeth ordnete noch ganz zitternd die Teller.

Frau Therese sagte gar nichts. Als der Tisch gedeckt war, aßen wir ganz still zu Mittag; ehe wir ganz fertig waren, ging der Onkel in den Keller, eine Flasche alten Burgunder zu holen, und als er eintrat, sagte er traurig: „Erfreuen wir ein wenig unsre Herzen und stärken wir uns gegen den Kummer, der uns daruieder drückt. Nur Ihrer Abreise, Frau Therese, soll dieser alte Wein, welcher Ihnen Ihre Kraft wiedergeben, und welcher unsre Tage des Glücks belebt hat, noch einmal in unsre Adern glänzen, wie ein Sonnenstrahl, auf zur einen Augenblick die Wolken zerstreuen, die uns umgeben." — Erst von dem Augenblicke, wo er dieses mit fester Stimme sagte, fühlten wir unsern Muth wieder ein wenig zurückkehren.

Aber einige Zeit darauf, als der Onkel Lisbeth aufforderte, sich ein Glas zu holen und mit Frau Therese anzustoßen, und als die arme Alte, in Thränen ausbrechend, ihr Gesicht hinter der Schürze verbarg, war unsere Ruhe dahin, und wir fingen alle an, zu schluchzen, wie Unglückliche.

„Ja, ja," sagte der Onkel, „wir waren glücklich miteinander. — In der Geschichte des Menschen vergehen die seeligen Augenblicke schnell; der Schmerz aber dauert lange. Derjenige, der uns dort oben betrachtet, weiß, daß wir nicht verdienen, so zu leiden, daß böse Menschen uns gekränkt haben; aber er weiß auch, daß die wahre Kraft in seiner Hand ist, und daß er uns gnädig machen kann, sobald er nur will. Nur darum erlaubt er solche Ungleichheiten, denn er hat Vertrauen zu der Tapferkeit. Seien wir denn ruhig und vertrauen wir auf ihn. — Auf die Ferse Gesundheit von Frau Therese."

Und wir tranken Alle, die Wangen von den bittersten Thränen bedeckt." — Als Lisbeth von der Macht Gottes sprechen hörte, wurde sie ein wenig ruhiger; denn sie war fromm und dachte, daß die Sachen so sein müßten, zum Besten für das ewige Leben, aber sie fuhr nichts destoweniger fort, von Herzensgrund über die Preußen zu schimpfen, und über Alle, welche ihnen gleichen.

Nach dem Mittagessen schickte der Onkel der alten Dienerin ein, daß sie die Nachricht von diesem Ereignis Niemand im Dorfe mittheilen sollte, denn sonst würden Richter und alle Lumpen von Anstatt am andern Morgen früh auf sein, um Frau Therese abreisen zu sehen, und sich unserer Demüthigung zu freuen. Sie verkaufe dieses sehr gut, und versprach, ihre Zunge im Zaum zu halten. Dann ging der Onkel fort, um den Maufer zu besuchen.

Jenen ganzen Nachmittag verließ ich das Haus nicht. Frau Therese fuhr fort, sich auf die Reise vorzubereiten. Lisbeth half ihr dabei und wollte eine Menge unnützer Sachen in ihren Sack stopfen, indem sie sagte, daß sie es auf dem Wege brauchen könne, daß man zufrieden sei, Etwas zu finden, was man in eine Ecke gestopft habe, denn sie sei eines Tages nach Pirmasens gegangen, und habe sehr bedauert, daß sie ihren Kamm und ihre Bandzhpfe nicht mitgenommen.

Madame Therese sagte lächelnd zu ihr: „Nein, Lisbeth, bedenken Sie doch, daß ich nicht im Wagen reise, und daß ich dieses Alles auf meinem Rücken tragen müßte. Ich werde Kleider, drei Taschentücher, zwei Paar Schuhe und einige Paar Strümpfe; das genügt. An jedem Halteplatz, wo ein Brunnen ist, kann man sie wieder waschen. Sie kennen das Waschen der Soldaten nicht? Mein Gott, wie oft habe ich es gemacht. Wir Franzosen sind immer reisefertig, und wir sind es auch mit unserem kleinen Packet."

Sie schien guter Laune zu sein; nur wenn sie von Zeit zu Zeit einige liebreiche Worte an Scipio richtete, wurde ihre Stimme ganz melancholisch; ich mußte mich dann umdrehen, denn erst später erfuhr ich es, als der Onkel zurückkam.

Der Tag rückte vor; als um 4 Uhr die Nacht einbrach, war Alles fertig, und der Sack, der die Effekten der Frau Therese enthielt, lehnte an der Wand. Wir setzte sich in die Ofenecke und zog mit Hilfe auf ihre Kniee; Lisbeth ging in die Küche, um das Nachtessen zu bereiten, und von nun an wurde kein Wort mehr gewechselt. Die arme Frau dachte ohne Zweifel an die Zukunft, welcher sie auf dem Wege nach Mainz entgegen ging, in der Mitte einer Gefangenschaft; sie hatte Muth, und ich fühlte ihren weichen Athem auf meiner Wange.

Dieses dauerte eine halbe Stunde, und die Nacht war eingetreten, als der Onkel die Thüre öffnete und sagte: „Sind Sie da, Frau Therese?"

„Ja, Herr Doctor."

„Gut — gut — ich habe meine Kranken besucht und habe Maufer, den Koffel und den alten Schmitt benachrichtigt: Alles ist in Ordnung, sie werden diesen Abend kommen, um Ihnen Adieu zu sagen." — Seine Stimme klang wieder fest; er ging selbst in die Küche, um ein Licht zu holen, und als er uns beim Eintreten bei einander sitzen sah, schien es ihn zu freuen. — Fritzel beträgt sich gut," sagte er, „jetzt wird er Ihre trefflichen Lektionen verlieren, allein ich hoffe, er wird sich nun allem im Französischen befleißen, um sich immer eine Ehre machen zu können." — Sein Mann nur durch seine Kenntnisse vorwärts kommen kann; ich rechne besonders darauf."

Dann ließ ihn Frau Therese die einzelnen Gegenstände in ihrem kleinen Packet sehen, und lächelte dabei, und der Onkel sagte: „Welch' glücklichen Charakter haben diese Franzosen! Mitten im größten Unglück bewahren sie noch immer ihre natürliche Heiterkeit, ihre Thätigkeit kennt niemals lange. Das schönste Geschenk Gottes, das wünschenswertheste von allen."

Aber dieses Tages werde ich mich immer erinnern, da es der erste war, wo ich Diejenigen, die ich liebte, traurig sah. An diesem ganzen Tag rührte mich am meisten, als Frau Therese einige Augenblicke vor den Nachtessen hinter dem Ofen sitzend, den Kopf Scipio's auf ihren Knien haltend und erzählerisch in das dunkle Zimmer sehend, plötzlich sprach: „Herr Doctor, ich verdanke Ihnen Vieles, und doch muß ich, ehe ich von Ihnen scheide, noch eine Bitte an Sie richten.

„Was denn, Frau Therese?"

„Meinen armen Scipio zu behalten, — als Andenken an mich; daß er der Kamerad Fritzel's bleibe, wie er der meinige gewesen ist, und daß er die Prüfungen, die mein Gefangenleben ihm bringen würde, nicht mehr zu ertragen braucht." (F. f.)

Verantwortliche Redaction, Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Hierzu eine Beilage.

Digitized by Google

Pfälzer Demokrat

und

Sonntags-Blatt.

Organ der deutschen Volkspartei in der Pfalz.

Wöchentliche Gratis-Beilage zur „Pfälzischen Volkszeitung."

Für Nichtabonnenten der „Pfälz. Volkszeitung" vierteljährlich 18 kr.

Nro. 10. Kaiserslautern, 6. März. 1870.

Die letzte Kriegsparole.

Wohlauf laßt uns zum Kampfe schreiten,
Zum Kampfe gegen Menschenmorth!
Hinweg mit allen Fürsten-Streiten,
Fort mit den Mord-Werkzeugen, fort!

Den Kriegsruhm laß' man den Hyänen,
Der Tiger- und der Schlangenbrut!
Genug des Blutes und der Thränen
Floß für Despoten-Uebermuth!

Wer für sein Recht nichts zum Beweise
Aufbringt, als der Kanonen-Schlund,
Der sei verbannt aus unserm Kreise:
Gewalt ist nur Verbrechensgrund.

Was Krieger uns als Ruhm gepriesen,
Als Schande gelt' es uns fortan!
Zu Urwalds-Bestien sei verwiesen,
Wer ferner nährt den Kriegswahn!

Nach Frieden rufen die Nationen, —
Wer ist's, der sie zum Kriege hetzt?
Wenn sich unschlingen Millionen,
Wer ist's, der da nach Blute lechzt?

Wer ist's, der unser Jugend Blüthe
Als „Edelwild" nur treibt zur Jagd?
Die Menschheit ist des Frevels müde,
Der uns zu unsern Mördern macht!

Nicht woll'n wir unsres Schweißes Früchte
Noch länger unserm Spiele weih'n.
Wo sie in Keim stets wird zunichte, —
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeih'n!

Mög' denn der Friedensruf ertönen,
Wie Sturmesbrausen durch die Welt!
Wenn die Nationen sich versöhnen,
Wer wär's, der sich dawinschen stellt?

Wohlauf denn, auf zum letzten Kriege, —
Zum Kriege gegen jeden Krieg!
Die Völkerfeindschaft war nur Lüge,
Dieß ist uns Bürgschaft für den Sieg!

Dresden. Dr. Ed. Löwenthal.

⊙ Aus dem Neustadter Thal. Ende Februar.

Die „Deutsche Partei" nennen sie sich in Schwaben, den Titel „Fortschrittspartei" haben sie sich irrthümlich hier zu Lande beigelegt, und unter dem Namen „Nationalliberale" sind sie in den gesegneten Gauen des Norddeutschen Bundes bekannt. Die Namen mögen wie Lust und Klima der verschiedenen Länder verschieden sein, in der Gesinnung und Tendenz aber haben unsere Gegner eine merkwürdige Aehnlichkeit. Alle sind sie Feinde der Freiheit und der Selbstständigkeit, alle Kinderer der Gewalt, wie könnten sie sonst das nichts weniger als völkerrechtliche Werk von 1866 in ihren zum Theil durch preußische Pumpen mühsam über dem Wasser gehaltenen) Preßorganen zu vertheidigen suchen. Daß aber der Kern des Werkes ihre schon oft gebrauchte, daher bis zur äußersten Fadenscheinigkeit abgenützte Phrasen von Preußens Beruf nicht recht glauben will und die ausgestreckten preußischen Leimruthen umgeht, das konstatirt die Gründung von zahlreichen Volksvereinen, so wie die immer stärker sich geltend machende Opposition gegen die Verpreußung Süddeutschlands. Wie anders soll man den von den Großpreußen so sehnlichst gewünschten Anschluß an den Nordbund benennen? Die gegenwärtigen Zustände in den annektirten preußischen Provinzen Hannover, Nassau, Churhessen bieten das getreue Abbild von Dem, was wir in Süddeutschland, falls es dem Drängen unserer Gegner gelingen sollte, Süddeutschland an Preußen zu verschachern, zu hoffen und zu erwarten haben. Die Stimmung in jenen Provinzen ist überall die gleiche — Mißtrauen nach allen Seiten, Mißmuth und Unzufriedenheit über die beliebenden drückenden Verhältnisse. Wenn man jedoch die preußenfreundliche Presse hört, so ist nur der beschränkte Unterthanenverstand allein daran schuld, daß die väterliche und weise Fürsorge der preußischen Regierung für ihre Unterthanen, nicht in rechtem Lichte betrachtet und gewürdigt wird. Das Gemeinsame dieser Uebereinstimmung liegt in dem ungeraden, unwahren und unfreien Wesen unserer Gegner. Das Ungerade liegt darin, daß sie sich in ihren Bestrebungen nicht nach der unträglichen Magnetnadel von Wahrheit, Recht und Ehre, sondern stets nach dem jeweiligen Winde der Opportunität, der geschichtlichen Nothwendigkeit (wenn ganze Länder dabei zu Grunde gehen) oder wie die Schlagwörter alle heißen — richten.

Bismarck und sein glorreiches Werk von 1866 gibt ihnen die einzuschlagende Richtung für ihre Politik an, und die Behauptung, daß das Segeln nach solchen Leitsternen zu einem vernünftigen und glücklichen Ziele führen werde — das ist das Unwahre unserer Gegner.

Wenn sich ein mit Vernunft und Gemissen ausgestatteter Mensch in traurigster Weise zum Spielball der geschichtlichen Nothwendigkeit herabwürdigen muß, wie kann da von Uebereinstimmung die Rede sein? — Und dieses ist gerade das Unfreie, das unsere Gegner charakterisirt, und es darf erklärlich macht, warum sie alle ihre Gegner, vorzugsweise die Demokraten über Alles hassen, und aufs Leidenschaftlichste bekämpfen. Das Jahr 1866 hat bewiesen, daß es den Säbelrasslern für die Freiheit und für das Wohl des deutschen Volkes durchaus nicht darum zu thun war, noch ist, denn kein vernünftiger Mensch wird glauben, daß das deutsche Volk durch Bismarck und durch das preußische Gottesgnaden- und Soldatenthum frei und glücklich wird.

Der dem Namen nach pfälzische, in Wahrheit aber preußische „Kurier" stand von seinem erhabenen Standpunkte aus, und in seiner ihm angeborenen scharfsinnigen Weise die Ausführungen für die Ergüsse einer blödsinnigen Phantasie titulirten, unsere Fortschrittstanne, die „Neustadter-Zeitung", es knabenhafte Phrasen in der volksparteilichen pfälz. Presse nennen — so viel steht fest, daß das Drängen und Streben unserer Gegner nichts weniger als die Sympathie des Volkes besitzt, und daß man sich mit Abscheu und Entrüstung von dem unheilschen, geradezu verrätherischen Treiben bezahlter Scribenten abwendet. Und damit will ich für heute schließen.

---

* Ueber Gesundheitspflege in den öffentlichen Schullocalitäten.

(Schluß.)

II.

Nachdem das Gutachten so die Mißstände bloßgelegt und auf die Gefahren aufmerksam gemacht, welche durch die bestehenden Schulverhältnisse in gesundheitlicher Beziehung für unsere Jugend erwachsen, versucht es zu zeigen, durch welche Einrichtungen dieselben zu beseitigen oder wenigstens abzuschwächen seien.

1) Als höchste Schülerzahl will das Gutachten nur 48—50 gelten lassen, weil mehr die Uebersicht für die Lehrer unmöglich machen würden, und fordert nun für diese Zahl ein Schulzimmer von 26 Fuß Tiefe, 36 Fuß Länge und 16 Fuß Höhe, so hin einen Kubus von 14,976 oder in runder Summe 15,000, so daß auf jeden Schüler 30 Kubikfuß kämen. Eine größere Höhe würde keinen Vortheil bieten, zur Winterszeit aber eine größere Menge Brennmaterial in Anspruch nehmen. Ja, es kann die Höhe bis auf 14 Fuß vermindert werden, wenn für ausreichende Lufterneuerung gesorgt ist. Das Tageslicht sollen die Schulzimmer nur von einer ihrer beiden Langseiten erhalten, und zwar ist mindestens ein Drittheil der Quadratfläche der betreffenden Wand zu Fenstern zu verwenden. Die Fenster sind beziehlich ihrer Höhe bis in die Nähe der Zimmerdecke zu führen, um möglichst viel Licht von Oben einzulassen. Die Oberstügel sollen um eine horizontale Achse gedreht werden können. — Zum Schutze gegen brennende Sonnenstrahlen zur fühleren Jahreszeit sind die sogenannten englischen Zugblähen wegen ihrer größeren Sicherheit und Gefälligkeit bei dem Aufziehen und Niederlassen zu empfehlen, dagegen im Sommer nach außen anzubringende Rouleaux, oder noch besser Marquisen, um das Offenstehen der Fenster zu gestatten. Das Material betreffe aus ungebleichtem Leinen. — Gegenüber der bisherigen Art der Beheizung der eisernen Oefen oder der von Einigen empfohlenen Heizung mit Wasserdämpfen, wird der Luftheizung mittelst der Borzug gegeben. Den, der Lufterneuerung häufig gemachten Vorwurf einer besonderen Austrocknung weist das Gutachten (an der Hand vergleichender Tyatsachen) als lediglich auf Vorurtheil beruhend entschieden zurück.

Was auf die vermeintliche größere Austrocknung bei derselben bezogen zu werden pflegt, habe in ganz andern Verhältnissen seinen Grund. Es verbrennen nämlich an glühendem Eisen die überall in der Luft schwebenden, und besonders in unsern Häusern zahlreich auftretenden Partikeln organischer Körper, weshalb auch die Luft in Zimmern, welche mittelst eiserner Oefen geheizt werden, einen brenzlichen Geruch und eine das Athmen beschwerende Beschaffenheit annimmt. Dieser Mißstand fällt hinweg, sobald der Luftheizungsapparat im Innern mit feuerfesten Thone ausgekleidet wird. Neben einer im ganzen Schulzimmer gleichmäßigen Temperatur gewähre die Luftheizung den nicht gering zu achtenden Vortheil, daß durch dieselbe stets frische erwärmte Luft den Zimmern zugeführt, und auf eine verhältnißmäßig leichte Weise die verdorbene hinweggeführt werde. — Als ein Beispiel, wie sich ohne kostspielige Vorrichtungen die Ventilation mit der Luftheizung vereinigen läßt, indem bloß die Ven-

Digitized by Google

peraturcurrierbriefe der Ein- und Ausführungsluft benützt werden, wird das in dieser Hinsicht durch Pettenkofer begutachtete neue Schulgebäude in München an der Franzenstraße angeführt, dessen Apparat selbst im Sommer, also ohne Heizung, zur Ventilation benutzt werden kann. Uebrigens genügt im Sommer für die Lufterneuerung das Oeffnen der Fenster, wenn nicht das Gebäude in Lärmender und lästiger Umgebung liegt. Es werden dazu die horizontal drehbaren Oberflügel benützt, um in dem eigentlichen Aufenthaltsraume den stärkern Zug zu vermeiden! — Für die abzulegenden Kleidungsstücke und Schirme sollten die Schulzimmer, hauptsächlich wegen der in Steigenden Luftfeuchtigkeit, nicht benützt werden; das Gutachten schlägt hierzu besondere Vorrichtungen in den Corridoren vor.

2) Wir kommen zu den Sitzen und Pulten. Die Sitzhöhe muß der Höhe des Unterschenkels entsprechen, während die Pulthöhe nach der Länge des Oberarms zu bemessen ist. Die Schüler müssen ohne Unbequemlichkeit mit der Fußsohle den Boden erreichen, der Vorderarm muß, ohne daß die Schulter gehoben und gesenkt zu werden braucht, auf der Tischplatte ruhen können. Auch sind Rücklehnen unentbehrlich, um der Rückenmuskulatur Ruhe zu gewähren. Es muß daher für jede Schulclasse eine hinreichend große Zahl von Sitzen verschiedener Maße vorrätig gehalten werden, und dann hat der Lehrer den Schülern nach ihrer Körpergröße die Plätze anzuweisen. Statt der bisherigen mehrsitzigen werden zweisitzige vorgeschlagen, wobei sie bis an oder selbst etwas unter die Tischplatte reicht, um eine ausgiebige Unterstützung des Oberschenkels beim Schreiben zu ermöglichen.

3) Auch auf gerümige, gegen die Einflüsse der Witterung der Jahreszeit eingermaßen geschützte Spielplätze macht das Gutachten gewiß mit Recht aufmerksam. Zwischen der Temperatur eines geheizten, überfüllten Schulzimmers, und der eines der Winterkälte ausgesetzten freien Platzes ist der Unterschied ein so bedeutender, daß aus der Nichtbeachtung dieses Umstandes eine große Zahl von Erkältungskrankheiten der Schuljugend zur rauhern Jahreszeit unbedenklich abgeleitet werden darf. Können demnach große Turnhallen als Stellvertreter offener Spielplätze für solche Fälle nicht benutzt oder beschafft werden, so sollte ein breiter Gang wenigstens an einer Seite des Spielplatzes nicht fehlen. — Daß das Turnen faß überall zu einem Unterrichtsgegenstande erhoben ist, erkennt das Gutachten als einen erfreulichen Fortschritt an und weist ebenso auf die Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit desselben hin. Selbst seine genauern Angabe über Maßverhältnisse und Anlage der Turnhalle und des Spielplatzes sehr nicht.

Hierbei wird keineswegs übersehen, daß in Vorlegenheit die Schulfrage nur nach einer Seite hin berührt ist, da ungefähr in nicht geringerem Grade wesentlich in den für höhere Lehrzwecke bestimmten Anstalten, auch durch geistige Ueberbürdung, sowie in jeder andern durch zweckwidrige Erziehungsmittel die Gesundheit der Jugend gefährdet wird.

Zum Schlusse sind wir Notgenvendung. Ein Gang durch unsere Schulloccalitäten wird genugsam zeigen, wie sehr die angeregten Mißstände auch bei uns vorkommen. Daraus ergiebt sich auch für uns die Nothwendigkeit, die gemachten Vorschläge sorgfältigst zu prüfen und so viel als thunlich, besonders bei Neubauten auch Zweckmäßigen, zu berücksichtigen und durchzuführen.

Wir dürfen diesem Gutachten um so größere Beachtung, um so mehr Zutrauen schenken, als die betreffende Commission von Aerzten durch 2 Lehrer, einen Architekten und einen Chemiker verstärkt wurde.

Bei dieser Gelegenheit erlauben wir uns, 1) auf die Dr. Wolpert'schen Oefen, die zugleich als Desinfatoren dienen, und 2) auf die Modelle zu Schul- und Privatsubsellen von Lehrer Kaiser in München aufmerksam zu machen.

Zwei Briefe von 1866.

Die „Weserzeitung" brachte vor einiger Zeit sogenannte Enthüllungen, mit denen sie Oesterreich der unbewußten Politik beschuldigte. Wir haben die Politik Metternich und Wessenberg nicht weitzuvertreten. Aber gegen die Polterei mag Folgendes dienen!

Am 1. Juni 1866, also 14 Tage vor Beginn des unglückseligen Krieges, hat König Wilhelm von Preußen ein eigenhändiges Schreiben an den Kaiser von Oesterreich gerichtet, das in der Volkspresse wiedergegeben so lautet:

„Wir sind jetzt beide gerüstet, um einen großen Feldzug unternehmen zu können. Die Welt glaubt, wir werden uns gegenseitig bekämpfen. Beweisen wir, daß deutsche Fürsten keinen Groll gegeneinander hegen, sondern daß sie nur das Heil des gemeinsamen großen Vaterlandes anstreben. Vereinigen wir unsere Streitkräfte und marschieren wir gegen den Erbfeind Deutschlands, jenseits des Rheines. Durch diesen Krieg würden wir eine Neugestaltung Deutschlands, dem vorhandenen Drange nach Einigkeit in den deutschen „Volksstämmen" entsprechend, herbeiführen können, indem Ew. Majestät die südlichen Staaten unter Ihren Scepter vereinigen, ich dagegen der Herrscher Norddeutschlands und der französischen Rheinprovinzen werden würde. Wäre dieses Ziel erreicht, dann wäre Europas Schicksal in unsern Händen."

Der Kaiser von Oesterreich antwortete darauf:

„Als mir Ew. Majestät den Vorschlag machte, unsere auf den Kriegsfuß gestellten Streitkräfte zu vereinigen, appellierten Sie an das Ehrgefühl eines deutschen Fürsten und sollten gleichzeitig die Möglichkeit der Einigung der süddeutschen Staaten setzten Oesterreichs in Aussicht. Als deutscher Fürst muß ich darauf antworten, daß meine Gefühle und Gesinnungen mir verbieten, die Bundesgenossen Oesterreichs, die Bayerischen deutscher Stämme, ihrer Fürsten und ihrer Souveränität."

Dieser Briefwechsel ging, sagt man, durch die Hände des Bruders des Feldmarschall-Lieutenants von Gablenz.

Nun fragen wir, oder brauchen wir vielmehr kaum zu fragen: Wer hat Bundestreue gebrochen? Wer hat seine Bundesgenossen, Italien und Frankreich mit inbegriffen, preisgeben wollen? — Die Weisheit kann uns diese Fragen beantworten, wenn man nicht ein Dementi von höherer Stelle vorziehen sollte, indeß meinen wir: diese Enthüllung wird man lieber mit Stillschweigen übergehen; Thatsachen lassen sich nicht dementieren.

Eine Erinnerung an 1866.

Der Abgeordnete zum Norddeutschen Reichstag, Lasker, hat seine patriotischen Liebkichkeiten damit gar erhöhen gesucht, daß er in der denkwürdigen Sitzung vom 24. Febr. die Zahlung der badischen Contribution nachträglich tadelte — nachträglich, da sie längst bezahlt und verbraucht ist. Im Uebrigen mag er sich beruhigen: Prinz Wilhelm hat sie nicht gezahlt, auch der Großherzog nicht. In der Antwort darauf hat Bismarck die Unvorsichtigkeit begangen, folgende schätzbare Enthüllung zu geben; auch der gute König Wilhelm habe von Baden kein Geld gewollt, sondern Garantien habe er gewollt, denn es durfte einmal in der Welt nicht die Meinung erweckt werden, daß ein Fürst, dessen Soldaten thatsächlich zu Felde standen und dort unter Umständen wirklich erschossen wurden, nicht mit vollem Ernste sein Land, wie er einmal habe daransetzen müssen, auch anzusetzen, so lange es sein wäre. Dem Verdachte, der in von den Gegnern des Großherzoglichen Hauses vielfach betont worden ist, durfte keine neue Nahrung gegeben werden. Auf deutsch: das badische Land mußte um Geld gebracht werden, damit die Verräther im badischen Land nicht völlig blosgestellt wurden. Diese unvorsichtige Enthüllung des Berliner Ministers wird gewissen Leuten in Karlsruhe sehr ungelegen kommen; sie lenkt aufs Neue die Blicke zurück auf die Zeit jenes schmachvollen Verrathes und sie machen doppelte zur Vorsicht, da man nunmehr aus besselben Bismarcks Munde authentisch weiß, daß er sich Baden als Zukkbjekt erst recht hält auf den gelegenen Augenblick. Die Neuchatern mögen sich also vorsehen! Die Vorsicht heißt: Südbund der badischen Frage auch von jedenklicher Seite. Damit verbinden wir uns eine Seite der Sache, die uns heute zu weit führen würde.

Die Preußen dritter Classe.

lautet die Ueberschrift eines erwähnten Artikels im „Frankfurter Beobachter", den wir den Männern der Fortschritts-Partei in Bayern zum Trost sinnem Hauptsächlichen nach abdrucken, um diesen bayerischen Brüdern, die gegenwärtig so übel daran sind herum durch sind, zu zeigen, daß es mit uns Andern, denen Lichte besessen, viel besser nicht bestellt ist. Ihnen die nichts können, kann sogar der Bismarck nichts mehr helfen; uns, die wir wohl können, darf zu gar ein Hohenlohe-Barnbüler noch immer das Spiel verderben! Wir haben wahrlich keinen Grund, unserer ohnmächtigen Gegner zu spotten! Gestehen wir unsern gequälten Landsleuten lieber, daß, während sie wie Tantalus nach dem Nordbund schnappen, wir uns, wie jener andere mutzliche Geselle, an dem ein übermüthiger Gott seinen Mutwillen ausläßt, recht unbehaglich fühlen zwischen preußischem Himmel und deutsch-bayerischer Erde. Es tröstet in edle Seelen, Genossen zu haben im Unglück, und ein Seelen sind sie alle. Der „Frankf. Beobachter" schreibt:

„Nicht jene Süddeutschen allein, welche nach der Aufnahme in den Nordbund schmachten, darum sehnsüchtig bittet möchten und darum den Namen Bestrebungen erhalten, sind mit unserer Ueberschrift gemeint, sondern, so paradox es auch den ersten Anblick klingen mag, alle Angehörigen Südwest-Deutschlands, so lange dieses bei dem bisherigen Vertragsverhältnis zu Preußen beharrt. Immer klarer hat sich nämlich bei der jüngsten Discussion des Heerfolgevertrags in den Zeitungen aller Farben die Ansicht herausgestellt, daß von einer Prüfung des casus foederis d. h. des Grundes, die Heerfolgepflicht zu erfüllen, in dem Falle, daß Preußen der süddeutschen Heeresstärke wirklich bedarf, nicht die Rede sein wird. Selbst wenn das Bündniß nur für die Defensive Geltung hätte, so wird man competenter (preußisch-officiöser) Seite nicht ohne einige Begründung auseinandergeht, daß auch die Defensive manchmal Offensivstöße nöthig mache. Noch wichtiger ist das z. A. auch von der Kreuzzeitung angeführte Argument, daß mit dem Beginne eines Krieges wie derjenige bestimmen könne, wie derselbe sich in seinem Verlauf gestalten werde. Aus einem blos zur Vertheidigung begonnenen Kampf kann vermöge erfolgreicher Abwehr und durch die Nothwendigkeit, künftigen Angriffen vorzubeugen, ein Offensivkrieg werden, ja schließlich selbst ein Eroberungskrieg werden (wenn z. B. für den erlittenen Schaden eine Gebietsabtretung als Aequivalent oder behufs strategischer Sicherung gefordert wird). Ist also die vermeintliche Selbstständigkeit und freie Hand des Südens lediglich auf die Kunst der Vertrags-Interpretation gestützt, so ruht sie auf einer Basis, welche gleich Null erachtet werden kann, und die nur dann bleiben konnte, einen nicht bolzbaren, weil aller Bolkswürde widersprechenden politischen Zustand noch eine Zeit lang zu machten.

Die Abgeordneten zum Zollparlament vom Norden unbedingt Heerfolge leisten müssen, ohne selbst auf die Verhandlungen, welche jedem Krieg vorhergehen, irgend welchen bestimmenden Einfluß geübt zu haben, in einem Verhältniß zu Preußen, das mit der Bundesverfassung durchaus nicht stimmt, und unter preußischer Vormundschaft. Ist schon das Nordparlament gar wenig in der Lage, auf die Führung der auswärtigen Politik durch den König und den ersten Minister Preußens Einfluß zu üben, sind also die außerpreußischen Norddundler als Preußen gewissermaßen beigeboren, so muß sind dann die Süddeutschen, welche nicht einmal formell an dem politischen Centralpunkt vertreten sind, wo über den Krieg, den sie mit auszusechten haben, entschieden wird? Sie sind nichts Anderes, als Preußen dritter Classe, welche Ehre, Freiheit und Besitz, Pflichten und von diesen Pflichten entsprechenden Rechten kaum einen blassen Schatten haben.

Daß ein solcher Zustand nicht länger dauern dürfe, sollte allgemein begriffen werden. Leider aber scheinen man noch sehr vielen in eine Zerstörung der Vasallenschaft und des politischen Curatel, einer kräftigen Entscheidung zwischen den 2 Möglichkeiten: Eintritt in den Nordbund oder Gründung des Südbundes vorzuziehen. Manches mag dazu die von Preußen angedrohte Kündigung des Zollvereinsvertrags mit dem Norden beitragen, obwohl schon diese Bande über die Wahrheit geschrieben worden sind, daß Norddeutschland bei einer Kündigung des Zollvereinsvertrags eben so viel, ja noch mehr einbüßt, als die Südstaaten. Das Meiste aber trag zu Verlängerung des unwürdigen provisorischen der Manget an Auffklärung bei Vielen durch die Organe der öffentlichen Meinung bei. Erst die bayerischen Kammerdebatten, erst die württembergische Volksbewegung gegen das Kriegsbündnisgesetz und die dadurch veranlaßten staatsrechtlichen Controversen in der deutschen und europäischen Presse haben den Schleier von der wirklichen Sachlage gelüftet. Die Süddeutschen sehen nun ein, daß sie nur Preußen dritter Classe sind, und sie sind sah ausnahmslos entschlossen, auf die eine oder andere Art dieses trostlosen Titels ledig zu werden.

Eiserne Liebe, blutige Tücken —

das ist das Neueste von blut-eisernen Grafen Bismarck. Fühlen wir schon längst das Bedürfniß, unsern Freiden zu machen mit diesem herrlichen Exemplar zollerischer Menschheit, so sind wir jetzt vollends in Gefahr, ihm den Dank des Vaterlandes zu verlieren für die gründliche Zurück- und Zurechtweisung, die er der deutschen Bundespost, dem Nationalliberalismus, hat angedeihen lassen. Sehen

Digitized by Google

wir und den interessanten Vorgang nach seinen verschiedenen Seiten an.

1. Schuldbuben und Schulmeister.

Ueber die Gründe, welche die Laster und Genossen veranlaßt haben, gerade jetzt die badische Frage und indirekt die süddeutsche Frage anzuregen, liegt Genaues noch nicht vor. Bloße Schwatzsucht kann es doch unmöglich gewesen sein. Man erinnert sich des offenen Geständnisses von Ehren-Blumschein: die badische Frage sei eine der größten europäischen Fragen. Kleiner ist sie indessen nicht geworden. Die bayerische Krisis erhält sich; die Groß- und Kleinpreußen werden in dieser Beziehung immer kleinlauter. In Schwaben nimmt die Agitation immer handfester ihren Verlauf, und das preußische Preßbureau erläßt bereits einen Rothschrei in der „Kölner Zeitung", man komme selbst der wirthschaftlichen „Staatsnoth" und spreche offen von den steigenden Geldbedürfnissen, den kommenden Steuerzuschlägen; mitten in die Militär-Agitation hinein — das heißt doch sie absichtlich steigern! Allerdings ein schwer Verbrechen für eine Regierung, ihrem Lande reinen Wein einzuschenken; im Musterpreußen macht man's anders.

Ebenjowenig ist die große Weltlage verändert seit Blumschili's offenem Geständnis. Ja, soweit sie's ist, sieht's für die süddeutschen Gelüste der Zollerei sehr ungünstiger aus. In Frankreich fowlobirt die neue Aera unaufhaltsam, und Napoleon hat den letzten Tagen sogar hat das Miniterium Olliver-Daru mit den Mamelucken des früheren Regiments offen gedrohen, und zum ersten Male seit 20 Jahren hat — in Sachen der Wahlfreiheit der ein kaiserliches Ministerium die äußerste Linke für sich, die äußerste Rechte gegen sich gehabt. Zugleich verlautet allerlei, unter Widersprüch freilich, von Mahnungen und Warnungen, welche der neue Minister Daru, ganz im Geiste seines Meisters Thiers, für strikte Wahrung des Vogt Friedens habe nach Berlin gelangen lassen. Endlich giebt der lange Besuch des Erbherzogs Albrecht in Paris allen Denen zu denken, die denken können, und ist eine so lebendige Erinnerung an die Maimlnie mit ihren von Preußen bestellten Hütern, wie sie für Bismarck nicht unangenehmer sein kann.

Und in diese Lage kommen bringen die Laster und Genossen die heitligste aller großpreußischen Fragen, die badische!

Haben wir in der vorstehenden Skizze die eingeschlagenen Momente der Weltlage hinlänglich vergegenwärtigt, um das Auftreten der parlamentarischen Schwätzer hinlänglich unbegreiflich erschienen zu lassen, so gewährt sie andererseits auch Anhalt genug, um das Auftreten zu erklären, zu welchem der „Gott ihrer Andetung" sich ihnen gegenüber veranlaßt gesehen hat. Ihm sind natürlich die Momente bundigen, die eigentlich politischen Momente der Weltlage genau so bekannt wie uns, und die geheimen, die diplomatischen Momente zweifellos ein gut Theil bekannter als uns. Was also muß erst sei ne Empfindung sein, wenn jetzt die badische Frage in Berlin angeregt wird? Die Momente haben darin zu reden, vor jeder Verantwortung wissen sie sich herumzudrücken, ihn allein trifft die Verantwortung bei jeder Schwierigkeit, die sie ihm bereiten. Zu Münchhen stehen die Dinge zur akuteren Entscheidung, und da soll, genau unter unbeantwortbarer Frage gegeben über, ein großpreußisches Feuerwerk am Platze sein, das ihm leicht in die Augen bestißt! In Paris brennt gewiß der neue Minister des Auswärtigen auf eine Gelegenheit, sich die Sporen zu verdienen; seine erwünschter, als sie sich an Bismarck zu verdienen; wie würde sich dann sein Kind freuen bei Napoleon, wenn er ihm da zu einer noch so kleinen, ersten Revanche verhülfe! All' das klar sehen und dann die Laster schwätzen hören! Wie inopportun die Anregung dieser Frage gerade jetzt sei, ihnen deutlich vorhalten — wir erwähnten es neulich — das haben sie unternehmen sollen, daß sie keine Aktion annehmen! Gewohnt sein in's vierte Jahr an ihren unbedingten Gehorsam und nun an der gesährlichsten Stelle Unbotmäßigkeit erleben! Nein, das ist zu arg, das verdient Strafe! Und wahrhaftig, eine Strafe zählt er ihnen auf, eine Züchtigung ertheilt er ihnen zu öffentlichem Verfahren so schonungslos, so derbe, so zermalmend, daß sie sich's wohl vergehen lassen werden, noch einmal so ungezogen zu sein, die Schulbuben, gegen ihren Herrn und Meister.

Es ist ein Lobgsal, das zu lesen, und wer sich in dieser schlechten Zeit eine Erquickung gönnen will, soll's ja nicht verkümmen. Noch niemals hat der Mann der That diesen Wortmenschen ihren Standpunkt so klar gemacht wie diesmal. Will man ein derbes Volkswort vaffiren lassen, welches die Sache am kesten begeichnet, so ist zu sagen: er fährt ihnen über's Maul. Er gönnt ihnen das Vergnügen, die „nationale" Haltung der Zolly-Blunischli theoretisch auszuturnen, aber er verbietet sich's in aller Form, daß sie sich an den Punkt heranwagen, wo die einzig praktische Frage, die des Eintritts in den Nordbund, die der Verzweiung und Verspeifung Badens, beginnt. Ja, er weist sie mit sehrm beißaffigen Versuche soweit zurück, daß er das Verbot die auf die entsprechenden Velleitäten in Karlsruhe selbst ausdehnt. Er verpottet mit den deutschen Lauten den Laster, sofern er einen ein Karlsruher Agent sei. — Ueber die Maintinie hinüber herrscht er Denen, die vor Ungeduld nach Hollerei vergehen, sein derbstes „Laßt mich in Ruh; ich mag Euch gar nicht" entgegen. Er verkündet das Nachjehot seiner Willkür als was gegeben hat in das deutsche Parlamentsschiff: „Wir werden euch den Zeitpunkt kennzeichnen" — wir, d. h. ich; Ihr aber habt zu warten, rufig, ergeben; nicht einmal bitten dürft Ihr; Euch nehmen zu lassen, wenn wir Euch zu holen kommen, das ist Euer einziges Recht."

Als diese Sprache noch nicht deutlich genug ist, um die Sache todt zu machen, steigert sich der edle Graf. Als Miquel sich nicht bescheiden kann, das Nichts zu sein, welchen zu sein Bismarck die Herren anweist, da donnert der Genialige den Locomotivheizer nieder: „Ich sage gar nichts weiter wollen, ich will mit dem „Mißbrauch" solcher Art von Publicität-Macherei nichts zu thun haben; ich muß das besser wissen; wer seid Ihr, die Ihr 1866 meinen Krieg nicht wollte! Den hab' ich gemacht, und eventuell — damit sind wir der Sport einzemerkte über die Armen — nehmt Ihr meinen Platz ein, wenn Ihr's besser versteht.

Wie gern! Er ertegt ihnen Tantalus-Qualen, er zeigt ihnen die süße Frucht der Macht, nach der sie lechzen — wie lange! wie schnöde! — und indem er sie so zurückscheucht, „in ihr Nichts' durchhohnendes Glück", zeigt er ihnen, zeigt er der Welt, daß sie von jedem Machteinfluß ferner sind denn je, daß sie gebunden sind willenlos, machtlos, ehrlos an die Grenze, die er ihnen zieht, daß sie der Stein sind für seinen Bau.

Und als sei es damit noch nicht genug, läßt er ihnen Tages drauf ein Exempel statuiren, wie es selbst diese ihre Rücken noch niemals getroffen. — Braß muß über sie her — sein Braß, König Wilhelm's Augult Brieß! Jenen Brief, von dem Niemand weiß, welches die Herren von 1866 kläglich ablehnten, wird in der „Nordd. Allg. Ztg." grimmlichst erörtert. Ein wahres Sündenregister aus der Zeit ihrer Anti-Bismärckerei wird den National-Liberalen vorgehalten. Ihr, die Ihr unsre Reorganisation bekämpftet, die Ihr die Landwehrbewaffnung der 66er Erfolge — Ihr, die Ihr Augustenburgisch waret — Ihr, die Ihr auf unser Angebot „kein Kiel, kein Geld" im Jahre 1865/66 „die Taschen zuknöpftet" — Ihr, die Ihr „um den Bruderkrieg weinet! (wegen Verbrechen von Solferno Augen!) — Ihr, die Ihr dann dem Erfolge Euch bequemet nach der Gefahr, die wir bestanden — Ihr, was wollt Ihr? Was könnt Ihr? Was fällt Euch ein?! In die Ecke, Besen, Besen!

So von Bismarck die Braß verhöhnt in Versen und Prosa, von Bismarck gezüchtigt nicht nur roh, welche Winkel der Erde bleibt solchen Menschen, ihr klägliches Haupt zu verbergen?!

Noch Eins zum Schluß. Wir sagten oben, für das Vorgehen Laster und Gen. sei kein Grund ersichtlich. Doch hatten einige Kenntnig, gefehen wir's uns. Genau bieselbe politische Lage, die sie hätte zum Schweigen bestimmen sollen, ist sie für der Anlaß zum Reden gewesen. Wenigstens ein Moment dieser Lage: die Noth der Preußen im Süden. In Bayern geschlagen, in Württemberg durch die Militär-Agitation dem Ende nahe, in Baden festgebannt, ja, man kann sich denken, daß sie gedenken haben um Hülfe, um eine parlamentarische Schaustellung, um etwas Geschrei zu ihren blechen Gunsten. Einen „Wetterschlag gegen die Gegner Preußens" wünschte Miquel, eine „Ermuthigung und der deutschen Partei", und auch in Laster's Rede verriethen ähnliche Schlagworte den tieferen Zusammenhang dieser herrlich angelegten Rebeübung. Nun haben sie ihren Willen. Die Preußenmauer werden sie nicht ermuthigt sein, die deutsche Volkspartei sieht den Wetterschlag.

Arme, verlorne Geschöpfe! Keimgelenchtet bahrim, auswärts blewirt, so haben sie abermals das Gegentheil von dem erreicht, was sie wollten. Was geben ihren Bismarck solche Rückschläge auf die jüddeutschen Provinzen auf? Ermuthige oder entmuthige, geboten oder getreten — sie bleiben ihm ja doch.

* Der Tod Maximilian's.

Die „Neue Freie Presse" bringt eine Correspondenz aus Querétaro, die interessante Einzelnheiten über die letzten Augenblicke Maximilian's enthält. Wir wollen einige der interessantesten Punkte herausheben.

Maximilian wurde von Das Campanos aus mit Miramon, Mejia, Prinz Salm-Salm und anderen zur Stadt zurückgebracht und 6 oder 7 Tage im Theresiten-Convent festgehalten. Von hier aus brachte man ihn mit Miramon und Mejia nach dem alten Kloster Las Compunichos, und hier blieben sie, bis das Kriegsgericht seine Entscheidung abgegeben hatte. Maximilian glaubte bis zum letzten Augenblick, daß die Mexikaner es nicht wagen würden, einen Prinzen aus dem Hause Habsburg-Lothringen zu erschießen — aber sie thaten's doch.

Der Wagen hielt. General Escobedo winkte Maximilian mit der Hand, abzusteigen. Der arme Kaiser, eine solche Behandlung nicht gewöhnt, warf ihm einen düstern Blick zu, doch dann stieg er hastig ab und schritt auf die Spitze des Hügels zu. Miramon kam zunächst, und wie er sah, daß Maximilian sehr mühsam ging, rief er ihm zurück. Sie standen so, daß Maximilian in der Mitte stand, doch wo die Stellung geändert; wie die Truppen sich aufstellten, stand Maximilian westlich, dann Miramon und Mejia östlich.

Maximilian hatte sich hingestellt mit den Händen auf den Rücken, und in dieser Stellung sprach er einige wenige den Zuschauern unverständliche Worte zu Miramon und Mejia. Dann richtete er bittere, schwärmerische und unzusammenhängende Worte an Escobedo, aber nicht Worte, wie man sie später in den Zeitungen gelesen hat, sondern Worte, für Mexiko zu sterben u. s. w. Mejia stand da mit übereinander geschlagenen Armen, Miramon hielt seine geschriebene Vertheidigung in den Händen und Maximilian hielt mit der Rechten ein Kreuz in die Höhe — so stand er einige Secunden, und die Drei sielen zu Boden. Mejia und Miramon waren augenblicklich todt, Maximilian schlug sich mit der Hand gegen den Kopf, wie in fürchterlichem Schmerze, und starb nach heftigen Todeskampfe.

Den Platz bedecken zwei Kornfelder und drei einfache Kreuze, schwarz angestrichen und ohne Inschrift und aufgepflanzt auf einem rohen Steinhaufen, zeigen die Stätte, wo eines der furchtbarsten Dramen unserer Zeit sein Ende gefunden.

---

* Madame Therese

oder

die Freiwilligen von 1792

von

Erckmann-Chatrian.

(Uebersetzt für das Wiener Tagblatt.)

136. Fortsetzung.)

Wie sie dieses sagte, glaubte ich, mein Herz zerspringe mir, und ich zitterte vor Glück und vor Freude, daß ich mich nicht fassen konnte. — Ich hatte mich auf meinen kleinen niedrigen Sessel vor den Ofen gesetzt, und meine Augen waren in Thränen gezogen, begrub meine Hände in seinen dicken Pelz, während eine wahre Sündflutt von Thränen über meine Wangen rann. Es schien mir, als ob man mir alle Glieder der Erde zurückgegeben, die ich verloren hatte.

Der Onkel betrachtete mich ganz erstaunt; er begriff nun ohne Zweifel, was ich gelitten hatte bei dem Gedanken, mich von Sylvio zu trennen; denn anstatt Frau Therese Vorstellungen zu machen, wegen des Lyrers, daß sie sich damit auferlege, sagte er einfach: „Ich wehre mich nie für Geld", Frau Therese, damit er sich erinnere, wie sehr sie ihn geliebt haben, daß er sich stets erinnere, in welch großem Kummer sie ihn verlassen haben, und ihm da als ein Zeichen Ihrer Zuneigung das ganze und schöne Besitzthum hat nicht allein Ihr eigener Geschäfte, sondern auch derjenige Ihres Bruders des kleinen Jean, war, zum Andenken gegeben haben; er wird sie niemals vergessen und Ihrer in Liebe gedenken." Dann wandte er sich an mich: „Fridel", sagte er, „gedenkst Du Dich denn nicht bei der Frau Therese?"

Dann erhob ich mich, stürzte mich in die Arme dieser vortrefflichen Frau und verlieh sie nicht mehr, schlang meinen Arm um ihre Schulter und betrachtete unsern Meister, der zu unsern Füßen lag, durch diese Thränen, und streichelte sein Fell mit einem Gefühl unaussprechlicher Freude. Ich brauchte Zeit, um mich zu sammeln. Frau Therese sagte, mich umarmend: „Dieses Kind hat ein gutes Herz; es schlägt sich leicht an Einen an, und dies ist gut!" was mich voraussetzte, noch mehr zu weinen. Sie streichelte meine Haare und mein Gesicht, und schien selbst gerührt.

Nach dem Nachtessen traten ganz ernsthaft der Maufec, Kossel und der alte Schmitt, die Mützen unter dem Arme, ein; sie sprachen gegen Frau Therese ihr Bedauern wegen ihrer Abreise aus, konnten sich jedoch nicht enthalten, ihrer Entrüstung gegen den Lumpen von Richter freien Lauf zu lassen, welchen sie der Denunciation beschuldigten; denn sie

Digitized by Google

hielten diesen allein einer solchen Niederträchtigkeit fähig.

Man hatte sich nun den Dien gelegt, und Frau Therese schien bewegt über den Schmerz, dieser braven Leute, dessen man sich bemächtigt hatte, sie sagte zu ihnen: „Hört mich, meine Freunde, wenn die Welt mit Recht belehrt wäre und man überall brave Leute finden würde, die die Gerechtigkeit und das gute Recht hochhalten, welches Verdienst hätte man denn noch, diese Prinzipien aufrecht zu erhalten? Aufrechtig gestanden, es wäre nicht der Mühe werth, zu existiren! Wir haben das Glück, in einer Zeit zu leben, wo man für die Freiheit kämpft; wir müssen wird man von uns sprechen und unser Leben wird nicht umsonst sein: all unser Elend, alle unsere Leiden, unser vergossenes Blut wird für die kommenden Geschlechter ein erhabenes Beispiel geben; alle Lumpen werden erbeben bei den Gedanken, daß sie uns hätten besiegen können, daß wir mit ihnen aufgeräumt, und alle großen Seelen werden bedauern, daß es ihnen nicht vergönnt war, an unserer Arbeit Theil zu nehmen. Das ist der Grund der Sache. Bedauert mich also nicht; ich bin todt und glücklich, für Frankreich zu sterben, welches ihm in der ganzen Welt die Freiheit, das Recht und die Gerechtigkeit vertritt. — Halten Sie uns vielleicht für geschlagen? Dies ist ein Irrthum; wir haben getfern einen Schritt zurückgemacht, um morgen deren 20 vorwärts machen. Und wenn eines Tages unglückscherweise Frankreich die großen Ideen vergessen wurde, dann werden andere Völker unsern Platz einnehmen und unsre Arbeit fortsetzen; denn die Gerechtigkeit und die Freiheit sind unsterblich, und alle Tyrannen der Welt werden nie dazu kommen, sie zu zerstören. — Was mich betrifft, ich reise ab nach Mainz, vielleicht nach Preußen, escortirt von den Soldaten des Braunschweigers, aber erinnert Euch dessen, was ich Euch sage: „Die Republikaner sind erst auf der ersten Stufe und ich bin sicher, daß, ehe dan dieses Jahr zu Ende geht, sie mich befreit haben werden."

So sprach diese stolze Frau, lächelnd und mit funkelnden Augen. Man sah ihr wohl an, daß das Elend sie nicht erschreckte, und Jeder dachte für sich, „wenn die republikanischen Frauen so sind, wie werden erst die Männer sein?"

Voller erheblicher neuer Freude, als er sie so sprechen hörte; der Maufer hinwelte mit den Augen und sagte ganz leise zu dem Onkel: „Dieses Alles weiß ich schon lange Zeit, es ist geschrieben in meinem Buche, diese Sachen müssen kommen, so ist es geschrieben!"

Der alte Schmitt bat um die Erlaubniß, seine Pfeife anzünden zu dürfen; dann stieß er große Wolken aus und murmelte durch die Zähne: „Welches Unglück, daß ich nicht erst 20 Jahre alt bin! Ich würde mich bei diesen Leuten engagiren lassen! Dieses hätte ich brauchen können — was hätte mich gehindert, General zu werden, wie der erste Beste? Welches Unglück!"

Endlich schlug es neun Uhr, und der Onkel sagte: „Es ist spät, — wir müssen fort, ehe es Tag wird — ich glaube, daß es für Alle gut sein wird, wenn wir uns zur Ruhe legen."

Und Alle erhoben sich bewegt, umarmten einander wie alte Bekannte und versprachen sich, immer an einander zu denken. Koffel und Schmitt gingen zuerst hinaus; der Onkel und der Maufer unterhielten sich noch einen Augenblick auf der Thürschwelle. Es war wunderschöner Mondschein, die ganze Erde war weiß und der sternenbesäte Himmel wimmelte von Sternen. Frau Therese, Scipio und ich gingen miteinander hinaus, um diesen schönen Anblick zu genießen, welcher die Kleinlichkeit und die Vergänglichkeit der Menschheit zeigt, während unser Geist die unendliche Größe des Weltalls kann fassen lann. Dann entfernte sich der Maufer, dem Onkel noch einmal die Hand drückend, und man sah ihn so deutlich wie am hellen Tage in der einsamen Straße. Endlich verschwand er um die Ecke des Nefselgäßchens, und da die Kälte sehr scharf war, traten wir in das Haus zurück und legten uns zur Ruhe.

Der Onkel umarmte mich auf der Schwelle meines Zimmers, drückte mich an sein Herz und sagte mit festklanger Stimme zu mir: „Freund, — arbeite und führe Dich gut auf, liebes Kind." — Und er trat ganz bewegt in sein Zimmer. Ich dachte an das große Glück, Scipio zu behalten; einmal in meinem Zimmer, ließ ich ihn am Fuße meines Bettes liegen; er hielt sich ruhig, den Kopf zwischen den Pfoten, und das Gefühl, ihn bei mir zu haben, machte mich so glücklich, daß ich nicht mit dem deutschen Kasser getauscht hätte.

Trotz dieser Gemüthsruhe schien es mir unmöglich, vor 10 Uhr einzuschlafen. Ich dörte noch den Onkel drüben auf und ab gehen, dann seinen Sekretär öffnen, ferner wie er Feuer in seinen Ofen machte, zum ersten Mal in diesem Zimmer; ich dachte, daß er entschlafen wolle, und fiel endlich in einen tiefen Schlaf.

XVI.

Die Glocke schlug 9 Uhr, als ich durch das Klirren von Eisen aufgeschreckt wurde, ich hörte Pferde auf der harten Erde stampfen und Leute an unserer Thüre sprechen.

Der Gedanke kam mir nun, daß die Preußen bald kommen würden, um Frau Therese zu holen und ich wünschte herzlich, daß der Onkel Jacob nicht so lange gefangen haben möchte, wie ich.

Zwei Minuten darauf lief ich die Treppen hinunter und bemerkte am Ende des Hausganges fünf oder sechs Husaren, in ihre Dolmans gehüllt, die Säbelscheiden bis an ihre Steigbügel herumterhängend, und den Säbel in der Faust. Der kleine, blonde, sehr magere Offizier mit seinen eingefallenen, gerötheten Wangen und großem rothen Schnurbart, auf einem großen schwarzen Pferde sitzend, hielt gerade unter der Thüre; Lisbeth, den Besen in der Hand, erwiederte auf seine Fragen mit bestürztem Gesicht.

Um die Husaren hatte sich ein Kreis von Leuten gebildet, welche mit offenen Mäulern, der Eine sich auf den Andern lehnend, zuhorchten. In der ersten Reihe bemerkte ich den Maufer, die Hände in den Taschen, und das lächelnde Gesicht des Herrn Richter, der in Angelegenheiten unserer Ankunft ein alter Fuchs beim Jubiläum. Er war ohne Zweifel gekommen, um sich an der Bestürzung des Onkels zu weiden.

„Also Euer Herr ist mit der Gefangenen diesen Morgen abgereist?" fragte der Offizier.

„Ja, Herr Commandant," antwortete Lisbeth schüchtern.

„Um welche Uhr?"

„Zwischen 5 und 6 Uhr, Herr Commandant; es war noch Nacht, und ich habe selbst die Laterne an die Schlittenbeichsel gehängt."

„Ihr habt also nichts von unserer Ankunft erhalten?" fragte der Offizier, indem er ihr einen durchdringenden Blick zuwarf.

(Fortsetzung folgt.)

* Was ist ein Demokrat?

Ein schöner Name voll und rein
Und weiß wie Morgensonnenschein,
Es klingt wie ein neues Lied,
Für alle ohne Unterschied
Der Name: Demokrat.

Wer für ein freies Vaterland
Gern opfern mochte Herz und Hand;
Wer offen seinem Feind bekämpft,
Mit stiller Tücken den Hochmuth dämpft,
Der ist ein Demokrat.

Wer nur zum Wohle Aller strebt
Und gern mit Jedem friedlich lebt;
Wer Jeden Jedem Menschen ist
Und stets verachtet Trug und List,
Der ist ein Demokrat.

Wer das Verdienst im Herzen ehrt,
Doch keinen Orden je begehrt,
Wer nimmer ruht auf Andre blickt
Und mit niemals sich vor Andern bückt,
Der ist ein Demokrat.

Wer Recht und Arm, so Herr wie Knecht
Beurtheilt gleicher für gleiches Recht,
Kennt das neben All' ehren'
Und seinen eine Strafe ist,
Der ist ein Demokrat.

Wer nimmer sich dem Unrecht tügt,
Gewalt'gem nie Gehorsam lügt,
Wer nie sich beugt dem Zwange drei
Und keinem Bürger Bedrängt freut,
Der ist ein Demokrat.

Wer immer redet frei und grad
Und niemals weicht vom rechten Pfad,
Ob auch der Heuchler teile Pein
Verfolgen ihn mit grimmer Wuth,
Der ist ein Demokrat.

Wer als ein treuer, bieder Mann
Für Freiheit Alles opfern kann,
Der treu und kämpft, der freibt und wirkt,
Der wagt und blutet, lebt und stirbt
Als echter Demokrat.

S. . . . . Ph. K.

Durch die Buch- und Musikalienhandlung von
Ph. Rohr in Kaiserslautern sind nachstehende Werke lieferungsweise zu beziehen.

Storch.	Arbeiterkönig	4.	Bg. fr. 15
	Bewunderer und Jesuit	"	" 14
	Bismarck und Napoleon	"	" 14
	Monte Christo (Dumas)	"	" 14
	Ramhorn. Karl v. Joseph II.	"	" 21
	Maria Theresia	"	" 21
	Corrido. Isabella	"	" 14
	Der Jäger von Königstein	"	" 12
	Rode. Barbara Ubrik	"	" 14
	Die Klöster der Christenheit	"	" 27
	Mühlbach. Ferdinand I.	"	" 14
	Amerika's Kinder und Hölle	"	" 14
	Geheimnisse einer Kleinstadt	"	" 12
	Scharfrichter von Brag	"	" 12
	Ehescheidungsprozesse	"	" 18
	Maria der verfolgte Unschuld	"	" 12
	Maria Stuart	"	" 12
	Pius des IX. Leben	"	" 21
	Neumann. Köchin und Gräfin	"	" 12
	Clemens	"	" 14
	Gräfin die schöne	"	" 12
	Brandstifter	"	" 12
	Wilhelm Tell	"	" 12
	Jungfrau von Orleans	"	" 14
	Schön Käthchen	"	" 12
	Entstehung des Menschen	"	" 18
	Wunder der Tragung	"	" 18
	Geschichte der Päpste	"	" 18
	Allgemeine Weltgeschichte	"	" 18
	Criminal-Novellen	"	" 9
	Unterthan	"	" 27
	Romanzeitung	"	" 9
	Lieber Land und Meer	"	" 18
	Illustrirte Welt	"	" 18
	Blätter für den häuslichen Kreis	"	" 18
	Buch für Alle	"	" 18
	Buch der Welt	"	" 18
	Zu Hause	"	" 12
	Hausfreund	"	" 18
	Dumilas	"	" 18
	Die Quelle	"	" 12
	Gartenlaube	"	" 18
	Daheim	"	" 18
	Bayerle Spielbuch	"	" 27
	Alte und Neue Welt	"	" 14
	Der Weltbandel	"	" 17
	Der Schnellrechner	"	" 28
	Der Hausfreund-Kalender	"	" 18
	Gesundheit, Wohlstand und Glück	"	" 12
	Friedensrike Bremer. Ausgewählte Werke	"	" 9
	Von Gottschall. Königsrath	"	" 12
	Dame im Schleier	"	" 12
	Liebesbrief und siehe	"	" 12
	Meine Bibliothek. Johannes Bäckler, genannt Schinderhannes	"	" 12
	Das Geheimniß eines Leichtsinnlos	"	" 18
	Carl Julius Weber's Demokritos	"	" 18
	Kaufmännische Unterrichtsstunden	"	" 18
	Das Buch berühmter Kunstwerke	"	" 28
	Meyer's Conversations-Lexikon	"	" 28
	Das goldne Buch der Landwirthschaft	"	" 27
	Kolb. Kulturgeschichte	"	" 36

Verantwortlicher Redakteur, Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

An die Genossen und Freunde der Volks-Partei.

Auf den Wunsch des Volks-Vereins Neustadt hat der unterzeichnete Ausschuß beschlossen:

Sonntag, den 6. März, Nachmittags 3 Uhr, im Saale des Schießhauses

bei Neustadt an der Haardt eine größere Versammlung der Partei abzuhalten und hierzu Parteigenossen und Freunde von Nah und Fern einzuladen.

Tagesordnung:

I. Das Programm der Volks-Partei, insbesondere die Stellung der Partei gegenüber den anderen Parteien. II. Die Wehrfrage. III. Die Wahl von 2 Mitgliedern in den Landesausschuß für den Bezirk Neustadt.

Mit demokratischem Gruß und Handschlag.

Der Ausschuß der Volks-Partei in der Pfalz.

Ad. Kroeber. C. Gelbert. Jos. Altschüler. J. Herrmann J. Theobald. D. Luthringshausen. A. Wagner.

Hierzu eine Beilage.

Digitized by Google

Pfälzer Demokrat

und

Sonntags-Blatt.

Organ der deutschen Volkspartei in der Pfalz.

Wöchentliche Gratis-Beilage zur „Pfälzischen Volkszeitung."

Für Nichtabonnenten der „Pfälz. Volkszeitung" vierteljährlich 18 kr.

Nro. 11. Kaiserslautern, 13. März. 1870.

Die Politik Hohenlohe und Großpreußen.

Es steht fest, daß von München aus, oder doch jedenfalls im Einverständniß mit München der Versuch gemacht ist, mit Großpreußen über die Widervereinigung Deutschlands — vielleicht mit Ausschluß Deutschösterreichs — zu verhandeln. Der Versuch ist vor fast anderthalb Jahren gemacht worden. Ein wenn auch nicht artikelweise spezifizirter, doch hinlänglich formulirter Plan wurde Preußen vorgelegt, durchaus genügend zur Grundlage jeder Verhandlung, sofern in Berlin guter Wille vorhanden war, und in den Bedingungen, an die der Zulammentritt des Südens mit dem Norden geknüpft war, keineswegs von so ausschweifenden Freisinn, um die Verhandlungen von vorn herein ausschlosen zu machen. Der bayerische Premier hatte sich diese Vorschläge angeeignet. Wir fragten ihn und seine Freunde neulich offen und öffentlich, was aus den Vorschlägen geworden sei. Wir forderten eine offene und öffentliche Erklärung, wie Preußen sich zu denselben gestellt habe. Von Antwort und Erklärung ist uns nichts zu Gesicht gekommen. So wollen wir selbst sie geben. Sind wir recht unterrichtet — und wir glauben es zu sein, — so soll die Antwort heute noch erfolgen: eine auf den Inhalt eingehende Antwort hat die Politik Bismarck der Politik Hohenlohe nicht gegeben. An der Wiedervereinigung Deutschlands unter freiheitlichen Bedingungen liegt der Zollerei eben nichts; die Unterwerfung Deutschlands ohne alle Bedingungen — das ist die Zollerei, nichts Anderes, nichts Besseres.

Es fragt sich nun weiter, was die Politik Hohenlohe Angesichts dieser Nichtantwort, die wahrlich doch auch eine Antwort ist, gethan hat. Nichts hat sie gethan, diese Politik Hohenlohe. Pflicht wäre es gewesen, auf dem Wege einer Vorlage an die bayerische Volksvertretung klarzustellen: Das haben wir versucht, und nun müssen wir als Minister eines deutschen Landes um im Interesse des deutschen Ganzen ein Anderes verlangen. Pflicht wäre es gewesen, nunmehr den Beweis zollerischer Unbeutschheit zu benutzen zum Besten des außerzollerischen Deutschland, und Angesichts des constatirten bösen Willens des entfernteren Nachbars, die nächsten Nachbarn anzugehen zu gewinnsamer Action. Die Erfolglosigkeit in Berlin wies verständigerweise direkt nach Stuttgart und Karlsruhe. Das Scheitern des Versuches einer Verständigung mit dem Norden drängte mit Nothwendigkeit zu dem Versuch einer Verständigung über den Südbund. Das ist, wofern es noch politische Logik gibt, eine zwingende Schlußfolgerung. Aber statt dessen? Nicht nur ist in der bezeichneten Richtung nicht das Geringste geschehen, nein, die auf den heutigen Tag spottet die Politik Hohenlohe — in einer seiner letzten Kammerreden spottete noch der Minister persönlich — über den Südbundsgedanken und, noch so gründlich belehrt über die politische Zollerei, hat sie eben so gründlich die Einführung der militärischen Zollerei noch trotzdem angelegen sein lassen. Und zwar, so unglaublich es klingt, mit dem vollen Bewußtsein, mit dem erklärten und offiziell verkündeten Bewußtsein, daß der zollerische Militarismus eine Last für das Volk, eine Ueberbürdung, welche die Völker und die Staaten auf die Dauer nicht würden ertragen können. Das nämlich hat Prinz Hohenlohe vor ein oder zwei Jahren selbst gesagt, freilich um den acht ministeriellen, acht bureaukratischen Schluß daran zu knüpfen: Ueber das Millsystem brauche er wohl kein Wort zu verlieren — welches denn heißt: die Krankheit verwünschen, aber die Heilung mißachten.

Mit diesem Wort kennzeichnet sich nicht blos die Politik Hohenlohe, sonst würden wir auf dies abgethane Stück deutschen Stillstandes nicht mehr zu ausführlich eingehen, nein, wie die Famille Hohenlohe, ist auch die Politik Hohenlohe sehr verbreitet und zählt manch theures Haupt. Es ist die Politik der Vorbersitze, denen der Nachtag fehlt; es ist die Politik, die über die Voraussetzungen und Vorbedingungen ziemlich klar sieht, aber gegen die Schlußfolgerungen sich zu verstocken Alles aufbietet, was sie an Willenskraft hat; es ist die Politik, kurz gesagt, die allerlei Fallschen zu versuchen eine merkwürdige Zähigkeit hat, und die, wenn sie mit allen Fallschen der Reihe nach gescheitert ist, doch das eine Rechte zu thun, sich um keinen Preis der Welt durchstechen kann.

Dies eine Rechte ist für Staaten, wie die Südstaaten sind: ihre Staatskraft durch Volkskraft versüngen und verwirklichen. Ein Zweites gibt's nicht, und wer's versucht, scheitert — wie Prinz Hohenlohe. Er steht als warnendes Beispiel für Nachfolger und Nachbarn.

Eine conservative Stimme über die Allianz- und Zoll-Verträge mit den süddeutschen Staaten.

Constantin Frantz, ein conservativer Politiker, hat kürzlich eine Broschüre veröffentlicht, in welcher er die Schattenseiten der Nordbeutschen Bundes vom preußischen Standpunkt aus betrachtet. Dieser Standpunkt ist im Ganzen der der Herren Gerlach und Lippe, die bekanntlich den Untergang der preußischen Königsherrlichkeit durch die weitere Entwicklung des Nordbundes voraussagen und sich dabei auf den historischen Satz stützen, daß das königliche Preußen sich nur im Kampfe gegen Deutschland zu einer europäischen Macht entwickelt habe. Frantz vertritt diesen Standpunkt mit weniger Fanatismus, aber mit mehr Schärfe, als die beiden Manchester des Herrenhauses, so wenig wir seinen Grundanschauung theilen, ihr vielmehr bei jeder Gelegenheit die gegentheilige gegenüberstellen müssen, daß dieser sogenannte Nordbund kein anderes Endziel haben soll und kann, als die vollständige Verpreußung der Nordbeutschen Kleinstaaten und ihr Hinüberführen in den preußischen Einheitsstaat, so haben wir doch seine Ausführungen mit Interesse gelesen, da sie auch für unsern Parteistandpunkt ein reiches Material liefern.

Nachstehend theilen wir den Abschnitt der Frantz'schen Broschüre mit, welcher sich auf die Allianz- und Zoll-Verträge mit dem Süden bezieht.

„Wenn gleich diese Verträge", heißt es dort, „nicht unmittelbar mit dem Nordbund selbst zusammenhängen, beruhen sie um so mehr auf denselben Ereignissen, denen er selbst seine Existenz verdankt. Auch tritt uns darin dasselbe unklare und widerspruchsvolle Wesen entgegen, wodurch, anstatt einen bauerhaften Zustand zu begründen, vielmehr neue Verwicklungen geschaffen werden. Es liegt eine Tendenz darin, die auf etwas Anderes hinauslauft, als was die Verträge besagen.

Zunächst die Allianzverträge. Sie haben das Selsame, daß jede Angabe über die Dauer ihrer Gültigkeit vermißt wird, während sie doch anderenfalls nicht für immerwährend erklärt sind. Da auch keine Bedingungen vorliegen, an welche ihre Gültigkeit gebunden erscheine, so fehlt dem Urtheil darüber jeder rechtliche Anhalt. Es ist gleichsetzig das Entgegengesetzte möglich. Möglich also, daß jeder der beiden Contrahenten den Vertrag nach seinem Belieben lösen darf, so sehr dies auch dem Wesen eines Contrahenten widerspricht. Allein der Vertrag selbst ist unvollkommen, weil er kein Maß für die Leistung enthält, welche seinen Gegenstand bildet, und ein solcher Vertrag würde im bürgerlichen Verkehr nicht klagbar sein. In diesem Falle aber wären die Verträge nicht das Papier werth. Können sie dagegen nur durch beiderseitige Uebereinstimmung gelöst werden, so erhält dadurch der verneinende Theil das Recht, sie unlösbar zu machen, was unter den obwaltenden Umständen nichts Anderes hieße, als daß Preußen für immer die Militärherrschaft über die Südstaaten erwerben, und letztere folglich ihre Unabhängigkeit verloren hätten. Nach dieser Interpretation, welche allein den Verträgen einen wirklichen Werth gäbe, widersprächen sie aber dem Prager Frieden, welcher die Unabhängigkeit der Südstaaten stipulirt. Man hätte also faß gleichgeltig zwei sich widersprechende Verträge geschlossen. Welcher von beiden soll gelten?

In weiterer Folge schließen sich daran die neuen Zollverträge. Der Krone Preußen kommt in Kraft derselben auch im Zollverein ein Präsidium zu, welches aber von dem Bundespräsidium, dem es äußerlich so ähnlich erscheint, sehr wesentlich verschieden ist. Der Zollverein beruhnbet nur ein zeitweiliges Vertragsverhältniß, welches der Sache nach lediglich zwischen dem Nordbund und den Südstaaten besteht, denn für die einzelnen Nordbundsstaaten selbst ist der Eintritt in den Zollverein vielmehr ein integrirender Theil der Bundesverfassung geworden. Die Südstaaten aber, da sie nur zeitweilige Verträge schlossen, haben sich dadurch keiner Souveränitätsrechte entäußert, deren sakzlich auch das Zollpräsidium in Beziehung auf die Staaten nicht behalten kann, sondern es gilt für sie nur als ein Mandatarverhältniß. Anders für die Nordbundsstaaten, welche auch in dem Zollpräsidium eine constituirte Gewalt anerkennen müssen, welcher Hoheitsrechte zukommen. So spielt das Zollpräsidium fortwährend eine Doppelrolle, obgleich eine Funktionen ungetheilt das ganze Vereinsgebiet umfassen. Grade wie auch die Mitglieder des Zollvereinsraths ein einheitliches Collegium bilden, obgleich die Einen, welche in dem Präsidium nur ihren Mandatarius sehen, nun auf einem anderen Rechtsboden stehen, als ihre übrigen Collegen, welche in dem Präsidium ihren Chef erblicken müssen.

Nach dargreiflicher und folgenreicher tritt derselbe Widerspruch im Zollparlament hervor. Einerseits nur eine auf zeitweiligen Belieben beruhende Einrichtung, ist es andererseits in den Organismus des Nordbundes eingefügt und übt Funktionen, welche verfassungsmäßig nur den Bundesgewalten zustehen, dabei so tief eingreifend in die innere Oekonomie des Bundes, der ja tatsoweit selbst von dem Zollparlamente abhängig wird, welches

Digitized by Google

doch auf einer ganz anderen Basis steht, als der Bund, nämlich auf gegenseitigen Verträgen, und auch ein ganz anderes Wirkungsgebiet hat, nämlich anstatt des Bundesgebietes das Zollvereinsgebiet. Es mag der Praxis unter Umständen gelingen, diese sich widersprechenden Factoren in Harmonie zu setzen, die Wahrscheinlichkeit läßt aber eher das Gegentheil erwarten. Was soll das Zollparlament? Nur für das Zollwesen competent, und somit für einen künftig abgesonderten Theil der indirecten Steuern, dabei ohne irgend welchen Einfluß auf die öffentlichen Ausgaben, ist es niemals in der Lage, die Folgen seiner Bewilligungen übersehen zu können. Zurückhaltung muß ihm von vornherein als Pflicht erscheinen, noch mehr als ein Gebot der Klugheit um seiner eigenen Popularität willen. Eine reine repräsentativen Versammlung niemals gleichgiltig ist. Hat es ausdrücklich sich nur mit den Interessen des Zollvereins zu beschäftigen, nicht aber mit den Interessen des Nordbundes, wozu auch die süddeutschen Deputirten gar keinen anderen Beruf hatten, so liegt schwerlich zu erwarten, daß es im Sinne des Nordbundes handeln wird. Leicht möglich, daß es sich wenigee traitabel erweist, als selber die eingenen Zollvereinsregierungen. Auch könnte man wohl fragen, ob das Fortbestehen des Zollvereins diese parlamentarische Form nothwendig machte? Wohl verneinlichkeit macht? Doch gehört dies nicht zu unserm Thema, genug, das Zollparlament ist da. Man darf aber vermuthen, daß es nicht blos des Zollvereins wegen da ist, sondern wohl mehr noch, um politischen Zwecken zu dienen. Wozu wäre es sonst wie eine politische Versammlung eingerichtet, mit allgemeine Wahlen dafirt, auch seine Mitglieder als Volksvertreter bezeichnet, während doch der Zollverein seinem Grundcharakter nach als ein Staatsverein gelten muß?

Setzen wir nun wirklich nur eine Versammlung zur Berathung so eng begrenzter technischer Fragen, wie das Zollwesen, so müßten dazu Fachmänner möglich viel zweckmäßiger erscheinen als allgemeine Volksdeputirte. Hat man diese Versammlung gleichwohl ganz nach der Analogie des Bundesparlaments eingerichtet, wie auch den Zollvereinsrath nach der Analogie des Bundesraths, und hat man das Zollparlament mit dem Bundesparlament verschmolzen, was ihm eine mittelbare Betheiligung an den Angelegenheiten des Nordbundes selbst gewährt, so kann ein solches Verfahren, welches so viele Bedenken hervorruft und durch die Natur der Sache schwerlich gefördert war, nur auf Absichten beruhen, welche über den Zollverein hinausgehen. Es scheint kaum eine andere Absicht denkbar, als dadurch dem Nordbund eine Brücke bauen, den Main zu überschreiten, die Südstaaten auch ferner noch außerhalb des Bundes verbleiben könnten, aber schon hinlänglich mit demselben verflochten und dadurch veranlaßt wären, sich allmälig auf ein engeres Verhältniß vorzubereiten. Das Zollparlament bildet dann ein Mittel, um zu diesem Zwecke auf die Bevölkerung der Südstaaten einzuwirken. Und eben diese Eigenschaft ist es, nach welcher es in praktischer Hinsicht am meisten in Betracht kommt. Muß es für das öffentliche Recht unfruchtig nur als eine Quelle der Verwirrung gelten, um für die Oekonomie der Einrichtung des Zollvereins doch nur als eine Schöpfung von zweifelhaftem Werth, unzweifelhaft ist seine Brauchbarkeit als Agitationsmittel.

In Beziehung auf den Nordbund, dessen Parlament selbst schon genügende Agitationsmittel ist, liegt hierin nichts Neues. Um so mehr aber für die Südstaaten, die erst durch das Zollparlament zu einem neuen Wahlsystem genöthigt sind, welches den Grundlagen ihrer bisherigen Staatsverfassungen so sehr widerspricht, daß diese dadurch untergraben werden. Desto besser für die Agitation, wo die Staatsverfassungen wanken? Nun sind es eben die Allianz- und Zollvertrage selbst, welche dort den Mittelpunkt der Agitation bilden, wodurch in den Südstaaten ein Parteilampf hervorgerufen ist, und damit eine Aufregung, deren Folgen unberechenbar sind. Wollen die Nationalliberalen jene Verträge benutzen, um die Südstaaten dadurch in den Nordbund hineinzuziehen, so opponiren ihre Gegner um deswillen um so mehr gegen die Verträge wie gegen den ganzen Nordbund, in welchem sie ihre staatliche Selbstständigkeit mit dem Untergange bedroht sehen. Auf beiden Seiten verwandeln sich die Wahlen zu dem Zollparlament in rein politische Wahlen, und rufen Prinzipienfragen hervor, welche zuletzt in die Alternative auslaufen: ob Bayern, Württemberg, Baden und Hessen-Darmstadt überhaupt noch fortbestehen sollen oder nicht? Wie zerfegend muß ein Parteiwesen wirken, das keine verfassungsmäßigen Schranken mehr findet, nachdem nicht nur die Verfassung, sondern die Existenz der Staaten selbst fraglich geworden!

Die Bundesverfassung hatte nach Art. [illegible] Beziehungen des Nordbundes zu den Südstaaten fortan zu regeln versprochen, allein es ist in dieser Angelegenheit bis heute nichts Entscheidendes erreicht. Auch ist dazu um so weniger Aussicht, je deutlicher die abstoßenden Tendenzen des Nordbundes mit jedem Tage hervortreten. In solchen Bund tritt kein Staat ein, der nicht entweder sich selbst aufgeben will, oder durch Gewalt gezwungen wird. Wenn das Letztere die Nachdarmächte betrachten dürften, so das Erstere der jedem Staate bewohnende Selbsterhaltungstrieb, der wenigstens in Bayern stark genug ist, um daran keinen Glauben aufkommen zu lassen. Das bayerische Staatsvesen kann möglicherweise unterjochen, aber es wird nie in den Nordbund aufgehen. Tritt aber Bayern nicht ein, so thun es Württemberg auch nicht, und Baden kann es nicht.

Im Ganzen also wird der Zustand auch ferner so bleiben, wie er heute ist, nur daß die Agitation im südlichen Deutschland mit jedem Tage weiter um sich greift, und allmälig eine Richtung nimmt, welche für den Nordbund selbst gefährlich zu werden droht. Schon seit lange sind in der allemannischen, schwäbischen und zum Theil auch in der fränkischen Bevölkerung, republikanische Ideen verbreitet, die aber bisher noch ungebens selten Boden fanden. Nur vereinzelnt sind wenigstens aus Süddeutschland Versuche erschienen fast nur als das Produkt einer Fraction; man konnte sie sehr leicht unterdrücken. Jetzt wird es anders, seitdem das Volk je mehr und mehr an der Lebensfähigkeit seines Staatswesens selbst verzweifelt. Denn wenn die bort seit festbestehen Staaten verschwinden, so würde mit dem Sturz der dortigen Dynastien auch die natürlichste Stütze fallen, woran sich der monarchische Sinn des Volkes noch anschließt. So kommt der Gedanke an die Republik mit von selbst, und was früher nur auf den Einwirkungen einer Fraction beruhte, wird etwas Natürliches, wovon man auch schon ganz offen spricht. Wie unvermeidlich nun, daß diese republikanischen Tendenzen vom Süden aus gar bald auch auf den Norden wirken müssen, wo es nicht an Elementen fehlt, bei denen sie Anklang finden.

* Der Tag in Neustadt.

Es war ein guter Tag, den die Pfälzische Volkspartei am 6. März in Neustadt hatte. Oder sollen wir das nicht behaupten, wenn in einer Stadt, die bisher, wie es scheint, vollständig der Fahne der Fortschrittspartei folgte, und wo eine andere politische Richtung auszukommen fast keine Aussicht hatte, auf den Ruf der Volkspartei eine so massenhaft besuchte Versammlung zu Stande kommt, wie es geschah; eine Versammlung, die aus allen Classen der Bevölkerung sich zusammensetzte, deren Haltung eine musterguttige vom Anfang bis zum Ende war, man möchte ihr denn zum Vorwurf machen, daß die vorgetragenen Grundsätze der Demokratie den allseitigsten, zum Theil stürmischen Beifall fanden. Ein gut Theil Verdienst um diesen Erfolg haben sich die wackern Gesinnungsgenossen in Neustadt selbst erworben, die, vor Kurzem von den Gegnern noch über die Achsein angesehen, fest und entschieden, wie es Männern geziemt, an die Bildung eines Volksvereins gingen und in Kurzem mehr als anderthalb Hundert Freunde im geschlossenen Kreise zählten.

In praktischer Würdigung der Verhältnisse, des Umstandes, daß wohl ein großer Theil der Anwesenden bisher sich keiner politischen Partei angeschlossen hatte, gab der Vorsitzende, Herr K. Kreder, ein Bild von der Entwickelung der Volkspartei seit Annahme des sogenannten Haarbter Programms, schilderte in kurzen Zügen den siegreichen Kampf der Partei in Kaiserslautern und munterte zur Nachahmung in der ganzen Pfalz auf, mit Genugthuung bemerkt erwähnt, daß die Demokratie im Lande aus der bisherigen Zurückhaltung allerwärts herausgetreten beginnt, daß Volksvereine da und dort sich schon gebildet haben, anderwärts in der Bildung begriffen sind. In der ihm eigenen klaren, festen, mutigen Weise wies er die Angriffe der Fortschrittspartei, die von ihr ausgetretenen Verdächtigungen unserer Gesinnungen und Bestrebungen zurück und erklärte Jeden, der die Volkspartei des Einverständnisses, des Bündnisses mit den Ultramontanen des Schuldige und anklage so lange sie einen Lügner, bis es den Beweis dafür beigebracht habe. Dieselbe energische Abfertigung fand die gegnerische Phrase, als spiele die Volkspartei mit der communistischen Arbeiterpartei unter einer Decke.

Die kurze Spanne Zeit, welche der Versammlung [illegible] ntramm nur in Umrissen, in einigen seiner Grundgedanken zu erörtern, wie es durch die Herren Streuber, Gichelsdörfer und Kroeber geschah. Die Erstere betonte mehr die internationale Seite und wies nationale Eitelkeitigkeit, die zum Haß von Nation gegen Nation führe und sie im Interesse einzelner Machthaber zum blutigen Kampf gegen einander hetze, als unbrauchbar, schädlich zurück. Es feierte er des Weiteren aus, die Aufgabe der Neuzeit, die enaen Grenzen des Nationalstaat und des Confessionalismus zu überschreiten. Herr Kroeber wandte hierbei Gelegenheit gegen die Verdächtigungen Protest einzulegen, als conspirire die Volkspartei mit dem Ausland. Wenn ein äußerer Feind es wagen sollte, die deutschen Grenzen muthwillig zu verletzen und zu überschreiten, so würde die Volkspartei in den vordersten Reihen der Kämpfer treten. Auch die Volkspartei bei anerkennungen von der Liebe zum Vaterland, dem sicern großen, wolle aber nicht feindselig den Nachbarnationen sich gegenüber stellen, wolle keine Kriege, die nur zur Stärkung einer dynastischen Hausmacht dienten. Redakteur Gichelsdörfer zeigte sodann, in welchem Widerspruche die Entwicklung der deutsch-nationalen Frage seit dem Jahre 1815 behandelnd, wie auf dem von Preußen und den Nationalliberalen verfolgten Wege ein großes, freies Deutschland nie erreicht werde. Nur durch Beseitigung des Dreiklassensystems müsse das Recht der Neuzeit sein, wenn wir nicht in die Gefahr laufen wollten, wieder nach dem Mittelalter zurückgedrängt zu werden. Eine besondere Beachtung hatte der Redner auch dem oft wiederholten Vorwurf gewidmet, als habe die Volkspartei ultrasozialistischen Plänen, Theorien er aus dem Communismus, einen Volkspartei die Grundsätzlich desselben nachgewies und hervorhob, es werde dieses Gespenst nur hervorbeschworen, um die Bourgeois zu schrecken und in das Lager der centralistischen Reaction zu treiben.

Auch die Wehrfrage konnte natürlich vollständig erschöpfend nicht behandelt werden. Die Redner mußten sich begnügen, die hervorragendsten Gebrechen und Schäden des gegenwärtig herrschenden Militärsystems zu kennzeichnen. Und so führte denn Redakteur Prengel im Allgemeinen aus, wie die stehenden Heere an dem Marke des Volkes zehren, das zeigten die Budgets aller Länder, sie seien die Scheidemand, welche man zwischen die Gegenwart und den Volksstaat, den Staat der wahrhaften Gerechtigkeit und Freiheit, stelle. Diese Ausführungen werden. Sie saße, wenn ein Militär hier geschaffen werde, das nothwendig von einem andern Geiste getragen werde als der sei, den einzuhauchen der preußische Militarismus 3 volle Jahre hindurch den sächsischen Soldaten, welcher eine so waffenfähige Volk wehrhaftig mache, aber den Einzelnen nur für kurze Zeit zur Ausbildung als Soldat seiner bürgerlichen Thätigkeit entziehe, stärke, aber schwäche nicht die Kriegsmacht der Nation. Wenn heute Graf Bismarck in Preußen das Militärsystem auf's Neue verstärken will, so sei ein Frankreich es wagen, den Fuß über den Rhein zu setzen. Freilich könne das ein Graf Bismarck nicht, da mit dem Geiste, den das Militärsystem im Heere schafft, sein politisches System zusammenbrechen würde. An dem Beispiel der Schweiz, wo jeder Bürger die drückende Last nach, welche das jetzige Wehrsystem dem bayerischen Volke auferlegt. Die erschreckende Zahl der hohen Militärchargen, aktiver wie pensionirter Offiziere, ihre Gehalte und Zulagen riefen Stimmen in der Versammlung hervor. Bei der jetzigen Lage der Sache müsse man sich freilich mit einer Abschlagszahlung auf das Mißbere begnügen, wie es, unbeschadet der Auferterhaltung des Prinzipes, in der Kaiserslauterer Petition geschehe. Herr Kröber schilderte in drastischer Weise die nachtheiligen Folgen, welche das stehende Heer aus dem Gesichte des Volkes, den Familienkreisen, durch die systematische Trennung des Soldaten vom Bürger, durch das Bestehen besonderer Militärstrafgesetze, besonderen Strafvorschriften durch das Vorrecht Einzelner, über Krieg und Frieden zu entscheiden und Gerichte Streuber endlich geißelte das Institut der Einjährig-Freiwilligen als eine Pflanzschule für neue Junker, als eine Schöpfung, welche in schreiender Weise die Gleichberechtigung verletze. Der Grundton, welchen die Sprecher anschlugen, gipfelt sich in Kröber's Worte: Die stehenden Heere sind das Grundübel der Menschen; sind sie verschwunden, dann ist den Menschen auf ewig geholfen. Die lebhafte Zustimmung, welche die Reden fanden, ließ voraussehen, daß die Petition an die Kammer der Abgeordneten einhellige Annahme finden würde.

Da ein großer Theil der Anwesenden die Petition schon früher unterschrieben hatte, war es erforderlich, doch noch mehr als 200 Unterschriften darunter gesetzt zu sehen.

Auch die fortschrittlichen Gegner waren in der Versammlung vertreten; indeß nur Einer gab sich

Digitized by Google

in der ziemlich unklar ausgesprochenen Interpellation zu erkennen, welche Stellung die Volksparteí gegenüber der Partei einnehme, welche unter dem Deckmantel der Religion Politik treibe. Der Herr Fortschrittsmann hatte die Antwort eigentlich schon in der vorausgegangenen Erklärung Kröber's, daß die Demarkatie über dem Cultus stehe, Herr Eichelsdörfer bestriedigte indeß die Bildbegierde des Interpellanten durch die kurze und bündige Erklärung, daß die Volkspartei mit jener Partei nichts gemein habe, daß sie die Unsittlichkeit und Herrschsucht auf allem, ob staatlichem, gesellschaftlichem oder kirchlichem Gebiete bekämpfe, und der Forschrittsmann — verschwand. Nicht einmal den Muth haben die Fortschrittsmänner gehabt, gegen die Petition offen zu stimmen. Daher springen sie die Gift- und Galle-Ergüsse ihrer Presse um so reichlicher über die einzelnen Redner aus. Es ist das der beste Beweis dafür, daß die geistigen Liebe, die auf sie fielen, tief gesessen und klaffende Wunden hinterlassen haben! Nur immer zu getrottet! Sie werden die Agitation in der Bevölkerung, die auch in Bayern jenseits des Rheins in stetem Wachsen begriffen ist, wir nennen nur die Gegenden von Würzburg, Fürth, Nürnberg, Schweinfurt, nicht mehr aufhalten; ihre gehässigen und zugleich plumpen Angriffe werden die Sache der Volkspartei nur noch mehr fördern; denn das Volk ist gesättigt Man sagt sich: Wenn die Fortschrittspartei im Prinzipe für das Militärsystem ist, warum unterschreibt sie die Petition nicht, die dasselbe anstrebt?

Die trauenden Bismärcker.

An den Ufern sämmtlicher Spitzer sitzen sie und weinen, wenn sie an die Liebe gedenken. Und selbst auf die Weinenden noch regnet's Hiebe; der erzürnte Schulmeister schenkt seinen Buben nichts; ein jo gerüstet und geschärftelt Maß nan gelunden Hieben ist nicht gebrechen worden, seit Mantenuffel seine wertrauenswürdigen Gattung als Kreuzzeitungsritter in Schlafrock und Pantoffeln entlarvte und heimschickte. Der Brast ist losgelassen gegen die Nationalliberalen, und er bleibt losgelassen. Täglich geht er ihnen zu Leibe und nimmt sie nur wegen ihrer Unbotmäßigkeit. Heute beschuldigt er sie gar der Zustimmung zu Handen ihrer ärgsten Feindes, des Ministers Bismarck. Wenige Tage nar der Prügelscene im Reichstag, erzählt Braß, sei in der Fraktion ausgesagt (ja werde bestimmt versichert), Graf Bismarck bilige den Antrag, ihm sei die Sache doch-erwünscht. Als ist politische Tatsache, daß Bismarck heimlich treibe mit dem Namen des Bundeskanzlers. Die reine Versündigung also, die Verletzung eines der ältesten Gebote, und kein Wunder demnach, daß die alte Drohung in Erfüllung geht, wonach der Herr den nicht ungestraft läßt, der seinen Namen mißbraucht.

Und die Geschlagenen ihrerseits?! Die Klügsten reiben sich den wunden Rücken, verbeißen den Schmerz, sitzen mäuschenstill. So die Kölnerin, die übrigens an Frische nur unterstehet war, der Leitz Lasker sei dem großen Bismarck ungeritten. Anderes die Organe, in denen hervorragende Wortführer der Wartmenschen unmittelbaren Einfluß haben. Die „N.-Z." rafft sich auf zu der Drohung, man werde den Dienst kündigen, werde nicht mehr mit thun, — worauf Bruß antwortet, ob denn nicht schon das Tafeltuch zerschnitten sei, nämlich durch Bismarck seinerseits? Die „Brest. Ztg." hat den gestrichen Wuxus gefunden, ein gegenseitiges und unabhängiges Verrragsverhältniß habe bisher zwischen Herrn und Diener obgewaltet; nun will Bismarck die Ziele der nationalliberalen Partei acceptirt, habe diese seine Mittel sich gefallen lassen — d. h. der großpreußische Gedanke ist ihre Invention, die Gefahr war seine, und das ließen sie sich gefallen. Man erkennt die Zerschmetterung, die den Leuten in die Glieder gefahren ist. Nichts sein, ist schlimm, indeß man erträgt's, aber sich sagen lassen müssen, daß man nichts sei, dagegen rebellirt man, die Me nschennatur hat doch eben ihre Scham.

Nicht alle Menschennatur freilich. Die Nationalliberalen sind hier im Süden baden sich den Rest von Scham nicht mehr, wie ihre nordischen Genossen. In ihren Organen ist seit der Prügelscene im Reichstag jeden Tag zu lesen, das seien gar feine Prügel, Bismarck sei ganz correct, habe genau das Programm der nationalen Partei. Die Leuten mußten es also noch hagelschicker kaumen.

Mittlerweile fährt die unbezwungene Welt der ausgemachtenen Männer fort, die Sache im rechten Licht zu sehen und immer deutlicher zu erkennen. Wie bemerkten neulich, in den Bismarckschen Ergüssen stehe zwischen den Zeilen Dorn, wie Napoleon durch seine Schuld am Main stehe. Die Wiener Blätter sagen: Bismarck habe offenbar zum Fenster hinaus gesprochen d. h. an eine Adresse außerhalb des Reichstages, und in der That erklärt sich die überaus gereizte Art seines Auftretens nur aus dem Bewußtsein, daß die unsäglichen Laster-Miquel in ihrer bodenlosen Schwachsucht genau die Stelle getroffen haben, wo der großmächtige Kanzler sich und sein Werk elend verblich wird. Am klarsten und am einschneidendsten beipricht diesen wichtigen Punkt ein Artikel im „Pester Lloyd", dessen Hauptsatze daher eine Stelle finden mögen; man braucht sie nur zu lesen, um zu wissen, daß sie die Sachlage richtig kennzeichnen. Sie lauten:

„Saviel muß zugestanden werden, daß Bismarck seine Stimme diesmal für den Frieden erhob und chauvinistischen Bestrebungen energisch entgegentrat. Das Verhalten der deutschen Parlamente in der Adreßdebatte und die Erkennung dessen, daß man der bayerischen Bewegung in Paris eine gewisse Wichtigkeit zuschreibe, hat Bismarck verleitet, in der Throntede bei Eröffnung des Reichstages einen Ton anzuschlagen, der nicht verfehlt hat, in Paris eine peinliche Stimmung zu erregen. Es lag damals die Vermuthung nahe, die Thronrede sei nur das erste Wort, welches durch den Wiederhall der reichsfeindlichen Adreßbebatte tausendfach verstärkt werden sollte. Wäre dies geschehen, dann würde auch der Versöhnungston unter den Mächten, welche bei der Lösung der deutschen Frage betheiligt sind, eine gar arge geworden sein, und zur friedlichen Gestaltung hatte dies gewiß nicht beigetragen. Die Reaktion in Paris gegen die Berliner Thronrede machte die Berlin die leitenden Staatsmänner Europas sahm, und so bewirkten dieselben, vornehmlich durch die Dazwischenkunft des Generals Malkie, den Wegfall der Adreßdebatte. Das gegenwärtige Ministerium in Paris hat nach seine Stellung gefaßt gegenüber der deutschen Frage; in viel kann man über aus seiner politischen Zusammensetzung annehmen, daß es keine große Lust haben kann, den status quo gar so bald ändern zu lassen. Die französische Regierung muß mindestens die Aufrechterhaltung der gegenwärtigen Situation als ihre unerläßliche Pflicht betrachten; ein Hinausgehen darüber ist sie daher im Stande der französischen Nation keinesfalls gestatten. Wohl in diesem Sinne würde die Note auffallen, welche Graf Daru über die deutsche Politik nach Berlin schicken würde, wenn er sie wirklich nach Berlin geschickt hätte, wie die Organ Bismarck's, die „N. A. Z." versichert. Vielleicht ist auch diese politische Demaskitation, welche im Berliner Reichstage abgespielt hat, gegen diese Note gerichtet oder gegen die unangenehme Aussicht, eine solche Note in nächster Zeit zu erhalten. Der Wegfall der Adreßdebatte hat eine negative Befriedigung der friedlichen Gesinnungen Preußens, die gegenwärtige Rede Bismarck's hat eine positive Bestärkung sein. Für die nächste Zukunft bedeutet also die Rede des Kanzlers des Norddeutschen Bundes ein friedliches Zusammengehen der Großmächte.

Im Uebrigen bezweifelt das Pester Blatt, daß Bismarck im Ernst nur auf die volle Freimilligkeit der Südstaaten rechne, und feinerseits glaubt es an diese Freiwilligkeit nicht, die Zeit des ruhigen Einsammelns für die Verzellerung Deutschlands sei noch nicht gekommen.

Wir theilen diese Auffassung durchaus: Miquel wird an der Mainlinie noch lange Kohlen und Wasser einnehmen, Lasker noch lange Redewasser aufgeben können.

Das Reform-Parlament in England.

England besitzt jetzt ein sogenanntes Reform-Parlament, d. h. ein nach verbesserem Wahlgesetz ernanntes Unterhaus. Wie es aber mit den „Reformen" nach vielfach steht, sieht man aus dem veröffentlichten amtlichen Bericht über die Gesammtsumme der Wahlausgaben bei der letzten allgemeinen Wahl. Sie beläuft sich auf die hübsche Zisser von 1,382,252 Pf. St. (ca. 9⅓ Mill. Thlr.). Dabei sehlen noch einige Orte, die mit der Einlieferung des Berichts säumig waren; in runder Zisser wird sich die Summe daher auf etwa 1,500,000 Pf. St. stellen; sage: 10½ Mill. Thlr.! Auf einen einzelnen Abgeordnetensitz kommen somit nahe an 20,000 Thlr. Sa viel Geld mußte ausgegeben werden, ehe ein einzelner Gesetzgeber seinen Sitzung im Unterhaus halten konnte. Thatsächlich stellt sich die Sache so, daß eine verhältnißmäßig Anzahl Abgeordneter eine bei weitem höhere Summe ausgeben, um sich den Eintritt in die „heiligen Hallen" zu Westminster zu erkaufen. Jener amtliche Parlamentsbericht ist nämlich eben nur ein amtlicher Bericht. Er weiß blos die Summen auf, die gesetzlicher Weise von den einzelnen Bewerbern um eine Abgeordnetensitelle verausgabt werden durften. Hinter dem Rücken des Gesetzes spielen jedoch noch ganz andere Dinge. Es gibt bekanntermaßen noch Unterhausmitglieder, die 10-, 20-, 30-, ja 40,000 Pf. St. Wahlausgaben gehabt haben. 40,000 Pf. St. sind 270,000 Thlr. Da sage Einer noch, daß man sich nicht zu der Ehre, Volksvertreter zu sein, drängt. — Gibt es aber Leute in England, wird man fragen, die sa mir nichts dir nichts fast eine halbe Million wegschleudern können, um einen Sitz im Abgeordnetenhause zu erlangen, ohne auch nur sicher zu sein, daß das Parlament, dessen gesetzliche Dauer hier einen Zeitraum von 7 Jahren umfaßt, nicht gleich nach der ersten Session aufgelöst wird? Nun, es gibt eben bei diesen Wahlausgaben nach dem Grundsatze: „Wer etwas, wir etwas". Solche 10- bis 40,000 Pf. St. sind auf Spesenrechnung angelegt Der Mann, der auf diese Weise in die „heiligen Hallen" des Parlamentes eintritt, gedenkt Nache zu nehmen. „Bei Gott", sagte einst jener irische Abgeordnete, als man ihm vorwarf, er habe sein Vaterland verkauft und verrathen — „bei Gott, ich habe mir meine Wähler gekauft, so will ich sie denn auch verkaufen!" Die Bestechung der Wähler geht natürlich Hand in Hand mit bestechener Stimmabgebung im Parlamentssaale, mit corrupter Abschleierung von Geschäften, sei es, daß Eisenbahnverwaltungen u. s. w. mit Parlamentsmitgliedern Verträge abschließen zu gewinnen, sei es, daß eine Verwendung für die Erlangung einträglicher Regierungsstellen in Frage steht. Da macht denn der Mann mit den 10- bis 40,000 Pf. Wahlausgaben seinen Privatschmitt. Die Sache muß sich nun ungefähr rentiren, denn das Spiel fängt immer wieder von Neuem an. Gelegentlich kömmt freilich einmal einer dabei zu Fall; auch solche Beispiele sind vorhanden. Wie tief aber dergleichen Zustände in die Landesverwaltung einfressen müssen, das liegt ohne weiteren Nachweis auf der Hand. Diejenigen, welche Englands als das verfassungsmäßige Musterland ausgeben, mögen von diesen Thatsachen gefälligst Kenntniß nehmen. England hat große Vorzüge — vor Allem durch seinen Bürgergeist und die daraus entspringenden Einrichtungen der Selbst-Verwaltung, freies Versammlungsrechtes, das Schwurgerichtes; und damit wird dem aligarchischen und gelbaristakratischen Wesen doch ein Zügel angelegt. Aber die Reinheit seiner Verwaltung soll man nicht über die Gebühr bebuwtzen; die Aechtheit seiner Volksvertretung soll man nicht preisen; und hatte die deutsche Nation einmal ihre Regierungsform frei zu wählen, so könnte sie Besseres thun, als sich die englische Verfassung anzueignen. Ihr richtiges Vorbild läge in der benachbarten, stammverwandten Schweiz.

Volksjäger.

In einer in Hamburg stattgehabten Volksversammlung wurde die Frage ventilirt, ob die Volksfuchsen zum Segen des Volkes seien, und ward diese Frage nicht nur von allen Rednern entschieden verneint, sondern es wurden diese Institute sogar durch einstimmigen Beschluß der Versammlung als verwerfliche „Kapitalistenspekulationen" bezeichnet, die eben sowohl einen pekuniären Gewinn, wie die moralische Unterdrückung des Arbeiterstandes in's Auge fassen.

Wir gehören nicht zu Denjenigen, die in jeder Schöpfung der sogenannten Bourgeoisepraxis, in jedem Institut, das von vermögenden Leuten geschaffen, geleitet und unterstützt wird, einen complattmäßigen Angriff auf die physische und moralische Freiheit des Volkes entdecken, obgleich wir nicht leugnen können und wollen, daß das Vorhandensein gewisser volksthümlicher Institute, seien sie welcher Art sie wollen, wenn sie nicht aus dem Volke selbst hervorgegangen sind, nur äußerst selten förderud auf die Tüchtigkeit des Volkes wirkt, dagegen dieser aber unaus des Mal schadet.

Daß manche Volksfüchsen einer Spekulation auf pekuniären Gewinn ihr Dasein verdanken, ist jedenfalls ein Schlag ins Blaue, der Niemand trifft. Was kann an täglich 6000 Portionen z. B., die man etwa verabreicht, verdient werden? Die Waare, Zubereitung, Miethe, Personal, Alles will bezahlt sein aus der Einnahme von ca. 105 Gulden bestreiten. Was übrig bleibt, kann nicht der Mühe lohnen, und wenn das Institut nur durch sich selbst besteht, so ist das gewiß viel.

Und ähnlich ist es mit der Absicht der moralischen Knechtung und der Behauptung, daß man dem Volk nur deßhalb billige Nahrung schaffe, damit man ihm den Lohn verkürzen könne.

Sind die Gründer der Volksküchen etwa ebenfalls mit den Prinzipien Jener, die dort speisen? Oder sind die Interessen dieser mit den ihrigen so verbunden, daß der Eine für den Andern eintritt?

Digitized by Google

Nein, gewiß nicht. Man weiß nicht einmal, wer zum Essen oder Essenholen kommt, Jedem ohne Unterschied werden Speisen verabfolgt. Da kann von einer moralischen Bedrückung doch wohl nicht die Rede sein.

Kommen wir also zu der Frage in der ersten Fassung zurück: Sind die Volksküchen ein Segen für's Volk?

Darauf ist unsere Antwort aber kurz und bündig: Nein!

Wenn die Volksküchen nicht durch sich selbst bestehen, wenn sie mehr kosten, als die freie Concurrenz leisten kann, oder wenn sie im Uebrigen durch sich selbst bestehen und nur die Verwaltung eine kostenlose ist, wenn Leute auch nicht ihr Geld, doch aber ihre Zeit dafür verwenden, so finden diese Institute nicht nur in den Augen des Volks, sondern auch in Wirklichkeit, zu Wohlthätigkeitsanstalten herab, deren Benutzung der ehrliebende Arbeiter scheut, weil er sich dadurch den Andern und sich selbst zum Almosenempfänger degradiren würde.

Durch das Bewußtsein, Almosen anzunehmen, wird er wirklich, wenn auch ohne Absicht der Geber, demoralisirt.

Bestehen aber die Küchen aus sich selbst, wird nichts dorin umsonst gethan, und haben sie vielleicht nur den Vortheil, durch Engros-Einkäufe billiger zu kaufen, so wird der wenig kleine Vortheil, den sie den einzelnen gewähren, für jede Küche, vielleicht durch den Ruin von 20 oder mehr Familien aufgewogen, die durch Geben von Mittagessen ihren Unterhalt erwerben und bei dieser Concurrenz zu Grunde gehen müssen.

Im ersten und im zweiten Fall sind also sogenannte Volksküchen entweder demoralisirend oder durch Concurrenz die Erwerbsfähigkeit, besonders vieler Wittwen störend, die aus dem zubereiteten Mittagsessen für Kostgänger ihren Unterhalt erzielen, und deshalb zu verwerfen.

Doch gibt es auch noch andere Gründe, die gegen die Errichtung solcher öffentlichen Küchen sprechen. Je größer ein Unternehmen, je größer muß die Ordnung sein, die darin herrscht; es muß so sein am Schnürchen gehen, und pünktlichst die Verkaufs zubereiteter Speisen und Getränke stattfinden zu einer kasernenmäßigen Abfütterung führen. Das Mittagessen sinkt zu einer nothwendigen Verrichtung herab, der man sich, so gut es eben geht, unterzieht, es wird gewissermaßen im Vorbeigehen eingenommen.

Und für Familien, die dort Essen holen? Die Frau braucht dann doch ihre Zeit nicht beim Kochen zu verschwenden, kann ihre Zeit zum Mitverdienen verwenden, und kann somit ihrem Mann die Last erleichtern helfen, bei der großen Sorge um die Familie.

Ja, das ist wahr, die Frau wird nicht mehr kochen, sie stürzt sich dafür in den Kampf um eine bloße Existenz; der Mann hat sein Geschäft, die Frau hat ihr Geschäft, beide sind dann leidenschaftlich associirt, die Unterhaltungsfosten der Familie trogen sie pro rata oder gemeinsam, wie es eben geht, aber eine wirkliche Haushaltung existirt nicht mehr, die Bande der Familie sind gelockert und zerreißen nach und nach.

Das sind nun die Segnungen der öffentlichen Küchen.

* Madame Therese
oder
die Freiwilligen von 1792
von
Erckmann-Chatrian.
(Uebersetzt für den Volksfreund.)
(37. Fortsetzung.)

Lisbeth schaute den Maufer an, welcher aus dem Kreise heraustrat, und sah sie ohne Zögern antworten: „Mit Verlaub, gestern Abend habe ich den Dr. Jakob gesehen; er ist mein Freund. . . . Diese arme Mike weiß nichts . . . schon lange war er der Franzosen überdrüssig; er hatte Lust, sich ihrer zu entledigen, und als er sah, daß die Reise ertrogen konnte, benutzte er denn diesen den ersten Augenblick."

„Aber wie kommt es, daß wir ihnen unterwegs nicht begegnet sind?" rief der Preuße, indem er den Maufer vom Kopf bis zu den Füßen betrachtete.

„Or! Sie werden den Thalweg gekommen sein, und der Doctor wird über Walbeck und die Berge gefahren sein; es gibt mehr als einen Weg nach Kaiserslautern."

Der Offizier antwortete nichts darauf, sondern stieg vom Pferde und trat in unser Zimmer, dann sieh er die Küchenthüre auf, warf einen Blick nach Links und Rechts, dann ging er wieder hinaus, und sagte, indem er sich in den Sattel schwang: „Allons! Wir sind fertig; das Andere geht uns nichts an."

Er wendete sich gegen den „goldenen Krug", seine Leute folgten ihm, und die Menge zerstreute sich, von diesem außergewöhnlichen Ereignisse plaudernd. Richter schien ganz befriedigt und entrüstet; Spitz betrachtete uns mit schelem Auge; sie gingen miteinander die Wirthshausthreppe hinauf, und Sylvio, der unterdessen sich unter der Treppe versteckt hatte, lief nun hinaus und bellte so laut er konnte. Nachdem sich die Husaren im goldenen Krug erfrischt hatten, sahen wir sie auf dem Wege nach Kaiserslautern zurückkehren, und seit jener Zeit hörten wir nichts mehr von ihnen. Lisbeth und ich dachten, daß der Onkel bis Nachts zurückkehren würde, aber als der Tag verfloß, und auch der folgende und dann der dritte, ohne selbst einen Brief erhalten zu haben, kam man sich voller Unruhe vorstellen.

Spitz war ganz traurig und auch alt, schnuffelte an allen Thüren herum und suchte jämmerlich heulend nach Frau Therese; seine Verzweiflung steckte auch uns an, und alle möglichen Gedanken, welches Unglück ihnen begegnet sein konnte, gingen uns durch den Kopf.

Der Maufer besuchte uns jeden Abend und sagte zu uns: „Ach was! das macht nichts! Der Doctor hat sie empfehlen wollen, er konnte sie doch nicht mit den Gefangenen lassen; er hatte die Absicht, ihnen Gesellschaft von Hirschzweig um eine Audienz zu bitten, und da demselben um die Aufnahme der kranken Frau in das Hospital von Kaiserslautern nachzusuchen. — Alles Dieses braucht Zeit . . . . Seid doch nur ruhig, er wird wiederkommen."

Diese Worte beruhigten uns ein wenig; denn der Maulwurfsfänger war sehr ruhig; er rauchte seine Pfeife in der Ofenecke, streckte die Beine aus und machte ein ganz lustiges und freundliches Gesicht dabei.

Unglücklicherweise kam der Förster Rettig, welcher im Walde an der Straße nach Pirmasenz wohnte, wo sich jetzt die Franzosen befanden, um eine Anzeige auf der Bürgermeisterei zu machen, er ging darauf in das Wirthshaus von Spitz, und erzählte dort, daß der Onkel Jakob vor 3 Tagen um 8 Uhr Morgens an seinem Hause vorbeigefahren und mit Frau Therese einen Augenblick ausgestiegen sei, um sich zu ermärmen und ein Glas Wein zu trinken. Er sagte ferner, daß der Onkel ganz vergnügt dabei gewesen sei, daß er 2 lange Pistolen in seinen Mantelstaschen gehabt hätte.

Darauf entstand ein großer Lärm, der Doctor Jakob habe seine Gefangene ausstatt nach Kaiserslautern zu den Republikanern gefährt. Richter und Spitz waren außer sich darüber, es wäre dieses eine Abscheulichkeit, er sei nicht mehr werth, als lobtgeschossen zu werden, und daß seine Hobe confiscirt werden solle.

Der Maufer und Kossel erwiderten, daß sich der Doctor doch dem großen Schnee wahrscheinlich verirrt habe, daß er statt rechts, links ins Gebirge gekommen sei; aber Jedet wußte, daß Onkel Jakob Weg und Steg besser kannte, als mancher Schmuggler, und die Entrüstung nahm von Tag zu Tag mehr zu.

Ich konnte nicht mehr ausgehen, ohne daß meine Kameraden über den Onkel schimpften, er sei ein Jakobiner u. s. w.; ich mußte manche Schlacht liefern, um ihn zu vertheidigen, und trotzdem, daß Sylvio mir getreulich dabei half, kam ich mehr als einmal mit blutender Nase nach Hause.

Lisbeth machte sich am meisten Sorge wegen der Confiscation. „Welches Unglück!" rief sie mit gefalteten Händen, „wo hätte ich gedacht, daß ich noch einmal in meinen alten Tagen den Bündel schnüren und ein Haus verlassen müßte, wo ich mein halbes Leben zugebracht."

(Fortsetzung folgt.)

Zwei deutsche Dichter.

(Aus der Wiener Tagespresse.)

Emanuel Geibel:

„Wenn von Außen der Feind uns droht,
Wohl mit klingenden Saiten
Im gewappneten Aufgebot
Ziemt's dem Dichter zu schreiten.

Eisern wie ein geschwungenes Schwert
Soll sein Hymnus erdonen,
Bis ihm gnädig ein Gott beschert,
Siegerstirnen zu krönen.

Aber wo mit Gewalt und List
Haupt seindselig und Glieder
Sich befehden im innern Zwist,
Da verstummen die Lieder.

Eh' sie diente den Volksparteien,
Zwietracht weiter zu tragen,
Lieber wollt ich am nächsten Stein
Meine Harfe zerschlagen."

Georg Herwegh:

Ach! ein bayerisches Guldenstück
Ist kein preußischer Thaler,
Darum folge nur Cäsar's Glück,
Nationalfahrender!

Unsre leidigen Volksparteien
Sind, Dir, Barde, zuwider;
Wenn sich Haupt und Glieder entzweien,
Klagst Du, schweigen die Lieder.

Aber wenn sich Gewalt und List
Auf dem Throne verbinden,
Wenn sie trautigen Hoß und Zwist
Frech in Deutschland entzünden.

Eisern wie ein geschwungenes Schwert
Will Dein Hymnus erdonen,
Bis uns Norren ein Gott beschert,
Siegerstirnen zu krönen.

Eine Harfe besitzest Du, Mann,
Die Dir Phöbus erhalte;
Wohl wir, daß ich noch spielen kann
Meine Leier, die alte!

Eh' sie diente, von Königsgroße
So zu singen, zu sagen,
Lieber wollt' ich dem Hölder und Metz
Um die Köpfe sie schlagen.

Erschienene Neuigkeiten
des Buch-, Kunst- und Musikalienhandels.

Alle hier angezeigten Werke, Musikalien ꝛc. ꝛc. werden durch die Buchhandlung **M. Huber** in Kaiserslautern gegen Einsendung des Betrages in Postmarken oder durch Postanweisung franco versandt.

Pfaulh, H. Neuer praktischer Taschenbuch der bautechnischen Hilfswissenschaften. Stuttgart, Cohen & Risch 1 fl. 48 kr.

Stobbe, Aug. Gebenkbüchlein zur 100jährigen Geburtstagsfeier von E. M. Arndt. — Leipzig, G. L. Händel. — 12 kr.

Kalender des **Schwarzwälder Boten** pro 1870. — Oberndorf, Verlag von J. Beuren. 12 kr.

Volks-Kalender humoristisch-satyrischer des Kladderadatsch pro 1870. — Berlin, L. Hofmann & Co. 36 kr.

Bucher, W. Nord von Wartenberg. — Lahr, Moritz Schauenburg. 27 kr.

Bucher, W. Jürgander von Hundsbeil. Ein Lebensbild. — Lahr, Moritz Schauenburg. 27 kr.

Presspropfl „Mrz-Fende". Ein Beitrag zur Zeitgeschichte, Stenographischer und aktenmäßiger Bericht über die Verhandlungen gegen den Chefredakteur Hermann Fende. — Frankfurt a. M., F. B. Auffarth. 36 kr.

Hackländer, F. W. Der Pfundarbeiter. Lfg. 1. Stuttgart, A. Kröner. Preis 12 kr.

Göbring, Woltmann und Meyer. Deutschlands Kunstschätze. Lfg. 1. Eine Sammlung der hervorragendsten Bilder der Berliner, Dresdener, Münchener und Wiener Galerien, mit erläuterndem Text. — Leipzig, A. H. Payne. 27 kr.

Mendel, G. Deutsches Liederlexikon. Ein Taschen-Liederbuch enthaltend 550 Volks-, Vaterlands-, Turner-, Schützen-, Studenten-, Trink- und Gesellschaftslieder. — Berlin, G. Mobes' Verlag. 33 kr.

Dr. Rumpelhagl, A. Der Arzt im Hausbrunn. Ein treuer und zuverlässiger Rathgeber für Familienvater und Mütter bei Krankheiten eines jeden Alters und Geschlechts. — Stuttgart, J. Hemming. 1 fl. 48 kr.

Dr. Sohr, F. Elbenthal- und Dampfschiffahrten-Karte von Europa. — Glogau, G. Flemming. 1 fl.

Möbes, G. Der Vereinsmeier-Fabrikation, oder praktische Anleitung zur Fabrikation von Tinten und Schönheitsmittel zu erfertigen. — Berlin, G. Mobe's Verlag. 1 fl. 21 kr.

dito. „Der praktische und wohlerfahrene Seifensieder, Kerzenfabrikant und Lichtzieher, oder bewährte und gründliche Anweisung zur Bereitung aller Sorten Seifen ꝛc. ꝛc. — Berlin, G. Mobe's Verlag. 1 fl. 21 kr.

Diedemann, Fr. Neues illustrirtes Jugendalbum. 2. Quartal 1. Heft. Eine Monatsschrift zur Belehrung und Unterhaltung in Wort und Bild. — Neu-Ruppin, Alfr. Oehmigke. 54 kr.

Ammann, A. Die Hofjäger im Königreiche Württemberg und die fürstlichen Jagdräumen in den Hohenzollerischen Landen. — Stuttgart, Cohen & Risch. 1 fl. 20 kr.

Der Detektor. Dramatisches Zeitgemälde. Ein Beitrag zur Kriminalpsychologie für stehenden Heere. — Zürich, Verlags-Magazin. 36 kr.

Frisch, Karl. Die deutsche rechtschreibung auf den regeln ihrer historischen entwicklung und mit vergleich aller germanischen dialekte. — Leipzig, H. J. Häfel. 2 fl. 30 kr.

Fabrikation der künstlichen Hefen. Eine leichtfaßliche Anleitung binnen einigen Stunden auf ganz einfache Weise die vorzüglichsten Sorten künstlicher Hefen zu fabriciren. — Breslau, W. Jacobsohn & Comp. 18 kr.

Aug, die goldene. Zweiter Jahrgang 1870. 1. Heft. — Leipzig, H. J. Häfel jun. 14 kr.

Liedermann von Sonnenberg. Die Waidmannssprache. Ein Liedermann für Jäger und Jagdliebhaber. — Köln, im Selbst-Verlage. 36 kr.

Verantwortliche Redaction, Druck und Verlag von M. Huber in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Pfälzer Demokrat

und

Sonntags-Blatt.

Organ der deutschen Volkspartei in der Pfalz.

Wöchentliche Gratis-Beilage zur „Pfälzischen Volkszeitung."

Für Nichtabonnenten der „Pfälz. Volkszeitung" vierteljährlich 18 kr.

Nro. 12. **Kaiserslautern, 20. März.** **1870.**

Einladung!

Auf den Wunsch vieler Parteifreunde aus dem Canton Otterberg, sieht sich der unterzeichnete Ausschuß veranlaßt

eine Volksversammlung

Sonntag, den 27. l. M. Nachmittags 3 Uhr, im Gartensaale des Herrn Bierbrauer Schuff zu Otterberg abzuhalten.

Tagesordnung:

I. **Das Programm der Volkspartei.** II. **Die Wehrfrage.** III. **Die Organisation der Partei.**

Die Versammlung ist eine öffentliche und hat Jedermann Zutritt, sowie das Recht das Wort zu ergreifen.

Der Ausschuß der Volkspartei für die Pfalz.

Ad. Kroeber. C. Gelbert. Ad. Wagner. J. Altschäler. D. Luthringshausen. J. Herrmann. J. Theobald.

„Wir sind den Süddeutschen zu liberal."
(Bismarck.)

Als im Jahre 1848 Lorenz Brentano aus Baden, der spätere Dictator dieses Ländchens, in der Paulskirche in Frankfurt den damaligen Prinzen, heutigen König v. Preußen: „Kartätschenprinz" nannte, erregte diese Bezeichnung, wie sie im Volksmunde damals gang und gäbe war, einen Sturm von Drohungen und Wuth auf den Bänken der reinen Aristokratie und damit Verwandten. Ein Mann vor Allen empfand dieses Schimpfwort tiefer, als alle Uebrigen, und das ritterliche Blut kochte hoch auf und verlangte Sühne, Rache, ob dieses namenlosen Frevels. Der treue Hort des königlichen Prinzen, des muthmaßlichen Thronerben, war der „liberale" Abgeordnete v. Vincke, Landrath in dem Kreise Hagen in Westphalen, von Moriz Hartmann in seiner „Reimchronik" von da ab nur der „grimme Ritter von Hagen" genannt. Belagter „Ritter" sandte nach der Parlaments-Sitzung einen Cartelträger zu Brentano und ließ denselben, nach ächter „Rittersitte", zum Zweikampfe fordern. Brentano überraschte, ob solcher Anmuthung, sing ganz verwundert: warum? was habe sich Herrn von Vincke denn zu Leide gethan? Der wohlunterrichtete Cartelträger, ebenfalls Parlamentsmitglied, erklärte, daß Brentano mit der Bezeichnung „Kartätschenprinz" den zukünftigen Erben der preußischen Königskrone arg gröblichste beleidigt habe! Ja aber ums Himmelswillen, sagte Brentano, was hat denn dieses mit dem Herrn von Vincke gemein? worauf der Herr repliecirte, daß Herr von Vincke preußischer Unterthan sei, aber auch zur preußischen Ritterschaft gehöre und daß er darum seinen zukünftigen König und Herrn nicht ungestraft dürfe beleidigen lassen. Brentano erwiderte, ob solcher Argumentation, daß den Herrn Cartelträger dem Herrn Ritter v. Vincke zu sagen, daß er einstehe, dieser Herr könne nicht anders handeln, er aber, Brentano, werde dem Herrn von Vincke seinen Bedienten zum Austrage dieses „Ehrenhandels" senden. Daß in Folge dieser brasilischen Abfuhrung, der deutschen „Junkerschaft" der Verstand stehen geblieben, wer wird sich darüber wundern? — Uns Demokraten liefert diese Geschichte nur einen neuen Beweis für Börne's Ausspruch, daß die Deutschen ein Volk von Bedienten sein; wir adoptiren diesen Ausspruch, da wir wissen, daß er uns nicht trifft, sondern jene Vincke's und Genossen, die, wie es Ernst werden sollte mit der Volksfreiheit, das „Gottheerthum" erfanden und heute sich „Nationalliberale" — „Fortschrittler" nennen; dieses sind die ächten Bedientenseelen, und nur diese hat der verstorbene Börne gemeint. Diese haben sämmtlich wieder die Fußtritte Bismarck's ausgehalten. Dieses sind ferner die Leute, ob sie nun in Süd- oder Norddeutschland wachsen, welchen der Herr von Bismarck noch zu „liberal" ist, denn es genügt ihnen nicht, daß an der Spitze des gesammten Staatslebens das Gesetz, das selbstgeschaffene, steht, nein, ihr Bedientensinn verlangt über dem Gesetz noch einen Herrn, dem Alles, sogar das Gesetz unterthan ist, und wie der ächte Ultramontane die allseligmachende Lehre mit der Infallibilität des Papstes kennt, so der Fortschrittler, der Nationalliberale, das Gebäude seiner Einheit mit dem Hohenzollerschen Reichsaar, der sich noch niemals mit Bismarck und Makaronen satt und breit gefressen hat. Ja, Bismarck und Genossen sind diesen „Süddeutschen" (Deutschen im Allgemeinen) noch zu liberal, denn in ihrer Furcht vor dem Geiste der Freiheit, der Gleichheit und der Brüderlichkeit, möchten sie am liebsten das ganze Vaterland in eine preußische Kaserne verwandelt sehen, vor welcher ihre Angst vor der Völkerfreiheit Schildwache stünde, um mit Pulver und Blei zu begnadigen jeden Gedanken an die Menschenrechte.

Wenn wir in unserer „jüngsten Pfalz am Rhein" das erotische Gewächs solchen Bedientensinnes aufkommen sehen, so können wir uns auf der einen Seite nur über frechen Betrug, auf der andern Seite aber, nur über die Gedankenlosigkeit der Menge wundern, welche ihre Freunde unter den Bedienten des Herrn von Bismarck sucht. Aber wie haltsamer man der Menge auch die Pille „Einheit!" Man sagt derselben: „Das Vaterland ist in Gefahr!" Wenn Preußen nicht wäre, würde Frankreich sich sofort über Deutschland hermachen und dasselbe zum Gabelfrühstück verzehren! Du, wie der Philister da erschrickt, er sieht schon leibhaftig die „Nothhosen", wie sie die Pfalz in die Tasche stecken, wie sie die Früchte von den Speichern stehlen, wie sie die mit Wein gefüllten Fässer einschießen, daß das edle Naß in den Kellern herumläuft und was dergleichen Schreckbilder mehr sind. Es fällt einem solchen Alpdrückerl-Jakobiner nicht ein, an die Jahre 13, 14 und 15 zu denken, wo das Volk in seiner unverwüstlichen Kraft die Franzosen über die Grenzen Frankreichs zurückgejagt, und die glänzendsten Heere der Welt zertrümmert hat; allerdings, ohne für sich selbst einen Nutzen zu erzielen, denn man war nicht „liberal" genug, jenen damaligen Bismarck's und Genossen ihre Gielen und Pfründen zu entziehen, sondern war so einfältig, bei aller „unverwüstlichen Kraft" und wechselte nur den Herrn, denn was vorher der despotische Corse, das besorgten nachher: Metternich, Kamptz und Genossen und können die deutschen Burschenschaften jener Tage und jeder wahrhaft patriotische Mann, soweit er nur mit seinen Gedanken und Gefühlen für ein einziges freies Vaterland in die Oeffentlichkeit trat, zu ihrem Schaden davon erzählen. Und wie damals, so war es in den dreißiger und vierziger Jahren und ist es heute noch, man benutzt den im Volksgeiste liegenden Hebel, die ewig lebende Idee der Einheit und Freiheit, immer wieder um für die Machtvollkommenheit der Hohenzollern oder Habsburger reiche Ernte zu halten — das Volk aber kommt immer erst, wenn es gilt, die Haut zu Markt zu tragen und Steuern zu zahlen. Für solche Zustände suchen nun unsere pfälzischen Fortschrittler die große Masse zu begeistern und auszubeuten und wenn die „Angst vor den Franzosen" nicht hilft, dann muß sogar die „Religion" herhalten, dann heißt es von Seiten der Stimmführer der Protestantenvereine: „Man will uns katholisch machen! — was sollten wir anfangen, wenn wir den Hort des Protestantismus, wenn wir Preußen nicht mehr hätten?" — Das ist neben den „Franzosen," der zweite große „Schreckenberger" mit welchem man einen pfälzischen Philister schreckt, ihn zahm macht, daß er einem aus der Hand frißt und „wahlt", wie es die Herren vom Fortschritt gerne hätten, dabei schlagen sich diese „lugen" Leute auf die Brust und versichern mit einem kräftigen Fluche: ja, für unser Land, für Hab und Gut, für unsere Religion opfern wir Alles! Dann schickt man willig den armen 21jährigen Sohn drei Jahre unter die Soldaten, schafft und müht und quält sich die Steuern aufzubringen, während mittlerweile die Herren „Anführer" sich ins Fäustchen lachen, daß die Söhne der Wenig- oder Unbemittelten an ihren eigenen Ketten zusammensinken müssen helfen. Sehe Einer hin auf das Gebahren unserer Fortschrittler der Pfalz in der Wehrfrage! Ist Jemand den erbärmlichen „Kuxen" über diese Frage und sollten wir denken, es müßte Jedem, der überhaupt denken kann, klar sein, daß wir obige Behauptungen nicht

Digitized by Google

aus der Luft gegriffen haben, sondern daß dieselben an der Hand der Geschichte und sich auf Thatsachen stützend, nur die volle reine Wahrheit zum Ausgangspunkt genommen haben. Wann wird man sich herbalb in der Pfalz von dieser Lug- und Trug-Partei lossagen? die Tag in Nacht verwandeln möchte, welche die Wahrheit gegenüber von Dunkelmen von Augen zu fälschen sucht, wie jüngst bezüglich der Versammlung in Neustadt, wo Lohnschreiber und „dumme Jungen“ eine Achtung gebietende Versammlung zu verunglimpfen suchten. Immer und immer wieder müssen wir es unserem Volke sagen, was ihm Noth thut und wer seine Freunde sind — nur die Demokratie, nur die Volkspartei meint es mit dem Volke ehrlich, nur sie vertritt seine Rechte und seine Interessen; nicht aber jene auf-glatten Herrn, die wohl schöne Redensarten im Munde führen, denen aber, wenn es zu Thaten für Volk wohl kommen soll, selbst der Herr von Bismarck noch zu liberal ist!

Zollern als Förster des Jenseits.

Die Berliner Debatte über die Todesstrafe hat dem Grafen Bismarck Gelegenheit geboten, in einer neuen und schönen Rolle sich zu zeigen. Der bluteiserne Mann hat den Philosophen gespielt, ja, hat die Saiten religiöser Empfindung angeschlagen. Die Art, wie er sich dabei förmlich in die Begeisterung für das Vorurtheil barbarischer Zeiten hineinredete, kann Manchen lustig machen. Denn wenn auch die Nachricht, daß der unsterbliche Stiefelknecht, der bekanntlich 50 Jahre hinter dem Bismarckschen Liberalismus zurück sind, und denen begreiflicher Weise das Musterpreußen nicht noch unabhebarer vorauseilen darf, bei einem so unsittlichen und unchristlichen Staatsmann, wie Otto Bismarck, sich nicht erklärt, so reicht diese im edelsten Sinne deutsche Rücksicht, die Kluft der Maintinie nicht noch weiter zu erweitern, doch nicht ganz aus. Bismarck hat sich einer parlamentarischen Niederlage ausgesetzt und sie erlitten; er hat ferner mit der Abwehr eines humanitären Fortschritts, den das Bundesland Sachsen bereits vor zwei Jahren genacht hat, einen Conflikt ermöglicht, bei dem er sicher sein kann, den gesammten deutschen Liberalismus gegen sich zu haben; er hat sich endlich in die Verlegenheit gebracht, sogar von seinen Freunden sich verurtheilen zu lassen — denn in dem Lande Carl Mittermayers, dieses raffiniertesten Gegners der Todesstrafe, feiert dessen Lieblingsmaxime wenigstens nach seinem Tode den Triumph des endlichen Sieges.

Die Begeisterung des blutetiefen Grafen für die Todesstrafe hängt eng zusammen mit der ganzen Theorie der Zollern. Als oberster Bischof seines Landes muß der jeweilige Zollernkönig das starrste Bibelthum vertreten, in Folge dessen er bekanntlich für sämmtliche Treitsche's und solche, die es werden wollen, als Ausdruck des reinsten Pietismus gelten, der Aufklärung, den Humanismus gilt, im glorreichen Gegensatze zu allen Fürsten der Dunkelheit, es sei in Sachsen, Bayern, Schwaben oder an sonstigen schwarzen Stellen des Erdbodens. Diese dichtgische Ader, in Friedrich dem Großen leider wenig ausgebildet — ein bauerischer Zug in der Zollern! — ist seitdem bei allen zollerischen Fürsten durchgängig befestet vorhanden. In der eigenthümlichen Form seiner Zeit, mit starker Beimischung von Sinnlichkeit, trat diese Richtung bei Friedrich Wilhelm III. auf; in der ganzen Härte und der Ueberneu Glaubigkeit der Romantiker gelegt sich die kirchliche Unionsmacherei unter Friedrich Wilhelm III., streng nach dem Confistorialmuß und mit der so durchaus zollerischen Begleitung von Dragonaden (gegen die Altlutheraner in Schlesien); die halb angstlichen, halb katholisirenden Neigungen, welche die kirchliche Politik Friedrich Wilhelm IV. zu einem so jammervollen Zerbilde machten, sind noch in der Erinnerung; unter dem jetzigen König endlich ist weder die durch und durch soldatische Gemüthsart — so nennt's Eulenburg; Andere nennen's anders — noch die ungemeine Anwendung solcher Gemüthsart auf den Bruderkrieg ein Hinderniß für die erbaulichsten Aeußerungen der Nächstenliebe und sonstiger Religiosität, so wenig das stete „Jedem das Seine“ die stellenweise Confiscation fremden Eigenthums ausschließt. Man erinnert sich, daß die mit freisinnigen Worten reichlich freigebige Proklamation, zu der ihn beim Regierungsantritt die Minister der neuen Aera veranlaßten, auch einen Passus über den Kirchenbesuch enthielt, der sich in der bunten Pracht schreiender Verheißungen auszuahnen wie ein schwarzer Feldprediger unter den farbigen Uniformen eines Feldlagers. Wenn jenes Ding von Proclamation zur Hand ist, kann man sich leicht übersegen, wie verloren die gottesdienstliche Wendung daftigt und wie künstlich sie auf nachträgliche Ordre hineingeflickt ist. Die bekannte Krone vom Tisch des Herrn gehört ebenfalls in dieses zollersche System, und eine wie fromme Beklebung dem Werk von 1866 umgehängt worden, das haben wir häufiger erlebt, als Ohr und Sinn vertragen mochte.

Die hier nur kurz hervorgehobenen Momente bilden eine stetige Reihe, kennzeichnen ein konsequent festgehaltenes System. In dessen Banne steht Bismarck. Er, der scheinbar so selbstständig Mächtige, weiß recht gut, daß auf die Zollerei Einfluß haben nur dem möglich ist, der auf die Zollerei eingibt. Er hat sie studirt und weiß sie zu handhaben. Namentlich den jetzigen König kennt er wie seine eigene Tasche. Auf der Einsicht, daß Revanche für Olmütz König Wilhelmens innerster Gedanke, Wunsch und Plan war, beruhte sein Blut- und Eisen-Programm. Auf der Voraussicht, daß nach Eroberung zu lechzen gerade dieses soldatischen Fürsten Politik war, beruhte die Rücksichtslosigkeit, mit der er die Erneuerung der Fridericianischen Künste — Bündnis mit dem Ausland, Ueberrumpelung der Nachbarn — betrieb. Auf passende Mittel endlich ist es zurückzuführen, wenn der alte Deutsche die Wendung zum Antigenet, in denen die Zollern ihre Religiosität zu bethätigen lieben. Man erinnert sich jener — so geschieht an die Oeffentlichkeit gebrachten — Privatbriefe, in denen Graf Bismarck seine Freunde versichert, daß er nur Gott zu fürchten habe, daß er Gebet. Grab als Haft's ein Zoller geschrieben, der zum Bruderkrieg aufreizt: Man lese jetzt die Rede Bismarck's um Beibehaltung der Todesstrafe von dem Standpunkte unserer Betrachtungen aus nochmals genau, und man wird finden, daß es keine zollersche Andeutung, in der er fehlt. Er spricht, so wie der Zollerei muß er sprechen, soll wird er der Zollerei unverständlich, wird ihr unbegreiflich, wird ihr entfremdet.

Ein anderes Moment wirkt in gleicher Richtung, vielleicht noch stärker. Der oberste Kriegsherr muß natürlich auch oberster Lebensherr, Herr über Leben und Tod sein, und in diesem Sinne heißt: die Todesstrafe im Zollerneich abschaffen wollen, natürlich nichts Geringeres als: 326 Nachtzeichet zollerischer Prärogative bedeutlich schmälern. Ist gar der Einzelne seines Lebens sicher, wo bleibt das schöne Vorrecht Zollerns — der Krieg, der Menschenleben gleich en masse kostet? Oder bei dem, um in der kühnen Sprache des Bundeskanzlers zu reden, die Unterthanen, eigene und fremde, vorkommenden Falls erschossen werden? Ist dieser ehrfurchtsvollen Zollerischer Betrachtung wandelnd, hat nun Graf Bismarck einen wahrhaft sublimen Einfall. Was ist der Tod, fragt er, daß ihr davon solches Aufsehen macht? Mors janua vitae, ist's eine Antwort; der Tod ist die Pforte zum Leben. Solchen Wort erscheint jetzt der ganze Bruderkrieg von 1866 in einem schöneren Licht, in einer wahrhaften Verklärung. Die Nation hat schwache Gemüther — es sind Mütter darunter, Frauen, Töchter, Schwestern —, die um den Tod ihrer geliebten Lieben zu trauern, nicht umhin können. Tröstet Euch! Der Tod ist nur die Pforte des Lebens, und Zollern hat nichts gethan, als ihnen die Pforte geöffnet. Die Nation hat starke Seelen, die, der Einzelnen weniger gedenkend, das Verbrechen von 1866 in seinen Glanzlicht sich und es um so entschlossener und unerschütterlicher verdammen. Beruhigt Euch! Den Tausenden, die freventlich geopfert worden, ist zu nur eröffnet die Pforte des Lebens. Etwas frühzeitig den meisten, in der Blüthe der Jugend, indeß schon im Alterthum sang ein Dichter: „früh Verstorbene, den die Götter lieben.“ Auch etwas sehr massenhaft wurden sie hinweggerafft; indeß, können zu viele Deutsche die Pforte des Lebens mit einander überschreiten?! —

Man sieht, jede neue Wendung dieser Zollerei zeigt ihre Thaten in neuer Beleuchtung; ein leicht hingeworfenes Wort ihres Führers und Trägers wird abermals zur schweren Anklage gegen sie selbst, und jeder Anlaß, bei dem sie sich als eine Macht des Rückschritts und der Finsternis erweist, ist zugleich eine Mahnung an die Thaten, die sie schon begangen.

Ueber das Militärsystem.

(Vortrag von Theodor Curti in Würzburg.)

Hochgeehrte Versammlung!

Durch die freundliche Einladung Ihres verehrten Herrn Vorstandes ist mir die ehrenvolle Aufgabe geworden, vor Ihnen an diesem Vereinsabende einen Vortrag über das Militärsystem zu halten. Wenn ich einerseits dieser freundlichen Einladung gerne nachkomme, weil ich in ihr einen Beweis besonderen Vertrauens erblicke, so geschieht es doch andererseits nicht ohne Besorgnis. Das Thema, das ich zu behandeln gedenke, beschäftigt nämlich seiner innersten Natur nach eine politische Tagesfrage, insbesondere eine Angelegenheit des bayerischen Staates; da darf ich mir denn als Ausländer nicht das Wort nehmen, ohne eine entschuldigende Bemerkung vorausgesandt zu haben. Ich werde versuchen, die Gründe zu entwickeln, welche ich mir über das Verhältnis der Militzen zu den stehenden Truppen gebildet habe, ohne daß ich Ihren Urtheile, welches in Sachen der bayerischen Politik allein maßgebend und entscheidend ist, vorgreifen wollte; und da es sich nun gerade heute, bei der Erörterung der obschwebenden Frage häufig auch die Institutionen meines schweizerischen Vaterlandes, — über die ich Sie wenigstens einigermaßen aufzuklären im Stande bin — Bezug genommen wird, so ist derselbe Umstand, der mich Ihre Entschuldigung erbitten heißt, auch zugleich meine Empfehlung. Indem sind ja die Beziehungen der Völker und hauptsächlich die Beziehungen von Nachbarvölkern in unserer Zeit durch die Kraft des Dampfes und der Schriftletteren in Handel und Verkehr, in Wissenschaft und Kunst so innige geworden, daß man es nicht mehr als unpassiger Eingriff in Staatsleben gerne auch dem Nachbar, ist seine Absicht nur eine redliche, ein bescheidenes Wort im Rathe gönnt. Wenn ehedem 2 fränkische Burgen ihre Fehdeln gegeneinander ins Feld stellen, dann mochte sich wohl Niemand in den Alpen darum kümmern, und ebenso wenig wird es einen Rückhalag auf die fränkischen Lande geübt haben, wenn 2 schweizerische Städte in jahrhundertlangen Fehde einander bekriegten; heute stehen wir uns näher und sind verwandter in Sitten und Interessen.

Soviel zu Ihrer Entschuldigung. Ich bin dem Rufe gefolgt und lade die Verantwortung auf Ihre Schultern!

Die Behandlung meines Themas könnte ich somit am Richtigsten so vornehmen, daß ich zuerst die Mängel der Milizen darlegte und sie dann in dieser Kritik eine Schilderung des Militärsystems gegenüberstelle. Sie werden aber billig auf den ersten Theil dieser Aufgabe Verzicht leisten. Sie selbst klagen täglich über die in Folge der Militärsiasten immer mehr zunehmende Verschuldung des Staates; Sie klagen darüber, daß die Fortschritte der Industrie und Technik so viele kräftige Hände entzieht; Sie wissen aus langer Erfahrung, besser als ich, wie sehr der in den stehenden Heeren lebende Kastengeist den bürgerlichen Sinn corrumpirt; die erinnern sich an die Excesse und Unordnungen des Jahres 1866, welches die Gebrechen auch des bayerischen Heerwesens schonungslos aufdeckte; mit einem Worte, Sie halten den gegenwärtigen Zustand für einen ungesunden. Aber was soll es heißen, lange über den Splittern zu jammern, suchen wir vielmehr den zu heilen.

Ich will Ihnen zu dem Ende in möglichster Kürze die militärischen Einrichtungen zweier Länder schildern, wo man das Institut der stehenden Heere, wie es in Deutschland Geltung hat, nicht kennt.

In der Schweiz beginnt die allgemeine Wehrpflicht mit dem 20. Lebensjahr und endet mit dem vollendeten 44. Im ersten Dienstjahre rückt der Wehrpflichtige im Hauptorte seines Kantons ein, um den Rekrutenkurs durchzumachen. Dieser dauert nur kurze Zeit, 4—6 Wochen. Daraufhin ist er bis die Einreihung in die Armee. In den folgenden Jahren werden zur Befestigung des Gelernten und zur weiteren Ausbildung jährlich einige Schießtage anberaumt, zuweilen auch Herbstübungen, die etwa eine Woche dauern. Dann wird in Truppenzusammenzug, die jedesmal in einer anderen Gegend des Landes stattfinden, ein größerer Theil der Armee im Felddienst eingeübt. Auch wird jedes Bataillon einmal — und das ist die längste Zeit, die der Soldat anbauernd im Dienst zubringt — auf mehrere Wochen ins Lager eingerückt. Ich brauche kaum zu erwähnen, daß für die Spezialwaffen eine verhältnismäßig längere Instruktionszeit festgesetzt ist. Für die Offiziere finden besondere Curse statt. Zur Ausbildung höherer Offiziere werden Gelder verwilligt behufs Autenthalten auf fremden Kriegsschulen, Besuch fremder Lager. Die Instruktionsoffiziere sind thätig besoldet. — Vom Militärdienst befreit sind selbstverständlich die von den ärztlichen Commissionen für untauglich Befundenen; dann Geistliche, Lehrer, Eisenbahn- und Dampfschiffangestellte, Regierungsbeamte u. dgl. Ferner sind temporär befreit die im Auslande sich Aufhaltenden, seien es Handelsgehilfen, welche in einem auswärtigen Geschäft condizionirt sind, oder Studenten, die fremde Universitäten besucht haben, oder Handwerksburschen, die sich auf der Wanderschaft befinden. Alle diese jahlen Militärersatzsteuer, die nach Census ausgeschlagen wird. Wie hoch sie zu stehen kommt, kann ich Ihnen nicht genau bezeichnen, glaube aber nach dem öfteren Einblicke, den ich in die betreffen-

Digitized by Google

den Tab ellen zu nehmen Gelegenheit hatte, nicht zu irren, wenn ich die Durchschnittssumme auf höchstens 5 fl. anschlage. Was die auswärts sich Ausbildenden anbelangt, so können sie bei der Rückkehr in den Unterrichtskurs eintreten, haben also nun ihrer Abwesenheit keinen andern Nachtheil, als den eines späteren Avancements. Ich selbst z. B. bin während der Zeit meiner Universitätsstudien nicht pflichtig, einzurücken und habe dafür eine mößige Steuer zu erlegen. Doch kann ich, wenn mir dies gelegen ist — und Viele machen hievon Gebrauch — während der Herbstferien einen Rekrutenkurs von einigen Wochen beiwohnen und habe dann weder Steuer zu zahlen, noch brauche ich eine für die Altersverhältnisse etwa zu späte Einreihung in das Heer zu befürchten. Ich kann also Student sein, ohne in meinem Berufe wesentlich beeinträchtigt zu sein, falls Abwesender meinem Berufe obliegen, ohne von bedeutenden Steuern belästigt zu werden. Sie begreifen leicht, daß eine solche Einrichtung, die Jeden nach kurzer Dienstzeit wieder dem Handwerk, dem Pflluge zurückgibt, wesentlich dazu beiträgt, daß der Allgemeinheit der Wehrpflicht erreicht die Armee die Zahl von über 180,000 Mann. Das erste Aufgebot — der Bundesauszug —, welches die Bevölkerung vom 20.—34. Altersjahre umzieht, beläuft sich auf annähernd 90,000 Mann; die andern 90,000 Mann verbleiben sich auf die Reserve und die Landwehr, wovon die erstere alle Wehrpflichtigen vom 34.—40. und die Letztere vom 40.—44. Lebensjahre umfaßt. Der Bundesauszug und die Reserve können innerhalb 14 Tagen mobil gemacht werden. Meine Kameraden Kunkeren mir sich, daß wir eine schweizerischen Militärs, die Scharfschützen, welche sich meist aus den Professionistchützen der Schützenfeste, den Hochwildjägern und dergleichen rekrutiren, und die Artillerie, der auch in der Thot in der neuesten Zeit besondere Sorgfalt zugewendet wurde. Für die Infanterie sind 100,000 mit Hinterladern bestimmt; die Artillerie besitzt 300 neue Feld- und über 200 Positionsgeschütze. Durch die Anschaffung dieser neuen Waffen sind die Finanzen des Bundes stark in Anspruch genommen worden, doch ist zur Zeit noch kein Zweifel, vielmehr ein reines Vermögen von einigen Millionen vorhanden. Die Ausgaben für das Militärwesen belaufen sich jährlich im Durchschnitt auf nicht mehr als fl. 3,042,000 südd. W. Sie betragen blos — oder sagen wir besser: leider doch — ungefähr das Doppelte der Ausgaben für das Erziehungswesen.

Es bleibt mir noch übrig zu bemerken, daß die militärische Bildung in andern damit verbundenen Institutionen ihre nothwendige und nützliche Ergänzung findet. Statistischen Erhebungen zufolge hält das Schießexercitium mit Scheiben, wie solches in Deutschland den ersten Rang einnimmt, einen Vergleich ganz gut aus. Vielerorts sorgen Jugendvereinen dafür, den künftigen Soldaten frühzeitig waffenfüchtig zu machen. Insbesondere sind es die höhern Schulanstalten, welche dem Turnwesen große Sorge zuwenden; doch wird es auch in vielen kleinen Ortschaften, selbst Dorfgemeinden gepflegt. Wo diese Jugendvereinen nicht eingeführt sind, werden sie zuweilen durch Knabenschützenvereine ersetzt. Daß das Schießexercitium in der Schweiz auf einer hohen Stufe steht, ist bekannt.

Damit habe ich Ihnen mit wenigen Strichen ein Bild des Militärwesens entworfen und Sie werden aus meiner Schilderung herausgefunden haben, daß dieses Institut vor dem stehenden Heere desselben voraus hat; einmal stellt es eine viel größere Anzahl Soldaten ins Feld, dann nimmt es die Arbeitskräfte und die finanziellen Mittel eines Landes weit weniger in Anspruch und endlich thut es der Freiheit achten Bürgersinnes keinen Eintrag.

Werfen Sie nun den Blick auf die militärischen Einrichtungen der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Vor dem Kriege betrug das stehende Heer 10—12,000 Mann; während des Krieges hat die Union ihre Mittel in ausgedehnten und damit Riesenverhältnissen angestrengt und damit Riesenverhältnisse erzielt, welche unser Verwunderung erdienen. Ich will hier Gustav Struve sprechen lassen, der in amerikanischen Verhältnissen ganz heimisch ist. Er sagt darüber im zweiten Nachtrag zu seiner Weltgeschichte:

„Die Berichte der Staatssekretäre des Krieges und der Marine an den Congreß liefern uns ein Bild von der außerordentlichen Kraftentwicklung des Nordens bei Bekämpfung der rebellischen Südstaaten. Kriegssekretär Stanton gibt einen Ueberblick über die Bundesarmee, ihre Kosten und ihre Erfolge. Der Bericht steht hinsichtlich des Gegenstandes, den er behandelt, ohne Beispiel in der Geschichte da. Er umfaßt einen Kriegsschauplatz, dessen größte Längenerstreckung 250 geographische Meilen beträgt, eine Armee, die am 1. Mai 1864 862,345 im Felddienst begriffene Soldaten zählte. So vollkommen waren die Anstalten der Füllung der nomentlich 1864 so stark gelichteten Reihen, daß am 1. März 1865 602,598 Mann im aktiven Dienste waren.

Ein Beispiel der Schnelligkeit, mit der die Republik Armeen aus dem Boden stampfte, war im Herbst 1862, als im Verlauf eines Monats über 80,000 Mann angeworben, organisirt, bewaffnet und ins Feld gestellt wurden.

Gleichen Schritt mit der Entwicklung der Landheere hielt diejenige der Flotten. Im Jahre 1864 bestand die Seemacht der Vereinigten Staaten aus 671 Schiffen, welche 4610 Kanonen trugen und einen Tonnengehalt von 510,393 Tannen hatten. Darunter befanden sich 165 Dampfer mit 2050 Kanonen, welche für Kriegszwecke gebaut waren, überdies 323 Dampfer mit 1385 Kanonen, welche theils erobert, theils gekauft und zu Kriegsschiffen hergestellt worden waren. An Segelschiffen aller Klassen befaß die Vereinigten Staaten Seemacht 112 mit 850 Kanonen, Panzerschiffe 71 mit 275 Kanonen.

Verschiedene Tonnen zählt im Jahre 1864 506 Kriegsschiffe mit 9732 Kanonen; Frankreich 482 Kriegsschiffe mit 8550 Kanonen, darunter befanden sich aber in der französischen Flotte nur 46 und unter der britischen nur 20 Panzerschiffe. Die Ver. Staaten Nordamerika's besaßen also 3 Panzerschiffe mehr, als die vereinigten Flotten von England und Frankreich.

Nach dem Bericht des Marinesekretärs Welles stieg die Zahl der Flottenmannschaft von 7600 Mann im Anfang des Krieges auf 51,500 Mann bis zum Ende der Rebellion. Auf den Werften wurden seit 1861 1300 Kriegsschiffe unter Arbeiter beschäftigt, während außerdem auf Privatwerften Tausende auf Rechnung der Regierung arbeiteten. 280 Schiffe wurden gebaut. Seit dem 4. März 1861 wurden 418 Schiffe angekauft, darunter 313 Dampfer, und zwar für 31,7, Mill. Dollars. 340 Schiffe sind seitdem wieder verkauft worden, und zwar für 5,500,000 Doll. Im Januar 1865 befanden sich in den oeffentlichen Blokadegeschwadern 471 Schiffe mit 2455 Kanonen. Zur Zeit ihrer größten Stärke führte die Marine 21,559 Kanonen.

Weiter heißt es: Nichts liefert einen treffenderen Beweis von der außerordentlichen Schlagfertigkeit der Vereinigten Staaten Nordamerika's, als ein Ueberblick über die Streitkräfte, welche dieselben im Laufe der Jahre 1861 bis 1865 in das Feld stellten. Nach einer offiziellen Liste, welche der amerikanische Kriegsminister in Uebereinstimmung mit einem Beschlusse des Repräsentantenhauses anfertigen ließ, hat der Präsident der Ver. Staaten 2,651,071 Freiwillige unter die Waffen gerufen.

Ein Wall, welches über eine so großartige Macht gebietet, hat nie einen Angriffskrieg unternommen, allein die Besorgnisse, welche durch die neuesten Erklärungen der preußischen Regierung hervorgerufen worden, dürften vielleicht Frankreich keine allzu lange Zurückhaltung mehr auferlegen.

Sowohl die ungeschickte Phrase „Rheingrenze", der als Träger des intimen Gedankens des Tuilerien-Jahres gilt. Wir glauben aber, diese Kundgebung, die etwas mehr als eine unbesonnene Anwandlung französischer Ruhmsucht sein dürfte, hat ihren Zweck verfehlt. Es ist nicht möglich, daß das bewährte Frankreich mit der Politik Louis Bonaparte's zu identificiren, um die letztere die Sympathien der deutschen Demokratie zu gewinnen. Beide Dinge passen so wenig zu einander, wie Wahrheit und Lüge. Das Volk, das so französisch wie der deutsche Demokratie vorschweben muß, ist ein Volk der Convention, sondern der Sturz des Kaiserreichs, und ist dieser einmal erfolgt, so werden innerhalb und außerhalb Frankreichs gar viele Zustände sich anders und besser gestalten, ohne daß es eines directen militärischen Einschreitens der einen Macht in die innern Verhältnisse des anderen bedarf. Das demokratische Frankreich, das im eigenen Interesse den Frieden will und heute schon demüht ist, die alten gallischen Vorurtheile und Ruhmbedürfnissen abstreifen wird, wenn es einmal der Bonapartismus los und ledig ist, weit weniger als je vorher eine Gefahr für die Integrität und die Selbstständigkeit des deutschen Gebietes sein. Den Bestand des napoleonischen Kaisereriche aber darf die Demokratie Deutschlands mit Zug und Recht zurückweisen.

Innerlich schon sind die deutsche Demokratie noch nicht sehr gehoben, wenn sie auch mit Stolz ein solch beleidigendes Ansinnen von jenseits des Rheines zurückweist. Der Absolutismus hat von jeher in allen Völkergruppen durch einseitige Ausbildung des nationalen Bewußtseins und der Vaterlandsliebe die eintrüglichsten Geschäfte gemacht, in Deutschland so gut wie anderwärts. Jeder, der, um früherer Beiden nicht zu gedenken, die riesigen Anstrengungen der Völker von 1813 bis 1815 und den schnöden, verruchten Lohn, der ihnen von den Dynastien dafür geworden, in der Seele trägt, muß von diesem

Der Bonapartismus und die deutsche Demokratie.

(Neue Freie Presse.) Es ist heutzuage für einen ehrlichen Deutschen ein schwerer, ja nahezu unmögliches Geschäft, gleichzeitig ein Freund der Freiheit und ein Freund des Vaterlandes zu sein. Denn was im Innern von Oben herab gegen die Freiheit verübt wird, und was von Außen her gegen das vaterländische Gefühl anläuft, muß nothwendigerweise eine bedenkliche Verwirrung in den Köpfen und den Anschauungen des Einzelnen wie der Gesammtheit hervorbringen.

Dies wird Einem wieder einmal so recht klar, wenn man den Kürzlich von dem Pariser Blatte „Le Peuple Français" veröffentlichten Artikel „über die deutschen Verhältnisse" liest. Es wird darin ausseinandergesetzt, daß Frankreich dem Umgestaltungsprozeß der germanischen Völkersamilie machsam, aber theilnahmlos zuschaue, und daß es nur in zwei Fällen einen seinem Gleichmuthe herausstreten und zur Action übergehen werde. Zunächst wäre dies der Fall „bei einem Versuche, Preußen zu demüthigen, wo Preußen offenbar angegriffen zu fühlen. Der zweite Fall wäre aber, dem „Peuple Français" zufolge, „ein sehr begreiflicher und berechtigter Hülfersuf der deutschen Demokratie". Dieses Organ spricht von dem journalistischen Leiborgane der Tuilerien in einer der napoleonischen Politik überaus schmeichelhaften Weise durchgeführt. Die militärische Intervention des zweiten Kaiserreichs in auswärtigen Angelegenheiten habe nie zum Zwecke gehabt, territoriale Fürthen wieder einzuziehen oder einem Volke ein unfreiheitliches, dem Fortschritte feindliches System aufzuzwingen. Die Besetzung Roms und die Expedition nach Mexico freilich vergißt das edle Blatt im heiligen Eifer als Illustrationen dieser wohlwollenden, als kreuzunschicken Politik anzuführen. Ueberdem bedauert es ungemein, daß 1866 die beschränkten Absichten Frankreichs in Deutschland „durch die Mittelmäßigkeit der Systeme gewisser Staatsmänner" gelähmt worden seien. Außerdem habe man von Berlin aus durch Verleumdungen an der früheren Freundschaft Frankreichs gerüttelt, indem es Napoleon III." als „Verräther" und „Abenteurer" hingestellt habe. Dieser Jugendlist sei noch zu nehmen, allein die Beforgnisse, welche durch die neuesten Erklärungen der preußischen Regierung hervorgerufen worden, dürften vielleicht Frankreich keine allzu lange Zurückhaltung mehr auferlegen.

Sowohl die ungeschickte Phrase „Rheingrenze", der als Träger des intimen Gedankens des Tuilerien-Jahres gilt. Wir glauben aber, diese Kundgebung, die etwas mehr als eine unbesonnene Anwandlung französischer Ruhmsucht sein dürfte, hat ihren Zweck verfehlt. Es ist nicht möglich, daß das bewährte Frankreich mit der Politik Louis Bonaparte's zu identificiren, um die letztere die Sympathien der deutschen Demokratie zu gewinnen. Beide Dinge passen so wenig zu einander, wie Wahrheit und Lüge. Das Volk, das so französisch wie der deutsche Demokratie vorschweben muß, ist ein Volk der Convention, sondern der Sturz des Kaiserreichs, und ist dieser einmal erfolgt, so werden innerhalb und außerhalb Frankreichs gar viele Zustände sich anders und besser gestalten, ohne daß es eines directen militärischen Einschreitens der einen Macht in die innern Verhältnisse des anderen bedarf. Das demokratische Frankreich, das im eigenen Interesse den Frieden will und heute schon demüht ist, die alten gallischen Vorurtheile und Ruhmbedürfnissen abstreifen wird, wenn es einmal der Bonapartismus los und ledig ist, weit weniger als je vorher eine Gefahr für die Integrität und die Selbstständigkeit des deutschen Gebietes sein. Den Bestand des napoleonischen Kaisereriche aber darf die Demokratie Deutschlands mit Zug und Recht zurückweisen.

Innerlich schon sind die deutsche Demokratie noch nicht sehr gehoben, wenn sie auch mit Stolz ein solch beleidigendes Ansinnen von jenseits des Rheines zurückweist. Der Absolutismus hat von jeher in allen Völkergruppen durch einseitige Ausbildung des nationalen Bewußtseins und der Vaterlandsliebe die eintrüglichsten Geschäfte gemacht, in Deutschland so gut wie anderwärts. Jeder, der, um früherer Beiden nicht zu gedenken, die riesigen Anstrengungen der Völker von 1813 bis 1815 und den schnöden, verruchten Lohn, der ihnen von den Dynastien dafür geworden, in der Seele trägt, muß von diesem

Digitized by Google

Weh durchdrungen werden, wenn er sieht, daß auch heute, auch morgen und übermorgen noch derselbe Köder denselben Gimpel anlockt, auf den Leim lockt. Denn es ist leider nur zu wahr: die in Berlin thronende Macht sündigt auf das starke Vaterlandsgefühl der Nation. Es lag und liegt in den Plänen der hohenzollern'schen Politik, durch die stets auf- und niedersteigenden Eimer der nationalen Agitation den unerschöpflichen Schacht deutscher Zähigkeit und Hingebung zum ausschließlichen Vortheil ihrer Hausmacht auszupumpen und durch ein Brausmes Regiment im Innern ihre bemokratischen Gegner in die Enge und zuletzt bis hart an die Grenze zu treiben, wo ihnen kein anderer Ausweg mehr bleibt, als entweder an der Freiheit aber am Vaterland zu Verräthern zu werden. Darin liegt aber der Fluch der heutigen Lage, das Reizmittel, das, wann und wo es dem herrschenden System beliebt, jeden freiheitlichen Ausschlag nach das Niveau der nationalen Disciplin hinunterdrückt.

Aus Württemberg. Das *Glück*, Schuld zu sein, schildern im „Hohenstaufen“ folgende Zeilen eines Cavalleristen, der nach kurzem Urlaub wieder einrücken mußte und dem ersten Exercitium, das er wieder mitzumachen hatte, bei welchem er die gewaltsame Haltung auf dem Pferde nicht einhielt, Folgendes erlebte: „Der Commandant sagte beim Aufkommen auf dem Reitplatze: „Ich will Euch etwas sagen, paßt mir auf, oder ich quäl' Euch bis auf's Blut, wenn Ihr nicht steht. Ich will Euch reiten und Ihr müßt es auch, oder ich werfe Euch ins zweite Gras hinein!“ Die Soldaten, welche diese bäuische Anrede zwar stillschweigend aber mit unterdrücktem Aerger hinnehmen mußten, thaten, was in ihren Kräften stand. Als das Exercitium zu Ende war, sagte der Wachtmeister zu dem Vorübergehen mit rauher Stimme: „Z . . . weißt Du schon, daß Du an die Longe mußt?“ „Ja, Herr Wachtmeister, antwortete ich, aber ich thue es nicht.“ Sofort wurde ich beim Lieutenant gemeldet. Der Lieutenant meldete es dem Rittmeister, worauf dieser mich anherrschte, wie ich denn so frech sein könne, zu einem Unteroffizier zu sagen, ich gehe nicht an die Longe? — nachher bekommst du 4 Tag' weiten Grades und kurz geschlossen, sowie einen Monat lang des Tags drei- mal ordonnanzmäßig antreten.“ Ich wollte sogleich mich vor Lieutenant Baden zum Rapportmeister, daß ich zwar an die Longe (Lonch) gehe und auch in Arrest, aber nachher werde ich mich beschweren. Diese Worte hörte zugleich der Rittmeister, der fam auf mich zu und fragte, wie ich mich unterstehen könne, in seiner Gegenwart mit dem Lieutenant in diesem Falle eine 25 Schritt weite Entfernung nach Gegenwart genannt werden kann? Um diesem Verweis besitzen Nachdruck zu verschaffen, ließ mich der Rittmeister in den Sicherheitsarrest führen, gleichzeitig verständte er das Regimentscommando, daß über mich Freiarrestlich verhandelt werde. Nach Verfluß von 4 Tagen, welche ich im Sicherheitsarrest zuzubringen hatte, wurde ich verhört, wobei ich angab, daß ich nur 2 Tage vorher wieder vom Urlaub gekommen und wegen zu großer Müdigkeit in diesen Fehler auf Zureden mich zu sehr angestrengt habe. Die Strafe bestand daher in 4 Tag dritten Grad, so daß ich im Ganzen wegen einer Bagatelle 8 Tage Arrest erhielt. Doch hat mußte mit dieser Strafmaße nach zufrieden sein, denn mein Rittmeister hat mir 1—2 Jahr Zuchthaus gedroht, weil schon die kleinsten Vergehen mit ähnlichen Strafen geahndet wurden. Trotz diesem Allem bin ich aber noch recht froh, daß ich mich gegen das Longiren aufgelassen habe, denn seither darf nicht mehr longirt werden. Dieses Longiren besteht darin, daß das Pferd an einen in der Mitte des Reitplatzes befestigten Pfahl gebunden und dann im Kreise herum getrieben wird, wobei bald das Pferd, bald der Mann die Peitsche zu fühlen bekommt.“

Der Münchener Volkscharakter.

Wir finden in den amerikanischen Zeitungen gar manchmal Schilderungen europäischer Zustände und Verhältnisse, denen man es ansieht, daß sie der Wirklichkeit abgelauscht sind und entsprechen. Diesen Eindruck machte auf uns auch ein Artikel des „Pittsburger Volksblattes“, der von dem Münchner Bier Renzeit handelt. In demselben werden einleitend die hohen Verdienste hervorgehoben, welche sich nach König Ludwig I. der von dem Bayernvolke hochverehrte König Maximilian II. um die Verschönerung der bayerischen Hauptstadt wie um Veredelung des Geschmacks im Volke erworben, und daran schließt sich eine Charakteristik der Münchener und des Münchener Lebens. Es heißt dort:

„Der ächte Münchener ist offen und gradaus, etwas rauh, wie sein Klima, — das aber, wenn man sich nur vor Erkältung hütet, mit Nichten ungesund ist, loyal und conservativ, gewerbthätig und dem Fortschritt gemachsam huldigend. Er liebt einen gemüthlichen derben Humor und einige Maß'l Bier (resp. 12 Maß'n) mit einer Portion Brat'l oder ein paar G'selchte (Brat'l: Kalbsbraten, G'selchte: geräucherte Würste). Da er jedoch ein solch starker Biertrinker ist, so versteht er auch dasselbe aus Beste zu brauen, und sein Lagerbier „Hundlmeier“, als manches andere zierliche Großstädter. Nicht mit Unrecht sagt ein deutscher Reisender, daß er etwas mit dem drollichen Charakter gemein habe, selbst jene Art von Satyre, die der Engländer „Snoor“ nennt. Wenn München Gelegenheit bekommt, darf München sich selbst seiner seiner unterirdischen Vorzüglichkeit rühmen.

Diese Lichtseiten, lieber Zeiler, haben aber auch ihre dunkle Stellen. Der ächte Münchener Spießbürger ist bigott, allem Fremden und Neuen abhold, und hat gegenüber allem Unterschiedlichen einen nicht gewissen Widerwaar, was ihn zu einer Fremdenfreiheit nicht aufkommen läßt. Seine Lebensweise ist einfach, was er genießt ist kräftig und in bedeutenden Quantitäten; daher seine ausbauernde, ja eiserne Gesundheit. Die Art und Weise der Unterhaltungen im Sommer und Winter ist so originell, daß ich unmöglich es möchte Fremden einen Begriff davon zu geben zu sein. Dieses Wagen und Drängen an schönen Sommerabenden zu den Thoren hinaus den Kellern zu, die hier in schönster und reichster Auswahl vorhanden sind, Jeder mit seiner Partien Fleisch, Käse, Brod, Senf, Essig und Oel, Salz und Pfeffer, auch dort angekommen, welches Bild entrollt sich vor Ihren Augen! Mann an Mann, Tausende von Menschen, Frauen, Kinder, Soldaten, Studenten, Beamte, Bürger, Bauern, Arbeiter, kurz alle Stände sind hier vertreten. Da herrscht vollständige Egalité und ein Jeder thut genau was Jeder Andere thut. Die Elegante Bescheidenheit, das ist selbstverständlich. Nun erst das Gewoge und Geschiebe an die Schänke, wo Jeder mit dem Maßkrug in der Hand, den er vorher am Brunnen gehörig ausgeschwenkt, wartet, bis sein Vormann ihn zum Handeln kommen läßt. Die Freude kann, wenn der überschäumende Krug zurückgetragen wird, dieses Lechzen, und nach dem ersten labenden Trunke dieses langanhaltende, laut vernehmliche Ah . . . unter gleichzeitigem Streichen des Magens zum Zeichen des Wohlbehagens. Jetzt zum in die Tasche greifen, schnell eine Zündholzschachtel und eine Cigarre angestecht, dann politisirt aber sanft raisonirt, und so bis Mitternacht eine Maß nach der Andern unter den Klängen animirender Musik vertilgt. Dann heimwärts gewankt. Und wenn früh der Tagesjammer sich einstellen sollte, so ist das Erste, daß statt Kaffee oder sonst einem Frühstück eine Maß gebolt wird, und das ist radical. Bis 10 Uhr früh ist Alles heiter im obern Stübchen, und stille Freude auf den kommenden Abend leisen wir in den Augen. Es geht so fort bis zum Nachtessen, das bei nächtlich Kellerleben statt, wegen der schon sich einstellenden kühlen Nächte und theilweiser rauher Nebel.

Dieses Oktoberfest beginnt mit dem ersten Sonntag im Monat Oktober und wird auf einer großen Wiese, Theresienwiese genannt, abgehalten. Der Hauptzweck dieses Festes ist die landwirthschaftliche Seite. Da werden Preise ausgetheilt für die schönsten Pferde, Kühe, Ochsen, Kälber, Ziegen, Schweine; verbunden damit ist eine Blumenausstellung im Glaspalast, Gartenbahnen verschiedener Art, Pferderennen — die jedoch bei uns in Amerika und in England schöner und bedeutender sind, — Baumsteigen, Luftballonfahrten, und eine Menge Buden errichtet sind, dicht besetzt von consumirendem Publikum. Schaubuden aller Art. Ein großartiges Treiben. Die Stadt und Fremde voll von Alt und Fern, — was hauptsächlich letztes Jahr der Fall zu sein schien, indem zu gleicher Zeit die internationale Kunst- und Industrie-Ausstellung der Oeffentlichkeit noch zum Besuche dargeboten war, welche denn auch mit dem Schlusse des Oktoberfestes aufgehoben wurde. Denn das können Sie auch den „Küni“ (König) sehen, wie er auf der Frühwiese eigenhändig die Preise an die Landwirthe vertheilt. Während dieser 14 Tage — so lange dauert dieses Fest — haben Sie Gelegenheit, gratis alles nur Sehenswerthe und Interessante in Augenschein zu nehmen.

Nun kommt die Zeit, wo die alten Biere auf die Neige gehen und mit besonderer Vorliebe aufgetischt werden. Sind diese verlilgt, dann an die Quelle — das Hofbräuhaus. Ja, liebe Leser, nur ein Stündchen, wenn Sie hätten, dieses Treiben mit anzusehen! Etwas Originelleres haben Sie noch nie gesehen! Es genau zu beschreiben wäre ein Buch nothwendig. — Dieser Dampf, diese Nässe, dieses Gedränge in kleinen Räumen und wenn Sie glücklich, ohne daß Ihnen eine Rippe eingedrückt worden ist, Ihren Maßkrug voll haben, dann können Sie abermals von Glück reden, wenn Sie ist einen leuchten, dumpfen Ecke mit dem Maßkrug in der Hand ein Stehplätzchen finden. „Aber halt der Steh!“ ist das Münchener. Es ist auch in der That so. Nirgends, wo man sich niedersetzt, ohne alle Zuthat, nichts als Hopfen, Malz und Wasser — letzteres scheint jedoch auch hier jedes Jahr mehr hinzugefügt zu werden — nach alter Sitte, und schon nach der ersten Maß verspüren Sie eine behagliche Wärme, bis nach der zweiten Maß gleichmäßige Wärme eintritt. Jetzt können Sie Rundschau halten, und mit Vergnügen werden Sie dieses ächte Münchener Volksleben, das sich im Hofbräuhaus am originellsten erhalten hat, wahrnehmen. Jeder Ihrer Gruppe Begegnenden: „Wir sind net vom Hasing, mir san net vom Loam, mir san von dem fröhlichen Münka dahaam“ u. s. w. mit sammt Musikbegleitung, — aber sie singen auch: „Guata Morga, Herr Fischer, Herr Fischer guata Morga“ u. s. w. mit in lebhaftigemale wiederholt, dann folgt Schluß: „An weit an end jetzt muß mer fort,“ und dgl. Dort eine Gruppe Politisirender, hier eine Spielpartie, dort eine Gruppe auf leeren Fäßern Sitzender, hier eine Gruppe im Vorhof auf dem dort gelagerten Haße plaziet u. s. w. Ballen Sie, werther Leser, zusammen, was sammtlich in diesem Bräuhause, das hräuhaus genannt, weil in königlicher Regie betrieben, täglich durchschnittlich oertlagt wird? Hören und dann staunen Sie: 170 bis 180 Eimer.

Es kommt der liebe Winter mit seinem Carneval und Studentenopernspektakeln und den herrlichen täglichen Concerten und Theatervorstellungen. Do ists natürlich noch bunter und gemüthlicher als im Sommer, weil das Zusammenhalten inniger und fester ist, als in der schönen, zu allerlei Ausflügen verlockenden Jahreszeit.“

Brigham Young, der Mormonenprophet.

Den trefflichen Reiseskizzen, welche Udo Brachvogel für die „Ill. Staatszeitung“ schreibt, entnehmen wir Folgendes über Brigham Young:

Brigham Young steht zur Zeit an der Schwelle seines siebzigsten Lebensjahres. Er mag noch zehn, je zwanzig Jahre leben, doch damit würde der Sturz seines Reiches nicht mehr lange aufgehalten sein. Sein Werk ist zu sehr er selbst, und nur er allein, als daß es ihn überdauern könnte. Sein Geburt ist Brigham Young ein Neu-Engländer. In Whitington, Windham County, Vermont, ward er am 1. Juni 1801 als Sohn armer Familie geboren der Methodistenkirche an, und Brigham Young war in seinen jungen Tagen ein ziemlich eifriges Mitglied derselben. Darauf angewiesen, sich möglichst frühzeitig selbstständig zu machen, hatte er zur Erwerbung einer wissenschaftlichen Bildung keine Zeit. Er trat zuerst als Lehrling Tischler, und er gerieth mit dem eines Zimmermanns, Glasers und Malers vereinte. Die Fertigkeit, welche er sich in allen diesen Handwerkszweigen aneignete, ist dem spätteren Kirchenstifter und Städtegründer vortrefflich zu Statten gekommen. Er verheirathete sich und lebte in ruhigen kleinbürgerlichen Verhältnissen, bis ihm im Jahre 1830 das Buch Mormon zum ersten Male zu Gesicht kam. Der Inhalt ergriff die ganze Seele des Mannes.

Am April 1832 trat er als Mitglied in die Kirche der Heiligen zum jüngsten Tage“. Zur selben Zeit fand seine Frau, und durch nichts mehr an seine Geburtsstadt gefesselt, wandte er sich nach Kirtland, Ohio, wo damals Joseph Smith den Mittelpunkt der von ihm gegründeten Secte bildete. Das erste Begegnen beider Männer fand in einem Walde bei Kirtland statt, in dem Smith eben bei dem Fällen von Bäumen beschäftigt war. Ihre Unterredung währte lange. Wenige Tage darauf aber gab der damalige Prophet bereits seiner Ueberzeugung Ausdruck, daß die Zeit kommen würde, da dieser eben hergezogenerwerbe Neumann an der Spitze der neuen Heiligen stehen würde. Und in der That sollte sich diese Vorherfagung schnell zu erfüllen beginnen. Schon 1835 wurde Brigham Young der Zeitschrift der Mormonenapostel einverleibt, welche in Abwesenheit des Propheten und seiner Rathgeber, die über das Schicksal der Kirche entschiedene Majorität bilden.

In seiner Eigenschaft als Apostel unternahm Brigham Young seine ersten Missionsreisen durch die östlichen Staaten, und wenn er auch kein glänzendes Rednertalent, noch weniger ein Mann von dem, was man Erziehung nennt, vermochte er durch die Energie seines Wesens und eine gewisse, seinem ganzen Auftreten innewohnende elementare Gewalt zahlreiche Neophyten für den Mormonismus zu ge-

Digitized by Google

minnen. 1848 trat er in Gesellschaft mehrerer anderer Kirchenhäupter seine erste Expedition nach England an, wo er am 6. April landete. Ueber 3000 Personen soll er dort während eines 14monatlichen Aufenthaltes bekehrt haben. Nach Amerika zurückgekehrt, nahm er seinen Wohnsitz in Nauvoo (am Mississippi), dem damaligen Mormonen-Nom und hier trat er nach der Ermordung von Joseph Smith und dessen Bruder Piram, die 1845 zu Derthega, Missouri stattfand, an die Spitze der bedrängten Kirche. Aber all seine Energie, seine Anschlagsheit und sein verbindliches Wesen vermochten die Gemeinde nicht länger vor der nichtmormonischen Bevölkerung zu schützen. Er beschloß mit seinen Gläubigen Nauvoo zu räumen, und im Sommer 1846 begann unter seiner Führung jene Wanderung, die, oft mit Anklängen der Juden aus Egypten verglichen, diesen ebenjammert hinter sich läßt, wie Alexanders afiatische Züge die europäischen Expeditionen seines Vaters Philipp.

Nachdem die Maste der Mormonen in Lagern bei Council Bluffs nothdürftig geborgen war, trat Joseph Smith's Nachfolger mit einer auserlesenen Schaar die Wanderung gen Westen an, um das verheißene Land zu finden. Er fand es und nachdem er Besitz davon ergriffen und die Tempel und Straßen des künftigen Zion angelegt, kehrte er um wie Vier des Mittags zurück, den Seinigen die Kunde seines Fundes zu bringen und mit ihnen den Zug nach seinen gelegneten Gefilden zu beginnen. Zwei Winter hindurch (1846 und 47) hatte sein Volk an den Council Bluffs, wo damals noch der Indianer und der Büffel in ungeschmälerter Freiheit schwärmten, in Hütten und Zelten campirt.

Im Jahr 1848 schlug die Stunde des Aufbruchs. Der letzte Kampf, welcher zugleich der fürchterlichste war, begann. Ihm sich anwährend vorzustellen, vermag nur Derjenige, der das Feld seines Kampfes aus eigener Anschauung kennt. Die Eisenbahn, auf der man heutigen Tages die Entfernung, auf der die Mormonen damals Monate lang zubrachten, in 2 Tagen zurücklegt, kreuzt an verschiedenen Stellen den alten Emigrantenweg, auf dem sie zuerst einherzogen. Fast beständig ging ihre Spur Höhe, ihre Säuglinge und ihre Kranke vor sich herschiebend, ein unabsehbarer Zug, so wanderten sie über die endlosen Ebenen, über das unwirthliche Felsengebirgs-Plateau, so stiegen sie hernieder durch die Cannons, mit wundem Fuße und gebeugtem Nacken, aber die Seele voll freudiger Hoffnung und der Erlösung sicher, die am Ende ihrer Wüstenfahrt winkte. Denn nicht nur was er will, auch was er glaubt, — und wäre es der Wahnsinn selbst — ist des Menschen Himmelreich. Die Seele ihres Glaubens aber, der Mann, der ihnen in der höchsten Widerwärtigkeit neue Hoffnung verbrach, der Arm, der die Zusammenbrechenden wieder aufrichtete: es war der Führer dieser Pilgerschaar, Brigham Young, der mit ihnen duldend und entbehrend an der Spitze einherschritt. Diejenigen Bewohner der Salzseethale, welche den großen Wüstenzug mit ihm durchgemacht haben, sprechen noch heute von dem Beispiel und der Haltung ihres Führers in jenen Tagen wie von etwas Göttlichem.

---

* Madame Theresse
oder
die Freiwilligen von 1792
von
Erckmann-Chatrian.

(Uebersetzt für den Pfälzer Demokrat.)
(38. Fortsetzung.)

Dieses war sehr traurig; der Mauser allein behielt ihn ruhigen Kaltblut. — „Nur kein Narren, Euch böses Blut zu machen", sagte er; „ich wiederhole Euch, daß sich der Onkel wohl befindet, und daß gar nichts confiscirt wird. Haltet Euch ruhig; eßet und schlaft gut und für den Rest will ich mich sorgen." — Er zwinkerte ganz boshaft mit den Augen und sagte immer zu guter Letzt: „Mein Buch erzählt von diesen Dingen; und jetzt gehen sie in Erfüllung und Alles geht gut."

Trotz seiner Versicherungen ging es schlimmer und schlimmer; alle Lästermäuler des Dorfes, von dem schlechten Richter aufgehetzt, schrien vor unsern Fenstern, die einen schönen Morgens Alles wieder in die alte Ordnung kam. Eines Abends kam der Mauser mit lachendem Gesicht, setzte sich an seinen gewöhnlichen Platz und sagte zu der spinnenden Liebelt:

„Nun wahl! Es wird jetzt nicht mehr geschrieen; man wird auch nichts mehr confiscieren wollen; jetzt sind sie ruhig; hei! he!" Er sagte nichts weiter; aber in der Nacht hörten wir eine Menge Wagen vorbeifahren, große Massen von Menschen marschirten auf der Landstraße; es war noch schlimmer, als wie die Republikaner kamen; denn Niemand heilt sich auf; so ging es beinahe die ganze Nacht fort.

Ich konnte kein Auge schließen; Scipio knurrte jeden Augenblick. Beim Anbrechen des Tages sah ich einige Zehn große, mit Verwundeten beladene Wagen vorbeirumpeln. Es waren Preußen. Dann kamen zwei oder drei Kanonen, dann wieder hundert Husaren, Kürassiere und Dragoner, Alle durcheinander in größter Unordnung. Dann sah man Cavallerie ohne Pferde vorbeimarschiren, dann Mannschaften über der Schulter und mit Kalb beschrigt bis an den Hals. Alle diese Männer schienen ganz erschöpft; aber sie hielten nicht an; sie traten nicht in die Häuser und liefen, als wäre der Teufel ihnen auf den Fersen.

Die Leute betrachteten dieses von ihren Haustüren aus mit finsteren Mienen.

Wenn man gegen den Birkenwald sah, bemerkte man die Wagenreihe, die Munitionskarren, Cavalerie und Infanterie, sehr weit durch das Gehölz sich ausdehnend.

Es war die Armee des Feldmarschalls von Braunschweig, auf ihrem Rückzuge nach der Schlacht bei Frochweiler, wie wir später erfahren haben, in einer einzigen Nacht war sie durch unser Dorf gezogen. Es geschah drei vom 28. auf den 29. Dez., ich erinnere mich dessen genau so gut, weil am folgenden Morgen Koffel und der Mauser mit ganz vergnügten Gesichtern zu uns kamen; sie hatten einen Brief von dem Onkel, den uns der Mauser zeigte indem er sagte: „So! so! es geht gut! Alles geht gut! Die Herrlichkeit der Gerechtigkeit und der Gleichheit beginnt. Hört ein wenig!"

Er setzte sich mit aufgelegten Ellbogen an den Tisch; ich stellte mich zu ihm und las über seine Schulter, die ganz dieich gewordene Lisbeth stand hinter uns, und Koffel lehnte sich lächelnd an den Ofen. Der Brief hatte 4 Seiten. Briefe schon zwei oder dreimal gelesen; der Mauser wußte ihn beinahe auswendig. — Er las also Folgendes, zuweilen einhaltend, um uns mit begeistertem Angesicht zu betrachten:

Weißenburg, den 8. November im 11. Jahre der französischen Republik.

An die Bürger Mauser und Koffel, die Bürgerin Liebelt und den kleinen Bürger Fritzel, Gruß und Brüderlichkeit!

Die Bürgerin Theresse und ich wünschen Euch vor Allem Freude, Eintracht und Wohlergehen.

Dann soll Ihr wissen, daß wir diese Zeilen von Weißenburg aus schreiben, mitten im Triumph des Krieges: wir haben die Preußen bei Frochweiler gejagt und haben uns wie der Donner auf die Oesterreicher an den Geisberg geworfen.

Wenn der Stolz und der Eigendünkel ihre Belohnung erhalten, wenn die Leute keine guten Gründe hören wollen, so muß man ihnen bessere geben; aber es ist schrecklich, so zum Meuserssen getrieben zu werden.

Meine lieben Freunde, schau seit langer Zeit beklage ich die Blindheit Derjenigen, welche das alte Deutschland leiten; ich bewerkte ihre Ungerechtigkeit und ihren Egiosmus; ich fragte mich, ob es nicht meine Pflicht als ehrlicher Mann sei, mit diesen hochmüthigen Gesichern eine Rechnung zu nehmen die großen Prinzipien der Gerechtigkeit, der Freiheit und der Gleichheit, wie sie die französische Revolution proclamirt. Alles dieses brachte mich in große Aufregung, da ich mich von den großen Ideen, die mein Vater eingeflößt, nicht leicht trennen konnte. Dennoch konnte ich mich nicht dazu entschließen; aber als die Preußen, dem Rechtsgefühl aller ehrlichen Leute entgegen, kommen wollten, um die arme Eidgangene, die ich aufgenommen, fortzuführen, da sagte ich den Entschluß, diejenige, anstatt nach Meisersaustern zu bringen, mit ihr nach Pirmasenz zu gehen, was mir auch mit Gottes Hülfe gelungen ist.

(Fortsetzung folgt.)

Puntes.

† (Ein Ausspruch Liebig's.) Die Landwirthschaft ist in England und Amerika ein rein mechanisches Gewerbe; in Deutschland ist sie ein abgetriebenes Pferd. Niemand erkennt noch ihre hohe Schönheit, daß sie eine geistige Schönheit und gleichsam eine Seele hat. Eben dadurch, daß blos wegen ihrer Nützlichkeit, steht sie über allen Gewerben und ihr Betrieb gewährt dem, welcher die Sprache der Natur versteht, nicht nur alle Vortheile, die er erstrebt, sondern auch Genüsse, wie sie nur die Wissenschaft gewähren kann.

† (Fächer-Ausstellung.) Während des kommenden Frühjahrs wird im Süd-Kensington-Museum zu London eine große Ausstellung von Damen-Fächern eröffnet werden. Auch Fächer für Herren werden nicht fehlen. Zweck dieser Ausstellung ist, den Geschmack in diesem Artikel zu heben und die Beschäftigung mit weiblichen Handarbeiten zu fördern.

* (Die Goldminen Californiens) haben seit der Entdeckung des kostbaren Metalls bis jetzt 5 Milliarden Francs geliefert, was beträgt mehr der letzten 20 Jahre einen durchschnittlichen Betrag von 235 Millionen Francs per Jahr ausmacht. Während der Ertrag im ersten Jahre nur 50 Millionen betrug, stieg er im zweiten bereits auf 100 Millionen und vermehrte sich nach und nach, bis er in 1851 die riesige Summe von 325 Millionen betrug; von da an fiel er jedoch wieder bis auf 115 Millionen. Diese Berechnung enthält nur das Ergebnis der Goldminen in Californien, während die Ausbeute an Gold und Silber in den anderen Staaten und Territorien des Stillen Oceans sich auf 1 Milliarde 500 Millionen beläuft.

† (Ein neuer Industrieweig) ist seit Kurzem in London aufgetaucht, der darin besteht, aus Themsefchlamm Butter herzustellen, wenn überhaupt das Produkt diesen Namen verdient. Die aus Schlamm gewonnene Butter ist eine gelbliche Masse und kommt in Geschmack und Geruch ordinärer wirklicher Butter gleich. Wie dieses Gemisch zubereitet wird, ist natürlich das Geheimnis der Fabrikanten. So viel ist gewiß, daß davon seit genaumer Zeit wöchentlich große Quantitäten nach Holland verschickt werden. Was dort damit geschieht, weiß der liebe Himmel.

Erschienene Neuigkeiten

des Buch-, Kunst- und Musikalienhandels.

Alle hier angezeigten Werke, Musikalien ꝛc. ꝛc. werden durch die Buchhandlung Ph. Rohr in Kaiserslautern gegen Einsendung des Betrages in Postmarken oder durch Postanweisung franco versandt.

Fuchs, Paul, Prof. Taschenwörterbuch der Russischen, Deutschen, Englischen und Französischen Sprache. Stereotyp-Ausgabe. Stuttgart, J. G. Cotta'scher Theil. — Stuttgart, J. G. Heft. — Elegant geb. 2 fl. 3 kr.

dito, **Pocket-Dictionary** of the Russian, German, English and French language. English part. — Stuttgart, J. G. Heft. 1 fl. 45.

Riesewetter, Dr. Adolf Friedrich, Fremdwörterbuch zur Erklärung und Verdeutschung der in der heutigen deutschen Sprache gebräuchlichen fremden Wörter, Redensarten, Sprüchwörter und Abkürzungen. — Glogau, C. Flemming. Geh. 1 fl. 3 kr.

Herrmann, Dr. Friedrich Bernh. Ulli, d. Staatsrechtslehrer Johannes von Salisbury. 1. Auflage. 1870. München, Fleischmann'sche Buchh. 4 fl.

Prozeßordnung in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten nebst dem Einführungsgesetze vom 1. April 1869, Einführung einer Prozeßordnung in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten für das Königreich Bayern. 1870. Bamberg, Buchner'sche Buchhdlg. 2 fl. 45 kr.

Medicus, C. L. F. Die neue Gemeinde-Ordnung für die Pfalz. Gesetz vom 29. April 1869. Nördlingen, Beck'sche Buchhdlg. 2 fl. 12 kr.

Schmidt, Dr. G. Der Gerichtsvollzieher-Dienst nach der bayerischen Gerichtsordnung vom 1. April 1869. München, Chr. Kaiser. 1870. 1. Hfg. 45 kr.

Gröschen, H. Vollständige Ortierung der württembergischen Maß- und Gewichts-Ordnung nebst einer leichtfaßlichen Anweisung zur Decimalbruchrechnung. Mit zahl. Tafeln. München, J. Lindauer'sche Buchhandlung. 1870. 1 fl.

Metrisches Maaß und Gewicht. Erklärung aller Maaße, also Längen-, Flächen-, Körper und Hohlmaaße, sowie der Gewichte nach Meter (Stab) abgeleitet. — 9 kr.

Polizeiwidrige Gesetze, Gesetze, Verordnungen u. s. w. Inhalt: Allgemeine Dienstes-Vorschriften für die Beamteten der Pfalz, Verschiedenes. Instruktion für die Bezirks-Förster und Landwirthe, sowie auf den Fgl. Haupt-Staats-Domainen. Polizeiverordnungen nach Religion ꝛc. ꝛc. — Würzburg, Stahel'sche Buchhdlg. 1870. 12 kr.

Merk-Dittmarsch, F. Illustrirter Kalender und Novellen-Almanach für 1870. Mit Beiträgen von F. Hackländer, Gerstäcker und F. Gerstäcker. — Wien, C. Dittmarsch. 36 kr.

Sommerlad, F. W. Paul Gerhardt. Ein Lebensbild für jedes Haus. 2. verbesserte Auflage. Gütersloh. 1 fl.

Billaroth, H. Pfliger, Joh. Gg. Fr. weiland großh. bad. Oberhofrath und Direktor der großh. Landesirrenanstalt in Pforzheim. Ein pädagogisches Lebensbild. — Lahr, M. Schauenburg. 1870. 50 kr.

Postbuch, Das, f. d. deutsch u. englischer Briefsteller. Muster zu Briefen jeder Art mit gegenüber gedruckten englischen Uebersetzung. Mit einer vollständigen Anweisung, Conversationen und Formulare zu Geschäftsaufsätzen, Zeitungsanzeigen ꝛc. ꝛc. — Stuttgart, J. G. Heft. 1870. 1 fl. 12 kr.

Tonino, Chr. Neuestes deutsches Briefsteller. Sprachlehrer und Orthographie. Muster-Sammlung sämmtlicher Briefe, Aufsätze, Reden, welche das Deutsche richtig sprechen und schreiben lernen wollen. Berlin, R. Gärtner. 36 kr.

Weis, Dr. Joh. Nep. Die Religion des Judenthums und die politisch-socialen Principien unseres Jahrhunderts. — Leipzig, J. G. Findel. 1870. 54 kr.

Engel, C. E. Wörterbuch der Deutschen und der Deutschen und englischen Sprache, oder wie ist Deutschland ein christliches Land geworden. — Leipzig, B. Schlicke. 1 fl. 33 kr.

dito. Bilder aus der Reformations-Geschichte. Band 5. Geschichte der evangelischen Secten. — Leipzig, B. Schlicke. 1 fl. 36 kr.

dito. Bilder aus der Reformations-Geschichte. Blicke in die kath. Kirche. Leipzig, B. Schlicke. 1 fl. 40 kr.

dito. Reformations-Geschichte in vorgleichender Besonderschreibung der vier Hauptreformatoren: Luther, Melanchthon, Zwingli und Calvin. — Leipzig, B. Schlicke. 2 fl. 3 kr.

Digitized by Google

Nachtrag.

München, 16. März. Den Sonntsficirungsgelüsten einen starken Riegel vorzuschieben, ist die negative Aufgabe der in der patriotischen Partei vereinten, unter sich sehr verschiedenartigen Elemente, schreibt die „Fr. Ztg.“, und in Anbetracht lang einer freisinnigen Partei, die stark genug wäre, diese ebenso deutsche als volksthümliche Aufgabe zu erfüllen, muß man damit zufrieden sein, daß sie wenigstens durch die Patrioten die jetzt übernommen worden ist. Was aber die positiven Ziele und Bestrebungen wenigstens des größten Theiles der patriotischen Partei betrifft, so geht aus denselben für Jedermann deutlich hervor, daß sie mindestens eben so weit von den Bedürfnissen des Volkes entfernt sind als die der Fortschrittspartei. Bei dem Vorgehen gegen den Militarismus scheint es, daß sowohl die adligen als die bureaukratischen Elemente der patriotischen Partei einen starken Hemmschuh bilden. Bei Beschränkung der Zahl und der Einkünfte der höheren Offizierchargen, Aufhebung der Cantonnementsanlagen, in denen die jungen Herren von Adel und sonst protig zu Bierlenanats gemacht werden, das sind natürlich in den Augen des aristokratischen Theils der Patrioten geradezu Ihoen! Und daß sowohl dieser aristokratische Theil als namentlich der Hofstaat Millionen verproden, die drohende Steuererhöhung zu verhindern! Nur dieser Bureaukratischen Verlegenheit ist es wohl zuzuschreiben, wenn Wortführer der Patrioten, um, wie es scheint, nicht allzu viel von Militarismus brechen zu müssen, in Versammlungen reden, wo schlechterdings keine möglich sind, und dadurch auf höchst abenteuerliche Gedanken verfallen, die nichts weniger bewirken, als die Regierungsthätigkeit, der Patrioten. So beantragte Curator Dr. Buchner im Finanzausschuß des Landtags, daß die Staatsstraße und ärarischen Straßen aufgehoben d. h. den Distrikten zu überweisen! Auch die Kosten für Erhaltung der Staatsstraßen will derselbe Abg. nicht mehr bewilligen z. dgl. m. Dieses verzweifelte Suchen nach Ersparnissen, in Verbindung mit dem neulichen Versuch, das einzige reelle Sparobject, den Militäretat, ad calendas graecas hinauszuschieben, verräth ein mindestens bedenkliches Schwanken in der bisherigen Opposition, das leicht zu einer Verschiebung derselben in ihre natürlichen Bestandtheile kann. Das Vorspiel dieser Zerfetzung war der Ausfall Buchers, der von allen seinen Parteigenossen am meisten Führung mit seinen Wählern zu haben scheint, aus dem patriotischen Club.

München, 17. März. In der vorgestrigen Sitzung der Abgeordnetenkammer kamen zwei für die Presse überaus wichtige Anträge zur Verhandlung. Ehe wir dieselbe sich nun Abänderung der Art. 103 u. 116 des B. St. G. B. in Art. 103 des Polizeistrafgesetzbuches vom 10. November 1871 (Bl. 949) bestimmt, daß, wer in öffentlichen Blättern oder Anschlägen unerlaubte Lotterien oder Ausspielungen ankündigt, Loose oder Promessen feilt oder Prospekten und Träumen in- oder ausländischer Lotterien ausbietet, oder zur Theilnahme an solchen Unternehmungen einladet, mit Geld bis zu 50 fl. zu bestrafen sei. Ferner bedroht Art. 116 StBl. 1 desselben Gesetzbuches mit Gefängniß bis zu 25 fl. denjenigen, der in öffentlichen Blättern oder Anschlägen Loose, Partiale, Mittel, Geheim- oder andere Heilmittel, deren Verkauf von der zuständigen Behörde nicht erlaubt ist, anzeigt oder der die Ankündigung solcher Mittel den Bedingungen zuwiderhandelt, unter welchen der Verkauf von der zuständigen Behörde gestattet worden ist. In den beiden erwähnten Gesetzesartikeln ist sodann durch einen zweiten wörtlich gleichlautenden Absatz bestimmt, daß der gleichen Strafe wie der Ankündiger selbst auch der Redakteur, falls aber dieser für Ankündigungen nicht verantwortlich ist, der Verleger des öffentlichen Blattes, welches die strafbare Ankündigung aufgenommen hat, unterliege. Der Antrag will nun die Strafe für den Ankündiger selbst bestehen lassen, die für den Redakteur dagegen beseitigen und zu diesem Zwecke den Art. 116 dahin fassen, daß der Art. 103 Abs. 1 desselben Gesetzes für den Art. 116 Abs. 1 desselben Gesetzes für die bayerische Regierung und Volksvertretung im Jahre 1861 das Zahlenlotto als Staatsanstalt sicher nicht zu dem Zwecke aufgehoben hat, um ausländischen Lotterien den Markt zu öffnen, wo geschehen würde, wenn man die Ankündigung derselben in der bayerischen Presse an den Redakteuren und Verlegern der inländischen Blätter unbestraft ließe, während der auswärtige Ankündiger selbst für die bayerischen Gerichte in der Regel nicht erreichbar ist. Aus diesem Grunde wurde der auf Art. 103 bezügliche Theil des Antrages nebst dem die Aufhebung des Art. 116 Bbl. 1 bezweckenden abgelehnt.

Fürth, 16. März. Das hiesige Gemeindecollegium beschloß zur Bewirthschaftung des von der Volksparteil aufgestellten Prinzips, daß in Zukunft nicht mehr die Bürgeraufnahme in hiesiger Stadt von Bezahlung einer besonderen Gebühr abhängig sein und daß auch den bisherigen Insassen auf Ansuchen das Bürgerrecht unentgeltlich verliehen werden solle. Wie begreiflich diesem Beschluß mit Freuden, da die von den früheren gemeindlichen Collegien eingeführte Bürgeraufnahmsgebühr in der That nur als eine Wahlsteuer zu betrachten war, während das jetzige Collegium der Ansicht huldigt, daß es ein Unrecht sei, der Gemeinde die Zahl der stimmberechtigten Mitglieder zu vermehren.

Die Adresse gegen das Wehrgesetz fand bis jetzt über 1400 Unterschriften; aus den benachbarten Landgemeinden Stet, Braunsbach, Reubof, Kraftsdorf sind gestern 3 weitere Listen an. Den Erlangen wurde die Adresse von 208 Personen unterzeichnet.

** **Berlin**, 17. März. Der Reichstag ist bei der Berathung des Strafgesetzbuches gestern in die Festsetzen des Abgeordnetenhauses getreten, welches bei der Berathung der Kreisordnung soll daselbe gethan hat, wog jetzt die Vertretung des Norddeutschen Bundes. Es ist sogar im Reichstag gestern wie früher im Abgeordnetenhaus eine Lücke in die Vorlage gerissen worden, der Reichstag hat sich gegen dieselbe auf drei Lesungen gewehrt, bis sie nicht einigen können und alle gestellten Anträge verworfen. Das ist ein ziemlich böses Omen für das Strafgesetzbuch schreibt man der „Fr. Ztg.“ und es will mir fast auch scheinen, als ob es schließlich dem Strafgesetzbuche ebenso ergehen wird wie der Kreisordnung. Wie schreiten schon den 17. März und es ist erst ein sehr kleiner Theil des Strafgesetzbuches in erster Berathung erledigt, ein wichtiger Theil liegt sogar noch in der Commission und wird uns derselbe in der nächsten Session wieder vorgelegt werden. 1. April herauskommen, während doch der Richstag so möglich am 9. April geschlossen werden soll.

Dem Reichstag ist der Ausgabetat für das Bundesheer zur Kenntnißnahme vorgelegt worden. Der Gesammtetat, welcher die Gesammtausgaben für rund 66,856,656 Thlr., mithin um 156,873 Thlr. mehr als im Vorjahr beträgt. Darunter befinden sich indessen 1,133,468 Thlr. einmalige Ausgaben für Magazine, Lagareth- und andere Bauten, sowie zur Fortführung der Festungsbauten in Königsberg, Posen, Neisse, Neiße. Das ordentliche Erforderniß beträgt eine Summe von 6,752,115 Thlr., wovon allein 322,500 Thlr. auf Sachsen und 145,285 Thlr. auf Mecklenburg entfallen. Die Gelderverpflegung der Truppen erheischt insgesammt 22,773,328 Thlr., die Naturalverpflegung 14,356,276 Thlr., die Bekleidung 4,678,148 Thlr., größere Garnisons-Neu- und Nothdürftigkeitsbauten, sowie die Unterhaltung der Uebungsplätze 2,823,674 Thaler, das Servisweſen 4,183,960 Thlr. Die Landdarmee hat insgesammt 1,660 Offiziere, 1,160 Militärbeamte, 9498 Spielleute, 245,714 Gefreite und Gemeine, 2189 Lazarethgehülfen, 7143 Oeconomiehandwerker, Summa 299,704 Mann, außerdem 1292 Aerzte, 507 Zahlmeister, 573 Rosstäge, 454 Büchsenmacher, 75 Sattler, 75,313 Pferde.

Paris, 18. März. Der „Francais“ theilt mit, der französische Gesandte beim päpstlichen Stuhle, Marquis de Banneville, habe heute Rom verlassen, um sich nach Paris zu begeben, wo er erwartet wird. Nachrichten aus Madrid melden, daß der Herzog von Montpensier gestrichen belonat worden sei.

London, 18. März. Nachdem in Irland eine Zeit lang Mordversuche und Drohbriefe an der Tagesordnung waren, haben dieselben in letzter Zeit Verstümmelungen an den Leibe. In Tuam, Claremorris, Dunmore und Newport mußten Truppen zusammengezogen werden, um Gutsbesitzer und Pächter vor dem rothen Hahn zu schützen, und wahrscheinlich wird die Regierung auch der Insel noch erheblich verstärkt werden müssen. — Die Regierungsbill zur Wiederherstellung gesetzlicher Zustände in Irland schlägt vor, daß der Besitz von Pistolen verboten, der Wehrbesitz und Bubenverkauf beschränkt werde, verdächtige Personen verhaftet, die Wirthshäuser nach Sonnenuntergang geschlossen und gewisse Vergehen summarisch abgeurtheilt werden. Die Bedrohen sind ermächtigt, Journale zu suspendiren, doch ist dagegen Appelation gestattet.

* **Vera-Cruz**. Ein Correspondent gibt eine Uebersicht der Situation in Mexiko bis Mitte Februar. Die Insurrection gegen Juarez macht rasche Fortschritte. Der Stützpunkt der Insurgenten ist im Norden der Republik. Liberale, Conservative und Imperialisten haben sich zum gemeinsamen Vorgehen gegen Juarez vereinigt. Sie controlliren vollständig die Staaten San Luis Potosi, Zacatecas, Nyanas, Lacientes und Jaltisco und gewinnen täglich an Ausdehnung in Queretaro, Durango, Sinaloa und Tamaulipas. — Eine aufgebrachte Bevölkerung gegen die Regierung ist in Puebla entdeckt worden, und sogar in Vera Cruz geben sich revolutionäre Symptome kund. Die Stadt San Luis Potosi ist der Herd der Revolution. — General Negrete bereitet sich in Scarros auf einen Zug gegen die Hauptstadt vor und hat geschworen, Juarez, Romero und Mejia beim ersten Zusammentreffen zu erschießen. — Zwei Schlachten fielen in der Nähe von San Luis vor. Das Resultat der ersten war zweifelhaft, doch in der zweiten wurden die Truppen der Regierung vollständig geschlagen. — General Escobedo commandirt die Nationalgarde, und General Aquirre ist Generalissimus der Revolutionäre. — Der mexikanische Congreß hatte vor seiner Vertagung Juarez mit solcher Machtvollkommenheit ausgestattet, daß er unumschränkter Dictator war. Seine Unpopularität wurde durch die Zwangsanleihen bei den Grandern, den Besuche und den Verbacht, daß nebenbei Spekulations-Geschäfte gemacht würden, gesteigert. — In Vera Cruz ist man der Ansicht, daß Juarez sich nur noch wenige Monate halten kann. — In San Luis wurde der preußische Consul eingezogen, weil er die von Aquirre gefordete Contributionssumme nicht bezahlen wollte. Der amerikanische Consul wurde mit 1000 Dollars besteuert, entrichtete aber blos 200. Er protestirte zwar gegen diese Gewaltthat Aquirre's, doch ist es ihm nicht gelungen, diese Schätzung bereit; dieser erwiederte jedoch, daß er ebensowenig einen Consul der Vereinigten Staaten anerkenne, als diese ihn selbst anerkennen. Die Führer der Revolution liegen überhaupt ganz unerschwingliche Steuerlasten auf und Capitalisten verschleuste in jenen Provinzen. Die Postverbindung zwischen Mexico, San Luis und Zacatecas ist die jetzt nicht unterbrochen. In Mexico macht die Exekutive die größten Anstrengungen, um Truppen ins Feld zu stellen, und Freiwillige werden gegen hohes Handgeld angeworben. Die Regierungsbanken bieten Alles auf, um einen revolutionären Ausbruch in der Hauptstadt zu verhindern, da sie wohl wissen, daß mit demselben ihre Herrlichkeit zu Ende wäre.

* Aus der Pfalz, 18. März. (Die Nahebrücke bei Ebernburg.) Die Bitte der Bewohner der Cantone Obermoschel und Rockenhausen, die Befreiung von Uebergangszoll an der Nahebrücke über die Nahe hat folgendes Petitum: Es möge vor Eröffnung eines Brückengeldes bei Benutzung der zu erbauenden Eisenbahnbrücke über die Nahe bei Ebernburg, insoweit diese Brücke für den gewöhnlichen Fahr- und Fußverkehr hergestellt wird, Umgang genommen und die an die Altreybadnegesellschaft für diesen Uebergang dieses Brückenteils etwa zu zahlende Entschädigungssumme oder Ablösungssumme aus Staatsfonds übernommen werden. Der Antrag stützt sich auf folgende Motive: Die für Ebernburg und Umgegend so segensreiche Gesellschaft hat ihre Bau-Concession v. 23. Nov. 1867 zufolge bei Ebernburg eine Eisenbahnbrücke über die Nahe herzustellen, weil die Fähre, welche bisher den dortigen Verkehr über die Nahe vermittelte, nicht mehr im Stande ist, den sich steigernden Anforderungen des Verkehrs zu genügen. Diese Brücke ist lediglich, auf in einem Staatsvertrage zwischen Bayern und Preußen vom 25. Okt. 1865 über die Erbauung der Alsenzbahn ausdrücklich berücksichtigte Verpflichtung ist der Gesellschaft der Anspruch auf Erhebung von Brückengeld eingeräumt und es ist daher nur Bestimmung über die Auflegung eines Brückengeld-Tarifes getroffen. — Die Bewohner der Cantone Obermoschel und Rockenhausen, welche für den Absatz ihrer landwirthschaftlichen Produkte bei dem lokalen wie internationalen Verkehre dieselbe Brücke benützen müssen, leiden ihre obenerwähnte Bitte daraus um, daß sie für jede bestehende Fähre seit fast 50 Jahren auf Rechnung der königlichen Verkehrs verzichtet war, daß auch die übrigen Brücken der Gegend vom Brückengeld befreit sind, daß die Ablösung des Brückengeldes bei Lechhaut in Schwaben aus Staatsmitteln seiner Zeit von der Kammer bewilligt wurde und daß die Ablösungssumme im vorliegenden Falle nach Ansicht der Petenten sich nicht hoch berechnet.

* In Breslau brach dieser Tage in der Wohnstube eines Hausse Feuer aus, das Mann und Frau Hülfe geilten Feuerwehr rasch erstickt wurde. Als der Diele der Wohnstube wurde jedoch die 74 Jahre alte Bewohnerin ermordet vorgefunden, indem dieselbe vermittelst eines von Haus geschlungenen Tuches erdrosselt und ihr äußerdem ein tödtlicher Schlag in der Gegend der Schläfe mit einem schweren Instrument beigebracht worden war. Der Mörder, um jede Spur seines schrecklichen Verbrechens zu vertilgen, hat nach Verübung der That Feuer im Zimmer angelegt. Man vermuthet einen Raubmord.

* Stadt, 16. März. (Marktbericht.) Hier notirten heute Weizen 11 fl. 10—30 kr. Korn 8 fl. 30—40 kr. Gerste 8 fl. 20—30 kr. Hafer 5 fl. Rüböl 15 fl. ztl. rohes 25 fl. 30—45 kr. gereinigtes 28 fl. 45 kr. Petroleum bei 100 Mal 28 fl. 45 kr. Kohlsamen 21—22 fl. 30 kr. Mohnöl 37 fl. Leinöl 21 fl. Hülsenfrüchte mehr begehrt. Bohnen 11 fl. 40 kr. bis 12 fl. Erbsen 9—10 fl. 45 kr., Linsen 10—14 fl., Wicken 6 fl. 45 kr. bis 10 fl., rothe Kleesaat 26—28 fl., kurzere 23—25 fl., Kopfsalaten 92—96 fl.

* Stadt, 16. März. (Weinbericht.) Der Verkehr in Wein ist fortwährend ein sehr lebhafter und es wurden in den letzten Tagen wieder bedeutende Quantitäten Wein umgesetzt. Die Preise sind in Folge dessen ziemlich gestiegen und es wurden für 1868er Weine 30—34 fl. für 1867er 34—38 fl. für 1865er 40—44 fl. für 1864er 46—50 fl. für 1862er 60—64 fl. für 1861er 70—74 fl. für 1859er 80—84 fl. für 1857er 90—94 fl. für 1854er 100—104 fl. für 1852er 110—114 fl. für 1850er 120—124 fl. für 1848er 130—134 fl. für 1846er 140—144 fl. für 1842er 150—154 fl. für 1834er 160—164 fl. für 1822er 170—174 fl. für 1811er 180—184 fl. für 1802er 190—194 fl. für 1793er 200—204 fl. für 1783er 210—214 fl. für 1766er 220—224 fl. für 1748er 230—234 fl. für 1719er 240—244 fl. für 1706er 250—254 fl. für 1684er 260—264 fl. für 1653er 270—274 fl. für 1636er 280—284 fl. für 1624er 290—294 fl. für 1611er 300—304 fl. für 1600er 310—314 fl. für 1593er 320—324 fl. für 1586er 330—334 fl. für 1576er 340—344 fl. für 1566er 350—354 fl. für 1556er 360—364 fl. für 1546er 370—374 fl. für 1536er 380—384 fl. für 1526er 390—394 fl. für 1516er 400—404 fl. für 1506er 410—414 fl. für 1496er 420—424 fl. für 1486er 430—434 fl. für 1476er 440—444 fl. für 1466er 450—454 fl. für 1456er 460—464 fl. für 1446er 470—474 fl. für 1436er 480—484 fl. für 1426er 490—494 fl. für 1416er 500—504 fl. für 1406er 510—514 fl. für 1396er 520—524 fl. für 1386er 530—534 fl. für 1376er 540—544 fl. für 1366er 550—554 fl. für 1356er 560—564 fl. für 1346er 570—574 fl. für 1336er 580—584 fl. für 1326er 590—594 fl. für 1316er 600—604 fl. für 1306er 610—614 fl. für 1296er 620—624 fl. für 1286er 630—634 fl. für 1276er 640—644 fl. für 1266er 650—654 fl. für 1256er 660—664 fl. für 1246er 670—674 fl. für 1236er 680—684 fl. für 1226er 690—694 fl. für 1216er 700—704 fl. für 1206er 710—714 fl. für 1196er 720—724 fl. für 1186er 730—734 fl. für 1176er 740—744 fl. für 1166er 750—754 fl. für 1156er 760—764 fl. für 1146er 770—774 fl. für 1136er 780—784 fl. für 1126er 790—794 fl. für 1116er 800—804 fl. für 1106er 810—814 fl. für 1096er 820—824 fl. für 1086er 830—834 fl. für 1076er 840—844 fl. für 1066er 850—854 fl. für 1056er 860—864 fl. für 1046er 870—874 fl. für 1036er 880—884 fl. für 1026er 890—894 fl. für 1016er 900—904 fl. für 1006er 910—914 fl. für 996er 920—924 fl. für 986er 930—934 fl. für 976er 940—944 fl. für 966er 950—954 fl. für 956er 960—964 fl. für 946er 970—974 fl. für 936er 980—984 fl. für 926er 990—994 fl. für 916er 1000—1004 fl. für 906er 1010—1014 fl. für 896er 1020—1024 fl. für 886er 1030—1034 fl. für 876er 1040—1044 fl. für 866er 1050—1054 fl. für 856er 1060—1064 fl. für 846er 1070—1074 fl. für 836er 1080—1084 fl. für 826er 1090—1094 fl. für 816er 1100—1104 fl. für 806er 1110—1114 fl. für 796er 1120—1124 fl. für 786er 1130—1134 fl. für 776er 1140—1144 fl. für 766er 1150—1154 fl. für 756er 1160—1164 fl. für 746er 1170—1174 fl. für 736er 1180—1184 fl. für 726er 1190—1194 fl. für 716er 1200—1204 fl. für 706er 1210—1214 fl. für 696er 1220—1224 fl. für 686er 1230—1234 fl. für 676er 1240—1244 fl. für 666er 1250—1254 fl. für 656er 1260—1264 fl. für 646er 1270—1274 fl. für 636er 1280—1284 fl. für 626er 1290—1294 fl. für 616er 1300—1304 fl. für 606er 1310—1314 fl. für 596er 1320—1324 fl. für 586er 1330—1334 fl. für 576er 1340—1344 fl. für 566er 1350—1354 fl. für 556er 1360—1364 fl. für 546er 1370—1374 fl. für 536er 1380—1384 fl. für 526er 1390—1394 fl. für 516er 1400—1404 fl. für 506er 1410—1414 fl. für 496er 1420—1424 fl. für 486er 1430—1434 fl. für 476er 1440—1444 fl. für 466er 1450—1454 fl. für 456er 1460—1464 fl. für 446er 1470—1474 fl. für 436er 1480—1484 fl. für 426er 1490—1494 fl. für 416er 1500—1504 fl. für 406er 1510—1514 fl. für 396er 1520—1524 fl. für 386er 1530—1534 fl. für 376er 1540—1544 fl. für 366er 1550—1554 fl. für 356er 1560—1564 fl. für 346er 1570—1574 fl. für 336er 1580—1584 fl. für 326er 1590—1594 fl. für 316er 1600—1604 fl. für 306er 1610—1614 fl. für 296er 1620—1624 fl. für 286er 1630—1634 fl. für 276er 1640—1644 fl. für 266er 1650—1654 fl. für 256er 1660—1664 fl. für 246er 1670—1674 fl. für 236er 1680—1684 fl. für 226er 1690—1694 fl. für 216er 1700—1704 fl. für 206er 1710—1714 fl. für 196er 1720—1724 fl. für 186er 1730—1734 fl. für 176er 1740—1744 fl. für 166er 1750—1754 fl. für 156er 1760—1764 fl. für 146er 1770—1774 fl. für 136er 1780—1784 fl. für 126er 1790—1794 fl. für 116er 1800—1804 fl. für 106er 1810—1814 fl. für 96er 1820—1824 fl. für 86er 1830—1834 fl. für 76er 1840—1844 fl. für 66er 1850—1854 fl. für 56er 1860—1864 fl. für 46er 1870—1874 fl. für 36er 1880—1884 fl. für 26er 1890—1894 fl. für 16er 1900—1904 fl. für 6er 1910—1914 fl. für 96er 1920—1924 fl. für 86er 1930—1934 fl. für 76er 1940—1944 fl. für 66er 1950—1954 fl. für 56er 1960—1964 fl. für 46er 1970—1974 fl. für 36er 1980—1984 fl. für 26er 1990—1994 fl. für 16er 2000—2004 fl. für 6er 2010—2014 fl. für 96er 2020—2024 fl. für 86er 2030—2034 fl. für 76er 2040—2044 fl. für 66er 2050—2054 fl. für 56er 2060—2064 fl. für 46er 2070—2074 fl. für 36er 2080—2084 fl. für 26er 2090—2094 fl. für 16er 2100—2104 fl. für 6er 2110—2114 fl. für 96er 2120—2124 fl. für 86er 2130—2134 fl. für 76er 2140—2144 fl. für 66er 2150—2154 fl. für 56er 2160—2164 fl. für 46er 2170—2174 fl. für 36er 2180—2184 fl. für 26er 2190—2194 fl. für 16er 2200—2204 fl. für 6er 2210—2214 fl. für 96er 2220—2224 fl. für 86er 2230—2234 fl. für 76er 2240—2244 fl. für 66er 2250—2254 fl. für 56er 2260—2264 fl. für 46er 2270—2274 fl. für 36er 2280—2284 fl. für 26er 2290—2294 fl. für 16er 2300—2304 fl. für 6er 2310—2314 fl. für 96er 2320—2324 fl. für 86er 2330—2334 fl. für 76er 2340—2344 fl. für 66er 2350—2354 fl. für 56er 2360—2364 fl. für 46er 2370—2374 fl. für 36er 2380—2384 fl. für 26er 2390—2394 fl. für 16er 2400—2404 fl. für 6er 2410—2414 fl. für 96er 2420—2424 fl. für 86er 2430—2434 fl. für 76er 2440—2444 fl. für 66er 2450—2454 fl. für 56er 2460—2464 fl. für 46er 2470—2474 fl. für 36er 2480—2484 fl. für 26er 2490—2494 fl. für 16er 2500—2504 fl. für 6er 2510—2514 fl. für 96er 2520—2524 fl. für 86er 2530—2534 fl. für 76er 2540—2544 fl. für 66er 2550—2554 fl. für 56er 2560—2564 fl. für 46er 2570—2574 fl. für 36er 2580—2584 fl. für 26er 2590—2594 fl. für 16er 2600—2604 fl. für 6er 2610—2614 fl. für 96er 2620—2624 fl. für 86er 2630—2634 fl. für 76er 2640—2644 fl. für 66er 2650—2654 fl. für 56er 2660—2664 fl. für 46er 2670—2674 fl. für 36er 2680—2684 fl. für 26er 2690—2694 fl. für 16er 2700—2704 fl. für 6er 2710—2714 fl. für 96er 2720—2724 fl. für 86er 2730—2734 fl. für 76er 2740—2744 fl. für 66er 2750—2754 fl. für 56er 2760—2764 fl. für 46er 2770—2774 fl. für 36er 2780—2784 fl. für 26er 2790—2794 fl. für 16er 2800—2804 fl. für 6er 2810—2814 fl. für 96er 2820—2824 fl. für 86er 2830—2834 fl. für 76er 2840—2844 fl. für 66er 2850—2854 fl. für 56er 2860—2864 fl. für 46er 2870—2874 fl. für 36er 2880—2884 fl. für 26er 2890—2894 fl. für 16er 2900—2904 fl. für 6er 2910—2914 fl. für 96er 2920—2924 fl. für 86er 2930—2934 fl. für 76er 2940—2944 fl. für 66er 2950—2954 fl. für 56er 2960—2964 fl. für 46er 2970—2974 fl. für 36er 2980—2984 fl. für 26er 2990—2994 fl. für 16er 3000—3004 fl. für 6er 3010—3014 fl. für 96er 3020—3024 fl. für 86er 3030—3034 fl. für 76er 3040—3044 fl. für 66er 3050—3054 fl. für 56er 3060—3064 fl. für 46er 3070—3074 fl. für 36er 3080—3084 fl. für 26er 3090—3094 fl. für 16er 3100—3104 fl. für 6er 3110—3114 fl. für 96er 3120—3124 fl. für 86er 3130—3134 fl. für 76er 3140—3144 fl. für 66er 3150—3154 fl. für 56er 3160—3164 fl. für 46er 3170—3174 fl. für 36er 3180—3184 fl. für 26er 3190—3194 fl. für 16er 3200—3204 fl. für 6er 3210—3214 fl. für 96er 3220—3224 fl. für 86er 3230—3234 fl. für 76er 3240—3244 fl. für 66er 3250—3254 fl. für 56er 3260—3264 fl. für 46er 3270—3274 fl. für 36er 3280—3284 fl. für 26er 3290—3294 fl. für 16er 3300—3304 fl. für 6er 3310—3314 fl. für 96er 3320—3324 fl. für 86er 3330—3334 fl. für 76er 3340—3344 fl. für 66er 3350—3354 fl. für 56er 3360—3364 fl. für 46er 3370—3374 fl. für 36er 3380—3384 fl. für 26er 3390—3394 fl. für 16er 3400—3404 fl. für 6er 3410—3414 fl. für 96er 3420—3424 fl. für 86er 3430—3434 fl. für 76er 3440—3444 fl. für 66er 3450—3454 fl. für 56er 3460—3464 fl. für 46er 3470—3474 fl. für 36er 3480—3484 fl. für 26er 3490—3494 fl. für 16er 3500—3504 fl. für 6er 3510—3514 fl. für 96er 3520—3524 fl. für 86er 3530—3534 fl. für 76er 3540—3544 fl. für 66er 3550—3554 fl. für 56er 3560—3564 fl. für 46er 3570—3574 fl. für 36er 3580—3584 fl. für 26er 3590—3594 fl. für 16er 3600—3604 fl. für 6er 3610—3614 fl. für 96er 3620—3624 fl. für 86er 3630—3634 fl. für 76er 3640—3644 fl. für 66er 3650—3654 fl. für 56er 3660—3664 fl. für 46er 3670—3674 fl. für 36er 3680—3684 fl. für 26er 3690—3694 fl. für 16er 3700—3704 fl. für 6er 3710—3714 fl. für 96er 3720—3724 fl. für 86er 3730—3734 fl. für 76er 3740—3744 fl. für 66er 3750—3754 fl. für 56er 3760—3764 fl. für 46er 3770—3774 fl. für 36er 3780—3784 fl. für 26er 3790—3794 fl. für 16er 3800—3804 fl. für 6er 3810—3814 fl. für 96er 3820—3824 fl. für 86er 3830—3834 fl. für 76er 3840—3844 fl. für 66er 3850—3854 fl. für 56er 3860—3864 fl. für 46er 3870—3874 fl. für 36er 3880—3884 fl. für 26er 3890—3894 fl. für 16er 3900—3904 fl. für 6er 3910—3914 fl. für 96er 3920—3924 fl. für 86er 3930—3934 fl. für 76er 3940—3944 fl. für 66er 3950—3954 fl. für 56er 3960—3964 fl. für 46er 3970—3974 fl. für 36er 3980—3984 fl. für 26er 3990—3994 fl. für 16er 4000—4004 fl. für 6er 4010—4014 fl. für 96er 4020—4024 fl. für 86er 4030—4034 fl. für 76er 4040—4044 fl. für 66er 4050—4054 fl. für 56er 4060—4064 fl. für 46er 4070—4074 fl. für 36er 4080—4084 fl. für 26er 4090—4094 fl. für 16er 4100—4104 fl. für 6er 4110—4114 fl. für 96er 4120—4124 fl. für 86er 4130—4134 fl. für 76er 4140—4144 fl. für 66er 4150—4154 fl. für 56er 4160—4164 fl. für 46er 4170—4174 fl. für 36er 4180—4184 fl. für 26er 4190—4194 fl. für 16er 4200—4204 fl. für 6er 4210—4214 fl. für 96er 4220—4224 fl. für 86er 4230—4234 fl. für 76er 4240—4244 fl. für 66er 4250—4254 fl. für 56er 4260—4264 fl. für 46er 4270—4274 fl. für 36er 4280—4284 fl. für 26er 4290—4294 fl. für 16er 4300—4304 fl. für 6er 4310—4314 fl. für 96er 4320—4324 fl. für 86er 4330—4334 fl. für 76er 4340—4344 fl. für 66er 4350—4354 fl. für 56er 4360—4364 fl. für 46er 4370—4374 fl. für 36er 4380—4384 fl. für 26er 4390—4394 fl. für 16er 4400—4404 fl. für 6er 4410—4414 fl. für 96er 4420—4424 fl. für 86er 4430—4434 fl. für 76er 4440—4444 fl. für 66er 4450—4454 fl. für 56er 4460—4464 fl. für 46er 4470—4474 fl. für 36er 4480—4484 fl. für 26er 4490—4494 fl. für 16er 4500—4504 fl. für 6er 4510—4514 fl. für 96er 4520—4524 fl. für 86er 4530—4534 fl. für 76er 4540—4544 fl. für 66er 4550—4554 fl. für 56er 4560—4564 fl. für 46er 4570—4574 fl. für 36er 4580—4584 fl. für 26er 4590—4594 fl. für 16er 4600—4604 fl. für 6er 4610—4614 fl. für 96er 4620—4624 fl. für 86er 4630—4634 fl. für 76er 4640—4644 fl. für 66er 4650—4654 fl. für 56er 4660—4664 fl. für 46er 4670—4674 fl. für 36er 4680—4684 fl. für 26er 4690—4694 fl. für 16er 4700—4704 fl. für 6er 4710—4714 fl. für 96er 4720—4724 fl. für 86er 4730—4734 fl. für 76er 4740—4744 fl. für 66er 4750—4754 fl. für 56er 4760—4764 fl. für 46er 4770—4774 fl. für 36er 4780—4784 fl. für 26er 4790—4794 fl. für 16er 4800—4804 fl. für 6er 4810—4814 fl. für 96er 4820—4824 fl. für 86er 4830—4834 fl. für 76er 4840—4844 fl. für 66er 4850—4854 fl. für 56er 4860—4864 fl. für 46er 4870—4874 fl. für 36er 4880—4884 fl. für 26er 4890—4894 fl. für 16er 4900—4904 fl. für 6er 4910—4914 fl. für 96er 4920—4924 fl. für 86er 4930—4934 fl. für 76er 4940—4944 fl. für 66er 4950—4954 fl. für 56er 4960—4964 fl. für 46er 4970—4974 fl. für 36er 4980—4984 fl. für 26er 4990—4994 fl. für 16er 5000—5004 fl. für 6er 5010—5014 fl. für 96er 5020—5024 fl. für 86er 5030—5034 fl. für 76er 5040—5044 fl. für 66er 5050—5054 fl. für 56er 5060—5064 fl. für 46er 5070—5074 fl. für 36er 5080—5084 fl. für 26er 5090—5094 fl. für 16er 5100—5104 fl. für 6er 5110—5114 fl. für 96er 5120—5124 fl. für 86er 5130—5134 fl. für 76er 5140—5144 fl. für 66er 5150—5154 fl. für 56er 5160—5164 fl. für 46er 5170—5174 fl. für 36er 5180—5184 fl. für 26er 5190—5194 fl. für 16er 5200—5204 fl. für 6er 5210—5214 fl. für 96er 5220—5224 fl. für 86er 5230—5234 fl. für 76er 5240—5244 fl. für 66er 5250—5254 fl. für 56er 5260—5264 fl. für 46er 5270—5274 fl. für 36er 5280—5284 fl. für 26er 5290—5294 fl. für 16er 5300—5304 fl. für 6er 5310—5314 fl. für 96er 5320—5324 fl. für 86er 5330—5334 fl. für 76er 5340—5344 fl. für 66er 5350—5354 fl. für 56er 5360—5364 fl. für 46er 5370—5374 fl. für 36er 5380—5384 fl. für 26er 5390—5394 fl. für 16er 5400—5404 fl. für 6er 5410—5414 fl. für 96er 5420—5424 fl. für 86er 5430—5434 fl. für 76er 5440—5444 fl. für 66er 5450—5454 fl. für 56er 5460—5464 fl. für 46er 5470—5474 fl. für 36er 5480—5484 fl. für 26er 5490—5494 fl. für 16er 5500—5504 fl. für 6er 5510—5514 fl. für 96er 5520—5524 fl. für 86er 5530—5534 fl. für 76er 5540—5544 fl. für 66er 5550—5554 fl. für 56er 5560—5564 fl. für 46er 5570—5574 fl. für 36er 5580—5584 fl. für 26er 5590—5594 fl. für 16er 5600—5604 fl. für 6er 5610—5614 fl. für 96er 5620—5624 fl. für 86er 5630—5634 fl. für 76er 5640—5644 fl. für 66er 5650—5654 fl. für 56er 5660—5664 fl. für 46er 5670—5674 fl. für 36er 5680—5684 fl. für 26er 5690—5694 fl. für 16er 5700—5704 fl. für 6er 5710—5714 fl. für 96er 5720—5724 fl. für 86er 5730—5734 fl. für 76er 5740—5744 fl. für 66er 5750—5754 fl. für 56er 5760—5764 fl. für 46er 5770—5774 fl. für 36er 5780—5784 fl. für 26er 5790—5794 fl. für 16er 5800—5804 fl. für 6er 5810—5814 fl. für 96er 5820—5824 fl. für 86er 5830—5834 fl. für 76er 5840—5844 fl. für 66er 5850—5854 fl. für 56er 5860—5864 fl. für 46er 5870—5874 fl. für 36er 5880—5884 fl. für 26er 5890—5894 fl. für 16er 5900—5904 fl. für 6er 5910—5914 fl. für 96er 5920—5924 fl. für 86er 5930—5934 fl. für 76er 5940—5944 fl. für 66er 5950—5954 fl. für 56er 5960—5964 fl. für 46er 5970—5974 fl. für 36er 5980—5984 fl. für 26er 5990—5994 fl. für 16er 6000—6004 fl. für 6er 6010—6014 fl. für 96er 6020—6024 fl. für 86er 6030—6034 fl. für 76er 6040—6044 fl. für 66er 6050—6054 fl. für 56er 6060—6064 fl. für 46er 6070—6074 fl. für 36er 6080—6084 fl. für 26er 6090—6094 fl. für 16er 6100—6104 fl. für 6er 6110—6114 fl. für 96er 6120—6124 fl. für 86er 6130—6134 fl. für 76er 6140—6144 fl. für 66er 6150—6154 fl. für 56er 6160—6164 fl. für 46er 6170—6174 fl. für 36er 6180—6184 fl. für 26er 6190—6194 fl. für 16er 6200—6204 fl. für 6er 6210—6214 fl. für 96er 6220—6224 fl. für 86er 6230—6234 fl. für 76er 6240—6244 fl. für 66er 6250—6254 fl. für 56er 6260—6264 fl. für 46er 6270—6274 fl. für 36er 6280—6284 fl. für 26er 6290—6294 fl. für 16er 6300—6304 fl. für 6er 6310—6314 fl. für 96er 6320—6324 fl. für 86er 6330—6334 fl. für 76er 6340—6344 fl. für 66er 6350—6354 fl. für 56er 6360—6364 fl. für 46er 6370—6374 fl. für 36er 6380—6384 fl. für 26er 6390—6394 fl. für 16er 6400—6404 fl. für 6er

Für Herren

empfehle zur **Frühjahr-Saison** mein auf's **Reichhaltigste** assortirtes Lager der neuesten Sachen in

Tuch, Buckskin & Paletot-Stoffen,

von den **feinsten** bis **gewöhnlichen** Qualitäten, unter Zusicherung streng reeller Bedienung zu **außergewöhnlich billigen Preisen.**

A. Tuteur.

Geschäfts-Empfehlung.

Unterzeichneter beehrt sich einem geehrten Publikum die ergebene Anzeige zu machen, daß er eine

Schlosser-Werkstätte

in der Glasgasse, vis-à-vis von Hrn. Weinhändler F. Artzhäfer, errichtet hat und alle in diesem Fache vorkommenden Arbeiten, insbesondere leichte eiserne Geländer, Kochherde, Bischöfen, Kunstwaschtücher, Handpedale und Hupenscheeren &c., verfertigt.

Gefälligen Aufträgen entgegensehend, zeichnet sich

C. Schmitt, Schlossermeister.

Kaiserslautern, im März 1870. [60*,w3

Auch könnte bei demselben ein junger Mensch die Schlosserei erlernen.

Geschäfts-Empfehlung.

Die Schönfärberei & Druckerei v. Franz Cron Wtb.,

empfiehlt sich bei herannahender Frühjahrs-Saison im Färben und Drucken von Stoffen aller Art in Seide-Wolle und Halb-Wolle und Baud &c., in den billigsten Ja den und nach den neuesten Dessins, und versprecht schöne und solide Ausführung zu möglichst billigen Preisen. [67,b,1

Mein Geschäft befindet sich vis-à-vis d.m Schlachthause.

Die Preußische
National-Feuerversicherungsgesellschaft
in Stettin.

gegründet 1843,

mit einem Grundkapital von 2[illegible]000 Thalern und sehr bedeutenden Reserven, übernimmt solide Versicherungen gegen Feuersgefahr auf Mobilien, Waaren, Vieh- und Feldfrüchte gegen angemessene billige, jede **Nachschußverbindlichkeit** ausschließende Prämien.

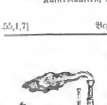
Jede gewünschte Auskunft, sowie Antragsformulare werden von dem Unterzeichneten ertheilt und bereitwilligst geliefert.

Kaiserslautern, im März 1870.

Gustav Weh,

55,1,7] Bezirksagent der Preußischen National-Feuerversicherungsgesellschaft.

Darmstadt.



Beim Bau der Odenwaldbahn auf der Strecke Ober-Ramstadt — Reinheim, finden **tüchtige Maurer** und **Steinbrecher,** sowie **einige hundert Erdarbeiter** beim Rollbahnbetrieb, gegen guten Verdienst dauernde Beschäftigung.

Anmeldungen haben auf unserm Bureau zu Ober-Ramstadt zu geschehen. (66*,

Schöttle & Cie.

Epileptische Krämpfe (Fallsucht)

heilt brieflich der **Specialarzt** für Epileptie Doctor **G. Küttlach** in **Berlin,** Mittelstraße 6. — Bereits über Hundert geheilt.

Obstbäume, Pyramiden und Spaliere	von 12 kr.	bis 24 kr.
Rosenbäumchen, immerblühende	„ 12 „	„ 36 „
Trauerrosen für Grabstätten	„ 24 „	„ 48 „
Lebenshäumchen	„ 12 „	„ 36 „
Schlingrosen für Gartenhäuser	„ 9 „	„ 24 „
Zierflämmchen	„ 6 „	„ 24 „
Spargelpflanzen per 100 St. 1. 20 kr. bis fl. 2. 30 kr.,		

66½,p*,5) bei **Ph. Eichling.**

Steinhauer,

die auf Gesimsarbeiten geübt sind, können am Bau der Gewerbschule zu Landau bei gutem Verdienst langdauernde Beschäftigung finden.

66*,)

Becker, Baumeister.

Automatische

Waschkochtöpfe, Waschmaschinen, Ausringmaschinen und transportable Wäschetrockner,

empfiehlt zu bedeutender Zeit- und Geldersparniß für jede Haushaltung

Franz Brozler in Kaiserslautern,

Pariserstraße Nr. 12.

46*,[11]

Bei jetziger Jahreszeit, wo Erkältungen an der Tagesordnung, macht der Unterzeichnete auf den von ärztlichen Autoritäten und von Müttern der Mäßigkeit so warm empfohlenen approbirten

rheinischen Trauben-Brust-Honig *)

als das beste, wohlschmeckendste und sicherste Hausmittel aufmerksam und bemerkt, daß zum Aechten der Echtheit eine jede Flasche mit dem Siegel und der **gesetzlich deponirten Schutzmarke** des Erfinders und alleinigen Fabrikanten Herrn **W. H. Zickenheimer** in **Neuwied a/Rhein** versehen ist. Das Verkaufsdepot von [46m2

*) **Jean Vogel** in Kaiserslautern.

Bei einem **sehr starken unaufhalten Husten** mit **Heiserkeit verbunden,** gebrauche ich den hier als das beste Hausmittel bekannten **Trauben-Brust-Honig** aus der **W. H. Zickenheimer'schen Fabrik** bezogen. Der Erfolg war ein überaus günstiger indem ich nach Verbrauch von kaum einer Flasche à ½ Pfd. vollständig wieder hergestellt war; das bezeugt den Wahrheit die Ober gehend

Jul. Caspary, Tischlermeister in Neuwied.

Strohhüte

zum Waschen und Façonniren in die Fabrik belorgt prompt und billigst

Mathilde Schoettle,

65m3 Modiste.

Bei dem Unterzeichneten ist eine

Oppferdige Dreschmaschine,

ein eiserner **Wasser Reservoir** von 2 Meter Länge, 1 Meter Breite und 1 Meter Höhe, sowie eine **Druckpumpe** von 20 Pferdekräften zu verkaufen. (67*,

Kaiserslautern, den 20. März 1870.

Ad. Sommerrock & Sohn.

Eine reiche Auswahl

der neuesten **Damenstiefelettestoffe** ist bei mir eingetroffen und gebe solche zu sehr billigen Preisen ab.

A. Tuteur.

Wm. Villmann sche

Patent-Waschmaschine.

Dieselbe ist zu beziehen bei Bierbrauer **Villmann** — zur alten Post — in **Speyer** um den festen Preis von 12 fl. 30 kr., sowie zu Bahnhof-Speyer 12 fl. 36 kr. Besonderer Empfehlungen für diese nützliche und höchst wünschenswerthe Maschine bedarf es kaum, da die Hausbesitzerinnen, welche sich deren bedienen, ihr die besten Zeugnisse ausstellen. — Gebrauchsanweisungen gratis. [67***

Wir machen wiederholt darauf aufmerksam, daß wir alle kleineren Berichte für **Anzeigen** von Solchen, uns solchen mit nicht in vierteljährlicher Abrechnung stehen, nach Veröffentlichung der Anzeigen sofort einkassiren lassen.

Die Exped. der „Pfälz. Volkszeitung."

Ein Lehrling

kann eintreten bei

Ph. Oeberger,
Sattler und Tapezierer.

65*,m2)

---

1 Damen-Kittelderstiefelchen

mit seidenen Gummizügen, gezeichnet 1145 4. 36 fr. gefunden.

Theater in Kaiserslautern.

Sonntag, den 20. März 1870

Abonnement suspendu.

Gastspiel der königl. bayer. Hofschauspielerin **Frau Lila v. Bulowsky,** vom Hof- und Nationaltheater in München.

Der Vicomte v. Letorrières

oder:

Die Kunst, Millionen zu gewinnen.

Lustspiel in 3 Abtheilungen nach dem Französischen von Carl Blum.

Künstlicher Dünger

Silberne Medaille. **Karlsruhe 1861.**

Ehrenvolle Erwähnung. **London 1862.**

Medaille. **Hamburg 1863.**

Ehrenvolle Erwähnung. **Mannheim 1865.**

Medaille. **Köln 1865.**

aus der
Landwirthschaftlich chemischen Fabrik
von
Georg Carl Zimmer,
vormals
C. Clemm-Lennig
in
Mannheim.

Kali- und Magnesia-Dünger-Fabrik in Staßfurt.
Phosphorit-Gruben a. d. Lahn.

Silberne Medaille. **Straßburg 1866.**

Medaille. **Metz 1866.**

Zwei Medaillen. **Paris 1867.**

Silberne Medaille. **Saarlouis 1867.**

Zwei Medaillen. **Karlsruhe 1869.**

Unter Controle der Landwirthschaftlichen Vereine in Baden, Bayern, Rheinhessen, Rheinpreußen, Württemberg u. a. m.

Alle Sorten **Knochenmehle, Superphosphate, Kali- und Magnesia-Präparate, Special-Dünger** für Reben, Tabak, Rüben, Hopfen, Wiesen &c., sowie auch

Echten rohen und aufgeschlossenen Peru-Guano, Prima-Qualität.

Sämmtliche Fabrikate werden in allbekannter, vorzüglichster Qualität und **unter voller Garantie** bei, für jede Düngersorte genau angegebenen, Prozent-Gehaltes an wirksamen Bestandtheilen geliefert.

Gefäße ist mit der genauen Bezeichnung seines Inhaltes und der Firma: **„Georg Carl Zimmer in Mannheim"** versehen, worauf zu achten bitte.

Wegen Preise &c. beliebe man sich direct an die Fabrik in Mannheim oder deren bekannte Verkaufslager zu wenden. [61*,p

Solide Wiederverkäufer werden an Orten, wo sich noch keine Niederlage dieser Fabrikate befindet, angenommen.

Digitized by Google

Holzversteigerung

aus dem Stadtwalde zu Kaiserslautern.

Montag, den 21. März nächsthin, des Morgens 9 Uhr, im Gasthause zum Rheinischen Hofe, werden folgende Holzsortimente versteigert:

Abth. Langenberg, zunächst der Eisenbahn:

4 eichene Stämme und Aeßchnitte 4. Cl.
45 " " " " 3. "
20 forlerne " " 5. "
" " 5. Klafter.
39 buchene Stämme 2. Cl.
140 buchene Stämme und Abschnitte von 6, 7, 8, 9, 10" dick
230 eichen Stämmen und Abschnitte zu Bauholz geeignet.
500 eichen Wagnerstangen 3—5" dick.
1400 buchen und birken Wagnerstangen 3 bis 5" dick.
41 buchen Krummerstämme.
2490 gemischt Grubenholz, Abschnitte von verschiedenen Längen.

Das Holz ist besonders für Wagner geeignet und lässt sich vom Schlag bis zur Kaiserstraße nach allen Richtungen leicht transportiren.

Kaiserslautern, den 5. März 1870.

Das Bürgermeisteramt.

Hoble. [56½]

Mehrere tausend Gulden

sind gegen **1ste Hypothek** auszuleihen. — Näheres in der Expedition ds. Bl. [604/4]

Filtrir-Kohle, [46e,m]

calcinirt und feinst gemahlen, zum Klären von Wein und Spiritusöfen, empfiehlt Nackenheim (Mainz). **A. Voltz.**

Zu vermiethen:

Der 2. Stock meines Hauses.

[63/1] **Franz Theobald,** Bäcker.

Eine freundliche

Wohnung

im 2. Stocke in der Eisenbahnstraße, mit 5 Zimmern, Garderobe, Küche, Mansarde, Waschraume, Speicher, Keller und Antheil Hausbrücken (Trinnen in Hof) ist zu vermiethen und die 1. Mai zu beziehen. Näheres bei der Exp. d. Bl. [553e,m]

Bei Bischofswein **Lehrling** in Wollhandlung findet ein

Gesell

dauernde Beschäftigung. [655e,m]

Ein vollständiger

engl. Reitsattel

mit Kordelgurte und schwarzen Bügeln, für starker Pferdeleiterung Tiefe, sowie Stangenzeug mit Wasser- nebst Reitschutztrense ist billig zu verkaufen bei

Wilhelm Walter

in Landstuhl.

[36e/m]

Zwei Glaser- und ein Schreinergeselle

finden beständige Arbeit bei [961,7]

Gebrüder Winkelmann,

Glaser und Schreiner in Lambrecht.

Ich beehre mich anzuzeigen, daß ich im Besitz einer neuen

Tapeten-Musterkarte

bin, welche durch reiche Auswahl der modernsten und geschmackvollsten Dessins, wie durch sehr billige Preise sich auszeichnet.

Indem ich schnellste Bedienung zusichere, empfehle ich mich zu zahlreichen Aufträgen.

Kaiserslautern, im März 1870.

Peter Wolf, Tapezierer, am Schlachthause.

[54e,w2]

Nicht zu übersehen!!!

Herren- und Damen-Strohhüte werden gewaschen, gefärbt und nach jeder neuen Mode umfasonirt.

Ich mache das geehrte Publikum besonders darauf aufmerksam, daß man nicht **wochenlang** zu warten braucht, sondern daß ich im Stande bin, jeden Hut in 3 längstens 6 Tagen fertig zu liefern.

Alte **Filz- und Seidenhüte** (Cylinder) werden nach jeder neuen Form und Farbe umgeändert.

Neue Hüte werden nach Maaß schnell und billigst.

C. Eckardt, Hutmacher.

[39e,m] Kerrlautern.

Dampfschifffahrt

zwischen

Bremen-New-York.

Am 23. April 1870 fährt 1. Cajüte

Schraubendampfer „Smidt", Capt. Schweers,

Linie **Lange & Cie.**, in directer Fahrt von Bremen nach New-York.

Ueberfahrtspreise: 1. Cajüte 90 Thlr., 11. Cajüte 50 Thlr., Zwischendeck 45 Thlr.

Näheres wegen Passage und billigster Güterfracht auf Franco-Briefe. [967/1]

Nächste Expedition des Dampfers „Smidt": Mitte Juni.

Elberfeld. **C. J. Langerfeld.**

Die Asphalt-Dachpappen-Fabrik von Friedrich Köster in Karlsruhe,

übernimmt Eindeckungen von Dächern, als Fabriken, Scheunen, Remisen u. s. w., mit **Asphalt-Dachpappe** in den billigsten Preisen und bündigster Garantie. [659e,m]

Zeugnisse über bereits seit 10 Jahren ausgeführte Arbeiten stehen zu Diensten.

Das Holz-Geschäft

von

Gustav Schmidt in Kaiserslautern

(in der Nähe des Bahnhofes)

empfiehlt sein wohl assortirtes Lager in allen Sorten

tannen Bauhölzern, Brettern, Dielen, Latten, Rahmen und Ueberbindlättchen

zur gefälligen Abnahme.

Durch Betreiben meines Holzhandels darauf gerichtet sein, meine verehrlichen Abnehmer durch reelle, billige Bedienung zufrieden zu stellen und bitte mich deßhalb zum gewogten Abnahme bestens empfehlen. [54m]

Kaiserslautern, im März 1870.

Weißer Brust-Syrup

aus der Fabrik von **G. A. W. Mayer in Breslau,**

von vielen Aerzten und Apotheken approbirt, prämirt von der Jury der Pariser Weltausstellung 1867 und mit öffentlichen Ankündigung gestattet.

(Kgl. b. Ministerial-Verfügung vom 21. September 1868.)

Allseitig räumlich bekannte Husten- und Heiserkeit, bei allen katarrhalischen Beschwerden auch nie ohne das bestreitigste Resultat in Anwendung gebracht, ist zu haben bei **Joseph Wertheimer** in **Kaiserslautern.**

Preise per Flaschen: 1 fl. 45 kr., 54 kr., 28 kr. 1m

Liverpool & London & Globe.

Versicherungs-Gesellschaft.

Baarvermögen 42 Millionen Gulden.

Zur Vermittlung von **Versicherungen gegen Feuersgefahren** auf bewegliche Gegenstände **aller** Art zu **billigen** Prämiensätzen und **rascher** Entschädigung im Brandfalle ist jederzeit bereit

und zu

Die Agentur Kaiserslautern,

H. J. Theobald,

Bahnhofstraße.

Mein Lager in Dr. Wolpert'schen Rauch- und Luftsaugern

zum Fabrikpreise, feuerfeste **Kaminröhre** und **Aufsätze, Abtritt-** und **Wasserleitungsröhren, Ofenverbindschen** und **Verpackmasse,** gewöhnliche und alle Sorten **Falzziegeln** empfiehlt billigst

J. Friedrich jr. in Kaiserslautern,

Thorerstraße 165.

[655e,w]

Kissinger Mineralwasser-Versandt.

Wir beehren uns anzuzeigen, dass der Versandt unserer rühmlichst bekannten **heilkräftigen** Mineralwasser seit Kurzem begonnen hat. Derselbe umfasst unsere den bereits in ausgedehntesten Gebrauche stehenden **Rakoczy** und **Bitterwasser** auch noch

Pandur, Maxbrunnen, Rockleter und **Brückenauer Stahlwasser,**

sowie

Wernauer und **Sinnberger.**

Dieses, in ihrer Wirksamkeit anerkannten und erprobten Mineralwässer können durch jede solide Mineralwasser-Handlung in frischester Füllung bezogen werden. — Bei **directer** Bestellung, der stets die prompteste Bedienung folgt, wende man sich gefälligst an das

Comptoir der Kgl. Bayer. Mineralwasser-Versendung Kissingen. [50e,m

---

Tüchtige Maurer

finden sofort dauernde Beschäftigung bei dem Maurermeister **F. Müller** in Malstatt bei Saarbrücken. [60/1]

Strohhüte

zum Waschen und Façonniren werden billigst besorgt. [63m2,w

Karoline Berger,

Modistin.

Epilepsie (Fallsucht), überhaupt jede Art Krämpfe, wird dauernd beseitigt durch [709] **Hermann Witt,**

Berlin, Rosstraße Nr. 34.

Strohhüte

zum Waschen und Façonniren werden übernommen von

Amalie Rügemer,

Modistin. [63e,m6]

Soeben wieder eingetroffen:

Papierne Hemdeinlagen,

glatter Façon, in allen Weiten, von Nr. 12 bis Nr. 17. Ebenso **Manschetten** und **Brüste** zu billigsten Preisen berechnet [58e,w2]

Heinrich Berger.

„Alpenkräuter-Liqueur"

feinsten Magenbitter) von **Waltrad Ottmar Bernhard** in **München** hatte ich fortwährenden Lager und empfehle diesen als vorzüglich erprobte Hausmittel auch vollster Ueberzeugung hiermit bestens. [58e,w] **Fried. Dyck** in Kaiserslautern.

Gegen Zahnschmerz

empfiehlt zum **augenblicklichen** Stillen **Apotheker Bergmann's Zahnwolle** aus Paris à Hülle 9 kr. **Carl Hohle.** (13,a5w

---

Zu verkaufen:

Ein ewiger Kirwaker, 16 Dreimalen groß, auf dem Sch, hinter dem Bierkeller v. Carl Gebert und am Weg gelegen.

Ferner 1 Chaise, ein- und zweisitzwänig zu fahren.

Kaiserslautern, den 11. März 1870.

[61,p,p] **J. Thiel.**

Gesucht wird

ein **tüchtiger Schneidergeselle** auf dauernde Arbeit und mit gutem Lohn von **Christian Jung,**

Schneidermeister in Schneiswoiler, bei Homburg. [604/1]

---

2 bis 3 junge Leute

finden Kost und Logis bei

Bäcker **Krauß**

in der Gasgasse.

[63/1]

Sommerkorn und russischen Flachssamen

verkauft

May Winterroll.

[65e,]

Wiener Bier

jeden Tag vom Faß,

bei **F. Pfeiffer**

an der Frankthalle.

[51e,

Emser Pastillen,

aus den Salzen der Königl. Wilhelms-Felsenquellen bereitet, ärztlich empfohlen gegen Magenbeschwerden, als Gelaterbe, Verdauung, Säurebildung, Aufstoßen und Verdauungsschwäche. Preis der pfundirten Schachtel 30 kr. Aechte Emser Salz auf Lager in **Kaiserslautern** bei Apotheker **A. Ricker; in Waldmohr** bei Apotheker **Mlr. Blum.**

Die Administration der Felsenquellen.

Palmkernmehl,

(Erfolg für Oelkuchen),

in Säcken sowie in einzelnen Pfunden bei **Joseph Aberheimer,**

[62e,it] Gaugasse.

Mehrere tüchtige

Sandformer

werden für Neuerdorbeit gesucht von

J. Zetzweiler

[61/1] in Burbach bei Saarbrücken.

Haferstroh verkauft [661/2] **Jac. Derbig.**

Verantwortlicher Redakteur: Carl Luebeck. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzer Demokrat

und

Sonntags-Blatt.

Organ der deutschen Volkspartei in der Pfalz.

Wöchentliche Gratis-Beilage zur „Pfälzischen Volkszeitung."

Für Nichtabonnenten der „Pfälz. Volkszeitung" vierteljährlich 18 kr.

Nro. 13. Kaiserslautern, 27. März. 1870.

Einladung!

Auf den Wunsch vieler Parteifreunde aus dem Canton Otterberg, sieht sich der unterzeichnete Ausschuß veranlaßt

eine Volksversammlung

Sonntag, den 27. l. M. Nachmittags 3 Uhr, im Gartensaale des Herrn Bierbrauer Schuff zu Otterberg abzuhalten.

Tagesordnung:

I. Das Programm der Volkspartei. II. Die Wehrfrage. III. Die Organisation der Partei.

Die Versammlung ist eine öffentliche und hat Jedermann Zutritt, sowie das Recht das Wort zu ergreifen.

Der Ausschuß der Volkspartei für die Pfalz.

Ad. Kroeber. C. Gelbert. Ad. Wagner. J. Altschüler. D. Luthringshausen. J. Herrmann. J. Theobald.

" Die Allianzverträge mit Preußen!

Wenn ein Staat dem andern unbedingte widerspruchslose Heeresfolge zu leisten hat, wenn er seine Angehörigen zur Aufführung irgend einer kriegerischen Absicht des andern zum Opfer bringen muß, ohne auch nur einmal sagen zu dürfen, ob der Krieg ein gerechter und mit Rach- oder Vortheilen für ihn verknüpft ist, ist er kein selbstständiger Staat mehr, sondern nur noch ein Vasallenstaat.

Während der Bevölkerung des bedrohten Staats ein wenig auch nur geringer Einfluß auf die kriegerischen Gelüste ihres Herrschers zusteht, ist das leistende Volk ihm gegenüber gänzlich rechts- und machtlos und das wahre Verhältniß zwischen beiden Staaten ist das zwischen einem Gebieter und einem stummen Diener, dessen einziger Lebenszweck es ist, in stummer Unterwürfigkeit des strengen Herrn Befehle auszuführen und sich gelegentlich für dessen Ruhm todtschlagen zu lassen. Zum besseren Verständniß bedienen wir uns hierbei noch der neuesten Aeußerung der Augsb. A. Ztg., die ja folgender Ansicht gelangte:

„Die Selbstständigkeit eines Staates besteht in seiner Macht, alle jene Einflüsse von Seiten anderer Staaten abzuweisen oder unschädlich zu machen, welche seine Selbstbestimmung beeinträchtigen, ihm materiellen Schaden zufügen wollen."

Wir schmeicheln uns stark mit der Hoffnung, daß die Fortschrittspartei nach dieser sehr verständigen Aeußerung mit Freuden unserm Streben beistimmen wird, die dahin zielen, das Vasallenverhältniß zwischen Bayern und Preußen zu lösen und des Vaterlandes vollste Selbstständigkeit wieder herzustellen.

Zwischen Preußen und Süddeutschland sind Allianzverträge geschlossen worden, welche von preußischer Seite nie anders als im Sinne unbedingter Heeresfolge der Substaaten bei jedem, wie auch immer entstandenen und gearteten Kriegsfalle aufgefaßt worden sind.

Auch in der Luxemburg-Affaire ist nicht nur von einem Rechte, den casus belli oder was dasselbe wäre, den casus foederis bei Eintritt eines Krieges zu prüfen, mit keinem Worte die Rede gewesen, sondern es geht sogar aus den dortigen Verhandlungen hervor, daß bedenfalls der casus foederis in diesem Sinne als unzweifelhaft feststehend und über jeder Discussion erhaben anerkannt wurde.

Daß unter solchen Verhältnissen von einer Selbstständigkeit, Süddeutschlands nicht mehr die Rede sein kann, liegt wohl auf der Hand. Wir befinden uns in schlimmerer Lage als die Nordeutschen selbst. Dort hat das Volk wenigstens etwas mitzusprechen und die Regierung befindet sich in der Nothwendigkeit, sich bei einem Kriege mit dem Volke in Verbindung zu setzen. Nach Süddeutschland braucht der nordische Cäsar, wenn er irgend einen beliebigen Krieg vom Zaune bricht, nur einen Kurier mit entsprechender Ordre zu schicken und ohne Murren müssen wir uns für Sr. königl. Maj. Ruhm und Herrlichkeit zum Ergötzen aller Welt abschlachten lassen.

Völlig gleichgiltig ist es hierbei, ob unser Wohlstand zu Grunde geht, die Familie an den Bettelstab gebracht und noch gleichgiltiger ist es, ob wir, wenn die Sache schief gegangen, mit unserer Haut die Zeche bezahlen müssen und eine Beute des siegreichen Gegners werden.

Wir haben durchaus nichts gegen ein gesundes Vertragsverhältniß zwischen 2 Staaten zur Abwehr nicht provocirter feindlicher Angriffe; gegen einen Vertrag jedoch, wie den zwischen den süddeutschen Staaten und Preußen, der der Sieger dem am Boden liegenden Besiegten diktirte, gegen einen Vertrag, der uns in ein Verhältniß der traurigsten Ohnmacht und Abhängigkeit gebracht, müssen wir laut protestirend unsere Stimmen erheben.

Wir wollen zwischen Nord und Süd einen Vertrag, aber nur einen solchen, der beiden Theilen das Recht einräumt, die Kriegsfrage zu prüfen und von freier Prüfung die Betheiligung am Kriege abhängig zu machen.

Wir halten es für eine Pflicht der Volkspartei, sich auch mit dieser Frage zu beschäftigen und eine Petition an die Kammer der Abgeordneten des Inhalts zu richten, die Regierung zu interpelliren, ob sie bei Abschluß des Allianzvertrages die Selbstständigkeit des Staates durch das Recht der Prüfung des Kriegsfalles gewahrt habe und wenn diese Frage verneinend ausfällt, gegen den Allianzvertrag Verwahrung einzulegen und — bei Selbstbestimmungsrecht des Staates im Wege der Gesetzgebung, sei es auch durch Aufhebung der Verträge wieder herzustellen.

In Württemberg ist der Initiative der Kammer durch deren Vertagung zuvorgekommen, um so größere Pflicht hat Bayern, für die Selbstständigkeit des Südens einzutreten.

Ueber das Milizsystem.

(Vortrag von Theodor Curti in Würzburg.)

(Fortsetzung.)

Die österreichische Armee müßte, um der schweizerischen an Stärke und Kostenaufwand verhältnißmäßig zu gleichen, einen Effectivstand von drittehalb Millionen Mann aufweisen. Dabei dürfte der Heeresaufwand im Frieden jährlich nicht mehr als circa 87 Millionen österreichische Gulden in Anspruch nehmen. In Wirklichkeit vermochte Oesterreich zur Zeit des Krieges im Jahre 1866 nur 407,000 Mann, also nicht den sechsten Theil der berechneten Zahl ins Feld zu stellen und beliefet es sein bedeutend reducirtes Kriegsbudget noch immer jährlich mit der Ziffer von cn. 77 Mill. öfterr. Gulden, also mit dem doppelten jener Summe, die nach dem Schweizer System zu verausgaben wäre. Selbst unsere neue Heeres-Organisation erzielt nur die Kriegsstärke von 800,00 Mann, somit verhältnißmäßig ein Drittel jener Heeresmacht, welche es bei Annahme der Schweizer Wehrverfassung mit der Hälfte der Kosten ermöglichen würde.

Das vielgerühmte und bei dem jetzigen Heereseinrichtungen als Maßer dienende Preußen vermochte während des Jahres 1866 in Gemeinschaft mit seinen Alliirten nur cn. 437,000 Mann aufzubieten, somit nicht ganz ein Drittel der nach Schweizer System erreichbaren Heeresstärke und dabei verschlang der Friedensstand der Armee das 4fache jener Summe, welche er bei Adoptirung der Schweizer Einrichtung beanspruchen würde. — Also: Oesterreich hat jetzt bei doppelten Kosten, Preußen hatte 1866 bei dreifachen Kosten dreimal weniger Soldaten als nach Schweizer System: jenes ist also 6fach, dieses 9fach im Nachtheil gegen die Schweiz, was die beiden Momente, Militärbudget im Frieden und Truppenzahl im Kriege angeht.

Diese interessanten Vergleiche sind der Broschüre des Oesterreichers Fitzhof entnommen.

Auf Bayern angewandt, würde die Proportion 160,000 Mann für die ersten 14 Altersklassen und ebenfoviel für die 10 folgenden, also eine Armee von über 300,000 Mann ergeben. Ich habe diese allerdings ungefähre Zahl durch eine arithmetische Proportion ermittelt, in der ich die Bevölkerungszahl der Schweiz mit 6, die Bayerns mit 9 einsetzte. Uebrigens will ich hier erwähnen, daß ich nach diesen Angaben meine einschlägigen Aussagen in der letzten Sonntag abgehaltenen Volksversammlung corrigire. Meine dortigen Angaben waren einem hier

Digitized by Google

erschienenen Flugblatte entnommen. Sie sind bedeutend höher gegriffen und dann richtig, wenn man die in der Schweiz getroffenen Betreuungen vom Militärdienst in Anschlag bringt. Total man aber die schweizerischen Verhältnisse als Maßstab an, so ergibt sich die angegebene immer noch recht hübsche Anzahl von über 200,000 Mann. Die Kosten für ein solches bayerisches Milizheer also wurden mit dem Drittheil der bisherigen Ausgaben wohl ausgestanden sein und es wäre nicht weiter zu beklagen, daß für die Armee allein 4 Mal soviel Geld verwendet werde, wie für das Erziehungswesen.

Und bei all dem ist der Bestand an Nationalreichthum, der durch die bisherigen Heere erwächst, noch gar nicht gerechnet. Nehmen Sie an, es stehen in Deutschland, um wenig zu sagen, 200,000 Mann in Prüfung. Jeder derselben könnte per Tag, um wieder ganz niedrig zu greifen, einen halben Gulden verdienen, macht täglich 100,000 fl. Verlust an Arbeitswerth und in einem Arbeitsjahr — dieses blos zu 200 Tagen gerechnet — einen Verlust von 30 Millionen! So vermindern die stehenden Heere den Nationalwohlstand in doppelter Art: ohne zu erzeugen fressen sie das Erzeugte auf.

Sie sind nun gewiß mit mir darüber einig geworden, daß das Milizsystem dem Staatshaushalte weniger Wunden schlägt, als die stehenden Heere und daß dabei an nichts weniger als eine Vermehrung der kampffähigen Mannschaft zu denken ist. Aber Sie werden mir vielleicht, und mit Recht, entgegenhalten: das hilft wenig, wenn ein Heer groß ist und nicht viel kostet; die Hauptsache ist seine Kriegstüchtigkeit. Halten die Milizen auch hierin mit den Soldaten der stehenden Heere einen Vergleich aus?

Ich erwiedere: die Geschichte und zahlreiche sachkundige Schriftsteller beantworten diese Frage mit „Ja".

Die Franzosen der ersten Republik, lauter wenig geschulte und schlecht armirte Leute erfochten glänzende Siege über die damaligen Paradesoldaten der deutschen Fürsten. Nachher, als Napoleon die Welt mit Krieg überzog und die stehenden Heere auch einander besiegte, da waren es die spanischen Guerillas, welche gegen die französischen Truppen den Krieg bis aufs Messer führten. Es waren nachher die wuthigen Tyrolerbauern und nicht die österreichischen Kanaillesoldaten, welche der Invasion des Eroberers einen vermeintlich schon ganz entgegen setzten. Es waren endlich die preußischen Landwehren, nicht die bepuderten und bezopften Garnisten, welche jene kampfgeschulten Schaaren, die in der Militärschule Cannes Egyptens und auf den Gipfeln Andalusiens Heldenthaten vollbracht hatten, siegreich niederwarfen und bis nach Paris jagten. Damals, in den Zeiten der Bedrängniß, da suchte der Preußenkönig nicht mehr bei der Armee seine Rettung, er erließ seinen denkwürdigen Aufruf: „An mein Volk!" und das Volk war es, welches Deutschland von der Fremdherrschaft befreite; jene Freiwilligen waren es, in denen der Geist Arndts und Körner's lebte. Napoleon selbst hatte gesagt, daß er noch ein Mittel der Rettung wüßte, die Organisation des Volkskrieges. Aber er überwand übrigens Absolutist und Militärdespot wollte seinen Thron nicht auf die Masse des Volkes stützen.

Doch wozu so weit ausholen? Aus unserer jüngsten Vergangenheit steht Ihnen in frischer Erinnerung der sabelhaft klingenden Siegeszug Garibaldi's in Sidsitalien; desgleichen der endliche Sieg der Mexikaner unter Juarez über die Truppen Louis Napoleons, und die heldenmüthige, wenn auch von der ungeheuren Uebermacht erdrückte Insurrection der Polen.

Soll ich nun Militärschriftsteller bezeichnen, welche das Milizsystem befürworten, so nenne ich Ihnen das Werk Fraxy von Erlachs über die Kriege Kleinerer Völker gegen stehende Heere, worin der Verfasser in warmen Worten die Vortheile des Milizheeres empfiehlt. Ich nenne Ihnen ferner den ruhmlichst bekannten Schriftsteller auf dem Gebiete der Kriegswissenschaft, Rüstow, der in einem umfangreichen Werke die Vorzüge des Milizsystems darlegt. Rüstow's Autorität ist um so gewichtiger, als er, der ehemalige preußische Offizier und nachherige Brigadier unter Garibaldi, die stehenden Heere und die Milizen aus eigener Erfahrung kennt. Noch führe ich Ihnen einen charakteristischen Ausspruch eines berühmten Feldherrn an, den ich in einer ebenfalls von einem Militär verfaßten Broschüre citirt finde. Er lautet:

„Das System der stehenden Heere paßt für gewisse Zeiten und gewisse Verhältnisse, jedoch nicht für alle und überhaupt. Man mag damit auskommen, so lange es in allen Staaten Sitte bleibt, nur mit stehenden Heeren Krieg zu führen, so lange nicht blos das Verhältniß der Volksmassen, sondern auch jener der Staatseinkünfte nicht beträchtlich wird. Es wird und muß nun leicht fallen — dieses System — sobald diese Bedingnisse aufhören" . . .

„Die stehenden Heere haben in den neuen Europa den Glanz der Landwehren gänzlich verdunkelt. Dadurch sind in neuester Zeit alle Erfahrungen, die uns bei Beurtheilung des Werthes der Landwehr leiten konnten, verloren gegangen. Und doch beruht diese zuverlässige Stütze eines Staates auf unerkünftig gebliebenen Landwehren. Diese Einrichtung ist die natürlichste und deshalb auch die beste. Sie liefert dem Staate im Verhältnisse seiner Bevölkerung die größte Anzahl Streiter, sie erhält im Volke das Bewußtsein lebendig, daß es sich selbst vertheidigt, sie verbindet alle auch ihren Interessen fremden Stand der nach leicht ausarten wird. Diejenigen, welche er bildet, niemals aufhören, Bürger zu sein. Ein solcher Geist auf einer solchen Höhe über macht ein Volk unüberwindlich."

Der Mann, der diese Worte schrieb, ist nicht, wie Sie etwa vermuthen möchten, ein Demokrat, ein Revolutionär, ein Freischaarenführer, sondern kein Anderer und kein Geringerer als der k. k. österreichische Feldmarschall Radetzky. Fassen Sie die Thatsache, daß ein Mann der Parteistandpunkt dieser Worte ins Auge und seine Worte wiegen doppelt schwer. „Das System der stehenden Heere — es wird und muß von selbst fallen!" das also sagt Radetzky.

So lauten die geschichtlichen Thatsachen. So lauten die Zeugnisse kriegswissenschaftlicher Autoritäten! Wer mit dem Militärsache vertrauter ist als ich, könnte diese Beispiele gewiß um's Hundertfache vermehren.

Wenn Ihnen aber während meiner Auseinandersetzung vielleicht der Gedanke kam, daß es doch allzuviel gemagt sein möchte, erst im letzten Moment ein Heer aus dem Boden zu stampfen und die Vertheidigung des Heimathlandes zu zu führen, wie jene Spanier, Tyroler, Polen, so gebe ich Ihnen zu bedenken, daß Sie ja in Ihren Händen haben, ein weit besseres Milizwesen einzuführen, als Sie es bei ihnen finden. Sie können Ihre Truppen besser einschulen, besser bewaffnen, besser mit Nahrung und Munition versehen. Wenn ferner gesagt wird, daß ein Milizsystem manchen Mangel aufweise, was ich keineswegs bestreiten will, so ist nur zu erwiedern: Wo ein geordneter Staat das Milizsystem einführt, da kann er es thun, indem er von Anderen das Gute nimmt, ohne daß er auch das Fehlerhafte acceptiren muß. Sie können Ihren Staat nach der Geschichte beweisen nur, was ein Volk vermag, wenn es für die Freiheit und die heimathlichen Penaten kämpft.

Und auf einen Vertheidigungskrieg kommt es ja allein an. Sie haben gesehen, daß das Milizsystem mehr Soldaten ins Feld stellt und weniger kostet; muß nun auch zugegeben werden — sagt Fischof in der schon citirten Broschüre — daß Truppenzahl und Wehrkraft sich nicht ohne Weiteres decken, so ist doch die Wehrhaftigkeit bei der Jugend zu Zwecken für Schweizer Zwecke — und zu nichts Anderem wollen sie ihr Heer, so wenig wir ein deutsches Heer zu anderen als deutschen Zwecken wollen — bis zum Erweise des Gegentheils als erwiesen anzunehmen, wie sie für Schweizer Zwecke nicht bestritten ist.

Ein Staat wie Bayern kann für seine Vertheidigungsfälle haben, und auch ein großer Staat, wie Gesammtdeutschland, wird nicht daran denken wollen, seine Kräfte in Eroberungszügen zu vergeuden.

Denken Sie sich einen Augenblick eine deutsche Militärmacht. Da haben Sie in der That und in Wahrheit ein Volk in Waffen, seine eroberende, lenkende und brennende Schaar, sondern begeisterte Bürger, die wissen, wofür sie kämpfen; eine kräftige Schutzmauer gegen fremde Eroberungsgelüste, eine „unüberwindliche Feste" gegen jeden auswärtigen Feind.

Ich weiß gerne bei diesem Bilde, spiegelt sich doch darin die ideale Seite unserer Frage? Wir haben uns mit dem Einzelnen eingehender beschäftigt und es ist immer nothwendig, daß bei der bedeutende Sorge für die Existenz zuweilen andere in Gegenzug und Mangel an Opferwilligkeit. Hier aber sehen Sie, daß eine Aenderung der Wehrverfassung nicht nur dem Geldsäckel entsprichtig ist, sondern auch zur Hebung echt bürgerlichen Sinnes lebendliches beiträgt.

Kehren wir zur nackten Wirklichkeit zurück. Welchen sind die Einwände gegen die Einführung des Milizsystems?

Bayern, heißt es, ist isolirt und kann eine solche Operation nicht auf eigene Faust wagen. Ich bezweifle sehr, ob es bei der jetzigen Constellation der Staaten und nach den neuesten Auslassungen des Herrn v. Bismarck für einen fremden Fürsten geraten wäre, sich in die bayerischen Verhältnisse einzumischen. Wenn aber hiefür Grund zur Besorgniß läge, so wird immerhin eine klärende Besprechung der wohlschattirenden Frage von Bayern ein, übrigens steht Bayern nicht allein: auch in Württemberg regt es sich gewaltig, täglich lesen wir Berichte über die großartige Agitation gegen das Kriegsgesetz; und schließlich ist, wie dem dem Uebel ist ein Geist des Guten innewohnt, schließlich ist die soziale Noth der beste Verbündete des Milizsystems. Es kann einmal nicht so fortgehen, wollen die Völker nicht an den Abgründen stehen. Und darum wird auch innerer nationalökonomischer Nothwendigkeit, nicht bloß aus militärisch-technischen Gründen wahr werden, was Radetzky gesagt hat: „Das System der stehenden Heere wird und muß von selbst fallen!"

(Schluß folgt.)

Literatur.

Shelley's Leben und Werke.

Percey Bysshe Shelley war der älteste Sohn des Baronets Sir Timothy Shelley, und wurde am 4. August 1792 auf dem Landsitz seines Vaters, Fieldplace bei Warnham in der Grafschaft Sussex, geboren. Schon in frühester Jugend brachte ihn die ideale Richtung seines Geistes und seine unerschrockene Wahrheitsliebe in Conflict mit der Umgebung. Die starre Pennalismus auf der Schule von Eton, die Rohheiten seiner Mitschüler und die Grausamkeit seiner Lehrer entflammten ihn zu edlem Zorn und Widerspruch; vor Allem erregte die feonume Heuchelei, welche stets die Worte „Gott und „Christenthum" im Munde führte, während ihre Bewerte Schläge und Drohungen waren, seinen größten Abscheu, und er brach kühn entschlossen mit einem Glauben, der in seinen Bekennern nur die Feuchtheit des Lasters und tyrannischer Härte zu zeigen schien. Schon im zweiten Jahre seines Universitäten in Oxford verfaßte Shelley eine Schrift: „Ueber die Nothwendigkeit des Atheismus", und übertrieb dieselbe den Lehrern der Kirche und der Universität. Er wurde vor den Professoren-Convent beschieden, und als er sich weigerte, den gefaßten Widerruf zu leisten, traf ihn das Schicksal, wegen Atheismus von der Universität ausgestoßen zu werden. Er trug sein Loos mit der Würde eines Märtyrers, und als sein Vater ihn mit kalter Verachtung empfing, verließ er für immer das Haus seines Vaters und bezog zunächst ein kleines Stübchen in London, wo er in tiefer Einsamkeit sich seinen poetischen und philosophischen Studien hingab.

Die Zwölferzeit, der er bis jetzt überall begegnet war, der Zwölferzeit, die den Namen Wm. Penn, welcher sich ihm täglich in der Welt hadt aufräumte, die Tyrannei, welche ihr blutiges Scepter über fast alle Länder der Erde schwang, erweckten in dem jungen Träumer heiß und heißer die Sehnsucht nach einem tausendjährigen Reich des Friedens und der Liebe, und in diesem Sinne dichtete er in seinem achtzehnten Lebensjahre die „Königin Mab", welche er damals (1810) nur in wenigen Exemplaren als Manuskript für Freunde drucken ließ. Erst 10 Jahre später wurde das Gedicht, gegen Wunsch und Willen des Verfassers, von einem Londoner Verleger eigenmächtig nachgedruckt, und fand seitdem die weiteste Verbreitung.

In demselben Jahr entstehrte Shelley die 1500zeilige Wild-Romantische Weltdrama und ließ sich von dem bekannten Schmiede von Drury Lane Theater in Verlag nehmen. Die übereile geschlossene Ehe war eine höchst unglückliche, und wurde nach 3 Jahren wieder gelöst, nachdem die junge Frau 3 Kindern das Leben geschenkt hatte. Im Frühjahr 1813 wurde Shelley, dessen Gesundheit durch eine ungewöhnliche zarte und schwächliche war, von einer gefährlichen Krankheit befallen; es zeigten sich entschiedene Symptome der Lungenschwindsucht, und die schwerzhaftesten Brustkrämpfe quälten ihn. Plötzlich trat eine auffallende Besserung ein, die Lungenkrankheit verschwand gänzlich, aber es blieb eine nervöse Reizbarkeit zurück, die sich mit den Jahren steigerte und durch mannigfache körperliche wie geistige Leiden genährt ward.

Sobald der Friede von 1814 das Reisen auf dem Kontinent gestattete, machte Shelley zur Erholung seiner angegriffenen Gesundheit einen Ausflug durch Frankreich nach der Schweiz, und kehrte rheinabwärts über Belgien nach England zurück. Da er jetzt wiederum gewonnen war, gestalteten sich seine bisher ziemlich unbruchten äußeren Verhältnisse um vieles günstiger. Er trat das ihm zugefallene Lehengut gegen eine Rente von 1000 Pf. St. wieder an seinen Vater ab, und miethete ein Haus auf Bishopsgate Heath am Rande des Waldes von Windsor. Von dort durchstreifte er im Laufe des Jahres 1815 die Ufer von Devonshire, besuchte die Quellen der Themse, und schrieb nach der Rückkehr von diesen Ausflügen den „Alastor", während er oft tagelang unter den riesigen Eichbäumen des Parkes von Windsor lag.

(Forts. folgt.)

Digitized by Google

* Wochenschau.

Gar reich an denkwürdigen Erinnerungen war die gefestwundene Woche. Vor unserm Geiste entrollte sich das deutsche Revolutionsdrama, seine Akt und Kerkerscenen erfüllten die Herzen mit Trauer und entrerissen mancher schwindar verstorbenen Bunde heiße Tropfen blutiger Thränen. Auch den Nationalliberalen, den Fortschrittsmännern brachte die vergangene Woche einen solchen Festtag, des Königs von Preußen Geburtstag; im Nord und Süd, diesseits und jenseits des Mains haben sie byzantinische Lobgesänge auf den Helden des Nordens gehalten und sich winselnd vor ihm im Staube gewälzt. Und diese Männer haben ehemals an unserer Seite für Deutschlands Freiheit gegen Despotismus gestritten, den sie heute Hosianna rufen.

Wunderbar ist der Wechsel der Zeiten, noch wunderbarer der der Gesinnungen. Frohlockenwenden heute im Völkerleben und in den Herzen Derer, für welche einst nicht schnell genug die Stunde eines neuen Tages schlug, die viele Nacht geistiger Sklaverei!

Unanhaltsam rollt das Rad der freiheitlichen Entwickelung weiter und heute führt der Absolutismus in Deutschland einen letzten Vernichtungskampf um seine Existenz, über welchen wir nicht zu Gericht sitzen wollen; neue Ruinen absoluter Königsthrone werden die große Zahl der vorhandenen vermehren und Zeugniß davon geben, daß sich der Strom der menschlichen Entwickelung auf die Dauer nicht in Fesseln schlagen läßt.

So ist das Streben des Papstes in Rom nach Unfehlbarkeit auch nichts weiter, als ein letzter krampfhafter Versuch, die taufendjährige absolute Herrschaft der Kirche zu retten, den Geist der Menschheit abermals in Fesseln zu schlagen. Unter Pius IX. ist der Strick voll das Maß des Zeitgeistes hinweg und die Unfehlbarkeit erweist sich als trugerischer Wahn, als Hirngespinnst.

Wie wenig selbst im Schooße der kath. Kirche an die Unfehlbarkeit des Papstes geglaubt wird, geht aus der Tübinger „Theol. Quart. Schrift", dem bedeutendsten Organ auf dem Gebiete der kath. Theologie hervor. Dieselbe versichert, daß die kath. Kirche nie den Lehrsatz aufgestellt hat, der Papst unfehlbar sei. Selbst in die größten Werdrer Roms getrauen sich nie, dies zu behaupten. Wenn es auch einige Jesuiten gab, die dem Papste gern das Prädikat der Unfehlbarkeit ombiert hatten, so waren sie doch so bescheiden, das nur als ihre persönliche Lehrmeinung auszugeben. Es spricht aber auch schon die ganze Kirchengeschichte dafür, daß man nie in unserer Kirche den Papst für unfehlbar hielt.

Ob Frankreich seine Drohung, die französischen Truppen aus Rom zurückzuziehen, wenn die Unfehlbarkeit angenommen werden sollte, ausführen wird, ist abzuwarten. Augenblicklich stimmt der Telegraph dem Kaiser gar schrille Töne aus Tours, wo sein mächtiger Verwandter unter Anderm auch das Wort von der Ehrlichkeit, in die Ohren. Der Prozeß wird bei der Parteilichkeit des Gerichtshofes zwar ein so gnädiges Ende erhalten, als es die öffentliche Meinung erwegen kann, doch bleibt die Sache immerhin sehr fatal, da das Ansehen der kaiserlichen Familie bedenklich erschüttert ist. Dethalb läßt der alte Vogelsteller die Presse weder einmal sanft und süß von constitutioneller Freiheit und anderem erfohnten Spielzeug für das Nieselvolk Voll ertönen. Senat und Gesetzgebender Körper sind in ihr legislatorische Macht theilen, die vor 18 Jahren im Interesse der Ordnung confiscirte Freiheit soll der Volkssouveränetz zurückgegeben werden. Das alte Lied — aber der Chorus, bemerkt die „N. Bad. Ztg.", mag den angeschlagenen Ton „Kaiserthum und Freiheit" nicht mehr mitsingen, da ihnt die Disharmonie zwischen beiden Begriffen nachgerade klar und empfindlich geworden ist.

In England hat die Regierung die ausgedehnten Petitionsantregrein beschlossen, um den Forderungen der Arbeiter und ihren Wünschen gerecht zu werden. Dalbe Zugeständnisse macht man den freiheitlichen Entwickelungen des Volkes und überläßt in alter Weise einen großen, man könnte sagen den überwiegenden Theil desselben dem Verderben. Und nun, als es sich in dieser dumpfen Masse gährend zu regen beginnt, faßt man seinen Anlaß, das Vertiumte wieder gut zu machen, sondern die Gewalt soll die Massen beschwichtigen. Wann wird man zu so verantwortlicher Stelle endlich gelangt zu der Einsicht kommen, daß den Bedürfnissen der Zeit ihr Recht gebührt! Man kann jedem zur Freiheit erzogenen Volke dieselbe bedingungslos in die Hand geben, es wird sie nicht mißbrauchen. Die Freiheit vermittelt die Gegensätze, die Zwang und Knechtschaft erst schaffen und verschärfen, und in jedem Staate, wo jene waltet, wird die Autorität nichts zu fürchten haben, dafern sie nur selber ihre Würde wahrt. Aber das ist es eben! In solchen Lande fehlt es an Schlupfwinkeln der Willkür und deren meinen die Machthaber nicht entbehren zu können. Aber es kommt doch wohl jetzt anders!

In Spanien meint man, habe der Herzog v. Montpensier mit der Kugel, die seinen Vetter, Heinrich von Bourbon, tödtete, zugleich seine Candidatur für den Thron erschossen. Dann hätte dies Ereignis wenigstens den Vortheil, der Republik dort die Bahn zu öffnen; denn mit dem Herzog von Montpensier fällt zugleich der letzte ernsthafte Candidat, der in der Thronfrage noch in Betracht kommen konnte. Der Mörder, der die Leiche des Infanten Heinrich verwegerte die Gesellschaft ihre Mitwirkung, weil der Verstorbene Freimaurer gewesen war. Auf den Todten soll das merkwürdigerweise keinen Eindruck weiter gemacht haben!

Die russische Absolutie hat in einem bedeutlichen Anfall von Kater, den seine Räthe schlau zu benutzen verstehen, in väterlicher Sorge für seine treuen Unterthanen ohne Unterschied der Religionsbekennnisse, den Bunch ausgesandt, daß diejenigen, welche die russische Sprache, gleichviel in welchem Dialect, als ihre Muttersprache betrachten, nicht des Rechtes beraubt werden, diese Sprache auch in Angelegenheiten ihrer Religion zu gebrauchen, und hat daher Allerhöchst zu verfügen geruht, daß in den andersgläubigen Kirchen sowohl die Predigten als der Ergänzungsgottesdienst und die Schreiben in russischer Sprache gehalten werden.

Der Verlust der Ministerstelle in Oesterreich ist ein sehr saferer Schlag unter einer Mittheilung der „N. Fr. Pr." ist bereits Dr. Giskra derselben zum Opfer gefallen. Derselbe hat seine Entlassung eingereicht und wird sie ohne Zweifel erhalten. Es steht sest, daß der Kaiser der Wahrscheinvolage Schmerling ernennen wird, während Giskra auf die Einbringung derselben drang. Letzterer wurde von seinen Collegen plötzlich im Stich gelassen, und so blieb ihm nichts übrig als verreisen seine Demission zu geben. Den übrigen Ministern wird bis heute der Portefeuille belassen, sie selbigen nicht viel besitzen; sie sind nur noch Minister auf Zeit. Die Zerbrockelung des Bürgerministeriums hat begonnen — Jo commencement de la fin.

Auch in Südderutschland ist der Anfang eines Endes in ziemlicher Weise bemerkbar geworden, das Ende des Militarismus. Damit ist gleichzeitig der Anfang zur Rückkehr gesunder Verhältnisse und die Möglichkeit zur Anbahnung einer Verständigung zwischen Volk und Fürst, wie sie über der Sieg der Volkspartei in der Militärfrage ist, verräth ein plötzlicher Umschlag in der reactionären Presse am deutlichsten. Wir glaubten unseren Augen kaum trauen zu dürfen, als wir in der sortschrittlichen Stuttgarter Constitution vom 1. Februar folgende Sätze lasen: „Es ist dies (die Militarfrage) die ernsteste Frage, die an die Kammer herantritt. Die Volksvertretung muß unter allen Umständen eine neue Belastung des Landes mit Steuern abzuwenden suchen. Das einzige Mittel dazu liegt in einer radikalen Ersparniß und diese kann hauptsächlich nur in den Militärausgaben gesucht werden. Es kann nicht die Rede davon sein, die Wehrkraft des Landes zu besorgnissiren, sondern nur die Frage muß erörtert werden, ob Einzelheiten auf das mit der Leistungsfähigkeit des Volkes vereinbarliche Maß zurückzuführen. Dies kann um so eher geschehen, als die politische Weltlage sich in letzter Zeit wesentlich beruhigender gestaltet hat. Wir können nicht die Ansicht theilen, daß sich von einer Gemeinschaft mit der demokratischen Partei in der Militärfrage fern halten will." Weßhalb nun das unsinnige Schimpfen und Toben gegen die Volkspartei, die ja auch nicht im Entferntesten an eine Beseitigung der Armee denkt. Wir wollen ein Milizsystem, daß dasselbe jedoch nicht mit einem Schlage zu erreichen ist, liegt auf der Hand und dieser Ansicht hat auch unser Vaterland Rath und die unzweideutigste Weise Ausdruck gegeben. „Aber nicht gerade die Einführung des Milizsystems einwenden, daß wir gegebene Verhältnisse haben, die sich nicht mit einem Schlage umgestalten lassen. Dem ist so, doch nur bis auf einen gewissen Grad. Weiß meine als die gegebenen Verhältnisse sind, so verschwinden Unthätigkeit, ja Hindernitz gegen den sofortigen Uebergang vom stehenden Heerwesen zum Milizsystem. Jndeß, auch das Vorurtheil ist ein Faktor, mit welchem gerechnet werden muß. Die gewaltige Erhebung aber, welche zu Gunsten, ist die, daß ein Uebergang von bisherigen Systeme zu demjenigen, welchem unfehlbar die Zukunft angehört, endlich angebahnt und daß mit der wirklichen Ausführung begonnen werden muß. Dies ist's auch, was die bayerische Abgeordnetenkammer in früheren Jahren wiederholt verlangte, und wofür namentlich der in den Reihen der Volkswerteter so hervorragende und gewiß nicht eines Ursprungsfeindes zu beschuldigende Fhr. v. Lerchenfeld mit Begeisterung seine Stimme erhob. Gerade der Umstand, daß wir gegenwärtig Verhältnissen gegenüberstehen, die sich nicht einfach hinwegleugnen lassen, verbindert, daß eine Verbesserung der Einrichtungen sofort in vollem Umfange der Staatskasse und den Steuerpflichtigen zu gut kommt. Werden z. B. überflüssige Stellen aufgehoben, so werden bei unser Activität gesetzten Officieren die Pensionen entrichtet. Gleichwohl ist der Anfang einer durchgreifenden Umgestaltung nicht länger zu verschieben Angesichts der obwaltenden Verhältnisse."

Der Militäragitation ist in Württemberg ist bereits ein Theil des Ministeriums zum Opfer gefallen, und die Kammer hat man vertagt. Ein Hinausschieben wird der Regierung keine Majorität ernigen, sondern im Gegentheil zu einer noch größeren Opposition führen, der auch der Rest der Minister und mit ihm der Alianzvertrag mit Preußen zum Opfer fallen muß.

* Madame Therese
oder
die Freiwilligen von 1792
von
Erckmann-Chatrian.
(Uebersetzt für das Pfälzer Dampfrat.)
(39. Fortsetzung.)

„Um 3 Uhr Nachmittags sahen wir die Vorposten, und als Frau Therese nochmals hörte, rief sie: „Es sind die Franzosen! — Herr Doctor, Sie haben mich getäuscht!"

Sie warf sich nun, in Thränen gebadet, in meine Arme; auch ich war so bewegt, daß ich anfang zu weinen!

Auf dem ganzen Wege, von den 3 Häusern bis zur neuen Kirche suchten die Soldaten: „Sehr die Bürgerin Therese." Sie folgten uns und als wir aus dem Schlosse hinaus, bemerkten mich Mehrere mit wahrem Ungestüm. Die Andern drückten mir die Hand und erwiesen mir alle möglichen Ehrenbezeugungen.

Ich kann Euch das Wiedersehen der Frau Therese und ihres kleinen Bruders Jean nicht beschreiben; solche Sachen sind zu malen. Alle alten Soldaten des Bataillons, selbst der Commandant Duchêne, konnten ihre Rührung nicht verbergen und wandten die Köpfe ab, um ihre Thränen nicht zu sehen. Es war schrecklich, daß ich es in meinem Leben nie gesehen habe. Der kleine Jean ist ein braver Junge, der meinem lieben Fritzel sehr ähnlich sieht, und den ich auch von Herzen gern habe.

An jenem Tage trug sich ein außergewöhnliches Ereignis in Pirmasenz zu. Die Republikaner lagerten um die Stadt; der General Hoche setzte seinen an, daß sie sich Barraden bauen möchten für die Winterquartiere; aber die Soldaten verlangten dieses, da sie in den Häusern wohnen wollten. Der General erklärte nun, daß Diejenigen, die dieses verweigern, nicht in den Kampf ziehen dürften. Ich selbst war dabei, als diese Proklamation den Compagnien vorgelesen wurde; ich habe gesehen, wie der General Hoche vor dem Palaste des Fürsten sich genöthigt sah, den Leuten zu verzeihen, denn diese waren in der größten Verzweiflung.

Der General hatte gehört, daß ein Doctor von Pirmasenz die Bürgerin Therese zu ihrem Bataillon zurückgebracht habe; ich erhielt darauf den Befehl, gegen 8 Uhr in die Orangerie zu kommen. Er stand bei einem einfachen hölzernen Tische, angezogen wie ein gewöhnlicher Hauptmann, mit 2 Bürgern, welche auch mit an die Conventsdepntirte Lacoste und Baudot bezeichnete, 2 große magere Männer, welche mich von der Seite betrachteten. — Der General kam mir entgegen, es war ein braver Mann mit blauen Augen, die Haare mitten in die Stirne gescheitelt; er stellte sich mir gegenüber und betrachtete mich einige Sekunden lang. Als ich bedachte, daß dieser noch so junge Mann die Rheinarmee commandirte, war ich ganz verwirrt; doch plötzlich reichte er mir die Hand und sagte: „Doctor Wagner, ich danke Ihnen für Alles, was Sie für die Bürgerin Therese gethan; Sie sind ein rechtschaffener Mann."

Dann kehrte er mich zu dem Tische, auf dem eine ausgebreitete Landskarte lag, und fragte mich über verschiedene Einzelnheiten des Landes, so bestimmt, daß man glauben mußte, daß er das Land viel besser kenne ich. Ich erwiderte natürlich darauf, während die beiden Deputirten ruhig zuhörten. Zuletzt sagte er zu mir: „Doctor Wagner, ich kann nicht von Ihnen verlangen, daß Sie Dienste in der republikanischen Armee nehmen; Ihre Nationalität verbietet Ihnen dieses, aber das eine Garantie der zweiten Brigade hat seinen Stabsarzt verloren, auch

Google

fehlt es unserer Ambulanz an Aerzten, wir haben nur junge Leute, um unsern Verwundeten beizustehen; ich vertraue ihnen nicht ein Thermometer an, die Menschlichkeit hat kein Vaterland. Deine ist mein Antrag."

Er schrieb hierauf einige Worte am Ende des Tisches, nahm nochmals meine Hand und sagte zu mir: „Doktor glauben Sie an meine Achtung." Dann ging ich hinaus.

Frau Therese erwartete mich draußen und als sie hörte, daß ich Stabsarzt des ersten Bataillons geworden sei, kannt Ihr Euch leicht ihre Freude vorstellen.

Wir brachten, daß wir bis zum Frühling in Pirmasenz bleiben würden, und waren vollauf beschäftigt, die Baracken zu erbauen, als wir plötzlich in der zweiten Nacht darauf den Befehl erhielten, ohne die Feuer zu löschen, ganz ruhig ohne Trompetenschall und Trommelwirbel aufzubrechen. Ganz Pirmasenz schlief. Ich hatte 2 Pferde bei mir, das eine unter mir, das andere an der Hand, und ritt mitten unter den Offizieren in der Nähe des Majors Duchêne.

Wir brachen auf, die Einen zu Fuß, die andern zu Pferd, die Kanonen, die Pulverwagen und die Bagage mitten unter uns, die Cavalerie auf den Flanken, ohne Licht und ohne Führung; von Strecke zu Strecke bei der Wendung des Weges waren Reiter aufgestellt, die sagten: „Hierher, hierher." Gegen 11 Uhr ging der Mond auf; wir waren mitten im Gebirge, alle Bergspitzen waren mit Schnee bedeckt. Die Infanteristen, die Gewehre auf den Schultern, ließen, um sich zu erwärmen, sich mußte einigemale vom Pferde steigen, da ich ganz steif geworden war. Frau Therese folgte in ihrem mit grauer Leinwand bedeckten Wagen; sie reichte mir die Flasche, die Offiziere waren immer bei der Hand, um sie mir abzunehmen und auch so manchen Schluck kam an die Reihe.

Aber wir marschirten fort und fort ohne anzuhalten, so daß wir gegen 6 Uhr, als die Sonne blaß am Himmel aufging, nun bereits in Bembach waren, unter dem bewaldeten Hügel von Steinfels, dreiviertel Stunden von Wörth. Dann hörten wir von allen Seiten zusen: „Halt! Halt!" Die Hinten rückten auch an und um halb 7 Uhr war die ganze Armee in einem Thale versammelt und man machte sich bereit, die Suppe zu kochen.

Der General Hoche, den ich mit den zwei Depeschen Tags zuvor beauftragt hatte, schien gutes Laune zu sein. Er trat in das letzte Haus des Dorfes ein, um sich dort auszuruhen. Als wir zu Fruhe zu sehen, wie die Ausfragen in Anstalt, als die Republikaner dort ankamen. Die Häuser sind dort so klein und elend, daß man ein paar Tische herausnehmen mußte, bei welchen der General unter freiem Himmel mit seinen Offizieren frühstückte; indessen wurde die Truppen kochten, was sie mitgebracht hatten. Dieser Halt dauerte gerade so lange, um zu essen und den Sad wieder aufzunehmen. Dann mußte man in größerer Ordnung wieder aufbrechen. Gegen acht Uhr kamen wir aus dem Thale von Reichshofen heraus und sahen die Preußen auf den Anhöhen von Frohschweiler und Wörth verschanzt; es waren mehr als 20,000, und ihre Redouten erhoben sich eine über die andere.

Die ganze Armee begriff nun unsern schnellen Marsch; es galt die Preußen aktion zu überraschen, da die Oesterr. ihrer 4 oder 5 Stunden von da hinter der Motterline standen.

Trotzdem, meine lieben Freunde, verberge ich Euch nicht, daß, je länger ich mir die Sache anstah, mich ein großerer Schrecken überfiel; denn es schien mir unmöglich, die Schlacht zu gewinnen. Erstens waren sie zahlreicher als wir, dann hatten sie mit Pallisaden bekeyte Graben aufgeworfen, und hinter denselben sah man jetzt gut die Kanoniere sich über die Stücke neigen und ihr Aerrichten, während unzählige Bajonette und entgegenblitzten hoch auf die Spitze des Berges. Die Franzosen mit ihrem sorglosen Charakter, schienen dieses Alles nicht zu sehen, im Gegentheil, sie waren sehr fröhlich. Als sich das Gerücht verbreitete, daß der General Hoche für jeden dem Feinde abgenommene Stück 100 Fr. versprochen habe, schoben sie den Hut auf ein Ohr und liefen lachend: „Drauf! drauf!" Man mußte schadern, wenn man diese Sorglosigkeit sah und diese Spitze anhörte.

Wir, die Ambulanz, alle Aerten von Wagen, sorte Munitionsfarren, bestimmt, die Verwundeten aufzunehmen, blieben hinten, und, wenn ich die Wahrheit sagen soll, war mir dieses sehr angenehm. Frau Therese war 30 oder 40 Schritte vor mir; ich machte mich mit meinen beiden Gehilfen zu ihr hin; von hieru war der eine tüchtiger Apothekergroße in Landreies und der andere Barbier gewesen, und Beide hatten sich selbst zu Chirurgen gemacht. Aber sie haben schon Erfahrung und solche jungen Leute mit ein wenig Muße und Arbeit, bringen es nicht leicht noch zu etwas rechtem. Frau Therese unterrichtete nun den kleinen Jean, welcher dann rasch seinem Bataillon nachlief. Das ganze Thal war links und rechts mit Cavalerie in guter Ordnung gefüllt. Der General Hache kam, selbst den Platz zu wählen, wo sogleich zwei Batterien auf den Hügeln von Reichshofen aufgestellen wurden, die Infanterie machte Halt in der Mitte des Thales. Zuerst gab es noch eine Unterredung, dann wurde die Infanterie in 3 Colonnen getheilt, die eine rückte links in die Schlucht von Reybach, die beiden andern rückten, das Gewehr im Arm, gerade auf die Verschanzungen los. Der General hielte sich mit mehreren Offizieren auf eine kleine Anhöhe zur Linken des Thales.

Alles, was nun folgte, kannt mir wie ein Traum vor, meine lieben Freunde. Im Augenblick, wo die Colonnen am Fuße des Hügels waren, erschallte ein erschreckliches Getöse, ein furchtbares Geschrei durchdrang die Luft; Alles war mit Rauch bedeckt, es waren die Preußen, welche soeben ihre Batterien geladet hatten. Einen Augenblick später, als der Rauch sich ein wenig gelegt hatte, sahen wir die Franzosen hoch auf Hügel; sie verlangerten ihre Schritte; eine Menge Verwundeter blieb zurück, die einen auf das Gesicht ausgestreckt, die Andern suchten sich zu erheben.

Die Preußen feuerten zum zweiten Mal; man hörte nun das Geschrei der Soldaten der Republikaner: „A la baionnette!" Das ganze Gebirge erdröhnte von einem Knistern, ähnlich demjenigen eines Kohlenmeilers. Nun konnte man nichts mehr sehen, da der Wind den Rauch gegen uns trieb; auf drei Schritte konnte man kein Wort mehr verstehen, so groß war das Getöse des unaufhörlichen Flinten- und Kanonenfeuers. Auf den Hügeln wieherten die Pferde unserer Cavalerie, sie wollten mit vorwärts und man hatte die größte Mühe, sie zurückzuhalten; denn diese Thiere sind wahrhaft tapfer und lieben die Gefahr.

(Schluß folgt.)

Vermischtes.

— In dem Interessentheil der „Volkszig." lesen wir folgende Anfrage an St. Excellenz den Justizminister Dr. Leonhardt, Ritter p. p.

Excellenz!

Nach dem stenographischen Berichte haben Sie in der 11. Sitzung des Reichstags vom 28. Februar ds. Js., in der Debatte über die Todesstrafe gesagt:

„Meine Herren, das blutige Drama, das sich vor wenigen Wochen auf den Feldern von Pantin bei Paris ereignete, ist eben nicht geeignet, den Gegnern der Todesstrafe. Als ich mitten in der Vorbereitung zum Strafgesetzbuch begriffen, hiervon hörte, kam mir ganz unwillkürlich der Gedanke, daß die Verübung derartige Mittthaten zumeilen zulasse, um den strafende Gerechtigkeitspflegen zu klären."

Die Vorsehung — —? Excellenz, nennen wir jed' Ding beim rechten Namen: — die Vorsehung, daß ist der liebe Gott.

Also, Excellenz, der liebe Gott hätte die Traumann'sche Mordthat angelassen, „um das getrübte Rechtsbewußtsein zu klären?"

Und Eure Excellenz glauben nun, daraus Kapital machen zu können für Beibehaltung der Todesstrafe?

Woher nehmen Eure Excellenz aber dann, als Justizminister überhaupt den Muth, ein Verbrechen zu strafen, das Gott selbst zugelassen hat? —

Gott habe diese Niedermetzelung einer ganzen Familie zugelassen, meinen Eure Excellenz, um das getrübte Rechtsbewußtsein zu klären.

Excellenz! Welch ein Vertrauen in die Allmacht, Weisheit, Güte und Gerechtigkeit Gottes!

Doch gleichviel. Welche Absicht Gott dabei gehabt haben mag, ist gleichgültig. Es genügt, daß er nach der Ansicht Eurer Excellenz den Mord zugelassen hat.

Nach dem preußischen Strafgesetzbuch ist derjenige, der von einem deabsichtigten Verbrechen Kenntniß hat, ohne dasselbe zur Anzeige zu bringen und es dadurch zu verhindern, ebenfalls strafbar.

Es ist anzunehmen, daß im Himmel zum Mindesten ein eben so weises und gerechtes Strafgericht existirt als in Preußen.

Welche Strafe hätte demnach der liebe Gott verdient?

Oder, wenn Eure Excellenz dem lieben Gott Unrecht gethan haben, müßte dann die Aeußerung Eurer Excellenz aber nicht als Gotteslästerung erscheinen?

Oder — wenn keines von Beiden zutrifft, — welch' anderen Sinn können dann noch die Worte haben, die Eure Excellenz im Reichstag gesprochen haben?

Ein Nichtjurist.

— Der Dichter des Schleswig-Holstein-Liedes, Matthäus Friedrich Chemnitz, ist in der Nacht von Montag auf Dienstag in Altona gestorben. Er war am 19. Juni 1805 als Sohn des Dompastors H. P. Chemnitz in Barmstedt geboren, besuchte von 1832—35 das Altonaer Gymnasium, studirte mit Unterbrechung die Rechte in Kiel von 1835—40, war seit letzterem Jahre Advokat in Schleswig und bis 1845 zugleich Sundikus des Obersachsemters, dann Gutsbesitzer in Cappeln, 1849, bis zum Dänischen Schlacht, erster Sekretär auf dem Gotthardt-Hütteneer Amthause in Schleswig, 1850—51 Mitredacteur der „Hamburger Nachrichten", 1851—54 Secretär der Main- und Rheindampfschiffahrtsgesellschaft in Mainz, 1854—56 Redacteur des 1854 Sekretär des politechnischen Vereins daselbst, nach 1864 im September von der Bundeskommission zum Amts- und Klostervogt in Uetersen ernannt und seit Einführung der preußischen Gerichtsverfassung in die Silbergroßhüter zum Obergerichtsrath, der aus das 1. Amtsgericht zu Altona berufen, wo er, fern von allen politischen Kreisen sich haltend, in beschränkem Wirkungskreis sich der Achtung aller Parteien zu erfreuen hatte. Sein „Schleswig-Holstein-Lied" wurde zum ersten Mal 1844 in dem „Hyboer Wochenblatt" veröffentlicht und dann in vielen Liedern, in Volksliedern, in verschiedenen Organisten an der Kirche des St. Johannisklosters in Schleswig, C. G. Bellmann, für vierstimmigen Männerchor in Musik gesetzt, den schleswig-holsteinischen Liedertafeln von Letzterem zur Erinnerung gesandt und auch von den Sängerfesten in Schleswig am 24. Juli 1847 von der dortigen Liedertafel zuerst vorgetragen, eine Hymne, die, wie die „N. Nachr.", denen wir obige Notizen entnehmen, mit Recht sagen, auf dem ganzen Erdenkreis bekannt ist und sich stets, wo sie nur erklingt, der begeistertsten Aufnahme zu erfreuen hatte.

Erschienene Neuigkeiten

des Buch-, Kunst- und Musikalienhandels.

Alle hier angezeigten Werke, Musikalien ꝛc. ꝛc. werden durch den Unterzeichneten in Folge der in Buchhandlungen gegen Einsendung des Betrages in Postmarken oder durch Nachnahme franco versandt.

Schwerdt, G. Der Trennung und Wiedervereinigung, oder der Glauben an ein ewiges Leben. Zum Trost, zur Verherrlichung und zur Erbauung für Trauernde und Zweifelnde. — Hannover. — Schlüter. gch. 24 Sgr.

Ahlfeld, D. Fr. Nahrung des Glaubens an der Gnadenmittel des Herrn, für christliche Communicanten. — Leipzig, H. Schlicke. 1 fl.

Anselm, Pater. Liest Bücher von der Nachfolge Christi, neu übersetzt. — Leipzig, H. Schlicke. eleg. geb. mit Goldschn. 1 fl. 48 kr.

Eichendorff, Frhr. v. sämmtliche Werke. Novellen und erzählende Schriften. Neue Ausgabe, neuer Abdruck. Leipzig, Günther. pro Bändchen 14 kr.

Gittner, W. Briefsteller Unterricht zur Selbsterlernung der Stenographie nach dem Stolze'schen System. 4. vermehrte und verbesserte Auflage. Volksausg. in 15 Briefen à 14 kr. — Liegnitz, M. Gloß. 1 Thlr.

Nadler, M. G. Die Psalmen. Poesie, Musik! Gedichte in Plätter Mundart. — Frankfurt a. M., Chr. Winner. 1 fl. 24 kr.

Horn, Ed. G. W. Robinson der Jüngere, für das Haus und die Jugend erzählt. — Wiesbaden, Jul. Niedner. 1 fl.

Gumpert, Thekla v. Töchter-Album. Unterhaltungen im häuslichen Kreise, zur Bildung des Herzens und des Gemüthes der heranwachsenden weiblichen Jugend. Jahrgang 1870. 4. Auflage. — Stuttgart, Ad. Krabbe.

Burghard, O. Landwirthschaftslehre. Landwirthschaftliche Buchführung und Anleitung zu den einfachen Buchhaltung und Meliorationsbetrieb. — Hannover. 1 fl. Geiger. 24 kr.

Bobo, Frhr. Rud. v. Natur und Handbau. Ein lehrbuch der Landwirthschaft und ihrer Hilfswissenschaften mit mehreren 100 Abbildungen. — Lahr, M. Schauenburg. 4. Lieferung. gro. 16 kr.

Kiefewetter, Dr. L. Neuer praktischer Universal-Briefsteller für das geschäftliche und gesellige Leben. Die Formen der Anreden, Titel und Unterschriften und den Briefen ꝛc. ꝛc. nebst einer Anzahl von Stammbuchaufsätzen und einem Fremdwörterbuche. 20. Auflage. — Leipzig, Otto Wigand. geh. 24 kr.

Die Glückszahlen des Menschen. Eine Anweisung für Jeden, dieselben sich selbst mit Hülfe der geheimen Wissenschaft zu finden. — Wien, A. Hartleben. geh. 36 kr.

Kock, Paul de. Das Bimmermahden von Paris. 35.—36. Lieferung. à 6. kr. neuster Roman. — Wien, A. Hartleben. 2 Theile. 2 fl. 24 kr.

dito. **Frau von Monflanquin.** 37.—41. Lief. — Wien, A. Hartleben. 1 fl. 48 kr.

dito. **Madame Pantalon.** — Wien, A. Hartleben. 2 Theile. 1 fl. 48 kr.

Gallen, F. Eine Stunde der Taufsang, oder: **Das Ganze der Zauberei** mit der Hand. 2. Auflage mit erklärenden Abbildungen. — Wien, A. Hartleben. 48 kr.

Der Knechtentschank oder Pillen gegen die Leute und Langweile. 7. Auflage. — Wien, A. Hartleben. 24 kr.

Für die Redaction, verantwortlich Carl Luebeck. Druck und Verlag von Th. Rohr in Kaiserslautern.

Hiezu eine Beilage.

Digitized by Google

Pfälzer Demokrat

und

Sonntags-Blatt.

Organ der deutschen Volkspartei in der Pfalz.

Wöchentliche Gratis-Beilage zur „Pfälzischen Volkszeitung."

Für Nichtabonnenten der „Pfälz. Volkszeitung" vierteljährlich 18 kr.

Nro. 14. Kaiserslautern, 3. April. 1870.

* Wochenschau.

Der Würfel ist gefallen und aus dem Becher ist der glänzende Sieg der Volkspartei hervorgegangen. Die Abgeordneten-Kammer hat die Kolbschen Anträge in der Militärvorlage genehmigt. Zur gänzlichen Befreiung des Landes gehört nun noch das Prüfungsrecht des casus foederis des preußisch-bayerischen Allianzvertrages und die heutige Entscheidung der Abgeordneten-Kammer gibt uns die Ueberzeugung, daß sie nicht auf halbem Wege stehen bleiben, ihr Werk unbeirrt um das Zetergeschrei der Nationalliberalen auch in den Hauptfragen vollenden wird.

Von einer Seite, von welcher man es am wenigsten erwarten durfte, hatte die Volkspartei in ihrer Militär-Agitation einen Verbündeten bekommen. Durch Europa ging ein Zug des Protestirens, der Unlust überhaupt, und auch Bayern sei nicht frei davon, aber die Lage Bayerns sei keineswegs unhaltbar, sondern eher unangreifbar, sagte der bayerische Ministerpräsident Graf Bray. Die Lage Bayerns in der Mitte Europas mache einen Angriff auf Bayern bedenklich; er würde für den Angreifer von unberechenbaren Folgen sein. Zudem werde ein Kernvolk wie das bayerische, mit einer tapfern und tüchtigen Armee einer äußern Gefahr nicht so leicht unterliegen; ein Volk gehe nicht ohne eigenes Verschulden zu Grunde. Bayern stehe in freundschaftlichen Verhältnissen zu allen seinen Nachbarn, besonders zu den Stammverwandten im Norden, Süden, Osten und Westen. Naturgemäß mußte sich die Kammer die Frage vorlegen, wenn also die politischen Verhältnisse wirklich so überaus günstig sind, wie der Herr Minister sie geschildert, warum denn ein so bedeutendes stehendes Heer? Wenn das bayerische Volk ein Kernvolk ist, warum will man ihm nicht selbst die Vertheidigung des Vaterlandes überlassen, zumal Bayern mit allen seinen Nachbarn in freundschaftlichen Verhältnissen lebt, und seine Lage eine fast unangreifbare ist? Es wäre übrigens wirklich eine Sünde und Schande, wenn die Regierung, was wir übrigens kaum zu glauben wagen, bei so friedlicher Situation sich nun noch länger den Volkswünschen widersetzte. Von dem Ministerium eines freien unabhängigen Staates erwartet man, daß es vor allen Dingen darauf bedacht ist, die Selbstständigkeit desselben mit aller Energie zu wahren. Nun haben wir an der Spitze unserer Regierung bisher einen Minister gehabt, der die Selbstständigkeit des Vaterlandes Preußen geopfert hat und sein Amtsnachfolger Graf Bray ist bei Abschluß jenes schmählichen Vertrages, welcher unser Gut und Blut widerspruchslos der nordischen Majestät zur Verfügung stellt, nach seinen eigenen Zugeständnissen gegenwärtig gewesen und Graf Bray will ein „Deutscher und ein Bayer" sein und die Selbstständigkeit des Vaterlandes wahren?

Von dem Ministerium eines freien, unabhängigen Staates, welches sich einer fast unangreifbaren Position erfreut, dessen Lebenshorizont bei seinem friedlichen Streben kein kriegerisches Gewölk trüben kann, wenn es dasselbe nicht leichtfertig heraufbeschwört, hat man das Recht zu verlangen, einzig und allein die Volkswohlfahrt zu pflegen und alle Schranken zu beseitigen, welche das Emporblühen des Volkes verhindern. Statt dessen hat der Fürst Hohenlohe das Volk mit dem nordbeutschen Wehrgesetz beglückt und ein Militärsystem eingeführt, welches Schweiß und Blut des Volkes verschlingt, dem Lande jährlich viele Tausend Arme zur Unthätigkeit entzieht und ein Volk von militärischen Knechten, nicht aber von freien Männern heranbildet. Graf Bray hat die traurige Erbschaft des Fürsten Hohenlohe übernommen. Auf der einen Seite entrollte er ein friedliches Bild der politischen Lage, auf der andern betonte er die Nothwendigkeit eines stehenden Heeres. Davon bin ich, nicht Oedipus, mußte sich die Kammer sagen! Wer löst die Räthsel alle? Die Kammer hat den gordischen Knoten entschlossen durchhauen und an Stelle der verschmausenen Regierungspolitik in losen Worten, den nicht mißzuverstehenden Volkswillen gesetzt. Ein glauben wir bei dieser Sachlage sicher zu erkennen, daß das Ministerium durch ein weiteres Verharren auf preußischer Seite im Volke nur die Ueberzeugung befestigt, daß es von Preußen abhängig und unfähig ist, die wahren Interessen der Nation zu vertreten.

Auch Fürst Hohenlohe hat sich wieder an die Oeffentlichkeit gewagt und zwar mit einem von Berlin aus bietirten Süddunbvorsteck. Die „N. A. Z." Bismarck's Organ, druckt in einer ihrer letzten Nummern den Entwurf zur Bildung eines süddeutschen Staatenbundes, wie ihn die „A. Ztg." veröffentlicht, an Stelle ihres Leitartikels ab, wohl zu merken, ohne sebwehen Commentar von ihrer Seite. Dieser Kunstzug scheint auf ein geheimes Einverständniß der nordischen Offiziösen mit der „hervorragenden Seite", von der der Entwurf herkommt, hinzudeuten, und die Vermuthung, daß derselbe den Fürsten Hohenlohe zum Urheber habe, gewinnt an Raum. Von Interesse in dem Entwurfe ist, daß er den casus foederis, der neuerdings durch die Erklärungen Barnbülers als noch vollständig schwebende Frage dargestellt worden ist, definitiv erledigt, indem er die Entscheidung darüber ausschließlich in die Hände Preußens legt und den Vereinigten Staaten Süddeutschlands in solchen Fällen nur das Recht der — Mobilmachung zuspricht. Daß sich weder die süddeutschen Großdeutschen, noch irgend eine andere Partei durch solche Lockmittel für das Bismarck'sche Reich fangen lassen werden, ist wohl selbstverständlich.

Abermals ist die Pfalz in politischer Beziehung vorwärts geschritten; der Sturmlauf gegen die Bündnißverträge, wie sortschrittliche Blätter es bezeichnen, hat begonnen und vielleicht bald wird sich das Volk von einem Alp erlöst sehen, welcher mit Centnerschwere jede seiner Bewegungen hemmte. Volksvereine sind im Laufe der Woche in Otterberg und Meikammer gegründet worden und während wir diese Zeilen schreiben, ereilt uns die frohe Botschaft, daß in 2 andern Orten sich die Bildung von Volksvereinen vorbereitet. So greift die demokratische Idee immer mehr um sich, die Nebel weichen aus den Thälern und die ersten Strahlen eines neuen Tages fallen erwärmend auf die junge Saat, welche lustig aller Orten emporsprießt.

—r. An die Frauen und Jungfrauen Bayern's.

(Von einer deutschen Frau.)

Ihre Majestät die Königin Mutter erließ einen Aufruf an die bayerischen Frauen und Jungfrauen zur Bildung eines Frauenvereins, der sich über ganz Bayern erstrecken soll und dessen Zweck es ist, Scharpie und Verbandzeug zc. zu sammeln und bei einem ausbrechenden Kriege sich an der Verpflegung der Verwundeten zu betheiligen. Es drängte sich hiebei in erster Reihe die Frage auf, ob es nicht gerathener wäre, das Uebel bei der Wurzel zu fassen. Ist denn noch immer nicht des Blutes genug gefloßen? Wackere Söhne, die der Stolz der Eltern sind, junge blühende Männer, denen bei normalen Verhältnissen eine rosige Zukunft beschieden ist, fallen sie dem bis in alle Ewigkeit hinein fremden Zwecken geopfert werden? Ist des Jammers noch nicht genug, daß die blutige Vergangenheit in jeder Hütte, unter jedem Dach, bei Reich und Arm erzeugt? Und schon wieder lenkt der königliche Aufruf die Gedanken auf die Möglichkeit eines neuen Blutbades. — Frau Frieda von Pfeufer hat bereits einen Kreisausschuß gegründet, und es ist bei der tief einschneidenden Bedeutung der Sache nicht zu bezweifeln, daß sich eine große Menge besorgter Frauen und Mädchen dazu drängen wird, der Sache ihren Dienst zu widmen und daß Alle so viel zur Förderung des edlen Zweckes beitragen werden, als sie nur immer entbehren können.

Haben die Frauen dieser Sachlage gegenüber nicht noch eine weitere und unabweisbarere Pflicht?

Ich bin Mitglied der Frieden- und Freiheits-Liga und dieser Bund hat dem Kriege den Krieg erklärt und es sich zur Lebens-Aufgabe gemacht, Alles, was in seiner Mitglieder Kräfte steht, zur Abschaffung des Krieges zu thun. In den Statuten der Friedens- und Freiheitsliga heißt es: „Der internationale Frauenbund, welcher eine Sektion der Friedens- und Freiheitsliga bildet, hat den Zweck, mit Hilfe seiner Macht die Männer in ihren Bestrebungen für die Freiheit, die Bildung und den Wohlstand der Völker und den dauernden Frieden zwischen denselben zu unterstützen. Würden Bayern's Frauen nicht wohl thun, mit Anspannung aller Kräfte, dahin zu wirken, daß dem Lande überhaupt der Frieden erhalten und die Wunden, welche er ihm und ihren lieben schlägt, ungeschlagen bleiben? Sollten sie nicht allen ihren Einfluß auf die Männer geltend machen, um denselben einen Abscheu gegen den Mord in Massen und gegen das Unwillen gegen einen Kaiserwendezeit einzuflößen, der aus einem freien Mann einen unterwürfigen Knecht macht? Wenn dieser Abscheu, diese sittliche Entrüstung die Männerwelt durchdrungen, dann hätten die Frauen mehr nöthig, zu einer Vereinigung zusammenzutreten, um die Folgen des schrecklichsten Mordes zu mildern. Es hätten dann nicht mehr die Eltern ihren einzigen Sohn, die Braut ihren Geliebten und die Schwestern ihren Bruder zu beklagen. Sein glückbringendes Füllhorn würde der Frieden über uns ausschütten; die Speere sreisten, würden Baum' erblühen und jede Familie könnte ungestört sich der Segnungen eines friedlichen Daseins erfreuen. Mit dem bloßen Scharfesammeln ist die Aufgabe der Frauen in dieser Frage nicht zu Ende. Ein warmes Herz für die leidenden Angehörigen hat jede bayerische Frau, jedes unserer Mädchen. Möchten sie alle zusammentreten und einander die Hand reichen, zur Bekämpfung des furchtbarsten Uebels der Welt, des Krieges.

Ein Verein, dessen einzige Aufgabe nur die Pflege von Verwundeten bildet, ist nicht nur unzureichend für unsere eigentlichen Ziele, sondern so-

Digitized by Google

gar gefährlich, indem er den Kriegslustigen, den Gewaltsbaren, in deren Augen der Mensch auch heute noch nichts anderes als ein unselbstständiges Heerdenthier ist, das Kriegführen erleichtert und den grausigen Jammer des Kriegsfurors, welcher den fürstlichen Ohren höchst unbehaglich klingt, mildert. Darum Frauen Bayerns, laßt uns zu einem Herz eine zusammenretten, welcher neben der Wundenstillung das Schlagen herstellen zu wehren bestrebt ist, der dem Kriege den Krieg erklärt.

Ueber das Milisystem.

(Vortrag von Theodor Curti in Würzburg.)

(Schluß.)

Noch einige Einwürfe mögen eine nähere Beleuchtung finden.

Vor einigen Tagen sagte ein Offizier unserer Garnison: „Gehen Sie dem bayerischen Heer den schweizerischen Patriotismus, dann halte ich das Milisystem auch für gut." Meine Herren, man kennt nur im Wasser schwimmen und nicht auf dem Trockenen, man lernt die Freiheit nur, indem man sie ausübt und kann nur patriotisch begeistert werden, wenn man weiß, daß ihre Institutionen des Vaterlandes der Begeisterung werth sind. Bayern hat viele freisinnige Einrichtungen, und ich kann es mir nicht anders denken, als daß ein bayerisches Herz, wo der Bürger Soldat und der Soldat doch noch Bürger ist, den heimatlichen Heerd bis zum letzten Athemzuge vertheidigen wird.

Noch erübrigt mir, des Eides zu gedenken, den die Armee leistet. In Bayern schwört sie dem König; eine Einrichtung, die mit einem wahren Constitutionalismus nicht verträglich ist. Die belgische Armee — und Belgien ist doch auch eine Monarchie — leistet den Eid auf die Verfassung. Aehnliche Verhältnisse treffen wir in den monarchischen England; dort muß seit der bill of Rights die Regierung jedes Jahr von Neuem von dem Parlament die Erlaubniß erbitten, ein Heer zu halten. Diese Erlaubniß wird ihr jedes Jahr und immer auf die Dauer eines Jahres bewilligt durch die sogenannte mutiny-Acte, durch welche die Regierung zugleich für die Dauer dieses Jahres mit einer Disciplinar-Gewalt gegenüber den Soldaten, die sonst nur unter den gewöhnlichen Landesgesetzen stehen würden, zur Bestrafung von Insubordination und Meuterei ausgerüstet wird. In derselben Acte wird zugleich die genaue Zahl der Truppen, welche der Regierung zu halten erlaubt wird, und ihre Bezahlung festgesetzt. Was würde also die Folge davon sein, wenn sich die englische Regierung mit dem Unterhaus in einem Kampf befände? Das englische Parlament würde einfach beim Jahresschluß die Erneuerung der mutiny-Acte verweigern und von Stund' an könnte die Regierung kein Heer halten, dasselbe nicht zahlen und keine Meuterei mehr unterdrücken, keine Disciplinargewalt gegen die Soldaten ausüben, die beliebig auseinanderlaufen könnten und würden. Aber noch mehr. Ich sagte Ihnen, daß jährlich die Zahl der Truppen, welche der Regierung zu halten erlaubt wird, durch die mutiny-Acte festgestellt wird. Diese Zahl betrug im Jahre 1861/62 für Großbritannien und sämmtliche Colonien, mit Ausnahme Indiens, nicht mehr als 90,000 Mann. Es kommt also, da die vielen und einer Truppenmacht besonders bedürftigen Colonien Englands mindestens die Hälfte dieser Anzahl erfordern werden, nicht mehr als 50,000 Mann für Großbritannien, d. h. auf eine Bevölkerung von 25,000,000 Einwohner und Sie werden begreifen, daß man bei einem solchen Zahlenverhältniß keinen Kampf mit der Nation wagen kann.

Soll ich Ihnen erst sagen, daß mit dem Soldatenrecht eigentlich die Frage in ihrem innersten Wesen berührt wird. Die Ehre, die Würde des Bürgers die vielen Einwände gegen das Milisystem, hier ist ihr wunder Fleck. Man will eben kein Bürgerheer, um die Scheidewand der Stände nicht fallen zu lassen; man will eine stehende Armee, um dem Volk jeden Augenblick den Meister zeigen zu können.

Hören Sie hierüber Lassale, hören Sie, wenn Sie auch seine volkswirthschaftlichen Lehren verwerfen sollten, doch das Präsidat eines tiefen Denkers nicht verlangen werden. Er läßt sich so vernehmen: „Es sollte die Dienstzeit des Soldaten auf 6 Monate reducirt werden, eine Zeit, welche einerseits nach dem Ausspruch der größten militärischen Autoritäten vollkommen hinreicht, um dem Soldaten die vollkommendste militärische Ausbildung beizubringen, und welche andererseits zu kurz ist, um dem Soldaten einen besonderen Kastengeist einflößen zu können; eine Zeitdauer, deren Kurze vielmehr eine solche beständige Erneuerung des Heeres aus dem Volke nach sich zieht, daß dadurch das Heer erst aus einem Fürstenheer zu einem Volksheere wird."

Und an einer anderen Stelle trifft Lassale den Nagel auf den Kopf, wenn er sagt: „Das politische Machtmittel des Königs, das Heer, ist organisirt, ist in jeder Stunde beisammen, ist trefflich disciplinirt und in jedem Augenblick bereit, auszurücken; die in der Nation ruhende Macht dagegen, wenn sie auch in Wirklichkeit eine unendlich größere ist, ist nicht organisirt, der Wille der Nation und besonders der Grad von Entschlossenheit, den dieser Wille bereits erlangt hat oder nicht, ist ihren Mitgliedern nicht immer leicht erkennbar; keiner weiß also genau, wie viel Widerstandskraft sie findet." Indem mangelnde der Nation jenes Instrumentes einer organisirten Macht, jene so wichtigen Verfassungsgrundlagen, von denen wir bereits gesprochen haben: die Kanonen. Zwar werden diese für bürgerliches Geld angeschafft; zwar werden sie auch nur vermöge der Bürgerschaften, welche die bürgerliche Gesellschaft entwickelt, die Physik, Technik ꝛc., versertigt und in einemfort verbessert. Ihr blosses Dasein ist somit selbst schon ein Beweis, wie weit es die Macht der bürgerlichen Gesellschaft, die Fortschritte der Wissenschaften, der technischen Künste, Fabricationen und Arbeitszweige aller Art bereits gebracht haben.

Aber es trifft hier der Vers des Virgil zu: ie von non vobis."

Sie wo non vobis; euer Schweiß, aber nicht eure Ernte, es ist ein bitteres aber wahres Wort.

Ich eile zum Schlusse. Nam ist nicht an einem Tag erbaut worden, und so wird auch die Einführung des Milisystems an Stelle der stehenden Heere, weil sie mit vielen Vorurtheilen und Interessen zu kämpfen hat, nicht von heute auf morgen bewerkstelligt werden können. Der Fortschritt, echt langsam und nicht immer leuchten helfende Sterne über den Geschicken des Volkes. Was der Dichter von der Wahrheit sagt, daß sie nur dem Ernste täglich, den keine Mühe bleicht, das gilt zumal in der Politik. Stolz auf eine schöne Errungenschaft, Nichtsnutzigkeit Etwas für das allgemeine Beste gethan. Die Besprechung einer Angelegenheit wie der oben abgehandelten, ist, sollte ihr auch der unmittelbare Erfolg fehlen, immer von großem Gewinne; sie regt an, klärt, bringt Licht in die Sache und läßt die heilige Glut des Freisinns nicht erkalten. Wenn sich nicht Alles mit einem Schlage ändern läßt, Formen der Umwandlung werden sich bei ernster Erwägung leicht finden lassen.

Selbst wenn es mir gelungen sein, Sie für diese Ihren zu gewinnen, dann würde ich mir die Ehre, in einer so gebildeten und einflußreichen Gesellschaft sprechen zu dürfen, doppelt hoch anschlagen. Ich sagte es am Anfang: was ich zu bieten vermag, sind nur Ansichten, bei Ihnen stehen Urtheil und Entscheid. Zeigt aber gleiches Wollen an, daß Sie Sinn für selbst theilen Ihren Ihre Unterstützung angedeihen zu lassen, dann können Sie sich die redliche Versicherung geben, das Beste gethan zu haben zum Besten Ihres Volkes.

** **Aus Preußen,** 30. März. Um der bekannten unschuldigen Neugier unserer preußischen Staatsanwaltschaften nach politischen Correspondenten zu entgehen, gestatten Sie mir wohl, den Namen meines Correspondenten nicht zu nennen. Was thut es auch, unsere preußischen Leiden und Freuden sind aller Orten im norddeutschen Reiche dieselben.

Von des Sieges Jubelklängen, welche noch vor wenigen Jahren unser nordisches Volk berauschten, vernimmt man heute nur noch als Echo das Stöhnen und Wehklagen eines Volkes, welches ein elender Betrug in die Zwangsjacke des Militärabsolutismus geflocht hat. Aus leicht erklärlichen Gründen verfolgt man hier Ihre Militäragitation, deren erschütternde und reformatorische Nachwirkung auf unsere Verhältnisse nicht sehr aufmerksam.

Mit Erstaunen ersehen wir hier aus Ihrem „Pfälzer Demokraten", daß es wirklich noch in der Pfalz eine — hoffentlich sehr kleine — Partei gibt, welche den Eintritt in den jetzigen norddeutschen Bund erstrebt. Hier stehen wir süddeutschen Verhältnissen ziemlich fremd gegenüber und, offen gestanden, bei der ruhmvollen Tradition, welche meinen Erachtens trotz Bismarck im pfälzischen Boden wurzeln muß, habe ich das Vorhandensein nationalliberaler Elemente in der Pfalz immer in Zweifel gezogen. Freilich, die Zeiten ändern sich und wir im Norden hätten am meisten Ursache, den Wechsel der Meinungen zu beklagen! Zur Einleitung meiner Briefe an Ihre Zeitung gestatten Sie mir wohl, Ihren Lesern ein kleines Bild von dem wiederverwachenden feudalistischen Leben in unserem norddeutschen Bundlkreung zu geben. Auch Ihren Nationalliberalen dürfte es von Interesse sein, zu erfahren, daß in einer altpreußischen Handelsstadt beim Neujahrsfeste in einer zahlreichen Versammlung begüterter Kaufleute, Reichs- und Landtagsabgeordneter unter allgemeinstem Beifall eine Art Resolution gefaßt ward, wonach es dringend zu wünschen sei, daß in den weitesten Kreisen dem Bismarckerthum mit Aufgebot aller Kräfte opponirt werde.

Man debattirte über die echt-socialdemokratischen neuesten Bestrebungen des Volkes in hiesigen Norddeutschland und Galizien. Man betonte dabei, daß die Hetzereien gegen das Polnische Element seid dem unseligen Posener Aprilkampf des Jahres 48 bis zur heutigen Stunde genau denselben Boden eingenommen, wie das Stul-Cisen-Vereinigungsstreben der gesammten deutschen Bundesluft à la Bismarck. Der Militarismus kann selten oder nie antinational sein; er muß daher, um sich zu erhalten, den Stammesgegensatz fördern und schärfen! Gemiethete fremde Soldaten aber Ausgehobene verschiedener Nationalität können allein auf die Dauer den zerstörenden Einfluß der bürgerlichen Stammgenossenschaft widerstehen. Seit Cäsar wird daher jeder Cäsarismus nach Entfernung des Militärs vom Volke, nach Verlegung der Cantonnements, häufigen Wechsel der Cantonirungsmannschaften und Uniformirung auch außer dem Dienst und Anlegen nach eximirter Gerichtsbarkeit des Militärs, wie auch seinen eigentlichen Lebenszweck verlangen und streben. Im Gegensatze dazu untergraben wir Cäsarismus und Militarismus am sichersten, wenn wir Völkerverbrüderung predigen. Deshalb kann in jener obengenannten Gesellschaft der Gruß eines reisenden Zürchers lebhaften Anklang, welcher als Gruß der freien Schweiz die Mahnung zum Einführen oder doch Beförderen des Milisystems allen Norddeutschen ans Herz legte. Deßhalb geseh wohl auch das flüchtig improvisirte Lobgedicht auf die kosmopolitischen Revolutionäre, zu denen damals unser Herzen (Alexander) als Lebender gezählt werden durfte, — ein Feigedicht, das Ihnen in Süddeutschland wohl draußen zu lassen erlaubt sein wird, schwerlich aber in Berlin nur handschriftlich herumgehen darf. Auch dies möge sich Ihre Preßgenossen gesagt sein lassen!

Aber im Ernst — es ist uns kaum denkbar, daß die freieren Süddeutschen nicht schaudern vor Zuständen, wie sie hier geschildert worden.

Schreiber dieses, obwohl seit drei Jahrzehnterten mit seiner Familie Nettenhaft oder außermäßig in einer und derselben Stadt Norddeutschlands festgewurzelt und gemachten, kennt alle süddeutschen Länder aus mehrfachen Aufenthalt in früheren Lebensjahren. Mit voller Wahrheit darf er es bezeugen, daß selbst jeden Ihren Ihre Unterstützung angedeihen zu lassen, dann können Sie sich die redliche Versicherung geben, das Beste gethan zu haben zum Besten Ihres Volkes.

Hier gibt es auch Schlemmer, wie überall! Aber was den Genuß verschönt, ja veredelt, die Mitfreuden und Mitgenüsse Anderer erklären — das fehlt jeden Feste in preußischen Grenzen. Der Standesunterschied ist Süddeutschen völlig unbekannt. Man muß preußische Polizei- und Offizierstegeln, preußischen Landrathshäuslein und Regierungsrathshochmuth kennen, um ihn nur möglich zu halten.

Als 1848 zum ersten Male mein Weg mich nach Berlin führte, sprach eine alte wohlpahrende Dame voll tiefer Bitterkeit über die Kühlwetterische Constablerwirthschaft und bethauerte wiederhalt, sie thresteits habe sich 1848 jedergeit sicherer und wohler gefühlt, wenn sie sich von einigen Dutzend Bajfermannischen Gestalten) auf der Straße trat, als wenn sie später sog. Schutzmännern begegnete.

Das eben ist's. Wir haben in Preußen kein freies Volksthum: Schlesien und die Rheinprovinz ausgenommen, die nicht schon seit Jahrhunderten regierungsfrei und streng polizeilich unterjocht sind. In den östlichen Provinzen existirt eine gemisse Derdheit, aber vergleichbar etwa dem rohen Ton hartbadelbewerschter Schuljungen, die außer Zucht sich flegelhaft benehmen. Dazu kann ich als Illustration die Szenen anführen, welche ich neulich in unseren eigenen Städten aufgeführt hat. Notorisch fürchteten sich die Offiziere vor ihren neu einberufenen Landwehrleuten. „Schändliches geschah damals!"

Umgekehrt mag man an die entsetzliche Skillur jenes Offiziers erinnert werden, der in Ostpreußen vor kaum 5 Jahren eine Anzahl bethörter Landleute, Weiber (auch schwangere) und neugierig mitgelaufene Kinder, 23 an der Zahl, niederschießen ließ, und eine viel größere Menge mehr oder weniger schwer verwundete durch eine Compagnie-Chargir — warum? weil sie sich dem Abgraben ihres Teiches widersetzten, indem sie sich waffenlos auf den Mühlgrabendamm aufstellten, um mit ihren Leibern denselben zu decken — — ja! sie deckten ihn! — Das ist preußische Krumme Ordnung!

Digitized by Google

* Madame Therese
oder
die Freiwilligen von 1792
von
Erckmann-Chatrian.
(Uebersetzt für den Pfälzer Themenfreund.)
(46. Fortsetzung und Schluß.)

Von Zeit zu Zeit zerstreute der Wind den Rauch auf einen Augenblick; man sah dann die Republikaner wie eine Ameisenschaar an den Palisaden hinaufklettern, die Einen verstuchten, mit Kolbenschlägen die Palissaden umzuwerfen, Andere suchten einen Durchgang. Die Commandanten, hoch zu Roß, den Degen in der Faust, suchten ihre Leute zu ermuthigen und vorwärts zu treiben; die Preußen überfielen fluchend die Verschanzungen von den Palissaden zusammen, schossen in die dichtesten Haufen; die Kanoniere bedienten sich ihrer Sechslöhen wie Keulen und ließen diese auf die Schädel unsrer Leute niederfausen. Es war schrecklich! Gleich darauf trieb der Wind den Rauch wieder gegen uns und verdeckte Alles, so daß man gar nicht wußte, wie es zugehen würde.

Der General Hoche schickte jeden Augenblick einen seiner Offiziere mit neuen Befehlen ab; diese ritten in den Rauch hinaus und verschwanden darin wie Schatten. Aber der Schlacht verlangerte sich mehr und mehr; die Republikaner begannen zurückzuweichen, da sprengte der General selbst im gestreckten Galopp den Hügel hinunter, und 10 Minuten spätter übertönte der Gesang der Marseillaise das ganze Getöse. Diejenigen, welche zurückgewichen waren, schritten aufs Neue zum Angriff vor.

Der zweite Angriff war noch schrecklicher als der erste; die Kanonenkugeln rissen ganze Glieder unserer Leute hinweg. Die Republikaner rückten in Masse vor, Hoche mitten unter ihnen; unsere Batterien spielten ebenfalls auf die Preußen. Die Bayonnete, die sich zurtrugen, als die Franzosen die Palissaden erreicht hatten, sind unmöglich zu beschreiben. Wenn der Vater Schmitt bei uns gewesen wäre, so hätte er selbst dies eine schreckliche Schlacht genannt. Die Preußen zögerten, sie fingen an zu weichen, sie brachen sich waren; Bajannette gegen Bajonnette, rückten bald die Einen vor, bald wieder die Andern; es war ein entsetzliches Gemenge.

Was aber den Sieg für die Republikaner entschied, war die Flucht der dritten Kolonne aus den Höhen zur Linken der Befestigungen, sie hatten den Rebhach umgangen und kamen nun im Sturmschritt aus dem Walde heraus. Nun mußten die Preußen die Schlacht wohl oder übel verloren geben, da sie auf zwei Seiten zugleich angegriffen wurden; sie zogen sich zurück und ließen im unsern Händen 12 Kanonen, 24 Pulverwagen, und ihre Verschanzungen waren gefüllt mit Todten und Verwundeten. Sie zogen gegen Woerth zu; unsere Dragoner und Husaren, welche vor Ungeduld nicht erwarten konnten, bis die Reihe an sie kam, verfolgten sie mit Säbelhieben. Wir erfuhren noch am gleichen Abend, daß sie noch sechs Kanonen erobert und 1200 Gefangene gemacht hatten.

Dieses, meine lieben Freunde war die Schlacht von Woerth und Frohschweiler, von der Ihr wohl jetzt schon weitere Nachricht erhalten haben; sie wird ewig in meinem Gedächtnisse bleiben.

Seit dieser Zeit habe ich nichts Neues mehr gesehen, aber welche Arbeit haben wir gehabt! Tag und Nacht mußte ich amputiren, Kugeln herausziehen, die schwierigsten Operationen vornehmen; unser Ambulanz ist mit Verwundeten überfüllt; es ist dieses ein sehr trauriger Anblick.

Am folgenden Tag war die siegreiche Armee auf dem Marsche vorwärts. Vier Tage darauf erfuhren wir, daß die vereinigten Deutschen Truppen, einschend, daß die Rivalität Hoche und Pichegrü's den Interessen der Republik schädlich sei, Hoche das Commando allein übertragen hätten, und daß dieser, als er sich an der Spitze der vereinigten Armeen des Rheins und der Mosel befand, seinen Augenblick an Zeit verloren habe, um die Oesterreicher unter Wurmser hinter der Weißenburger Linie anzugreifen. Er hat diese am Geisberg derart geschlagen, daß zu dieser Stunde die Preußen auf dem Anzuge nach Mainz, die Oesterreicher nach Germersheim sind, und daß das Elsaß der Republik nun gerämmt ist von allen ihren Feinden.

Was mich anbelangt, so befinde ich mich jetzt in Weißenburg; an Beschäftigung fehlt es mir wahrlich nicht, der Rest des ersten Bataillons mit Frau Therese und dem kleinen Jean halten die Stadt besetzt; die Armee ist auf dem Marsche nach Landau, dessen glückliche Entsetzung von den kommenden Zehntzehnterien noch bewundert werden wird.

Bald, bald, meine lieben Freunde, werden wir der Armee folgen, wir werden dann, ächzend mit Siegesgalaxen, durch Anstatt kommen, wir können Euch dann noch einmal an unser Herz drücken und den Sieg der Gerechtigkeit und der Freiheit mit Euch feiern.

Oh! theure Freiheit! entzünde in unsern Seelen das heilige Feuer, welches schon so viele Gelden hervorgebracht hat! Möge uns und unsern Generationen, welche ihnen gleichen, möge das Herz eines jeden Bürgers vor deinem Rufe erzittern; deine Denker begeistern, deine muthigen Männer drängen nach Heldenthaten, belebe den Krieger mit deiner erhabenen Begeisterung, daß die Despoten, welche die Völker zertheilen um sie zu unterdrücken, von der Welt verschwinden und daß die heilige Bruderliebe alle Völker der Erde zu einer großen Familie vereinigt.

Mit diesen Wünschen und Hoffnungen umarmen Euch herzlich die gute Frau Therese, der kleine Jean und ich

Jacob Wagner.

P. S. — Der kleine Jean empfeßlt seinem Freunde Fritzel, auf Scipio ja recht gut Acht zu haben.

Der Brief des Onkels erfüllte uns Alle mit Freude und man kann sich die Ungeduld vorstellen, mit welcher wir die Ankunft des 1. Bataillons erwarteten.

Dieser Abschnitt meines Lebens bringt, so oft ich daran denke, immer den Eindruck eines vergangenen Festes in mir hervor; jeden Tag erfuhren wir etwas Neues: zuerst die Besetzung von Weißenburg, dann die von Kaiserslautern, dann die Besetzung von Speyer, wo die Franzosen große Beute machten, welche Hoche nach Landau bringen ließ, um besten Bewohner für den großen erlittenen Schaden zu entschädigen.

Die Bewohner des Dorfes, welche vorher am meisten über uns geschrieen, suchten nun dieses durch die größere Verehrung wieder gut zu machen. Es war selbst die Rede davon, Kassel zum Gemeindehaus und den Maurer zum Bürgermeister zu ernennen, man wußte nicht warum, denn Niemand hatte bisher diesen Gedanken gehabt; aber das Gerücht verbreitete sich, daß wir Franzosen werden würden, welches wir vor Einführung Schrecken noch einmal gewesen waren, und es sei eine Schande für uns, daß wir so lange in der Sclaverei gelebten seien.

Richter hatte sich Alles genommen, da er wohl wußte, was ihn erwartete, mit Joseph Spitz ging nicht mehr aus seiner Baracke heraus.

An jedem Tage schauten die Leute in der Hauptstraße nach der Seite hin, auf welcher sie hofften, die wahren Vertheidiger des Vaterlandes ankommen zu sehen; aber unglücklicherweise verfolgten die meisten bis Straße von Weißenburg nach Mainz, von welcher aus Anstalt links im Gebirge lag.

Man sah nur hie und da Nachzügler, welche den kürzesten Weg durch den Bürgerwald nahmen. Dies machte uns ganz trostlos, da wir glaubten, unser Bataillon sei vielleicht durch einen Nachtmarsch der Maurer ganz athemlos hereinstürzte und rief:

„Sie sind da — sie sind da!“

Er kam zurück vom Felde, die Hacke auf der Schulter und sagte, daß er von Weitem eine Menge Soldaten auf der Straße gesehen habe. Das ganze Dorf wußte die interessante Neuigkeit schon und Alles lief hinaus. Ich konnte mich vor Begeisterung kaum bezeugen, unsern Bataillon entgegen. Die Sonne schien, der Schnee schmolz, bei jedem Schritt spritzte der Koth an uns hinauf; aber wir achteten nicht darauf, und liefen eine ganze halbe Stunde im Galopp. Die Hälfte des Dorfes, Männer, Weiber und Kinder, folgten uns, rufend: „Sie kommen — sie kommen!“

Die Gedanken der Leute änderten sich über Nacht, denn jetzt war Jedermann ein Freund der Republik.

Als wir auf der Höhe des Bickenwaldes waren, sahen wir, Hans Aben, Franz Seppel und ich, am Fuße des Hügels unser Bataillon den Berg herauf kommen, den Sack auf dem Rücken, das Gewehr auf der Schulter, die Offiziere hinter ihren Compagnien. Nicht weit davon, auf der großen Brücke fuhren die Wagen.

Alles dieses nähere sich uns lustig plaudernd, wie es die Soldaten auf dem Marsche thun, der Eine blieb zurück, um seine Pfeife anzuzünden, der Andere schob den Tornister zurecht; man hatte freischende Stimmen und Gelächter, denn die Franzosen sind so auf dem Marsche, und sie müssen immer Geschichten und fröhliche Reden hören, um ihren guten Humor zu behalten.

Ich suchte unter der Menge allein den Onkel Jakob und die Frau Therese; einige Zeit verging bis ich sie am Ende des Bataillons entdeckte. Endlich sah ich den Onkel ihnen auf dem Rappel sitzend, ich hatte Mühe, ihn wieder zu erkennen, denn er hatte einen großen Republikanerhut auf, einen Rock mit rothen Aufschlägen an und einen langen Säbel mit reffenter Scheide an der Seite hängen. Dieses verstellte ihn ungemein, er schien viel größer zu sein und ich erkannte ihn erst, als ich Frau Therese mit ihm sprechen sah; diese saß auf ihrem mit Leinwand bedeckten Wagen und hatte dieselben Kleider an, in denen sie uns verlassen hatte; sie hatte gerothete Wangen und glänzende Augen; der Onkel ritt plaudernd neben ihr her.

Ich erkannte auch den kleinen Jean, den ich nur einmal gesehen hatte. Er kam daher mit einem breiten, mit Spangen verzierten Bandelier quer über die Brust, die Aermel seines Rockes waren mit Galonnen besetzt und sein Säbel ging ihm hinten an den Beinen.

Auch erkannte ich seener den Major, den Sergeant Lo Fleche und den Hauptmann, welchen ich auf unsern Speicher gesührt hatte, und alle Soldaten, ja, ich erkannte sie beinahe alle, sie stimmen mit eine große Familie zu sein. Ich erblickte auch wieder die mit Blechstuck überzogene Fahne, was mir viel Freude machte.

Ich lief quer durch Alle hindurch, Hans und Franz Seppel hatten auch schon Kameraden gefunden, ich lief immer noch, bis ich 30 Schritte vom Wagen war und gerade „Onkel“ rufen wollte, als Frau Therese sich herauswinkte und mit freudiger Stimme rief: „Da ist Scipio.“

In demselben Augenblicke sah ich Scipio, den ich vollkommen vergessen hatte und außer sich vor Freude in den Wagen sprungen. Sogleich rief auch der kleine Jean: „Scipio! Scipio!“

Und das brave Thier sprang, nachdem es mit seinem großen Schnurrbart die Wangen der Frau Therese ein wenig gestreichelt, auf den Boden und begann, um den kleinen Jean herum zu tanzen, bellend, schreiend und sich gebehrend wie ein Glückseliger. Das ganze Bataillon rief ihm zu:

„Hierher, Scipio — Scipio!“

Als mich der Onkel bemerkt hatte, streckte er mir seinem Pferde Kommandirstab die Arme entgegen, ich klammerte mich an sein Bein, er hob mich hinauf und umarmte mich, ich fühlte daß er weinte und das rührte mich. Er reichte mich der Frau Therese, welche mich in den Wagen hineinzog, indem sie zu mir sagte:

„Guten Tag Fritzel.“

Sie schien sehr glücklich zu sein und umarmte mich mit Thränen in den Augen. Gleich darauf kamen auch der Maurer und Kassel herbei und drückten mir die Hände.

Die andern Bewohner des Dorfes hatten sich unter die Soldaten gemischt, nahmen diesen die Gewehre und Tornister ab und trugen diese im Triumph, während die Soldaten den Frauen zurliefen: „Hierher, dicke Mutter — schönes Mädchen — hierher!“

So war ein wahres Durcheinander, Alles machte Brüderschaft miteinander, und unter Allen waren ich und der kleine Jean die glücklichsten.

„Umarme den kleinen Jean!“ rief mir der Onkel zu, — „Umarme Fritzel,“ sagte Frau Therese zu Jean.

Und wir umarmten und betrachteten uns ganz entzückt.

„Er gefällt mir,“ rief der kleine Jean, „er scheint ein gutes Kind zu sein.“ — „Du gefällst mir auch,“ sagte ich zu ihm ganz stolz auf Französisch. Und wir marschirten nun Arm in Arm, während der Onkel und Frau Therese mit einander lachten. Der Major gab mir die Hand und sagte:

„Bei Doctor Wagner, da ist Ihr Vertheidiger! — Mark Sie immer wohl, mein Tapferer!“

„Ja, Herr Major.“

„Das ist recht.“

So ging es fort, bis wir zu den ersten Häusern des Dorfes kamen; dann wurde Halt gemacht, um die Ordnung wieder herzustellen.

Der kleine Jean machte seine Trommel zurecht und der Major kommandirte darauf: „Vorwärts Marsch.“ Die Trommeln ertönten.

Wir durchzogen die Hauptstraße, Alles marschirte mit im Schritt und freute sich über unsern Einzug. Alle Alten und Gebrechlichen, welche nicht laufen mitgehen können, waren nun an den Fenstern und zeigten auf den Onkel Jakob, welcher nun mit ernstem Gesicht, gleich hinter dem Major zwischen seinen beiden Gehülfen einherritt. Ich bemerkte vor Allen den alten Schmitt unter der Thüre seiner Hütte stehen, er richtete seine gekrümmte Gestalt auf und sah uns mit blitzenden Augen vorüberziehen.

Auf dem Platze mit dem alten Brunnen angekommen, rief der Major: „Halt!“ Man stellte die Gewehre in Pyramiden und Alles zerstreute sich links und rechts. Ein jeder Bürger wollte einen Soldaten. Alles wollte sich freuen über den Sieg

Digitized by Google

der Einen und unbeliebten Republik. Aber diese Franzosen mit ihren lachenden Gesichtern folgten am liebsten den jungen Mädchen.

Der Major kam mit uns. Die alte Lisbeth erwartete uns an der Thüre, streckte die Hände gen Himmel und rief uns entgegen:

„Ach! Frau Therese! — ach! Ihre Doctor!“

Es folgten nun neue Freudenbezeugungen und Umarmungen. Dann traten wir ein und sogleich begann auch die festliche Mahlzeit. Alles, was Lisbeth herbeischaffen konnte, wurde aufgetragen und dann weiner Wein und Mosler, der Major, der Onkel, Frau Therese, der kleine Jean und ich setzten uns an den Tisch, und daß wir bei unserm Appetit den Gerichten alle Ehre machten, kannt Ihr Euch denken.

Den ganzen Tag blieb das erste Bataillon bei uns, und mußte sich dann nach Lambrecht aufmachen, wo seine Winterquartiere bestellt waren. Da dieses nur 2 Stunden von Anlautt entfernt war, so blieb der Onkel bei uns, und hing seinen großen Säbel und Hut an die Wand, aber von dieser Zeit an bis zum Frühling vergingen keine 2 Tage, an denen er nicht nach Lambrecht geritten wäre. Er dachte nun an nichts Anderes mehr, als an Lambrecht.

Von Zeit zu Zeit kam Frau Therese mit dem kleinen Jean zu uns auf Besuch, wir lachten dann und scherzten uns mit einander, denn wir liebten uns Alle.

Was kann ich noch sagen? Im Frühling, als die Lerche anfing zu singen, hörte man eines Tages, daß das erste Bataillon nach der Pfalz marschieren wollte. Da wurde der Onkel ganz bleich, er lief in den Stall, zog den Rappel heraus, schwang sich darauf und ritt im gestreckten Galopp mit bloßem Kopfe davon, denn er hatte in der Eile seine Mütze vergessen.

Was hat sich wohl in Lambrecht zugetragen? Ich weiß nichts davon; aber das ist sicher, daß an andern Morgen der Onkel stolz wie ein König mit Frau Therese und dem kleinen Jean zurückkam, und daß es bei uns eine große, fröhliche Hochzeit gab. Acht Tage darauf kam der Commandant Duchêne mit allen Chargirten des Bataillons zu uns. An jenem Tage war die Fröhlichkeit noch größer; Frau Therese und der Onkel begaben sich nach der Mairie, begleitet von einer Menge fröhlicher Gäste. Der Maire, der militärmäßig zum Bürgermeister gewählt worden war, erwartete uns dort, die breitgetrage Schärpe um die Hüften geschlungen. Er schried den Onkel und Frau Therese zur allgemeinen Zufriedenheit in ein großes Register ein, und von da an hatte der kleine Jean einen Vater und ich eine gute Mutter bekommen, an welche ich mich nicht erinnern kann, ohne Thränen zu vergießen.

Ich hätte noch Vieles zu sagen — aber es ist genug für ein Mal. Wenn Gott es erlaubt, so werden wir eines Tages diese Geschichte wieder aufnehmen, welche endigt, wie alle andern, — mit meinen Haaren und dem Tode der Liebenswürdigen, welche man am meisten geliebt hat in dieser Welt.

Ende.

Literatur.

Shelley's Leben und Werke.

(Fortsetzung.)

Der Schatten des Todes, der ihm in den letzten Jahren so oftmals als ein Erlöser von allen irdischen Qual erschienen war, wirft ein geheimnißvoll erhabenes Dunkel über die Elegie, welche in den glühendsten Farben die Reize der Natur und die Qualen einer leidenschaftlich kämpfenden Dichterseele, eines vergeblich die Liebe suchenden Herzens besingt.

Bald nachher lernte er auf einer zweiten Reise nach der Schweiz Mlle Mary Woollstonecraft Godwin, die Tochter des Verfassers von „Caleb Williams“, kennen, und vermählte sich mit dieser edlen, hochbegabten und feingebildeten Dame, welche ihm seitdem in allen Freuden und Leiden des Lebens eine treue Gefährtin blieb. Er verlebte den Sommer des Jahres 1816 größtentheils am Genfersee, und verkehrte dort besonders mit Lord Byron, auf dessen poetische Entwickelung er zu jener Zeit einen bedeutenden Einfluß ausübte.

Traurige Ereignisse erwarteten ihn bei seiner Rückkehr nach England. Er erfuhr in Bath, daß seine erste Gattin in einem Anfalle von Schwermuth ihrem Leben durch Selbstmord ein Ende gemacht habe. Tief erschüttert, wünschte er jetzt, seine Kinder aus erster Ehe zu sich zu nehmen, aber das Kanzleigericht, unter Vorsitz des Lordkanzlers Eldon, that Einspruch dagegen, weil Shelley in seiner „Königin Mab“ Unchristlichkeit und Immoralität gelehrt habe.

Im folgenden Jahre (1817) vollendete Shelley ein großes Gedicht mit 10 Gesängen: „Die Empörung des Islam,“ das er, wie seine damaligen Briefe bemerken, für sein bedeutendstes Werk hielt. Die Kritik ist mit Recht anderer Ansicht; das Gedicht spiegelt in vielen Beziehungen Shelley's Leben und Denken treuer als manche andere seiner Schöpfungen ab, allein dem reinen Kunstgeschmack wird eine derartige, metaphysisch-allegorische Tendenzpoesie niemals sonderlich zusagen.

Shelley's Gesundheitszustand hatte sich während seines Aufenthaltes in seiner Heimath so bedenklich verschlimmert, daß seine Uebersiedelung nach einem wärmeren Klima dringend nothwendig erschien. Er verließ England am 17. Mai 1818 auf Nimmerwiedersehen, und nahm seinen Wohnsitz fortan in Italien. Von Venedig, wo er Byron besuchte, ging er nach Rom und Neapel, und dann wieder nach Rom. Er schrieb in dieser Zeit das Drama: „Die entfesselte Prometheus,“ eine symbolische Verherrlichung des Befreiungskampfes der Menschheit, und das Trauerspiel: „Die Cenci“, welches von Byron in gerechter Beurtheilung das bedeutendste Drama der englischen Literatur seit Shakespeare genannt worden ist. Shelley hatte dasselbe in ersterm Hinblick auf die Bühne gedichtet, und Bestimmtheit gehofft, die Rolle der Beatrice durch Mrs O'Neill, die gefeierte Tragödin des Covent-garden-Theaters, dargestellt zu sehen; allein der Stoff erregte begreiflicherweise ein prunden England zu viel Anstoß, und auch in Deutschland hat bis auf den heutigen Tag jene Bühnendirektion sich das Verdienst erworben, dies Meisterwerk dramatischer Kunst zur Aufführung zu bringen, obschon der Versuch sicher der Mühe verlohnte.

In den Jahren 1818 und 1819 verlor Shelley seine beiden Kinder aus zweiter Ehe durch den Tod, und litt außerdem viel durch Krankheit, sowie durch das rohe Benehmen seiner ihm in Italien begegnenden Landsleute, die ihn als „Atheisten“ höhnten und mißhandelten. Die politischen Schicksale seines Vaterlandes, das unter Castlereagh und des Wüstlings Cosllereagh seufzte, die blutige Schlächterei von Manchester und der blutige Prozeß der Königin Karoline erregten sein lebhaftes Interesse, wie zahlreiche Gedichte aus jener Zeit bezeugen; auch die italienischen Revolutionen sowie den Befreiungskampf Griechenlands begleitete er mit kräftig schwungvolle Hymnen und durch das lyrische Drama „Hellas“, dessen Schlußchor zu den erhabendsten Weissagungen der Poesie gehört.

Shelley verlebte die letzten Jahre abwechselnd in Pisa und den Bädern von Pisa, Livorno, und hegte gegen Ende 1822 eine Wohnung im Dorfe San Arenzo bei Lerici am Golfe von Spezia. Schon in Pisa hatte er häufige Wasserfahrten auf dem Arno unternommen, und es war lange sein Lieblingswunsch gewesen, ein eigenes Boot zu besitzen. Kapitain Roberts erbot sich, ihm ein solches in Genua zu bauen, und am 12. Mai langte dasselbe in Lerici an. Nun jetzt an brachten Shelley und sein intimer Freund, Kapitän Eduard Williams, den größten Theil ihrer Zeit auf der See zu. Nur von einem Schiffszimmermann begleitet, fuhren sie am 1. Juli nach Lvoo no ab, wo Shelley den ihm bestimmten Dichter Leigh Hunt besuchte, und am 8. Juli die Rückfahrt antrat. Auf der Höhe von Via Reggio erhielt ein Gewitterturm das Boot, welches sofort umschlug und die Insassen verschlang. Ihre Leichen wurden an den Wellen begraben.

Die Leiche Shelley's, welche einige Tage später an den Strand trieb, wurde, da die Quarantainegesetze ihre Wegführung nicht erlaubten, in Gegenwart Byron's auf einem am Meeresufer errichteten Scheiterhaufen verbrannt und die Asche auf dem Kirchhofe von Prodestano in Rom neben der Pyramide des Cestius beigesetzt.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischtes.

„Von Kasan bis Barschen.

„Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
„Den schickt er in die weite Welt“ —
aber ich möchte das Amendement
für Oberurpa — Ungarn, Türkei, Rußland
— mit hinzuzufügen erlauben:
Wollt Ihr zu Magyaren,
Türken, Tschechen, Tartaren,
Und Kirgisen fahren —
Mag Dich Gott bewahren!
Daß nicht bei Kalmücken
Nehmunoty Dich drücken,
Edel mag erklingt.

Sag' was sind Schmalzchen?
Die sich niemals mästen.
Und die Dichterweisen?
Die von Kamm nichts wissen.
Aber die Backchiren?
Menschen gleich den Thieren! —

Hinter der Wolga beginnt schon Asien, wie die ältere Geographie gewöhnlich annahm, aber es ist orientalischer Schmutz, nicht Prunk, der sich hier noch erhält. Schon dringt das europäische Verkehrsregiment in immer breiterer Fronte vor und seine Tedger, mindestens tüchtige Vorarbeiter, sind die Russen. Wenn darf es deines daher nicht bedenken, daß sie mit eben solcher Verachtung (laut obiger Versprüche) von ihren östlichen Nachbarn reden, wie wir von den Russen und Polen, die Engländer von uns. Denn ich höre noch die Aeußerung eines britischen Kaufmanns über das schmutzverpestete Berlin, die er, obgleich ich bei ihm zu Gast war, ubereilt aussprach und nachher vergebens wieder gut zu machen suchte durch den Zusatz: „Die Polen stehen ihm neben den Deutschen vorzukommen, wie die Juden neben dem Engländer.“ — Ein Neugriechische schilderte uns einmal den Aermuth des Admirals Miaulis Koraxiskakis durch die mit förmlicher Beschämung ausgesprochene Notiz, daß er nur zweimal die Woche seine Bett- und Leibwäsche hatte wechseln können.

Wir müssen also wohl vorsichtig sein, ehe wir die Urtheile über fremde Völker auf abgekürzte Schablonen und förmlich abstrakte Charakterdefinitionen zu reduziren versuchen. — Ich persönlich kann mich traugen, daß ich seit dem dreitägigen Zusammenleben mit den beiden Simbirsker Russen im Rattenkönigkeben des Bolgadampfers nie ganz, selbst in Moskau von unsern Landsleuten nach gehegte Ansicht, daß diese slavische Hauptnation auch den plattesten slavischen Schmutz und die ärgste Unempfindlichkeit zur Schau trage, für ein plattes Vorurtheil zu erklären mich gezwungen sehe.

Erschienene Neuigkeiten

des Buch-, Kunst- und Musikalienhandels.

Alle hier angezeigten Werke, Musikalien ꝛc. ꝛc. werden durch die Expedition des Trierischen Volksfreund gegen Einsendung des Betrages in Postmarken oder durch Postanweisung franco versandt.

Buchheit, P. B. Der letzte Graf von Bombardier. — 2. Lieferung. — Stuttgart, A. Krapp. 27 Sgr.

Mutterbuchlein. (Fragmente aus Literatur und neuerer Zeit) von Mutterhand. — Basel, „Verein der Bibelfreunde.“ „Bibelgesellschaft.“ — Gr. Quart Schreiben. 1 ℛ. 15 Sgr.

Es leuget kein Feind! Eine Lobrede für Christen aller Bekenntnisse, verfasset von einem Menschen- und Christenfreunde in spanisch-amerikanischer Weise gepredigt wird. — Bremen, Karl Schunemann. 27 Sgr.

Lieder mit Pianoforte-Begleitung.

Krähmer, Emil. Lieder in oberbayerischer Mundart. 1) D'Sternidmmupen 27 Kr. — 2) s'Gebet 18 Kr. — 3) Im Unglück 18 Kr.

Hützel, Wilhelm. Alt' und neue Gedanken. 36 Kr. dito. Abreise. 36 Kr.

Hummel, W. Täglein liegt fort.

Schumann, C. Rob. Vier Duetten für Soprano und Alt. Für eine tiefe Stimme. 27 Kr.

dito. Romanze: Flutherauschen Ebro für Bariton. 36 Kr.

Heinrich, Alfred. Vier Lieder. 54 Kr.

Strauch, Franz. Willst Du Dein Herz mir schenken. 18 Kr.

Claußen, Wilh. Fünf Lieder von Heine für eine Stimme. 1 ℛ. 12 Kr.

Leo, Wh. Sieben Lieder von eine Mutter hat. Für Mezzo oder Bariton. 45 Kr.

Graben-Hoffmann, Gräfin. Wie weh thut Scheiden! für eine Mittelstimme 1 ℛ. 12 Kr.

Piano-Pieces.

Lieb, F. L. Die Abendglocke. 36 Kr.

Behr, Fr. Lu Fée Printemps. Valse gracieuse, — 54 Kr.

dito. Danse des Sorcières. Morceau de Salon. 54 Kr.

Suppe Fr. v. Ouverture zu „Dichter und Bauer.“ 54 Kr.

Strauß, Johann. Franz. „Ich und Du.“ Letzte Ueberlassstücke zu vier Händen. 1. u. 2. Heft. à 36 Kr.

Wagner, Richard. Tannhäuser-Arie von Meyerbeer, leicht arrangirt. 27 Kr.

Burgmüller, Fr. Orpheus in der Unterwelt. 27 Kr.

Faust, Carl. Kurs Haus. Tänze. 8 Hefte à 54 Kr.

Zieherer, C. Zwei Herzen — ein Schlag. — Schnell-Polka. 27 Kr.

dito. Rasch vom Fleck. Schnell-Polka. 27 Kr.

Neumann, C. Fahnlinder-Polka. 36 Kr.

Grobbrin, J. Primavera (die Holde) Nocturne. 36 Kr.

Brunner, Gb. Herbstes Adschied. Melodie. 42 Kr.

Czerny, C. Die Hoffnung. Fantasie und Variationen über „Blümlein traut“ aus der Oper „Faust.“ 42 Kr.

Kreischmer, F. W. Skizzenbuch. Musikalische Bilder. 3 Bände. à 48 Kr.

Speidel, W. Polka brillante. 54 Kr.

Kuhe, W. Fantasie zur Oper „La Traviata.“ 1 ℛ.

Eggbard, J. O du mein holder Abendstern. Romanze aus „Tannhäuser.“ 45 Kr.

Ilgoff, Fr. Conferenz-Polka. 27 Kr.

Schubert, F. C. Die Hugenotten. Potpourri.

Für die Redaction verantwortlich Carl Lueder. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Pfälzer Demokrat

und

Sonntags-Blatt.

Organ der deutschen Volkspartei in der Pfalz.

Wöchentliche Gratis-Beilage zur „Pfälzischen Volkszeitung."

Für Nichtabonnenten der „Pfälz. Volkszeitung" vierteljährlich 18 kr.

Nro. 15. **Kaiserslautern, 10. April.** **1870.**

* Wochenschau.

Der 30. März d. Js. wird in der Geschichte des vaticanischen Conzils mit goldenen Lettern eingetragen sein, da an ihm die Väter zum ersten Male über einen Theil der Vorlage schlüssig geworden sind. Es ist das erste Capitel des Schema's de fide, welches, von der Versammlung angenommen, das erste greifbare Ergebniß der mühsamen Vorberathungen bildet und der Hoffnung auf eine öffentliche Sitzung einen festen Stützpunkt gewährt. Das Schema ist eine ziemlich langathmige Abhandlung mit einzelnen pikanten Stellen. Da heißt es u. A., die Kirche halte die Bücher der heiligen Schrift nicht deßhalb für heilig und kanonisch, weil sie dieselben approbirt habe, oder deßhalb, weil sie die Offenbarung ohne Irrthum wiedergeben, sondern darum, weil sie auf Eingebung des heiligen Geistes geschrieben, Gott zum Verfasser haben. Sehr hübsch ist auch die Auseinandersetzung über das Verhältniß zwischen Glauben und Vernunft, ein wahres Muster ultramontaner Logik. Nicht nur können Glaube und Vernunft, heißt es da wörtlich, niemals in Zwiespalt gerathen, sondern sie unterstützen sich wechselseitig, da die gesunde Vernunft die Grundlagen des Glaubens bewahrt und, vom feinen Lichte erleuchtet, die Wissenschaft von den göttlichen Dingen betreibt, der Glaube die Vernunft von Irrthümern befreit und beschützt und sie mit vielfacher Erkenntniß belehrt. Nach diesem Recepte können sich Glaube und Vernunft allerdings sehr gut mit einander vertragen, meint die „Zukunft", nur schade, daß eine so vom Glauben geleitete Vernunft aufhört, vernünftig zu sein. Was die Canones betrifft, so verlohnt es sich nicht, dieselben wiederzugeben oder zu commentiren: es ist so selbstverständlich, daß die römische Kurie Atheismus und Pantheismus verdammt und in diesen neuesten Glaubensregeln setzt sie das lang betriebene Geschäft des Versuchens mit ungeschwächten Kräften fort.

Unbekümmert um die vaticanischen Anstrengungen arbeitet das italienische Volk unermüdlich an seiner freiheitlichen Wiedergeburt. Auch die Wahlen, die als einen gewöhnlichen Auftauf zu bezeichnen versuchte, hat sich hinterher als der Ausdruck einer gewaltigen Bewegung herausgestellt, welche alle Schichten der italienischen Bevölkerung ergriffen hat und nur des günstigen Augenblicks harrt, das Königthum in die Rumpekammer zu werfen. Wie sehr die Regierung in Furcht gesetzt ist, zeigten deutlich die komischen Vorsichtsmaßregeln, welche die Behörden in Parma getroffen hatten. Sie hatten sich eine Angst vor einer Demonstration, daß sie den geheimen Befehl gaben, man solle die Klöpfel von den Sturmglocken abnehmen; dann wurde der Befehl verändert, es sei noch besser, die Glocken ganz zu entfernen, und in den Bureaux des Municipiums bewahren und bewachen zu lassen. Es fehlt nur noch, meint die „Zukunft," daß man es auch gehörig fand, die Waffen in den Arsenalen zu lassen, und daß man auch diese fortschaffen läßt, damit die Revolution sich nicht ihrer bemächtigen könne! Ist das nicht Alles ein Zeichen der beginnenden Agonie der Monarchie?

In Frankreich ist im Laufe der Woche eine grobartige Komödie in Scene gesetzt worden. Das Kaiserthum zieht sich ein neues Kleid an und das Volk soll seine Meinung abgeben, ob die bunten Lappen gut sitzen. Ob der Kaiser sich nicht irrt, wenn er auf eine Zustimmung der Bevölkerung rechnet? Die Ansichten haben sich seit dem ersten Staatsstreich doch gewaltig geklärt und man hat das napoleonische Regierungsprincip in den Masse zu erkennen und zu würdigen vermocht, daß man sich die Sache heute wohl sehr ernstlich überlegen wird, ob es gerathen sei, mit dem Kaiserreich in constitutionellem Anzug, dessen Seele dieselbe geblieben ist, auf's Neue zu pactiren.

Oesterreich wird in diesen Augenblick wieder einmal in seinen Grundlagen erschüttert und es wird aller Kraft bedürfen, das Staatsschiff nochmals flott zu machen. Es muß weit gekommen sein, wenn die Regierung sich an Ungarn klammert und von ihm Rettung begehrt. — Ungarn wird sich jedenfalls der Calamität des Kaiserstaates erbarmen und das Reich zur dem Verfall retten. Wie merkwürdig sich doch Zeiten und Menschen ändern!

In Norddeutschland gibt die erschreckende Zunahme der Selbstmorde in der Armee der Bevölkerung zu ernsten Betrachtungen Anlaß. Auch höheren Orts soll man sich mit der Angelegenheit beschäftigen und die Absicht haben, die in der kurz das norddeutsche Bundesgebiet geltenden Verordnung über die Disziplinarbestrafung im Heere enthaltene Bestimmung, wonach die Militärbehörde selbst bei Disziplinarmaßregeln, durch welche ihre Untergebenen in der Selbstbestimmung beschränkt werden, nicht weiter gehen dürfen, als dies zur Sicherung der Erhaltung der Disziplin erforderlich ist, bestimmter zu fassen. Also kann dabei herauskommen, wenn der Chef der Heeresverfassung derselbe bleibt? Wenn das Volk nicht selbst die Initiative ergreift und dem Militarismus ein Ende macht, bleibt trotz alledem das Uebel unerhärtet.

In Württemberg beginnt sich's mächtig zu regen, auch dort schreitet das Volk zum Angriff vor, wie sind überzeugt, daß es ihm gelingen wird, die Regierung von ihrer preußischen Krankheit zu heilen.

Die Frühlingsparade der preußischen Garde.

I.

„Und es wird doch Frühling werden!"

Es schneit, es friert, es bläst aus Nord und Ost. Doch Einem Alles Athen aussagt. Und auch nicht Eine Schwalbe kommt, nicht Ein Zugvogel hat sich bis jetzt nur sehen lassen. Böses Zeichen! Nicht Eine?

Armer Jucho!

Ist der etwa die erste Schwalbe des kommenden deutschen Völkerfrühlings?

Armer Jucho! Nicht einmal einen Orden wirst Du dafür bekommen, daß Du die „Reichsverfassung" den Leuten, welche sie unmöglich gemacht, in die Hände, denen, die sie zerrissen dem deutschen Volke ins Angesicht geschleudert, war die Füße genommen, überliefert hast.

Wer gab dir ein Recht dazu?

Viel gelernt hast du sicher nie, aber dessa mehr vergessen, wie es scheint. Sonst hättest du gewiß die „Reichsverfassung" noch eine Weile verwahrt, bis andere Zeiten, andere Menschen gekommen, damit die Auslieferung dieses ehrwürdigen Aktenstückes an diejenigen, in deren Macht es jetzt ruht, kein öffentliches Aergerniß gegeben hätte.

Präsident Simson ist ein sehr ausgezeichneter Präsident, ist ein feiner Kopf, ein scharfer Denker en détail, ein geschmeidiger, die Klippen und Abgründe umtiegender Steuermann politischer Versammlungen. Auch sonst ja ein Ehrenmann — wer will's bezweifeln:

Aber daß er keine Ahnung von der großen Ehre hat, die ihm geworden, als das Geschick ihn berief, die deutsche Reichsverfassung als Vorsitzender des ersten deutschen verfassunggebenden Parlaments zum Abschlusse zu bringen, dieselbe als Erster in der Reihe der Mitglieder des ersten Parlaments zu unterschreiben — das beweist schon der Umstand allein, daß er, sobald sich ihm Gelegenheit bot, von dem hohen Ehrensitze des Präsidenten des ersten deutschen Parlaments herabstieg und sich auf den Präsidentenstuhl einer Versammlung setzte, die aus einer oktroyirten Verfassung hervorgegangen war, einer Staatsverfassung, die von Königs Gnaden die preußische Staats- und die deutsche Reichsverfassung von Volkesrecht über Bord geworfen hatte. So herabsteigend von dem ersten Ehrensitze der deutschen Nation zu dem Sessel, den die Machthaber der Zeit ihm mit dem Fuße hingeschoben, hat der Präsident „für Alles" bewiesen, daß er nicht nur kein Bewußtsein der hohen Ehre, die ihm geworden war, hatte, sondern daß auch kein mannhaftes Rechtsbewußtsein sein Herz belebte.

Die deutsche Reichsverfassung war aus einer gesetzgebenden Versammlung hervorgegangen, die das ganze deutsche Volk mit Zustimmung aller deutschen Regierungen auf Grund eines Erlasses des Bundestages und der Bundesregierungen gewählt hatte, mit dem Auftrage, Deutschland eine Verfassung zu geben. Trotz der Revolution, die 1848 in Paris, Berlin, Wien stattgefunden hatte, wies das Vorparlament in Frankfurt die Revolution, als sie, durch Hecker vertreten, verlangte, daß das Vorparlament die Verfassung und Regierung Deutschlands einseitig feststellen solle, zurück und forderte die gesetzlich bestehende Regierungs-Macht in Deutschland, den Bundestag und die Bundesregierungen auf, im Wege der Ordnung und des Gesetzes eine verfassunggebendes Parlament zu berufen. Und so geschah es auch!

Und das erste Wort ungefähr, das der erste Präsident des so berufenen verfassunggebenden Parlaments, Gagern, sagte, hieß: „Der Wort sei die Volksmacht zur Schaffung der Verfassung des ganzen Reiches, sie liegen in der Souveränität der Nation!" Die gesetzlich herrschenden Mächte in Deutschland, der Bundestag und die Regierungen, hatten diesen Beruf, diese Volksmacht der souveränen Nation — anerkannt durch die Berufung, durch die auf ihre Anordnung und unter ihrem Schutze vorgenommene Wahl des Parlaments. So war der Rechtsboden geretlet, so wurde die Verfassung, welche das Parlament fand, das neue Grundgesetz der Nation.

II.

Die Feinde der „Volkssouveränität", sie bekämpften anfangs schweigend, im Geheimen unterwühlend, nach und nach offener, endlich mit Gewalt das neue Recht, das neue Grundgesetz der Nation. Sie hatten dazu ihre Gründe, sicher ebenso ehrenhaft, wie die Freunde der Volkssouveränität die ihrigen für ihre Ansichten — wer darf es bezweifeln, es leugnen, daß ihr Weg allein die Nation zum Heile führen werde, unser Weg zum Abgrunde? Aber in

Digitized by Google

diesem Glauben zerstörten sie, sobald sie die Macht dazu wieder hatten, unser Werk des „deutschen Volkes“ Werk, das, so lange sie ohnmächtig waren, über sich ergehen lassen, das sie fördern mußten, dem sie den Rechtsboden selbst erringen zu helfen, sich herbeiließen, zerstörten sie es mit Gewalt und setzten an seine Stelle, was ihnen zu sagte, eine altregierte Staatsverfassung von Königs Gnaden und endlich mit Hilfe der Revolution von Oben 1866 auch eine Art Reich, den norddeutschen Bund, auf einem der Trümmer zerbrochenen deutschen Volkes. Armer Jucho!

Was half da gebacht, als da die deutsche Reichsverfassung an Herrn Simson überschickt, damit dieser sie dem Herrn Bundeskanzler Grafen Bismarck übergebe?

Ob Herr Simson so viel Mannesstolz, Bürgerrechtsbewußtsein hat, wie dazu gehört, um den weltgeschichtlichen Hohn zu begreifen, der darin liegt, daß du, armer Jucho, ihm — dem Vorsitzenden des deutschen Parlaments, welches den „Beruf und die Vollmacht“, eine deutsche Verfassung zu machen, von Regierung und Volk zugleich erhalten hatte, die Reichsverfassung überschickte, damit der Vorsitzende des norddeutschen Reichstags, den die Schlachten von 1866, die Deutschland zerrissen, zusammengetrieben haben, diese Reichsverfassung zurückgewinne, sie in Trümmer schlagen helfen, so weit es in ihrer Macht lag!

Aber die Sieger von 1849 und von 1866, die haben Stolz und Selbstbewußtsein genug, um den Hohn zu unterdrücken, der in ihren Herzen aufsteigen mußte, als Präsident Simson und Sekretär Jucho des verfassunggebenden deutschen Parlaments vor ihnen standen und ihnen die „Reichsverfassung“ zu Füßen legten.

Aber was wollt ihr denn mehr, ihr ewigen Zweifler und Mahner, höre ich Freund Sound-So — der mit in Frankfurt die Verfassung unterschrieb und der jetzt im norddeutschen Reichstag hilft, den Gesetzen etwas zu weiterreichende freiheitsfördernde Spitzen abbrechen — was wollt ihr denn mehr, haben wir nicht beim „Königsessen“ am 22. gesungen:

Was ist des Deutschen Vaterland?
Das ganze Deutschland soll es sein!

Und haben wir uns nicht Alle vom unsern Sitzen erhoben und haben dem Liebe Arndt's die rechte Ehre angethan?

Was wollt ihr mehr!“

Es ist etwas! Es liegt ja ein kleiner Fortschritt darin!

Noch vor kaum 6—8 Wochen sollte bei einem Feste in Dresden das Lied Arndt's gesungen werden, als die nationalvereinlichen Tonangeber des Festes zusammenliefen und das Lied zu singen verboten.

Und heute, beim Königsfeste, beim Geburtsfeste König Wilhelm's des Ersten, treten einhundert Mitglieder des norddeutschen Reichstages — alle rechts hausend von der Fortschrittspartei — zusammen, um des Königs Geburtstag durch Essen und Trinken, Sprechen und Singen würdig feiern zu helfen, und — stimmen das Lied Arndt's: „Das ganze Deutschland soll es sein!“ an, und erheben sich dabei von ihren Sitzen, wie es so Brauch ist, wenn die Brust beim Singen nicht durch den Magen benachtheiligt sein soll.

Uns schien das Gefühl der Nationalliberalen in Dresden vor 6 Wochen noch berechtigt. „Kalt und in Ruhe mit dem Lied Arndt's, das für uns, die wir Deutschland haben vertheilen helfen, keinen Sinn mehr hat, das uns wie Gewissensbisse und Ihr klingt, das uns an Jugendsünden erinnert, wenn es in unseren Herzen wiedertönt. Weg damit, das ist heute für uns ein Gespenst, das uns in unserer Ruhe stört!“

In der That, dies Gefühl schien uns noch vor sechs bis acht Wochen nicht nur berechtigt, sondern auch thatsächlich herrschend in den tapferen Herzen der Freunde des Herrn Treitschke und seiner Mitarbeiter.

Und nun sagen sie auf einmal: „Das ganze Deutschland soll es sein!“

Was ist vorgefallen unterdeß?

„Nun, Graf Bismarck hat in der badischen Debatte gesagt: Wir sind über den Zweck ganz einig, den wir erstreben, nämlich: Einigung des gesammten Deutschlands!“

Jauchzlocken!

Chor: „Das ganze Deutschland soll es sein!“

Aber —

„Einigung des gesammten Deutschland?“ — Was heißt denn das im Munde des Herrn Grafen Bismarck?

„Sieht an,“ ruft mir Freund Sound-So zu — „nun zweifelst du wieder! Nun fragst du wieder! Mit euch ist gar nicht auszukommen.“

Aber „Einigung des ganzen Deutschland“ heißt doch sicher etwas Anderes im Munde des Grafen Bismarck, als es z. B. im Munde des Grafen Beust oder etwa im Munde Jacobs's oder C. Mayer's heißen würde.

(Schluß folgt.)

Zum Andenken an den 18. März 1848.

Herr Jak. Venedey hielt neulich in einer außergewöhnlich stark besuchten Versammlung des „Berliner Arbeitervereins“ einen längern Vortrag, über die Einheitsbestrebungen der Deutschen in den genannten und namentlichen denselben vorangegangenen Jahren. Ich will Ihnen geschichtlich berichten, führte der Redner aus, wie es gekommen, daß wir 1848 die Hand auf die höchsten Hoffnungen legten und wie es dann wieder gekommen ist, daß wir so bald Alles verloren haben. Die deutsche Nation war seit dem 30jährigen Kriege keine Nation, sie war nur ein Haufen. Das alte Reichsbewußtsein, durch die Reformation auseinander zerrissen; mit dem Verfall der Hansa, der östlichen Adriaküsten den der politische. Bald wurde es den Jesuiten möglich, vorzugsweise vermittelst des Trienter Concils ihr „Verfluch“ den Protestanten zuzuwerfen, die Gegensätze zu schärfen und zu schüren und so kam es, daß die Deutschen sich gegenseitig zerfleischten, wie es erst fand der dreißigjährige Krieg. Da war von einem Nationalbewußtsein keine Spur mehr vorhanden und so wieder im siebenjährigen Kriege, wo die einzelnen Theile der deutschen Nation ebenso unbewußt kämpften. Erst die Literatur brachte uns die nationale Einheit wieder zum Bewußtsein. Schiller ist unbewußt der geistige Vater des deutschen Nationalbewußtseins geworden. Das allein hätte jedoch nicht genügt, wenn nicht ein Glück dazu gekommen wäre, das freilich — wie fast immer bei den Deutschen — mit dem Unglück begann. Die französische Fremdherrschaft rüttelte die Geister, es erklangen die Stein, die Arndt, die Fichte; diese Männer haben nicht nur den nationalen Gedanken am lebhaftesten unserem Volke mitzutheilen verstanden, sondern auch die Fürsten gezwungen, diesen Gedanken mit aufzunehmen. In der Proclamation der Fürsten von Kalisch finden wir sie zum ersten Mal wieder offiziell von der Wiederherstellung des deutschen Reichs reden. Zu diesen Zeichen stegte die deutsche Nation sie vertrieb die Fremden, setzte die Fürsten wieder ein, die sie dann sehr bald für Verbrechen ansprechen und jede noch so einfruchtsvolle Erinnerung daran als Hochverrath bestrafen. Wie sehen nun Arndt, Fichte, Görres — dessen Zeitschrift „der Merkur“ die sinste Macht genannt wurde, — zu selbst den großen Staatsmann Stein, des Amtes entsetzt, verbannt. Wir sehen die Fesseln gefüllt mit den besten und edelsten deutschen Patrioten. Aber gerade diese Verfolgungen waren das beste Mittel, den nationalen Geist des deutschen Volkes nach zu halten. Im Jahre 1832 wagte man auf dem Hambacher Fest mit der Forderung der Volkskammer beim Bundestage in Frankfurt hervorzutreten. Aber erst in den Jahren 1846 und 1847 wurde der geistige nationale Aufschwung des Volkes lebendig. Die Vorgänge in der Schweiz, in Italien und auch in Preußen gaben den Anstoß. Im October 1847 traten in Heppenheim einer Anzahl deutscher Patrioten zusammen, die zunächst von der wirthschaftlichen Einheit ausgehen wollen; ihnen gehört der Gedanke des Zollparlaments. Von nun an nehmen die Dinge einen raschen Verlauf. Sie wissen, wie die besten und edelsten deutschen Männer, ohne ein anderes Mandat zu besitzen, als das, Träger des deutschen nationalen Gedankens zu sein, im März 1848 sich als Vorparlament constituirten. Bald sehen wir die deutschen Regierungen gezwungen, das deutsche Parlament selbst einzuberufen, die Ausschreiben an den Wahlen erfolgten. Redner schilderte nunmehr in glühend begeisterten Worten die ersten Tage und Wochen des deutschen Parlaments, die zuerst an dasselbe immer höher steigenden Hoffnungen und wie diese bald sanken. Die Zwietracht begannen. Der Antrag der moralischen Macht des Parlaments auch eine materielle hinzuzufügen, ein Parlamentsheer zu formiren, er wurde gegen die wenigen Stimmen der republikanischen Partei (Venedey, Jacoby, H. Simon) verworfen. Aber selbst die moralische Macht hatte noch ausgereicht, um sehr viel gutes zu schaffen. Da kam der Malmoer Waffenstillstand, die Zusammensetzung zu demselben vernichtete auch diese moralische Macht! Zehler auf Zehler, Ausschreitungen der Parteien rechts und links häuften sich nun. Der Aufstand in Frankfurt, die Ermordung Lichnowsky's — der nicht von der deutschen Nation, nicht vom Parlament, sondern von einem Pöbelhaufen gemordet wurde — sie boten den Regierungen der wieder aufkeimenden Reaction eine willkommene Handhabe zur Untergrabung des Parlaments, und als das freie deutsche Parlament zerstoben, unter dem Staatsrecht, unter dem Belagerungszustand fortsetzen, da war sein Ende so gut wie gekommen. Redner schilderte sehr ausführlich, durch welche Intriguen die Majorität des Parlaments dahin kam, den Erbkaiser Johann zum Reichsverweser zu wählen — einen großen Fehler, denn er sich nicht wählen können. Die begangenen Fehler rächten sich so sehr, daß man schließlich sogar gezwungen wurde, um nur noch etwas zu retten, einen Könige, der sein Parlament mit Waffengewalt auseinandergetrieben, den Belagerungszustand proklamirt und die Verfassung octroirt hatte — die Kaiserkrone anzubieten — Redner berührt sodann noch kurz das Scheinwerker Rumpfparlament und verweilt mit Wehmuth bei dem letzten Akt in Baden, bei der Ermordung W. Trützschler's. Er schließt unter lang anhaltendem Beifall mit den Worten des alten Arndt: „Weder die Freiheit noch den Himmel gewinnen die Halben!“ — Ein Arbeiter Wenner trug sodann ein selbst verfaßtes Gedicht zur Erinnerung an die Märzgefallenen des Jahres 1848 vor.

Aus Preußen.

Unser nordischer Freund, ein hochstrebender Schulmann, sendet uns ein kleines Gedicht, welches zum Neujahrstage im Parteikreise seiner speciellen Heimath eine begeisterte Aufnahme fand. Für uns ist es ein ermunterndes Zeichen, unermüdlich vorwärtszustreben; des preußischen Volks sind wir seiner Zeit trotz Bismarck und Nationalliberalismus sicher.

Motto: Viele sind, die da hören,
Wenige aber sind, die da glauben!
(Jesus.)

Das Thor der siebziger Jahre steht
Den Söhnen des Säculums offen — !—
Doch wie auch das Auge verlangend späht: —
Der Zukunft Nebelschleier umweht
Noch all' unser Bangen und Hoffen.

Nur leuchtet sein Sternbild im wolkigen Flor!)
Und dem schattenumwogten Portale
Mit glühendem Zauber ein herrlicher Chor
Ruhmprangender Namen sieghändend hervor
Mit herzerneuerbendem Strahle.

Mazzini — Europa's Jefferson —
Mit Bakunin und Hecker,
Garibaldi dazu — unser Washington —
Sie begeisterten auch in Hispaniens Schoß
Castelar, Neu-Iberiens Erwecker.

Brigbt, Ledru-Rollin, Mieroslawski erglühn
Für den Kampf auch im achten Jahrzehnd.
Und Klapka und Kossuths Lorbeer blühn
Noch wie Freiligraths Kränze, frischkühnig und grün
Auch die greisesten Locken umwehend.

Und Kinkel und Ruge, Jacoby, Karl Schurz,
Riccierdi, Garrido und Herzen,
Guenbette, Rafael, Schulze-Delitzsch — kurz
Oft, West, Nord, Süd: ein Wogensturz
Wie Bergströme wachsend im Märzen!

Ihr heiligen Freiheitsapostel der Welt —
Vorleuchtend auf ihren Bahnen!
Wie Sterne dem Wanderer glühn, so erhellt,
Der Glanz Eurer Namen das dunkle Feld
Der kommenden Revolutionen!

Das Thor der siebziger Jahre steht
Den Söhnen des Säculums offen — *)
Prophetisch aus früheren Jahrhunderten weht
Um die kriegerischen Jahre die Glanzmaskität
Jener Welttrepublik, die wir hoffen!

*) 1572 begann die Erhebung der ersten völlig freien Bundesrepublik d. Weltgeschichte. — nämlich der 7 vereinigten (ehemeral:) Staaten von Holland. Sie erhob sich gegen die spanischen Habsburger, wie die halbfreiadie Kantonrepublik der Schweizer Eidgenossenschaft gegen die österreichisch-deutschen Habsburger, deren 1. z. Ahnherr Rudolph 1273 auch der Schweiz nach Osten zog und so der Bauernrepublik der 4 Waldstädte Luft machte. 1273 — 1572 — 1776. Das 1776 entstand, weiß jedes Kind; und wenn wir die 3. Säculariefe der 3. germanischen Bundesrepublik feiern, dann sind die vereinigten Staaten Europas republikanisch nahe herbeigekommen.

Digitized by Google

Warum Jäneburg sich nicht ergeben hat.

Episode von 1815
von Krekkmann-Chatrian.
(Uebersetzt für den Pfälzer Demokrat.)

Die Bergieste Hüneburg, ganz in Stein eingehauen, lag auf der Spitze eines senkrechten Felsens, und beherrschte weit und breit Gebirge der Vogesen, welches das Gebiet der Meurthe, der Mosel, sowie der Rheinpfalz von der Niederung des Elsasses trennt.

Im Jahre 1815 war das Commando von Hünenburg dem Erbprinzenten der alten Garde Jean Pierre Noel anvertraut; dieser hatte die Bogesen bis links Bein verlassen und mache dafür auf dem Schlachtfelde decorirt.

Dieser würdige Commandant war ein Mann von 5 Fuß 2 Zoll. Er hatte eine häßlich geformte Nase, dicke sinnliche Lippen, seine grauen Augen strahlten von Energie.

Jean Pierre Noel war ein jovialer Charakter; er liebte den zwiebelgelben Burgunder, den Schinken und die hausgemachten Würste über Alles.

Dieser würdige Commandant hatte unter seinem Commando eine Compagnie Artillerie, deren Mehrzahl mager und ausgetrocknet war wie dürres Holz; sie trugen lange, graue Capoten und schnupften geschwungweisen Tabak. Man sah sie auf den Wällen herumgehen, in den Abgrund hinunterstehen und in der Ferne herumreiten; sie verschwanden in den dunklen Schlünden, sowie des Horizontes, das klare Wasser der Cisterne hatten auf ihren Gesichtern das Siegel fortdauernder Einförmigkeit und Langeweile aufgedrückt.

So war das abwechslungsreiche Leben der Hünenburger beschaffen, als am 22. Juni 1815 gegen 5 Uhr Abends der Commandant Jean Pierre den Befehl gab, den Appell zu schlagen um die Garnison unter die Waffen zu rufen. Er stieg auch sogleich hinunter in den Hof der Kaserne, den eckigen Hut über die Ohren gestülpt, seinen langen Schnurrbart aufgedreht und die rechte Hand in der Westentasche.

„Meine Kinder," rief er, als er vor der Front erschienen war, „Ihr seid auf dem Wege zur Ehre und zum Ruhm. Nur immer vorwärts, so werdet Ihr zu etwas kommen, Ihr und ich; ich sage es Euch zum Voraus. — Wir werden heute von dem General Napp, Commandant des 5. Armeecorps eine Depesche, welche mir anzeigt, daß 60 000 Russen, Oesterreicher, Bayern und Württemberger unter dem Commando des Fürsten Schwarzenberg der Mosel bei Coppenheim überschritten haben. Ferner ist nur 3 Tagemärsche von uns. Es scheint sogar, daß die Kosaken schon Kundschafter ausgesandt haben bis in unsere Berge. Wir werden ihnen in das Weiße der Augen sehen!"

„Meine Kinder, ich zähle auf Euch, wie Ihr auf mich zählen könnt. Daß wir die Hütte eher in die Luft sprengen, als sie zu ergeben, versteht sich von selbst; aber vor der Hand handelt es sich darum, den Platz zu verproviantiren: Keine Rationen, keine Cavalerie — die Mittel sind vorhanden für Alles — das ist mein Grundsatz! Sergeant Farges, Ihr werdet Euch mit 30 Mann in alle umliegenden Weiler und Dörfer begeben, bis auf 3 Stunden von der Festung. Ihr werdet die Hand auf das Vieh, auf die Lebensmittel und auf alle Flüssigen und festen Substanzen legen, welche Ihr finden, und welche der Garnison zu erhalten. Ihr werdet alle Wagen in Beschlag nehmen für den Transport der Lebensmittel, sowie auch die Pferde, die Esel und die Ochsen. Können wir sie nicht ernähren, so werden sie uns ernähren! Sobald der Zug bereit ist, so kommt Ihr auf den Platz zurück, indem Ihr so viel wie möglich den Weg über die Höhen nehmt. Das Dieß sagt Ihr vor Euch her mit Ordnung und Disciplin, und Ihr werdet dafür sorgen, daß sich keines der Thiere verlaufe, denn das wäre so gut wie verloren.

„Kommt etwa eine Hand voll Kosaken, Euch zu umringen, so laßt Ihr die Beute nicht fahren — im Gegentheil — ein Theil der Bedeckung wird sich ihnen gegenüberstellen, während der andere die Heerde unter die Kanonen der Festung treiben wird. Auf diese Art werden Diejenigen, die getödtet werden, den Trost haben, zu denken, daß die Andern sich wohl befinden und Lebensmittel haben, um die Belagerung auszuhalten. Man wird ihre Aufführung bewundern von Jahrhundert zu Jahrhundert und die Nachwelt wird von ihnen sagen: Jafob, Andreas, Joseph waren Tapfere!" —

Begeisterte Rufe: „Es lebe der Kaiser! es lebe der Commandant!" folgten dieser Rede. — Die Trommel ertönte; Farges zog majestätisch seinen Säbel, ordnete seinen kleinen Trupp in Colonne und commandirte zum Abmarsch.

Die Beterenen zogen ab und Jean Pierre Noel folgte ihnen mit dem Blick, die Arme über der Brust gekreuzt, bis sie hinter dem freien Platze verschwanden.

Nachdem der kleine Trupp von Farges den bewaldeten Abhang des Homberges erstiegen, welcher die drei Dörfer Hasenbruck, Wechenbach und Rotenwein beherrscht, machte er Halt auf dem Plateau des „hohlen Felsens". Es war ungefähr 9 Uhr Abends. Der Mond erschien hinter den hohen Tannenwäldern. Farges und der Corporal Lombard saßen am Fuße eines Baumes, mit dem Gewehr zwischen den Beinen und besprachen ihren Angriffsplan, als ein verwirrter Lärm plötzlich aus dem Thale heraufstieg. Der Sergeant erhob sich ganz überrascht und schaute Lombard an, welcher, schnell wie der Gedanke, auf die Erde kniete und sein Ohr an den Fuß von Baumes legte. Eine er so unbeweglich mitten in der Finsternis kniete, und seinen Athem zurückhielt, um das geringste Murmeln aufzufangen, hatte man ihn für einen Wolf auf der Lauer halten können.

Da indessen kein anderer Lärm als das Zittern des Laubwerkes zu hören ließ, so wollte er sich wieder erheben, als ein Windhauch von Neuem den Tumult aus dem Grunde der Schlucht heraufbrachte, aber dieses Mal viel deutlicher. Es war das verwirrte Rollen, welches der Marsch einer großen Truppe hervorbringt, begleitet von dem dumpfen Tönen einer Trompete von Rinde.

Der Corporal erhob sich sogleich langsam; ein erstickes Lachen spaltete seinen Mund bis an die Ohren, und seine Augen funkelten in dem Schatten.

„Die haben sie!" sagte er, — „ha! ha! ha! wir haben sie!"

„Wen denn?"

„Die Bauern! Ach! die Lumpen! sie flüchten sich in die Wälder mit ihrem Vieh. Man hat sie gewarnt — welch ein Glück!"

Darauf glitt er mit einer Bewerkung, beinahe auf allen Vieren in das Gebüsch hinein. Man sah einen nach dem andern der Veteranen aufstehen, sein Gewehr ergreifen und hinter den Tannen verschwinden. Die Vorposten ahmten ihnen nach und Nichts rührte sich mehr in dem Dickicht.

Die kleine Truppe hielt sich seit einer Viertelstunde verborgen, als 2 Gebirgsbewohner im Grunde der kleinen Lichtungen erschienen. Sie erstiegen langsam die Schlucht. Als sie den platten Felsen erreicht hatten, hielten sie an, um Athem zu schöpfen und die Fortsetzung einer unterbrochenen Unterhaltung aufzunehmen.

Der Erste war groß und mager; er hatte einen ungeheuren Regenschirm unter dem linken Arme, einen dreieckigen Hut auf dem Hinterkopfe und das Profil eines jungen Kalbes.

Der Zweite war gleichfalls mit einem Dreispitz bedeckt und hatte Lombard gegenüber, sein fein feines und ärgstliges Gesicht war vom Monde hell erleuchtet; seine spitze Nase, seine lebhaften Augen, seine spöttischen Lippen und das Ganze seiner kleinen Gestalt zeigten den Dorfdiplomaten an.

„Herr Bürgermeister," sagte der kleine Mann zum großen Magern, „Sie haben Unrecht, sich Kummer zu machen. Ihre Stelle gehört Ihnen — Petrus Schmitt wird sie nicht stehen!"

(Schluß folgt.)

Das Hauner-Testament.

Hadt Ihr den Doctor Robert Lebleton zu London gekannt?

— Nein! Ich auch nicht, denn er ist schon lange todt. Dies thut aber nichts zur Sache und ich will eine Geschichte von ihm wiedergeben, die mir einmal ein alter Engländer auf dem Dampfboote erzählt hat.

Doctor Lebleton war sehr reich, etliche 70 Jahre alt, unverheirathet und — ein Geizhals erster Klasse.

Obgleich er in London lebte, so brachte er doch wegen seiner Gesundheit stets die letzten drei Sommermonate auf dem Lande, dreißig Meilen von London zu.

Eine Haushälterin, saß eben so alt wie der geizige Diener des Arztes, bewachte während dieser Abwesenheit die stille Wohnung, ohne irgend welcher Jemand um sich zu haben als ihre Katze — In London giebt es bekanntlich eine reiche Anzahl Gauner, die immer darauf bedacht sind, wie und wo sie ihr Stückchen ausführen wollen.

Unsere Lips Tullane waren keineswegs solche niederen Diebe, sondern ausgeleimte filtrirte Burschen, die nicht ohne Scharfsinn zu Werke gingen. Diesmal hatten sie sich nun das haus des Doctors Lebleton zu ihrem Wirkungskreis erkoren und trafen deßhalb umgekäumt die nöthigen Anstalten.

Eines Morgens zeigte an die Thür geklopft. Die Alte schaut mit brownfarner Nase zum Fenster hinaus und erblickt zwei Herren in Trauer, begleitet von einer Gerichtsperson und einem Schreiber.

Sappermend! was mag das bedeuten, murmelt die Alte und humpelt nach der Thür, an welche aber mals und in stärkern Schlägen geklopft wird. Sie öffnet. Die Fremden treten mit Wächtern ein, die eher einer Abentheuerke als einer menschlichen Bildage glichen, grüßen wehmüthig und verkünden der Alten den Tod ihres Herrn.

Ach! du barmherziger Himmel! ruft die getreue Wächterin des Hauses. Todt! todt! und ich weiß kein Wort davon. Die Alte heult, der Katze heult.

Zwei der eingetretenen Herren gehen sich als Erben des Doctors zu erkennen, indem sie ein wohlbesiegeltes Testament aus der Tasche ziehen. Das Wehgeschrei lockt reiche Nachbarn herbei, bei deren Anblick der schwarzen Herren sich wieder entfernen wollen. — Was gibts? was ist geschehen? der alte Doctor ist gestarben! — Ja! er ist in Frieden entschlafen, sodem soll das Testament eröffnet werden, welches die Nachbarn in der schönsten Ordnung finden.

Die Gerichtsperson schüttelt ihren Stab — das Testament wird verlesen. Die Alte, welche bei den Worten, „meine Seele empfehle ich dem Himmel", wiederum ihre Thränendrüsen in Contribution gesetzt, hielt jedoch plötzlich inne, als mehrere Legate verlesen wurden. Jetzt erklang auch ihr Name, bei dessen Nennung sie wie ein Faß im Krause die Ohren spitzte. Als sie nun aber gar vernahm, daß der alte gute Herr, Gott habe ihn selig, ihr aus Erkenntlichkeit 2000 Pfund vermacht, da war Jammer und Herzeleid aus der Ecke und ihr Gesicht glänzte wie das einer Braut beim Anblick der gefüllten Leinwandkammer.

Die Nachbarn wünschten ihr Glück und gratulirten, als wenn Neujahrstag vor der Thür wäre. Als sich dieselben entfernt, trugen die Erben die Gerichtsperson, wie sie sich hier zu verhalten haben, um nach den üblichen Gesetzen die Erbschaft in Empfang zu nehmen. Der Gerichtsherr bedeutet ihnen mit wichtiger Miene, daß man vor allen Dingen zur Versiegelung der hinterlassenen Effecten schreiten müsse.

Der Mann der Gesetze wirft sich in die Brust und fordert die Schlüssel, welche die Alte willig und ohne Widerrede ausliefert. Alle Schränke und Kommoden werden geöffnet, Tinte, Feder und Papier sind bei der Hand, man fängt an, das Inventarium aufzunehmen.

Während dies geschieht, nimmt Einer der vermeintlichen Erben die Haushälterin bei Seite und flüstert ihr ins Ohr: „Gute Frau! die Sache wird ziemlich lange dauern, bis wir Alles in Ordnung nicht so lange trocken da sitzen lassen. Hole Sie doch einige Erfrischungen." Bei diesen Worten drückte er ihr eine Guinee in die Hand, um das Nöthige aus der Nähe herbeizuschaffen. Die Alte trippelt fort. So wie sie den Rücken gewendet, ging es ans Einpacken. Die Erben, Gerichtspersonen und Schreiber fuhren wie die Hamster im Zimmer herum und steckten ein, was an Geld und Kleinodien zu finden war.

Die Haushälterin, indessen zurückgekehrt, trägt auf, schenkt ein und ist hinten und vorn. Da sie auch ein Glas bekommt, so löst sich ihre Zunge und sie wird ungemein gesprächig. Man trinkt ihr zu, rühmt die vielfältige Treue und versiegelt in ihrer Gegenwart. Als dies vorüber, scheidet man mit der freundlichen Versicherung, auf Alles im Hause wohl Acht zu haben, bis das Testament in Erfüllung wäre.

Die Alte macht einen Knix über den andern und begleitet die hochedeln Herren bis an die Haustthür, welche sie dann sorgfältig verschließt.

(Schluß folgt.)

Von Kasan bis Warschau.

(Fortsetzung.)

Was soll ich nun weitläufig auseinanderlegen, wie zahlreiche Nationalrussen ich reinlich und sauber in jeder Beziehung sah, bis auf einzelne Volksgewohnheiten, die so auch z. B. an den Nordamerikanern uns unausstehlich sind. Franz Löhr erzählt, wie ein solcher in St. Louis im feinen Hotel aber die deutsche Vorstadt ausdrückte, wo Alles nach Bier und Tabak riecht, — während in dem nämlichen Augenblick der Yankee selbst einen Mundvoll gehörig Flüssigkeit aus seinem gepriesenen Kautabak fortspritzte. Man sagt, die asiatische Barbaren drecke selbst bei kulturbeleckten vornehmen Russen weder durch, ich will aber die hochgebildeten Negerbarone doch nicht für asiatische Barbaren erklären; geschweige denn Haustnechtmörder und Rockdurchspießer in Preußen. Worte! Worte! Der Mensch ist (wie

Digitized by Google

Oliver Goldsmith seine alte Frau Plarrerin das so thöricht auszbrechen tödtet) der Mensch ist wie Gott ihn gibt: nett iß, was nett thut. Nun aber verstehe man nur alle Verhältnisse richtig zu schätzen und man wird nicht irre gehen, wenn man mitgetheilt als allgemeinen Grundsatz aufstellt: der Mensch ist, wozu ihn seine Verhältnisse machen. Der leibeigene Russe war träg; der Freigelassene durchzieht ganz Rußland auf Arbeit. Der communistische Bauer war indolent, mit der neuen Landesverfassung hingegen auch die Betriebsamkeit, und damit die individuelle Selbstständigkeit. — Ebenso weiter im Osten; ein Kunstgärtner aus Akrachan sagte mir es sei gefährlich, einem Kalmückenhorst zu nahe zu kommen, da diese Rasse raubmörderisch von Natur sei. Eine jüdische Tante, mit der ich zurückkehr und deren Bemühen man auf eine halbe Million schätzte, war den ganzen Sommer in einer Kalmückenhorde als Kumiß, oder Pferdemilchkur gewesen und konnte die Herzensgüte der, freilich gutbezahlten Wirthsleute gar nicht genug loben, von Lebens- und Gesundheitsgefahr keine Rede.

Als das erste Tschuwaschenweib an Bord unseres Dampfers kam — schade, daß ich meine flüchtige Skizze nicht zahlreich genug copiren lassen konnte, um den Lesern gleich den hübschen Anschauungsweg zu eröffnen — nun, also hübsch, ja beleidigen und schlechthin das hohe süße häßliche Weib durch ihre ästlichen Begleiterin! — Als ich aber ihren Mann sich von ihr verabschieden und sie so herzlich und rührend küssen und ermahnen sah, daß sie sich warm halte und häßlich trocken unter das Heilvach sehe, mußte ich mich doch gestehen, daß die Bescheidenheit deutscher wohlwollender Billigkeit und cosmopolitischer Einsicht, wie sie der fromme Freiheitssänger und Edelmann ausbricht: — „Ueberall weht Gottes Hauch; heilig ist wohl manches Brauch." Und man gar die Thiersinsel! Was soll ich sagen von ihnen sagen, als daß sie bei ihrem Schöpfer gibt? Ihr Districts-Chef, Herr Fenenko in der Tschersmissenhauptstadt Kusmodemiansk behauptet, sie seien langsam, melancholisch, eigensinnig, verschlossen — aber durchaus ehrlich! Der Diebstahl erscheint ihnen als das größte, fast einzige Laster, und ihre Volksobrigkeiten bestrafen ihn auf das strengste, ohne daß je die russischen Gerichte nöthig hätten, sich hineinzumischen. — Sie haben ihre selbstständigen aber gehemmen Gesetze, mit eigenthümlicher Schrift und ein allgemeines Oberhaupt, dessen Palais in tiefes Gebirgsthal gebaut ist, scheinbar befolgen sie russische Christengebräuche, aber im Grunde sind sie noch ebenso streng dem finnischen Heidenthum ergeben, wie ihre sehr defreundeten, aber raffenmäßig, scharfgeschiedenen türkischtartarischen Nachbarn, die Tschuwaschen, und bereu sie einzeln Mythologie und Lebensvorschriften haben, trotz der verschiedenen Sprachen. Ihr oberster Gott heißt schreckmissisch Jum a, ehstnisch Jumel, aber im Tschuwaschendialekt ganz allständlinavisch: Thors. Seine Frau knüpft ist die Sonne, also weiblich wie im Deutschen. Natürlich opfern sie auch noch ins Angehenm; kaufen die Weiber und heirathen sie unter heidnischen Bräuchen, unbeschadet der kirchlichen Trauung. Die Eheleute müssen den ersten Monat im Kornspeicher wohnen. Uebrigens erblickt der Bräutigam, wie Jacob die Lea, seine Braut erst am Hochzeitstisch, wo sein Vater ihr den Schleier abnimmt und sagt: „Mein Sohn, da siehe Dein Licht! Glück zu Brod und Kindern!" Die Braut darf nie aus demselben Dorfe sein, das wäre so sündlich, wie auf Geschwisterehe, die heiligste der Ehen. Sobald die junge Frau, die immer ins Haus ihres künftigen Gatten getragen werden muß, zum ersten Mal hinausgeht, besucht sie zuerst den Zauberer, kniet vor ihm nieder und er reicht ihr eine Schale Bier mit einer hineingeworfenen Münze. Sie trinkt breimal, nimmt die Münze heraus und verwahrt sie. Dann geht sie die neuen Nachbarn besuchen, deren weibliche Verwandtschaft sie folgt, die bringen Bier und 6 Mädchen zusammen sind, mit denen sie wieder zum Kurt oder Jumia zurückkehrt und im Kreise der Frauen niederkniet, während sich die Mädchen nur beugen. Er segnet sie dann mit den Worten:

Thora gebe Dir langes Leben; Thora gebe Dir Kinder und Enkel, Thora lasse Dich lieben und Deine Schwiegermutter Dir gehorchen, wie Du den Eltern Deines Mannes gehorchst und diesen lieb."

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Fhelen's Leben und Werke.

(Fortsetzung.)

Fassen wir in kurzen Worten unser Urtheil über diesen, in Deutschland kaum nach Verdienst gekannten Dichter zusammen, so möchten wir vor Allem behaupten, daß ein reinerer und edlerer Vertreter der humanistischen Weltanschauung schwerlich jemals gelebt hat. Sheller, der verschworene Atheist, wandelte als ein Hoheprediger der auferstandenen Menschenliebe und des seligen Friedens durch die Welt, — ein Märtyrer seiner Ueberzeugung, der auch in den trübsten Tagen niemals den Glauben an die ursprüngliche Güte der Menschennatur und den endlichen Sieg des Guten und Schönen verlor. Wenn eine allzu idealistische Auffassung der letzten und höchsten Menschheitsziele ihn dazu in abstrakte Regionen verflüchtigte, mehr der Philosophie als der reinen Poesie angehören, so läßt sich doch nicht leugnen, daß Sheller als Dichter der ernsten Betrachtung an intensiver Wärme des Gefühls und hohem Adel der Sprache die meisten seiner Vorgänger und Nachfolger auf diesem Gebiete weit überragt. Es fehlt freilich seiner Poesie meistens das sinnliche Element, die unwiderstehlich fortreißende Glut der Leidenschaft, und sein Gesang gleicht selbst in den glutvollsten rhapsodischen Ausbrüchen seiner Phantasie, wie in den wiederumwerten „Epipsychidion", mehr einer ernsten Betrachtung, als dem Aufjauchzen oder Klagen und Zürnen der bewegten Mannesbrust; — aber das Drama „Die Cenci" bewiest, daß seine künstlerische Gestaltungskraft in aufsteigender Entwicklung begriffen war, und daß sein Genius berufen erschien, mit Erfolg nach dem höchsten Lorbeer des Dichters zu ringen. (F. F.)

„Rechtszustände in Preußen. Eine Warnung für das Volk in Süddeutschland." Unter diesem Titel hat soeben eine höchst interessante Brochure das Verlagsmagazin in Zürich publicirt, die Rechtszustände im Norden in großer Weise beleuchtet, uns die empörenden Leidensgeschichten Heinrich von Bülow's und Gottfried Kinkel's entrollt und den Beweis führt, daß dieselben Rechtszustände noch heute in Preußen heimisch sind. In einem Nachtrage macht der Autor die für uns interessante Mittheilung, daß man in Spandau, berüchtigten Andenkens, wieder mehrere Soldaten zu 14tägigem strengem Arrest verurtheilt hat, lediglich weil die armen Leute das Lied: „Ich bin Soldat, doch bin ich es nicht gerne" gesungen haben.

Alle Buchhandlungen, bei das kleine Werk, welches nur 18 Kr. kostet und durch die Rohrsche Buchhandlung besogen werden kann, bestens empfohlen.

Carl Schlosser's neuester Geschichtskalender für 1869. (12 Bogen. 16°. Preis 42 kr.) Verlag der Meyer'schen Buchhandlung in Lemgo.

Dieser Kalender soll denselben Zwecke für Geschichte und Politik verfolgen, wie Otto Hübner's statist. Tafel für Geographie und Statistik. Er soll eine unvergärtete und die möglichste Vollständigkeit erstrebende Zusammenstellung der wichtigsten Thatsachen des abgelaufenen Jahres sein, ein rasch sich einfindendes Nachschlagen für alle, die an gesichtlichen Vorgängen und Politik einen Antheil nehmen. — Ein Register am Ende des Buches erleichtert das Nachschlagen.

Das Unternehmen ist in jeder Beziehung praktisch und empfehlenswerth. Für sehr viele unserer burgerlichen Berufsgenosse ist es geradezu unentbehrlich.

Technische Rundschau.

(Aus dem Frankfurter „Arbeitgeber.")

• Auffuhr deutsche Erfinder. Ein kleiner, praktischer, leicht zu handhabender, billiger Motor für Nähmaschinen ist in einem solchen besten Bebürfnis geworden. Amerikanische Blätter sordern bereits ihre Erfinder auf, sich mit der Fertigung eines solchen Apparates zu befassen, indem sie ganz richtig ihren Antrieb besitzen, daß durch einen derartigen Motor der ein Bewegen zu ermöden ist. In der Ueberzeugung, daß die deutschen Erfinder einen Conkurrenzkampf mit den ausländischen nicht zu scheuen brauchen, richten wir dieselbe Aufforderung an unsere Landsleute und sind wir bereit, mit Erfindern, die richtige Lösungen bieten können, wegen Ausbeutung ihrer Erfindung in Unterhandlung zu treten. Wir bemerken indeß, daß uns bloße Projekte nicht dienen können, reflektiren vielmehr auf bereits fertige Konstruktionen mit oder ohne Modell.

• Borax als Waschmittel. Die holländischen sind die besten Bleichmittel, welche bekanntlich eine treffliche weiße Wäsche liefern, nehmen anstatt Soda raffinirten Borax als Waschpulver und zwar eine tüchtige Hand voll auf ungefähr 30 Maß kochenden Wassers. Sie erspuren dadurch beinahe die Hälfte der Seife. Zum Waschen von Battist u. dergl. Kragen, Unterröcken ꝛc., welche gestärkt werden müssen, ist eine starke Lösung des Salzes erforderlich. Der Borax vernascht den Gewebeu nicht den geringsten Nachtheil; er macht das bärtrige Wasser weich und sollte deshalb auf keinem Toilettentisch fehlen. Auch dient Borax zum Reinigen des Haares und ist ein vortreffliches Zahnpulver, in beiden Ländern wird in Verbindung mit Weinsäure und Asch kohlensaurem Natron ein kühlendes Getränke daraus bereitet. Bekanntlich läßt sich mit hartem Wasser ein guter Thee nicht bereiten, durch Zusatz von Boraxpulver (ein Theelöffel voll auf einen Kessel gewöhnlicher Größe) erspart man außerdem ½ an Thee.

• Glycerin als Heilmittel aufgesprungene Hände und Lippen. Das Glycerin besitzt die Eigenschaft, die aufgesprungenen Haut schnell rasch zu heilen, überhaupt auch die durch vieles Arbeiten rauh gewordenen Hände weich und glatt zu machen. Man verreibt einige Tropfen Glycerin über die Hand (am besten Abends vor Schlafengehen), nach 5 Minuten ist die Heilung in der Regel vollendet. Das beim Einreiben wunder Stellen mit Glycerin entstehende brennende Gefühl geht rasch vorüber.

Erschienene Neuigkeiten

des Buch-, Kunst- und Musikalienhandels.

Alle hier angezeigten Werke, Musikalien ꝛc. ꝛc. werden durch die Buchhandlung Ph. Rohr in Kaiserslautern gegen Einsendung des Betrages in Postmarken oder durch Nachnahmeleitung franco versandt.

Ritterehaus Gustl. Freimaurerische Dichtungen. — Leipzig, H. Fleischer. 36 Kr.

Wenzelberger, Theodor. Volksländige Handelswissenschaft. Theorie und Praxis berichen systematisch dargestellt für Kaufleute und Industrielle, besonders für Jünglinge des Handels. — Stuttgart, W. Nübling. 3 fl. 18 kr.

Jahn, G. T. und Martin Luther. Geschichte seines Lebens und seiner Zeit. Ein Gedenkbuch für das evangelische Volk. Eberfeld, J. Bürkmann. 1. Heft 18 kr.

Hopkins, John. Die Lösung der Ehe. Roman in drei Bänden. — Berlin, O. Janke. 6 fl. 10 kr.

Thomasius, Dr. J. H. Die Thätigkeit des Bürgermeisters Carl Ludwig Nonne in Nürnberg. Gedenkpunkte der Vernunft und der Wissenschaft. Erste Abtheilung: Die Thätigkeit des Mannes in den beiden ersten Jahrzehnten seiner Regierung. — Leipzig, C. H. Mayer. 45 kr.

Michelet, J. Die Welt der Gäste. Besorwortet von Hermann Masius. Mit Illustrationen von H. Giacomelli. — Berlin, A. Sacco, Nachfolger. Erste Lieferung. 12 kr.

Das Kalbl. Ein Liederbuch für Männergesang. (268 Männerchöre in Partitur.) 5. Auflage. — St. Gallen, Scheitlin & Zollikofer.

Trew, Joseph. C. Der bayerische Wehrpflichtige, vor der Ersatzcommission im activen Dienste, in der Reserve und Landwehr. Ein Handbuch im Bureau- und Privat-Gebrauche. 12. Auflage. — Speyer.

Thüdel, Aug. Die Bibel, oder: Die ganze Heilige Schrift Alten und Neuen Testaments, nach der deutschen Uebersetzung Dr. Martin Luthers, mit in den Text eingeschalteter Auslegung. Mit 2 Karten und 24 vollständigen Bildern. Leipzig, Otto Wigand. 1. Heft 27 kr.

Kirchner, Heinrich. Stunden der Andacht. Erste wohlfeile Lieferungs-Ausgabe. — Berlin, G. Grosser. Zweite bis Siebzehnte Lieferung. 12 kr.

Schaubach, Dr. J. Kunstverbrechen, oder die persönliche Fortdauer der Seele nach dem Tode. 3. Auflage. — Naumburg, Fr. Regel. 18 kr.

Stahl, Jonas Darius. Der Seelen-Telegraph, oder die Kraft seinen Willen auf andere Personen zu übertragen. 11. Auflage. — Naumburg, F. Regel. 27 kr.

Engel, Arthur. Das Geheimniß der Liebe, deren Gestehen, Erlangen und Erhalten, sowie der Kunst dieselbe zu erwecken und dauernd zu erhalten. 2. Auflage. — Naumburg, F. Regel. 36 kr.

Koch, Dr. Die Bibel in der Stärkung der Nerven als Kräftigung des Geistes und zur Hebung vieler Vorurtheilen beiden bei Menschen. Ein Rathgeber für Nervenleidende. 14. Auflage. — Naumburg, F. Regel. 21 kr.

Reiner, Dr. Luitpold. Rheumatismus und Lähmungen. Ihre Natur, ihre Ursachen und ihre radicale Heilung. 4. Auflage. — Naumburg, F. Regel. 27 kr.

Die gesundheitlichen Getränke und deren Einfluß auf die Gesundheit. — Naumburg, F. Regel. 18 kr.

Brons, Gustav. Die Hunde als Verbreiter äußerst gefährlicher Krankheiten. Wichtige Aufschlüsse für alle Hundebesitzer. — Naumburg, F. Regel. 18 kr.

Siebert, Ferdinand. Praktische Anleitung zur Buchführung, für Selbstunterrichtung. 1. Theil: Die theoretische oder doppelte Buchhaltung. 1. fl. 12 kr. — 11. Theil: Die einfache Buchführung für kaufmännische Detail-Geschäft. — 36 kr. — Berlin, Th. Grieben.

Dahm, Theodor. Praktisches Handbuch der naturgemäßen Heilweise. 3. Auflage in 10 Lieferungen. — Berlin, Th. Grieben. 1. Lieferung 18 kr.

Beckerer, Dr. Adolf und Dr. Adolf Weiß. Musik-Führer. Das Gesammte der Tönkunst und Druckerei mit Kochlexikon-Verbindungen als Wolle, Baumwolle und Seide. 4. Auflage, in 6 Lieferungen. — Berlin, Th. Grieben. 4. Auflage in 6 Lieferungen. — Berlin, Th. Grieben. 1. Lieferung 1 fl. 48 kr.

Schulze, Dr. Franz, prakt. Arzt in Dresden. **Medizinisches Hand- und Reise-Taschenlexicon.** — Leipzig, H. Schreier. 1 fl. 12 kr.

Der Reisenschmied, oder der Kunst in 24 Stunden ein perfecter Tänzer zu werden. Als Anhang: Allgemeines deutsches Reimlexicon. — Leipzig, H. Schäfer. 36 kr.

Bove, Joseph L. Gedichte. 2. Auflage. — Paderborn, B. Kleine. 45 kr.

Digitized by Google

Für die Redaction verantwortlich Carl Lud. C. Trost und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Pfälzer Demokrat

und

Sonntags-Blatt.

Organ der deutschen Volkspartei in der Pfalz.

Wöchentliche Gratis-Beilage zur „Pfälzischen Volkszeitung."

Für Nichtabonnenten der „Pfälz. Volkszeitung" vierteljährlich 18 kr.

Nro. 16. Kaiserslautern, 17. April. 1870.

* Festgruß.

„Und wenn der Mensch erkennen wird,
Daß Lieber Zwietracht ist und Krieg und Elend
Und Tugend, Friede, Glück und Harmonie;
Wenn der gereifte Mensch betrachten wird
Das Spielzeug seiner Kindheit: — so verliert
Der königliche Adler die Macht, zu blenden;
In Schweigen sinkt sein Herrscherrecht dahin;
Der prächt'ge Thron vermodert unbeachtet
Im Königsthal; und so verlobt wird sein,
So allen Vortheils baar der Lüge Werk,
Wie jetzt der Wahrheit Dienst."

So sang einst einer jener Sturmvögel der Freiheit, den ahnungsschweren Sonnenblick in die tief verschleierte Zukunft der Menschheit richtend, der edle Shelley, und was in begeisterter Stunde sein prophetischer Mund der tief verjüngten und verkommenen Welt verkündete, erweist sich heute als unwiderlegbare Wahrheit und beginnt sich in diesem Augenblicke zu erfüllen.

„Für die Allgemein der Natur aber vielmehr ihrer uns unerreichbaren obersten Ursache ist der Mensch wiederum nur eine Kleinigkeit," sagt der große Kant in seiner wahrhaftigen Geschichte der Menschheit. „Daß ihn aber auch die Herrscher von seiner eigenen Gattung dafür nehmen, und als eine solche behandeln, indem sie ihn theils thierisch, als bloßes Werkzeug ihrer Absichten besahren, theils in ihren Streitigkeiten gegen einander aufstellen, um sie schlachten zu lassen, — das ist keine Kleinigkeit, sondern Umkehrung des Endzweckes der Schöpfung selbst." Seit Jahrtausenden ist der Mensch in den Augen seiner Herrscher nichts weiter als ein Heerdenthier gewesen, doch heute liegt jene Zeit, wo des Herrschers hölzer Fuß über Sklaven schritt, weit hinter uns, die Despotenkette sind gebrochen und die Menschen in ihrer großen Gesammtheit das, was sie von Geburt an sind, gleichberechtigte Menschen geworden. Noch stehen einzelne Bollwerke Absolutismus, doch auch sie vermögen nicht länger dem wogenden Zahne der ewig fortschreitenden Zeit zu widerstehen, eine Säule nach der andern bricht donnernd zusammen und nur eines kräftigen Anstoßes bedarf es, den mit Blut gekitteten Rest zum Fall zu bringen. Im Herzen Europa's, in unserer süddeutschen Heimath wird dieser letzte Sturmlauf gegen das Bollwerk des eisernen Absolutismus vorbereitet. Die Süddeutschen beginnen das Spielzeug der Kindheit zu verachten und zu erkennen,

Daß hoher Zwietracht ist und Krieg und Elend
Und Tugend Friede, Glück und Harmonie.

Die Augen Europas sind heute auf Süddeutschland gerichtet, wo dem Absolutismus die letzte Entscheidungsschlacht geliefert werden soll. Millionen Blüthen sind aufgebrochen am Baume der Menschheit seit Jahrtausenden, viele Blüthen hat der eisige Reif des Winters geknickt, der Wind verweht und viele Früchte sind abgefallen, bevor sie zur Reife kamen. In Süddeutschland wird ein neuer Frühling der Völker geboren, Nord und Süd, Ost und West haben unsere ersten Errungenschaften im Kampfe gegen den norddeutschen Absolutismus mit Jubel begrüßt; schon jetzt hat unser Beispiel die denkende Menschheit zur Nacheiferung entzündet, allüberall regt es sich, das verhaßte Militärjoch, die letzte Stütze des absoluten Königthums abzuschütteln und unser nächster Sieg wird den Völkern Europas das Signal zum vollen Bruch mit der despotischen Vergangenheit, zum siegesfrohen Kampfe um die wahre menschliche Freiheit sein. Diese erhebenden Gedanken mögen unsere heutige Festfreude veredeln. Arbeiten wir unermüdlich weiter und machen wir aus dem Frühling, an dessen Schwelle wir heute stehen, einen „Völkerfrühling", den Frühling, von welchem der Wackerstein Einer, Uhland, begeistert singt:

Die linden Lüfte sind erwacht,
Sie säuseln und wehen Tag und Nacht:
Sie schaffen an allen Enden.
O frischer Duft, o neuer Klang!
Nun armes Herze sei nicht bang!
Nun muß sich Alles, Alles wenden."

Die stehenden Heere vom Standpunkt der socialen Gesundheitslehre.

Der nachfolgende Auszug einer von Herrn Chaussard, in der medicinischen Akademie von Paris gehaltenen Rede unterstützt die Bestrebungen der südd. Demokratie gegen den Militarismus treffend und in einer bisher kaum aufgezeigten Richtung. Chaussard sagt: „Man wird niemals die ganze Größe des Unheils erfahren, welches auf unserm Lande durch die Einrichtung der stehenden Heere, dieser unerbittlichen Blutsauger lastet, welche alljährlich dem heimischen Heerd die Blüthe der Jugend entreißt, um sie der ungesunden Ueberfüllung der Kasernen, dem carrumpirten Faullenzerleben der Garnison auszuliefern. Von allen Geißeln, welche uns das erste Kaiserreich hinterlassen hat, gibt es keine, welche wir mit größerem Mangel an Voraussicht gebuldet haben.

Vom Waffenrausch berauscht, haben wir nicht berücksichtigt, um welchen Preis wir ihn erkauften, um den Preis der allmäligen Abnahme und selbst des künftigen Verfalls unserer Race. Um bei der Sache nur in dieser speciellen Richtung zu bleiben, denken Sie sich, meine Herren, die Lage von 4 bis 500,000 jungen und kräftigen Männern, denen das Heirathen verboten ist, ohne das sie das Gelübde der geschlechtlichen Enthaltung abgelegt haben, die man auf das Pflaster der großen Städte wirft und allen möglichen Verführungen preisgibt, Verführungen, welchen sie nothgedrungen Gehör schenken müssen.

Glaubt das nicht gewissermaßen die Prostitution oder die unehelichen Verbindungen decretiren? Das ist so wahr, daß, wie Herr Legoyt nachweist, die Zahl der unnatürlichen Geburten im Verhältnisse zur Erhöhung des Effectivbestandes der Armeen steigt. Ein trauriger, aber beherzigender Zusammenhang!

Keine Institution hat verhängnißvoller die Racterschaft untergraben. Alle Jahre demächtigt sie sich seit dem zweiten Kaiserreich 100,000 Mann, um sie dem Cölibat und hauptsächlich der Prostitution und den unehelichen Verbindungen zu überliefern. Das sind 100,000 kräftige, in den meisten Fällen dem ländlichen Heerd, dem Ackerbau, dieser regelhaftesten und gesundesten aller Industrien entrissene Männer, verbindert an der Verheirathung, welche allein der Bevölkerung Zuwachs und Kraft verleiht.

Von diesen 100,000 Mann wird allerdings alljährlich eine gewisse Anzahl dem bürgerlichen Leben zurückgegeben; allein selbst diese kehren nur selten in die Heimath zurück. Beinahe alle sind für das Dorf, für ihren Geburtsort verloren und vermehren die Bevölkerung der großen Städte, wohin sie nur zu oft eine, durch die Erfordernisse und die Entartung des Kasernenlebens ruinirte Gesundheit mitbringen.

Wer kennt nicht die in der Armee durch die „Schwindsucht" und die „Syphilis" angerichteten Verheerungen? Und diese Schwindsüchtigen und Siechen, aus der Armee entlassen oder auch in die Reserve versetzt, werden dann Familienväter, welche auf ihre Nachkommenschaft unheilbare Gebrechen und ansteckende oder erblichde, die Sterblichkeit in den Kinderjahren fortwährend vermehrende Krankheiten vererben.

Die Institution der stehenden Heere, von was immer für einem Gesichtspunkte aus man sie auch betrachtet, ist durch die Gesundheitslehre verurtheilt, ist eine im Fleische des Landes stehende, in Fäulniß übergegangene, immer weiter um sich greifende und Alles zerstörende Wunde. Eine Gesellschaft so gut wie ein Individuum kann nicht ungestraft den von der Natur auferlegten Gesetzen der Gesundheitslehre trotzen. Der locale Körper widersetzt, es ist wahr, lange den erhaltenen Wunden, sein Blut und seine Kräfte schwinden weniger sichtbar und langsamer als bei einem jeden individuellen Organismus, sein geschwächtes Leben zieht sich in die Länge, ein Jahrhunderte hindurch dauernder Verfall ist bei seinem Beginn nicht augenfällig; allein sein Fortschreiten ist nichts destoweniger unaufhaltsam, wenn das Uebel verkannt und sein Heilmittel angewandt wird."

Die Frühlingsparade der preußischen Garde.

(Schluß.)

Oder, anders ausgedrückt: „Einigung des ganzen Deutschlands" — wie die Einigung von ganz Rußland mittammt dem blutrünstigen Polen — wie die Einigung Frankreichs — Einigung der drei Königreiche Großbritanniens — Einigung von Schweden und Norwegen — Einigung der Schweizer Cantone, — Einigung der vereinigten Staaten Amerika's — das Alles ist Einigung des gesammten Volkes und doch, wahrlich hier und dort so sehr etwas Anderes, wie Tag und Nacht, wie Tod und Leben.

Aber wie konnten unter Umständen sagen: „Topp! Zugeschlagen! Vorwärts mit der „Einigung des gesammten Deutschland", wie Graf Bismarck will, Vorwärts „zu ganzem Werke", wie der tapfere und tüchtige Staatsmann von Roggenbach schon sagte." Ginge der Aufruf an das deutsche Volk, zur Einigung sich zu erheben — vielleicht würden wir vergessen, von wem er ausgerufen wurde, hoffend, daß das einige deutsche Volk am Ende doch — ein Volk, eine Nation, selbstbewußt und selbst sich die rechte Verfassung geben, geben müßte.

Aber so stehen die Dinge nicht.

III.

Die herrschenden Mächte im norddeutschen Bunde die wollen vom „Volke" nichts wissen; die haben Angst, daß das Volk zum Bewußtsein seiner Würde, seines Rechtes, seiner Macht wieder, wie für eine Weile im Jahre 1848, kommen könnte. Und so sagt Graf Bismarck einfach: „Wir werden euch den Zeitpunkt kennzeichnen, wo uns das (die Bevoll-

Digitized by Google

ständigung des Nordbundes) im Gesammtinteresse Deutschlands im Interesse der Politik, die wir bisher, ich kann wohl sagen, nicht ohne Erfolg durchgeführt haben, abgewiesen erscheint."

Also ist auch das von dem Bundeskanzler als Solo, von den National-Liberalen den norddeutschen Bundes im Chor wiederhalte: „Das ganze Deutschland soll es sein!" die Schwalbe des deutschen Volkerfrühlings, den wir so sehnlich erwarten, wieder nichts!

Und doch und doch wird es Frühling werden, könte es in und wieder, als wir den Linden zwogen wo heute die erste Frühlingsparade der Garde abgehalten werden sollte.

Frühlingsparade? Sollten das am Ende die ersten Zugvögel des deutschen Völkerfrühlings sein?

Ganze Regimenter Raschmerie, wohe, schwarze, weiße, wurden von dem kalten Ostwinde hin- und hergeweht. Selbst von diesen hatte er keinen Notiz. Es hat etwas Achtungsgebietendes, Soldaten in Masse, nicht nur achtungsgebietend in dem Gedanken der thatsächlichen Macht, der Massenbildung, die hier an uns vorüberzieht. Die Drönung, die Ruhe in Reihe und Glied von Tausenden ist etwas sehr Imponierendes, etwas sehr Schönes.

Indessen liegt die Verschiedenheit des Soldatenstums. Aber der Prunk, der Pomp, das ist nicht einmal etwas Würdiges, sondern ein vollkommen unwürdiges Spiel. Das Volk lacht die bunten Gardeuniformen aus und ruft höhnend: „Waffenfer!" Nie aber lacht das Volk, wenn die bunten Jäge der Berliner Feuerwehr an ihm vorüberziehen. Diese Raschheite, aufgesflanzt auf den Helmen der preußischen Garde, sind ganz sicher nicht schön und praktisch für den Dienst, für den Krieg. Sie haben höchstens eine Bedeutung für die Parade. Und das ist es, was von Uebel an der Sache. Die Parade, der Prunk, der Glanz macht die Soldaten zu geputzten Kriegsknechten, zu galonnierten Kriegsherrenlakaien. An demselben Tage, an dem die erste Frühlingsparade in Berlin stattfand, brachten die Zeitungen aus Paris ein Wort des deutschen Berichterstatters über die Rekrutirung der Armee, Herrn Grafen de Latour. Derselbe sagte: „In jeder Monarchie muß das Ansehen und der Glanz des Souveräns aufrechterhalten werden. Die Garden haben immer zum Glanze der kaiserlichen Gewalt beigetragen."

Zum Heile des Volkes? Zum Schutze des Reiches?

Das ist eine andere Frage. — Zum „Glanze der kaiserlichen Gewalt", das ist die Parole. Also ist die Sache nicht einmal wahr. In den bewegten Zeiten sind die Garden eher ein Unheil als ein Heil für das Ansehen und den Glanz des Souveräns. Die Geschichte lehrt uns, wie die Schweizergarde 1793 das Volk in Paris zum Kampfe der Bezwingerung trieb, und wenn die Garde in den Julitagen, bei der Julirevolution Ursache war, daß die Linie im Hasse gegen die privilegirte Garde zum Volke überging, und diesem half, König Karl X. vom Throne stürzen, mißmuthig seinen folgen Garden das Gewehr und Fahnen-Tuch. Zeigen nicht alle Zeichen, so herrscht gegenwärtig wieder eine ziemlich starke Eifersucht in den Linientruppen von Paris gegen die bevorzugte Garde des Kaisers.

Die Garden sind die Prunk-, Glanz- und Paradebestandteil des Militarismus; sie sind vom Volke, weil sie dem ganzen Heerwesen eine Prunkrichtung geben, weil sie persönliche Soldaten des Herrschers werden und nicht Vertheidiger des Staates und der Nation sind.

Als ich bei der Frühlingsparade diese Tausende von prunkenden Raschmeisen sah, als ich den glänzenden strahlenden, prunkenden, prachtvollen Generalstab bewunderte, der in vielen hundert Offizieren und Generalen dem Könige folgte, da wurde mir erst recht klar, wie es zu verstehen war, als letzthin ein ausgezeichneter Offizier im Vortrage der Siegfriedakademie einen Vortrag über das preußische Heer hielt und uns dabei belehrte, daß das Offizierkorps in Preußen in der That das Institut der altdeutschen Gefolgschaften wieder hergestellt habe, das in persönlicher Anhänglichkeit nur den Befehl, nur das Heil und Wohl seines Gefolgherrn, seines Kriegsherrn gelaunt habe.

Die germanische Freiheit ist an allen diesen „Gefolgschaften" zu Grunde gegangen; denn sie haben die gemeinfreien Deutschen zu Knechten machen helfen.

Und somit wäre auch die „Frühlingsparade" — nicht der Schwalbenzug, der den Frühling verkündigte.

Als wir von der Parade heimgingen, zog eine Schaar krachender, schnatternder Krähen über unsere Köpfe weg. Die kommen, dachte ich, vom Kyffhäuser und haben die Frage des alten Barbarossa: Fliegen denn die Kraben noch um den Berg?" durch die That ihres Geschreies und Geschwirres beantwortet.

Wir aber singen ihnen zum Trotze:

Und es wird doch Frühling werden!

Berlin, Ende März.

Jakob Benedey.

* Soldatenleben in Frieden.

Eine alte Geschichte.

Allmählich wöhnen wir uns unseren fortschreitenden militarisirenden Gepflogenheiten des preußischen Militarismus erfahren; leider gibt es noch Menschen genug, die den verlockenden Schilderungen Glauben schenken. Für diese wollen wir einmal die Kehrseite des kriegerischen Lebens entdecken und, um uns nicht den Verdacht gehässiger Uebertreibung auszuladen, ein gut preußisch gesinntes Blatt, das „Westphälische Tageblatt" sprechen lassen. Mitte März bs. Js. hat der Musketier Link in Hamm seinem Leben ein Ende gemacht und die Militärbehörde mußte, durch den allgemeinen Unwillen veranlaßt, ihn der sakralen Ehren beisetzen und zu einer strengen Untersuchung des Falles schreiten, die heute noch nicht ihren Abschluß erreicht hat. Die Verantwortung, daß der Unglückliche sich aus Lebensüberdruß und in Folge der unmenschlichen Behandlung einiger seiner Vorgesetzten, das Leben genommen hat, schreibt das Blatt, ist leider zur Gewißheit geworden.

Link wird als ein sehr gutmüthiger, harmloser Mensch geschildert, dem es zwar etwas an körperlicher Geschicklichkeit, keineswegs aber an gutem Willen fehlte, wie seine Vorgesetzen gestaubt zu haben scheinen. Er hat, wie uns versichert wird, häufig seine Freistunden dazu benutzt, um sich in der Handhabung seines Gewehrs zu üben; trotz seines guten Willens wollte es ihm jedoch nicht gelingen, seine Exercierkenntnisse zufrieden zu stellen. Man griff deshalb zu den beliebten Dressurmitteln, Herr Lieutenant von Basse verordnete, um den vermeintlichen Trotz Links zu brechen, zunächst eine Tracht Backsteine, die demselben vorläufig auf 4 Wochen als angenehme Zugabe in den Tornister gepackt werden sollten. Diese Tracht war so reichlich bemessen, daß der Unglückliche stets in Schweiß gebadet den Exercierplatz verließ.

„Link hatte diese Kur übrigens nur bis zur Hälfte durchgemacht und sich der zweiten Hälfte durch den Tod entzogen. Besser konnte es der Herr Lieutenant verstand sich der Unterstützer Mißlig auf die Kunst, den Link nach militärischen Begriffen „zum Menschen zu machen." Die Talente dieses Mannes, welche einem Folterknechte aus der guten alten Zeit alle Ehre gemacht haben würden, hatten denn auch, wie der Schluß der Tragödie gezeigt hat, die anerkennenswertesten Erfolge erzielt.

Nachdem Mißlig zuerst die leichteren Grade Schimpfwörter 2c, wobuch wahrscheinlich das militärische Ehrgefühl des Delinquenten gekräftigt werden sollte, vergeblich angewandt hatten seine Maßregungen handgreiflicher und er versuchte es mit Rippenstößen, die er seinem Opfer mit solchem Nachdruck applizirte, daß der Unglückliche sich vor Schmerz krümmte. Zur Abwechslung erfolgten außerdem Tritte auf die Füße, in Folge deren diese stets angeschwollen.

Link ertrug einige Zeit Alles mit der größten Geduld, exercirte, ließ sich treten, mit allen möglichen Schimpfworten aus dem Wörterbuche des Hrn. Mißlig sich treffen, trug Backsteine und wenn er außerdem noch etwas Zeit übrig hatte, so flickte er zwischendurch Schuhe, um sich ein paar Pfennige zu verdienen, denn er war arm. Sogar der Humor scheint ihm trotz aller dieser Plackereien nicht einmal ganz ausgegangen zu sein, denn einige Zeit vor seinem Tode äußerte er noch zu einem Bekannten, es sei doch gut, daß man ihm wenigstens das Leben lassen müsse, denn so lange man den Kopf noch oben habe, ließe sich doch noch manches Andere mit Gedult ertragen. Endlich scheint es ihm doch zuviel geworden zu sein.

Mißlig hatte ihn abermals heftig geschlagen. Ein Arm war in Folge dessen so stark angeschwollen, daß, als Link am Morgen seines Todestages einem Freunde, der ihn häufig besuchte, sein Schicksal klagte, dieser den sich von der Mitte des Unterarmes bis über den Ellbogen hinauf ziehenden Geschwulst sogleich durch den dicken Uniformrock bemerkte.

Link theilte nun seinem Freunde mit, daß er sich, da er den Arm nicht ohne heftige Schmerzen bewegen könnte, einen Tag Revier holen wolle, man schinz ihm dieses jedoch ab. Ob an diesem Tage noch Weiteres zwischen Link und seinem Peiniger vorgefallen, wissen wir nicht. Link äußerte jedoch im Laufe des Tages: er werde weggehen und was mit ihm passire werde man später erfahren. Wenige Stunden später fand man seinen Leichnam.

Ohne Sang und Klang und ohne die 3 Schüsse, welche man sonst dem Soldaten ins Grab nachsendet, hat man ihn in die Erde versenkt, denn er war ja kein Militärheld!

Aber aber, fragen wir, hat ihn denn gemacht, wer trägt die Schuld auf dem Gewissen, daß dieses junge Leben in der Blüthe seiner Jahre, fern von seiner Heimath und seinen Lieben der Verzweiflung erlag, ist?

Unsere erste Link ist nun seinen Leiden enthoben, noch aber leiden Tausende seiner Kameraden unter ähnlichen Qualen. Schon oft ist die unwürdige, brutale Behandlung der Soldaten, besonders aber der Rekruten zum Gegenstande von Beschwerden gemacht worden; leider aber ohne Erfolg, aber wohl gar zum Nachtheile derer, welche sich der Bedrückten annehmen.

Ja, wer eine derartige Anklage erheben will, der lege sich wohl vor, daß er nicht für seine alte Person, sondern die Erlösung seiner Mitgenossen, noch selbst einer Strafe zu entgehen. Es soll Beweise für seine Behauptungen beibringen. Nun, wird er denken, nichts leichter als das, eine Compagnie von so und so viel Mann sind ja meine Zeugen und dann noch die Aussage des Wishandelten selbst. Das ist aber ein großer Irrthum; denn wenn es zum Beweis kommt, da haben alle Kameraden mit sehenden Augen nichts gesehen und mit hörenden Ohren nichts gehört. Und der Mißhandelte selbst — nun der hat nicht einmal bemerkt, daß er geschlagen oder getreten ist. Er ist geprügelt und damit. — Und warum? Weil der Soldat unter dem Drucke einer Gewalt steht, die ihn, wenn sie es will, auf jede Art und Weise peinigen und ihm das Leben sauer machen kann. Was in dieser Hinsicht möglich ist, zeigt uns ja der Link'sche Fall. Das Gesetz schützt zwar den Soldaten vor solcher Behandlung, aber wehe dem, der diesen Schutz anruft. Endlose Quälereien sind die Strafe für solches Beginnen.

Das preußische Gesetz hat nun in richtiger Erkenntniß dieser Thatsache Vorgesehen in jeder Weise zu achten und zu heben, die humanisten Vorschriften gegeben. Der Soldat soll keinerlei körperliche Züchtigung erleiden, mit „Sie" angeredet werden u. s. w. Was helfen aber alle Vorschriften, wenn sie nicht befolgt werden. Gehen wir auf unsern Exercierplatz, da können wir sehen, wie man das Gesetz achtet.

Zuerst welche Titulatur! Schimpfworte, die das Ohr jedes gebildeten Menschen empören müssen und welche, meist aus dem Thierreich entlehnt, vielleicht für den Umgang mit rohesten Gesellen, der jeden Unterschied in ihren jetzigen Beruf mit hinübergenommen sein mögen. Außerdem heißt's dabei fortwährend „du und er", da das feinere „Sie" sich doch gar zu komisch vor einem „Esel" oder „Rindvieh" ausnehmen würde. Sogar die Unteroffiziere bedienen sich dieses so sinnigen Diese Titulaturen sind eben noch gar nicht wenn es kommen da noch ganz andere Dinge vor, als z. B.: Anspucken und zwar ins Gesicht, Zupfen an den Ohren. Maulschellen kräftigster Art, so daß dem Geschlagenen das Blut von den Ohren oft aus der Nase kommen ist, Püffe, Hiebe und Fußtritte, aber die Herren Lieutenants sehen ja doch dabei: ja das thun sie allerdings, aber dadurch wird leider nichts besser.

Ja es nicht genug, daß unsere Söhne und Brüder dem Staate mehrere Jahre ihres Lebens opfern, und wenn es die Noth erfordert, auf dem Schlachtfelde für ihn ihre Haut zu Markte bringen; sollen sie sich auch von ihren Exerciermeistern zu Tode schinden lassen und während sie der Ruf des Königs trugen, eine Behandlung erdulden, deren wir uns unseren Hund gegenüber nicht schuldig machen würden?

Wir sind weit entfernt, unsere Darstellung im Allgemeinen auf die Vorgesetzten unserer Soldaten angewendet wissen zu wollen. Es sind nun in allen Ehren Männer bekannt geworden, welche ihre Untergebenen mit wahrhaft väterlicher Milde behandelt; alle Achtung vor solchen Leuten.

Das Gesetz verbietet dem Soldaten Schutz; aber seine Macht ist machtlos und muß sich leider begnen vor der Macht der Herren Offiziere und Unteroffiziere und es gibt nur eine Macht, welche hier Hilfe bringen kann, das ist die Macht der öffentlichen Meinung. Vor ihren Richterstuhl laden wir deshalb diejenigen Herren, welche sonst nichts über sich anzuerkennen scheinen.

Wir werden zu diesem Zwecke fortfahren, auch ferner die Namen derer, welche sich gegen ihre Un-

Digitized by Google

vergebenen vergangen haben, schonungslos der Oeffentlichkeit preisgegeben und sonnen Jeden auf, welcher Antheil nimmt an dem Kampfe um die Verwahrung der Menschenrechte, sich mit uns zu vereinigen und uns zu unterstützen in dem Bestreben, auch die Behandlung des gemeinen Soldaten zu einer des Menschen würdigen zu machen.

Wir sind uns der Verantwortlichkeit, welche wir mit der Veröffentlichung dieses Nothschreies übernehmen, im vollen Maße bewußt und jederzeit bereit, unsere Angaben vor dem Richter zu verantworten."

Dieser Artikel wurde von der Polizei beschlagnahmt, von der Staatsanwaltschaft aber an demselben Tage freigegeben.

Zusätze machen wir nicht, sondern lassen die Thatsachen für sich sprechen!

---

* Darum Hüneburg sich nicht ergeben hat.

Episode von 1815

von Reckmann-Chatrian.

(Uebersetzt für den Müller Demokrat.)

(Schluß.)

„Das hängt ab, Daniel, er könnte sagen, daß ich das Vieh aus dem Dorfe führen ließ, um die Garnison wegen Mangel an Lebensmitteln Hungers sterben zu lassen. —"

„Ach! warum nicht gar! Hören Sie, Herr Bürgermeister. Wenn der König — hier lüftete der kleine Mann mit ehrerbietiger Gebärde seinen Hut — wenn unser guter König zurückkommt, werden Sie sagen: „Ich habe das Vieh des Dorfes geflüchtet, damit die Garnison daselbe nicht haben sollte, und sie den Platz den Armeen unseres guten Königs Ludwig ergeben mußte!" Dann wird der Herr Präfect sagen: „Oh! der wackere Mann — der wackere Mann — der die Ehre seines wahren Herrn liebt!" Man wird Ihnen das Kreuz schicken, das ist sicher!"

„Das Kreuz, Daniel? — das Kreuz mit der Pension?"

„Ich glaube wohl — mit der Pension. —

„Ja — aber, stotterte der Bürgermeister, wenn — wenn der Andere unsern guten König — unsern wahren König schlägt. —

Halt! hat da! Herr Bürgermeister, er wird wirklich König sein, wenn er der Stärkste ist. Aber wenn unser großer Kaiser die Feinde des Vaterlandes schlägt, nun, so werden Sie sagen: „Ich habe das Vieh vom Dorfe geflüchtet, damit die Kaiserlichen und die Kosaken daselbe nicht haben sollten!" Dann wird sich der große Kaiser sagen: „Oh! der gute Bürgermeister — der rechtschaffene Bürger — man muß ihm das Kreuz schicken!" Und so werden Sie also immer das Kreuz haben, und wir unser Vieh behalten.

Da hat Recht, Daniel, erwiderte der große Magere mit übergegtem Ausdruck. Warum sollte ich nicht das Kreuz erwischen gerade wie ein Anderer, da ich doch das Vieh des Dorfes flüchte!

Oh, Herr Bürgermeister, mehr als Einer hat es nicht so verdient wie Sie. Nun wird aber der Schmitz zornig sein!

Ha! ha! ha! er wird dann einen solchen Schnabel haben, sagte der Bürgermeister, indem er den Knopf seines großen Regenschirms an seine Nasenspitze hielt.

In diesem Augenblick marschirten zwei große Ochsen unter dem Dache des Tannenwaldes hervor, sie gingen mit jenem feierlichen Schritte, welcher das Gefühl der Stärke anzudeuten scheint; dann kam eine lange Reihe von Farsen, Kühen, Ziegen, brüllend, blökend und meckernd langsam hinterher gelaufen; und endlich das halbe Dorf von Hasenbruck, Frauen, Greise, kleine Kinder: die Einen saßen auf ihren alten Ackerpferden, die Andern wurden getragen oder hingen an den Kleidern ihrer Mütter. Die armen Leute gingen langsam vorwärts, sie schienen sehr müde, sehr traurig; aber im Kriege kann man nicht immer seine Bequemlichkeit haben. . . . . .

Die Truppe erreichte endlich das Plateau. Es war nur noch eine kleine Anzahl von Nachzüglern auf dem Abhange der Schlucht zurückgeblieben, es war Zeit, Hand ans Werk zu legen. Farsen und Lombard wechselten einen Blick im Dunkeln. Sie wollten den gerade das Zeichen geben, als ein Angstschrei — ein durchdringender Schrei vom Mund zu Mund flog, bis an den Gipfel des Hügels und die Karavane zu Stande kam.

„Die Kosaken! — die Kosaken! —"

Dann folgte ein seltsamer Auftritt; Farges eilte hinter dem Vorhang von Landwerk hin, um neue Befehle auszutheilen. Man hörte das trockene und rasche Geräusch der Pferde, sonst trat Alles auf dieser Seite in die frühere Stille zurück.

Was die Flüchtlinge anbetrifft, so hatten sie sich nicht gerührt; unbeweglich und mit offenem Munde schauten sie einander an, und hatten weder Kraft zum Fliehen noch Muth, um einen Entschluß zu fassen, sie boten das wahre Bild des Schreckens.

Beinahe zu gleicher Zeit erkannte Lombard das rauhe Gesichter der Kosaken in der Umgegend; sie liefen von allen Seiten herbei, durch Hohlwege, durch Gebüsch und Gestrüpp. Wenn man sie im Mondschein auf ihren kleinen arabischen Pferden heranspringen sah, mit feurigem Auge, dampfenden Nüstern und gekrümmter Mähne, so hätte man sie für eine Bande ausgehungerter Wölfe gehalten, die ihre Beute umringen. Die Schien brüllten, die Frauen schluchzten, die armen Mütter drückten ihre Kinder an die Brust und die Bestien näherten sich immer mehr im Kreise, um über diese Gruppe herzufallen. Endlich sammelten sie sich und rückten in Linie an, indem sie ein wüthendes Hurrahgeschrei erhoben.

Plötzlich wurde das dunkle Laubwerk wie von einem Blitzstrahl erhellt, ein Rottenfeuer verbreitete sein röthliches Licht über das Plateau, und der Berg schien zu zittern vor Ueberraschung! Als der Rauch dieser Salve sich zerstreut hatte, sah man die Kosaken in Umordnung zu den Abhängen des Granitfelsen fliehen, aber dort stellte sich ihnen eine Schranke von unübersteiglichen Felsen entgegen.

„Vorwärts! — kein Pardon!" — rief Farges.

Die Bieranen, von einem Stimme angespornt, stürzten den Flüchtigen nach. Der Kampf war kurz. An der Spitze des Felsens in die Enge getrieben, machten die Soldaten von Platoff Kehrt und wehrten sich mit der Wuth der Verzweiflung. Fünfzig Lanzen- und Bajonnettstöße wurden in einer Sekunde gewechselt. Aber in diesen engen Raum wurden die Kosaken, welche nicht mit ihren Pferden manövrieren konnten, bald ganz aufgelöst und zerschmettert. Ein Einziger widerstand bis an das Ende, er war groß und mager, hatte ein kupferfarbenes Gesicht, ein wahres Wespistophelesgesicht und war mit mehreren Schußwunden bedeckt. Lombard nahm ihn aber bei jedem Bajonnettstoß eines derselben weg.

„Canaille!" murmelte er, „ich werde Dir doch noch das Leder anpacken."

Er irrte sich! — Der Kosak sprang über seinen Kopf hinweg, indem er mit seinem türkischen Schlag mit seinem Pistolenkolben auf den Kinnbacken versetzte. Der Corporal sprie 2 Zähne aus, zog den Hahn von seinem Gewehr, zielte auf den Bastir und drückte ab. Da aber die Waffe nicht geladen war, verschwand der Andere gesund und wohl an seinen sich noch über ihn lustig zu machen, indem er ein Hurrahgeschrei ausstieß.

So wurde Lombard nach 28 Dienstjahren und 30 Feldzügen am Kinnbacken fast beschädigt und zwar von einem Kosaken, der nicht einmal die Kriegsregeln kannte.

„Hundebiut," sagte er wüthend, „hätte ich dich nur!"

Farges betrachtete erstaunt das große Plateau, indem er sein von Blut triefendes Bajonnett auf dem Gewehr reinigte, die Bewohner von Hasenbruck waren verschwunden.

Ihre Ochsen liefen aufs Gerathewohl in den Gebüschen herum. Einige Riegen irrten am Rande des Hügels herum. Und würden nicht die Leichen im Gestrüpp an den blutigen Kampf erinnert haben, nichts hätte den Blick von Ruhe und Stille des ländlichen Lebens gestört. Die Veteranen selbst schienen überrascht über ihren leichten Sieg, denn ausgenommen Nikolaus Rabeau, früher Tambourmajor im 14. Linienregiment, Fecht- und Tanzmeister, welcher den Rahm gehabt hatte, von einem Kosaken aufgespießt zu werden und seine Seele auf dem Felde der Ehre auszuhauchen, mit dieser Ausnahme waren die Andern mit einigen Kopfwunden davon gekommen.

„Ah! Kameraden," sagte Farges, „dieser große Galgenstrick von Kosaken, der davon gekommen ist, könnte uns die Geschichte verderben. Unsere Vorräthe sind vollständig. Was am Einfachsten ist, ist das Vieh zusammenzutreiben und die Festung zu erreichen suchen, ehe der Feind Zeit hat, uns den Weg zu verperren."

Jedermann begab sich an das Werk und jetzt Minuten später schlug die kleine Colonne, die Heerde vor sich herttreibend, den Weg gegen Hüneburg ein. Gegen 3 Uhr Morgens waren sie unter den Kanonen der Festung.

Man kann sich die Verwirrung von Jean Pierre Noel denken, als er die Ketten der Zugbrücke krachen hörte, und in Hemdärmeln am Fenster stehend, die ganze Razzia vorbeiziehen sah, in Ordnung und Disciplin.

Der Corporal Lombard sich ernstlich auf einen alten, halbgrauen Pferde, er hatte seinen großen Dreieckigen hut auf das Ohr gerückt und sein Gewehr über das Pferd gelegt; so bildete er allein die Nachhut der Colonne.

Der wackere Commandant kannte sich nicht mehr vor Freude. Als die Tage später der Erzherzog Johann von Oesterreich, an der Spitze von 6000 Mann den Platz auffurderte, sich zu ergeben, mit der Drohung, ihn zu bombardiren und von Grund aus zu zerstören im Falle einer Weigerung, konnte sich Jean Pierre nicht enthalten zu lächeln.

Er ließ ein Verzeichniß seiner Munitionsvorräthe aufsetzen, und schickte es als Antwort an den österreichischen General, und sagte hinzu: „Daß er bedauere, seiner Hoheit nicht angenehm sein zu können, daß er aber viel zu sehr Feinschmecker sei, um einen so gut verproviantirten Platz zu verlassen. Er bitte folglich seine Hoheit, ihn entschuldigen zu wollen u. s. w., u. s. w.

„Was Ihre Drohung anbetrifft, die Festung zu beschießen und von Grund aus zu vernichten, sagte er am Ende, so kümmere ich mich gerade so viel darum, wie um den König Agapit."

Der Erzherzog Johann von Oesterreich verstand sehr gut Französisch. — Er hatte übrigens eine schwache Seite für die Küche und verstand die Bedenklichkeiten von Jean Pierre. So ging er am folgenden Tage ruhig das Thal der Zorne hinauf, nachdem er nur eine halbe Drehung links gemacht hatte!

Darum wurde Hüneburg nicht übergeben.

---

* Das Hauner-Testament.

(Schluß.)

Wer müßt jetzt die Freude der Alten. Zweitausend Pfund auf einmal, nachdem es so knapp hergegangen und der alte Geizhals ihr jede Kostenbahne gezählt. Indessen war eine Woche verstrichen und auch die zweite, ohne daß sich ein Erbe gezeigt hätte.

Der alte Doctor auf dem Lande bemit, du mußt doch einmal sehen, wie es in London steht, macht sich auf und kommt eines Abends in der Dämmerung auf die Straße herauf gerirten. Als ihn die Hausfrau erblicken, bekreuzen sie sich und sprechen: Seht doch da, der alte Geizhals, es läßt ihm keine Ruhe im Grabe. Er klopft an seine Thür und begehrt Einlaß.

Die Alte ruft: Wer da! — Da erönt es: Aufgemacht! ich bin's, Doctor Lobleton! — Lobe . . . Alle gute Geister loben . . . . hier verlor die Haushälterin nicht mehr von den Hausschlüssel, sondern auch noch das letzte Restchen von Muth. — Apage, Satanas! kreischte sie und lief zurück.

Der Doctor raisonnirt und schimpft. Sie aber verschiert, er sei todt.

Als der Lärm immer mehr überhand nimmt, wagen sich ein paar muthige Nachbarn herbei und überzeugen sich, daß es wirklich der Herr ist, sondern vielmehr recht lebendig sei. Frau Sibylle wollte jedoch auch den Nachbarsleuten keinen Glauben schenken, als der Kater Miene macht, seinen Herrn zu begrüßen, dessen Stimme er sehr wohl kennt. Da selbst Murrer, sein Mann von der bleichen Furcht ist, so wird mit zitternder Hand die Thür geöffnet.

Jetzt geschah der wichtige große Moment. Die ein Eber schießt der Doctor herein und noch ehe es die Treppe erreicht, giebt ihm nicht bloß in seinem Kopfe ein Licht, sondern ein ganzer Lichtbraten auf. Er stürzt ins Zimmer, reißt die Siegel herunter, bricht — leer wie die Welt vor ihrer Erschaffung. Unzeitgemäß der ehemaligen zärtlichen Verbindung fährt er auf die Haushälterin zu, faßt sie bei ihren feche Haaren und ruft verzweiflungsvoll: Aber, als die Polizei hereintritt, welche den Spektakel von unten vernommen.

— Gut, daß ihr kommt! schreit der Doctor. Verrath, Betrug in meinen 4 Pfählen! Dier, nehmt die Betrügerin, sie allein trägt die Schuld, sie hat mich betrogen, sie hat sich vergangen an meinem Gut und Gut!

Ich solchen Dingen ist die Polizei gar nicht fauf, sie greift zu und die arme, von den Gaunern hintergangene Haushälterin muß in's Gefängniß spazieren.

Das Gericht, schritt zur Untersuchung, doch im ersten Verhör derauf sie sich auf die Na ebarn und fordert Genugthuung.

Die Nachbarn werden herbeigerufen und bestätigen nach Pflicht und Gewissen, was sie beim Eintreten der vermeintlichen Erben und Gerichtsperssonen mit angesehrt.

Der erboste Doctor will aus der Haut fahren, denn alle Lieblenschaften getrauen bei ihm in Anwuhr. Gestoßen seine Preziosen und ein Theil von seinen viel im Kasten vergrabenen Geldstücken, ent-

Digitized by Google

wendet seine Tobatiere, die unter Brüdern 50 Gulden wert wert waren, er tobt, er rast im Gerichtssaal auf und nieder, er bricht in Verwünschungen gegen die Gauner und die Polizei aus, er zittert am ganzen Leibe und, ergriffen von dem, was in seinem Hause vorgegangen, ergrimmt über das, was er hier alles hören und sehen muß, rührt ihn — der Schlag.

Ein mächtiger Vermittler ist der Tod! — selbst die Polizei fühlt ein menschliches Rühren und so geschieht es, daß die Akte augenblicklich auf frischen Fuß gesetzt wird.

Das Gericht glaubte ihr noch einer Prüfung kurzer Tage Genugthuung schuldig zu sein und so faßte es den Beschluß: daß der Akten das Legat wirklich zugesprochen wurde, zu welchem das Spitzbuben-Testament ihr Hoffnung gemacht hatte.

In Briefg dieser Summe, sowie in Gesellschaft des Katers, verließ sie noch früh um Letzter das Nest ihrer Tage und betete oft im Stillen für das Wohl der 4 Spitzbuben, die ihr unbewußt zu diesem Schritte verholfen hatten.

Literatur.

Ein Spiegelbild. Die deutschen Republikaner der Neunzigerjahre sind von der Geschichtsschreibung arg mißhandelt worden. Entstellt, verzerrt, in den grellsten Farben gemalt, so hat sie Bild und Buch überliefert. Ihre Feinde und Sieger haben ihre Geschichte geschrieben und einen unglaublichen Wust von Anklagen und Verleumdungen über sie aufgehäuft, den man nur allmälig und langsam durchdringen kann. Das kann ganz natürlich, soll von selbst. Während der Freiheitskriege und in den Jahren, welche der Erhebung folgten, war der Franzosenhaß die vorherrschende Stimmung in Deutschland. Man übertrug die glühende Feindschaft wider Napoleon auf das französische Volk, mit dem Despoten zugleich hasste man seine Werkzeuge. Die schwere die Franzosen selbst unter seiner Zuchtrute gelitten, wie nichtswürdig und hinterlistig er sie um die Früchte der Revolution betrogen, das brachte kein Deutscher jener Tage in Rechnung. Mit welchen Augen mußte man also die 93 Männer betrachten, die 20 Jahre früher am Mittel- und Nieder-Rhein den französischen Republikanern in die Hände arbeiteten, die scheinbar allein Schuld daran trugen, daß deutsches Land zu Frankreich geschlagen wurde. Man glaubte den Höfen und Kabinetten, wenn diese die theatralischen „Patrioten" als Vaterlandsverräther brandmarkten, man verlor den richtigen Maßstab für ihre Beurtheilung. Die falsche Anschauung schlug tiefe Wurzeln, und noch heute sieht man sich vergebens nach einem Geschichtswerke um, welches die deutschen Republikaner gerecht und ehrlich schildern würde.

Da kommt denn Benedey's Buch zu rechter Zeit. Ein Buch voll starken Freiheitsgefühles und deutschen Nationalbewußtseins, ein Buch, das dessen literatur das herz hoch schlagen, ein Buch, für das man dem Verfasser die Hand schütteln und sagen möchte: Ich danke dir! Zum erstenmale werden hier die deutschen Republikaner der Neunzigerjahre, unter denen Michel Beneden eine ziemlich bedeutende Rolle spielte, wahrheitsgetreuen auf der Grundlage von Thatsachen und Aktenstücken geschildert. Es wird uns gezeigt, wie gut deutsch die meisten von ihnen gesinnt waren, wie sie nur widerwillig und gezwungen für den Anschluß an die französische Republik stimmten. Ihr Streben war darauf gerichtet, eine schlußfähige Tochterrepublik zu gründen; daß dies Ideal bloß jedoch unerreichbar. Vor die Wahl gestellt zwischen Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit bei der Vereinigung mit Frankreich und der Knechtschaft unter den geistlichen Fürsten, deren gemeine Anschicht bei der Wiedereroberung von Mainz und Worms im Jahre 1793 sie genugsam kennen gelernt, entschlossen sie sich, von Paris der zuadäing gedrängt und durch die Wechselfälle des Krieges beangstigt, für die Vereinigung mit Frankreich. Die Schuld, welche sie damit auf sich geladen, haben sie schwer gebüßt. Sie, die unter den Guillotine oder an gebrochenem Herzen starben, nicht mehr als die Ueberlebenden, die jahrelang die Schmach ertragen mußten, Unterthanen des fremden Soldatenkaisers zu sein.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischtes.

— (Eine ernste Spukgeschichte.) Die Witwe eines vor ganz kurzem erst verstorbenen ehemaligen Schlossverlebers wurde in der vorigen Woche gleichfalls so bedenklich krank, daß ihre Verwandten für eine Krankenpflegerin sorgten, welche Tag und Nacht am Bette der alten Dame wachte. Alle Pflege und Sorge blieb jedoch vergeblich, denn am Dienstag in später Abendstunde bemerkte die Krankenschwester, und nach kurzem Kampfe lag sie steif und kalt auf dem Lager. Nachdem die Wärterin ihr die Augen zugedrückt und sich von dem allmäligen Erkalten und Erstarren des leblosen Körpers überzeugt hatte, nahm sie sofort die übliche Leichenwäsche vor, bekleidete den Körper nach alten Brauche mit einem reinen neuen Hemd, frischen Strümpfen und Handschuhen, deckte endlich einen in Spiritus getauchten Lappen auf das Gesicht der Verblichenen, und eilte dann, vor etwaiger unbefugter Störung gesichert, in die Nähe wohnenden Anverwandten, die Anzeige von dem eingetretenen Todesfall zu machen. — Dieser Liebhete sich unverzüglich an und begab sich nun in Begleitung der Wärterin nach dem Sterbehause zurück. Hals überrend — die alte Dame war nämlich bei Lebzeiten — und schalt viel mit ihrer Umgebung — sagte man sich im Vorzimmer, wir wollen nur leise auftreten, sonst erwacht die Tante vielleicht nochmals vom Tode, um uns zur Rede zu stellen! Und der Verwandte öffnete in diesen Worten die Thür, trat leise aber auch sogleich bald ohnmächtig wieder zurück, während die Wärterin einen Schrei des Entsetzens ausstieß und, so schnell ihre Füße sie zu tragen vermochten, vor dem sich ihr darbietenden Anblick die Flucht ergriff. Denn als ob die in mitternächtiger Stunde ausgeführte Arbeit ein Erwachen der Verstorbenen erhalten hätten, war die Todtgeglaubte wirklich aufgestanden. Halb aufgerichtet auf ihrem Lager hatte sie den Spitzenklappen vom Gesicht geschnitzelt und war eben im Begriff, die Handschuhe nach rechts und links zu werfen, als Letzteres, als wollte sie nun sitzfend auf die Eintretenden zuspringen. — Natürlich erholte man sich bald von dem Schreck, überzeugte sich davon, daß die Kranke nicht wirklich gestorben gewesen, sondern nur in einen Starrkrampf verfallen war, und that nun alles mögliche zur neuen Belebung der Lebensgeister. Allein der Schein-tod war doch der Vorbote des wirklichen Todes gewesen, der, ohne daß die Kranke der Sprache und Besinnung wieder mächtig wurde, bald eintrat. — Immerhin aber durfte der Vorfall eine Mahnung zur Vorsicht bei Abhaltung von Leichen bieten, besonders wenn der Transport der Leiche nach dem Leichenhause wenige Stunden nach dem erfolgten Tode geschehen soll.

— (Eine Stilprobe.) Proklamation des Fürsten Metternich vom Jahre 1849. „An die Jugend.

1. Jedermann, der mit einer Waffe für seine Freiheit gegen Gesetz und Ordnung ist, ist augenblicklich durch den Strang hinzurichten.

2. Jede Ortsbehörden, aus welchen zerein mehrere Einwohner sich ertühnen, von der k. k. Armee Gouriere, Estafetten oder einzelne Commandirte anzuzerisen, oder ihnen auf welch immer für Weise zu schaden, werden der Erde gleich gemacht.

3. Die Ortsobrigkeiten dürfen mit ihren Köpfe für die Aufrechterhaltung der Ruhe."

— (Ein Fabrikant.) Der Windbeutel Fledmarsch

— Auf dem russischen Bahnhofe Kibarty, Eydtkuhnen gegenüber, hatten sich die Gäster derart gedrosselt, daß die Wagen nicht mehr ausgeladen werden konnten und mit der Zeit das ganze Betriebsmaterial der Oldbahn sich dort anhäufte. Auf Beschwerde seiner ein Generalmajor von Petersburg, die hineinschmetterte und Räumung befahl. Hals über Kopf ging es los. Die Waaren, freilich zum Theil vom langen Draußenstehen verdorben, gingen mit Gewalt ab. Was thats, wenn einmal ein ganzer Zug vom Petersburger Comptoir von Petersburg, die Zuhalt ganz wo anderwärts deklimmt war. Der komische Schein, daß wie ein Märchen, erzählt der „B. u. B. F." weiter, ist wohl, wenn er wahr ist, daß jener Borsig'sche Locomotiven dabei abhanden kamen. Borsig handle einen Ingenieur auf die Suche. Nach langem Hin- und Herfragen wird er verschreit auf einem Geleise einer Nebenstation stehen. Bereitwillig folgte und das Versprechen des Beamten, sie an den Bestimmungsort abzusenden. Der Ingenieur reist zur Direktion, wohin die Locomotiven bestimmt sind, und — Sonntag ist Abreise. Es kommt nichts. Er reist hin, wo sie liegen. Versprechen der sofortigen Absendung. Retour gereist; es kommt nichts. Reist nochmals zum Standungsplatze, wo er etwas unangenehm wird. „Was," sagt der Inspektor, „auf mein Station. Da grob! Sperr 8 Tage Mann ein." „Man" wird 8 Tage eingesperrt, was hilft raisonniren, und reist heraugekommen zurück nach Berlin. Wir möchten mit gewöhnlichem Märchenschluß endigen: und wenn die Locomotiven nicht abgeliefert sind, dann liegen sie noch eingesperrt auf dem Geleise eines obskuren Bahnhofes. „Dornröschen" sollte eine derselben wenigstens heißen. Wie sie zu erlösen? Zahlen, zahlen, zahlen.

Erschienene Neuigkeiten

des Buch-, Kunst- und Musikalienhandels.

Alle hier angezeigten Werke, Musikalien 2c. 2c. werden durch die Buchhandlung Ms. Kohler in Kaiserslautern gegen Einsendung des Betrages in Postmarken oder franco Postanweisung franco versandt.

Der moderne Schiffszer. Sammlung der vorzüglichsten Schiffsverzeichnis im neuesten Styl. Bearbeitet von August Grill. 6 Hefte, jedes mit 12 Tafeln. — Bewerb, Br. 6 Bogg.

I. Heft: Landeleber, Thurmuhren, Thurmspitzen, Bäcker, Schiffsleichter, Pöstler und Gartenmöbel, Schiffsleichter, Kettenglieder, Zeltleichter, Stallgeräthe u. l. w.

II. Heft: Schiffsleichter und Anken, Schiffsleichter, Zäune, Gartenmöbel, Thürschließel, Thürenbänder und Scheibtäge, Waagen u. l. w.

III. Heft: Schiefe, Gelbschränke, Schiffsleuruhren, Schiffsleichter u. l. w.

IV. Heft: Einsiedrte und Schiebtenstöcke, Spagnoletten, Pilgabeleiter, Stiefpuzt und Gartenmöbel, Fensterbänder und Fenstern, Brücken, Tafeln und Hängematten, Intermenträger, Jahrbecher, Bänder, Schilder, Handbeschläge, Schiffsleichter u. l. w.

V. Heft: Geländer und Einfriedungen, Balkons und Veranden, Briefbeschwerer und Kabelwerker, Sockelverzierungen und Leuchter, Leuchter, Treppen und Treppenhäuser, Alkar-Architekte, Gitterwerke, Füllungen, Kgaffen u. l. w.

VI. Heft: Gitterwerke zu Fenstern und Füllungen, Thore, Thüren, Einfriedungen, Beschläge, Verbrämungen und Oberleiter u. l. w.

Jede der 6 Lieferungen zusammen 72 Blatt) ist unabhängig von der andern, bildet ein in sich abgeschlossenes Ganz-s und wird apart zum Preise von 1 Fl. 20 Kr. abgegeben.

Reichenau, Rudolph. Bilder aus dem Kinderleben. 10. Auflage. — Leipzig, F. W. Grunow. geh. 1 fl.

Kurtzgefaßtes Handbuch über die Pflege und Beschneiden der Kinder. — Konstanz, Otto Feig. 12 kr.

Heimann's Illustrirte Politische Bibliothek.

1. Heft: Zwölf Vorlesungen über Geschichte der Civilisation in England. Erste Lieferung 18 kr.

dito. 12. Johann Joachim Winkelmann's Geschichte der Kunst des Alterthums. Erste Lieferung. 18 kr.

dito. 11. Jun Römischen Carnial. Die Römische Freiheitsfeier. Ein Gespräch von Ulrich von Hutten. 15 kr.

dito. 27. Dr. Martin Luther's Sendschreiben: An seren Gott Herren Kaiser Karl und Adel deutscher Nation. 18 kr.

dito. 29. John Milton's Politische Rede für Volksfreiheit. Uebersetzt von Dr. H. Bernhard. Erste Lieferung 18 kr.

dito. Der Fürst von Niccolo Machiavelli. Uebersetzt von St. Großmann. 18 kr.

Musikalien.

Lieder-Perlen berühmter Componisten. 1. Band. 2. und 3. Heft. Das Einzelheft 27 kr. Inhalt des 2. Heftes: Händel: Ich weiß, daß mein Erlöser lebt. Gandel (Glaube). Mozart: Ich denke dich (Sehnsucht). Weber: Leis wandeln wir wo Geisterhauch (Geisterwirbel). dito: Stumm weht der Hauch von jenseits (Geisterwirbel). Beethoven: Adelaide (Sehnsucht). Weber: Leis wandeln wir wo Geisterhauch (Geisterwirbel). dito: Stumm ist's da beim lieben Röschen. Singer: Ich bin so froh. Du bist wie eine Blume. Schubert: Auch Blümlein will ich senden. dito: Heiß mich nicht reden. dito: Du bist die Ruh. Schumann: Widmung. dito: Nußbaum: Nur wer die Sehnsucht kennt. Mozart: An dolorem Arm zu weilen (Sehnsucht). Wolf: Lieb' Liebchen. Schubert: Ständchen. Der Wanderer. dito. Beethoven: Kurz ist der Schmerz (Schmerzes Gesang). — Dresden, Meinhold und Söhne.

Lage, Wilh. Trinklied mit einem Salamander und dem Gemmerrieder „Stoß wie nicht zur Herrlichkeit erhoben". Partitur und Stimmen. 36 kr.

dito. Neue Sammlung von Tranerinstrumenten, Tanzmusiken und Fantasien über die beliebtesten Melodien in Form von Potpourris. Fünftes Salonheft für Violine mit Pianoforte und sein Stimmen. 45 kr. — 2) Vorspiele 36 kr. — 3) Ich denk' an Euch 36 kr. — 4) Sieh nur auf Euch 36 kr. — 5) Ich bin 45 kr.

dito. 11 Carneval di Venezia. (Paganini) für Violine. Partitur und Stimmen. 1 fl. 30 kr.

dito. Fantasie-Macaronis. 54 kr.

Berlioz. Verlag von Edm. Stoll in Leipzig:

Siebe, Auguste. Musikalisches Handbuch für angehende Violinisten. Eine Sammlung belehrender instructiver Violinsoli und Duettinen zu vom ersten Anfang an nach stufenweise sich entwickelnden Grundsätzen progressiv für die Geige bearbeitet.

I. Abtheilung Op. 1. mit erster Position in der leichtesten Tonarten.

II. Abtheilung Op. 2 mit Anwendung der übrigen Positionen.

Jede dieser für eine Violine allein, das Heft 36 kr.

6 " dito. mit Pianoforte, das Heft 1 fl. 12 kr.

Kreyschmar, F. W. Drei Gedichtlieder **Erste Form** aus der Sammlung: Lieder und Balladen für eine Singstimme mit Umfange von 5 Tönen. 4 Hefte à 24 kr.

Bachmann, Elise. Elfen Träume. Salonstück. 36 kr.

Suse, Emil. Des Sängers Triumph-Marsch. 36 kr.

Gubera, Henri. Les Charmes de New-York. Souvenirs de Bals. 54 kr.

dito. **Auf den Ocean.** Reverie. 54 kr.

dito. **Gruß an's Vaterland.** Scherzo brillante. 54 kr.

dito. **Am Pianino.** Polka Caprice élégant. 45 kr.

dito. **Belles Filles.** Quadrille de la Cour. 36 kr. Für Orchester 2 fl. 24 kr.)

dito. **1873. Regimentals-Marsch.** 18 kr.

dito. **Hand und Nichel.** Polka. Zu 2 Händen 15 kr. — zu 4 Händen 27 kr.

dito. **Klopferstäbe-Marsch.** Zu 2 Händen 36 kr. — zu 4 Händen 54 kr.

Für die Redaction verantwortlich Carl Luedeck. Druck und Verlag von Ph. Kohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Pfälzer Demokrat

und

Sonntags-Blatt.

Organ der deutschen Volkspartei in der Pfalz.

Wöchentliche Gratis-Beilage zur „Pfälzischen Volkszeitung."

Für Nichtabonnenten der „Pfälz. Volkszeitung" vierteljährlich 18 kr.

Nro. 17. **Kaiserslautern, 24. April.** **1870.**

Lopez.

„Es ist ein Völkermord vollbracht — eine Nation ist vom Erdball verschwunden — ein Staat mit allen seinen Bürgern, ein blühender, glücklicher, seiner innersten Natur nach richtig und wohl regierter Staat ist vernichtet, ist ausgelöscht — ein trefflich angebauetes, Europa nachstrebendes, reich gesegnetes Land ist eine Wüste geworden wie die Pfalz unter Ludwig dem XIV.", so schrieb uns im vergangenen Jahre ein nordeutscher Freund, als die Schreckenskunde von der Niederlage Lopez' die Herzen aller Freiheitsfreunde erschütterte.

Damals entrang sich unsern steifen lateinischen Chronisten ein Jammer- und Wehegeschrei, als die höllischen Befehle Louvois' durch teuflische Banden vollstreckt und ausgeführt wurden. Noch hundert Jahre später durchklang die heiteren Bilder des größten englischen Humoristen, der Cilaß und die Pfalz wie eine ferne Trauermusik, als schauderte ihm ins Lachen!

Und lebt ein Geschlecht in Europa, das fühl an seine Tagesarbeit geht und für seine tägliche Leibesnahrung und Nothdurft sorgt, aber den zertrümmerten Stern am südlichen Himmel nicht beachtet. Ist denn kein Platen mehr da? Erinnert kein „Philosoph für die Welt" an Las Casas und seine Predigten?

Er ist begangen — der Völkermord!

Nun schwingt die Schlangen — ihr Furien fort!

Es war ein Kampf um das Dasein, den der große Dictator gegen die vierfach überlegenen Feinde führte und in einem solchen entschied in der Regel die Macht; der Schwache muß dem Stärkern unterliegen.

Als im Jahre 1864 die Brasilier in die Banda Oriental einfielen, forderte Lopez in einem Ultimatum die Zurückerstattung der brasilianischen Truppen und erklärte den Krieg, im Fall man seinem Verlangen nicht Folge leiste. Seine Armee war damals 70,000 Mann stark und vortrefflich zum Kriege geschult. Es war indessen kein Unglück, daß er sich nicht mit der Neutralität der Argentiner zufrieden gaben konnte, daß er selbst die Bildung der Tripel-Allianz zwischen Brasilien und den beiden Republiken veranlaßte. Bis zum Februar 1868, wo seine starke Festung Humaita fiel, behauptete er sich stellenweise mit großen Vortheilen, von da an aber ging es mit ihm auf die Neige. Der Kampf um Angostura, das Ende 1868 verloren ging, machte dem Krieg im eigentlichen Sinne des Wortes ein Ende, und der seitdem noch geführte verzweifelte Kampf war mehr das Ringen von Guerrillaschaaren als ein Krieg zu nennen. Auf den weiten gebirgigen Hochebenen seines Landes ein verfolgter, von aller Welt verlassener und abgeschnittener Häuptling hielt er mit eiserner Consequenz die Sache seines Vaterlandes aufrecht. Mit bitterem Schmerz sah er sein Volk zusammen schmelzen, langsam verkommen, die rothe Race, deren Blut in seinen Adern rollte, der bei erachteten schwarzen erliegen. In entsetzlichen Mitteln hatte er gegriffen, um sein sinkendes republikanisches Staatsschiff zu retten. Tausend Fremde fielen auf den bloßen Verdacht hin, daß sie vielleicht mit den Brasilianern sympathisiren konnten, in Assumcion zum Opfer, ja er schonte des eigenen Bruders, der Gatten seiner Schwestern nicht, die ihm zum Nachgeben zwingen wollten. Unklug und zwecklos vom Standpunkt, doch erst eine spätere Zeit wird über diese Handlung und voraussichtlich ein mildes Urtheil fällen können. Aus dem letzten Schlupfwinkel vertrieben, von der Uebermacht umringt, keine Wahl als Tod oder Ergebung, wählte der Held, am Marksteine seiner Hoffnungen den Tod und brach, die einzige und letzte noch verbliebene Säule eines einst blühenden Staates, unter den Lagern der Gegner zusammen auf dem geöffneten Grabe seines todten Volkes.

Gern pflichten wir heute unserm Freunde bei, der im vergangenen Jahre schrieb:

Wir aber weihen dem Untergang eines ganzen Volkes, eines ganzen Landes nicht das ohnmächtige, absichtslende Bedauern des frommen gottergebenen Christen. Wir sagen nicht mit der gleisnerischen Kälte des Naturforschers, es vollzieht sich hier vor unsern Augen das Gesetz, nach welchem im Kampf ums Dasein immer die schwächere Art der stärkern unterliegt; die Nothhaut verschwindet vom Erdboden, sowie die Haudraate vor der größern Wanderratte aus Europa verschwunden ist. Wir setzen mit dem Auge des Historikers den kolossalen Trauerspiel zu und gedenken sinnend Pizarro's und Cortez'; gedenken des 30jährigen einstimmigen Jauchzen, dort die ganze urtheilsfähige Menschheit auf die spanischen Conquistadoren gehaßt, und fprechen hiergegen es aus: Einst fällt die Weltgeschichte, das ernste Verdikt über unsere Zeit — sie war noch barbarisch im tiefsten Kern! An die schmerzlich bebe Klage des Geschichtsphilosophen über den Verlust des schönen Schauspiels einer rothhäutigen Civilisation in Mexiko und Peru schließt sich nun auch nach 300 Jahren die bittere Wahrheit: es gibt kein indianisches Paraguay mehr! Auf den Fluren welche sanfte gehorsamvolle Indianer cultivirt, herrscht bald der wenige Ansiedler mit seinem afrikanischen Arbeitsgewissen. Nicht sollte des Scheers Wort sich erfüllen:

Auf tausendfach verschlungenen Wegen
Der „reichen Mannichfaltigkeit"
Kommt einst umarmend Euch entgegen
Am Thron der hohen Einigkeit

Einstimmigkeit soll herrschen auf Erden. Die rohe Selbstsucht rottet von Nord bis Süd, vom Winipegsee bis zum Laplatastrom, die farbenbunte Verschiedenheit aus. Der freie Menschengeist unterwirft sich sklavisch dem groben Naturbedürfniß. Unsre deutschen Ansiedler am Hudsonstluß bewiesen vor 200 Jahren (nach Kopp), daß Indianer sich europäischer Bildung nicht verschließen. Aber statt menschlich zu bilden, zerjörtet der Amerikaner wie die jubiloje Naturgewalt seines heimathlichen Erdtheils ursprüngliche Rasse. Wir sind noch immer nicht geeilig den Elementen überschreite „wahrer" Menschen, wir sind nur eine klügere Gattung von Bestirn. — Wehe dem, der im 19. Jahrhundert auf Sieg der Humanität hofft. Er wird schrecklich getäuscht verzweifelnd ins Grab sinken. Fern ist die Zeit, wo die freien weißen Leute, wo die Christen Menschen werden. Hofft es und harret, bis der Mississippi rückwärts fließt.

Zukunftsbetrachtungen eines Preußen.

(Von unserm nordeutschen Freunde.)

, Aus Preußen. April. Der Reichstag hat Ferien. Ich brauche nicht in Berlin zu wohnen oder mein Reichstagsabgeordneter braucht nicht zu den Gemüthsmenschen zu gehören, die allen Anstand zum Hohn keine Sitzung besuchen, zu gähnen, wenn ich mit ihm in Unterhaltung gerathe. Bei uns zu Haus, so sagte er, der durch Anwendung des verächtlich tückischen Strafgesetzparagraphen allgemeiner bekannt geworden, vor Kurzem zu mir: „Gerninus ist nicht so schlimm wie sein Ruf." in Bezug auf die Geschichte des 19. Jahrhunderts nämlich — und siehe da! welche prächtige Stelle mir eben im achten Bande auffiel, als ich meinen „demokratischen Mitbürgern politischer Junge" die Lehren des gelehrten Geschichtslehrers über Polens politisches Leben vor 1830 auffschlug und vortrug. Hören Sie:

„In diesem Zeitalter, wo der äußere und innere Zusammenhang der Menschheit auf allen materiellen und individuellen Wegen so ungemein erleichert ist, wo die Mittel des persönlichen Verkehrs die Räume so wunderbar verkürzt, die Mittel des schriftlichen Verkehrs sie nahezu überwunden haben, muß es begreiflich immer leichter werden, in einer ganz pragmatischen Weise alle Bewegungen in dem Leben der Staaten auf gemeinsame Quellen — alle Veränderungen auf einer Richtung auf gemeinsame Strömungen aus einer neuen Quelle zurückzuführen; jede Volksgeschichte im Drama der ganzen Menschheitsgeschichte nur als eine einzelne Scene darzustellen, die eine natürliche Verbindung mit dem Ganzen verknüpft."

Auch die folgenden Sätze begründen dies in gleich präciser Form, was wir kurz also ausdrücken möchten:

Der Familiengeist der Menschheit ist äußerlich sichtbar geworden; alle Völker sind „Eine" Gemeinschaft; und alle Staaten der Erde schon „Ein" System!

Aber höchst interessant ist der Beweis, den Gervinus aufzuhrt, und dessen Kenntniß sollte man denken) allein schon ausreichen müßte, jeden Gegner zu bekehren, der mit dem Gedanken, daß die ganze gebildete Frankreich die Julirevolution vorauswußte, aus der englischen Geschichte als nothwendig bevorstehend sie prophezihte, zu eben deßhalb in und zufolge dieser selben Uebergewungen sie herbeiführte!

Wir erinnern jener an die berührte Rechnung des gern calculirenden Historikers, daß jede Revolution in immer kürzeren Zwischenräumen eine neue herbeilocke: so 1776, 1789, 1811 (Südamerika) 1820 (Italien, Spanien und Portugal, 1821 (Griechenland); 1830, 1834 (Frankfurter Aufstand); 1840 (Aegypten unabhängig); 1848, 1859 (Italien frei), 1863 Polen, 1864 Holstein, 1866 Deutschland und die Jahre vorher Nordamerika im Krampf und Kampf der Umgestaltung, 1868 Spanien, 1869 Tamaltien und die Jahre zuvor Kreta, 1870 — ?

Warum ziehn nur diese Gerinnisserscheinungen an? Um einen berühmten Gedanken und — wie obiges Eingange berührte Gespräch anbeutet — einen echten hervorragenden Nationalklassiker als Gemüthsmanner für das anzuführen, was wir heute Ihnen mitzutheilen haben:

Durch unser ganzes Europa geht ein Gefühl unhaltbar provisorischer Zustände; das „wissen Sie

Digitized by Google

im Süden so gut wie wir hier im Norden. Aber bei uns hier ist ein unsäglliches Gefühl des tiefen Abscheues aller norddeutschen Bundesvollzähten im ganzen Lande des Volkes vorherrscht. Wo sich derselbe unbedingt das Gefühl: „so bleibts nicht lang' stehen!“ Ich proclamire auf meine Gefahr das Ergebniß der Wahlen in Preußen und Norddeutschland: „extreme pessimistisch!“ So voll unbegründeten Optimismus ich selbst noch für mein Persönchen Leben die Folgen unseres Prinzips erfasse, so eigentümlich ermuthigend begegnet gerade mir überall in meinem ausgedehnten Freundeskreise dieser stille Hohn gegen Bismarck und seinen Schweif. Nicht 10 Jahre verbürgt man sich für seine ganze Herrlichkeit.

Was kommen soll, weiß Niemand klar auszudenken. Aber das dieser furchtbar erschöpfende Zustand nicht lange mehr anhält, sagt Jeder. Die lähmende Ungewißheit läßt alle Geschäfte stocken. Man ahnt dumpf einen kommenden Sturm, gegen den alles frühere leichte Wetterleuchten und Suchtigen Zucken war.

Sie haben in Ihrem Süden einen tiefe Vorfreiung von diesem hier alle Gemüther belastenden Druck. Ich selbst sah letztes Jahr die Fröhlichkeit Wiens und seiner leichtfertigen Journalisten-welt. Wie schien mir dagegen der tiefe Ernst der Sorge Ihrer norddeutschen Freunde ab!

Sie finden in ganz Preußen kein hoffnungsvolles Pochen auf den Siegeszubel von 1866 mehr. Sie hören nur eine Stimme von Memel bis Aachen, nicht laut dauf sie klingen, im deutschen Kreise der Beteiligten hört man sie flüsterlt: Die Militärmie ist ein Provisorium, der norddeutsche Bund ist ein Uebergang, dieser Reichstag ist eine Zeitgebaurt! Weiter denkt Niemand. Keine Vermuthung auf besserende Wahrgeeln wagt man, keine Hoffnung auf baldige Zerrschaft der Vernünftigen, keinen Gedanken an endlichen Sturz der 2 verhaßten Minister zu hegen, — ehe nicht — — „zwei Augen sich schließen.“

Das ist das A und O aller politischen Weisheit.

Diese Aussicht allein läßt noch leben und denken. Aber woher sich aufraffen, woher die Ermuthigung der wahrhaft schwäßlichen Zustände in Kirche, Schule und Dorfgemeine mit Aufgebot aller Kräfte herbeiführen — das liegt offelt von jedem Gesprächs; von allen Seelen weit entfernt ist solch ein schöner Traum.

Und die Zuflüchte sind unerträglich. Sie können es schwer glauben, welche bewußte, welch ehrlos eingestandene Heuchelei unser Gesellschaftsleben durchdringt.

Ein Beispiel für tausend:

Wo Sie mit Leuten von Bildung oder nur Bildungsschein reden: da kennt man Barnhagens Tagebuch. Sie hören allerwärts: „Ein widerwärtiger Klatsch!“ Aber Alle lesen — was sag' ich! Alle verschlingen Barnhagen. Man spricht alle Augenblicke von der Spitzbüberei Preußens, einer in schmutzigen Hofgeschichten behaglich schmunzelnd, ist überzeugt von der rohen Gewinnheit einer Grafin Goly und den stupiden Raugstreitigkeiten elender Hofcreaturen: aber man nennt sich noch immer monarchisch loyal! Im Winterpalais preist Jedermann die Schweiger Zustände, sogar die unverkennbare Beamtenerruption begreift man allmälich im Hinblick auf — — gewisse Manipulotionen; aber das Dogma: „constitutionelle Monarchie“ gilt hier für unerrüglich.

Nein, Sie sind wohl: das Dogma der Dreieinigkeit sitzt gerade so fest in den Köpfen aller Gebildeten wie das Dogma des Constitutionalismus!

Heuchelei! Scheinheilige Lüge! Sie wagen es nirgend sich für Republik zu erklären, weil es nicht nobel ist. Es gehört zum Glauben der Einfältigen und Schlichten, daß sie sich für klares Recht die Brust gezollt! Wir Gebildeten thun doch so, als ob wir zum Athanasianischen Bödsinn und zur constitutionellen Schablone von Simsonistischer Eleganz aufrichtig schwören.

Kein Süddeutscher glaubt, was k. preuß. Gymnasialdirektoren in Verehrung des weiten Wiese zu leisten verstehn, was unsre große Masse von Pfaffen und Pfaffengenossen für eine Chrfurcht vor Stiehls Regulativen zur Schau trägt, wie respektvoll unsre Burgermeister der großen Städte offiziell von St. Creelius 2c. 2c. reden, welchen sie unter vier Augen als „gezeichnet“ durch sein öffentlich gerechnet Ungeschick in Japan erklären!

In Lug und Trug überall — und doch „respektabel!“ Doch das Gesicht in weisen Falten und doch — — „finde ich sie ehrenwerte Männer.“

Die Verfassung des liberalen Kaiserreichs.

In der Senatssitzung vom 12. d. wurde, wie gemeldet, der Entwurf des Senatsconsults vom Berichterstatter der Prüfungscommission, Herrn Devienne, verlesen. Derselbe lautet nunmehr wie folgt:

Senatsconsult, welcher die Verfassung des Kaiserreichs feststellt.

Erstes Capitel.

Artikel 1. Die Verfassung erkennt an, bestätigt und garantirt die großen im Jahre 1789 proclamirten Prinzipien, welche die Grundlage des öffentlichen Rechtes der Franzosen bilden.

Capitel II. Von der kaiserlichen Würde und der Regentschaft.

Artikel 2. Die von der Person Napoleon III. durch das Plebiscit vom 21. und 22. November 1852 hierin erblichen kaiserliche Würde ist erblich in der direkten und legitimen Nachkommenschaft Louis Napoleon Bonapartes in Mannesstamm nach Ordnung der Erstgeburt und mit beständiger Ausschließung der Weiber und ihrer Nachkommen.

Artikel 3. Napoleon III. kann, wenn er keine Kinder und Nachkommen männlichen Geschlechts hat, der legitimen Kinder und Nachkommen in männlicher Linie der Brüder des Kaisers Napoleon I. adoptiren. Die Normen der Adoption werden durch ein Gesetz geregelt.

Wenn nach der Adoption Napoleon III. Kinder männlichen Geschlechts geboren werden, so können seine Adoptivsöhne erst nach seinen legitimen Nachkommen zur Nachfolge berufen werden. Die Adoption ist den Nachfolgern Napoleon III. und ihren Nachkommen untersagt.

Artikel 4. In Ermangelung eines legitimen direkten oder Adoptiverben gehen auf den Thron berufen der Prinz Napoleon (Josef Carl Paul) und seine directe und legitime Nachkommenschaft im Mannesstamm nach Ordnung der Erstgeburt und mit beständiger Ausschließung der Weiber und ihrer Nachkommenschaft.

Art. 5. In Ermangelung eines legitimen Erben oder eines Adoptiverben Napoleon III. und der Nachfolger in der Seitenlinie, welche ihre Rechte aus dem vorhergehenden Artikel herleiten, ernennt das Volk den Kaiser und regelt in seiner Familie die Erbfolge im Mannesstamm mit beständiger Ausschließung der Weiber und ihrer Nachkommenschaft.

Art. 6. Die Mitglieder der Familie Napoleon III., welche eventuell zur Erbfolge berufen sind, und ihre Nachkommen in gerader Geschlechtsfolge gehören zur kaiserlichen Familie. Sie können sich nicht ohne Genehmigung des Kaisers verheirathen. Ihre ohne diese Genehmigung vollzogene Heirath zieht den Verlust ihren Anrechts auf die Erbfolge nach sich, sowohl für Personen in der sich verheirathet hat, als auch für seine Nachkommen. Nichts desweniger tritt, wenn keine Kinder aus dieser Ehe existiren, in Folge der Auflösung derselben durch den Tod der Prinz, der sie geschlossen hatte, wieder in sein Erbrecht ein. — Der Kaiser theilt die Titel und die Verhältnisse der Mitglieder seiner Familie fest. — Er hat vollkommen Autorität über sie; er regelt ihre Pflichten und ihre Rechte durch Statuten, die Gesetzeskraft haben.

Art. 7. Die Regentschaft des Kaiserreichs wird durch den Senatusconsult vom 17. Juli 1856 geregelt.

Art. 8. Die Mitglieder der kaiserlichen Familie, welche eventuell zur Erbfolge berufen sind, nehmen den Titel französische Prinzen an. Der älteste Sohn des Kaisers führt den Titel: kaiserlicher Prinz.

Die französischen Prinzen sind Mitglieder des Senats und des Staatsrathes, sobald sie ihr achtzehntes Jahr erreicht haben. Sie können dort nur mit Genehmigung des Kaisers Sitz nehmen.

Capitel III. Form der Regierung des Kaisers.

Art. 10. Der Kaiser regiert mit Beihülfe der Minister, des Senats, des gesetzgeb. Körpers und des Staatsrathes.

Art. 11. Die gesetzgebende Gewalt wird gemeinschaftlich vom Kaiser, vom Senat und vom gesetzgebenden Körper ausgeübt.

Art. 12. Die Initiative der Gesetze gehört dem Kaiser, dem Senat und dem gesetzgebenden Körper an. Die Vorschläge zu Gesetzen, die von der Initiative des Kaisers herrühren, können nach seiner Wahl entweder dem Senat oder dem gesetzgebenden Körper vorgelegt werden.

Nichtsdestoweniger muß ein jedes Steuer-Gesetz vorher vom gesetzgebenden Körper votirt werden.

Capitel IV. Vom Kaiser.

Art. 13. Der Kaiser ist vor dem französischen Volke verantwortlich, zu welchem er einen Aufruf zu erlassen, stets das Recht hat.

Art. 14. Der Kaiser ist das Oberhaupt des Staates. Er bestätigt die Land- und Seemacht, erklärt den Krieg, schließt Friedens-, Bundes- und Handelsverträge ab, ernennt zu allen Aemtern, erläßt die nothwendigen Reglements und Defrete für die Ausführung der Gesetze.

Art. 15. Die Justiz wird in seinem Namen ausgübt. Die Unabhängigkeit der Richter wird aufrecht erhalten.

Art. 16. Der Kaiser hat allein das Recht zu begnadigen und Amnestie zu ertheilen.

Art. 17. Er sanctionirt und promulgirt die Gesetze.

Art. 18. Die für die Zukunft in den Zoll- oder Postsachen durch internationale Verträge vorgenommenen Modifications werden nur kraft eines Gesetzes obligatorisch.

Art. 19. Der Kaiser ernennt die Gesetze und beruft sie ab. Die Minister beschließen im Rath unter Vorsitz des Kaisers. Sie sind verantwortlich. Sie können nur durch den Senat oder durch den gesetzgebenden Körper in Anklagezustand versetzt werden.

Art. 20. Die Minister können Mitglieder des Senats oder des gesetzgebenden Körpers sein. Sie haben zu der einen wie zu der andern Versammlung Zutritt und müssen alle Male, wenn sie es verlangen, angehört werden.

Art. 21. Die Minister, die Mitglieder des Senats, des gesetzgebenden Körpers und des Staatsrathes, die Officiere zu Lande und zur See, die Gerichtspersonen und die öffentlichen Beamten leisten folgenden Eid: „Ich schwöre Gehorsam der Verfassung und Treue dem Kaiser.“

Art. 22. Die Senatsbeschlüsse über die Kron-Dotationen und die Civilliste vom 12. Dez. 1852 und 23. April 1856 bleiben in Kraft. Jedoch wird in den durch die Art. 8, 11 und 16 des Senatus-Consults vom 12. Dez. 1852 vorgesehenen Fällen durch ein Gesetz statuirt werden. In Zukunft werden die Krondotationen und die Civilliste für die ganze Dauer der Regierung durch die gesetzgebende Versammlung festgestellt, welche nach dem Regierungsantritt des Kaisers zusammentreten wird.

Capitel V. Vom Senat.

Art. 23. Der Senat ist zusammengesetzt:

1) aus den Kardinälen, Marschällen, und Admiralen;

2) aus den Bürgern, welchen der Kaiser die Senatorwürde verleiht.

Art. 24. Der Kaiser kann nur aus der Mitte der Bürger Senatoren ernwählen, die sich durch ein notorisches Verdienst, die Wichtigkeit oder die Dauer von Aemtern, auf denen sie die Interessen der Landwirthschaft, der Industrie, des Handels, der Literatur, der Künste und Wissenschaften, der Armee, der Politik, der Magistratur oder der Verwaltung geleisteten Dienste: Ansprüche auf die allgemeine Achtung erworben haben.

Ueberdies müssen die Senatoren einer der Kategorien angehören, welche in dem der gegenwärtigen Constitution angehängten Verzeichniß aufgezeichnet sind.

Keine andere Bedingung kann der Wahl des Kaisers gestellt werden.

Art. 25. Die Decrete, die Ernennung von Senatoren betreffend, lauten auf die Person. Es wird darin der geleisteten Dienste, sowie der Anrechte gedacht, worauf die Ernennung begründet ist.

Art. 26. Die Senatoren sind unobsehbar und auf Lebenszeit ernannt.

Art. 27. Die Zahl der Senatoren kann auf 2 Drittel der Zahl der Mitglieder gebracht werden, mit inbegriffen die, welche es vermöge ihrer amtlichen Stellung sind.

Der Kaiser kann nicht mehr als zwanzig Senatoren jährlich ernennen.

Art. 28. Den Präsidenten und Vicepräsidenten des Senats ernennt der Kaiser.

Dieselben werden aus der Mitte der Senatoren gewählt.

Art. 29. Der Kaiser beruft den Senat zusammen und vertagt ihn.

Er verfügt den Schluß der Sessionen.

Art. 30. Die Senatssitzungen sind öffentlich. Ein Antrag von 5 Mitgliedern genügt, damit er als geheimes Comite zusammentrete.

Art. 31. Der Senat discutirt und votirt die Gesetzentwürfe.

Capitel VI. Vom Gesetzgebenden Körper.

Art. 32. Die Wahl der Deputirten erfolgt auf Grund des allgemeinen Stimmrechtes, ohne Listenabstimmung.

Art. 33. Sie werden auf eine Zeitdauer von 6 Jahre ernannt.

Art. 34. Der Gesetzgebende Körper discutirt und votirt die Gesetzentwürfe.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Geschichte eines Rekruten von 1813.

von Erckmann-Chatrian.

Wer nicht den Triumph des Kaisers Napoleon in den Jahren 1810, 11 und 12 erlebt und gesehen hat, kann unmöglich eine Vorstellung von der Macht und Gewalt haben, welche ein einziger Mensch auszuüben vermag. Wenn er durch die Champagne, Rothringen oder das Elsaß kam, verließen die Leute mitten in der Ernte oder der Weinlese ihre Arbeit um ihn zu sehen; manche kamen 8—10 Stunden weit her; Frauen, Kinder und Greise stürzten auf die Straße und riefen mit erhobenen Händen: „Da lebe der Kaiser!" Man hätte glauben können, daß es der Herzogin selbst sei, daß er der Welt das Leben eingehaucht habe und daß mit seinem Tode Alles vorbei sein müsse. Einige alte Republikaner welche den Kopf schüttelten und verächtlich in die Luft pafften oder beim Glase Wein sich zu sagen, erlaubten, daß der Kaiser sullen sinne, galten als Narren. So etwas schien gegen die Natur zu gehen, und man dachte nicht daran.

Seit dem Jahre 1804 war ich in der Lehre bei dem alten Uhrmacher Klaus Kuldaen in Pfalzburg. Da ich schwächlich schien und ein wenig hinke, wollte mich meine Mutter ein Handwerk lernen lassen, das weniger hart war, als die in unserm Dorfe. In Dachsberg sind man natürlich damals nur Holzäller, Kohlenbrenner u. dgl. Herr Klaus hatte auch sicherlich Recht. Wir wohnten im ersten Stock des Großen Hauses, welches bei dem französischen Thore, dem „rothen Ochsen" gegenüber, die Ecke bildet.

Dort konnte man Prinzen, Gesandte u. Generäle ankommen sehen. Die Einen kamen zu Pferde, Andere in leichten Cabriolets oder schwerfälligen, aber bequemen Reisewagen; sie trugen betreßte Kleider, Federhüte, Pelzwerk und Orden aus allen Ländern. Auf der großen Straße konnte man Couriere, Stafetten, Transporte von Pulver, Kugeln, Kanonen, Munitionswagen, Kavallerie und Infanterie vorüberziehen sehen.

Im 5 oder 6 Jahren war unser Ochsenwirth ein gemachter Mann; er hatte Wiesen, Weinberge, Häuser und Thaler im Ueberfluß, denn all dieses Volk, welches aus Deutschland, der Schweiz, Italien, Polen oder woher weiß, woher kam, gab das Geld mit vollen Händen aus; es waren nahe Leute, die eine Ehre darin suchten, Etwas draußen gethan zu haben.

In dem Hotel zum rothen Ochsen war Tag für Tag die Tafel vom Morgen bis zum Abend besetzt und oft die ganze Nacht hindurch. Durch die hohen Fenster sah man immer Tisch an Tisch mit blendend weißen Tüchern und glänzendem Silbergeschirr, mit Wildpret, Fischen und anderen seltenen Gerichten besetzt, um welche die Gäste Arm an Arm dicht gedrängt saßen. Aus dem großen Hofe schallte das Wiehern der Pferde, das Geschrei der Postknechte, das Gekächter der Mägde und das Rollen der ankommenden und abfahrenden Wagen zu uns herüber. Niemals wird sich für den rothen Ochsen ein solcher Zuspruch wiederholen!

Es kam auch vor, daß hier Leute abstiegen, welche man früher im Walde das dürre Holz aufliesen oder auf der Landstraße den Pferdekoth hatte sammeln sehen. Sie waren jetzt Bataillonscommandanten, Obersten, Generälen geworden — freilich Einer von tausend; dafür hatten sie sich in allen Ländern der Welt schlagen müssen.

Der alte Metzger trug seine schwarzseidene Zipfelmütze über die grauen buschigen Ohren gezogen, seine Augen schauten matt und glanzlos durch die große Hornbrille auf der geklemmten Nase. Wie oft legte er Lupe und Kneifzange auf den Arbeitstisch und warf mit zusammengekniffenen Lippen einen Blick hinüber nach dem Gasthof!

Der Lärm, Wohlleben, das Feilschengeknolles der in schweren Stiefeln, kurzen Jacken und hänsenen Perücken schwitzenden Postillone auf die Ankunft einer neuen Person, dann wurde er aufmerksam und ich hörte ihn von Zeit zu Zeit murren: „Schau, schau! dem ist ja der Sohn des Bäckers Johann, der alten Stumpfsickerin Marie-Anne aber des Kufers Franz-Seppel! Der hat seinen Weg gemacht —, jetzt ist er Oberst und Reichsbaron! Warum kriegt er nicht bei seinem Vater in der Kapuzinergasse ab?"

Wenn er aber sah, daß ein solcher Ankömmling die Straße hinabging, rechts und links den Leuten, die ihn erkannten, die Hand gab, dann änderte sich seine Miene, er trocknete sich mit seinem großen karrirten Taschentuch die Augen und murmelte: „Die alte Hanne wird ein Plätzer haben! Bevorer Kerl das, nicht hochmüthig und stolz; dem gönne ich es, wenn ihn keine Kugel trifft!"

Den Einen merkte man an, daß er sich ihres Ursprungs schämte, die Andern spazirten stolz durch die Stadt, um die Schwester oder die Base aufzusuchen. Von diesen sprach ganz Pfalzburg, ihr Lob war in Aller Munde, und man hätte glauben sollen, ein Jeder habe Theil an den Epauletten und Orden, während die Andern mehr verachtet waren, als wie sie die Straßen kehrten.

Im Monat für Monat wurden neue Siege durch Te Deum gefeiert; die Artillerie feuerte dann ihre 21 Schüsse ab, welche das Herz erbeben machten. In den darauf folgenden acht Tagen lebten alle Familien in Unruhe, die armen alten Mütter erwarteten mit Schlucht einen Brief und wenn der erste ankam, lannte die ganze Stadt seinen Inhalt. „Die und die hat Nachrichten von Jakob oder Peter!" — und Alles lief nun, zu erfahren, ob er nicht auch etwas von ihrem Josepy oder Johann-Baptist sage.

Von den Erwundeten und Todtenzeigen spreche ich nicht. An die ersteren glaubte man immer, — die Gefallenen mußten doch erst werden; allein auf die Todtenscheine konnten die trauenden Eltern oft lange warten. Diese traten manchmal sogleich ein, zuweilen kamen sie gar nicht, und dann hofften die alten Leute immerzu und sagten: „Vielleicht ist unser Junge gefangen — — Wenn erst Friede ist, kehrt er zurück" — Wie Viele sind schon zurückgekehrt, die man todt geglaubt hatte."

Unglücklicher Weise kam es niemals zum Frieden; war der eine Krieg zu Ende, so fing man gleich wieder einen andern an. Es fehlte uns immer noch etwas, entweder in der Richtung nach Rußland oder in der Richtung gegen Spanien; — der Kaiser war nie zufrieden.

Oftmals, wenn ein Regiment nach dem andern durch die Stadt marschirte, den Tornister auf dem Rücken, die langen Ueberzieher nach den Hüften herausgeschlagen, die Waden bis an die Knie in Kamaschen eingeknüpft, die Gewehre tragend, schleppenden Schrittes, mit Koth oder Staub oft bis zur Unkenntlichkeit bedeckt, — dann trage der alte Metzger wie in Träumerei versunken, indem er den gleichmäßigen Vorbeimarsch anstarrte: „Was denkt du, Joseph, wie viele wohl seit 1804 hier vorbeimarschirt sein mögen?"

„Kann's nicht sagen, Herr Gulden", antwortete ich, „aber es müssen wenigstens vier- bis fünfmalhunderttausend gewesen sein."

„Ja — wenigstens!" — erwiderte er. Und wie viele hoft du zurückkehren sehen?" Jetzt merkte ich, was er sagen wollte, und antwortete:

„Vielleicht sind sie über Nacht oder auf einer andern Straße zurück gekommen. — Es kann nicht anders sein!"

Aber er schüttelte den Kopf und sagte: „Alle Die, welche du nicht zurückkehren siehst, sind todt, wie noch Hunderte und abermals Hunderte von Tausenden zu Grunde gehen werden, wenn nicht anderweitige Hilfe kommt, denn dem Kaiser geht nichts über den Krieg! Er hat schon mehr Blut vergossen, um seine Brüder mit Kronen zu beschenken, als unsere große Revolution, um die Menschenrechte zu erringen."

Wir machten uns wieder an die Arbeit und die Bemerkungen des Herrn Gulden gaben mir einen schmerzlichen Stoff zum Nachdenken.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Massenhinrichtung.

Instimmend aus der Regierungszeit des Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg. Ein Beitrag zur Geschichte des religiösen Wahns.

Ein „Oldbäter" oder Kesselflicker in Bernau hatte in einem benachbarten Dorfe einen Kirchenraub verübt, nämlich eine Monstranz mit 12 geweihten Hostien gestohlen.

Deshalb ward zu Hut gebracht, preßte man ihm das Geständniß seines Frevels auf der Folter aus. Auf die Frage, was er mit den Hostien gemacht habe (die wertvolle Monstranz kam gar nicht in Betracht) erwiderte er, daß er die eine gegessen, die andere aber für neun Groschen an einen Juden Salomon in Spandau verkauft habe.

Bekanntlich schrieb man damals den Hostien eine Geheimkraft zu; von den Juden aber glaubte man, daß diese sich derselben auf alle mögliche Weise zu bemächtigen suchten, um ihren Spott damit zu treiben. Salomon wurde nun gleichfalls gefangen gesetzt und bekannte auf der Tortur, die Hostie in 3 Theile zerbrochen, den einen dem Juden Jacob in Brandenburg, den zweiten einem Juden in Stendal verkauft zu haben, den dritten aber habe er in einen Kuchen gebacken. Der Teig sei blutroth geworden und habe dann unter wunderbarem Glanze ein kleines Jesuskind gezeigt, darüber habe er sich so erschrocken, daß er den Kuchen in die Synagoge getragen habe. Die Nachforschungen ergaben, daß an dem bezeichneten Orte wirklich ein röthlich oder braun aussehender Kuchen vorhanden war.

Die beiden erwähnten Juden wurden nun ebenfalls nach Berlin gebracht und gleichzeitig sämmtliche Israeliten in der Mark verhaftet. Insolge der weiteren, durch die Qualen der Folter erzeugten Aussagen der Angeschuldigten wurden nach über 40 Juden, welche ebenfalls Theilhen von der Hostie an sich gebracht haben sollten, in den peinlichen Prozeß verwickelt.

Alle ohne Ausnahme gestanden nun auf der Folter, mit dem Heiligthum allerlei Frevel vorgenommen und namentlich daßelbe auf den Tisch genagelt und zerschnitten zu haben, wobei wunderbarer Weise immer Blut zum Vorschein gekommen sei. Einige gestanden sogar unter den furchterlichsten Qualen der Tortur, daß sie Christenkinder gestohlen, gemartert und getödtet, deren Blut aber zu Arzneien verwendet hatten.

Insolge der mit der raffinirtesten Grausamkeit geführten Untersuchung wurde denn das Urtheil gefällt. Der Vorgang daßelben sowie der Exemtion war folgender:

Es war ein schöner Sommernachmittag des Jahres 1510, als vieles Volk der Stadt Berlin nach dem freien Platze vor der Marienkirche eilte. Dort sah man drei große Bühnen stufenweise übereinander errichtet. Auf der obersten standen — nach einem alten Berichte — etliche beschuhrte und rechtsverständige Leute, auf der mittlern der Richter nebst seinen Beisitzern, Schreibern, Zeugen und Anwalten; auf der untersten die angeklagten Juden nebst dem Henkersknecht Paul Fromm. Nur Jacob aus Brandenburg fehlte; er hatte schon früher angegeben, daß ihm eines Nachts im Gefängnisse die Jungfrau Maria erschienen sei und war demzufolge zum Christenthum übergetreten, weshalb er eine mildere Behandlung als die übrigen erfahren sollte.

Die Juden in ihren weißen Todtenkreuz und mit Lapen, theils gelben Hüten bekleidet, hatten unter Geläng die Gerichtsstätte betreten. Der Richter ließ die ganze Verhandlung laut vorlesen und fragte dann die Angeklagten, ob sie auf ihrer Aussage beharrten?

(Schluß folgt.)

Literatur.

Ein Spiegelbild.

(Fortsetzung.)

Benedey beginnt sein Buch mit einer lieblichen Idylle, einer Schilderung des Beckerader Hofes, auf welchem er als Knabe einige Jahre zubrachte. Dann gibt er eine geschickte Uebersicht der politischen und socialen Zustände in den Kurfürstenthümern und deren Residenzen, der Wirren und Verfassungskämpfe im heiligen Köln, wo am 25. Nov. 1789 ein Auflauf entstand, bei dem Michel Benedey sich an den Stürme auf die Hauptwache betheiligte und durch einen Kolbenschlag bewußtlos niedergestreckt ward. Das war seine unsanfte Einführung in die politische Laufbahn; der Sohn benützt sie, um seine Leser mit Einem Schlage — ganz buchstäblich genommen — in medias res zu versetzen. Er ergählt nun nach einander die Vorgänge in Straßburg, Mainz und Riedert-Rhein, die Gründung der cisrhenanischen Republik und deren Verschmelzung mit Frankreich, die Hoffnungen und bitteren Enttäuschungen der Patrioten bis zum Untergange der Freiheit. Der reiche Stoff ist umsichtig verarbeitet, die Anordnung gut, und der leitende Gedanke tritt überall scharf hervor.

In dem Abschnitte über Straßburg nimmt den Vordergrund eine Gestalt ein, die selbst von entschiedenen Freiheitskämpfern stets mit einem gewissen Grauen betrachtet wurde, ein Mann, dessen Namen sich angeblich die blutigsten und schmutzigsten Erinnerungen der großen Revolution knüpfen: Eulogius Schneider.

Die Geschichte tritt ihn in den Kork, ohne zu fragen, woran ihn die Studenten, als er Professor in Bonn war, so begeistert anhingen; warum ihm in Straßburg der Kauf eines edlen und uneigennützigen Mannes vorausging; warum Jene, die ihn persönlich kannten, niemals in das Verdammungsurtheil über den heißblütigen Ex-Mönch einstimmten; warum seine Frau, und deren Armen er in der Trostnacht gerissen ward, warum seine Schwester ihm nur Gutes nachsagte? Schneider ward, so wie Robespierre, wenige Jahre nach seinem Tode, zum Mittelpunkt einer Mythe, wie sie in Folge des Siegen der „Gemäßigten" in Paris über die meisten Terroristen entstanden. Vor mir liegt ein altes Taschenbuch für das Jahr 1799, herausgegeben von J. G. Jacobi und den Samuel Flick in Basel verlegt. Darin befindet sich eine Ode an Eulogius

Digitized by Google

Schneider, die bereits so von dem Manne spricht, wie spätere officielle Geschichtschreibung. Da heißt es u. A.:

„Wenn dort in unbekannter düst'rer Sphäre,
Froh beim entseglichen Gelag',
Chan Nuken Ismael und Robeveitre
Im Blute sich begehen mag.
Und alle großen Bürger bei dem Mahle
Berauscht sitzen, Reih'n an Reih'n:
Dann geht den hir vorüber doch die Schale,
Auch dort wirst du Verbannter sein."
(Fortsetzung folgt.)

*. Von Kasan bis Barschan.

(Fortsetzung.)

Trotz solcher schönen Züge wird der Volkscharakter dieser Heiden von manchen Russen hart verurtheilt. So nennt sie Erdmann im Gegensatze zu Jeneeko und der edlen Frau von Fuchs, Gemahlin eines Kasanschen Arztes: „behende und betrügerisch." Haythanjen fand Alle offen und zutraulich. Nach meinem Gefühl hat dieser Recht. Ich bin ihr erst bei meiner Rückkehr, habe also kein Vorurtheil gehabt.

Die Tischeremissenkinder in Kutschumdanissa sind ich so reizend, wie die mit mir gereisten adligen Moskowiterknaben und hätte sie ebenjouet für adlige Kinder gehalten, nach ihrem feinen Aussehen und propern Aussehen. Auch die Tartarenkinder, die ich sah, waren sehr zierlich und zumal durch ihre wundervoll schwarzen Augen mit jenem herrlichen, orientalischen Wafferglanz ausgezeichnet, welchen vor so oft genug auch hier zu Lande bei jüdischen Kindern sehen können.

Dahingegen waren die Tschuwaschen, die ich sah, blond. Ihre Häuser sind durchgehends reinlich und alle nach gleichem uralten Schnitt. Wer eine Neuerung wagen wurde und z. B. nicht weiße Kleider und schwarze Fußbedeckung trugen: der würde gewiß sofort an die ruff. Soldaten ausgeliefert, was ihre bequemste Disciplinarstrafe ist.

Uebrigens haben diese orientalischen Bolgaanwohner schon vor langer Zeit Maschinenschiffe gebaut, nämlich große Kähne mit einer Mastspitze, von der um einen Bindemarkpen Pfahl das Ankertau aufgewunden wurde, nachdem man auf einem Ruderkahn den Anker selbst weit stromaufwärts verlegt hatte. So zog sich die Maschine und ihr damit zu Schiffe gelegte Langsam die schwere Bootsladung hinauf, da mit Segeln hier wenig zu machen und ein Treideln am Ufer der Räuberei wegen gefährlich gewesen wäre.

11. Kasan.

Wir fuhren glücklicher und schneller mit Dampfkraft stromabwärts nach dem Ausfluß der Kasanka, wo die Hafenvorstadt von Kasan liegt. — Hier mußte ich mich von meinen liebgewordenen Simbirsker Freunden trennen. Besonders der alte Herr Popoff, der Vater, obgleich ein Stockrusse, der nichts Anderes sprechen konnte, war mir doch lange in deutschgemüthlich vorgekommen, daß ich ihn alle Augenblicke mit irgend einem wohlbeleibten heimischen Rathsherren hätte verwechseln können. — Ja meiner großen Freude blieb die ganze Familie des Grafen Golitzin noch hieren einen Tag in Kasan bei dem Gouvernear der Stadt, dem Vater des jungen Dame. Wir trafen uns auch noch einige Tage Wollgarten.

Ein kleiner Zwoorschicksal mußte mein leichtes Gepack auf seinen Kutscherbock und mich auf den schmalen Sitz der Reisbrecksche. Die Vorstellung von tartarischen Diebs- und Räubervessen ließ mich die große Messingnummer 233, die er mir als Marke gegeben, fest verwahren, um jederzeit ihn bezangen zu können, falls etwas von meinen Sachen verschwunden sollte.

Wir habe ich das im Herzen dem prächtigen Jungchen heuach abgeleten. Nicht nur, daß er mich in kaum einer Stunde die mehr als 8 Werst breite sonnenbrandburchglühte Staubstache vom Hafen zur hohen Bergstadt Kasan hinfuhr; er plauderte mich, sobald die Wiegeschlechtsfenheit es zuließ, im prächtigsten corrumpirten Russisch, das man sich denken kann, und ich gab es ihm ehrlich mit gleicher Münze wieder heim. Ein großer unsörmlicher Tempel mit Saulen und einem fabelhaften Pyramidendach, stand mitten auf der Straße. Wir konnten uns beide nicht darüber vereinigen, außer daß der entsetzliche Tartarenschlächter und Eroberer ihres Königreiche Iwan Wassilewitz dies corrupte Bauwerk errichtet hatte. Ich schrieb es den baumwahnsinnigen Chromdschweiser in sein verrnctes architectonisches Conto! Als wir der Stadt näher kamen, sah ich wieder nach 5 Jahren Minaretts in schlanker Herrlichkeit gen Himmel sich schwingen und freuten mich auch die lange nicht gehörten Muezzingerufzeit des Sommerabends.

Endlich erreichten wir den Fuß der hochgelegenen Uferberge der Wolga, auf denen die Hauptstadt thront.

Die Niederung ist jährlich überschwemmt, die Hafenbewohner leben dann auf Kähnen. Alles Vieh und die Menschen der weiterweisen Flußbetten fliehen dann in die Stadt, die nun ein wahres Arcadien wird.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischtes.

— Victor Hugo schreibt von dem Untergang der „Normandy" folgendes: „Man fragt bei mir brieflich an, welchen Eindruck Montalembert's Tod auf mich gemacht habe. Ich antworte: „Seinen vollkommenen Leichtsinn." Aber das Nachfolgende hat mich gepackt. Auf dem Steamer „Normandy", der vor einiger Zeit zu Grunde ging, befand sich ein armer Zimmermann mit seiner Frau, aus der Pfarre Saint-Sauver. Sie kehren von London zurück, wohin der Gatte wegen einer Verwandtschaft über Meer gegangen war. Plötzlich in der Nacht ging das Schiff entzwei und unter. Es blieb nur ein einziges Boot, das schon mit Leuten überfüllt war, welche das Bindteil zerschnitten, um sich zu retten. Der Mann rief: „Wartet noch, wir wollen hinunter gehen." Man antwortete auf dem Boote: „Es ist nur noch für eine Frau Platz. Die Frau soll herabsteigen." — „Geh", sagte zu ihr der Mann. Und die Frau erwiderte: „Nein, ich gehe nicht; es ist kein Platz mehr für dich; wir wollen zusammen sterben!" Dieses „Nein" ist bewundernswürdig. Dieser Herzensmut schmirzt das Herz zusammen. Ein sanftes „Nein" mit einem milden Lächeln vor dem Grabe. Und die arme Frau schlug die Arme um den Hals ihres Gatten, und Beide sind gestorben.

— Bärensagd). Aus dem im Marmarofer Comitate gelegenen Orte Berebeas besitzt der dortige Gutsbesitzer Herr Johann Marklamler nachstehende Mittheilung: Die Bären haben sich heuer in unserer Gegend wieder in größerer Masse als bisher eingefunden und dieselben richten am Viehstande großen Schaden an. So wurden mir 2 Pferde und 3 Kühe, darunter 2 ausgezeichnete Schweizer, von den Bären aufgerissen und die Kugh meiner Leute ist schon so groß, daß sie nicht einmal einen Bären angreifen würden, in der That sind sie auch sehr scheu und furchtsam. Um die Besitzen, wenn auch nicht zu vertilgen, so doch von der Nähe meines Guten zu verschuchen, veranstaltete ich vorige Woche eine Treibjagd, die auch von dem besten Erfolge gekrönt war, indem 3 Bären geschossen wurden, worunter ein Exemplar besonders erwähnenswerth ist, und zwar dem ich hoffe, daß es im Pesther Museum nicht eben den letzten Platz einnehmen wird, was dem Schützen F. Kornfeld, Stuhlrichter des Rahoer Bezirkes, zur Genugthuung dienen möge, der sich selber als die Seele der ganzen Jagd bezeichnet. Dieses Exemplar wurde vom Rahoer Pfarrer Beik Kozma erlegt, während das dritte auf eine eigenthümliche Weise geschossen wurde und beinahe die Jagd mit einem sehr traurigen Ausgange beendet hatte.

Das vom Oberförster Schichtenmeister Schmidt angeschossene Thier verfolgte sich natürlich auf das nächste Gehöfge, wo es in seiner Wuth einen Fuß-gänger, Namens Cornel Szekelius aus Pesth, der gegenwärtig auf Besuch bei seinem Vater, dem Trabanter Eisenwerksverwalter, sich aufhält und damals eben über das Gehöfge von einem Fuhrwerke kam, anfiel, wobei unter junger Freund seine Wohlthat mit dem Leben gebüßt hätte, da er zwar im ersten Augenblicke gleich den Revolver, seinen steten Begleiter, zog, doch in der Aufregung den Ladestock, der als Spanne dient, herausgezogen vergaß, und so zu seinen Schrecken sich wehrlos dem Ungeheuer gegenüber sah. Als er den Umstand bemerkte, hatte sich der Bär schon auf die Hinterfüße gestellt, kam jedoch von der linken Seite, was die Rettung noch ermöglichte, denn eben, als C. Cs. den Revolver mit der Rechten hielterte, die Linke dazu benützte, um den sperrenden Ladstock zu nehmen, riß ihn der Bär am linken Arme, wobei außer den zerrissenen Kleidern jedoch kein weiterer Schaden geschah; aber diesmal ging der Schuß los, der Bär drehte sich brüllend im Kreise, wollte sich abermals auf sein Opfer stürzen, aber ein zweiter Schuß streckte ihn nieder, wonach C. Cs. für den überstandenen Schrecken wenigstens auch seinen Antheil an der Beute hatte, die aber leider unter den 3 Pelzen am wenigsten werth war, da der 2 aus der Nähe abgeleuteten Schüsse die Haare an der Brust ganz verbrannten. Der Gutsbesitzer weint schließlich, passionirte Jäger würden sich ein großes Vergnügen verschaffen und die Bewohner jener Gegend zu großem Dank verpflichten, wenn sie sich einmal dort in größerer Anzahl zu einer Bärenjagd einfinden möchten.

— Konst. Vor wenigen Tagen sprach sich ein Weinreisender in einem öffentlichen Lokale über hiesige Verhältnisse mißbilligend aus und sagte, er wolle um seinen ausgesetzten Roßbart wetten, daß man es nicht wagen werde, ihn irgendwie anzugreifen und ihn zur Verantwortung zu ziehen für Aeußerungen, die er sich über Mißbräuche in der russischen Verwaltung erlaubt habe und noch weiter erlauben werde. Tags darauf sahe derselbe Reisende mit der Mittagspost der Grenze zu, aber von seinem wirklich schönen schwarzen Roßbart, auf den er sehr viel gehalten zu haben schien, war in seinem Gesichte keine Spur mehr vorhanden. Wie ist nächstdem erfahren, ist derselbe in den Augenblicken, wo er seinen Paß rückwärts wollte, in ein Nebenzimmer gebeten worden, wo sich nach wenigen Minuten ein Commissär mit einem Barbier einfand, der, während 4 Mann Wache sich an der Thür aufstellten, dem betreffenden Reisenden den Bart kunstgerecht abrasirte. Dieser mußte für die unverlangten Dienste 3 Rubel bezahlen, worauf ihm eine Bescheinigung über den abgenommenen Bart und das bezahlte Barbiergeld ausgestellt und er selbst entlassen wurde. Der Mann hat sich natürlich diese Unannehmlichkeit selbst bereitet und ist im Ganzen noch gut weggekommen, wenn auch der Umstand, daß er nicht den Versuch der Gesetzesübertretung auch noch die Erlaubniß zum Eintritt ins Königreich — wo er recht gute Geschäfte gemacht haben soll — verwirkt hat und die Grenze nicht mehr überschreiten darf, ihm und seinem Handelshause nicht gerade erwünscht sein mag.

Erschienene Neuigkeiten

des Buch-, Kunst- und Musikalienhandels.

Alle hier angezeigten Werke, Musikalien ꝛc. ꝛc. werden durch die hiesige Buch- und Kunst- in kaiserlichen gegen Einsendung des Betrages in Postmarken oder durch Postnachnahme franco versendet.

Eisenlohr, Prof. Dr. Lehrbuch der Physik zum Gebrauche bei Vorlesungen und zum Selbstunterrichte. 10. Auflage. Mit 400 Holzschnitten. — Stuttgart, J. Engelhorn. 5 fl. 15 kr.

Wagner, H. Atomgewichte der Elemente. (Sonderabdruck.) Würzburg, Stahel. 24 kr.

Wagner, Hermann. Handbuch für die deutsche Landwirthschaft. Jahrgang 1870. Erste Lieferung mit 3 Holzschnitten und 3 Holzschnitten. — Braunschweig, Schwetschke und Sohn. 1 fl. 18 kr.

Logenkarte von Deutschland und der Schweiz. 4. Auflage. — Frankfurt a. M., Jugelmann. 18 kr.

Karpzier, Dr. med. Ueber die Pocken und deren Impfung. Ein Beitrag zur Impffrage, historisch und statistisch beleuchtet. — Frankfurt, Jugelmann. 18 kr.

Waldeck, Ernst. Sammlung der schönsten und sinnigsten Inschriften für Grabdenkmale. Zur Auswahl.

Oncken, Wilhelm. Rückblicken über Wissenschaft und Politik. — Berlin, L. Heimann. 36 kr.

Pape, Joseph. Kleines Theater. 1. Bertha Moore, Schauspiel in 3 Aufzügen. 24 kr. — II. Das Glück der Einfalt, Schwank in einem Aufzuge. 15 kr. — III. Der Vorübergemeister, Posse in einem Akt. 18 kr. — IV. Der Schwiegersohn. 12 kr. — V. Komische Soldatenen. 15 kr. — Bremen, C. Kleine.

Chefs-d'œuvres des **Classiques Français.** Avec Commentaires Choisis des **Meilleurs Commentateurs.** Adoptés de Préférence par le C. Firbig, St. Leportier et F. Conrvalsier.

dito, I. **Phädre.** Tragédie par Jean Racine. Deuxième Edition. dito. 27 kr.

dito, II. **Athalie.** Tragédie par J. Racine. Deuxième Edition. dito. 33 kr.

dito, IV. **Iphigénie.** Tragédie par J. Racine. — dito. 33 kr.

dito, V. **Andromaque.** Tragédie par J. Racine. dito. 30 kr.

dito, VI. **Britannicus.** Tragédie par J. Racine. — dito. 33 kr.

dito, VII. **Esther.** Tragédie par J. Racine. — dito. 27 kr.

dito, VIII. **Le Cid.** Tragédie par P. Corneille. — dito. 45 kr.

dito, IX. **Horace.** Tragédie par P. Corneille. — dito. 33 kr.

dito, X. **Le Menteur.** Comédie par P. Corneille. — dito. 36 kr.

dito, XI. **L'Avare.** Comédie par Molière. — dito. 33 kr.

dito, XII. **Le Tartufe.** Comédie par Molière. — dito. 36 kr.

dito, XIII. **Le Misanthrope.** Comédie par Molière. — dito. 33 kr.

dito, XIV. **Cinna.** Tragédie par P. Corneille. — dito. 33 kr.

dito, XV. **Les Précieuses ridicules.** Comédie par Molière. — dito. 16 kr.

dito, XVI. **L'Etourdi.** Comédie par Molière. — dito. 33 kr.

dito, XVII. **Tancrède.** Tragédie par Voltaire. — dito. 27 kr.

Für die Redaction verantwortlich Carl Lueder. Druck und Verlag von Ph. Rodr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Pfälzer Demokrat

und

Sonntags-Blatt.

Organ der deutschen Volkspartei in der Pfalz.

Wöchentliche Gratis-Beilage zur „Pfälzischen Volkszeitung."

Für Nichtabonnenten der „Pfälz. Volkszeitung" vierteljährlich 18 kr.

Nro. 18. **Kaiserslautern, 1. Mai.** **1870.**

* Das Zollparlament.

Mit rückhaltloser Offenheit hat der Abgeordnete Kolb den Zollparlamentsschwindel entblößt und ein Wahrheitswort der süddeutschen Nationalliberalen ist das Echo seiner männlichen Worte gewesen. Keinen sachlichen Grund haben die Gegner gegen Kolb ins Feld geführt, sie haben geschimpft und getobt und ihm mit Vorwürfen überschüttet, weil seine Mandatsniederlegung so kurz vor dem Zusammentritt des Zollparlaments erfolgt sei, daß die Wahl eines Ersatzmannes zu dem hochwichtigen Institute für diese Session unmöglich geworden. Die bayerische Fortschrittspartei erkennt das Zollparlament als ein hochwichtiges an und die deutsche Fortschrittspartei, zu welcher sich die bayrische so gern zu zählen beliebt, ist so verblendet, in diesem Zollparlament nichts Anderes als das, was Kolb erblickt hat — den reinen Schwindel zu erkennen. —

Hören wir, wie die Berliner „Volksztg." über dieses hochwichtige Institut, welches die süddeutschen Fortschrittler um ihren Schlaf gebracht hat, urtheilt: Ein Gefühl benützlicher Beschäftigkeit beschleicht bei dem diesmaligen Zusammentritt des Zollparlaments auch diejenigen, welche daßelbe bisher als die Vorläufer des Zollparlaments mit hochgehender Begeisterung gepriesen haben. Ein gleiches Gefühl regt sich auch in uns, die wir die überspannten Hoffnungen nicht getheilt, sondern im Voraus erkannten, daß eine Volksvertretung mit so verklumertem Mandat und so beschränkten Rechten eher den Parlamentarismus in Mißcredit bringen, als zum Mittelpunkt des gegenwärtigen Volkslebens und Volksstrebens machen.

Wir stehen jetzt vor einer Epoche, wo es leider Jedem klar werden muß, daß es ein tiefer nationaler Schaden ist, wenn eine Vertretung des deutschen Volkes, hervorgegangen aus dem allgemeinen gleichen und direkten Wahlrecht, in einer völlig ohnmächtigen Rolle verurtheilt ist. Das Zollparlament kann und wird höchstens das negative Verdienst haben, die Steuerschraube nicht zu brgünstigen. Der Gedanke, daß die Versammlung der Vertreter deutschen Volkes über die engen Grenzen ihres höchst beschränkten Rechtes hinausgehen und dem wirklichen Einheitsbedürfniß des Volkes eine Genüge leisten werden, liegt jetzt so weit hinter uns, daß selbst die Hoffnung erloschen ihn nicht mehr liegen.

Was das Zollparlament zu thun hat, das konnte es auch erreichen, wenn es gar nicht zusammen kame. Kann in Abwesenheit desselben kein Zoll erhöht werden, so ist seine Abwesenheit zu diesem Zwecke sachlich unnöthig. Wenn die Tugend eines beschlußfähigen Parlamentes nur darin besteht, daß es die Regierungsvorlagen ablehnt, so bedarf es der Ablehnungen nicht, da man jo auch in einem beschlußunfähigen Parlament die gleiche „Wohlthat" genießt.

Freilich ist es leicht, die Mitglieder des Parlamentes für die traurige Rolle, die ihm zugewiesen ist, verantwortlich zu machen. Die Vertreter des deutschen Volkes — so hört man wohl behaupten — sollten die Gelegenheit wahrnehmen und die Forderungen politisch-nationaler Einheit auch ohne Mandat hierin geltend machen.

Allein abgesehen davon, daß die Neigung hierzu in den süddeutschen Mitgliedern durchaus nicht vorwaltet und im Gegentheil das Bestreben in ihnen deutlich genug hervortritt, selbst die harmlosesten Einheitswünsche abzuweisen, liegt die Hauptcalamität darin, daß die ganze Organisation des Parlamentes nicht einmal eine Wirksamkeit in diesem Sinne möglich macht, und die Verfassung vorzugsweise so zugeschnitten ist, daß selbst die energischsten Resolutionen zu leeren Demonstrationen werden müssen.

Das Zollparlament steht so da, daß es nur neue Zollgesetzen schaffen, aber keine alten beseitigen kann. Es befindet sich hierin in noch traurigerer Lage, als irgend ein Landtag, der doch wenigstens das Recht hat, die Regierung zur moralischen Verantwortung zu ziehen und von ihr Auskunft zu verlangen, was mit dem bewilligten Geld geschehen solle.

Das Zollparlament kann Geld bewilligen, aber es hat keine Regierung vor sich, die Aufschluß über den Verbleib desselben zu geben verpflichtet ist. Der Vertretung, aus dem allerdemokratischsten Wahlgesetz hervorgehend, ist so gar nichts von Rechten eingeräumt, daß sie tief unter der Vertretung der preußischen Volksvertretung steht, wie doch mindestens in der Budgetdebatte ihr Votum geltend machen kann. Die Mitglieder des norddeutschen Reichstages, die doch bei aller Einschränkung ihrer Berechtigungen befugt sind, gewisse Ausgaben für den Bund zu streichen, gerathen, wenn sie in das Zollparlament eintreten, auf einen Boden, wo ihnen auch diese Berechtigung verjagt ist. Die Art und Weise, wie man dieses Parlament in Berlin empfangt und seine Thätigkeit einleitet, ist auch so trocken geschäftsmäßig, als hätte es nur mit mit Zollbeamten zu thun, die für eine volle Zollkaße zu sorgen haben. Der Caffee verträgt noch ein wenig höher gerollt zu werden; der Zucker und Syrup auch Stärke bereitet, ist noch zu wenig mit Steuer belastet, folglich hat das Parlament Gelegenheit, sich patriotisch zu erweisen und die Steuererhöhung zu bewilligen.

Mit merkwürdiger Naturlichkeit legt die Eröffnungsrede den cranklichen Umstand dar, daß schon früher im Zollverein gemachte Erfahrungen die Ueberzeugung gewährt haben, daß die Verbrauchsgegenstände einen höheren Ertrag an Steuern zulassen, und da wäre es selbstverständlich, daß man die Steuer so hoch schraubt, wie es nur möglich sei. In solchem Sinken würde die Aufgabe des Zollparlaments sich als die allein richtige erweisen und dafür kann man das Glück genießen, einige Erleichterungen im Verkehr und in der Zolladjertigung einzuführen. Wozu sonst das Parlament gut ist, das kann jetzt selbst der hoffnungsvollste Schwärmer für ein Zollparlament nicht mehr erpähen. Man ist durch die Erfahrung entäuscht und ernüchtert und erkennt leider viel zu spät, daß eine Volksvertretung ohne Rechte eine Institution ist, welche in sich selber ohne Halt und im Volke ohne tiefen Anhang ist und bleibt.

Noch im Laufe des Jahres werden Neuwahlen stattfinden, auf welche man einige Hoffnungen eines erstarkten nationalen Bewußtseins setzen konnte. Der preußische Landtag und der Norddeutsche Reichstag haben mindestens das ihrige beigetragen, um die Bedeutung dieser Wahlen dem Volke klar zu machen und es zur ernstlichen Betheiligung anzuregen. Das Zollparlament dagegen hat in Wahrheit in seiner bisherigen Existenz nur niederdrückend auf die Stimmung des Volkes gewirkt. Man weiß diesem unglücklich situirten Parlament nur das Eine nachzurühmen, daß es sich nicht dazu verstanden hat, die von den Regierungen gewünschten Steuer- und Zollerhöhungen zu genehmigen.

Da aber dieses Ziel auch erreicht wird, wenn Sitzungen nicht beschlußfähig sind, so kann man es kaum vielen Mitgliedern verdenken, wenn sie in bequemer Abwesenheit die negative Tugend üben, die sie besten Falls in ihrer Anwesenheit als Verdienst erreichen könnten.

Die Krisis in Süddeutschland

wird von dem Organ der Friedens- und Freiheitsliga, den „Ver. Staaten" wie folgt besprochen: Will man sich von dem ungesunden Zustand überzeugen, in welchem ganz Europa seit einiger Zeit sich befindet, hat man nur das erste beste Zeitungsblatt zur Hand zu nehmen, und man wird darin finden, daß kaum ein Staat unseres Continentes sich normaler Verhältnisse rühmen kann. In Spanien und Italien sind die Krisen wahrhaft chronisch geworden; in Frankreich ringt das zerfallende Kaiserthum mit den Forderungen der öffentlichen Meinung, England hat die irische Insel zu bändigen, Oesterreich wankt abermals in seinen Grundfesten, und der norddeutsche Bund erkennt die Unmöglichkeit, in seiner bisherigen Verfassung weiter zu leben. Dazu kommt nun noch eine Krisis in den süddeutschen Staaten!

Die ausländischen Blätter fragen nicht viel nach den Vorgängen in den letztgenannten Staaten, und doch ist unter allen krampfhaften Versuchen der Völker, ihre Lage zu bessern, vielleicht keiner wichtiger, als der Kampf, welcher eben in Bayern und Württemberg gegen das Militärbudget geführt wird. Er verdient die allgemeine Aufmerksamkeit, da der hohe Preis des Sieges nicht in unbedeutenden lokalen Vortheilen beruht, es sich vielmehr um ein sehr großes humanes Prinzip handelt. Es zeigt sich dort schon der Beginn einer volksthümlichen Reaction gegen den Alles erdrückenden Geist der „Soldatenwirthschaft", der seit einigen Jahren eine so verderbliche Herrschaft in ganz Europa erworben hat.

Zudem die Bayern und Schwaben für ihre Unabhängigkeit einstehen, fechten sie zugleich einen großen europäischen Kulturkampf aus. Schon daß sie es gewagt haben, die ersten unter den europäischen Völkern, ihn zu beginnen, wird ihnen zur Ehre gerechnet, selbst wenn sie vor der Uebermacht der Gegner erliegen.

Bayern und Schwaben sind auch deutschgesinnte Stämme; der Vorwurf des Particularismus, der engherzigen Selbstgenügsamkeit, trifft sie nicht. Auch sie wollen die Einigung des deutschen Vaterlandes; aber sie erstreben dieselbe durch die Freiheit und auf der Grundlage des föderativen Prinzips, wohingegen sie der Grundsatz einer Militärmonarchie widerstreben. Sie wollen praktisch auswirken, was die Friedens- und Freiheitsliga in der Theorie als wünschenswerth und allein heilbringend für Europa aufgestellt hat.

Sie erklären sich freilich nicht in idealem Aufschwung für die Abschaffung des ganzen Heerwesens, was ihre Bestrebungen bei den heutigen europäischen

Digitized by Google

Zuſtänden vor der Hand als erfolglos hinſtellen würde; ſie ſollen ſich auf den preußiſchen Boden, ſondern zunächſt nach Errichtung der beſchränkten Zahl, und deren als letzten Akt auf die ſchwarzer'ſche Militärvorlage, in welcher doch gewiß noch Spielen u. unnütze Geldverſchwendung genug beſeitigt.

Allein ungeachtet der angedeuteten Mißſtände, welche den beiden Kammern anheimzugeben wären, würden ſie, ſchon bei einer bedeutenden Verminderung der Präſenzzeit, bei verhoppelter Sparſamkeit und anderen ähnlichen Dingen, erleichtert aufathmen. Das Kriegsbudget iſt, wie in ſo vielen Ländern, auch in Bayern und Würtemberg ſeit Kurzem auf das „Doppelte“ angewachſen, und Jeder ſieht voraus, daß die Anforderungen noch ſteigen, wenn man ihnen nicht den ernſtlichſten Widerſtand entgegen ſetzt.

So wichtig aber auch die Finanzfrage für Süddeutſchland ſein mag, ſie iſt nicht die einzige, nicht einmal die wichtigſte Urſache der Unzufriedenheit mit der preußiſche Militärorganiſation, die man dadurch einführen will. Das Volk ſträubt ſich vielmehr, die Kraft ſeiner Söhne in jahrelangem nutzloſen Exerzierendienſt, wenn nicht in leichſinnig herausfordernem Kriege, vergeudet zu ſehen, ſie erſtlich mit Schlägen aus den Verhandlungen des ſtreitbeſtimmten Reichstages, daß in der preußiſchen Armee und in der Marine die Prügelſtrafe noch beſteht, und es ſchaudert.

Freilich, Herr von Bismarck iſt den Süddeutſchen zu liberal, wenigſtens iſt das ſeine Anſicht, und um ſeine entſchieden Rechtsgaſagbordneten zu ſtützen, erklärt er, daß nur in den Strafcompagnien gepriegelt werde.

Die unverſtändigen Süddeutſchen können nun freilich den Liberalismus dieſer Maßregel nicht einſehen; ſie denken, es ſei ſehr leicht, einen mißliebigen Soldaten jahrelang ſtrafcompagnie zu ſtecken habe und das Andere ſich dann ſchon finden werde. Sie erinnern ſich daher eines Vorganges in der heſſiſchen Kammer, wo ein Abgeordneter erklärte, er werde eine Anklage gegen das Miniſterium wegen Verfaſſungsbruch einbringen, wenn er jemals hören ſollte, daß ein Soldat der heſſiſchen Diviſion zu Stockſchlägen verurtheilt worden ſei. Die betreffende Miniſterialbeamte zuckte darauf die Achſeln, die preußiſchen Militärſtrafgeſetze waren dem Land aufgenwungen worden und in denſelben befindet ſich auch der Paragraph von Strafcompagnien und ihren Vorrechten!

Nun, den Fernſtehenden, die wie die kleinen Intriguen und Nebenabſichten überſehen helfen, welche in dem Kampfe mitwirken, — Hoffnungen der Reactionäre und Illtramontanen, uns erſcheint die Bewegung, die ſich in Süddeutſchland entfaltet, weſentlich als ein Kampf des freien und ſelbſtſtändigen Volksweſens gegen den todten Mechanismus, unterſtützen und gar Maſchine drillenden Militärſtaat. Auch aus dieſem Grunde glauben wir, daß der Ausgang dieſer Kriſis ſie ganz Europa höchſt wichtig iſt.

Obſiegt es dem Volk, die Luſt des Militarismus abzuſchütteln, ſo wahrt es nicht lange, bis die Nachbarländer dem Beiſpiele folgen. Unterliegt es, ſo iſt die Herrſchaft des Säbels auf weitere zwanzig Jahre in Europa geſichert.

Auf welche Seite ſich der Sieg neigen wird, das iſt Jedem vorauszuſehen. Ob hängt ſchließ der endliche Ausgang einer lokalen Frage von zufälligen Conſtellationen der großen europäiſchen Politik ab, wiewiel mehr noch hier. Das ſüddeutſche Volk iſt alt, und weiß ſich zu wehren, ob aber die ſüddeutſchen Regierungen ſich noch ſtark genug haben, das eigene Volk wenden werden, iſt eine andere Frage. Es iſt ein ſchlimmes Zuſammentreffen, das gerade in dem Augenblick in welchen Bayern und Würtemberg eine Stütze in Oeſterreich finden müßten, um dem preußiſchen Andringen mit Erfolg zu widerſtehen, das alte Donaureich in ſeinen Grundfeſten bedroht erſcheint und unter der gegenſeitigen Nationenfeindſchaft zu zerbrechen droht. Wie oder, wenn die ſüddeutſchen Fürſten ſich nur geſchickt halten wollten im Anſchluß an die preußiſche Heeresfolge! Wenn ſie wenigſtens ſtarkeren Parteien des preußiſchen Kampfes als unabhängige Stütze eines demokratiſchen Volks zu ſein? Der mächtige Militärſtaat des Nordens kann zwar ſiegen, er kann aber auch ſchlagen, und wenn es ſich bewahrheiten ſollte, daß die preußiſche Majeſtenen in Stuttgart habe vertraulich ſagen laſſen, he betrachte die Schutz- und Trutzbunde da auch für den Fall innerer Verwickelungen abgeſchloſſen, — ſo ſtehen wir, daß der endliche Ausgang der Bewegung entſchieden iſt. Aber wohl zu merken Fall vertagen wir, daß die ſüddeutſchen Volksheere nicht marſchiren wenn denn die Schlacht geſchlagen iſt, und wer Parteinehmen, die auch die unſrigen ſind, werden wieder oder früher zum bauernden Sieg gelangen.

Die Verfaſſung des liberalen Kaiſerreichs.

(Schluß.)

Art. 35. Der Geſetzgebende Körper wohlt bei jeder Seſſionseröffnung ſein Mitglieder ſeines Vorſtandes.

Art. 36. Der Kaiſer beruft den Geſetzgebenden Körper zuſammen, vertagt, prorogirt ihn und löſt ihn auf.

Im Auflöſungsfalle muß der Kaiſer binnen 6 Monaten einen neuen zuſammenberufen.

Der Kaiſer verfügt den Schluß der Seſſionen des Geſetzgebenden Körpers.

Art. 37. Die Sitzungen des Geſetzgebenden Körpers ſind öffentlich.

Es iſt geſtattet, wenn fünf Mitglieder den Antrag ſtellen, damit er in geheimer Sitzung berath.

Kapitel VII. Vom Staatsrath.

Art. 39. Der Staatsrath iſt damit betraut, unter der Leitung des Kaiſers die Geſetzentwürfe und die Staatsverwaltungs-Verordnungen abzufaſſen, ſowie die Streitigkeiten zu ſchlichten, die ſich in Sachen der Verwaltung erheben.

Art. 39. Der Staatsrath vertheidigt vor dem Senat und dem Geſetzgebenden Körper die Geſetzentwürfe im Namen der Regierung.

Art. 40. Die Staatsräthe werden vom Kaiſer ernannt und abgeſetzt.

Art. 41. Die Miniſter haben im Staatsrath Rang, Sitz und beſchließende Stimmen.

Kapitel VIII. Allgemeine Beſtimmungen.

Art. 42. Das Petitionsrecht wird beim Senat und beim Geſetzgebenden Körper ausgeübt.

Art. 43. Es werden aufgehoben die Artikel 19, 25, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33 der Verfaſſung vom 14. Januar 1852, der Art. 2 des Senatsconſults vom 25. Dez. 1852, die Art. 5 und 8 des Senatsconſults vom 8. Sept. 1869 und ſämmtliche der gegenwärtigen Verfaſſung zuwiderlaufenden Beſtimmungen.

Art. 44. Die Beſtimmungen der Verfaſſung vom 14. Januar 1852 und die der ſeitdem promulgirten Senatsconſulte, welche die gegenwärtige Conſtitution nicht mitbegreift, und die nicht durch den vorhergehenden Artikel aufgehoben werden, haben Geſetzeskraft.

Art. 45. Die Conſtitution kann, auf den Antrag des Kaiſers, nur vom Volke modifizirt werden.

Art. 46. Die Abänderungen und Zuſätze, welche durch die gegenwärtige Conſtitution betreffs des Plebiscits vom 20. und 21. Dez. 1851 hervorgerufen worden, ſollen dem Volke zur Genehmigung unterbreitet werden.

Verzeichniß der in Art. 24. der gegenwärtigen Conſtitution feſtgeſtellten Kategorien.

Der Präſident und die Vicepräſidenten des Geſetzgebenden Körpers,

die zweimal in den Geſetzgebenden Körper gewählten Deputirten;

die dreimal gewählten Generalrathspräſidenten;

die Mitglieder der Generalräthe nach 10jähriger Amtsverwaltung;

die Maires der Communen von dreißigtauſend Seelen und darüber, nach ihrer mindeſtens zweimal erfolgten Wahl zum Mitglied des Gemeinderaths und nach fünfjähriger Amtsverwaltung als Maire;

der Präſident und Vicepräſident der höheren Aderbau- und Handelsräthe;

die viermal gewählten Präſidenten der Handelskammern und Handelstribunale in den Städten von dreißigtauſend Seelen und darüber;

die Titularmitglieder des Inſtituts;

die Miniſter;

die Seſſionspräſidenten des Staatsraths nach dreijähriger Präſidentſchaft und die Staatsräthe nach zehnjähriger ordentlicher Dienſtzeit;

die Diviſionsgenerale und die Viceadmirale der Land- und Seedere nach zweijähriger Rangbeſitz;

die Biſchöfe nach zweijähriger, die bevollmächtigten Geſandten nach ſechsjähriger Amtsverwaltung;

die Präfecten nach zehnjähriger, die Gouverneure der größeren Kolonien nach fünfjähriger Amtsverwaltung;

die Präſidenten des Caſſationshofes und des Rechnungshofes und die Generalprokuratoren an denſelben Höfen;

die Präſidenten der kaiſerlichen Gerichtshöfe und die Generalprokuratoren bei denſelben Höfen nach ſechsjähriger Amtsverwaltung;

die Erſtbiſchöfe und Biſchöfe;

die Präſidenten der Bruder- und Begebau, ſowie der Bergbauräthe nach vierjähriger Amtsverwaltung;

die Generalinſpektoren des höheren Unterrichts nach ſechsjähriger Amtsverwaltung;

die Adminiſtrations-Generaldirektoren nach zehnjähriger Amtsverwaltung.

* Friedrich Hecker über Graf Bismarck.

Ein Beitrag zur Zweiſeelen-Theorie.

Zu Hunderten kann man die Beiſpiele aufzählen, welche und den Nachweis führen, daß Graf Bismarck's ehe Stets lediglich darin iſt, daß er rückſichtslos mit den Principien des Militär-Abſolutismus übereinſtimmt. Es gehört dem gegenüber wirklich mehr als Handwerke dazu, immer und immer von einer Zweiſeelen-Theorie zu ſchwätzen und Jedermann weiß zu machen, der nicht von der Sonne geblendet, landern von Natur ſchwarz iſt. Je mehr Schläge und Fußtritte die Nationalliberalen von ihrem Herrn empfangen, je öfter er die conſtitutionellen Schranken verletzt, deſto lauter verſtehendem ſie ihr Dogma, um dem Volke Sand in die Augen zu ſtreuen und ſich und ihren Herrn zu betrügen, daß Harmonie zu erhalten ſei. Viel iſt über dieſen Gegenſtand bereits geſchrieben worden, doch muß jeder Beitrag, welcher über den wahren Charakter des Grafen Bismarck Licht verbreitet, uns ſtets willkommen ſein. Friedrich Hecker hat drüben, jenſeits des Oceans mit der Veröffentlichung einer Reihe von Briefen über Bismarck und den Nordbund begonnen, denen wir folgende Charakteriſtik Bismarck's entnehmen:

„Man ſollte bei der Beurtheilung eines Mannes als deſſen politiſche Anſichten auf einer Zeit, die er ſie unverholen äußerte, und den Maßregeln laſſen; ſich nicht durch Kreuz- und Querſprünge, glänzende Redensarten und Wunderes berücken laſſen; man muß keinen angeborenen und anerzogenen Charakter ſeit in Sich halten und nicht an eine wirkliche Bekehrung, Umſtimmung glauben, wenn zeitgebotene Erklärungen und Schein-Conceſſionen die an der Oberfläche ſtehende Maſſe des Menſchen auch glauben laſſen, daß er anderen Zielen zuſtrebe, als in früherer Zeit. Bismarck war zur Zeit des vereinigten Landtages, in den Kreiſen einer Hofſiſporne der Reaction, die Stützen von 1848 waren für ihn eine Schule, vorſichtiger vorzugehen; mit diplomatiſchen Poſten wurde er in der Hauptreactionsperiode belohnt, in ſeinem Briefe vom 18. Febr. entwickelt er ſonnenklar, wie man mittels Schein und Gaukelei durch Täuſchung des Volkes die abſolute Herrlichkeit feſtſtellen „und doch ſelbſt bei den Liberalen Dank dafür ernten könne“ (ſeine eigenen Worte). Glaubt denn im Ernſte irgend ein Menſch, oder hält ein Menſch von geſunden fünf Sinnen es für möglich, daß Bismarck, der noch im J. Lebensjahre flotz, ſeine von Jugend auf gehegten ariſtokratiſch-abſolutiſtiſchen Anſichten in einer kurzen Zeitperiode leines reiferen Alters ändern, abſchütteln oder gar auch ein „Liberaler“ werden könne? Wir haben ſeine Anſichten gegen Volksthümliche Adelige gehabt, und waren überzeugt, daß ſeiner derſelben je aus ſeiner Haut ganz heraus kömme und arme Adelige von Talent und Selbſtſchätzung insbeſondere. Die geringes Beſitzthum verbindert ſie, unter ihres Gleichen zu glänzen; ſie beneiden den reichen Standesgenoſſen und ſehen in ihm, nicht etwa einmal an Geburt (nach ihrem Wahne) gleich Recht, und werfen ſich daher oft aus Ehrgeiz dem Volk in die Arme, das entſteht iſt, den vornehmen Mann als einen der Seinigen zu ſehen. Man braucht nur bei Geſchichte der engliſchen, franzöſiſchen und deutſchen der neueſten Revolution zu ſtudiren, um dieſes reiche Mißtonen gerechtfertigt zu finden. Wir wollen nicht Bieten nur an Mouk, die die Staaten zurückführte, Mirabeau, die ſich an den Hof verkaufte, Barrere, den Anacreon der Guillotine, Talleyrand und ſo fort an den Parlamentsrinnier Rechtsverdrehern von Gegern erinnern, und kein Federkiel und kein Hirnkel vermag und eine andere Ueberzeugung beizubringen. Bismarck iſt ein Mann von Talent, Berechnung, Schlauheit, Energie, ehrgeizig und verſteht, Menſchen „zu behandeln“. Er ſah, als ich hier ſeine Ernennungsreden, aufgeſtachen Zeit ein Heinrich VII. von England ebenſo eine Unmöglichkeit iſt, als ein Strafford, Polignac oder Metternich; daß, wer will dem Kopf hinab die Wahl will, ſich den Schein geben, daß zur Erhaltung möglich ſogenannter mehrer Herrſchergewalt die Cooperation der Stände des Volkes, der Landeskinder, nicht vorhält, und die königliche Obermacht mehr durch Schlauheit und Täuſchung als offene Gewalt erhalten werden kann. Eine entfernte Aehnlichkeit ſehen wir in Italien und Zeit Buonaparte's und Napoleon's II. — — —

Es iſt das ſalſche Spiel eines durch und durch ariſtokratiſch-abſolutiſtiſchen Königsdieners in einer

Digitized by Google

Rampe voller Gefahren und unberechenbarer Ereignisse gegen den vorwärtsdringenden Geist der Zeit. Als Bismarck seine Carrière begann, und auf der Höhe derselben insbesondere, traute man ihm einen verneinenden, zum äußersten Widerstand fortschreitenden Muth und den Besitz eines diesem Wollen entsprechenden Einflusses auf den König von Preußen zu. In beiden Voraussetzungen hat man sich geirrt. Gegen das Volk die Rolle eines Polignac zu spielen, dazu fehlte ihm der Muth, und das ist Sinn, Geist, Einfluß auf den König aber verdoppelte in dem Momente, da Westraunschluß und der Lorbeerkranz des Sieges von 1866 den Wilhelm einhüllten."

Geschichte eines Rekruten von 1813.

von Erckmann-Chatrian.

(Fortsetzung.)

Wohl hinkte ich ein wenig, an dem linken Fuß, allein wie viel Aehere hatten trotz eines Fehlers eine Marschroute zur Armee erhalten!

Dieser Gedanke lief mir ohne Unterlaß im Kopfe herum und machte mir viel Sorge. Es langweilte mich nicht bloß, weil ich mich dadurch verabschiedete, sondern auch, weil ich mich mit meiner Base Katharine von den „Bier-Minden" verheirathen wollte. Wir waren so zu sagen mit einander aufgewachsen. Man konnte sich kein schöneres und freundlicheres Mädchen denken. Sie war blond, mit schönen blauen Augen, rosigen Wangen und Zähnen, so weiß wie Milch. Sie ging in ihr 18. Jahr, während ich deren 19 zählte, und die Tante Margareth schien ganz zufrieden damit, uns schon jetzt Sonntags in aller Früh kam und mit ihnen frühstückte und zu Mittag aß. Katharine und ich, wir gingen dann hinten hinaus in den Obstgarten. Wir bissen von dunkelrothen Aepfel, von derselben Birne und waren die Glücklichsten unter der Sonne.

Ich führte dann Katharine in das Hochamt und in die Vesper, und auf der Kirchweihe ließ sie meinen Arm nicht los und tanzte mit keinem Burschen aus unserm Dorf als mit mir. Jedermann wußte, daß wir uns heirathen würden; — aber wenn ich zur Musterung mußte, dann war Alles vorbei.

Ich wünschte mir nun noch tausendmal mehr zu hinken, denn in jener Zeit hatte man zuerst die Lebigen und dann die Verheiratheten genommen und ganz gegen meinen Willen drängte sich mir der Gedanke auf: „Sind denn die Hinkenden besser als die Verheiratheten? Könnte man nicht mich in die Reiterei stecken?

Dieser Gedanke machte mich ganz traurig und ich dachte schon da zhuhrennen. Aus höchst fleißerte sich meine Angst im Jahre 1812, als der Krieg gegen die Russen losging. Vom Februar bis Ende Mai saßen wir Tag für Tag im Regiment nach dem andern vorbeipassiren: Dragoner, Kuraffier, Carabiniers, Husaren, Ulanen von allen Farben, Artillerie, Munitionswagen, Feldlazarethe, Lastwagen, deren Inhalt bedeckt war, Karren mit Lebensmitteln, nunmehr, wie ein Fluß vorbeifließt, ohne ein Ende zu nehmen.

Ich erinnere mich noch ganz gut, daß der Zug mit großen Karren begann, die mit Ochsen bespannt und von Grenadieren begleitet wurden. Die Ochsen sollten die Pferde ersetzen, im Nothfall verspeist zu werden, wenn sie während des Verbrauchs wäre. „Welche herrliche Idee! Können die Grenadiere die Ochsen nicht mehr nähren, dann werden die Ochsen die Grenadiere nähren."

Unglaublicher Weise wußten die Leute nicht, daß Ochsen nur 7—8 Stunden im Tage machen können und daß sie nach einem achttägigen Marsch wenigstens einen Ruhetag haben müssen. Diese Thiere aber hatten sich schon die Huf abgelaufen, Schaum und jäher Schleim troff aus ihrem Maul, die Augen waren aus den Kopfe getreten, der Hals bewegte sich kaum mehr auf den Schultern, kurz, sie waren nur noch Haut und Knochen. Drei Wochen lang nach dem Ist Karawane an uns vorbei, alle Thiere von Bayonnet-Stichen blutrünstig. Das Fleisch wurde billig, denn alle Tage mußten viele von diesen Ochsen geschlachtet werden, aber nur wenige Leute kauften davon, denn das kranke Fleisch war ungesund. Sie kamen nicht einmal 20 Stunden jenseits des Rheines.

Nachher sahen wir nur noch Lanzen, Säbel und Helme vorbeischaften. Alles kam zum französischen Thor herein und zog über den Exerzierplatz wieder hinaus.

Endlich den 10. Mai des Jahres 1812, am frühen Morgen verkündeten die Kanonen des Arsenals die Ankunft des Herrn von Allem. Ich schlief noch als der erste Schuß losging und meine kleinen Fenster erzitterten machte, faßt zu gleicher Zeit öffnete Herr Gulden, das brennende Licht in der Hand, meine Thüre, mit den Worten: „Sieh' auf! Er ist da!"

Wir öffneten das Fenster. In dem Dunkeln der Nacht sah ich etwa hundert Dragoner, von denen einige Fackeln trugen, in scharfem Trabe durch das französische Thor herankommen. Sie ritten mit furchtbarem Geräusel, und das Fackellicht machte schlangenartig an den Häuserreihen dahin, während man aus allen Fenstern entlose Rufe hörte: „Es lebe der Kaiser!"

Ich beobachtete den Wagen, als ein Pferd an dem Pfahl des Schlachters Klein niederstürzte, woran man die Ochsen band. Der Dragoner stürzte wie ein Stück Holz zu Boden, die Beine weit auseinander, der Helm flog in die Rinne. Fast gleichzeitig neigte sich ein Kopf aus dem Wagen, um zu sehen, was es gabe — ein großer, bleicher und dicker Kopf mit einem Büschel Haare auf der Stirne, — es war Napoleon. Er hielt die Hand empor, wie wenn er eine Prise nehmen wollte, und sprach heftig einige Worte. Der Offizier, der neben dem Kutschenschlag galoppirte, neigte sich hinaus, um ihm zu antworten. Er nahm seine Pferde und setzte sich zurück, während die Rufe sich verdoppelten und das Geschütz donnerte. — Das war Alles, was ich sah und hah.

Der Kaiser hielt zu Pfalzburg nicht an; während er schon mit der Postkutsche von Saverne dahinfuhr, hat man das Geschütz seine sieben Schüsse. Dann kehrte die alte Stille zurück. Die Wache am französischen Thore zog die Brücke wieder auf, und der alte Uhrmacher sagte zu mir:

„Du hast ihn gesehen?"

„Ja, Herr Gulden."

„Nun," fuhr er fort, „dieser Mensch hält unter Aller Leben in seiner Hand; er brauchte nur aus Langeweile und es wäre aus mit uns. Danken wir dem Himmel, daß er barmherzig ist, denn wüßte die Welt schrecklich Dinge zu sehen bekommen wie zur Zeit der grausamen Könige und Türken." Er schien in Trauneri zu versinken; nach einer Weile setzte er hinzu: „Zu kannst Dich nun wieder niederlegen."

Er ging wieder in seine Kammer zurück und ich legte mich wieder in mein Bett.

Die große Stille draußen schien mir nach einem solchen Lärm ganz ungewöhnlich, und ich horte die Uhr Mitternacht schlagen, ehe ich an den Kaiser zu denken. Ich dachte auch an den Dragoner und ich wünschte zu wissen, ob er von dem Sturze todt sei. Am anderen Tag erfuhren wir, daß man ihn in's Spital getragen habe und daß er davon kommen werde.

Von diesem Tage bis zu Ende des Monats September sang man viele Te Deum in der Kirche und that jedesmal 21 Kanonenschüsse für irgend einen neuen Sieg. Es war fast immer Morgens und Herr Gulden rief sogleich: „He, Zojeph, wieder eine gewonnene Schlacht! Fünfzigtausend Menschen zu Boden gestreckt, 25 Fahnen, 100 Feuerschlünde erobert! — — Alles geht gut — alles geht gut! — Es ist nur Schade, daß einer neue Munition bekommt zu machen, um die wieder zu ersetzen, welche todt sind!"

Er stieß meine Thüre auf, und ich sah ihn ganz grau, vorhauptig, in Hemdärmeln und mit nackten Füßen, wie er sich das Gesicht in der Waschschüssel wusch.

„Glauben Sie, Herr Gulden, sagte ich zu ihm in großer Besorgnis, daß man auch die Hinkenden nehmen wird?"

„Nein, nein," erwiederte er freundlich, „fürchte Nichts, mein Sohn; du wurdest wirklich nicht dienen können. Wir werden das schon machen. Arbeite nur fleißig und benutzhige dich nicht weiter."

Er sah meine Unruhe und sie verursachte ihm Schmerz. Ich bin niemals einem besseren Menschen begegnet. Darauf zog er sich an, nie die Uhren in der Stadt anzuziehen, des Herrn Platzkommandanten, des Herrn Maire und anderer vornehmen Personen.

Ich blieb zu Hause. Herr Gulden kehrte erst nach dem Te Deum zurück; er hängte seinen großen Hut an den Nagel, setzte seine Perrücke wieder in die Schachtel und zog seine feinere Zipfelmütze wieder über den Ohren, indem er sagte: „Die Armee ist in Wilna — oder wohl in Smolensk; ich habe es soeben bei dem Kommandanten erfahren. Gott gebe, daß wir diesmal noch die Oberhand haben und daß man Frieden macht; je eher je lieber, denn der Krieg ist ein schrecklich Ding."

Ich dachte auch, daß, wenn wir Frieden hätten, man nicht mehr so viel Menschen nöthig hätte und daß ich mich mit Katharinen verheirathen könnte. Man kann sich denken, wie viel Gelübde ich für den Sieg des Kaisers that.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Massenhinrichtung.

(Schluß.)

Als sie dies bejaht hatten (was hätte ihnen auch ein Widerruf genützt?) berieben sich die Schöppen eine kurze Zeit und sprachen dann folgendes Urtheil aus:

„Niemand der böse Christ Paul Frommn sich an dem heiligen Sacramente vergriffen, dasselbe geschändet und verkauft hat, darum soll man ihn auf einen Wagen binden, die Gassen auf und nieder führen, mit glühenden Zangen reißen und darnach in ein Feuer legen. Und niemit die boshaften, sündhaften und verstockten Juden ihre böse Misshandlung des heiligen Sakraments und ihren grausamen Mord an schuldlosen Christenkindern auch zu mehreren Malen vor und außerhalb des Gerichts bekannt, darum soll man sie zu Pulver verbrennen, darum, daß alle andern ein Beispiel und Exempel an ihnen nehmen möchten, daß sie solche und dergleichen Uebelthat nicht auch begehen mochten.

Darauf wurden die Unglücklichen den Henkern zur Vollstreckung des Urtheils übergeben. Nachdem die Juden den Todesspruch vernommen, rüsteten sie sich unter Ermahnung eines Rabbiners durch lautes Gesang in ihrer Väter Sprache zu dem grauenvollen Tode, dem sie entgegen gingen. Das Volk aber meinte, daß sie „Lästerungen singen" durch neue Lästerungen den christlichen Gottesdienst verhöhnen wollten. Hinter dem Rabensteine hatte der Scharfrichter einen wunderlichen Bau, aus hölzernen Pfählen bestehend, die auf dem Boden mit Stroh belegt waren, hergerichtet. Auf diesen bestieg er die 38 Schlachtopfer mit Holzeisen; nur Paul Frommn stand abgesondert von seinen Leidensgenossen an einen Pfahl gekettet. Als das gräßliche Todesbett angezündet wurde, da brachen die Unglücklichen unsagbarliche Schlachtopfer in laute Lästerungen gegen das Christenthum aus und verfluchten, den anwesenden Geistlichen ins Gesicht zu speien. Bald vollendeten sie unter fürchterlichen Qualen. Jacob, welcher die Taufe empfangen, wurde auf weniger schmerzhafte Weise vom Leben zum Tode gebracht. — Damit wurde jedoch die Sache noch nicht beendigt, vielmehr wurden zu Folge dieser Vorgänge alle Juden aus der Mark Brandenburg verwiesen, nachdem sie vorher Hefte geschrieben hatten, in den Eid geleistet hatten, niemals zurückzukehren und sich nicht rächen zu wollen. Erst unter Joachims I. Nachfolger wurden ihnen die Erlaubniß zu Theil, wieder zurückkehren zu dürfen.

Das Klostergespenst zu Solowetsk.

Nach den Schriften Dyons über Amerika zu schließen, steht der politischen Beletristik eine sehr interessante Erweiterung bevor in seinem neuesten Buche „Free Russia". Rußland will mit dem Auge des Poeten und Politikers zugleich angeschaut sein; der starke Zug zum Mystischen, der in Dyon's Darstellungen belebt, ist vielleicht mehr noch als am Salzsee, in dem afiatisch-europäischen Reiche der Steppen an seinem Platze.

Er Tunker zeigt eine Ueberfetzung des Buches aus der deutschen in die Strodmann's an; einstweilen hat Karl Blind die Mühe übernommen, durch eine Probe die Aufmerksamkeit der deutschen Leser nun auf die neue Erscheinung hinzulenken. Er gibt dem Stück den vorangestellten Titel und erzählt folgendermaßen:

Auf einem kleinen grünen Eilande des stürmischen Eismeeres steht das Kloster Solowetsk, an dessen Namen weithin im russischen Reiche sich eine Sage knüpft.

Dort, heißt es, sei des Czars Nikolaus älterer Bruder, Großfürst Constantin, noch heute als Gefangener gehalten!

Auf den Mauern des Klosters wollen Schiffer den Obersten in halb geistlicher Form oft haben dahinschreiten sehen, wer sich nun solche Zeit jedoch zu sehr dem Kloster nahe, den schreckt bald ein Flintenknall hinweg. Constantin, so geht das Gerücht, starb nicht in Minsk, wie die kaiserliche Regierung vor Jahren bekanntgab. Er wurde vielmehr auf Befehl seines Bruders ergriffen, nach Solowetsk geführt und hielt in jenem abgeschiedenen Winkel des äußersten Nordens noch jetzt als ein bei Mönchen Eingekerkerter — ein Mann mit der eisernen Maske aus dem Hause Romanoff!

Beyworth Dixon, der soeben die Ergebnisse seiner Reise-Erfahrungen in Rußland in einem zweibändigen Werke veröffentlicht hat, widmet diesem Gegenstande einige Abschnitte von ergreifender Schilderung. Den Glauben an das Klostergespenst zu Solowetsk fand er nicht blos in den Uferegegenden der nördlichen Meere, sondern auch an der Wolga, in den Weitern der Ukraine und unter den Ansiedlungen

Digitized by Google

von Moskau, Nowgorod und Kiew. Alle Ruthenen, die meisten deutschen Kosaken, viele Polen erwählen die Sage. Sie tritt bald in einfach zeitgeschlichter Form auf, bald erscheint sie mit geisterhaften Zuthaten vermischt. Ein Land, sagt der Verfasser, in welchem jeder Mönch Gesichte und Erscheinungen hat, jeder Weib als Hexe gilt, ist der rechte Schauplatz für eine solche Mähre, wie die vom Klosterge-spenst, genannt der „Spuk des Klosters".

„Sie sind in Soloveisk gewesen?" fragte Hey-warth Dixon ein Eingeborener von Kalatsch am Don, ein Mann von Geist und Verständnis. Darf ich fragen, ob Sie dort irgend etwas sehr Merkwürdi-ges sahen?"

„Ja, vielerlei! Das Kloster selbst, die Landgüter und Gärten, die Werfte, die Fischerboote, die Salz-gruben, die Heiligengräber!"

„Ah! wohl; das lieg man Sie Alles sehen; aber in ihr geheimes Gefängnis hat man Sie nicht blicken lassen!"

„Warum nicht?" sagte Dixon, um den Mann sprechen zu machen.

„Es ist ein Gefangener in dem Gebäude, den sie nicht zu zeigen wagen."

Und auf diesen Fragen und Bemerkungen wurden an Dixon wiederholt andermärts auf seiner Reise gerichtet.

Wird etwa ein Schiffer aus den lapländischen Meeren, während er in den ersten harten Winterlagen mit dem Eise kämpft, gegen die Mähr der Klosterfe-stung getrieben, so steht er vielleicht, wenn er auf-blickt, im Zwielichte eine ehrwürdige Gestalt hinter einer Schießscharte vorbeihuschen. Das Haar des Dahinschreitenden ist kurz geschnitten — ein Beweis, daß er kein Mönch, seine Augen und gen Himmel gerichtet, seine Hände wie zu inbrünstigem Gebet gefaltet. Seine ganze Erscheinung ist die eines Mannes, der an die Gerechtigkeit Gottes wider die Gewaltthat der Menschen Berufung einlegt. Eine Schildwache kommt vorbei — und der Schiffer sieht nichts mehr.

(Schluß folgt.)

Literatur.

Ein Spiegelbild.

(Fortsetzung.)

Die guten Deutschen haben immer dem Auslande gegaubt, wenn es einen ihrer Landsleute verleumdete. In Wirklichkeit war Schneider ein mäßiger nüchter-ner Mann, ein fourer Republikaner, aber kein Mini-mensch. Also als Alkem ließ er etwa 30 Zeitschrif-ten redigiren, und das eigentliche Schreckensregi-ment begann in Straßburg erst nach seiner durch Saint-Just und Lebas vollzogenen Verhaftung. Er selbst verdammte die Greuelthaten in seiner Zeit-schrift „Argus" in schärfsten Ausdrücken; ein freies Volk muß auch ein aufgeklärtes, tugendhaftes Volk sein, schrieb er, Grausamkeit gegen unsere Feinde ist die rachwollste Rache.

Ein Zeitgenosse sagt von ihm: „Hätte er statt dreifig — dreitausend Köpfe springen lassen, er würde der Freund Robespierre's und Saint-Just's geblieben." Er sei, weil er ein Deutscher, ein Deut-scher war und mit rachsüchtiger Heftigkeit für seine Landsleute eintrat; weil er den Deutschen unter den Revolutionären die Larve abriß. Sein unbeugsamer Charakter hat auch im Kerker nicht gebeugt. Seine merkwürdige, im Gefängnisse abgefaßte Vertheidigungsschrift schließt mit den trotzigen Worten: „Ich will frei sein oder glorreich werden."

Daneben steht nochdem er Schneiders wärmsten Verehrer aus Rheinlanden und gleichzeitigen Bewun-derer gefunden hat und seinen Verdienst um Saint-Just und sonstige Gegenstände von Deutsch und Franzö-sisch zusammen. Beide, sagt er sehr richtig, waren durch große und auch gleich ehrliche Entrüstungen. Die radikale Maßregel aber ging notwendigen von Saint-Just aus und verletzte ihn ja den meisten, selbst Freunden auf den Nachbarn, der überall sich, wohin er kam.

Schneider war, wie er, der Artikel, daß den Verräther an der Republik der Tod treffen müsse, oder er vergaß, wohl bei Robespierre gegessen, nach den obersten der Revolution, den des Verräther paragraphen und des Ob. so wenig er auch mochte, verfaßt, sagte dem Gerichte gegenüber Nichts Neues. Schneider war in revolutionärer, zuletzt, ich glaube, ausgesprochener Bruderschaft mit der Mutter Duchesne, der Hebertschen in schlimmer Bezeichnung ohne Gnade. Sie ja waren Schneider und Jung Schuhen gerufen bei den Kerkern der der Dirnen, die sie ausschlachten, ja der Letzten bezeugen Dienste geworben werden will er."

Der Minister „Mann" ist zurückt den Gnade den gewährten, in denen Mutter Gesang Freiheit der-weigert. Derselbe Schneider, dessen Leben Unschuldiger, dessen Herz vor der Zeit brach, ist das vernünftigste und billigste, das ich kenne. Das gerechte Schicksal hat seinen Thun — nicht sein Wollen, nicht seine Absicht — erreicht; seine That war, wenn auch unbewußt, Verrath an seiner Nation, und die wurde hart gestraft. Dem armen Sünder, der sich selbst richtet mußte, folgt bis zum letzten Athemzuge unser tiefes Mitleid.

Auch eine getreue Darstellung der Schicksale des Schwärmers Adam Lux findet sich hier. Die Dich-tung, welche sich seiner bemächtigte, hat den Werth seines Opfers herabgesetzt, indem sie ihn zum — unhaltbaren Jüngling, zum Kinder der Charlotte Corday machte. Im Wirklichkeit war er gleichfalls seit sieben Jahren mit Sabine Reuter verheirathet und hatte 2 Töchter, deren eine, Marianne, sich 1814 in den Rhein stürzte. Es ist mit Adam Lux wie mit Egmont. Der historische Egmont war weit großartiger, sein Ende viel tragischer als in Göthe's Trauerspiel.

Daneben beschäftigt sich anläßlich der Wiederer-oberung von Mainz durch die Preußen auch mit Göthe und dessen Campagne in Frankreich. Wegen des Zornes, den er über Göthe's Werk aussprach, sieht Bernhard von seinem Sein ein Barbar ge-scholten werden. Es gibt ja Leute genug, die be-haupten, einem so großen Geist wie Göthe dürfe man nicht mit der beschränkten Forderung des Pa-triotismus kommen. Daneben verschärer, er habe, als er in Frankreich einige Erzählungen gelesen, das Buch zu- und nie wieder aufgemacht, weil es ihm zu viel Ekel verursachte. Leider muß man hinzu-fügen, daß noch manche andere Stellen der „Cam-pagne" und der „Belagerung von Mainz" den Pa-trioten nicht wenig verletzen und empören. Daher ward der große Dichter auch später Gegenstand und Erzeugen. Darin lag, wenn man es recht besehe, Strafe genug.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischtes.

— [Eine Antwort des Herrgottes.] Die „Neu Yorker Freie Ztg." läßt den Herrgott auf eine Petition um Anerkennung Seiner und Seines Herrn Sohnes und der Bibel in der Constitution der Ver. Staaten nicht über folgendermaßen ant-worten:

Liebe, aber etwas einfältige Kinder!

Es thut mir leid, daß Ihr Euch meinetwegen so viel Sorge macht. Es ist mir ganz vollständig gleichgiltig, ob Ihr meinen werthen Schriftkauf, daß Ihr Constitution nennt, meinen Namen obenein setzt oder nicht. Aber eins möchte ich mir höflichst verbitten: Daß Ihr in Eurer Einfalt glaubt, ich sei entehrt, wenn Ihr es nicht thut. Ich ersinne nun schon lange Zeit meinen Namen, den Ihr glaubt, daß ich mich nicht mehr halten könne ohne Eure Stütze, so zeigt das, daß Ihr gar nicht viel von mir und meinem Dasein haltet. Wenn über-haupt von Entehrung die Rede sein kann, so teh es Ihr, die Ihr Euch entehrt, indem Ihr Euren elenden Zank um meinen Namen und Flickwerk immer meinen Namen aufzuneuern wollt, wie man auch ist der schlechten Waare die falschen Stempel einer berühmten Fabrik aufdrückt. Es ist ganz Eure Sache, wie Ihr Euch regieren laßt, oder selbst regiert. Wenn Ihr Euch selbst regieren könnt, gut, und Ihr darft nicht erwarten, daß ich, der ich ein Weltall in Händen trage, jedesmal spezielle Dinge verbessere, die Eure Faulheit und Schlechtigkeit ver-derben hat.

Es ist ferner unnöthig, daß Ihr meinen Sohn Christus als den Herrscher der Nationen in Eurer Constitution anerkennt. Denn als ich ihn vor 1800 Jahren zu Euch schickte, hob ich bei seinem Antritt seinen besonders hervor, daß er sich mit weltlicher Regierungsgeschäften gar nicht abgeben solle. Er hat auch Alles gethan, was ich ihm als Oberherrscher in Betreff sie. Weiß Ihr ihn als Oberherrscher in Euren weltlichen Dingen in die Constitution setzen, so handelt Ihr gegen meinen ausdrücklichen Befehl. Da viel regieren ist überhaupt nicht, was da Eure Constitutionen und Gesetze so ziemlich für Alles vorzu-sehen thut ich Euch, Ihr möget deren schaffen, viele und meinen Sohn am Ende für Dinge verantwortlich machen zu wollen, die Euch allein angehen. Macht vernünftige Leute als Beamte und setzt die Gesetzen auch in Kraft und regiert so gerecht wie möglich, die Freiheit der Einzelnen so viel als thun-lich respektirend, und ihr werdet finden, daß es bei-ser sein wird. Es wird Ihr in meinem Namen zu viel regiert. Ich möchte mich überhaupt schämen, Herrscher zu sein, wenn ich mich dessen auf das Pro-gramm machte, wie meines wird die Menschen in ihren Gesetzen verantwortlich machen wollen.

Was die Bibel betrifft, so muß ich Euch offen gestehen, daß es mir nicht scheint, als ob die Aner-kennung derselben als oberstes Fundamentalgesetz in Eurer Constitution von Nutzen sein würde, zudem verlange ich es nicht, denn ich habe noch viele Bür-ger in Eurem Land, die nicht daran glauben, wenig-stens nicht in dem Sinne wie Ihr, und denen es ein Stein des Anstoßes sein würde. Und zudem haben Eure Religionslehrer so Vieles in die Bibel hineingelegt und daraus ausgelegt, was weder hin-ein- noch ausgelegt werden kann, daß Ihr noch ein weiteres Oberdunkelgericht in der Form eines theo-logischen oder Bibelgerichtshofes schaffen müßtet, der in letzter Instanz zu entscheiden hätte, ob Eure Gesetze auch mit der Bibel harmonirten. Daß dies zur größten Confusion führen müßte, ist selbstver-ständlich, außer Ihr erkennt aus den hundert ver-schiedenen Sorten eine als maßgebend an. Es wäre dann aber kein Christentum, sondern ein Sek-tentum und Eure Religionsfreiheit hörte auf. Und-dem sich für unbedingte Religionsfreiheit bin, wünscht Ihr doch zugeben, sonst hätte ich, der Allmächtige, Euch Menschen so geschaffen, daß Ihr blos eine Re-ligion haben konntet.

— [Rothschild's Dank für ein Almosen.] Ein Abonnent des „Figaro" richtet folgende Zu-schrift an das Blatt: Herr Redacteur! Ihr Mitar-beiter Adrien Marx erzählt in einem Artikel über den Maler Bouvin eine Anekdote, daß der Baron James Rothschild dem Maler Ary Scheffer für die Figur eines Bettlers 1000 Frs. geschenkt habe. Die Geschichte ist wahr, und ich habe keineswegs die Absicht, sie zu dementiren, will mir aber erlauben, sie zu vervollständigen. Während der Financier, in Lumpen gehüllt, auf der Estrade Position genommen hatte, drang ich ins Atelier des großen Malers, dessen Thüren ich weiß der Baron war ganz un-kenntlich, und ich erkannte ihn auch nicht. Ich glaubte einen Bettler vor mir zu haben, näherte mich dem Unglücklichen und steckte ihm einen Louis in die Hand. Zehn Jahre darnach erhielt ich in meiner Kanzlei von dem Baron von 10,000 Fr. auf die Kasse von Aux Lafitte mit folgenden Worten: „Mein Herr, Sie haben einst dem Baron Rothschild im Atelier Ary Scheffers einen Louis gegeben, er hat ihn nutzbringend gemacht und sendet Ihnen heute das kleine Kapital, welches Sie ihm anver-traut haben. Seien Sie versichert, Ihre Gnter-Handlung bringt stets Glück. Baron James Roth-schild." Nach dem Empfange ging ich zu dem Bibliothekar, welcher mir aus seinen Büchern den Beweis lieferte, daß mein Louis so ertragreich gewesen, daß er endlich zu einer so namhaften Summe ange-wachsen.

Erschienene Neuigkeiten

des Buch-, Kunst- und Musikalienhandels.

Alle hier angezeigten Bücher sind vorräthig und können durch die Buchhandlung Ph. Rohr in Kaiserslautern ge-gen Einsendung des Betrages in Postmarken oder baar Postwerthung franco geliefert werden.

für Geistliche, Baldauer, Steinmetzen, Porzellanmaler, Glasgravirern u. 2. Auflage. — Weimar, B. F. Voigt. 1870. 24 Sgr.

Stunden der Weihe. Eine Sammlung von Ausprüchen geistlich Schleiermachers. Zusammengestellt von Dr. Wilhelm Dilthey. — Berlin, M. Boetticher. Elegant geb. 1 Thl. 20 Sgr.

Johann Gottlieb Fichte's Reden an die deutsche Nation. Berlin, G. Hempel. 1870. 24 Sgr.

Novum Testamentum. Der Kindergarten und seine Erzieh-ungsmittel für Lehrerinnen ausführlich dargestellt. — Stutt-gart, Adolf Schröder. 1870.

Heiteres und Ernstes von jetzt lebenden sächsischen Landsage. Nach den kernsprachlichen Bearbeitungen von Dr. Ernst Ziehnert. Leipzig. 24 Sgr.

Hahn, Joh. Gaps. Heinrich Walther, der bescheidene Fachwerker. Ein Lebens- und Charakterbild. — Hinter-haus. Gütersloh. 1870. 24 Sgr.

Für Geist und Herz. Eine illustrirte Familienbibliothek zur Unterhaltung und Belehrung für alle Stände. Mit Beiträgen von den bekanntesten Autoren unserer Jahrhunderts. 1. Bd. 1870. Liefg. pro 5½. 9 Sgr.

Conrad, Hermann. Die Geschichte des deutschen Volkes. Für Lehrer und Schüler. Dritte Auflage. — Paderborn, Ferdinand Schöningh. 1870. 24 Sgr.

Hegewaldter, der jovialste aller. Eine Lustspielung der Leipziger Literaturgeschichte und unbegreiflichen Kunst-richter. Von Dr. Gustav Kühne. — Leipzig, Ernst Keil. 1870. 24 Sgr.

Weltverbesserungs-Verein, unterirdischer. 14. Bändchen. Inhalt: Gespräche der Gevatter-men. — Commandeur der Ehrenlegion. — Jubiläum der Ver-— Gespräche und Reden der Unterwelt der Aus-stellungsgesellschaft. Porzellan und Thon. Quellwasser. Universale Gesellschaft. Entdeckungsreisen. Kaiserpaar abdankungen und Landschaftsschaumaschinen. — Ein-richtung des Jahrhundertsaales und Berner Kriegs-Archiv. — Aufführung der Landwehr-Ehrenbezeugung. — Die friedliche Siegesgöttin. — Kostenberechnung für Siegesgruppe, die vom Siegesdenkmal der Nationen aus der Siegesallee, Charlottenburg, Berlin, Unter den Linden, Brandenburger Thor, Berlin, Unter den Linden, Brandenburger Thor, Berlin, Unter den Linden, Brandenburger Thor

Pfälzer Demokrat

und

Sonntags-Blatt.

Organ der deutschen Volkspartei in der Pfalz.

Wöchentliche Gratis-Beilage zur „Pfälzischen Volkszeitung."

Für Nichtabonnenten der „Pfälz. Volkszeitung" vierteljährlich 18 kr.

Nro. 19. Kaiserslautern, 8. Mai. 1870.

* Schwarz-Weiß.

„Ich bin ein Preuße! Kennt Ihr meine Farben?"
So rief Ihr alt der Rhein Herzhaft stolz;
Der Edelsten die für die Freiheit warben
Und die man als Rebellen dann erschoß.
O Masken meinen, Mitleiden traurend Klagen,
Ob sich des Volkes Faust im Zorne ballt.
Ihr lacht dazu obgleich Ihr selbst wißt sagen:
„Das Recht ist Euch, doch unser — die Gewalt."
Daß sie für Recht und für die Freiheit starben.
„Ich bin ein Preuße! Kennt Ihr meine Farben?"

Wie war es damals als im schwarzen Flore,
Durch Gluth verjagt, verstöhnet und verbannt,
Die heimatlichen, deutschen Lilienlaare
Im Stillen Schutz bei deutschen Herzen fand?
Als Ihr den wilden Brudersrieg entkammernd,
Daß Todesblei ins Bruderherz gesandt;
Obgleich, die blut'ge Freiheitsfahne verdammend,
Das gute Recht Euch gegnerisch fand?
Ihr saget, spottend unser blut'gen Farben:
„Ich bin ein Preuße! Kennt Ihr meine Farben?"

„Ich bin ein Preuße! Kennt Ihr meine Farben?"
Habt Ihr den Sport im Liede wohl gepflegt?
Als blindend Elend der schwersten Garben,
Der Hungertyphus seine Ernte hielt?
Was thatet Ihr die schwere Noth zu lindern,
Die Last zu tragen mit Hülfe, Rettung Viele?
Die bittre Noth des Dichters ewgen Kindern,
Du Volk in Waffen! — frag' ich — und's Du sie?
Du singst, indeß die armen Brüder darben:
„Ich bin ein Preuße! Kennt Ihr meine Farben?"

Wohl haben Ihr der eignen Farben Zweifelt,
Mit Recht noch eine Dritte angefagt;
Daß Roth wie Gold's der Märtyrer der Freiheit,
Die längst bei Euch im Todeskampfe liegt.
Dies schwarz-weiß-roth, wir sollen anerkennen,
Weist nur die Blutart und nicht das Recht erzwang?
Mit größer'm Stolz nun dehnaß Deutsche nennen.
Weil über Recht Gewalt den Sieg errang?
Nein taubendumm! wir kennen nur die Farben,
Für die der Freiheit Heldenblühne starben.

O, kämpft nur fort für Deutschlands größ're Einheit.
Und pflanzt auf's Grab in dem die Freiheit ruht,
Das neue Banner. Doch in größ'rer Reinheit
Strahlt dann auch Eurer Gegner Heldenmuth.
Zu Boden werft mit euren Bajonetten
Das Licht, die Freiheit und das Recht.
Und schmiedet Euch stets neue, stets're Ketten,
Die Kette zieht dem Diener, ziemt dem Knecht.
Wenn die ersiegte euren Haß verdarben,
Wir stehen treu nur zu der Freiheit Farben.

Renegaten-Spiegel.

Lange vor den Dreißiger und Gen. gab es Renegaten; dem jetzt lebenden Renegaten-Volk ist sogar der berühmteste über ein halbes Jahrhundert voraus gegangen — Friedrich Gentz, der den Glanz äußerer Stellung und genialer Begabung weit vor ihnen voraus hatte. Eine Genie des Abfalls, eine fesselnde Erscheinung auch heute noch und gewiß in die Zukunft hinaus. Die Corruption als Kavotät, die gesuchte Künstlichkeit, der Registrator der eigenen Schmach auf Hefter und Ziering, so nain es als des Zu schreibens werth, was zu lesen und erröthen macht.

Mit allem was Ruhm und Glanz hatte in seiner Zeit, war er bekannt bis zur Intimität; zu seinen Freunden, seinen widerwilligen Bewunderern und Verehrern gehörte der feine Geist einer Rahel Levin, von der das köstliche Wort bekannt ist: „A propos von Bescheid, was macht Gentz?" — gehörte Varnhagen von Ense, der wohl am meisten gethan hat, dieses Musterbild von unbefangener Niedertracht aktenmäßig der Welt bekannt zu machen. In den aus Varnhagens Nachlaß herausgegebenen Tagebüchern G's. finden sich aus 1819 Aufzeichnungen über die Karlsbader Beschlüsse und die im Winter darauf zu Wien abgehaltenen Ministerial-Conferenzen, in denen die Vollendung jenes berüchtigten Werkes erfolgte. Da schreibt G. am 14. Dez.: „Der letzten und wichtigsten Sitzung der Commission zur Bestimmung des 13. Artikels der Bundesakte (bekanntlich die Verheißung enthaltend: „In allen Bundesstaaten wird eine landständische Verfassung stattfinden") beigewohnt und meinen Theil an einem der größten und würdigsten Resultate der Verhandlungen unserer Zeit gehabt, nämlich an der Vernichtung jener Verheißung. Ein Tag, wichtiger als der bei Leipzig!"

Ein oft citirtes freches Wort!

An diesen Ausbruch frevelm und wahnsinnigen Uebermuthes, wie er's mit Recht nennt, knüpft Varnhagen, der sonst so milde Varnhagen, folgendes Strafgericht:

Nicht ohne Schaudern und jetzt, nach so vielen Jahren bei freiem Rückblick, nicht ohne Erbarmen, sieht man die stumpfen, herzlosen Diplomaten am traurigen Werk, der eigenen Nation schmachvolle Fesseln anzulegen, und sieht sie in Dünkel und Wohlleben sich freuen und rühmen, alle Vortheile der Zwangsherrschaft nun auf ihrer Seite zu haben! Nicht ohne Schaudern, wenn man bedenkt, daß solche Nichtswürdigkeit, zwar immer bekämpft, und oft durchbrochen von frischer Kühnheit, doch ein ganzes Menschenalter hindurch sich über uns herrschend behauptet hat; nicht ohne Erbarmen, wenn man erwägt, wie plötzlich und schmachvoll sie doch endlich in eigener Schande zusammengestürzt und mit ihren Urhebern den Verachtungen von ganz Europa verfallen ist! Man sieht, wie die Herrschenden und Vornehmen hier fast allein auf bürgerliche Schichten sich stützen, wie ihre Sache ohne die Willfährigkeit und Geistesknechte eines Genz rath- und kraftlos geblieben wäre — In ausgezeichneter seine Geistesfähigkeiten in der That waren, um so mehr verdient ihr Gebrauch zum Dienste der schlechtesten Zwecke zur Knechtung und Schmach der eigenen Nation eben um dieser hohen Gaben willen am „schärfsten" und „unauslöschlichsten" gezeichnet zu werden!

In diesen um so einschreibenderen Sätzen, als sie aus bestreundeter Nähe gegen den Schuldigen sich richten, trifft Varnhagen haarscharf den entscheidenden Punkt, von welchem aus die Renegaten am verdammenswerthesten erscheinen. Auf bürgerliche Schichten stützen sich die Vornehmen und Mächtigen; ohne die Geisteskräfte der willfährigen Verräther von Geist wären sie verloren. Ja, da liegt's. Das ist auch heute noch wahr. Was wäre die Gewalt und wo wäre sie, wenn nicht die Untreuen ihren Erfolg fortsetzten und erneuerten! Die Blamhat rauschte vorüber und nicht über ein Jahr dauerte die Blendung der Massen, ja die Ernüchterung wirkte um so rascher und heilsamer, wenn nicht immer die Treulosche und Gen. an der Arbeit wären, die angeblichen Segnungen zu sormuliren, und so mit falscher Formel die Gegenwart zu täuschen. Die Gewalt allein packt einmal, betäubt, wirft nieder; die fortgesetzte Lüge ist es, welche verwirrt und verdirbt. Geist, Bildung, Kenntnisse legen Pflichten auf. Ihnen zuwiderhandeln heißt gerade für die, welche Geist, Bildung, Kenntnisse haben, an seiner Nation sich schwerstens versündigen.

Die deutsche Frage.

Die Verhandlungen des norddeutschen Reichstages über den Lasker'schen Antrag und die darauf folgenden Discussionen in den badischen Kammern haben die öffentliche Aufmerksamkeit wieder auf den Stand der deutschen Frage gelegt. Unser politisches Elend läßt sich nicht verbergen. Im Norden eine Gewaltherrschaft, die autokratisch, wenn auch mit constitutionellen Formen regiert, die unterworfenen Volksstämme erdrückt im eigenen Lande und mit Uebermuth auf den Erfolg pocht; im Südosten eine Lostrennung von 7 Millionen Deutschen aus jedem Verbande mit dem gemeinsamen Vaterlande, im Südwesten ein buntes Durcheinander der Tendenzen und des Parteigetriebes, kein Rath, keine That, kein klares Ziel und kein selbstbewußtes Streben weder bei den Regierten, noch bei den Regierenden — das ist nun so ziemlich die Lage, in welcher sich Deutschland, das große, mächtige, vielbesungene Deutschland befindet.

Die Lage ist so verwickelt und scheint so sehr von Zufälligkeiten und von gewissen persönlichen Dispositionen in den höchsten Kreisen abzuhängen, daß der beschränkte Unterthanenverstand, welcher es wie Lasker wagt, an derselben zu rühren, von eingeweihter Seite mit Schlagen heimgesucht zu werden gewärtig sein muß.

Aber auch in Volkskreisen — und das ist vielleicht das Schlimmste von Allen — ist man noch keineswegs disponirt, eine ruhige und unbefangene Erörterung der deutschen Frage, das heißt deren, was im Interesse der deutschen Einheit und Freiheit unter den gegenwärtigen Umständen am zweckdienlichsten ist, entgegenzunehmen. Einem solchen Unternehmen wird in der Regel mit festgewannten Vorurtheilen, mit leidenschaftlichen Declamationen und tendenziösen Entstellungen entgegengetreten, und nicht nur in dem gegnerischen Lager, woselbst man nach Spaltungen begierig ist, sondern auch da, wo man die Einheit und Freiheit erstrebt, sind theilweise die Bestimmungen in programmatisch zugespitzt, daß selbst eine nur scheinbare Abweichung dem verurtheilenden Verdikt verfällt. Das sind Zeichen eines trostlosen politischen Zustandes, die indessen davon nicht abschrecken, die richtige Schlage nun zu kennzeichnen.

Für jetzt ist abermals so viel festgestellt, daß die seit dem J. 1866 bei uns angenommene, einseitige Anschlußpolitik resultatlos ist und bleiben wird. Insofern haben die Thatsachen den Anschauungen unserer kleinen Kammerminorität Recht gegeben, welche sei dem Jahre 1866, der warmen Gegnerschaft von Oben und der Theilnahmlosigkeit von Unten ungeachtet, sich gegen einen unbedingten Anschluß und gegen die Opferwilligkeit, mit welcher man für ein unklares und unerreichbares Ziel eintrat, erklärte.

Allein mit dieser bloßen Negative ist allerdings noch nichts Positives gewonnen, und wenn es sich darum handeln soll, den gegenwärtigen trostlos zer-

Digitized by Google

rissenen Zustand Deutschlands dazu nur um ein Geringes zum Bessern zu fördern, so muß man deshalb eben noch nach den positiven Anhaltspunkten dazu suchen.

Im Norden ist mit einer Volksvolität zur Zeit nichts zu machen. Das haben wir gehört; im Süden sind die Bedingungen für eine solche ungleich günstiger. Die Regierungen befinden sich hier in einer vollkommenen Ruh- und Thatlosigkeit; mit Zöllen, Steuern und Soldaten verbanden sie die neun ihnen regierten Völker gemeinsam zu drücken, aber darüber hinaus ist Alles Mißverstand. Der Glaube an ihre politische Unsicht ist zerstört, nach mehr aber das Vertrauen auf eine gemeinsame Action derselben zum Zwecke der Sicherstellung der höchsten Interessen der Nation.

Unter diesen Umständen ist allerdings eine Volkspolitik im Süden möglich. Sie ist bedingt von der „gemeinsamen Erkenntniß“ dessen, was Noth thut.

Eine süddeutsche Volkspolitik kann sich nun anschließen an die großen Gedanken von 1848. Das Gefühl der nationalen Zusammengehörigkeit, so vielfach verletzt durch Akte der Gewalt und des Uebermuths, charakterloser Unterwürfigkeit und gemeinschädlicher Schmuhsucht, muß trotz alledem um so tiefer im Volke erhalten, genährt und so weit es immer thunlich ist, gefördert werden. Aber dazu bedarf es keines Aufgebens seiner eigenen Existenz, keines unbedingten Anschlusses, keiner blinden Unterwerfung unter die Dictate der Gewalt. Die Freiheit und Selbstständigkeit der einzelnen Länder müssen sich auch heute noch in Einklang bringen mit dem, was die gemeinsamen Interessen der Nation erfordern. Der Weg der Verhandlung zwischen dem Norden und den gereinigten Süden, wie ihn die von allen Seiten anerkannten und besiegelten Friedensverträge vorgezeichnet haben, ist dazu der geeignete, auch um des Friedens willen. Denn des Friedens bedürfen vorzugsweise die deutschen Südstaaten.

Von ihm hängt ihr Wohl oder Wehe, ihre ganze Existenz ab. Um so mehr sind sie auf den Weg der nationalen Entwicklung verwiesen, der nun einmal wohl oder übel von dem öffentlichen Recht sanctionirt ist. Dieses verlangt aber eine Einigung der Südstaaten zum Zwecke der Herstellung einer nationalen Verbindung mit dem Norden, durch Einzelanschluß, auch abgesehen von der damit verknüpften möglichen Kriegsgefahr unthunlich, bei den Verhältnissen in Württemberg und Bayern auch in alle Ewigkeit nicht zu erwarten ist, bleibt ohne Krieg und ohne Revolution — dieß einzige Mittel zur Förderung der nationalen freiheitlichen Interessen des deutschen Volkes übrig. Diese Einsicht, so sehr sich auch die dynastischen, particularistischen, bekehrpreußischen und freiheitsfeindlichen Elemente entgegenstemmen, muß sich Bahn brechen, weil es eben nicht anders geht.

Die Zusammensetzung der jetzigen süddeutschen Ministerien ist nun durchgängig keine solche, daß von ihnen eine Wahrnehmung der süddeutschen und damit auch der deutschen Volksinteressen zu erwarten ist. Dynastisch-particularistischen Tendenzen mögen sie auch nur particularistisch-dynastische Tendenzen, sei es in selbstgenügsamer Zurückhaltung, oder in großpreußischem Gewande, zu verfolgen. Ein Verständniß für gemeinsame süddeutsche Volksinteressen liegt ihnen vollständig fern. Es bedürfte allerdings hier einer Reformation an Haupt und Gliedern, wenn Seiten der Regierungen etwas Gedeihliches in dem angegebenen Sinne erwartet werden soll.

Allein der Schwerpunkt einer Vereinigung der Südstaaten kann überhaupt nicht in den particularen Regierungen gesucht und gefunden, er kann nur in einer gemeinsamen Vertretung des süddeutschen Volkes geschaffen werden. Von dieser ist das nationale Verhältniß zu dem Norden zu vermitteln; von ihr aus Maßregelungen, was der Schutz der nationalen und freiheitlichen Interessen des Südens und des gesammten Vaterlandes erheischt.

Dieser Aufgabe eines süddeutschen Parlaments läßt sich durch Vorschriften nicht vorgreifen; aber von der Einsicht des süddeutschen Volkes in die Schwierigkeiten seiner Lage und von seiner noch immer bewährten patriotischen Haltung darf mit Zuversicht erwartet werden, daß es, einmal berufen in die Gestaltung seiner Geschicke einzugreifen, auch die richtige Wahl treffen werde.

So lerne heute noch der Tag des Zusammentrittes eines süddeutschen Parlaments zu liegen scheint, so wenig läßt es sich leugnen, daß dieser Modus der Fortentwicklung unserer nationalen Beziehungen zu dem Norden aus der Lage der Verhältnisse sich mit Nothwendigkeit ergibt.

Auf der einen Seite der Nordbund mit seinen unitarisch-militärisch-absolutistischen Richtung, in derselben eiserne Unnachgiebigkeit selbst Württemberg und Bayern niemals einlassen werden, und denen dann Seite die trostlose Zerrissenheit im Süden, die Resultatlosigkeit aller particularistischen Anschluß- und Einigungsversuche, die bestimmte Zurückweisung und die Gefahr, welche mit Maßnahmen verbunden ist, die über den Bestanden der Friedensverträge hinausgehen: Alles weist das süddeutsche Volk darauf hin, den Weg zur Einigung zu betreten, ohne den Frieden und die Freiheit zu gefährden und zu zerstören.

Geeinigt in selbstständiger und achtungsgebietender Stellung, vom patriotischen Geiste durchdrungen, wird der Süden die richtige Form für die nationale Verbindung mit dem Norden zu finden verstehen. Wenn auch unter den gegenwärtigen Verhältnissen nach sehr unvollkommen, wird sie doch den Uebergang zu einer vollendeten Form bilden können, deren Grundlage die Arbeit des Jahres 1848 geschaffen hat.

Sie zu schaffen bedarf es aber nichts anderes, als der Volksüberzeugung, daß der in dem jetzigen öffentlichen Rechtszustand in Deutschland alles festgelegte Weg der nationalen Einigung der im Interesse des Friedens einzig mögliche ist. Hoffen wir nun, daß diese Ueberzeugung sich nicht zu spät Bahn brechen wird.

Die Räuberwirthschaft in Ungarn.

Ueber die Räuberwirthschaft in Niederungarn hat der kgl. Commissär Graf Rabay, der zur Wiederherstellung der gefährdeten Sicherheit in Niederungarn entsendet wurde, eine Denkschrift verfaßt, welche zu den nächsten Tagen dem Minister des Innern überreicht wird. Nach einem Bericht der „Pr.“, dem wir die folgenden Einzelheiten entnehmen, wird dieses Memorandum äußerst interessante Streiflichter auf die Zustände, welche auf dem flachen Lande in Ungarn herrschen. Es ist sicher, daß fast jeder Bauer in den Theißcomitaten bei passender Gelegenheit zum Diebsteb, Räuber und Mörder wird. Unter den niederen Comitatsbeamten herrscht eine grängenlose Corruption, das Sicherheitspersonal arbeitet zum großen Theil in Sache der Räuber; Leute, welche hervorragende Aemter bekleiden und das Vertrauen ihrer sämmtlichen Mitbürger besitzen, sind Hehler, und haben sich ihre Reichthümer durch diesen Erwerb verschafft; Personen, deren Charakter schwuhar von seiner Makel besteckt wird, welche von Allen für Gemeinschuldige gehalten werden, sind an Verbrechen betheiligt.

Graf Rabay hat unglaubliche Dinge entdeckt; in seinen Händen vereinigen sich die Fäden eines Netzes von Verbrechen, in dessen Maschen Leute verstrickt sind, die in Ruhe und Zurückgezogenheit leben, eine gesuchte Stellung einnehmen, und keine Ahnung von dem Damokleschwert haben das über ihrem Haupte schwebt.

Bisher wurden 554 Verbrecher festgenommen, die zum größten Theil geständig sind. Fast jeder hat sich zu mehreren Verbrechen bekannt, auf die das ungarische Gesetz die Todesstrafe setzt; die meisten liegen es dabei nicht bewenden, sondern nannten sreiwillig zahlreiche Spießgesellen, offene und geheime Helfershelfer und Hehler, fürzere Zugnisse und Umstände an, welche die Führung des objectiven Beweises gestatten, und durch diese Umstände ist Graf Rabay in den Besitz eines Beweisapparats gelangt, mittelst dessen man gegen mehr als 1000 Personen rechtskräftige Urtheile fällen könnte. Nun aber — und dies ist der merkwürdigste Umstand — ist es unmöglich alle diese bringend verdächtigen Individuen einzuziehen, weil es an geeigneten Gefängnißlocalitäten fehlt. Dieß legt der Thatigkeit des kgl. Commissärs große Hindernisse in den Weg, er kennt 500 Personen, denen rechtskräftig die Theilnahme an Capitalverbrechen nachgewiesen werden kann, er weiß ihre Namen, ihre Wohnung, allein er ist außer Stand, die selnehmen zu lassen; er ist gezwungen, sie frei und unangefochten umhergehen zu lassen, weil ihm kein Platz zur Verfügung steht, sie unterzubringen.

Graf Rabay verlangt deßhalb: die Regierung möge die Zahl der Untersuchungsrichter vermehren und mehr Gefängnißlokalitäten beschaffen. Sehr charakteristisch ist, daß Graf Rabay zum Schlusse sragt: ob die Regierung wünsche, daß mit der Aburtheilung der Verbrecher ältern und jüngern Datums rücksichtslos bis zur äußersten Grenze der Möglichkeit fortgefahren werde, oder aber, ob man es damit genug sein lassen soll, die bereits festgenommenen Verbrecher zu bestrafen, und alle weiteren Untersuchungen niederzuschlagen?

Es ist nämlich zu fürchten, daß eine sortgesetzte Untersuchung eine unglaubliche Menge von einflußreichen Personen schwer compromittiren und sehr unangenehme Thatsachen ans Licht bringen müßte. Der Denkschrift selbst ist ein Ausweis beigelegt, nach welchem sich den erwähnten 554 Verbrechen 234 Raubthaten, über welche Verbrechen die nach ungarischen Gesetze mit dem Tode bedroht werden, 320 aber solche, auf welchen langjährige Kerkerstrafen stehen; dieselben wurden von 313 Individuen begangen, von welchen 435 in Szegedin und Peterwarein einzuliefern sind. In diese Kategorie gehören folgende Verbrechen: der Ueberfall verschiedener Eisenbahnzüge, mehrere Postberaubungen, der Schmuhsische Raubmord in Szegedin, der Postraub im Szegediner Bahnhofe, wobei 14,200 fl. geraubt wurden, dann noch viele Raubmorde, Brandstiftungen u. s. w.

Die übrigen 320 Verbrechen sind solche, für welche das Gesetz langjährige Kerkerstrafe bestimmt, in diese Kategorie gehören Einbruchdiebstähle, Untergrabung von Häusern, größere Viehdiebstähle, Hehlerei.

Die 425 in Haft befindlichen Individuen sind fast sämmtliche geständige Verbrecher, die man nur deßhalb noch nicht vorurtheilen kann, weil es zur Herstellung des objectiven Schuldbeweises unbedingt nöthig ist, daß auch die von ihnen angegebenen Helfer und Helfershelfer gleichfalls eingezogen werden. Man kennt bereits die Namen und Aufenthaltsorte dieser Leute, und doch kann man sie nicht festnehmen, weil man keine Gefängnisse hat, um sie — es sind ihrer bisher ca. 900 — unterzubringen. In Szegedin sind gegenwärtig 325 Verbrecher in Haft; 36 Lokalitäten untergebracht, selbstverständlich ist es unter solchen Umständen nicht möglich, die einzelnen Angeklagten zu isoliren; es ist nicht zu vergindern, daß die neuen Kommunlage mit denen, gegen die bereits Beweise vorliegen, geschlossen ist, in Berührung kommen; in Peterwardein sind 110 Gefangene provisorisch untergebracht, doch will der dortige Commandant sie nicht länger halten, sondern dringt darauf, daß sie aus der Festung entfernt werden.

Es wurden vorgeschlagen, in Szegedin, wo sich leicht 110 Gefängnisse herstellen ließen, die obnehin zu militairischen Zwecken unbrauchbare alte Festung dem Cammisär zur Verfügung zu stellen.

Wenn die Regierung wünscht, schließt Graf Rabay, daß die Untersuchungen bis zu dem äußersten fortgehabt, daß alle Fäden die sich in der Hand der Untersuchungsrichter befinden, rücksichtslos bis aus Ende verfolgt werden — und das ist nöthig, damit die mit den neuen Organisation ins Leben tretenden Gerichte nicht mit den alten verjährten Angelegenheiten zu kämpfen haben — so muß sie die vorstehend ausgesprochenen Wünsche, beziehungsweise Vorschläge, berücksichtigen. Geschieht dies nicht, so sieht sich Graf Rabay außer Stande, die vorhandenen Uebelstände radical zu beseitigen, die Sicherheit vollständig wiederherzustellen, mit einem Wort: der übernommenen Verpflichtung vollkommen gerecht zu werden.

Geschichte eines Rekruten von 1813.

Von Erckmann-Chatrian.

(Fortsetzung.)

Es war am 15. September 1812, als man uns freien großen Sieg an der Moskwa erfuhr. Jedermann jubelte und rief:

„Jetzt werden wir Frieden haben! Jetzt ist der Krieg zu Ende!“

Einige böse Gesellen meinten jedoch, es sei China noch zu erobern übrig; man trifft immer auf solche Schwätzer, die eine Freude daran haben, anderen Leuten ihren Trost zu nehmen.

Acht Tage nachher wußte man, daß die Soldaten in Moskau waren, der größten und reichsten Stadt Rußlands. Jeder suchte sich eine Barrierelung von der Beute zu machen, die wir in Besitz nehmen würden, und man drückte sich ein, dadurch wurden die Abgaben vermindert werden. Aber dabei verbreitete sich das Gerücht, die Russen hätten Feuer in ihrer Stadt angelegt, und man würde den Rückzug auf Polen antreten müssen, wenn man nicht vor Hunger umkommen wolle. Man sprach nur hiervon in den Werths- und Schenkhäusern, in den Getreidehallen und sanft überall; man konnte sich nicht begegnen, ohne sich zu fragen: „Nun, nun — — es geht jetzo schlecht — — der Rückzug hat begonnen!“

Die Leute waren bleich, und vor der Post warteten täglich Hunderte von Landleuten vom Morgen bis zum Abend, aber es kamen keine Briefe mehr an. Ich ging durch alle diese Leute hindurch, ohne viel auf sie zu achten; denn mir bewegte das Herz ein froher Gedanke, der mich Alles im schönsten Lichte erkennen ließ. Seit 5 Monaten schon ging

Digitized by Google

ich mit dem Gedanken um, Kathrinen ein prächtiges Geschenk zu ihrem Geburtstage zu machen, der auf den 18. Dz. fiel. Unter den Uhren, welche an dem Ladenfenster des Herrn Gulden hingen, befand sich eine ganz kleine, etwa recht Niedliches mit silbernem Gehäuse, worauf „Kleine Fee“ gestochen waren, die sie wie einen Stern blitzen machten. Um das Fensterblatt unter dem Glase war ein Kupferstreif und auf dem Fensterblatt sah man zwei Liebende gemalt, die sich in gewisser Weise eine Erklärung machten, denn der Bursche reichte dem Mädchen einen Blumenstrauß, während sie verschämt die Augen niederschlug, indem sie die Hand darnach ausstreckte. Als ich zum ersten Male diese Uhr sah, sagte ich mir: „Die kauft du nicht entweder scham, sie soll sie Katharinen.“ Und so kam es, alle Tage bis tief in die Nacht hinein arbeiten sollte, die mußt du haben.“ Meister Gulden ließ mich nach Neben Uhr sür mich selbst arbeiten. Wir hatten alle Uhren zu reinigen, wieder in Ordnung zu bringen und aufzuziehen. Dies machte viel Mühe und wenn ich ein solches Werk wieder zurecht gebracht hatte, bezahlte mich Vater Melchior recht gut dafür. Aber die kleine Uhr kostete 35 Franken. Man denke sich demnach, wie viel Stunden der Nacht ich daran setzen mußte, um sie zu verdienen. Hatte Herr Gulden gewußt, daß ich sie wünschte, er würde mir ein Geschenk damit gemacht haben; aber ich würde nicht zugegeben haben, mir auch nur einen Heller daran zu erlassen, ich hätte dies für schimpflich gehalten. Ich hatte mir, so wollte ich erworben haben, Niemand darf Anspruch daran haben. Nur hatte ich sie, aus Furcht, daß ein Anderer auf den Einfall kommen möchte, sie zu kaufen, bei Seite in eine Schachtel gelegt, indem ich zu Vater Melchior sagte, ich kennte einen Käufer für diese Uhr.

Jetzt muß Jeder begreifen, daß alle jene Kriegsgeschichten mir in ein Ohr herein, aus dem andern wieder hinausgingen. Ich stelle mir vor, daß Katrinens vor und zwei Monate hindurch stellte ich mir dies nur Augen; ich dachte mir ihre Mienen, wenn sie das Geschenk erhielt, und sagte mich: „Was wird sie sagen?“ Bald bildete ich mir ein, daß sie ausriefe: „Joseph, woran hast du mich nur? Das ist viel zu schön für mich!“ — Nein, nein, ich kann eine so schöne Uhr nicht annehmen!“ Dann nöthigte ich sie, dieselbe anzunehmen und ließ sie in ihre Schürzentasche gleiten, indem ich sagte: „Die, Katharine, wollte ich mir Schmerz verursachen!“ Ich sah wohl, daß sie sie wünschte und daß sie mir das nur sagte, um sich zu zu stellen, als ob sie sie zurückwies.

Während ich so arbeitete, nur an meine Freude denkend, kam der Winter heran — viel früher als gewöhnlich, zu Anfang des November. Er fing nicht mit Schnee an, sondern mit trockenem Frost und starkem Reif. In wenig Tagen stehen alle Blätter ab, die Erde wurde hart wie Stein und Alles bedeckte sich mit Eis, die Dächer, das Pflaster und die Fenster.

Man machte Feuer und das Holz knisterte im Ofen, es brannte unter zusammengeballt Gebäsch wie Stroh und der Schornstein zog gut. Ich sah, wie draußen die Leute schaudernd liefen, die Nase in dem Kragen ihres Rocks und die Hände in den Taschen.

Ist wenn das Feuer sehr knisterte, hielt Herr Gulden auf einmal in seiner Arbeit an, und einen Augenblick die weißen Fenster betrachtend, rief er: „Unsere armen Soldaten, unsere armen Soldaten!“ — Er sagte das mit so trauriger Stimme, daß ich mein Herz sich zusammenziehen fühlte und ich ihm antwortete:

„Aber, Herr Gulden, sie müssen jetzt in Polen sein, in guten Kasernen; denn zu denken, daß menschliche Wesen solche Kälte ertragen können, ist unmöglich.“

„Eine solche Kälte,“ sagte er, „und das in diesem Lande! Es ist kalt, sehr kalt, wegen der Luftströmung vom Gebirge her; und doch, was ist diese Kälte mit der den Nordens, in Rußland und Polen! Möchten sie bald da heraus sein! Eine wie schwere Verantwortung haben die auf sich, welche die Menschen führen!“

Dann schwieg er, und Stunden lang dachte ich an das, was er gesagt hatte; ich stellte mir unsere Soldaten auf dem Marsche vor — laufend, sich zu erwärmen.

Nach dem Frost fiel so hoher Schnee, daß die Eisposten davon auf der Seite der Bier-Winde aufgehalten wurden. Ich bewegte, nicht zu Katrinenen an ihrem Geburtstage gehen zu können; aber zwei Compagnien Infanterie gingen mit Hacken hinaus und hieben in den harten Schnee einen Weg, daß die Fuhrwerke durchkonnten, und dieser Weg blieb bis April 1813.

Während das Fest Katrinens Tag um Tag näher heran kam, steigerte sich mein Glück in beinahe Verhaltnisse. Ich hatte schon die 35 Frcs., aber ich wußte nicht, wie ich es anfangen sollte, Herrn Gulden zu sagen, daß ich die Uhr kaufen wollte; ich hätte lieber alle diese Dinge gehein gehalten; es war mir sehr unangenehm, davon zu sprechen.

Endlich am Abend vor dem Fest zwischen sechs und sieben Uhr, wie mir so still hinarbeiteten, die Lampe zwischen uns, da faßte ich plötzlich den Entschluß und sagte:

„Sie wissen Herr Gulden, daß ich Ihnen von einem Käufer der kleinen silbernen Uhr gesagt habe?“

„Ja, Joseph,“ erwiederte er, ohne sich stören zu lassen, „aber ist noch nicht gekommen.“

„Ich bin's, Herr Gulden, ich bin der genannte Käufer.“

Da wandte er sich ganz erschrocken um. Ich sog die 35 Franken hervor und legte sie auf den Arbeitstisch.

„Aber,“ sagte er, mich scharf ansehend, „das ist keine Uhr für dich, du mußt eine große Uhr haben, die die Tasche füllt, und welche die Sekunden anzeigt. Diese kleinen Uhren sind so für Frauenzimmer.“

Ich wußte Nichts zu antworten. Herr Gulden sah einige Augenblicke sinnend da, dann fing er an zu lachen und sagte:

„Ah, gut, sehr gut, jetzt begreif' ich, morgen ist Katrinens Geburtsfest! Deshalb hast du Tag und Nacht gearbeitet! Nun, nimm das Geld nur wieder zurück.“

Ich war ganz verwirrt. — „Herr Gulden,“ sagte ich, „ich habe Ihnen sehr, aber diese Uhr ist für Katrinenen, und ich bin gewesen, sie erworben zu haben. Sie würden mir Schmerz verursachen, wenn Sie das Geld zurückwiesen; ich würde eher die Uhr lassen.“

Er sagte Nichts mehr, sondern nahm die 35 Franken, legte sie in seine Schublade, suchte eine schöne Stahlfeder mit 2 kleinen vergoldeten silbernen Schüsseln aus und legte sie zu der Uhr. Darauf nerschloß er selbst das Ganze in einer Schachtel mit einem Rosabändchen und überreichte sie mir.

„Dies ist ein artiges Geschenk, Joseph,“ sagte er, „Katharine muß sich sehr glücklich schätzen, einen Liebhaber zu haben wie du bist. Es ist ein braves Mädchen.“

Er sing einige Schritte auf und ab und sprach dann stehen bleibend: „Jetzt können wir zu Nacht essen; bede den Tisch, ich will den Topf vom Feuer abheben.“

Wir thaten dies; dann hatte Herr Gulden aus dem Schrank eine Flasche Wein von Metz, den er für besondere Gelegenheiten aufbewahrte, und so aßen wir zu Nacht, wie 2 Kameraden, denen den ganzen Abend dieser nicht er nicht auf, wir von seiner Jugendzeit und seiner einstigen Gefechten zu erzählen, und daß er in der Massenvestberung 1772 wegen den Einfalls der Preußen fortgemußt habe und daß er bei seiner Rückkehr diese Person zu Heirathen verheirathet gefunden habe. Dies hinderte ihn jedoch nicht, sie zärtlich zu betrauern, treu zu bleiben; er sprach mit ernster Miene davon. Ich hörte es mit an, indem ich an Katrinens dachte. Schlag 10 Uhr, als die erste Mache vorbei war, welche die Posten ablöste, was bei der großen Kälte alle 20 Minuten geschehen mußte, legte er noch einige Stücke Holz in den Ofen und wir gingen dann zu Bette.

Den folgenden Morgen, als an Katrinens Geburtstag, erwachte ich gegen sechs Uhr Morgens. Es war schrecklich kalt; mein feines Fenster war mit einer dichten Eisrinde ganz überzogen. Ich war am Abend vorher so sorglich gewesen, auf der Lehne eines Stuhles meinen himmelblauen dreitheiligen Frack, meine Beinkleider, meine langseidenene Weste, ein weißes Hemd und meine schöne schwarzseidene Halsbinde zurecht zu legen. Alles war bereit, meine schöne weißen Strümpfe und meine blank gewichsten Schuhe befanden sich am Fuße des Bettes, ich hatte mich nur anzuziehen, und doch überlief mich ein unheimlicher Schauer, als ich die Kälte im Gesicht empfand, die Fenster anfah und die große Stille draußen wahrnahm. Wenn es nicht der Geburtstag Katrinens gewesen wäre, ich würde bis an den Mittag liegen geblieben sein; aber dieser Gedanke ließ mich auf der Stelle aus dem Bette springen und schnell an den großen Kachelofen laufen, wo fast immer noch einige glimmende Kohlen vom Abend zuvor in der Asche zurückblieben. Ich fand deren noch einige und belebte mich, sie zusammenzublasen und Späne und zwei große Holzscheite darauf zu legen, dann kroch ich eilig ins Bett zurück.

Herr Gulden, unter seinen großen Vorhängen das Deckett über die Nase und die Zipfelmütze über die Ohren gezogen, war soeben erwacht, er hörte mich und rief mir zu:

„Joseph, seit vierzig Jahren ist es nicht so kalt gewesen, — ich fühle es. Was werden wir für einen Winter haben!“

Ich antwortete ihm gar nicht; ich beobachtete von ferne, ob das Feuer zu brennen anfinge. Die Kohlen saßen gut, man hörte den Zug im Ofen und im nächsten Augenblick schlug die Flamme hell auf. Das Geräusch der Flamme erweckte in mir ein behagliches Gefühl; aber es war mehr als eine halbe Stunde nöthig, ehe man die Luft ein wenig erwärmt fühlte.

Endlich stand ich auf und kleidete mich an. Herr Gulden sprach immerfort, ich aber dachte nur an Katrinenen, wie sie sagen acht Uhr sertig war und sortgehen wollte, rief Herr Gulden, der mich beobachtet hatte, aus:

„Joseph, woran denkst du denn, Unglücklicher? In dieser leichten Kleidung willst du nach den Bier-Winden gehen? Du würdest auf halbem Wege schon ein Kind des Todes sein. Geh' in mein Zimmer, nimm den großen Mantel, die Fauskhandschuhe und die doppelsohligen Stiefel mit dem Flankfutter.“

Ich sand mich so schön, daß ich mich besann, ob ich seinem Rathe folgen sollte. Als er dies sah, sagte er:

„Höre einmal, Joseph, gestern hat man einen erfrornen Menschen in der Gegend von Wechern gefunden und Dr. Steinbrenner sagte mir, daß derselbe gestorben sei, ehe er Zeit hatte, ihm zu helfen, wenn man darauf schlägt. Es war ein Soldat, der zwischen 6 und 7 Uhr das Dorf verlassen hatte; um 8 Uhr fand man ihn schon in solchem Zustande, so schnell geht heute. Willst du die Nasen und Ohren erfrieren lassen, so geh' nur so, geh', wie du hier bist!“

Ich sah wohl, daß er Recht hatte. Ich befolgte bedächtig pünktlich seinen Rath. Nachdem ich Herrn Gulden gedankt hatte, entschloß er mich, nicht zu spät heimzukehren, weil die Kälte gegen Nacht zunehme.

Ich war noch nicht bis an die Kirche gekommen, als ich schon den Fuchspelztragen herausgegangen hatte, um meine Nase zu retten. Die Kälte war so arg, daß man sie wie Stecknadeln im Gesichte empfand und bis in die Fußsohlen wider Willen sich wendend erzitterte.

Unter dem deutschen Thore angekommen, bemerkte ich die Schildwache in ihren großen Mantel wie ein Heiligenbild im Hintergrunde des Schilderhauses stehen. Sie anklammernte mit ihrem Aermel das Gewehr, um sich an dem kalten Eisen die Finger nicht zu erfrieren. Kein menschliches Wesen zeigte sich sonst und Alles schien todt zu sein. Ich zog nun auch meinen Mantel auf der Brust enger, und verbarg meine Nase in dem Pelz, Hrn. Gulden für den guten Einfall herzlich dankend, der er gehabt hatte.

Trotz alledem machte mir der Gedanke an Katrine das Herz warm, und bald nahm ich die ersten Häuser von den „Bier-Winden“ wahr. Die Schornsteine übergaben rauch die Berge von Schnee, die man bis zu den Dächern hatte aufgeworfen hatte, um zu einander zu kommen. Aber an diesem Tage hielt sich jede Familie um ihren Kamin, und man sah an den kleinen runden Scheiben rothe Phantichen — wegen des großen Feuers, das in den Stuben brannte.

Vor der fünften Thüre rechts hielt ich an, um die großen Fauskhandschuhe auszuziehen, dann öffnete und schloß ich sehr schnell. Es war das Haus meiner Tante Gretel Bauer, Katrinenes Mutter. Als ich halb erfroren trat, streckte Tante Gretel vor dem Kamine sitzend, ihren grauen Kopf nach mir herum, ganz erstaunt über meinen großen Fuchspelzkragen; Katharine aber, sestlich und lieblich gekleidet, sah mich einen Augenblick an und rief dann mit sonsten Augen und etwas erhobener Stimme:

„Das ist Joseph!“

Und ohne sich weiter zu besinnen, lief sie auf mich zu, mich zu umarmen, und sagte freudig, indem sie mich innig umfing:

„Ich wußte wohl, daß die Kälte dich nicht abhalten würde, zu kommen.“

Und so zu glücklich, daß ich kein Wort hervorbringen konnte. Ich legte meinen Mantel ab und sühlte, daß ich vor Glückseligkeit ganz bleich war. Gern hätte ich irgend etwas Angenehmes erwiedert, da ich mich aber auf Nichts besinnen konnte, fuhr ich plötzlich heraus:

„Sieh hier, Katrine, hier bringe ich dir etwas zu deinem Geburtstag; aber bevor ich die Schachtel aufmache, mußt du mich nochmals umarmen.“

Sie ließ sich das nicht zweimal sagen, sondern schlang schnell ihre weichen Arme um meinen Hals und es sühlte Brust an Brust, Mund an Mund.

Google

Nachdem wir uns recht oft und herzlich geküßt hatten, gingen wir an den Tisch; auch Tante Gretel kam heran, um mitanzusehen, was es hier Schönes gäbe.

(Fortsetzung folgt.)

Das Klostergespenst zu Solovetsk.

(Schluß.)

Diese Gestalt wird zu anderer Zeit, wenn die Pilger aus dem Russenreiche während dreier Monaten auf die Insel kommen, nicht bemerkt. Tag und Nacht tönt der Andenschlag dieser Pilgrime an den Klosterwällen; der große Gesangene aber und die ihn begleitende Schildwache sind verschwunden. — Offenbar wünschen diese Mönche heimlich sein, ein Zeichen während der Pilgerwoche zu verheimlichen.

Im Volke lebt die Meinung fest, Constantin habe seine Ansprüche auf den Thron nicht aufgegeben; an Gesinnung sei er freisinniger gewesen, als sein jüngerer Bruder Nikolaus; seine Heirath mit einer Polin habe ihm den Haß des Hofes zugezogen. Die Senatsunruhen, welche die Thronbesteigung des Vorgängers von Alexander II. ermöglichten, seien gefährlich worden; der polnische Aufstand habe eigentlich gar nicht Constantin gegolten, der Angriff gegen den Sommerpalast habe nur als Finte dienen sollen; nach Minsk habe der Großfürst sich nicht freiwillig zurückziehen wollen; an der Cholera sei er nicht gestorben; Rußland sei durch Begräbnißfeierlichkeiten getäuscht worden; Constantin habe seit vielen Jahren in Solovetsk in einsamer Haft gelebt, sei im Jahre 1861 entflohen, plötzlich in Persien an der Spitze aufrührerischer Bauern erschienen, von General Dreniakin geschlagen worden, habe aber entkommen dürfen; nachträglich habe man ihn wieder aufgegriffen und sodann nach Solovetsk zurückgebracht.

Die Erforschung dieses Geheimnisses, so weit es unter den Umständen möglich war, hat Heymorth Dixon sich angelegen sein lassen. Eines Tages schweift er im Kloster zu Solovetsk, von den ihm gewöhnlich umgebenden geistlichen Führern allein gelassen, nach Muße umher und geräth in einen kleinen Hof, an welchem die ihn begleitenden Mönche stets vorbeigegangen waren. Tauben von schönen Tauben flattern hier um ihn her.

Wie er emporsieht zu den Söllern, von welchen sie herabgeflogen waren, bemerkt er, daß die Fenster stark vergittert sind, daß sie in Form eines Z von starkem Drahtgitz. Seine Aufmerksamkeit ist nun geweckt. Hinter diesen Gittern vermuthet er das Geheimniß von Solovetsk.

Auf seine Frage, ob dies das Klostergefängniß? wird ihm die Antwort: Dies sei das alte Mönchsgefängniß. Weitere Fragen bringen die Erwiderung: Die Kerkerzellen seien gegenwärtig leer; es lohne sich nicht der Mühe, hineinzublicken, auch sei es verboten.

„Verboten, leere Zellen zu sehen? Hatten sie nicht eine Bestimmung, mir das ganze Kloster zu weisen? Gibt es einen Platz in demselben, den Besucher nicht betreten dürfen?“

Die Mönche gehen beiseite, munkeln miteinander. „Man darf nicht hinein; wenigstens heute nicht!“ lautet der Bescheid.

Mit allerhand Listen erhält er endlich die Erlaubniß zum Eintritt, in Schlauenbegleitung tritt er in die Kerkerräume ein.

Man schreitet durch einen dunklen, langen, unterirdischen Gang. Hier sind 40 Gewölbe in doppelter Reihe, dunkel, feucht, aber leer. Denn auch es hinaus; man trifft auf eine Schildwache. — Eine Schildwache für leere Zellen! Hier muß ein Gefangener sein.

„Irgend Jemand da drinnen?“ fragte Dixon neugierig.

„Niemand!“ sagte der Mönch mit zweifelhafter Stimme, sich an den Offizier wendend.

„Nun wohl,“ erwiderte dieser, „hier ist ein Gefangener!“

„Gehen wir hinein!“ bemerkte Dixon. „Oeffnen Sie die Thür!“

Auf die Mönche blickend und kein Zeichen des Widerstandes an ihnen bemerkend, schließt der Soldat auf. Ein junger Mann, hochgewachsen, von kriegerischer Haltung, mit langem schwarzen Barte und neugierigen Augen, springt von einer Pritsche auf und greift hastig nach einer Decke, um seine sich ganz nackten Gliedmaßen einigermaßen zu bedecken.

„Wie heißen Sie,“ fragte der Besucher.

„Adrian Pulschin!“ erwiderte sanft der Gefangene.

„Wie lange sind Sie schon in Solovetsk gefangen?“

„Drei Jahre!“

„Für welches Vergehen?“

Auf diese Frage wird von dem wachthabenden Offizier keine Antwort erlaubt; die Soldaten drängen die Besucher auf Befehl hinaus. Es ergibt sich später, daß Pulschin ein religiöser Reformator ist, hier eingeschlossen auf Befehl der „heiligen regierenden Synode“, jener Mönchsbehmandsch, welcher ein kaiserlicher Offizier als Vorsitzenden dient. Eine Treppe weiter hinauf, wieder eine Schildwache! — Also mehr Gefangene in den „leeren Zellen!“

Hier kommt man auf das Klostergespenst, einen alten Mann; einen „Mann von Rang,“ wie die Mönche sagen.

„Wie heißt er?“

„Wir sprechen nie von ihm; es ist gegen die Ordensregel. Wir beten für ihn, wir er immer sei; er behauptet unseres Glaubens. Ein schlechter Anfang, und ein schlechter Eifer; er leugnet unsere heilige Kirche.“

„Darf er aus der Zelle hinaus?“

„Im Winter — ja; nicht im Sommer. — Im Winter, wenn die Pilger fort sind, darf er auf dem Klosterwall gehen, von einer Schildwache begleitet, um ihn an der Flucht zu hindern.“

„Hat er je zu fliehen versucht?“

„Nicht blos versucht! Er entkam aus dem Kloster, fuhr über's Wasser, ging ins Innere; man verfolgte seine Spur. Hätte sich Hilfe leisten können, so wäre er wohl bis zu dieser Stunde freigeblieben. Aber er vermochte sich nicht ruhig zu halten, wurde gefangen und zurückgebracht.“

„Wo nahm man ihn gefangen?“

„Niemand weiß es. Er kam bleich und abgehärmt wieder zurück. Seitdem bewacht man ihn schärfer.“

Es ist — schreibt Dixon — ein greifer, wohlaussehender Mann; im Aeußern Kosutty ähnlich. Er hat sich verwundet von seinem Sitz auf, wie wenn er das Erscheinen von Menschen nicht gewohnt wäre. Die Mönche stellen Dixon als einen Fremden vor, der Solovetsk besucht; dieser reicht die Hand und empfängt den Beweis mit der Grazie eines feingebildeten Mannes, der in seinem Hause einen Gast aufnimmt.

„Ihr Name ist?“

„Nikolaus Ilyn.“

„Sie sind lange hier?“

Er schüttelt sein Haupt, murmelt etwas vor sich hin, wie Einer, der sich eines Traumes entsinnen will. Dixon fragt abermals; diesmal in deutscher Sprache. Der Gefangene lächelt schmerzlich; eine dicke Thräne quillt ihm ins Auge. „Entschuldigen Sie mein Herz! seufzt er, ich habe fast alles vergessen, selbst Sprachen. Ich sprach früher geläufig französisch; jetzt ist mir Alles entfallen bis auf die Muttersprache.“

„Sie sind seit langen Jahren hier?“

„Ja, seit langen Jahren. Ich warte auf den Willen Gottes. Zu seiner Zeit wird mein Gebet erhöret werden und meine Befreiung kommen.“

„Sie müssen mit den Gefangenen nicht sprechen,“ sagte der Kenntzhende Offizier, Niemand darf mit ihm sprechen.“ Der Offizier sprach das nicht auf unhöfliche Weise.

Einige Augenblicke später finden wir die Besucher wieder in dem Taubenhofe, die Thüren sind wieder alle fest geschlossen und die Gefangenen sind allein.

Dixon's Bemühungen, für den gefangenen Greis Begnadigung zu erwerben, blieben gänzlich ohne Erfolg.

Vermischtes.

— [Eine amerikanische Dame über das wahre Rittertum des Weibes.] Eine amerikanische Dame, Emma Webb, hielt kürzlich in Brooklyn einen Vortrag über das „wahre Rittertum des Weibes.“ Das Rittertum ist nach ihrer Meinung in der Liebe, im Zauber der echten, edlen Weiblichkeit enthalten. Sie sagt u. A.:

„Ich kenne keinen widerlicheren, keinen abstoßenderen Anblick, als den eines Mannes, der sich zum Weibe zu machen sucht — wenn es nicht der eines Weibes ist, das sich zum Manne zu machen strebt. Solche geistige, sittliche und derusliche Verirrungen sind dies wider die Natur und wo sie nicht der Thorheit entsprungen, da müssen sie ihren Grund in Verderbniß haben. Die zarte, sanfte, überzeugende Gewalt der Anmuth macht das Herz tausendmal mehr fähig, den starken Sinn des Mannes zu beugen, als die lärmenden Argumente der starkgeistigen, aber vielmehr starkzungigen Weiber, welche sich stets in der Welt breit machen. Die Zunge eines zornigen Weibes ist in der Gesellschaft dem Manne gegenüber nachtlos, wie das Lächeln der Beschränktheit allmächtig ist. Das Weib übt eben so viel Despotismus über den Mann aus, wie der Mann über das Weib. Es gibt in der Welt keinen solchen Gewaltsaber wie das Weib es sein kann, wenn es will. Aber ihre Herrschaft muß sie mit Sanftmuth und Liebenswürdigkeit ausüben. Gestützt es den Frauen noch einer nach weiteren Ausdehnung ihrer schon fast unumschränkten Gewalt? Durch Theilnahme an öffentlichen Versammlungen können sie nicht dazu kommen, sondern nur die Macht verlieren, welche sie jetzt besitzen. Durch Stimmrecht wird das Weib nie eine solche Macht über den Mann ausüben können, wie sie es jetzt durch den Zauber der Weiblichkeit thut. Ein einziges, gebildetes und bescheidenes Weib wird im häuslichen Kreise, wenn sich ihr die Gelegenheit dazu bietet, mehr auf die Gesetzgebung des Landes einwirken können, als 10,000 Rittstimmende, welche ihrem Herzen im Versammlungen Luft machen.

[Ein junger Mann] befand sich in der Kirche überrascht von der Schönheit, dem bescheidenen und offenen Wesen eines neben ihm stehenden Mädchens, er reicht ihr das Buch und zeigt ihr Bibel, Psalm, sinnige Verse des zweiten Briefes Johannes zu lesen, die sie lautet: „Und nun bitte ich dich, Frau, nicht als ein neu Gebot, sondern das wir gehabt haben von Anfang, daß wir uns unter einander lieben.“ Das junge Mädchen erröthete. Sie blätterte danach im alten Testament, um gab sie Bibel zurück, lindem sie mit dem Finger auf den 16. Vers des ersten Capitels des Buches Ruth wies, wo es heißt: „Rede mir nichts davon, daß ich dich verlassen soll, und von dir umkehren. Wo du hingehst, da will ich auch hingehen; wo du bleibst, da bleibe ich auch. Dein Volk ist mein Volk, und dein Gott ist mein Gott.“ Acht Tage nach diesem biblischen Vertrage waren die jungen Leute verheirathet.

Erschienene Neuigkeiten

des Buch, Kunst- und Musikalienhandels.

Alle hier angezeigten Werke, Musikalien ꝛc. ꝛc. werden durch die Buchhandlung Th. Hohe in Kaiserslautern gegen Einsendung der Beträge in Postmarken oder baar Postanweisung franco versandt.

Bogier, B. Sammlung von Chorälen, kleinen, größeren Liedern, Motetten und Psalmen für vierstimmigen gemischten Chor. Schafhausen, Brodtmann'sche Buchhandlung. 45 kr.

Kunzera, L. Die Sammlung für gemischten Chor. — Schafhausen, Brodtmann'sche Buchh. 1870. 54.

Kümmerle, G. Sternbahn.“ Eine Sammlung geistlicher Lieder, Gedichte, Lieder und Choralien für gemischte Stimmen. 2. Thl. 1870. — Schafhausen, Brodtmann'sche Buchhandlung. 1 fl.

Lipperheide. Liederbuch für Schulen, religiöse Inhalts, Vaterlandslieder, Lieder vermischten Inhalts, Volkslieder, Stänchen, Gradlieder, Studentenlieder und Studentenlieder. — Leipz. Schäfer. 1870. Geb. cart. 1 fl. 12 kr.

Lorenz, Ed. Sammlung von Liedern religiösen Inhalts, Vaterlandslieder, Lieder vermischten Inhalts, Volkslieder, Stänchen, Gradlieder, Studentenlieder und Studentenlieder. — Leipz. Schäfer. 1870. Geb. cart. 1 fl. 12 kr.

Kümmerle, G. Sternbahn.“ Eine Sammlung geistlicher Lieder, Gedichte, Lieder und Choralien für gemischte Stimmen. 2. Thl. 1870. — Schafhausen, Brodtmann'sche Buchhandlung. 1 fl.

Lipperheide. Liederbuch für Schulen, religiöse Inhalts, Vaterlandslieder, Lieder vermischten Inhalts, Volkslieder, Stänchen, Gradlieder, Studentenlieder und Studentenlieder. — Leipz. Schäfer. 1870. Geb. cart. 1 fl. 12 kr.

Lorenz, Ed. Sammlung von Liedern religiösen Inhalts, Vaterlandslieder, Lieder vermischten Inhalts, Volkslieder, Stänchen, Gradlieder, Studentenlieder und Studentenlieder. — Leipz. Schäfer. 1870. Geb. cart. 1 fl. 12 kr.

Kompendium der schönen Künste. 1. Theil: Literatur und Declamation. — Düsseldorf, H. Budach. 27 kr.

Bischer, A. M. Der „Turn-Unterricht“ für die Volksschule. Anweisungen für den Turnen für ernst mit 28 lithographirten Figuren Tafeln worauf 77 Abbildungen von Turnübungen. 1870. — Bahr, M. Schauenburg. 1 fl. 24 kr.

Zwei Auswandererfamilien nach Amerika. Skizzen aus dem Leben von H. B. mit vielen Holzschnitten. 1870. — Schafhausen, H. Brodtmann'sche Buchhandlung. 45 kr.

Heisfeld, George und Ludovica. Spiele und Tanz. Ein deutsches Handbuch. 2. Aufl. 1870. — Berlin, Stilke und van Muyden. 18 kr.

Dodarass, P. K. Die feine Küche. Gründlich gründlicher Anleitung, selbst ohne Vorkenntniß mit über 300 erläuternden Abbildungen und 24 feinen farbendruckbildern. — Leipzig, M. Schäfer. 1. Lfg. 27 kr.

Projch-Kalbung in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten für das Königreich Bayern vom 29. April 1869 mit literalen Anmerkungen und Hinweisungen zu den Civil-Entwürfen, den Motiven und Verhandlungen der Gesetzgebungsausschüsse der Kammern unter Beachtung einer praktischen Anordnung. Schafhausen, Brodtmann'sche Buchhandlung 1870. 30 kr.

Steckling, H. Das deutsche Volk. Deutsche Geschichte in Wort und Bild. Ein Illustrirtes Handbuch für Leder aller Stände mit mehr als 300 Illustrationen. 1870. — Berlin, Otto Müller. 1. Lfg. Preis pr. Lfg. 18 kr.

Der soziale Friede. Sonntagsblatt für deutsche Arbeiter und Arbeiter. Organ zur Verbreitung sittlich-socialer Lehren und gesunder volkswirthschaftlicher Einrichtungen. Erscheint jeden Sonntag zum Preise von 27 kr. pro Quartal. — Neuwied, Heuser J. H.

Nar, Carl v., t. Ministerialrath. Handbuch der bayerischen Strafrechtsverwaltungsbehörden. Dritte gänzlich umgearbeitete Auflage. 1870. — Ansbach, C. Jungk'sche Buchhandlung. 54 kr.

Merrisches Maß und Gewicht. 2. Auflage. Ansbach, Carl Junge. 1870. 9 kr.

Für die Redaction verantwortlich Carl Luckeck. Druck und Verlag von Th. Hohe in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Pfälzer Demokrat

und

Sonntags-Blatt.

Organ der deutschen Volkspartei in der Pfalz.

Wöchentliche Gratis-Beilage zur „Pfälzischen Volkszeitung."

Für Nichtabonnenten der „Pfälz. Volkszeitung" vierteljährlich 18 kr.

Nro. 20. **Kaiserslautern, 15. Mai.** **1870.**

** Anti-Bamberger.

Unsere Zeitungen colportiren Zollparlamentsbriefe des bekannten Mitgliedes der weitverzweigten Bambergerfamilie. Sei es gestattet, dem ersten derselben, worin Süddeutschlands Demokratie verhöhnt wird, folgende Einwendungen entgegenzustellen.

Bamberger sagt einleitend selbst: „Die sonderbare Scheidung zwischen Nord- und Süddeutschland, die vor 2 Jahren noch wie ein böser Traum aussah, wird heute schon . . . . wie etwas zur Dauer Bestimmtes angesehen." Wem dieser Fluch zu danken, weiß Louis Bamberger wohl, aber deutet es höflich nur mit bieten Worten an: „Die leitende Politik Norddeutschlands hat für gut befunden, vorerst den Süden sich selbst zu überlassen." Und nun fällt er über den Süden „Trugbündigkeit, Kraftbescheuer und Planlosigkeit" wüthend her. Das alte Märchen, das der ehrliche Jakob Venedey schon widerlegt hat, vom Unverständnis der süddeutschen Demokratie mit dem Ultramontanismus, wird echt jesuitisch, aber plump in dem kurzen Satze wieder als Thatsache in die Seele des Lesers geschoben: „Ihre (der Sonderbündler des Südens) Stützpunkte sind: Oesterreich, Rom, die europäische Revolution."

Jenes wird nun als verloren gesetzt dort, teil die Centralisation verunglückt ist, sowohl die reactionäre, als die unitarisch-liberalistische. Ob ein wahrhaft liberaler Bundesstaat Oesterreich, bestehend aus — wenn auch 10 Mal mehr — Cantonen als die Schweiz hat, — unmöglich ein Bindung — nicht sofort realisirbar wäre, das unterstellt Louis nicht. Genug er sieht jetzt bereits drei Theile: „Magyaren, Deutsche, Polen", und hofft auf deren Auseinanderfall und Heimfall der Deutschen an — nun? — an den Norddeutschen Bund, lieber Louis? — das macht er sich nicht klar, an welche Leitung Deutschlands: Aber daß die Schweiz ein bes des Jahrtausend aus „Franzosen, Deutschen und Italienern" besteht und nicht an „Heimfall" denkt, übergeht Bamberger: so deutlich ihm auch die Absetzung seines Oesterreichers und jedes Süddeutschen gegen preußischen Absolutismus aus dem von ihm selbst citirten Briefe eines österreichischen Freundes entgegenstont.

Wir setzen nicht bösen Willen voraus, nur Denkschwäche, wenn Rom als des Südens „Stützpunkt" genannt wird. Vorläufig begreifen wir den logischen Zusammenhang nicht, wie ein zu schützender Punkt (das ist doch Rom heutzutage jedem Ultramontanen) als Stützpunkt angesehen werden kann. Aber mehr als Denkschwäche muß es sein, daß Bamberger die europäische Revolution und den Straßenkampf identificirt und überaus dumm genug die Ueberschrift der „Barrikaden des Bürgerthums" daraus bedeutet.

Wir fragen unsererseits den ꝛc. Bamberger: 1) wie kann er den Staat im romanischen Sinne so gewaltig über die germanische Bundesverfassung freier Gemeinden erheben? Aus welchem Gesichtspunkte betrachtet er dann die Aufgabe der Erdenmenschheit? Wird die Centur durch „Staaten" im centralistisch-horizisirten Sinn gefördert oder gehemmt? Kann Frankreich oder Spanien sich mit Deutschland, Italien und England an Werth für das Gemeinwohl der Menschheit vergleichen? und sind nicht jenes die Vorbilder Bismarcks und seiner Bamberger? Hat ein „Staat" bisher das angenehme Resultate nur geleistet mit dem, was „die vereinigten (freien Bundes-) Staaten" von Nordamerika in Sklaverei geleistet haben. Doch genug, wir bitten nur um Conseuenz! Wenn Treitschke, der Todtschlagverklärer, wenn Bamberger, Braun und wie all die Figuren aus Bismarck-Reinecke Freundschaft heißen, den absoluten Staat als Ideal hinstellen, dann mögen sie noch einen Schritt weiter gehen und, den Bienenstaat nachahmend, kommunistische Zukunftsreden als die höchste Idee der menschlichen Gesellschaftsbildung ansehen.

2) Satt er den Ausspruch: „In Preußen hat der Staat Alles und der Einzelne Nichts" aus seines österreichischen Freundes Briefe nicht für richtig? Und wenn Ja, wie es doch den Anschein hat, was nennt er dann den „Staat"? — etwa nicht Hof und Militär, in zweiter linie Bureaukratie und Hierarchie? aber was soll? Heißt ihm der „reche Staat" etwa die preußische Culturbeförderungs-Anstalt, Mühlerei „arme" Domäne? oder zeigt sich Preußens „Reichthum" in „Staatsanstalten" wie die Gesellschaft zur Fluß- und Canalschiffahrt, gegen die gerade der alte Handelsminister opponirt — (beiläufig! und gerade damit eben die Gesellschaft populär macht) — oder in „Staatsunternehmungen" wie der Nord-Ost-Seeschlangen-Canal? — oder worin sonst, außer im ewig überwältigten, teich dotirten und lustig verschwendenden Militärstaate?

3) Gilt dem ꝛc. Bamberger wirklich beides für einerlei: Communalsinn im republikanisch geeinten weitläufigen Bundesstaat freier Gemeinden — und Pfahlbürgerthum beschränkter Kirchthurmspolitiker um Fischerstinken und Kuschnapps!? Heißt es ihm „Auflösungsprozeß", wenn jeder Volksstamm, z. B. Oesterreichs, autonome Communalverfassung wünscht, ohne dem Ganzen abtrünnig zu werden? und schiebt er hier dem berechtigten Streben nach nationalem Zusammenhalt nicht auch und sonst den Begriff der nationalen Einheit unter? Wenn der Elsaß nicht Französisch als Unterrichtssprache wünscht, wenn Schleswig-Holstein nicht Dänisch lernen will, worin ist das dann besser und berechtigter, als wenn die preußischen Polen ihre Muttersprache tractatmäßig aufrecht zu erhalten suchen und Slavonien und Ungarn nicht ohne Weiteres Deutsch reden wollen?

Ein Auflösungsprozeß, Herr Bamberger, dieser Art ist in ganz Europa zu spuren und wir nennen ihn die europäische Revolution. Sie denkt nicht an Straßenkampf, sondern an Beherrschung der Mehrzahl. Wie nöthig die Belehrung der Masse sei, zeigen Ihnen folgende Beispiele aus unserer südteutschen Heimath:

„Der preußische Prinz Carl hat ägyptische Landereien gekauft und sucht Fellahrekruten!" Sofort strömen (wir citiren ein renommirtes preußisches Provinzialorgan) schaarenweis Leute zusammen, um hinzuzicken! verkaufen ihr geringes Besitzthum „mit Schaden" und — sind durch Schwindler in den April geschickt! Oldenburgische Bauern glauben, die Staatsunterstützung von 1868 sei ein freies Geschenk des Königs. — Katholische Knechte petitionirten um Consessions-Gymnasien in Westpreußen. — Alle Deutschen sind evangelisch; politisch und katholisch ist dasselbe — im Geist unserer Landsleute jenseit der Beichsel, wie meinen östlich derselben! — Der Kronprinz von Preußen ist in Wien gefangen gehalten (auf seiner Orientreise) und der König sein Vater hat ihn losbitten müssen. — 100,000 Russen am rechten Weichselufer standen bereit, 1866 den Preußen zu helfen. — Der preußische Staat kann ohne Hohenzollern nicht existiren und die Hohenzollern haben die göttliche Mission, Deutschland zu einigen, d. h. Deutschland auf göttlichen Befehl zu annectiren u. s. w.

Die Blumenlese trauriger Begriffsverwirrung, welche die herrschende Gewalt nach wahlbrechendem Plane meist selbst erzeugt, wäre ins Unendliche zu vermehren.

Ja, Herr Bamberger, ein „Staat", in welchem so tiefstehende Cultur absichtlich gehegt wird, kann uns nicht begeistern. Wir wünschen Abschaffung des Militarismus, Unterstützung der geistigen Interessen, Hebung der Industrie ohne Schädigung der Landwirthschaft, Besserung des Bürgerstands durch Gewinnbefreiung im vollen Umfang, wahre Verfassungsmäßigkeit im Staatsregiment, nicht Scheinconstitutionalismus und eine solche ist nur im Volksstaate, in einer Gemeinschaft denkbar, in welcher die aus dem Volke hervorgegangene Regierung die einzige Lebensaufgabe, **Förderung des Volkswohls**, hat!

Wer in Preußen gelebt, wer in die tiefen Schäden des Volkslebens, wer in die Misere des kleinen Beamtenthums geblickt, der ist unseren Bambergers, Treitschkes und Consorten gram aus wahrer Seele.

Noch steht der Norddeutsche Bund da. Wie unvollkommen seine Einrichtungen sind, steht aber auch vor Aller Augen, und wie wenig Theilnahme sein Reichstag findet, beweist die laue Absehr von aller Kenntnisnahme an seinen und des Zollparlaments Verhandlungen im großen Publikum.

Frage man herum, wo sich ein hoffnungsvolles, warmes Streben für Politik noch regt? Diese Verstimmung fühlt Jeder, Begeisterung außer Treitschkes Kreis Niemand.

Und wir Demokraten sind daran schuld? Wir haben die ganze Nation zu dieser Mißlaune, zu Uebelwilligkeit belehrt und verführt? — Welch hohe Idee von unserer Macht, die nichts als eine halbgelenkbare Presse, ein beschränktes Versammlungsrecht zur Handhabe hat!

Der „deutsche" Conflict ist von uns nicht proclamirt. Er ist da, bald äußerlich fühlbar; lassen wir nur die Neuwahl vor sich gehen und wir sehen eine innere Zerfahrenheit öffentlich erschienen. „Der Kampf des Neuen gegen das Alte", von dem unser Bamberger am Schlusse seines Zollparlamentsbriefes spricht, ist unser eigener Kampf. Aber wir sind consequent und wollen das Alte los sein in Wahrheit — auch das alte Militärpreußen. Das Neue sehen wir in der Neuen Welt uns hoffnungsvoll und segenverheißend wirken. Und erstehen wird nicht den Sieg — „selig in den Enkeln schauen wir Ein erstandenes Geschlecht!" — Nur Muth! Denn derselbe Dichter ruft: „Muth werden kann ja nur der König!"

Die Antwort Antonelli's auf die Depesche des Grafen Beust.

Es werden mir eingehende Mittheilungen über die Depesche gemacht, welche Cardinal Antonelli in Beantwortung der österreichischen Depesche vom 10.

Digitized by Google

Februar, am 30. April nach Wien gerichtet hat. Meine Bemühungen den Wortlaut des interessanten Actenstückes zu erhalten, waren vergeblich. Man versichert nämlich, daß der österreichische Reichskanzler selbst es auf einen formell ausgesprochenen Wunsch hin Abschrift desselben erhalten habe, und daß auch in den beim Cardinal aufgehobenen Papieren keine Copien circulirender Noten vorgefunden habe ich Grund anzunehmen, daß die nachstehende Analyse der Depesche in den wesentlichsten Punkten exact ist und dem Gedankengange derselben genau folgt, wenn ich auch nicht für einen ganz genauen Anschluß an die einzelnen Wendungen einstehen möchte.

Die Depesche des Cardinals skizzirt zunächst die Ausführungen des österreichischen Actenstückes." Der Reichskanzler habe an die Bereitwilligkeit der k. Regierung erinnert die Kirche in Regierung ihrer inneren Angelegenheiten in Frieden leben zu lassen, falls sie nur in ihren Erlassen nicht Fragen berühren würde, die nicht unbestreitbar zu ihrer Competenz gehörten; Gleichzeitig habe der Reichskanzler gewisse Befürchtungen über den Gang der Concilberathungen ausgesprochen, deren Ursprung er in den Tendenzen höherer römischer Kreise suchen zu müssen glaube.

Diese Vorkommnisse hätten nicht nur die k. Regierung beunruhigt, sondern auch die öffentliche Meinung aufgeregt; sollte es zu einer Auseinandersetzung jener Angelegenheiten kommen, so würde dieselbe unausführbare Klufft der Kundgebungen zwischen den Gesetzen der Kirche und jenen der modernen Gesellschaft sich auftun. Zu diesen Kundgebungen zählte man Graf Beust in erster Linie ein kirchliches Constitutionsproject und die den Concilberathungen unterbreiteten von der „A. Z." veröffentlichten 21 Canones, die allein schon zur Begründung der von der Constitutionsammlung ausgesprochenen Befürchtungen hinreichten, und die k. Regierung nöthigen könnten, die bisher streng eingehaltene Politik der Enthaltung aufzugeben, da sie in den Zeiten der Regierung Leopold II. ins Leben gerufen worden sei, und sie komme nur einer gebieterischen Pflicht nach, wenn sie den Staatsangehören, die ihnen von jedermann anzuhalmlos und unter allen Umständen gebührende Ehrerbietung dadurch sichere, daß sie, falls der Bestand der Kirche vorerwähnten Canones es erheische, die Veröffentlichung jenes der Majestät der Gesetze zu nahe tretenden Actes untersage, und ohne Ausnahme Jeden der das Gebot verletze, vor den Gerichten zur Rechenschaft ziehe.

Nach diesen einleitenden, den Standpunkt Oesterreichs charakterisirenden Bemerkungen glaubt nun der Staatssecretär seinerseits die Stellung der Curie markiren zu müssen, und zwar ungefähr in folgender Weise: er nehme mit Genugthuung Act von der Erklärung des Herrn Reichskanzlers der Kirche vollständige Freiheit in ihrer Wirksamkeitsphäre lassen zu wollen, könne sich nicht erklären wie die in der „A. A. Z." durch Verletzung des päpstlichen Geheimnisses erfolgten Publicationen der Regierung Anlaß zu so weitgehenden Befürchtungen geben konnten, daß sie sich zu dem Concil gegenüber früher einnehmenme Haltung aufgeben zu müssen glaube. Die in dem Entwurf der kirchlichen Constitution und in den bezüglichen Canones angeführten Argumente seien zu eben nur die Auseinandersetzung von Principien und Maximen wie sie der von Gott der Kirche gegebenen Offenbarung entsprächen; die Kirche könne als Bewahrerin dieser Offenbarung die aus ihr hervorgehende Doctrin nicht nur nicht im entferntesten ändern, sondern müsse im Gegentheil sie vorzugsweise heut lehren, wo dieß durch die Verbreitung von Irrthümern geboten erscheine.

Es müsse ferner erwogen werden, daß die erwähnten Maximen und Principien jetzt nicht zum erstenmal angekündigt würden; vielmehr seien sie zu wiederholtenmalen in den Acten früherer ökumenischer Concilien ausgesprochen, in verschiedenen päpstlichen Constitutionen in Erinnerung gebracht und außerlandsgelegt, und endlich von unzähligen kirchlichen Schriftstellern Ausdruck und in den katholischen Schulen gelehrt worden.

Die Kirche wisse recht gut bis zu welchen Grenzen ihre Macht reiche, oefenne oder auch nicht die Grenzen der weltlichen Machtsphäre; sie wache eifersüchtig über die eigenen Befugnisse, achte aber in gleicher Weise die weltlichen Gerechtsame. Dennoch sei schon der bloße Verdacht, daß die Kirche ihre Gebiet hinausgreifen wolle, ein Anlaß zu unangenehmer Ueberreizung, da hiedurch die Voraussetzung ausgesprochen werde, als gedenke sie sich über die Grenzen ihrer göttlichen Autorität auszudehnen.

Wenn aber die Kirche sich auch gewissenhaft innerhalb ihrer Grenzen halte, so könne sie doch in keiner Weise sich in der Ausübung ihres Amtes behindern lassen. Ihr seien die Grenzen von ihrem göttlichen Stifter klar vorgezeichnet in der ihr gewordenen Weisung; jener, der ihr Aemter dazu bestelle, die Menschen zur ewigen Glückseligkeit zu leiten, habe auch die Kirche das Recht und die Pflicht, die Völker zu belehren, die Gemüther zu erleuchten und die Unfehlbarkeitsgabe in allem zu lenken, was irgendwie Bezug habe auf moralische und ethische, zu gedachtem Ziele führende Vorschriften und Normen.

Solchem Recht und solcher Verpflichtung könne und werde die Kirche zu keiner Zeit, an keinem Ort und aus keinem wie immer gearteten Grund entsagen.

Hierin liege der Grund, aus welchem die Kirche jederzeit, ohne die Ordnung der Staaten damit zu beeinträchtigen, Glaubens- und Moralfragen vorgetragen habe; die Fürsten hätten darin keine Verletzung ihrer Souveränitätsrechte finden können, sondern seien vielmehr, in Kluger Würdigung des Einflusses der kirchlichen Action auf den Gang der bürgerlichen Gesellschaft, bekanntermaßen zu wiederholtenmalen als Vertheidiger der ausgesprochenen Doctrinen aufgetreten, und hätten durch Vertheidigung durch den Beistand kräftigt. Macht geschehen.

Ferner verdiene auch die Bemerkung hervorgehoben zu werden, daß die Kirche in der Handhabung dieses ihren obersten Lehramtes die freie Action der Regierungen nicht nur nicht gehemmt und paralysirt, sondern vielmehr erleichtert habe, indem sie den Gläubigen jederzeit die göttliche Norm zu Gewissthe führte; dem Cäsar zu geben was des Cäsars sei, und gleichzeitig auch Cäsar erinnerte die Bürger nicht zu deiren daß sie Gott geben was Gottes sei.

Die Geschichte lehre übrigens in unzähligen Beispielen, daß die Kirche immer die Unterwerfung unter die legitime Macht gelehrt und revolutionäre Doctrinen immer verworfen und verdammt habe. Die Vergangenheit biete die sicherste Garantie dafür, daß die ökumenische Concil in Entschließungen in dem von der kaiserlichen und königlichen Regierung gesicherten Sinne fassen werde.

Was die in der Depesche des Reichskanzlers erwähnte Aufregung der öffentlichen Meinung betreffe, so lasse sich auch diese durch jeden solcher Sätze die in dem gedachten Constitutionsentwurf enthaltenen Doctrinen dazu Anlaß geben könnten, da diese in ihrer Gesammtheit doch nur die Reproduction der bereits berührten, zu jeder Zeit gelehrenen katholischen Lehrsätzung seien; die Bischofe konnten hierfür als authentische Zeugen angerufen werden.

Man wolle jedoch hoffen, daß die katholische, durch einen solennen Act der Väter des Concils neu befestigte Doctrin von dem gläubigen Volk als ein Regenbogen des Friedens und als Morgenröthe der versöhnlichen Zukunft werde begrüßt werden; der Zwist jener Festigung sei zu eben nur, der modernen Gesellschaft die Grundsätze des Rechts und der Rechtlichkeit ins Gedächtnig zurückzurufen, und so der Welt jene Ruhe und jenen Frieden wiederzugeben, die nur durch der Einhaltung des göttlichen Gesetzes vermittelt werden können.

Noch müsse schließlich betont werden, daß man mit dem mehrerwähnten Constitutionsproject durchaus nicht die Absicht verbinde, in die vom heiligen Stuhle mit den Regierungen behufs der Regelung der Beziehungen zwischen Kirche und Staat bei Punkten gemischter Competenz abgeschlossenen Concordate Veränderungen oder Modificationen einzuführen, da die Entscheidungen des ökumenischen Concils über die in dem besagten Project enthaltenen Punkte in keiner Weise die besagten Conventionen alteriren sollen, falls nur die Regierungen in den sie angehenden Richtungen von den eingegangenen Verpflichtungen nicht abfallen würden.

In den Schlußworten gibt sich der Cardinal-Staatssecretar noch der Hoffnung hin, daß diese Actenauseinandersetzungen austreichen werden, die Beziehungen der k. u. k. Regierung in Bezug auf die Concilberathungen aufrechend zu befestigen.

Ein Urtheil über das Concil.

Die „Times" publicirt einen von einem beim Concil anwesenden französischen Bischofe an einen Priester seiner Diöcese gerichteten Brief, der zwar seine neuen Thatsachen bringt, aber einen Einblick in den Seelenzustand der oppositionellen Kirchenfürsten in Rom ermöglicht. Es heißt in dem Briefe:

„Ich habe noch nicht ein einzigesmal gesprochen, noch auch hörte nicht sprechen. Ich liebe nicht die sich bemerkbar machenden Menschen, nicht die ganz unnützen Dinge. Ich brauche seit vier Monaten, und ich glaube einiges Gute vollbracht zu haben im Vereine mit den 137 Unterzeichnern, die da mit Ehren und — Schlägen auf den Kopf fallen werden, wenn man fortfährt, uns so schlecht zu behandeln als bisher.

Ich halte gegenüber dem hochmüthigen Mittelalter alle Anstrengungen, alle diplomatischen Noten, alle Drohungen für unnütz. Nicht da liegt das Heilmittel; man setzt Alles auf Eine Karte, und man wird triumphiren — zur Abgrunde.

Wenn man mit Leuten zu thun hat, die vor nichts zurückschrecken, gibt es nur Hülfe bei der öffentlichen Meinung. Durch diese muß man constituiren lassen, was wahr ist: keine Autorität, weil sie die Freiheit zerstört. Der Mangel an Freiheit ist bewerkbar, wie alle Uebel, wer es beweisen durch Thatsachen, und ihn zu constatiren, ist die einzige rettende Planke in dem Schiffbruche, der jetzt über die Kirche hereinbricht.

Als wir eintraten, war Alles ohne uns abgemacht. Alle Maschen des Netzes waren gefnüpft, und die Jesuiten, die sich aufs hohe Pferd gesetzt hatten, zweifelten keinen Augenblick, daß wir eingefangen waren.

Wir fanden eine Geschäftsordnung vor, die uns auf Fesseln bestand. Um unsere Klagen gerecht zu werden, sollten wir an den Ketten gezerrt, und wir wurden auf dieselbe Folter gespannt, die Louis XVI. abgeschafft hat.

Um aufrichtig zu sein: die Folterkammer haben ihre Arbeit mit unglaublicher Grazie verrichtet. Wir fanden uns gegenüber eine entwickelte, vollständig disciplinirte Armee, mit Reglements und Befehlen, Divisionen, scharfe Briefe, Drohungen, Gesängnig oder Geld erhielt. Das System der officiellen Landitdaturen ist hier um hundert Kilometres übertroffen worden.

Eine Commission, eine sehr nützliche, vor welcher man seine Beschwerden anbringen konnte, ist officiell ernannt worden. Aber ihr Lob besteht darin, daß sie nicht functionirt, weil sie niemals Bescheid erhielt oder doch nur auf die Beschwerden von Mitgliedern der Majorität. Die andern Commissionen sind nicht besser daran, das heißt die active Majorität hat sie nach den festgestellten und lithographirten Listen ernannt.

Aber das Recht, zu sprechen, blieb uns doch — freilich unter welchen Bedingungen! Verboten ist es, ein Buch anzukündigen, zu besprechen, zu berichtigen. Wenn man sprechen wolle, muß man sich einschreiben lassen, und am andern Tage oder auch erst nach 2 Tagen, wenn aller Eifer erkaltet war, durfte man die Versammlung langweilen. Verboten ist es, von dem Schlußreim abzuweichen (natürlich macht die Majorität nur der Majorität eine Ausnahme), und so wie man das Thema der Redesreiheit, der Geschäftsordnung, der Commissionen, der Autität, der Decentralisation, der Entitallenirung berührte, brachen tumultuöse Scenen aus, welche den Präsidenten zwangen, die Sitzung aufzuheben. Bischofe von Calocsa, von Böhmen und Hallien, an Reden hinderten, während man es für gut fand, daß Moulins, Belley u. A. dieselben Fragen an den Daaren herbeigeführt.

Die arme kleine Minorität steht gegenüber den Injurien, den Verleumdungen, und wird von der Presse, dem Univers, dem Monde, der Union, den Osservatore und der Correspondance de Rome mißhandelt. Diese Journale sind dazu autorisirt und ermuthigt. Sie dürfen gegen uns den Clerus unserer Diöcesen und uns zuerst selbst aufwiegeln. Ein Bischof hat es gewagt, gegen seinen Collegen zu schreiben; er hat deßhalb seinen officiellen Tadel erhalten.

Aber das ist der hauptsächlichste Schlag gegen unsere Freiheit daß wir sie aus Respect vor unserm Chef nicht verletzungen können.

Die Frage (der Unfehlbarkeit) ist anhängig gemacht. Die Richter des göttlichen Rechtes sind versammelt, den Spruch zu fällen. Während dessen bedient sich vor den offenen Aissen der Chor seiner hohen und heiligen Autorität, um angesichts der ihm vorgestellten untergeordneten Geistlichen die Bischofe zu loben. Er hat die Trauerrede für Montalembert, er schreit an Dom Guéranger, an den Abbée de Cabrieres in Nimes, der sich gegen den Bischof von Orleans aufgelehnt hat, er schreibt nach den Diöcesen, deren Geistliche Adressen abgesendet haben, um ihren Mandataren die Hände zu binden, und er thut das Alles in Ausdrücken, welche die „Gazette" zu

Digitized by Google

der Erklärung veranlassen, nun dürfe Niemand mehr das Gegentheil behaupten. Und das nennt man Freiheit!

Man droht uns, über eine impotente Majorität hinwegzuschreiten und das im Widerspruche mit allen Traditionen; man droht, die Regel des heiligen St. Vincent von Lerins: „Quod ubique, quod semper, quod ab omnibus“ mit Füßen zu zertreten. Man predigt, die moralische Einstimmigkeit sei nicht nöthig, der Chef sei nun Herr über Alles, und daß wir Dienste, nicht aber Urtheilssprüche zu leisten hätten, und daß wir Gesetzlichkeiten erwerben sollen, wo es sich doch um den Glauben handelt. Und das soll Freiheit sein! Ein Cardinal sagte mir am Schlusse eines Gespräches: „Lieber, wir rennen in einen Abgrund!“

All das ist im Stande, die Schwachen zu erdrücken. Beten sie für uns, denn was ich sage, ist wahr, und ich glaube der Kirche damit einen Dienst zu erweisen. Nach den Leiden dieses Winters dürchte ich, der Hitze zu erliegen. Gott allein kann uns retten.“

Geschichte eines Rekruten von 1813.

Von Erckmann-Chatrian.

(Fortsetzung.)

Kathrine löste das Band und öffnete. Ich sah hinter ihr, mit mein Herz klopfte stärker und stärker; ich hatte in diesem Augenblick Furcht, daß die Uhr nicht schön genug sei. Aber fast zu gleicher Zeit flüsterte Kathrine mit gefalteten Händen ganz leise:

„O, mein Gott, ist das schön! — — Es ist eine Uhr!“

„Ja, sagte Tante Gretel, das ist wirklich schön, ich habe nie eine so schöne Uhr gesehen. Man sollte meinen, sie wäre von Silber.“

„Freilich, ist sie von Silber,“ erwiderte Kathrine, sich umdrehend und mich anblickend, um ihre Versicherung bestätigt zu sehen. Ich sagte:

„Glauben Sie denn wirklich, Tante Gretel, daß ich fähig wäre, eine versilberte, tambakene Uhr demjenigen zu schenken, die ich mehr liebe, als mein eigenes Leben? Wenn ich dessen fähig wäre, würde ich mich verachten wie den Schmutz an meinen Schuhen.“

Als Kathrine dies hörte, schlang sie ihre beiden Arme um meinen Hals, und ich dachte in diesen Umarmung:

„Das ist der schönste Tag meines Lebens!“

Ich konnte sie nicht lassen, bis Tante Gretel sagte:

„Was ist denn hier auf dem Zifferblatte geschrieben?“

Ich hatte gar nicht mehr die Kraft zu antworten, und erst als wir uns gesetzt hatten, nahm ich die Uhr und sagte:

„Dies Gewinde, Tante Gretel, stellt 2 Liebende dar, die sich unaussprechlich lieb haben: Joseph Bertha und Kathrine Bauer; Joseph überreicht seiner Geliebten einen Rosenstrauß, und sie streckt die Hand darnach aus.“

Als Tante Gretel die Uhr genau besehen hatte, sagte sie:

„Komm her, Joseph, ich muß dich auch umarmen! Ich sehe wohl ein, daß du viel hast arbeiten und sparen müssen für diese Uhr, und ich denke, daß es sehr schön ist, — daß du ein guter Arbeiter bist und uns Ehre machst.“

Ich umarmte sie in der Freude meines Herzens, und von diesem Augenblick die Mittag ließ ich die Hand Kathrinens nicht mehr los; wir waren glücklich, uns einander anzusehen.

Tante Gretel war indessen am Heerde beschäftigt, Pfannkuchen mit trockenen Pflaumen und kleine Brüsen zu backen; wir aber hatten wenig darauf Acht, und erst als die Tante ihren rothen Rock angezogen und ihre schwarze Haube aufgesetzt hatte und ganz zufrieden rief:

„Jetzt, Kinder, kommt zu Tische!“

Jetzt sahen wir erst das weiße Tischtuch, die große Suppenschüssel, den Weinkrug und die großen gelben Pfannkuchen auf einer weißen Schüssel mitten auf dem Tische. Der Anblick ergötzte uns, und Kathrine sagte:

„Setze dich da gegen das Fenster, Joseph; dahin ich dich gut sehe, aber zuerst mußt du mir mit der Uhr zurecht helfen, denn ich weiß nach nicht damit Bescheid.“

Ich hängte ihr die Kette um den Hals, und dann setzten wir uns und aßen mit gutem Appetit. Draußen hörte man nichts; das Feuer brannte hell auf dem Heerde. Es war sehr heimlich in der großen Küche, und die graue Katze betrachtete uns von ferne, im Hintergrunde auf einem Treppenabsatze lauernd, mit scheuem Blicke, ohne daß sie es wagte, herabzukommen.

Nach dem Essen holte die Tante, die keinen Augenblick müßig sitzen konnte, ihr Spinnrad hervor, und bald hörte man nichts als das Schnurren des Rades; denn wir, Kathrine und ich — wir waren ganz in unser Glück versunken und ließen es uns dann und wann in einem Liede laut werden. Gegen 3 Uhr bedeutete uns die Tante mit den kleinen Zimmtkuchen. Wir bissen lachend und scherzend wie Ueberglückliche zusammen hinein, daß die Tante zuweilen ausrief:

„Nun, sollte man nicht sagen, Ihr wäret wahre Kinder?“

Sie that, als ob sie zürne, aber man sah wohl an ihren blinzelnden Augen, daß sie im Grunde das Herzen lachte.

Dies dauerte bis 4 Uhr, da fing die Nacht an hereinzubrechen, das Dunkel drang durch die kleinen Fenster, und in dem Gedanken, daß wir uns bald trennen müßten, setzten wir uns traurig nahe an den Heerd, auf dem die rothe Flamme tanzte. Kathrine drückte mir die Hand, ich sah mit gefurchter Stirne und würde mein Leben hingegeben haben, wenn ich hätte bleiben können. Dies dauerte eine halbe Stunde, dann rief Tante Gretel:

„Höre, Joseph, — es ist Zeit daß du aufbrichst denn Herr Mondt geht nicht vor Mitternacht auf; es ist halb nachtnüber, und bei dieser großen Kälte kann leicht ein Unglück passieren.“

Diese Worte gaben mir einen Stoß, und ich fühlte, daß Kathrine die Hand zurückhielt; aber Tante Gretel sagte bestig:

„Ich will es gemacht,“ sagte sie, indem sie aufstand und den Mantel von der Wand nahm; „du wirst am Sonntag wiederkommen.“ — Ich mußte wohl die großen Schuhe, die Fausthandschuhe und den Mantel von Herrn Gluden wieder anziehen. Als ich den großen Beutel mit den Thren in die Höhe gezogen hatte, sagte sie zu mir:

„Umarmen wir uns, Joseph!“

Ich umarmte sie zuerst und dann Kathrinen, die kein Wort mehr sprach. Darauf öffnete ich die Thür und die plötzlich eindringende schreckliche Kälte zeigte mir, daß ich keine Zeit zu verlieren hatte. „Bereite dich!“ sagte die Tante.

„Gute Nacht, Joseph, gute Nacht!“ rief mir Kathrine zu; „wenn nicht, nächsten Sonntag zu kommen.“

Ich wandte mich um mit der Hand zu winken, dann begann ich zu laufen, ohne den Kopf zu erheben, denn die Kälte war so arg, daß wir die Augen hinter dem großen Fuchspelz thränten.

So machte ich etwa eine halbe Stunde gelaufen sein, als mir eine heiser Stimme, wie die eines Betrunkenen, von ferne zurief:

„Werda!“

Ich sah in die Nacht hinein und erkannte etwa 50 Schritte vor mir den Haufirer Pinacle, mit seinem großen Karbe auf dem Rücken, seiner Petzmütze und einem eisenbeschlagenen Stocke. Die Laterne, welche am Tragriemen der Butte hing, beschien sein bessornes Gesicht, sein Kinn voll struppig grauer Haare und seine große Nase von der Form eines Löschhütchens. Er rieß seine kleinen Augen auf wie ein Wolf, indem er wieder rief:

„Werda!“

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Ein Spiegelbild.

(Fortsetzung.)

Die rheinischen Republikaner wurden selbst im Feuer der Mißhandlungen und Verfolgungen, welche sie von den Freunden des vorübergehenden siegreichen alten Regiments zu erleiden hatten, nicht zu unbedingten Anhängern Frankreichs umgeschmidet. Sie gaben noch immer die Hoffnung nicht auf, eine selbstständige cisrheinische Republik zu gründen. Von den Freiheitsbäumen, den öffentlichen Gebäuden und Anlagen wehte die rheinische Tricolore — grünweiß-roth — die Beamten trugen cisrheinische Uniformen.

General Hoche, der nach seinen wunderbaren Erfolgen in der Vendée zum General der Rhein-Armee und zugleich zum Civil-Gouverneur des Landes ernannt worden war, begünstigte die deutschen Republikaner. Dieser edle Mann, das Ideal eines uneigennützigen, heroischen Freiheitskämpfers, das glänzende Gegenbild Napoleon's, begriff besser als irgend ein anderer Franzose den deutschen Geist. Er faßte seine Aufgabe als General der Republik in großem Stile, er wollte nicht erobern, sondern in Wahrheit befreien. Hätte er länger gelebt, so wäre die rheinische Republik wahrscheinlich fest begründet worden. Aber der Besieger der Vendée starb jung wie alle Gottgeliebten.

Ob Bonaparte seinen Tod veranlaßt, ist eine jener dunklen Fragen, welche die Geschichte nicht lösen kann. Der Charakter des nachmaligen Substantialisten und die Umstände sprechen für den Mord. Bonaparte wußte, daß ein einziger Mann in Frankreich seine Anschläge verhindern konnte, daß er auf seinem Wege zur Alleinherrschaft Hoche finden würde. Und Hoche war der Liebling des Volkes, der Abgott seiner Armee, der Stolz aller treuen Republikaner. Gründe genug, den Helden zu vergiften, dem Venedey die Grabschrift setzt: „Mit ihm ist von der Weihnigton Frankreichs gestorben.“

Nun kamen schlechte Zeiten für die Rheinlande, die Zeiten der „gute und obrigkeitgesinnten Deutschen“, der sympathischen Intendanten; die Einen raubluftiger als die Anderen. In den ersten Blüthetagen der Republik und unter den Terrorisen galt die Ehrlichkeit als republikanische Tugend; die ergumpten Sansculottenschaaren, die über die Grenzen strömten, bezahlten alle Lebensreise baar. Mit Robespierre's Sturz änderte sich das vollständig. Der Schrecken war fort, die Halunken athmeten auf und stahlen nach Herzenslust. Eine köstliche Anekdote, die unser Autor erzählt, mag diese Behauptung beweisen.

Michel Venedey war 1796 zum Civil-Inspektor der Magazine in Andernach ernannt worden. Bald nach seiner Ankunft lud ihn der französische Verwalter des Militär-Magazins zu Tische und bat ihn, er möchte mit Frankl und Jaurage aus dem Militärmagazin essen. Es sind dies die Visitatoren des Magazins bevor, und der Biedermann hatte seine Vorräthe für eigene Rechnung verkauft. Als Venedey ihm sein Ansuchen abschlug, brach er in die Worte aus: „Wenn das so fortgeht, dann kommen die Zeiten Robespierre's wieder, wo kein Mensch Magazinsverwalter oder Kriegscommissär sein wollte.“ Venedey Vater sagt hinzu: „Hätte ich die Macht gehabt, ich hätte das ganze Gesindel dieser Verwaltung erschießen lassen.“

Die Generale waren nicht viel besser. Augereau der Marschall Napoleon's, ließ sich zwar den französischen Artisten nennen, gab aber seinen Untergeneralen böses Beispiel. War er doch aus Bonaparte's Schule und hatte sich bei dem Directorium bei seiner Rückkehr aus Italien in einem Glanze vorgestellt, daß darum sein Name ihm sagte: „Reich ein sicher Handen!“ Fortwährend griffen die französischen Generale in die Rechte der Civilbehörden ein, bis im Frieden zum Campo Formio das linke Rheinufer von Kaiser Franz II. an Frankreich abgetreten ward. Nun war die letzte Schranke der sittenbändigen Republik gefommen; der neue Civil-Commissär, Jörger Rudler, forderte Ende 1797 von allen Beamten des Rheinlandes den Eid der Treue gegen die französische Republik und ließ überall die grün-weiß-rothe Fahne aufpflanzen.

Görres verfaßte die Proclamation für die Vereinigung mit Frankreich. Die Cisrhenanen, heißt es in Michel Venedey's Aufzeichnungen, erklärten sich gezwungen für die Vereinigung, denn es war nahe daran, daß man sie als Conspiratteurs gegen die Republik behandelt hätte.

(Schluß folgt.)

Von Kasan bis Warschau.

(Fortsetzung.)

Auch sa wie so schon zeigen sich die Straßen breiter als die ungarischen — recht für wilde Thierheerden geeignet, — eine Hirtenstadt ähnlich dem Segedin!

Darumeßliche Staubwolken wälzte der Wind aus der oertengen Steppe zur Stadt herauf, dichte Staubwolken trieben durch die Straßen und fegte sie wieder in die tiefsten Thalwerkstätte hinunter: ein Meer von Staub!

Das also ist Tartarenleben! Das die Steppen! Kaum im Hotel angelangt und im Begriff die Reise abzulegen um mich zu waschen, bricht sie mir morsch entzwei! — Hatte der Kalkkauch sie zerfressen? Wer sie durch das bittere Augenwischen unterwegs beeris zidirt? — Gleichviel, im Handgebrige gibts keine Brillen, was helfen mir also die 2 Paar Reiseregläser, wenn das so fortgeht?

Bau jetzt an kan der gutmüthigschlaue Bube allmorgens vor mein Hatel, um mich herumzuführen — und wir haben uns beide gut vertragen. Am liebsten trank er Champis und blieb mir bei jeder Bewirthschaft still, um mit freundlichem Blick zu fragen: Im jes aa da? Haben Durst? — Gewöhnlich hatte er Recht!

Die Stadt ist früher noch weit wilder gebaut

Digitized by Google

geweſen, als Moskou — aber um Glück erſt in der Mitte, nicht im Anfang dieſes Jahrhunderts total abgebrannt. Planmäßigkeit in der Straßenanlage. Das Ganze macht aber doch den Eindruck, wie Cumstead Heath bei Londoe oder das Königlicher Feld vor 15 Jahren: ein weites, halbangebautes Straßenſyſtem mit Inſelvorſtorn Hüttergruppen. Solche junge halbverwachſene Städte und Stadttheile, wie z. B. unſer neues Schweiz in der Nähe oder das jüngere Stück von Kiel in Holſtein, machen allemal einen eigenthümlich unruhigen, leerlenbergenden Eindruck.

Ganz anders die Tartarka oder tiefingenden Vorſtadt der 15,000 Tartaren. Das Ghetto von Prag, die Türkenunterſtadt von Belgrad. Unzählige Buden, dahinter die höheren Wohnhäuſer mit ſchiefherumhängenden Fenſtern Stockwerken ſo neigen ſich, beugen ſich — eine Heranzuit kauert dunkel herum und ſchnattert, „weiß nicht was ſie kochen und ſchaffen". Nur ein Hachtengeruch erfüllt dieſe Krawlendgenſten, dieſen unentwirrbaren Knäuel von Verterbuden und Menſchenelenden, daß man Athembeſchwerden fühlt.

Wir kehren zum Kneiz Mehmin (wie der Junge ſie nannte) oder zur rothen Moſchee. Aber ſie war nicht roth, ſondern weiß, von Innen und Außen. Er hatte nur mit dem ruſſ. Auermeiſtglauben gewiert: ſie ſei die par excellence ſchöne Moſchee. Im Ver That war ſie recht hübſch — der Fürſter freute ſich, daß ich mir beim Eintritt die Stiefel abſtaubte — er ſelbſt zog natürlich ſeine Pantoffeln aus. Das Innere war nicht nur höchſt ſauber, ſondern auch mit einer wahrhaft edlen Zierlichkeit durch arabeskengeſtickte und ſeidenmatte Motten und Teppiche ausgeſchmückt. Ich ſprach einige türkiſche Brocken zu dem freundlichen Manne, wie ſie mein gelehrter College Hr. Dr. S. mir früher mitgetheilt hatte, und bee gute Menſch eilte ſofort in die Nachbarſchaft und kam mit einem verſtändigen Türken wieder.

(Fortſetzung folgt.)

Vermiſchtes.

— [Bilder aus Californien.] Den prächtigen Schilderungen der von der Pacificbahn durchſchnittenen Länder, welche Alb. Bracknoget in der „Illinois Staatszig." gibt, entnehmen wir das Folgende:

„In welcher Jahreszeit der Reiſende auch von den Gipfeln der Sierra Nevada in die californiſche Tiefebene herniederſteige, ſtets wird er ſich in eine neue Welt verſetzt glauben, ſtets wird es ihm ſein, als habe er ein weites Meer durchſchifft und lande nun an einem fernen glücklichen Geſtade.

Es iſt ein ſehr ſchönes winterloſes Land, das ihn aufnimmt, ein Land, reich an den erhabenſten, wie den lieblichſten Naturſchönheiten, eine berauſchende Wildniß und ein Garten zugleich. Und wie Gerſte es auch anders ſein, bei dieſer Bodenformation, bei dieſen Gebirgsabdachungen und dem hefperiſchen Klima, welches ſie im Gefolge haben? Vor der Unbill nordiſcher, aus den Eisregionen des Pols ungebremmt hereinbrauſender Stürme durch jene gewaltige Alpenkette geſchützt, die Californien von Amerika trennt, in nordweſtlich geſchwungenem Bogen die pacifiſche Region wie eine Schutzmauer abſchließen, wird dieſelbe zu gleicher Zeit durch den prächtigen Wall eines Kulminationsgrates gegen die Kühlheit der Seewinde und Nebel geſchützt. Eine einzige lotgerechte Bergwand erſtreigt dieſes, nur an wenigen Stellen von Buchten durchbrochene Gebirge faſt unvermittelt dem Ocean, um alsbald wieder zu jener Tiefebene herabzuſinken, die in von 2—300 Meilen breit von meinen innern Abhängen bis zum Fuß der Sierra ausbreitet.

Erwägt man, daß ſich zu dem milden, in dieſen geſchützten, nur nach Süden offenen Landgebiete naturgemäß heimiſchen Klima der reichſte meiſt noch jungfräuliche Boden, ſowie in ſeinem nördlichen Theil gemiſgende Bewäſſerung geſellt, ſo wird man begreifen, daß hier die üppigſte Vegetation der gemäßigten Zone ihre Wiege hat, und daß der Anblick eines Reiſenden völlig gerechtfertigt iſt, der ſinnſt erſt Californien beſchreibend in die Worte ausbrach: „Hätten die Bibelſchreibenden dieſes Land gekannt, hurtiger und nicht nach dem langweiligen Muſterplanen hätten ſie das erſte Menſchenpaar verſetzt!"

Die günſtigſte Zeit, Californien zu beſuchen, iſt der Frühling. Wiewohl es kein Winter iſt, den er abſolvirt, und der ihm zur Folie dienen könnte, iſt er doch an ſich hinlänglich reich und ſchön, um dieſer Folie entrathen zu können.

Die Regen der Wintermonate haben alle treibende Kräfte des Erdreichs entfeſſelt, und wenige Tage vollen Sonnenſcheins genügen, um jedes Bächlein und Blüthenthum in's Ungemeſſene zu ſteigern. Die Saaten, im Herbſt oder Winter beſtellt, erreichen in wenigen Wochen die volle Höhe ihres Wuchſes, um, ehenſo ſchnell zu canaonitiſchen Ernten reifend, einem zweiten Anbau Raum zu geben. Der Garten lohnt die leichteſte Mühe ſeines Anbauers mit einer verſchwenderiſchen Fülle von Gemüſe und Früchten, die faſt das ganze Jahr hindurch nachreifen, während Flora, die Göttin der zarteſten Frühlingsgeſchlechter, an jeder Stelle ungemeſſene Pracht entfaltet.

Weniger hold zeigt ſich der Sommer. An den Küſten, namentlich an der Bai von San Francisco, wunderbar gemäßigt, tritt er im californiſchen Tieflande ſelbſt mit halbtropiſcher Gewalt auf. Regenlos wie er iſt, verdorren unter ſeinem heißen Hauch die Wieſen und Fluren; die nicht perennirende Vegetation erſtirbt und ſcheint bis hyroglyphen Baum und Strauchwerk wird ſahl, um erſt wieder bei Anbruch der Herbſtregen den Wechſel ihres Blättergewandes zu beginnen und neu geſtärkt dem Frühling entgegenzuharren.

Und dennoch hat auch dieſer heiße und ſtaubige Hochſommer ſeine Schönheiten. Ihm geben die Obſtgärten ihre Ernten und von der Produktionsgewalt des Landes kann man ſich zu keiner Zeit einen beſſeren Begriff machen, als gerade in dieſer. Eine Fahrt auf dem Sacramento — ſtattliche und auf eingeſchiffte Waaren verzichtende Dampfſchiffe — Verkehr auf der 180 Meilen weiten Strecke zwiſchen Sacramento und San Francisco — lehrt dies am deutlichſten.

Auf ihr kann der Reiſende längs der Ufer des Fluſſes das überraſchende Schauſpiel weitgedehnter Bewäſſerungsanlagen gewahren, deren Ertrage in großen und vorbeſchriebener Fülle den Boden decken. Dieſe Anlagen ſind den Pflanzern über den Kopf gewachſen. Die Ernte iſt da, aber es fehlt an der Arbeitskraft — dem koſtbarſten Artikel in Californien — um ſie einzuheimſen. Nicht minder überraſchend iſt der Anblick des an den Hafenſtellen der Dampfer in Süden aufgeſchichteten Holzes, welcher, der Verſchiffung harrend, oft ganze Ackerflächen neben den Stationsgebäuden bedeckt. Ein anderes Dampfgeſchirr bietet geringen an Volumen aber, der Tracht, ſteht man in Wagenladungen, die nicht ſelten ganze Züge bilden, der Kellerbutter zuführen.

Die Dampferfahrt von Sacramento nach San Francisco nimmt 8 Stunden in Anſpruch. Der während der erſten Zeit derſelben nicht breite Fluß erweitert ſich, wo er in die Bai ſtrömt, endlich in einer innern Bucht (die Bay von Suiſum), welche durch die ſchöne Straße von Carquinez mit der Bay von San Pablo zuſammenhängt, die ſich ihrerſeits wieder breit und offen nach der Bay von San Francisco öffnet, von welcher ſie der nördliche Ausläufer iſt.

Sie iſt ein kleines Meer für ſich, dieſe Bay von San Francisco. Hier hat jenes mächtige Küſtengebirge, von dem oben die Rede geweſen, dem Andringen des Oceans nicht Stand zu halten vermocht. Durch ſeine Reihen hat der Ocean ſich Bahn bei der Meerzigant einen Weg erzwungen, und hineinſchäumend in das mächtige, vielgliedrige Becken jenſeits dieſes Weges, bildete er einen Hafen, wie ihn Amerika auf dieſer Seite des Continents nicht wieder aufzuweiſen hat. Dieſer Hafen, der 60 bis 5 Meilen Lange kaum eine Meile breit) man könnte die ostbuchte, nach Norden und Süden tief in das Land hineinſchneidende Bucht von San Francisco ſie einen gewaltigen Bergler mit überreicher Küſtenentwicklung halten. Mehr oder minder tief abſchneidet Vier ſind es auf allen Seiten. Inſeln und Klippen ragen aus ihr auf; jener Fluthenpaß aber, das goldene Thor von Californien, wurde Jahrhunderte hindurch von vorüberlegenden Entdeckern unbeachtet gelaſſen, und erſt in der Mitte des vorigen Jahrhunderts geſchah es, daß ſpaniſche Seefahrer, als die erſten, zwiſchen Berg- und Felſenbanden in die beruhigten Waſſer hinter ihm einfuhren.

Und ſie iſt ſchön, dieſe Bay von San Francisco! Sie iſt keine üppige, in hundert Farben und Tönen ſodende Cypreſſe wie der Golf von Neapel. Auch keine moderne Schönheit iſt ſie, wie ihre Schweſter von Neu-York, welche unendliche Menſchenthätigkeit und unendliches Menſchenelenden zu jenem unvergleichlichen, nie genug bewunderten Ganzen von Städter, Villigiaturen- und Hafenbildern gemacht haben.

Sie iſt ein Kind der Wildniß, und wie ſie es iſt, wird ſie es, bis zu einem gewiſſen Grade, immer bleiben. Die Gewaltiges der Stadte dauende und Flotten zuſtehe Menſch auch an ihren Ufern voll bringe, wie wird er ihre natürliche Phyſiognomie umgeſtalten, geſtehenge dem anerkennen.

Stets wird hier, vom landſchaftlichen Standpunkt aus, die mächtige, auf Schritt und Tritt eine unbändige Ungeſchichte verrathende Felſen-Dünen- und Waſſerfernerie die Hauptſache ſein!

† Benutzung der Eierſchalen. Wie ſich die heutige Zeit als Ziel des regſten Strebens auf den verſchiedenen Gebieten der Wiſſenſchaft und der Gewerbe characteriſirt, ſo zeigt ſie ſich auch als Zeit eingehendſter Oekonomie durchdrungen der Benutzung der techniſchen Abfälle aller Art. Jeder Gewerbsmann iſt darauf bedacht, auch die ſcheinbar geringſtfügigſten Abfälle ſeiner Production zu verwerthen, ſei es als Rohmaterial für andere Gewerbe, ſei es in Form der Zurückführung in den eigenen Kreis der Production — die Landwirthſchaft. — Beiſpiele dafür laſſen ſich theils in der Hetkunde, theils in verſchiedenen techniſchen Gewerben Anwendung gefunden; ſie für die Landwirthſchaft noch dar zu machen, iſt ein Beſtreben der Gegenwart. Bekannt iſt es, daß alle Thiergattungen mehr oder weniger des Kalkes zu ihrem ihres Körpers bedürfen. Zwar enthalten die Nahrungsmittel dieſen Stoff in ſo großer Menge, daß ſie den Anbauer in Bezug auf Bildung der Schalen ic. vollſtändig ſättigen können. Ferner bedürfen, namentlich in der Form, wie ſie im Getreide enthält, die aufgenommenen Stoffe Wirkung, daß er ein junger, wie bei alten Thieren entäußerung wirkt. Man hat daher beobachtet, daß kerkömmte Eierſchalen, die man zu ſeinen Zwecken in den Haushaltungen zuſammenſuchte und die man ſonſt, in Haufen oder allenthalben oft unternwiſe laufen kann, nicht blos das Vertlegen der Hühner ſehr begünſtigen, ſondern auch das Wachsthum junger Schweine und Kälber ſehr begünſtigen und deren Gedeihen ſehr befördern.

Erſchienene Neuigkeiten

des Buch-, Kunſt- und Muſikalienhandels.

Alle hier angezeigten Werke, Muſikalien ꝛc. ꝛc. werden durch die Buchhandlung Hr. Hohe in Kaiſerslautern gegen Einſendung des Betrages in Poſtanweiſen oder durch Poſtanweiſung franco verſandt.

Barth, H. Das Straßengerichtsbuch für das Königreich Bayern mit den Abänderungen des Geſetzes vom 11. März 1868, darauf bezüglichen Erläuterungen und ſämmtlichen noch einſchlägigen Straßgeſetzbüchern. Nach dem 1. Januar 1870 erſchienenen vervollſtändigten Driſtzehnten. Ausgabe B. — Würzburg, Stahel'ſche Buchhandlung. 1. H. 24 Bl. Ausgabe A in 2 Abtheilungen à 20 Sgr.

Luy, J. v., Allgemeines deutſches Handelsgeſetzbuch. Separat-Abdruck aus der authentiſchen Ausgabe. Mit dem Handelsgeſetzbuch für das Königreich Bayern und Einführungsgeſetz zu demſelben. Nebſt einem Anhang: Die Zuſtändigkeit der Handelsgerichte betreffend. Ausgabe B. — Würzburg, Stahel'ſche Buchhandlung. 1. H. 24 Lr. Die Volks-Ausgabe A iſt ohne Prozeßordnung und koſtet 24 Sr.

Neumann, Dr. Handbuch der Technikers zu den wichtigſten Resultaten der Mathematik, Mechanik, Maſchinenlehre und Technologie. Für den praktiſchen Gebrauch des Maſchinenbauers, Ingenieurs, Fabrikanten und Gewerbetreibenden mit 7 Tafel-Abbildungen und einem Verzeichniſſe technischer Ausdrücke in deutſcher, franzöſiſcher und engliſcher Sprache. — Weimar, B. F. Voigt. geh. 3 R. 18 Sr.

Wiſchebüſt, J. Der kleine Gärtner. Poſſibeldlicher Unterricht in allen kleinen Handgärten als Blumen-, Gemüſe- und Obſtgarten in einfacher und gemiſchter Form und Regeln anzulegen und zu bewirthſchaften; mit 36 in den Text gedruckten Abbildungen. — Halle a. S., Anton. 8. 21 Sr.

Stöcker, C. A. Prof. Dr. Allgemeines deutſches Gemeindebuch. — Lahr, M. Schauenburg. br. 1 R. 21 Sr.

Foll, Alex v., Ein Jagdbuch. Bilder aus dem ruſſiſchen Norden. 1870. 8. Brunow. 2 Bände. Preis pro 2 Bände 5 R. 15 Sr.

Gerwald, W. Der Kabelgraf. Roman. 1870. — Leipzig, Grunow. 4 Bände. Preis 7 R.

Mentz-Dienſtbuch. Soldaten-Almanach für 1870. Illuſtrirter Kalender mit Beiträgen von F. Hackländer, Höfer und F. Gerſtäcker. Inhalt: außer einem Kalendarium und vielen Anzeigen, folgende größere Novellen: Jn Dolorshus. Tagebuchblätter eines Verſchollenen, von C. Hofer. — Hinter blauen Fenſtern. Von H. Mt. Hackländer. — Der Uebergang am Kalbſee. Erzählung aus den Kämpfen von Venezuela, von Fr. Gerſtäcker. — Wien, C. Bittmarsky. Preis 50 Sr.

Zander's Kalender für das Jahr 1870. Mit in den Text gedruckten Holzſchnitten; derſelbe enthält außer einem Kalendarium, Mondsphasen, Epakten, Wetterregeln und Bauernregeln, Jahrmärkten, Abdrucken, Genealogie der europäiſch-n Regentenhäuſer, Anekdoten, größeren Erzählungen ꝛc. ꝛc., — Berlin, C. Janke. Preis nur 12 Sr.

Kolb, G. F. Culturgeſchichte der Menſchheit, mit beſonderer Berückſichtigung von Religionsgeſtalten, Kultur, Mission, Freiheits-, und Wohlthätigkeits-Einrichtungen der Völker. Eine allgemeine Weltgeſchichte nach neu Beſichtspunkten der Zeitgeiſt. 13. (Schluß) Lfg. (Kunſtwerk complet in 13 Lfgen. — Leipzig, R. Zeitz. Preis pro Liefr. und 36 Sr.

Für die Redaction verantwortlich Carl Lauber. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiſerslautern.

Digitized by Google

Pfälzer Demokrat

und

Sonntags-Blatt.

Organ der deutschen Volkspartei in der Pfalz.

Wöchentliche Gratis-Beilage zur „Pfälzischen Volkszeitung."

Für Nichtabonnenten der „Pfälz. Volkszeitung" vierteljährlich 18 kr.

Nro. 21. Kaiserslautern, 22. Mai. 1870.

Was die bayerische Staatsvertretung von der Volkspartei hält.

(Aus dem Preßprozesse gegen die „Pfälzische Volkszeitung" u. den „Pfälzer Demokrat.")

Zweibrücken, den 12. Mai 1870. Heute fand vor dem Schwurgerichte dahier die Verhandlung gegen Philipp Rohr, 43 Jahre alt, Buchhändler und Buchdrucker in Kaiserslautern, statt, der beschuldigt war, durch Aufnahme und Veröffentlichung zweier Aufsätze in dem „Pfälzer Demokrat" und der „Pfälzischen Volkszeitung" die kgl. Armee durch Beschimpfung, herabwürdigenden Spott und Verneigung verächtlicher Handlungen und Gesinnungen beleidigt, uns gegen den Militärstand Verachtung und Haß zu erregen gesucht zu haben, beschuldigt also der mittelst eines Preßvergehens verübten Vergehen der Beleidigung der bewaffneten Macht (Art. 126) und staatsgefährlicher Aeußerungen (Art. 118 des Strafgesetzbuches).

Der Schwurgerichtshof war zur heutigen Sitzung folgendermaßen zusammengesetzt: Präsident Herr Appellationsgerichtsrath Föll, Beisitzer: die Herren Bezirksgerichtsräthe Döding, Bezirksrichter Uebel und Rößel und Bezirksgerichtsassessor Ostheider; die Vertretung der Anklage hatte der kl. Staatsprokurator Herr Munzinger, die Vertheidigung Herr Anwalt Gros übernommen. Als Geschworene fungirten, nachdem bedeutende von dem Recusationsrechte Gebrauch gemacht worden war, die Herren: 1. Leonhard Nikolaus, Müller von Horbach, Obmann; 2. Berger Adolph, Gutsbesitzer von Kirmasenz, 3. Dr. Aug. Ludwig, prakt. Arzt in Billigheim; 4. Schup Johann, Kaufmann von Speyer; 5. Decker Friedr. Karl, Bürgermeister von Gauersheim; 6. Hoffmann Joseph, Bürgermeister von Ludwigshafen; 7. Boblonder Johann Philipp II., Bürgermeister von Böhringen; 8. Lon Philipp, Gutsbesitzer von Mörsch; 9. Keller Johannes, Landwirth von Hanhofen; 10. Gimbel Heinrich, Gutsbesitzer von Dannenfels; 11. Waldenaire Peter, Metzger von Schifferstadt und 12. Sorg Konrad II., Gutsbesitzer von Böhlenheim.

Die am 27. Februar sts. Jrs. erschienene Nro. 9 des „Pfälzer Demokrat" enthielt bekanntlich als Leitartikel einen, dem Stuttgarter „Beobachter" entnommenen, mit dem Correspondenzzeichen D versehenen Aufsatz unter der Ueberschrift: „Aus den Erinnerungen eines gemeinen Soldaten", in welchem in echter Linie den veralteten Einrichtungen und Extravaganzen unseres jetzigen Militärsystems, in zweiter Linie den stehenden Heeren überhaupt mit den Waffen des Spottes und der Ironie tüchtig zu Leibe gegangen wurde. Dasselbe bezweckte ein Aufsatz in Nro. 52 der „Pfälz. Volkszeitung" vom 2. März 1870, unter der Ueberschrift: „Ich bin Soldat, doch bin ich es nicht gerne. △ Berlin den 28. Februar. Gegen beide Nummern wurde auf Requisition des kgl. Regierungspräsidiums der Pfalz von der kgl. Staatsbehörde dem Bezirksgerichte in Kaiserslautern strafrechtliche Verfolgung eingeleitet, von der Rathskammer dieses Gerichtes jedoch durch Beschluß vom 19. März die Einstellung des Verfahrens, außer gegen Rohr auch gegen Adolph Kröber, Rentner in Kaiserslautern, geschritten Verfahrens verordnet. Gegen diesen Beschluß wurde am selben Tage von der kgl. Staatsbehörde Opposition eingelegt, welche Opposition durch Urtheil der Anklagekammer des kgl. Appellationsgerichtes vom 4. April bezüglich des Beschuldigten Rohr für begründet erklärt, dagegen bezüglich des Beschuldigten Kröber als nicht gerechtfertigt abgewiesen wurde.

Der Beschuldigte, Rohr, gab in heutiger Sitzung im Allgemeinen seine Hauptbarkeit für die in den beiden Blättern aufgenommenen Artikel zu, bestritt dieselbe jedoch für die beiden incriminirten Artikel, da er zur Zeit der Aufnahme derselben krank gewesen sei und dieselben deßwegen vor dem Drucke gar nicht gesehen habe, zudem noch bei dem einen derselben die schärfste Stelle auf dem Correcturbogen als „zu streichen" bezeichnet habe, was aber durch ein Versehen des Setzers unterblieben sei. Verurtheilt könne er deßhalb blos seiner Krankheit wegen werden, ein Vergehen, das in seinem Gesetzbuche mit Strafe bedroht sei.

Diese Aufstellungen wurden unterstützt durch die Aussagen der drei vernommenen Entlastungszeugen, welche bestätigten, daß Rohr zur fraglichen Zeit krank gewesen sei, um die Aufnahme der incriminirten Artikel gar Nichts wußte, und daß die auf dem Correcturbogen von ihm durchgestrichene Stelle nur aus Versehen des Setzers aufgenommen worden sei.

Ein Zeuge erklärte geradezu, er sei es gewesen, der die Aufnahme des einen der incriminirten Artikel in den „Pfälzer Demokrat" veranlaßt habe, da er als ehemaliger Soldat denselben nur für eine berechtigte Kritik unserer veralteten Zopfzustände gehalten habe. Eigentlich solle daher er vor dem Schwurgerichte als Beschuldigter stehen und nicht Rohr, der, als krank, von der Aufnahme des fraglichen Artikels nichts gewußt habe.

Der Vertheidiger des Beschuldigten ist ein sehr guter; bestraft werde derselbe polizeilich allerdings schon viermal, darunter jedoch zweimal wegen Ausübung verbotener Lotterien (Art. 103 des Pol. St.-G.-B.), einmal wegen Ehrenkränkung, einmal wegen Amtsehrenbeleidigung, Beides derübt durch die Presse.

Die kgl. Staatsbehörde erinnerte zunächst die Geschworenen daran, daß wir in Bayern keine Parteijustiz wollen, daß die Geschworenen ihren Parteistandpunkt vor dem Saale draußen lassen müssen. Sie führt dann fort: Wir wollen Gerechtigkeit und Gesetz und Beides kennt keine Partei. Wir wollen aber auch keine Tendenzprozesse; wir verlangen von Ihnen keine Verurtheilung des Beschuldigten, weil derselbe Mitglied und seine Blätter Organe der Volkspartei sind, sondern weil durch die incriminirten Artikel das Gesetz verletzt ist. Sie dürfen aber auch nicht zu ängstlich sein; Sie dürfen nicht sagen: Man muß freisprechen oder verurtheilen, man macht es doch nicht recht. Sie machen es immer recht! Niemand muß es magen, Ihrem Verdikte entgegenzutreten. Sie brauchen sich nicht etwa vor der Presse zu fürchten; denn diese es wagen wollte, gegen Ihr Verdikt aufzutreten, haben wir, Gott Lob! noch Gesetze. Wir müssen ganz außer Acht lassen, daß wir es hier mit dem Vertreter einer Partei zu thun haben. Damit soll jedoch nicht gesagt werden, daß wir nicht fragen dürfen, aus welchem Geiste die heute zur Aburtheilung vorliegende Handlung hervorgegangen ist; wir dürfen uns wohl fragen, was ist die Absicht dabei gewesen, was ist die ratio der Handlung. Bekannt ist, daß sich die sogen. Volkspartei mit dem kühnen Plane und der süßen Hoffnung trägt, das stehende Heer zu beseitigen und an dessen Stelle das Milizsystem zu setzen."

Was von Beiden das Richtige ist, wollen wir nicht untersuchen; wir wollen auf die ratio sehen; ob nicht hinter diesem Streben ein anderer Zweck verborgen liegt. Wir will es fast scheinen, daß „man weiter will, als blos das stehende Heer beseitigen, daß man nach der Beseitigung des stehenden Heeres erst mit dem rechten Zwecke hervortritt; ich fürchte das! Die Volkspartei hat also zugegebener Maßen das Streben, das stehende Heer abzuschaffen.

Nun darf bei uns in Bayern Jeder seiner Ueberzeugung, soweit es das Gesetz zuläßt, Geltung zu verschaffen suchen. Er darf Zeitungsartikel schreiben, in Volksversammlungen auftreten, Petitionen an die Kammern richten, Alles das, nur Nichts, was das Gesetz verletzt. Verfassungsmäßig (nach Tit. 9 der Verf.-Urk.) haben wir in Bayern ein stehendes Heer; dasselbe bildet einen verfassungsmäßigen Bestandtheil unseres Staates und kann nur durch Verfassungsbestimmung wieder aufgehoben werden. Kann es also erlaubt sein, auf diese Weise den Stand anzugreifen, wie es hier geschehen ist? Ist das noch eine Debatte, eine Diskussion? Gewiß nicht. Sie werden nicht den Grundsatz sanctioniren wollen: Der Zweck heiligt das Mittel, wie etwa der heil. Augustin (siehe auch Lessings Nathan), der Liebe stahl, um den Armen Schuhe davon zu machen."

Die kgl. Staatsbehörde geht nun auf die beiden incriminirten Artikel selbst des Näheren über, indem sie an jedem derselben Satz für Satz den Nachweis zu liefern suchte, daß hier wirklich von dem Beschuldigten zu Tage gelegten Vergehen vorlägen. Es werde wohl auch von Seiten des Beschuldigten mit Ernst nicht bestritten werden können, daß die ihm zu Last gelegten Sätze in den beiden Artikeln zu finden seien; es lage in selbst, daß nur seine Krankheit an der Aufnahme derselben Schuld gewesen sei. Was den erbrachten Nachweis anbelange, daß 52 Nummern des „Beobachter", aus dem der eine der incriminirten Artikel herausgenommen ist, in Bayern gelesen würden und gegen den „Beobachter" von keinem bayer. Gerichte eingeschritten worden sei, so haben sich dadurch, nach Aufstellung der kgl. Staatsbehörde, die Geschworenen Nichts zu kümmern; man gestatte ausländischen Zeitungen einen ziemlich weiten Spielraum, weil es sich nicht austragen würde, beständig Prozesse gegen ausländische Blätter zu führen, deren etwaige Verurtheilungen doch erfolglos bleiben würden. Diese Nichtbeachtung der Geschworenen nicht mit ausländischen, sondern nur mit den in Kaiserslautern erscheinenden Zeitungen zu thun. Die den beiden Artikeln zu Grunde liegende Absicht sei, obschon dieselben importirte Waare, vielleicht von einem „schwarzen gekommenen Studio" seien, klar am Tage; es sei das Streben der Volkspartei, gegen das stehende Heer zu wirken, ein Streben, das in Bayern, Württemberg, Baden, überall, wo die Volkspartei Fuß gefaßt habe, das nämliche sei. Es dürfe deßhalb auch nicht bezweifelt werden, daß mit diesem Artikel etwas habe erreicht werden wollen, nämlich Spott und Hohn gegen das stehende Heer zu erregen.

Es frage sich jetzt nur noch, ob der Beschuldigte in seiner Eigenschaft als verantwortlicher Redakteur schuldig sei. Das Preßgesetz schreibe vor, daß jede

Google

periodische Schrift einen verantwortlichen Redakteur habe, der im Blatte selbst genannt sei und seinen Namen auf das Blatt setze, damit man Jemand habe, an den man sich halten könne. Dieser trete ein für den ganzen Inhalt des Blattes, jeder Artikel auch gezeichneten habe, auf sie wolle. Es komme ten nun, gibt die kgl. Staatsbehörde zu, allerdings Fälle eintreten, wo ein Artikel ohne Verschulden des Redakteurs in das Blatt gekommen sei, wie das zu wiederholten Malen bei Cassationshof anerkannt habe; es frage sich nur, ob ein solcher Fall hier vorliege. Rohr sei allerdings krank gewesen, ärztlich behandelt worden und habe das Bett hüten müssen. Ja es sei ihm verboten gewesen, sich mit geistiger Arbeit zu beschäftigen. Trotzdem aber habe der besuchende Arzt ihn jeden Mai mit Zeitungen und Büchern beschäftigt gefunden. Rohr habe nun wissen müssen, daß er, wenn er seinen Namen für die Publikationsorgane hergebe, auch für den Inhalt des Blattes haften müsse, und habe deshalb dafür sorgen müssen, daß ihm von dem Inhalte auf irgend eine Weise Kenntnig gegeben werde. Er habe das auch gethan, denn ehe das Blatt ausgegeben worden sei, habe er Kenntnig von den Artikel gehabt, wie er das nicht in Abrede stellen könne, und es sei anzunehmen, daß er die volle Tragweite seiner Handlung habe ermessen können. Der Stelle des incriminirten Artikels im „Pfälzer Demokrat“ sei mit dem „delectur“ auf dem Correkturbogen bezeichnet, also von Rohr deren Beglaubigung gewünscht worden, welche jedoch durch Versehen des Setzers unterblieben sei, was nicht selten vorkomme. Aber vor der Veröffentlichung mußte ihm das Blatt vorgelegt werden, damit er die Pflichtexemplare unterzeichne, wie das ja auch geschehen sei. Trotz seiner Krankheit sei er also in der Lage gewesen, sich überzeugen zu können, ob sein „delectur“ geschehen habe oder nicht. Wenn übrigens, sagt die K. Staatsbehörde bei, die Geschwornen bezüglich dieser Stelle Zweifel hätten, dann sollten sie dieselbe wegstreichen; es bleibe immerhin noch Belastendes genug. — Sowit sei nun auch der subjektive Thatbestand der bedenklichen Publikation nachgewiesen und es erübrige nur noch, daran zu erinnern, daß Rohr schon viermal wegen verbotenen Gebrauches der Presse verurtheilt worden sei; zwei Bestrafungen seien zum allerdings nicht hoch anzurechnen, bei den zwei letzten dagegen verhalte sich das anders, hier seien die Urtheile Zuchthaus bemerkbar; das eine Mal handle es sich um eine Ehrenkränkung, das andere Mal um eine Amtsehrenbeleidigung.

„Ich glaube, schließt die kgl. Staatsbehörde, meine Herren Geschworenen, Sie werden sicher das richtige treffen und dürfen mir gestatten, indem Sie den Beschuldigten der ihm zur Last gelegten Vergehen für schuldig erklären.“ —

Die Vertheidigung erklärt, daß auch sie keine Tendenzprosesse wolle und keinen sensationellen Wunsch habe als den, daß das Recht und die Gerechtigkeit behörde aufgestellte Satz, es werden keine Tendenzprosesse bei uns geführt, zur vollen Wahrheit werde. Doch wie verhalte sich dazu das Zugeständnig der kgl. Staatsbehörde, daß gegen auslandische Zeitungen schonender vorgegangen, ja selbst grauere Artikel in inländischen Zeitungen unbeanstandet passiren werden? Die Vertheidigung macht sodann die Geschwornen darauf aufmerksam, daß ihr Standpunkt bei der heutigen Verhandlung ihnen von Gesetzeswegen selbst vorgezeichnet sei. Es handle sich im vorliegenden Falle um vorgeblich einen Angriff gegen einen einzelnen Stand, eine einzelne Classe der Bevölkerung, nämlich um Angriffe gegen das bayerische Militär, gegen die kgl. bayerische Armee. Die Nothwendigkeit, ja die Zweckmäßigkeit eines solch besonderen Schutzes, wie er durch den §. 185 des Strafgesetzbuches einzelnen Ständen und Classen der Bevölkerung, so auch der Armee, gewährt werde, lasse sich für den wahren Rechtsstaat, und als solcher wolle ja auch Bayern gelten, jetzt bezweifeln. Die Vertheidigung erklärt, seinen Anklang zu mögen, solchen Schutz für Überflüssig zu erklären und in unserer Strafgesetzgebung in dieser Richtung eine legislative Fehlgeburt zu erblicken. Dieser Ansicht seien im Jahre 1861 zur Zeit der Entstehung unseres Strafgesetzbuches auch ein großer Theil der Mitglieder des Gesetzgebungsausschusses, namentlich der Abgeordneten-Kammer gewesen, welche die Ansicht ausgesprochen hätten, der gesetzliche Schutz für die einzelnen Personen sei vollständig genügend; man brauche weitergehende Bestimmungen und Privilegien für einzelne Classen des Volkes nicht. Nach langeren Debatten habe man schließlich in generalschaftlicher Berathung sich über die Annahme der fraglichen Bestimmung erst dann geeinigt, nachdem von beiden Kammern (Reichsrath Fürst Hohenlohe und Abgeordneter Dr. Völk) die Zuversicht und Erwartung ausgesprochen worden war, daß die Herren Geschwornen den Schriftstellern und Redakteuren nicht „wehe thun“, sondern nur in den allergrassten Fällen verurtheilen würden. Es erwarte also der Gesetzgeber selbst von den Geschwornen in solchen Fällen eine nachsichtige vermittige Beurtheilung der Sachlage, daß die Presse und die Schriftsteller glimpflich behandelt, denselben nicht wehe gethan und kein Leid zugefügt werde. Dieselbe Hoffnung hat heute auch die Vertheidigung, dieß um so mehr, als die Anschuldigung schon aus allgemeinen Gründen eben Vorliegen kann. Es handle sich nämlich gegen heute mehr mehr um sich greifende und immer größere Dimensionen annehmende Militärwirthschaft und die damit verbundenen schweren Schädigungen des Volkswohlstandes. Und in der That, wahrhaft erschütternd sind die Verheerungen, welche auf uns Europa für das Soldatenthum ausgegeben, vielfach verschwendet d. i. auf allemende Unisormen, auf Paradezeug und dann wieder auf deren Abänderung verwendet werden. Die Gesammtzahlen für die Rekrutirungen in Europa für das Jahr 1870 sind 1 Mill. Thlr. oder 3000 Mill. Gulden und ebenso hoch berläuft sich in Geld angeschlagen, die Arbeitskraft, die dem Ackerbau und der Industrie durch die stehenden Heere entzogen wird. Faßt in allen Staaten wird das Budget großentheils von den Militärausgaben verschlungen. Und das sind nur die Vorzüge! Die Kladderadatsch mit den Worten bezeichnet:

Wozu sind die Armeen da?
Um die Steuern zu erhalten;
Wozu sind die Steuern da?
Um die Armeen zu erhalten.

Millionen von Menschen konnten von den Militärausgaben ohne Sorgen leben! Sollte unter diesen Umständen nicht die Frage berechtigt sein: Wie soll das enden? Wo sollen wir auf die Dauer Geld hernehmen, ohne bankerott zu werden? Diese tiefe Schmerze und Blutthranen des Bürgers und Landmannes herausgepreßt, die letzte Pfluggschar in ein Bayonett umgewandelt werden?

Diese Fragen beschäftigten nicht blos die größten Geister der Nation, sondern überhaupt jeden denkenden Menschen! Und die Presse, die Vertreterin alles Guten, die Bekämpferin alles Schlechten sollte diese Frage nicht behandeln dürfen? Sollte nicht Mittel und Wege zeigen und auf deren Betretung hinarbeiten dürfen, welche dieses Uebel langsam aber sicher beseitigen konnte? Ist doch unstreitig der Militarismus eine Errungenschaft der Presse, welche das Wohl und Wehe des Vaterlandes berühren, Wahrheit und Klarheit zu verschaffen und zu verbreiten, und hat sie doch die Aufgabe, ein gerechtes, unerbittlich gerechtes Urtheil über jene Erscheinungen in der Welt hervorzurufen! Diesen Recht der Presse nehmen wollen, hieße das Staatswohl schwer schädigen, hieße jede freie Meinungsäußerung unterdrücken, die Verfassung verletzen! Und wenn nun ein Mittel sich zeigt, gegenüber dem Heeres, den jenen Uebel zu sein, welches in hat die Tagespresse sowohl das Recht wie die Pflicht, dasselbe zu empfehlen fort und fort, bis es schließlich zur Anwendung und Wirkung gelangt. Ein solches Mittel scheint der Volksparteit die Organisation des Volks- oder Militheeres zu sein, ein System, das auf der Heimat beruht, das in allen, in der Landwehr, und das jedenfalls auf besserer und sittlicherer Grundlage beruht, als das stehende Heer. Dank, wiederholten Dank sollte man denjenigen Presse zollen, welche für das Volkswohl ein so warmes Herz hat, das in Baden auch nach dem Jahre 1866 an die Steuerkraft des Landes und an des Volkes Gelddurst denkt, und nicht blind, wie Andere, in die Sieges- und Militärpofaune stößt!

Wenn jetzt fragen Sie sich im Einzelnen: Was ist denn so Strafwürdiges geschehen, daß man im vorgeblichen Schwere beleidigten Gefolges so laut anschreit? Und wieder lautet die Antwort, wie Sie gestern (in dem Preßprozesse gegen Redakteur Ziegler von Neustadt) gelautet hat: Nichts und wieder Nichts! Sie werden in den incriminirten Artikeln, um es mit einem Worte zu sagen, die Auswüchse des Soldatenthums, deren es sehr viele gibt, die schwachen Seiten der militärischen Dressur und Abrichtung, das Paradewesen, das Drillen der Soldaten gegeißelt, ironisch und sarkastisch behandelt! Und da gibt es so vieles zu geißeln, wie dieß selbst Militärs einsehen; der schlechte Verstand steht einmal die Nothwendigkeit von zahlreichen Gebräuchen und Uebungen nicht ein. Vieles hat sich in der letzten Zeit schon gebessert; so gelchah früher das Drehen in 24 Tempo's, dann in 8, dann in 3, dann in 2 Tempo's, und seit dem Jahre 1866 drehen sich unsere Soldaten, wie jedes andere Menschenkind in Einem Tempo. Die schwachen Seiten, ja oft unkomischen Dinge des Militärwesens wurden seit Jahren unzählig mal beprochen und es geschieht das sortwährend, stets ironisch und sarkastisch. Jeder Zeitungsleser weiß das, so daß es weiterer Beweis in dieser Richtung gewiß nicht nöthig ist. So kommt es, daß das Gedicht: „Ich bin der Soldat, doch bin ich es nicht gern“ — „Soldat der Freiheit will ich gerne sein“ und andere Anklänge nicht selten sind, so häufig mehr finden. Es verspricht dieß Lied ein wirkliches Volkslied zu werden, was auch die allgemein bekannte Volksmelodie: „Denke du daran, mein tapferer Lagienka“ ꝛc. bewiesen erleichtert wird. So kommt es kommen, daß Sie, meine Herren Geschwornen, wenn Sie heute über dieses Lied den Stab brechen sollten, dasselbe im Herbste als einen der bekannten drei neuen Lieder auf den Kirchweihen wieder zu Gesicht bekommen würden! Man läßt das Lied gewähren, man läßt es in allen Ländern ruhig singen; auch die ernste Kritik habe! anmitten; so in Baden, in Württemberg, Sachsen und auch im jenseitigen Bayern. Von Zeitungen haben dieses Gedicht gebracht: Die „Mannheimer Abendzeitung“, das „Mannheimer Tagblatt“, die in Sachsen erscheinende „Volkszeitung“, das „Zwickauer Tageblatt“, die „Leipziger Tageblatt“, das „Würzburger Journal“, und mehrere Münchener Blätter. Der Verfasser ist ein guter, mit Poesie begabtes Berliner Kind, und seine Dichtung ist, wie bereits erwähnt, in recht gerigner, Eigenthum des Volkes zu werden.

Was nun den incriminirten Artikel im Demokraten Nr. 93 sroot von Angriffen auf die bewaffnete Macht, von herabwürdigendem Spotte ꝛc. vor Allem muß ausgeschieden werden der Passus: „Ist es nöthig, daß ein Herr gemeiner Mißgänger“ ꝛc. Dieser Passus ist, wie bereits erwähnt, ohne Wissen durch ein Versehen des Setzers aufgenommen worden und daraus darf dem Beschuldigten kein Vorwurf gemacht werden. Sodann ist hervorzuheben, daß Rohr nicht der Verfasser des in Frage stehenden Artikels; der Artikel ist vielmehr dem „Stuttgarter Beobachter“ vom 13. Februar entnommen, in Stuttgart also 14 Tage vor seiner Aufnahme in den Demokrat erschienen, ohne daß er in Württemberg und auch selbst in Bayern, wo der Stuttgarter Beobachter nach vorliegender Bescheinigung am 23 Orten in 58 Exemplaren gelesen wird, beanstandet worden wäre. Und zwar erschien der Artikel im „Beobachter“ in seinem ganzen Umfang, mit dem Passus, dessen Weglassung der Beschuldigte angeordnet hat. Also in Württemberg, in Baden, wo der „Beobachter“ auch sehr verbreitet ist, im jenseitigen Bayern, hält man selbst selbst den fraglichen Passus für straflos, so daß wegen desselben nicht einmal Verfolgung eingeleitet wird. Gilt denn bei uns ein anderes Gesetz? Soll bei uns in der Pfalz mit anderem Maße gemessen werden? Gemiß nicht! Der Artikel enthält, wie Sie selbst unzweifelhaft Ansichtreinigen, wie sie sehr häufig vorkommen; eine Geißelung von Heldenthaten der Soldte und Pupki und wie sie alle heißen die Junker, welche den gemeinen Mann als Canaille ansehen. Zudem ist der Artikel ganz unverfänglich und die Volkszeitung Nro. 52 ganz klar aussprecht, nicht gegen das bayer. Soldaten-Junkerthum gerichtet, denn ein solches gibt es ja gar nicht, sondern gegen die preußische Soldateska, gegen das preußische Junkerthum mit seinen Soldte und Pupki's, gegen den preußischen Militarismus und gegen das stehende Heer. Wen Bayern ist im ganzen Artikel auch nicht mit einer Silbe die Rede! Und da wäre es doch sächerlich, wenn wir in Bayern für diesen preußischen Militarismus eine Lanze brechen wollten! Das will auch unser Gesetz nicht! unser Gesetz ist nur zum Schutze bayerischer Institute und Personen erlassen. Angesichts dessen ist es rein unbegreiflich, wie dieser Artikel angegriffen und verfolgt werden konnte.

Vollends unerklärlich wird dies aber, wenn man die persönliche Lage des Beschuldigten und seine Mitwirkung an den incriminirten Artikeln ins Auge faßt. Erwiesen ist, daß Rohr zur kritischen Zeit erkrankt war und entweder gar nicht oder nur höchst wenig sich mit den Redaktionsgeschäften befassen konnte. Thatsächlich wurde damals das Geschäft durch Andere geführt, durch Reiber, Dr. Werner und Rohr jüngst. Kann da Rohr eine Verantwortung für die Aufnahme der incriminirten Artikel treffen? Die Lehre der unbedingten Verantwortlichkeit des Redakteurs ist eine verkehrte, zu den größten Absurditäten führende, da noch ihr der Redakteur, wenn er verreist und auf der Reise gefangen ist, immer strafbar bleibt, wenn nur das Blatt seine Namensunterschrift trägt!!

Soweit Rohr noch thätig sein konnte, war er bestrebt, Alles etwa Verfängliche und Anstößige zu beseitigen, auszumerzen, wie das sein „delectur“ bei der ihm am ausdrücklichen erscheinenden Stelle im Demokraten beweist, eine Thatsache, wodurch jedenfalls die gute Absicht des Beschuldigten unzweifelhaft hervorritt.

Unter diesen Verhältnissen muß man unbedingt und unbedenklich dem ersten Richter beipflichten, daß

Digitized by Google

weder der Thatbestand der imputirten Vergehen noch einer strafbaren Handlung überhaupt in den beiden Artikeln enthalten ist. Dies wurde angenommen, selbst in der unrichtigen Unterstellung, daß vom bayrischen Militärstande in den Artikeln die Rede sei; um wie viel mehr, da, wie wir gesehen haben, der Artikel sich nur und hauptsächlich auf preußische Zustände bezieht.

Die Vertheidigung schließt mit dem Mahnrufe an die Geschworenen, den Eingangs besprochenen Willen des Gesetzgebers zu vollziehen und da keine Sperrge zu üben wo sie nicht am Platze sei.

Die Replik der kgl. Staatsbehörde brachte nichts Neues als den von Zeitungsschreibern überhaupt gebrauchten Ausdruck „Zeitungsschmierer“, gegen welchen Ausdruck sowohl der Vertheidiger im Namen seines Clienten als der Beschuldigte Mohr selbst Verwahrung einlegten.

Nach dem Resumé des kgl. Schwurgerichtspräsidenten wurden den Geschwornen folgende Fragen vorgelegt:

I. Ist Ph. Rohr 2c. schuldig, durch einen Aufsatz in No. 9 der von ihm als verantwortlicher Redakteur herausgegebenen Zeitung, genannt „Pfälzer Demokrat“ vom 27. Febr. 1870 mit der Ueberschrift: „Aus den Erinnerungen eines gemeinen Soldaten“ unter dem Zeichen D., anfangend mit den Worten: „Ehe ich Soldat wurde“ und endigend mit den Worten: „Sind der Patriotismus und die Freiheit seiner Bürger“ namentlich durch folgende Sätze (folgen die incriminirten Stellen des Artikels)

a. die kgl. bayrische Armee durch Beschimpfung, herabwürdigenden Spott und Verhaltung wirklicher Handlungen und Gesinnungen beleidigt, und

b. gegen den Militärstand Haß und Verachtung erregt zu haben?

II. Dieselbe Frage a b bezüglich des Artikels in Nr. 52 der „Pfälzischen Volkszeitung.“

III. Liegen Strafmilderungsgründe vor?

Nach fast ½stündiger Berathung wurde der Beschuldigte von den Geschwornen für „nicht schuldig“ erklärt und auf Grund dieses Urtheils vom Gerichtshofe freigesprochen. —

Freiherr von Thüngen und das Milizsystem

Mit anerkennenswerther Offenheit hat der Berichterstatter der Reichsrathskammer, Freiherr von Thüngen, „dessen Aufgabe es war, die Vorlage bringen pflegen“, ein Referat erstattet, in dem er die Milly zwar für ein wünschenswerthes Ideal aber für unvereinbar mit der Monarchie erklärt und damit die Frage von der Vereinbarkeit monarchischer und demokratischer Institutionen berührt und die Geschäftsordnung eines süddeutschen Parlaments gestellt. Ueber dieses Referat, dessen eingehende Beantwortung wir uns bis zum Schlusse vorbehalten, berichtet das großdeutsche Blatt, die „N. Corr.“, Folgendes:

„Die Berathung, welche das Referat des Freiherrn v. Thüngen über die aufgeworfenen militärischen Mißstände der Beurtheilung angedeihen läßt, die der Abgeordnete Kolb in seinem Referate dem gesammten Heerwesen und dem ihm zu Grunde liegenden System gewidmet hat, knüpft an das Letzteren Bemerkungen über die Gestaltung an, welche, wenn irgend möglich, unbedingt vermieden werden müsse. Allerdings, sagt der reichsräthliche Referent, nehme das Heer eine zu bedeutende Quote der Steuerkraft in Anspruch und müssen ausnahmslose Ersparnisse eintreten. Aber wenn auch dem von Abgeordneten Kolb vorgeschlagene System, so kann Frhr. v. Thüngen dessen spezielle Anwendung nicht billigen. Das Heer, wird erörtert, darf nicht so angeordnet werden, daß es die Stärke des Landes in einer Weise aufspört, die den Schutz, welchen es gewähren soll, um den bestimmt überstieg, was er selbst zu wenig oder gar nichts mehr zu schützen gibt; es darf aber anderseits nicht so geschwächt werden, daß es dem Feinde nicht mit einer der Größe des Landes entsprechenden Kraft entgegentreten kann. Bei Beurtheilung des gegenwärtigen Gesetzes muß man sich lassen Abschaupt sich nur alles meine Grundsätze aufstellen, indem nicht hier, sondern erst bei Feststellung des Budgets auf die Art und Weise und die Größe der Ersparung einzugehen werden kann; es läßt sich also auch nicht im Voraus sagen, ob eine Steuererhöhung zu vermeiden ist, sondern nur soviel, daß eine etwaige Erhöhung nicht auf dem Wege gefucht werden darf, den das Minister um vorschlägt, nämlich durch eine gleichheitliche Erhöhung der direkten Steuern, da bei dieser den Grundbesitz mit fast zwei Drittheilen betheiligt ist. Es sind aber nicht allein die momentanen unmittelbaren Aufwandverhältnisse, welche stärend auf die Entwickelung und den Ertrag des Landbaues und der Industrie einwirken, sondern auch die Höhe der Zinsfuße, da das Capital mit Vortheile andern Unternehmungen sich zuwendet, und das außerordentliche Steigen der Arbeitslöhne. Ueberhaupt scheint unser jetziges Steuersystem den Zeitverhältnissen nicht entsprechend; der Hauptbestandtheil der direkten Steuern, die Grundsteuer, ist überlastet, da der Grundbesitz nach Abzug der Schuldzinsen und Abgaben sehr geringe Renten abwirft und überdies am meisten zu den Ertragnis der Taxen beiträgt. Ist daher Steuererhöhung nöthig, so suche man sie auf eine Weise, die das jetzt so glücklich gestellte Capital weder trifft, nämlich durch eine Einkommensteuer. Allein, wenn auch ein anderes Mittel zur Deckung des etwa sich zeigenden Defizits gefunden werden kann, als die vorgeschlagene Erhöhung der direkten Steuern, so wird nichtsdestoweniger eine Ersparnis im Militärbudshalt unerläßlich erscheinen, da einestheils das angedeutete Mittel kaum hinreichen wird, um das sich berechnende Defizit zu decken und anderntheils dringende Ausgaben nach manchen andern Richtungen nothwendig erscheinen. Herr Kolb sucht die zu machenden Ersparnisse bei einer Reihe von Fällen nachzuweisen, von denen nun der erste und zwarte, die Abkürzung des Dienstzeit und die Beurlaubung der Reiteri, bei dem vorliegenden Gesetzentwurf besprochen werden sollen, da nur sie — namentlich in Bezug auf Kadrevanden — für dieselben von Einfluß sind. Da erscheint nun dem Frhrn. v. Thüngen in Folge der jetzigen Bewaffnung im Gegensatze zu einer langen Dienstzeit als unerläßlich, die Infanterie noch bei weitem besser in der Handhabung ihrer Waffen und im Benutzen aller der auch dem Einzelnen zu Gebote stehenden Vortheile der Kriegskunst auszubilden, wenn sie müsse, als bisher, und der Soldat erst dann vollständig freigelassen erscheine, wenn er gelernt habe, vollständig auf sich und seine Fähigkeit zu vertrauen. Hierbei könne allerdings durch Beschränkung des Wachpostens und sogar durch Vereinfachung der Uniform, um weniger Zeit auf das Putzen verwendet zu müssen, noch einiges gewonnen, kann aber solche Zeitersparungen an Nebensachen nicht ausreichen, mithin größere Ersparungen an den Bedürfnissen des Heeres sich als unabwendbar zeigten, dann möge eher die Stärke des Heeres vermindert werden, als seine Schlagfertigkeit. „Wir können wohl unsere Rüstung auch mit einer Stärke von 1 Prozent, dessen Friedensformationsstand in 40,000 Mann besteht, wenn dieses Heer Tüchtiges lernen kann, nicht aber mit einem Heer von bisheriger Stärke, das in Folge einer zu kurzen Präsenz nur aus ungeübten Soldaten besteht.“

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte eines Rekruten von 1813.

Von Erckmann-Chatrian.

(Fortsetzung.)

Dieser Pinacle war der größte Gauner des Landes; er hatte im vorigen Jahr auch einen schlimmen Handel mit Hrn. Gulden gehabt, der von ihm die Bezahlung einer Uhr forderte, welche jener Hrn. Anstett, dem Prediger von Howert, zu überbringen übernommen hatte und wofür er den Gulden in die Tasche gesteckt hatte, indem er behauptete, es an mich bezahlt zu haben.

Aber obgleich dieser Spitzbube die Hand vor dem Friedensrichter zum Schwure erhoben hatte, so war Herr Gulden doch vom Gegentheile überzeugt, weil an dem angegebenen Tage weder er noch ich das Haus verlassen hatten. Außerdem hatte Kathrine diesem Menschen auf der Kirmeß von den Vier-Stunden den Tanz abgeschlagen, weil sie die Geschichte von der Uhr wußte und immer an meinem Arm hing.

Dieser boshafte Gauner grollte mir deßhalb, und als ich ihn nun dort auf einmal sah, mitten auf der Landstraße, fern von der Stadt und jeder Hilfe, mit seinem dicken eisenbeschlagenen Stock, war mir nicht gerade froh zu Muthe. Glücklicherweise war der Kleine Fußfleig, der um den Kirchhof fuhrt, zu meiner Linken, und ohne zu antworten rannte ich in diesen Weg hinein, obwohl mir der Schnee bis an die Knie ging.

Er, verwundert, wer ich war, rief wüthend hinter mir her:

„Ah, das ist der kleine Lahme. — Halt, halt! ich muß Dir guten Abend wünschen. Du kommst von Kathrinen, Ehrendieb!“

Ich aber sprang wie ein Hase über die Schneehaufen. Er versuchte Anfangs mir zu folgen, aber seine Butte hinderte ihn daran. Deßhalb hielt er als er sah, daß ich Vorsprung gewann, beide Hände um den Mund und schrie mir mit rauher Stimme wüthend nach:

„Gleichviel, Lahmer, gleichviel. Du sollst mir die Rechnung bezahlen. Die Ausbehnung kommt heran — die große Ausbehnung der Einäugigen, Lahmen und Buckligen — Du mußt fort und wirst dort bleiben mit all den Andern.“

Gleichzeitig setzte er seinen Weg fort, lachend wie ein Verrückter. Ich gewann fast außer Athem bei dem Eintritte in den Glacis die Straße wieder und war froh, die kleine Allee mir so nahe gefunden zu haben; denn dieser Pinacle war bekannt dafür, bei jeder Schlägerei das Messer zu ziehen. Er hatte mit einem schlimmen Stich bedrohen können. Ungeachtet dieser Bewegung waren meine Füße faul wie Eis, ich begann deßhalb wieder zu laufen. — Diese Nacht gefror das Wasser in den Cisternen in Phalsburg und der Wein in den Kellern, was man seit 60 Jahren nicht erlebt hatte.

Auf der ersten Brücke und unter dem deutschen Thore schien mir die Stille noch größer zu sein als am Morgen, die Nacht sah ihr etwas Schrecklickes. In den Straßen begegnete mir keine lebende Seele und als ich in unserer Nebengasse ankam und die Thür öffnete, sichen es mir dort warm zu sein. Ich hielt einen Augenblick an, um Athem zu holen und trat dann ein.

Beim Eintritt in die Stube that mir die angenehme Wärme des Ofens sehr wohl. Herr Gulden saß vor dem Feuer im Lehnstuhl, seine schwarzseidene Mütze saß in den Nacken gezogen und die Hände auf die Knie gestützt.

„Bist du es, Joseph?“ sagte er zu mir, ohne sich umzudrehen.

„Ja, Herr Gulden,“ antwortete ich ihm. „Hier ist es angenehm. Welche Kälte ist es draußen! Wie haben sich meine Füße erwärmt, gehabt.“

„Nein,“ erwiderte er mit ernstem Ton, „nein, es ist ein Winter, an den man lange denken wird.“ — Ich ging ins Nebenzimmer, um den Mantel, die Fausthandschuhe und die Schuhe wieder an ihren Ort zu bringen. Ich wollte ihm meine Begegnung mit Pinacle erzählen, als er mich wieder eintreten hörte:

„Hast du dich gut vergnügt, Joseph?“

„O ja! Tante Gretel und Kathrine haben mir Grüße an Sie aufgetragen.“

„Um so besser, um so besser,“ sagte er, „junge Leute haben ein Recht sich zu vergnügen; wenn man alt wird, ist Alles vergällt, man hat so viel gelitten, so viel Ungerechtigkeiten, so viel Egoismus und Unglück gesehen.“

Er sprach davon zu sich selbst, indem er in die Flamme sah. Ich hatte ihn nie so traurig gesehen und fragte deßhalb:

„Sind Sie krank, Herr Gulden?“ — Aber er murmelte, ohne mir zu antworten, für sich hin: „Ja ja, das sind die großen kriegerischen Nationen — das ist der Ruhm!“

Er schüttelte den Kopf und hatte sich ganz träumerisch vornüber geneigt, seine großen Augenbraunen runzelnd. Ich wußte nicht, was ich von dem Allen denken sollte, als er, sich umwendend, zu mir sagte:

„In diesem Augenblicke, Joseph, meinen vierundhundertsausend Familien in Frankreich; unsere große Armee ist in den Schneefeldern Rußlands zu Grunde gegangen; alle jene jungen und kräftigen Leute, die wir hier während zwanzig Monate haben durchziehen sehen, liegen unter Schnee begraben. Diesen Nachmittag ist die Nachricht hier eingetroffen. Wenn man daran denkt — es ist entsetzlich!“

Ich schwieg; denn ich erkannte auf's klarste, daß wir bald einer neue Aushebung haben würden, wie auch alles Andere sein mag, und daß niemal die Finkenden wohl mit heran müßten. Dieser Gedanke machte mich ganz bleich, und die Voraussagung des Pinacle's lief mir die Haare auf dem Kopfe zu Berge steigen.

„Sieh' nur ruhig zu Bette, Joseph,“ sagte Vater Gulden; „ich kann nicht schlafen, ich will hier bleiben — dies regt mich auf. Hast du Nichts in der Stadt bemerkt?“

„Nein, Herr Gulden.“

Ich ging nun in mein Zimmer und legte mich nieder. Lange Zeit konnte ich kein Auge schließen, indem ich an Kathrine, an die Aushebung, und an die Tausende dachte, welche im Schnee begraben lagen, und wir sagte, daß ich wohl gut thun würde, mich in die Schweiz zu retten. Gegen 3 Uhr hörte ich Herrn Gulden sich niederlegen. Einige Zeit darnach schlief ich ein. Als ich am nächsten Morgen gegen 7 Uhr in Herrn Gulden's Zimmer trat, um mich an die Arbeit zu machen, war er noch im Bette und sang elend. —

„Joseph,“ sagte er zu mir, „ich bin nicht wohl, alle diese schrecklichen Geschichten haben mich krank gemacht; ich habe nicht geschlafen.“

„Soll ich Ihnen Thee machen?“ fragte ich ihn.

„Nein, mein Kind, nein, es ist nunug; schüre nur das Feuer ein wenig an, ich werde später aufstehen. Aber es ist Montag, die Uhren in der Stadt müssen um diese Zeit aufgezogen werden; ich kann nicht gehen, denn so viele brave Leute unglücklich zu sehen, Leute, die ich seit 30 Jahren kenne, dies würde mich ganz und gar betrüben machen. — Höre, Joseph, nimm die Schlüssel, die hinter der

Digitized by Google

Thür hängen, und geh; dies wird besser sein. Ich will versuchen, ein wenig zu schlafen. Wenn ich einige Stunden schlafen könnte, das würde mir wohl thun."

„Gut, Herr Gulden," sagte ich zu ihm, „ich gehe auf der Stelle."

Nachdem ich Holz in den Ofen gesteckt hatte, nahm ich den Mantel und die Handschuhe, zog die Bettvorhänge des Herrn Gulden zusammen und machte mich auf den Weg, mit dem Schlüsselbund in der Tasche. Das Unwohlsein des Vater Melchior bekümmerte mich zwar ein wenig, aber ein Gedanke tröstete mich; ich sagte zu mir selbst: „Du fristst auf den Kirchthurm und wirst von da oben das Haus Rathsherrn und der Tante Gretel wieder sehen."

Mit diesem Gedanken kam ich bei dem Glöckner Brainstein an, der in dem Winkel des kleinen Platzes in einem alten, verfallenen Hause wohnte; seine beiden Söhne waren Weber, und in diesem alten Neste hörte man vom Morgen bis zum Abend die Webstühle klappern und die Spulen laufen. Die Großmutter, so alt, daß man ihre Ahnen nicht mehr sah, schlief in einem alten Lehnstuhle, auf welchen Stücklehne eine Glitter herum kletterte. Vater Brainstein las, wenn er nicht zu einer Taufe, Begräbniß oder Hochzeit die Glocken läuten mußte, in seinem Volkskalender — hinter den sehr kleinen, runden Fensterscheiben.

Ich trat also bei Brainstein ein und als der Alte mich sah, stand er auf und sagte:

„Sie sind's, Herr Joseph?"

„Ja, Vater Brainstein, ich komme für Herrn Gulden, der nicht wohl ist."

„Ah, gut, gut, — das ist gleich."

Er zog seine alte Jacke an und setzte seine große Mütze auf, indem er die Katze fortjagte, die darauf schlief; dann nahm er den großen Thurmschlüssel aus einem Kasten, und wir gingen, ich sehr zufrieden, mich ungeachtet der Kälte in frischer Luft zu befinden, denn in dem Loche war Alles grau vor Dunst und man hatte Mühe zu athmen. Ich habe niemals begriffen, wie diese Leute in dem Dunst leben konnten.

Endlich gingen wir die Straße hinauf, und Bater Brainstein sagte zu mir:

„Sie kennen das große Unglück in Rußland Herr Joseph?"

„Ja, Vater Brainstein, es ist schrecklich!"

„Gewiß!" erwiederte er. „Indessen es wird der Kirche viel Messen eindringen: denn sehen Sie, Jedermann wird für seine Kinder Messen lesen lassen, um so mehr, als sie in einem heidnischen Lande gestorben sind."

„Ohne Zweifel," antwortete ich. — Inzwischen schritten wir über den Markt, und vor dem Gemeindehause gegenüber der Hauptwache standen schon mehrere Personen, Landleute und Studier, welche einen Aufschlagzettel lasen. Beim Eintritt in die Kirche fanden wir mehr als 20 Frauen, junge und alte, ungeachtet der schrecklichen Kälte auf dem Pflaster knieend.

„Sehen Sie, was ich Ihnen sagte?" bejaun Brainstein. „Sie kommen schon zu heten und die Hälfte ist gewiß schon seit 1 Uhr hier."

Dabei öffnete er die kleine Pforte des Thurmes, durch die man zur Orgel hinaufsteigen, und wir begaben uns in die Finsternis, an hinaufsteigen. Von der Orgel stiegen wir links vom Blasebalg ab und stiegen zu den Glocken. Ich war sehr zufrieden, den blauen Himmel wieder zu sehen und die frische Luft zu athmen, denn der schlimme Geruch der Fledermäuse, welche in diesen engen Gängen hausen, erstickte mich fast.

Aber welch schrecklicke Kälte in diesem nach allen Winden hin offenen Käfig, und welch blendendes Licht von diesen Schneefeldern, die sich dem Blicke auf zwanzig Stunden darboten. Die ganze kleine Stadt Pfalsburg mit ihren kehs Bastionen, ihren drei Halbmonden, ihren zwei vorgeschobenen Werken, ihren Kasernen, Pulverthürmen, Brücken, Wällen, ihrem großen Exerzierplatz und ihren kleinen unglaublich mäßigen Häusern lag da, wie auf weißem Papier entworfen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Glosse zum Pfeilscit.

Es war einst ein Mann, der beobachtete seine Zeit, und als er das gethan hatte, schrieb er Folgendes nieder:

„Was bemerkt man überall? Das Wohl Aller wird nicht den Bedürfnissen, sondern der Laune einer kleinen Anzahl geopfert. Ueberall stehen sich zwei Partieen gegenüber, die eine, welche der Zukunft zuschreitet, um das Zukünftige zu erreich n, die andere, welche sich an die Vergangenheit klammert, um die Widerkünfte zu erhalten. Dort steht man einen Despoten, der unterdrückt; hier ein freies Volk, das kränkelt, weil man ihm seinen Sieg entwendet.

Das Schwierigste ist nicht, die Freiheit zu erringen, sondern sie zu bewahren. Es ist nicht allein die brutale Gewalt, die besiegt, oder der Verrath, der tödtet; es ist der Geist einer Lehre, die jeden Lebenskeim zerstört. Dieser Geist ist es, der, wenig bekümmert um die Ehre Frankreichs, Alles der Furcht vor einer Anarchie preisgegeben hat, die durchaus nicht zu fürchten war.

Es ist eine falsche Nützlichkeitslehre, die tausende wirkliche Vortheile einer Unbequemlichkeit opfert, welche entweder eingebildet oder von geringer Bedeutung ist. Sie wurde dahin führen, die Menschen des Feuers zu berauben, weil es Brand macht, und des Wassers, weil es überschwemmt.

Warum ist die schöne Revolution von Menschen beschimpft worden, die zu lange sind, den Baum der Freiheit zu pflanzen und nur dessen Schößlinge einem Throne aufzupfen wollen, der im Laufe der Jahre zerfallen ist, und den die Civilisation nicht stehen lassen will?

Ueberall fordern die Völker, überall verweigern die Könige. Also hat die Gewalt zu entscheiden. Wehe den Herrschern, deren Interessen nicht mit denen der Nationen übereinkommen!

Die Könige vertheidigen ihre Throne als ihr Privateigenthum. Jedes Zugeständniß erscheint ihnen als ein Raub, jede Verbesserung als ein Bogum des Umsturzes.

Die Bewegung, die in allen Ländern besteht, die Kluft zwischen der Freiheit, die sich aller Geister bemächtigt hat, die Willenskraft, die das Vertrauen zu sich selbst in allen Herzen geweckt hat, alle diese Ursachen rufen einen gebieterischen Verlangen werden und zu einem glücklichen Ergebnisse führen. Ja, der Tag wird kommen, wo die Völker wieder nicht Herr, wo die Tugend über die Falschheit siegt, wo das Verdienst mehr Macht hat, als das Vorurtheil, wo der Ruhm die Freiheit krönen wird.

Je mehr in einem Lande die einsichtigen Geister hervortreten, um so mehr müssen diese Einrichtungen verschwinden, die sie hemmen.

Indem ich über die Ergebnisse nachdachte, zu welchen die Civilisation uns hinführen muß, habe ich folgende Verfassung entworfen:

Die beste Staatsform wird diejenige sein, in welcher die Gewalt stets abgesetzt werden kann, in welcher man ohne soziale Umwälzung, ohne Blutvergießen die Gesetze und das Staatsoberhaupt ändern kann; denn eine Generation kann nicht die künftigen Generationen ihren Gesetzen unterwerfen.

Verfassung.

Art. 5. Das Recht, seine Gedanken und seine Meinungen, sei es auf den Wege der Presse, sei es auch in jeder andern beliebigen Weise, kund zu geben, das Recht, sich friedlich zu versammeln, das Recht der freien Religionsübung können nicht unterlagt werden.

Art. 6. Niemand darf angeklagt, verhaftet oder festgehalten werden außer in den Fällen, die das Gesetz bestimmt, und in den Formen, die es vorgeschrieben hat.

Art. 7. Jede außerhalb der Fälle und der Formen, die das Gesetz bestimmt, gegen einen Menschen ausgeübte Thätlichkeit ist willkürlich und tyrannisch; Derjenige, gegen welchen man sie mit Gewalt vorgehen will, hat das Recht, sie mit Gewalt abzuwehren.

Art. 13. Die Souveränität beruht in dem Volke; sie ist einig, untheilbar, unverjährbar und unveräußerlich.

Art. 14. Ein Volk hat stets das Recht, seine Verfassung zu revidiren, zu reformiren und zu verändern.

Wer war aber der Mann, der das geschrieben hat?

Zur Zeit hieß er Louis Napoleon Bonaparte; heute ist er Kaiser der Franzosen und hat nach tödtlicher Bürgerkriegszeit der französischen Nation eine Verfassung zur Genehmigung vorgelegt, in welcher er das von ihm anerkannte Grundrecht des Volkes, seine Verfassung zu ändern, seinem, des Gewaltsbers, ausschließlichem Belieben vorbehält. Die angeführten Stellen aber enthalten seine „Sämmtlichen Werke"; sie sind zu lesen in Band 1, Seite 68—85.

*** Von Hasan bis Warschau.

(Fortsetzung.)

Wir schritten also die Hände und hielten sehr feierliche Anreden, aber keiner schien den Andern zu verstehen — was mich gar nicht Wunder nahm, aber ihm sehr bedenklich däuchte. Wahrscheinlich hat er mich zuletzt für einen Bonzier erklärt, sowieit ich keine Worte an die umstehenden Gaffer begriff. Wir gingen schließlich zusammen Stiefel und Pantoffeln für Frau und Kinder kaufen und verkündigten uns so gut, daß er mir zuletzt seine Adresse auf meinen dringenden Wunsch in mein Taschenbuch schrieb, damit wir uns wiederfänden, wenn ich einmal nach Konstantinopel kamme. Zur Sicherheit ließ ich auch meinen Namen hin und schlau aussehenden kleinen Pantoffelverkäufer sich in meiner Briefstasse verewigen, im Fall sein Fabrikat nicht preiswürdig wäre. Allein es hat sich bewährt.

Aber den Rathhaus verspricht dasselbe wünschte ich Ihnen: wie er sich plötzlich in die Brust warf, als ich ihn zuerst von seinem Namen hat: denn er war ein Fürstensohn von allen tartarischen Hochadel. Sogar das Königsblut hat der genialische Juan nicht ganz verrinnen können: es fließt noch in den Adern einiger Lebensbeter und Schlemmer, die sich rühmen, die ein so königlich, wie früher, da ihre Vorfahren Pferde wollten und Russenkäse plünderten. Oft sagne meinen lieben Chajon Oglu Mehemed Chan mit seinen wunderweiß großen und tiefschwarzen, königlich Augen in seinen Nebenaugen. Der andere Schlauloch hatte sich einen Scherz erlaubt, wie er mit später in der Bierhalle lächelnd gestand, nämlich seinem wahren Namen eine ironische Negation angehängt, weil er Anfangs nicht wußte, wozu ich ihn und seines Gleichen brauchte. Er hieß also nicht Mehemed Ali Redschmedin Ogla und hinter diesem Namen steht nun noch in meinem Notizbuch Bin hod d. i. 1000 Reinl wie Herr Dr. S. das liest. Der nachsiche Patron hatte ein pockennarbiges Schalhalles Antlitz mit gelblicher Gesichtsfarbe. Die kleine Statur war ihm auch mit Schuld an meinem, weil sehr roh und wol, mit kugelrundem kleinen Körper. Sie trugen Beide Käppchen aus goldgestickten Tuch nach Art der Studentencorpsmützchen auf den geschorenen Köpfen. Aber spielten einige Quarten Unterschied um die Nasenlänge. Da gaben sie eifrig Revanche, indem ich sie Wolf und Schaf lehrte und natürlich jedesmal besiegte. Denn sie spielten nur deshalb so ausgezeichnet Dame, weil sie von früher Kindheit, im Sande schon, mit kleinen Kalk- und Ziegelsteinchen es oben und gar nichts anderes verstehen. Unser Streit, ein Schwabe, besser Frau mit einem Berliner Bader nach Orenburg geflohen war, um den Bijouhandlungen ihres Gatten zu entgehen, schien ein so brutaler Mensch, wie unsre schwäbischen Kolonisten oft sind, nicht zu sein. Ihn hatte das Tatarenpaar in der That humangebildet und ästhetisch-fein in Manieren wie Sprache. Der Wirth, ein früherer Schuster, Jürgens mit Namen, schalt den Pfarrer einen Mucker und die ganze Gemeinde pietistisch. Hauptherr erfuhr ich von den evangelischen Predigern bei der Taufe, daß er seinen Scheidungsprozeß verloren habe und die Kinder recht bon ezu bürgerlichen Viermogenstheil herausgeben müsse. Die Frau war in Orenburg verheirathet und durch ihre Geschicklichkeit in Fischen bei allen Gutsbesitzerfrauen in Ruf gekommen. So ergablte mir denselben Sonntag ein deutsch-Landwirth aus Liefland, Namens Sprenger, der im Orenburgschen Gouvernement die Garten des Fürsten Abukoff angelegt und sich dabei Vermögen genug verdient hatte, um nun als eigener Herr das Leben zu leben. Seine Frau war eine Lausitzerin und die junge Kaiser lasse nicht mehr den herzhaften Heirathsverein für zumächte Ehen einsordern — ohne daß die gesetzliche Verpflichtung völlig aufgehoben wäre — ähnlich wie Joseph der II. in Ungarn versucht und ebenso wie er noch jetzt von Russland und Polen. Diese Praxis gewährt den Schein der höchsten Liberalität: aber gesetzlich besteht noch die reine Polizeimilitär. Den Paß hat von Cydalunen an kein Mensch mehr abgefordert, bis ich wieder in Asien vom finnischen Dampfer ans Land ging und mich meldete. Die Ehen sind den genannten Landmanen, wenn evangelisch und deßhalb mit ihm zur Kirche herangekommen. Die Nacht durch mußten sie fahren. Der älteste Junge sah daher furchtbar ausgegrissen aus und so verschieden, daß er mit wie ein rechter Urbild eines tatarischen Michel erschien. Die anderen Kinder sollten der Mutter ähneln.

Aus der Kirche war nach dem Gottesdienst auch noch ein deutsch-österreichischer Tapezier in den Gasthaus gekommen. So nannich zieh die Halle, wie ich schon denen einen Vorübersehen zu nennen Gelegenheit gehabt. „Deutscher Vierhalt zum König Gambrinus." Da hatte ich schon den heiligen Flandererfegenet, diesen Pionier des germanischen Geistes. Hernach erfuhr ich, daß in der Nähe der evangelischen und der katholisch-deutschen Kirche ganze Reihen von Bierhäuser sind, weil dort sich nach jedem Gottesdienst die Scharen der deutschen Landleute zum Plaudern versammeln.

(Fortsetzung folgt.)

Für die Redaction verantwortlich Carl Luedtke. Druck und Verlag von W. Rode in Kriegsdamm.

Digitized by Google

Pfälzer Demokrat

und

Sonntags-Blatt.

Organ der deutschen Volkspartei in der Pfalz.

Wöchentliche Gratis-Beilage zur „Pfälzischen Volkszeitung."

Für Nichtabonnenten der „Pfälz. Volkszeitung" vierteljährlich 18 kr.

Nro. 22. **Kaiserslautern, 29. Mai.** **1870.**

Oesterreichische Wirren.

Das bekannte Wort „Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle" findet auf deutschen Erde seine Nutzanwendung in seltsamster Weise. Die Nation ist weniger als sie je war, aber Organe hat sie so zahlreiche, wie sie sich nie hat träumen lassen. Auf dem sterilsten Boden, in der sandigen Mark gedeihen — oder gedeihen auch nicht, aber existiren wenigstens — so viele National-Parlamente, daß es dem, der nur zehn Jahre zurückdenkt, ganz erhaben zu Sinne wird, und daß es daneben denen, die sich die Geschichte recht genau ansehen, gar nicht gebauer ist. In Oesterreich fehlte früher jedes politische Parteileben; man hatte ein einziges liberales Programm, das sich schlichtern hervorwagte, und hätte man eine einzige Reichsvertretung gehabt, man hätte gelaubt, am Ziele seiner Wünsche zu sein. Jetzt ist der Ueberfluß an Parteien, Programmen, Vertretungskörpern grad so sehr eine Verlegenheit, wie früher der Mangel, und wenn wir neulich auf socialem Gebiete die Frage aufwerfen mußten, was denn Lebensproduction sei, hier in der inneren Politik Oesterreichs fragen wir's nicht.

Ueberfluß nennen wir's, Segen nicht. Es wuchert, wie auf ungesundem Boden; es sind nicht kräftige Schößlinge, ist nicht ein mächtiger Stamm, der die Gesundheit des Erdbodens bezeugte, wie in England und Nordamerika, in der Schweiz und in Belgien. Da hat man wachsen lassen bei Zeiten, nicht gekappt zur Unzeit noch ausgerodet, was mit naturwüchsigem Trieb emporschoß. Andera in Oesterreich. Nun hat man die Strafe.

Der Verfluch des Centralismus für die Gesammt-Monarchie war schon vor 1866 so gründlich geschritten, daß man in 1866 gar nicht mehr damit operirte. Der Versuch des Centralismus für Cisleithanien schreitet seit Jahresfrist vor unserm Augen; der parlamentarische Ausdruck dieses Centralismus, der Reichsrath, ist zerbrödelt; alles Leben ist in der Peripherie. Und was für ein Leben! welche Verwirrung und Verwicklung! Haber herüber und hinüber. Rathrufe der Deutschen, sie seien in ihrer Nationalität bedroht; Deutschösterreichisch solle hinfort werden. Bis in unsre Nähe dringen diese Schreckensrufe; in den intimsten und geachtetsten Organen der Volksparteien finden sie Widerhall; an Stellen, wo sonst das föderative Princip obenan steht und mit treuestem Eifer vertheidigt wird, gellen mit einem Male hiesiges Autgleichs-Verlangen, welche sonst doch nichts sind als die Anwendung des föderativen Princips auf Oesterreich, als eben so viele Gelahren der Slaoisirung gegen Deutschland und Deutschthum. Wie da durchkommen? wie sich zurechtfinden?! — —

In die Einzelfrage der Krisis in Cisleithanien eingehen wird von auswärts her nicht leicht jemand unternehmen. Nun liegt aber gerade in dem Wie des Ausgleichs, der die Krisis beenden soll, die Schwierigkeit; sind gerade das Maas und die Art der Bedingungen, unter denen der versuchte Ausgleich im deutschen Sinne und unter Wahrung der deutschen Interessen möglich ist oder für möglich erachtet wird, Grund und Gegenstand des leidenschaftlichsten Streits. So wären also wir Deutsche hier drinnen zum Schweigen verurtheilt?! Doch nicht so ganz. Den Ausgleich mit Ungarn zu machen hätte sich von hier aus, von Deutschland aus, gewiß Niemand getraut; ihn zu bestimmorten sind hunderte von Männer von Rechtsgefühl und Einsicht nicht müde geworden. Die Schwierigkeiten einer Lage sind gewiß immer in der Nähe fühlbarer, die Nothwendigkeiten oft in der Ferne klarer; jedenfalls hat in dem zwei großen Fragen Oesterreichs, die jetzt glücklich theils ganz gelöst theils auf rechter Bahn sind — in der italienischen Frage nämlich und in der ungarischen — die deutsche Volkspartei hier draußen die entscheidenden Nothwendigkeiten nicht minder klar erkannt und scharf gezeichnet als die Rechts- und Freiheits-Männer in Oesterreich selbst. Für alle, die sich redlich um die Wahrheit bemühen, kann die Wahrheit nur eine sein.

Welches Interesse haben wir, hat unsre Partei an Deutschösterreich? Ein freiheitliches und ein vaterländisches. Und zwar ist das nicht zweierlei, es ist ein einziges Interesse. Wer das einmal haben mit — und im Sinne, unter der Zustimmung unsrer Partei — erklärt: deutsch sein heiße frei sein, in Oesterreich nicht zum wenigsten. Mögen die Deutschen drüben die leitende Nation sein, in gewissem Sinne die herrschende Nation, aber beherrschen sie andern — das wird für sie kein Mann unsrer Partei verlangen. Ans Grundsatz nicht, aus Klugheit nicht. Wir bedürfen eines wieder erstarkten Oesterreichs, erstarkt durch Recht und Freiheit. Wir bedürfen seiner Staatskraft; um die zu haben, muß es in sich geeinigt, gefestigt, auf bauernder Grundlage consolidirt sein. In staatlicher Action gehört innerer Frieden, und zu der Action vollends, wie wir allein sie wünschen. Das Verhältniß zu Ungarn ist geregelt, vielleicht etwas sehr zu Gunsten der Ungarn, aber der thatsächliche Stand dieser Regelung ist unverkennbar, macht sich geltend in der Position, die Oesterreich unter den europäischen Mächten wieder gewonnen: Bismarck fühlt das, wenn auch noch nicht innerhalb Norddeutschlands selbst, doch auf allen seinen vorgeschobenen Posten, von Bukarest bis Paris: einen Bundesgenossen, wie er ihn bereits alles verschmerzt, worin etwa Deutsch-Oesterreich übervortheilt sein mag. Jetzt handelt sich's um den inneren Frieden in Cisleithanien, um die Consolidirung der diesseitigen Reichshälfte. Die ist Slaoisirung bedrohenden Deutsch-Oesterreich herübergesandt werden — Schreknisse, die wir auch aus dem Grunde für sehr unüberlegt halten, als ja die „verfassungsgetreuen" Deutschen selbst in ihren gegen die Ausgleichspolitik gerichteten Adressen sich sämmtlich in schärfster Verneinstimmung für die möglichst weitgehende Autonomie der Einzelländer, für völlige Paritäten der Nationalitäten erklären.

Und vollends: wie lautet denn das, was sich jetzt in Oesterreich als wahrhaft deutsch auftspielt?! Das Verderbnißreife ist einfach bismarckisch, bestenfalls kleindeutsch! Mir erwähnten schon neulich des Rechbauerschen Programms, welches nach staatlichen und zahlreichen freiheitlichen Forderungen damit endete, die für Deutsch-Oesterreichisch und für Frei-Oesterreich wahrhaft tödtliche Forderung aufzustellen, Oesterreich müsse in Deutschland aufgehen, müsse die Dinge in Deutschland gehen lassen, wie sie mögen.

Und das nennt sich deutsch! Und das behauptet sich, wiederholt sich! In andrer Formulirung haben die deutschen Liberalen in Graz als sechsten Punkt ihres Programms hingestellt: Oesterreich müsse die

Digitized by Google

Einigung Deutschlands ungeführt sich „vollziehen“ lassen — vollziehen also wie sie angefangen: durch Verpreußung. Dieses soll Deutschthum heißt denn doch nichts anderes, als sich vom Deutschland wegwenden und sich hinten das Fell über die Ohren ziehen lassen.

Glücklicher Weise findet inzwischen das Programm der Deutschen in Oberösterreich, die weniger bange und weniger bismarckisch sind — zwei gleich gute Eigenschaften — immer mehr Anklang. Es ist wesentlich deutsch und freiheitlich. Es regt die Deutschen an, sich endlich zu rappeln und zu rühren gegen die czechischen Uebersorderungen, die wir wahrlich nicht zu vertuschen noch zu vertheidigen gemeint sind. Am wenigsten, seit die böhmischen Feudalen (Thun, Clam-Martinitz) sich mit den czechischen „Declaranten“ (kurz gesagt: den Extremen unter den Czechen) vereinigt und sie noch süderlicher gemacht haben, — eine Wendung freilich, zu der wie dem Ministerium Potocki und der von ihm vertretenen Sache nur Glück wünschen können. Diese Feudalen gegen sich zu haben ist ein gutes Zeichen.

Nachschrift. Die neuesten Nachrichten bestätigen zwar Auflösung, insofern durchaus, als das Ministerium Potocki nunmehr entschlossen vorgeht gegen die Feudalen und Ultra-Czechen. Der Ukas — nur der Deutschen Abstimmung ist darin gedacht — soll vorliegen, doch todt. Die Deutschrift, welche Rieger an Frankreich gerichtet haben soll, macht vollends dem Gerede ein Ende, als ob an höchster Stelle ein Einvernehmen mit diesen Ultra-Czechen langst bestehe. Das Programm „Deutsch sein“ heißt frei sein“ findet nun die beste Stütze.

---

* Die moderne Besteuerung und Besteuerungs-Reform.

(Aus dem Werke des Dr. Heinrich Marquardsen.)

Ein Beitrag zur Militärfrage.

„Die Auslagen für die Landarmee in Oesterreich betrugen nach dem Voranschlage pro 1867 die Summe von 97,070,000 Gulden oder 20,65 pCt. der Summe der ordentlichen Ausgaben des ganzen Reiches in demselben Jahre. Die Auslagen des preußischen Kriegsministeriums betrugen nach dem Voranschlage pro 1867 die Summe von 41,573,268 Thlr. oder 27,06 pCt. der gesammten Regierungsausgaben des Ordinariums. Die Auslagen für das Landheer in Frankreich betrugen nach dem Voranschlage pro 1868 die Summe von 363,0(2,228 Francs oder 23,45 pCt. der Summe aller ordentlichen Regierungsausgaben. Bei diesen Regierungsausgaben ist aber die Mannschaft des Heeres überall auf den Friedensstand reduzirt, welcher in Preußen ca. 200,000 Mann, in Oesterreich 270,000 Mann und in Frankreich ca. 400,000 Mann betrug. Auf Grund dieser Friedensauslagen konnte der Mannschaftsstand für den Kriegsfall — natürlich unter entsprechender Erhöhung der laufenden Auslagen — in Preußen ca. 600,000 Mann, in Oesterreich auf ca. 700,000 Mann und in Frankreich auf ca. 800,000 Mann gebracht werden, das sind beziehungsweise 3 pCt. der Bevölkerung in Preußen und Oesterreich und 2 pCt. in Frankreich. — Die Schweiz dagegen rüstet für den Kriegsfall 204,704 Soldaten — ohne Landsturm — in's Feld, oder ca. 8 pCt. der Bevölkerung, während ihre gesammten Friedensauslagen für das Militärwesen, beim Bunde sowohl als in den zehn Kantonen, zusammen nur ca. 6,572,308 Francs betragen. Demnach berechnen sich die Militärauslagen im Frieden auf den Mannschaftsstand im Kriege, in der Schweiz mit 32 Francs per Mann, in Preußen mit 69 Thlr. oder 265 Francs, in Oesterreich mit 140 Gulden oder 294 Francs und in Frankreich gar mit 454 Francs. per Soldat, oder es leistet thatsächlich das Milizsystem der Schweiz gegen Preußen um 8 Mal, gegen Oesterreich um 7½ Mal und gegen Frankreich um 14 Mal mehr für den Kriegsfall, als das System der stehenden Heere in den letzteren Staaten. Es würde daher unter der Annahme des schweizerischen Militärorganisation die Friedensmilitärauslage von 32,000,000 Francs oder 8,850,000 Thlr. oder 12,840,000 Gulden genügen, um je eine Million Soldaten in diesen Staaten für den Kriegsfall marschbereit und gerüstet zu haben, während Preußen für ½ dieser Kriegsstärke das ca. Fünffache, in Oesterreich für ⅓ das Sechsfache und in Frankreich für ⅓ fast das Zwölffache dieses Nothwendigen auszugeben hat. In Preußen würden dadurch c. 20 pCt., in Oesterreich 18 pCt. und in Frankreich 21 pCt. der Summe der jetzigen Regierungsausgaben wegfallen können.“

Bei alle dem ist die enorme Arbeitsleistung noch gar nicht in Betracht gezogen, welche der Welt durch die stehenden Heere verloren geht.

Die Statistik belegt jeden Unbefangenen; schon vor Jahren erklärte es der amtliche k. k. österreichische Statistiker Herr v. Czörnig und noch jüngst erklärte es der amtliche kgl. preußische Statistiker, Geheimer Ober-Regierungs-Rath Dr. Engel, daß die Ausgaben für das stehende Heer die Staaten und solchen Staaten fortgeführt den Rand des finanziellen Bankerotts gebracht haben. Wenn es nun heute gilt, welche die Nothwendigkeit der stehenden Heere immer noch bewiesen wollen, auf den Grunde, weil stehende Heere den Mitteln überlegen seien, so müssen dies eben doch nur Leute sein, die sich bereits mit dem Gedanken abgefunden haben, daß es besser sei mit einem stehenden Heere sich selber zu ruiniren, als ohne ein solches zuzusehen, ob man sich nicht dennoch erfolgreich seiner Haut wehren könne.

Thatsächlich ist es nun durchaus geradezu blödsinnig, ganz allein von der Existenzlosigkeit der Milizen gegenüber den stehenden Heeren sprechen zu wollen: denn zwischen Miliz und Miliz ist ein eben so großer Unterschied wie zwischen verschiedenen stehenden Heeren, ja noch ein viel größerer. Die Nordamerikanische Milizorganisation ist schlecht, die Schweizerische ist besser, aber es ist noch lange nicht die beste, welche man organisiren könnte, wenn man die militärische Ausbildung in durchgreifende Verbindung mit dem gesammten Unterrichtswesen legen wollte, ohne auf diese Weise irgend eine Militärlast gestattet, wier mal so viel geübte und ausgerüstete Streiter mit einem Schlage auf die Beine zu stellen, als dies durch das gegenwärtige Nordeutsch-Preußische System ermöglicht wird. Es wäre dies für Nordeutschland 12 pCt. der Bevölkerung oder etwa 3½ Millionen Mann im Alter von 20—40 Jahren. Und diese unsehenere Truppenmasse wäre vorzüglich exercirt, vorzüglich disciplinirt, wäre kriegtiger und leistungsfähiger als Soldaten irgendwer Heere und wäre vortrefflich angerüstet und organisirt. Mit dieser Truppenmasse könnte man jedem stehenden Heer der Welt in die Schranken treten: sobald dieses Heer geschlagen wird, ist damit der absolute Friede Mitteleuropas garantirt.

Nach diesen Prämissen ist das Wort des Feldmarschalls Radetzky vielleicht verständlicher und wirksamer, das Wort nämlich: daß das System der stehenden Heere von selbst fallen muß, so bald man aufhört, nicht blos das Bedürfniß der Volksmassen, sondern auch jenes der Staatseinkünfte unberücksichtigt zu lassen. — Verständlicher wird hiernach auch der Ausspruch sein: daß die volkswirthschaftliche Seite der Bewaffnung zugleich auch die technisch, diplomatisch und staatsrechtlich beste sei.

Der Landtrieb des Herzogs von Saldanha.]

Lissabon, 19. Mai. Dem Herzog von Saldanha ist es endlich gelungen, die Regierung zu stürzen und sich selbst an die Spitze des Staates zu stellen. Nach zwei unglücklichen Versuchen, nach monatelangem Bitten hat er endlich das erreicht, was er wollte. Schon im Jahre 1841 gab man ihm scherzweise den Titel: Dom João VII.; sein letzter Pronunciamento, das zweifelte oder vierzehnte in dieser Art, rechtfertigt diese Benennung aufs Neue, denn der Marschall handelt in der That, als ob er vom Rechtsmegen der absolute Herr Portugals wäre.

Zu der Nacht vom 18. auf den 19. etwas nach 1 Uhr, vernahmen die Bewohner des ältesten Stadtviertels, der Mouraria oder des Maurenviertels, drei Flintenschüsse, die im Castell St. Jorge abgefeuert wurden, und einige verspätete Spaziergänger sahen drei Dutzend Raketen fliegen. Es war offenbar ein Signal, denn kurz darauf erwachten die Soldaten des sechsten Infanterieregiments dieses Zeichen von ihrer Kaserne aus. Fünf bis sechshundert Mann Gesindel, die aus allen Ecken hervorkamen, rüstigen sie kein Anhörer, auf der das Fest liegt, hrangen ungeführt in die schlecht bewachte Festung und wurden dort mit offenen Armen vom Militär empfangen. Die Soldaten und einige Offiziere der zwei daselbst in Garnison liegenden Corps ergriffen die Waffen, zogen lärmend vor die Wohnung des Obersten des fünften Jägerbataillons, schossen ihn in die Fenster und nahmen ihn gefangen. Die Capitäne Monteiro und Pina Vidal, und der Alferes aber Junker Leitao, die diese Truppe befehligten, führten sie in die Stadt herunter und zogen mit ihr nach der Wohnung des Herzogs von Saldanha. Im Castell blieb nur der ausgedeinte Major Pimenta zurück, um im Nothfall das einschreunzte Volk zu leiten.

Zu derselben Zeit machte sich der Theil des 7. Infanterie-Regiments, der sich für Saldanha erklärt, auf den Weg zum Marschall. Der Herzog erwartete die Soldaten; in Gesellschaft des Pfarrers und General Costa Cabreira, zwei alte Günstlinge Saldanha's, deren bei ihm; Einige wollen auch den Deputirten Carvalho zu Carvalhos sonst gesehen haben. Die Verschworenen hatten kurz darauf nach dem vor der Stadt auf einer Anhöhe gelegenen königlichen Palast Ajuda.

Während dieser Ereignisse waren die Minister, denen das Complott angezeigt worden war, in der Caserne der Municipalgarde auf dem Platze Cormo, mitten in der Stadt, versammelt und ertheilten die nöthigen Befehle. Alle der Regierung treuen Truppen wurden in die Kasernen und gruppirten sich in zwei Brigaden, von denen eine zum Schutze der königlichen Familie nach Ajuda eilte und die andere den Befehl erhielt, nach dem Castell aufzubrechen und das 5. Jägerbataillon zu-wirdenken, in die Stadt herabzuziehen. Dieser Befehl wurde jedoch sogleich geändert; man hatte nämlich der Regierung gemeldet, daß das von dem Fort ausgegangene Zeichen nicht erwidert worden, und daß von dem dort eingetroffenen Pöbel nichts zu fürchten sei. Ein General rieth daher, das 5. Jägerbataillon nicht durch eine Zwangsdemonstration unnöthig zu reizen, sondern diese Division nicht nach dem angegebenen Punkt abzuschicken und sie vielmehr auf dem Terreiro do Paço, von wo aus sie die ganze untere Stadt, den Fluß, das Zollamt, die Minister und das Marinearsenal beherrschte, zu postiren, was denn auch geschah. Durch diesen wohlgemeinten, aber unglücklichen Entschluß kamen die Jäger ungehindert nach Ajuda.

Die Aufständigen hatten es versäumt, den Telegraphendraht zwischen dem königl. Palast und der Cornmandantur, so daß der Hof und der König beständig mit seinen Ministern verkehren konnte. Die Regierung munterte den verzagten Monarchen immerfort auf, welche ihm, die Truppen seien standhaft und würden ihn nöthigenfalls vertheidigen und forderten ihn auf, allem revolutionären Druck zu widerstehen.

Es war noch dunkel, als der Marschall nach Ajuda kam. Vor ihm marschirte das 5. Jägerbataillon und ein Theil des 7. Infanterie-Regiments. Die Soldaten stellten sich in Schlachtordnung auf, denn vor dem Palast erwarteten sie einige Batterien mit brennender Lunte.

Der Capitän Mendonça, der eine derselben befehligte, gab den Befehl auf den Meuterer zu feuern, allein die Kanone ging absichtlich o er zufällig nicht los. Der Capitän Mendonça stürzte tödtlich getroffen zerstreut. Die Artilleristen feuerten darauf mit ihren kurzen Flinten, worauf die Revolirten vom 7. Regiment die Batterien wegnahmen und flohen; ein Theil des 5. Jägerbataillons that dasselbe. Nachdem sie sich jedoch vom ersten Schreck erholt hatten kehrten sie um, nahmen ihre Stellung wieder auf und erwiderten das Feuer, aber so ungeschickt, daß sie in der Dunkelheit auf ihre eigenen Kameraden schossen. Einige Kugeln fuhren in die Scheiben der Fenster der wohern Säle des Palastes und klirrten in der Gemächern der Königin. Dona Maria. Nun ließ der Commandant des 1. Infanterie-Regiments laden, um den Angriff auf Schloß beeb abzuweisen. Allein als er eben scharf schießen lassen wollte kam der Flügeladjutant des Königs, Dom Luiz de Macarenhas, mit dem Befehl, sich zurückzuziehen, was denn auch sogleich eingestellen. Ein gleicher Zeit überbrachte dieser Offizier dem Marschall den Wunsch des Königs mit ihm zu sprechen. Das Feuer ließ nach und Saldanha betrat den Palast. Der König war in einer ausgezeigten Stimmung und sehr verwirrt. Die Unterredung mit dem greisen Marschall dauerte nicht lange. Saldanha schickte während derselben einen Adjutanten, den Conde de Conte Nova, nach Lissabon, um den Commandanten der auf dem Terreiro do Paço aufgestellten Division zu fragen: ob er auf ihn sich verlassen könne. Der tapfere Offizier antwortete: er würde seine Pflicht thun und der bestehenden Regierung gehorchen.

Mit diesem Bescheid kehrte der Adjutant nach dem Palast zurück, traf aber unterwegs Dom Luiz de Macarenhas mit einer Schwadron Lanciers; der Adjutant bot Königs rit das Pferd Saldanha's. Er hatte einen Auftrag des Monarchen an den Ministerpräsidenten Loulé. Dom Luiz ließ ihn bitten nach Ajuda zu einer Conferenz zu kommen und bat ihn als Bedeckung die Schwadron an. Die Minister hatten sich unterdessen in das Secretariat der Marine begeben, wo sie die königliche Einladung antraten. Nachdem Loulé das Geschehene erfahren und sich mit seinen Collegen berathen, folgte er dem Flügeladjutanten nach Ajuda.

Unterdessen hatte Cabreira, der auf dem Wege

Digitized by Google

nach dem Schlosse Salbanha verlassen hatte, um das erste Infanterie-Regiment abzuwiegeln, sich nach der Caserne dieses Corps begeben. Allein der Commandant hatte ihn entwaffnet, ihm erklärt: über seine Soldaten habe nur er, der Oberst, zu verfügen, und ihn einsperren lassen. Der Minister des Aeußern, welcher den abwesenden Marineminister ersetzte, ließ sogleich drei Kriegsschiffe heizen und schickte sich an den Gefangenen an Bord bringen.

Als Louis im Palast anlam, umarmte ihn der König und bat ihn flehentlich und mit Thränen in den Augen, nachzugeben, und die Krisis ohne Blutvergießen einem friedlichen Ende zuzuführen. Louis antwortete: die Regierung verfüge über weit beträchtlichere Mittel als der Marschall, und ersuche den König sich zu ermannen, da das Ministerium in kurzer Zeit und ohne großen Kraftaufwand des Aufstandes Herr werden würde. Allein Dom Luiz gab nicht nach und wiederholte seine Bitte: nicht zu widerstehen, das Leben der Soldaten zu schonen und Saldanha gewähren zu lassen. Da blieb Louis nichts übrig als dem König zu sagen, er möge thun was er wolle, und ihn die Erlaubniß geben zu seinen Collegen zurückzukehren. Zu gleicher Zeit aber erklärte er: das Ministerium reiche seine Entlassung nicht nur nicht ein, sondern widersetze sich unter diesen Umständen irgend ein Decret resserendiren, und kein einziges Mitglied der Regierung könnte aufgegeben werden. Darauf verließ er Ajuda.

Die Minister, die darauf den entschiedenen Willen des Königs kannten, beschlossen, ihrerseits zu leisten ersahen, zogen sich zurück und machten Saldanha für alles Geschehene verantwortlich. Als sie eben das Ministerium verlassen wollten, kam ein Adjutant des Königs und brachte ein Decret, das den Minister der öffentlichen Arbeiten Loulé an seinen Platz setzte. Loulé sollte es unterzeichnen. Er gab jedoch dieselbe Antwort die er schon im Palast auf ähnliche Anträge ertheilt, und verweigerte seine Zustimmung. Darauf zerstreuten sich die Minister. — Einige Minuten nachher erschien Saldanha im Kriegsministerium, ging nach seinem Arbeitszimmer, schrieb nach Hause, zeigte sich wieder auf dem Terreiro do Paço, und betrat schließlich das Ministerium des Innern.

Um 1 Uhr wurde das Decret bekannt, daß Loulé den Civilgouverneur von Lissabon und den Chef-Commissär ihres Amts enthob. Saldanha wurde zum Ministerpräsidenten ernannt, und übernahm einstweilen das Portefeuille des Krieges und das des Innern. Die darauf folgende Nacht war ruhig.

Ein Gerücht wurde in Umlauf gelegt, Saldanha habe den Bischof von Viseu ersucht ein Ministerium zu übernehmen; es bestätigte sich jedoch nicht, und ist unwahrscheinlich. Vor Ajuda lamen 5 Soldaten und ein Corporal um; 8 bis 10 sind verwundet. Obgleich heute keine Sitzung war, versammelten sich nichts destoweniger viele Abgeordnete in den Corridoren. Siebenzehn Abgeordnete kamen zusammen um zu sagen als die bewaffnete Macht ein Recht und sie auseinander trieb. Sie protestirten schriftlich gegen die ihnen angethane Gewalt. Dreißig ihrer Collegen und einige Pairs durften den Saal nicht einmal betreten.

Der Fall des Ministeriums Loulé wird nicht betrauert; es hatte alle Sympathien im Lande verloren, weil es den Reformwünschen nicht gerecht geworden war und die Wahlen durch einen allgemeinen Druck der Bourgeoisie gefälscht hatte. Aber die angewendeten Mittel um es zum Fall zu bringen: Militärrevolte und Coalition des Staatsoberhauptes, erregen noch weniger Freude. Nach der portugiesischen Verfassung ist der König unverantwortlich, seine Handlungen weise über jede Discussion erhaben — aber nur für Portugiesen. Auch Spanien sah bereits im Nachbarlande Stimmen gegen seine Schwäche, die einige als geheimes Einverständniß mit dem Marschall, andere, gewiß verleumderisch, als eine Folge zu reichlicher Tafelfreuden ansehen.

Saldanha hat merkwürdiger Weise die politische Idee, die ihn bestimmt hat gewaltig in's Getriebe der Staatsmaschine einzugreifen, nicht bekannt gemacht. Es könnte daher sein, daß er iberische Pläne im Schilde führt. Wenn man aber bedenkt, daß Spanien, sobald es erfährt was in Lissabon geschehen, einem Geschwader, das dort einlaufen sollte, den Befehl ertheilte umzukehren, so kann man die Dosis iberischer Ideen, die in den Handstreiche möglicherweise liegen, nicht sehr hoch anschlagen. Ferner weiß man ziemlich bestimmt, daß Saldanha allerlei Mittäge gemacht worden sind um sich zurückziehen.

Die Regierung wollte seiner Frau, die früher eine Wirthschaft in London hatte, eine der höchsten Würden im Palast geben; dem Herzog selbst als Gesandten nach Rom mit einem Jahr-Gehalt im voraus bezahlt schicken, seine einschlagene Eisenbahn um den Preis kaufen, ihm seinen Gehalt als Gesandter in Paris vom Tage seiner Entlassung an vollständig einhändigen und ihn nach Frankreich als Vermittler in einer Eisenbahnfrage senden. Diese Anträge führen unwiderstehlich auf den Gedanken der Herzog habe den Streich nur angefangen um seine sehr zerrütteten Vermögensumstände aufzubessern. Er könnte aber die Rechnung ohne den Wirth gemacht haben. Das Land ist ruhig; es findet, daß die Macht aus den Händen eines schwiegenden Herzogs in die eines revolutionären Herzogs gerathen ist. Aber Porto sammelt sich.

Geschichte eines Rekruten von 1813.

Von Erckmann-Chatrian.

(Fortsetzung.)

Man sah in das Innere der Höfe und ich, der ich noch nicht an dergleichen gewöhnt war, hielt mich dicht an den Thurm, aus Furcht, hinabzustürzen. Ich wagte nicht, mich her über zu neigen und wäre stehen geblieben, wenn Brainstein nicht zu mir gesagt hätte: „Kommen Sie, Hr. Joseph, und sehen Sie, ob die Uhr richtig zeigt?“. Ich zog die große Uhr Hrn. Guldens hervor, welche die Sekunden anzeigte, und sah, daß die Thurmuhr sehr zurück geblieben war. Brainstein lauf mir die Gewichte aufziehen; auch brachten wir die Zeiger in Ordnung. — „Die Uhr bleibt im Winter immer zurück,“ sagte er, „wegen des Eisens, das von der Kälte leidet.“

Als ich mich mit diesen Dingen ein wenig vertraut gemacht hatte, fing ich an, die Umgegend zu betrachten. Bald fand ich die „Bier-Winde“ heraus und das Haus der Tante Gretel. Grade stieg Rauch aus dem Schornstein wie ein blauer Faden zum Himmel empor. Ich dachte mir im Gedanken die Küche vor und sah darin Katherine in Holzschuhen und den Jungen, wollenen Jack, wie sie am Herde saßen und an mich dachte. Ich war so von diesem Gedanken ergriffen, daß ich die Kälte gar nicht mehr fühlte; ich konnte meine Augen gar nicht mehr von dem Schornstein abwenden. Vater Brainstein, der nicht sprach, um sich herumsah, sagte: „Nun, da wir Zeit haben, Joseph, jetzt sind ungefähr bei Schnee alle Wege mit Menschen bedeckt; die große Neuigkeit hat sich schon verbreitet, und Jeder will genau sein Unglück erfahren.“ Ich sah, daß er Recht hatte; alle Wege, alle Fußsteige waren mit Leuten bedeckt, die der Stadt zu liefen; und auf dem Markte wurde vor dem Rathhause und der Post die Menschenmasse immer größer. Man hörte ein großes Gesumme.

Nachdem ich von Neuem das Haus Katherinens betrachtet hatte, wandte man endlich wohl Hinabsteigen, weil ich fingen an mich auf der steinernen Treppe zu drehen, wie wenn wir in einem Brunnen stiegen. Von der Orgel aus sahen wir, daß die Menge in der Kirche viel größer geworden war. Alle Mütter, alle Schwestern, alle alten Großmütter, die Jungen und armen, kleinen Mädchen saßen auf den Knieen im tiefsten Stillschweigen; sie beteten für die Ihrigen, Alles gelobend, wenn sie dieselben nur noch einmal wiedersehen könnten. — Anfangs begriff ich dies nicht recht, bald aber kam mir der Gedanke, daß, wenn ich im vorigen Jahre fortgegangen hätte, meine auch dort liegen würde, um zu beten und mich vom Herrgott zurückzuforden. Dies durchschnitt mir die Seele und ich fühlte, wie ich am ganzen Körper zitterte. — „Sehen wir, gehen wir,“ sagte ich zu Brainstein, „es ist schrecklich!“ — „Ja, mein Sohn,“ sagte er, „es ist schrecklich!“

Wir stiegen die Treppe hinab und ich ging quer über den Markt zu dem Herrn Kommandanten Mounier, während Brainstein den Weg nach seinem Hause einschlug. An der Ecke des Rathhauses sah ich einen Ausruf, den ich mein ganzes Leben nicht vergessen werde. Der war so groß wie ein Anschlagzettel, und mehr als 500 Personen aus der Stadt und vom Lande, Männer und Frauen, dicht zusammengedrängt, sahen ganz bleich und mit vorgestreckten Köpfe in tiefstem Schweigen auf den Zettel wie auf einen Schreckschuß. Sie konnten ihn nicht lesen, und von Zeit zu Zeit sagte der Eine oder Andere auf Deutsch oder Französisch: „Sie werden doch wohl nicht alle todt sein! . . . Einige werden doch wohl wiederkommen.“ — Andere schrieen: „Aber man sieht Nichts . . . Man kann nicht unterkommen!“ Eine arme alte Frau ganz hinten hob die Hände empor und schrie: „Christoph, mein armer Christoph!“ — Jeder dachte nur an sich. — Hinten kamen immer Andere durch das deutsche Thor.

Endlich trat der Stadt-Sergeant Harmentier aus der Menge hervor und stellte sich auf die oberste Stufe der Treppe mit einem Anschlagzettel gerade so, wie der an der Mauer war; einige Soldaten folgten ihm. Alle Welt eilte herbei und Vater Harmentier las den Zettel vor, den man das neunundzwanzigste Bulletin nannte, in welchem der Kaiser erzählte, daß während der Rückzuges jede Nacht die Pferde zu Tausenden umgekommen seien. — Von den Menschen sagte er Nichts! — Der Sergeant las langsam und Niemand stützerte ein Wort; die alte Frau, welche kein Französisch verstand, hörte gerade so wie die Anderen zu. Man hatte eine Rücke fliegen hören können. Aber als er an die Stelle kam: „Unsere Kavallerie war so vollständig ohne Pferde, daß man die Offiziere, denen noch ein Pferd geblieben war, vereinigen mußte, um daraus wier Kompagnien zu bunderfünfzig Mann zu bilden. Die Generale thaten den Dienst der Kapitäne und die Obersten den der Unteroffiziere“ — als er diese Stelle vorlas, die deutlicher als alles Uebrige das Unglück der großen Armee zeigte, da ließ sich das Geschrei und Geseufze von allen Seiten hören; zwei oder drei Frauen wurden ohnmächtig . . . , man führte sie fort.

Es ist wahr, daß jener Zettel noch hinzufügte: „Die Gesundheit Sr. Majestät ist niemals besser gewesen,“ und dies war eine große Beruhigung. Unglücklicher Weise konnte aber dies den Leichtsinn dort tausend Menschen das Leben nicht zurückgeben, die im Schnee begraben lagen; auch gingen die Leute sehr traurig davon! Andere aber kamen dazwischen, welche Nichts gehört hatten, und von Stunde zu Stunde kam Jammer herum, um das Bülletin zu lesen. Dies dauerte bis an den Abend und jedesmal war es dasselbe. Ich eilte davon und hätte am liebsten gar Nichts davon gehört.

Als ich bei dem Platzkommandanten in den Salon trat, fand ich ihn beim Frühstück. Er war bereits ein alter Mann, aber von ganz Gesundheit, mit rothem Gesicht und vorzüglichem Appetit. — „Ah, Du bist es!“ redete er mich an. „Hr. Gulden kommt also nicht?“ — „Nein, Hr. Kommandant; er ist krank — wegen der schlechten Nachrichten.“ — „Ja, ja,“ sagte er, ich begreife das,“ wiederholte er, sein Glas leerend; „ja, es ist ein Unglück!“ — Und während ich die Glocke der Stutzuhr abnahm, fügte er hinzu: „Bah! sage nur Hrn. Gulden, daß wir Genugthuung nehmen werden . . . Was, Teufel, man kann nicht immer Glück haben! Seit fünfzehn Jahren haben wir sie Alle besiegt, nun ist es billig, daß wir ihnen einmal diese kleine Entschädigung gönnen. Uebrigens ist ihre Größe geretlet, und wir sind nicht geschlagen worden. Wären der Schnee und die Kälte nicht eingetreten, würde es bisjen arretirenden Gefechten gegangen sein. Aber ein wenig Geduld; die Truppenkörper werden bald wieder vollzählig sein und dann: Aufgepaßt!“

Ich zog die Uhr auf; er stand auf und kam herbei es anzusehen, da er ein großer Liebhaber der Uhrmacherei war. Er stieß mich dabei mit seinem Miene in's Ohr und ich mich zurückfahren wollte, mir zu, indem er seinen großen Oberrock, den er zum Essen geöffnet hatte, wieder zuknöpfte: „Sage Vater Gulden, er möge ruhig schlafen, der Tanz werde im Frühling wieder losgehen; sie werden nicht immer den Meister sie sich haben, diese Kalmücken. Sag' ihm das!“ — „Ja, Hr. Kommandant,“ antwortete ich, indem ich die Thüre schloß.

(Fortsetzung folgt.)

Einiges aus Japan.

I.

Will ich ein kleines Bildchen von Japan geben, so können dies natürlich nur Beschreibungen hervorragender Sehenswürdigkeiten des Kulturcharakters sein, zweite Skizzen des täglichen Lebens in Straße und Haus. Wissenschaftliche und statistische Angaben kann ich nicht geben; auch würde dies eine sehr undankbare Arbeit sein, da in dieser Hinsicht über Japan bereits sehr viel und — bedeutend mehr geschrieben ist, als die betreffenden Autoren neunte worten können. Denn nur wenigen Europäern ist es bekanntlich bis jetzt gestattet, irgend nähere Einblicke in die Geschichte, Politik, Religion ꝛc. des Landes zu erlangen. Von dem früheren Verkehre der Japanesen mit den Portugiesen und Holländern kann man ganz absehen. Die Portugiesen wurden bald wieder vertrieben und den Holländern war später nur die kleine Insel Dejima bei Nagasaki zum Wohnsitz angewiesen; die Zahl der Schiffe, welche jährlich kommen durften, war auf zwei oder mehr bestimmt, und der ganze Handel ging ausschließlich durch die Hände einiger japanesischen Beamten, indem die Brücke, welche von Dejima nach Nagasaki führte, durch Thor und Wache abgesperrt war. Kein Holländer durfte das Festland betreten und kein Japanese die Insel — bei Todesstrafe.

Die wenigen Spuren, die ein solcher Verkehr zurücklassen konnte, waren lange und gänzlich verwischt, als Japan vor zehn bis zwölf Jahren von Neuem in den Verkehr mit den Europäern getreten ist. Aber lange nur vielleicht und Chinesen, besonders Fremde, denn die Amerikaner und Chinesen spielen hierbei eine sehr wesentliche Rolle.

Augenblicklich sind 6 Häfen für den Fremdenverkehr geöffnet, Nagasaki, Osaka, Yokohama, Hakodade, Niigata und Yeddo; die beiden letzteren erst seit dem ersten Januar 1868 und 69 resp. Die Umgebung dieser Häfen ist nur auf einige Meilen dem Fremden freigegeben; das ganze Innere des Landes dagegen ist jedem Ausländer verschlossen und nur ausnahmsweise, wie z. B. zum Besuche warmer Heilquellen oder zum Ankaufe der Seidenraupeneier, wird dem Fremden von der Regierung ein Paß für eine bestimmte Reiseroute ertheilt. Daß man auf diesen erlaubten Reisen natürlich den Revolver nicht zu Hause lassen darf, versteht sich von selbst; ohne Regierungspaß aber würde sich Niemand in das Innere wagen. Die wenigen Japanesen, welche im Verkehre die Fremden und den Vortheil aus diesem Verkehre kennen gelernt haben, möchten den Fremden jetzt wohl bulden; aber Tausende von Einwohnern der größteren Häfen hassen den Eindringling, und alle Bewohner des inneren Landes hassen und fürchten den „Tojin“ das ist dem Fremden, wie den bösen Geist. Jeder Japanese hofft in Stillen sich, daß eine Zeit kommen wird, wo es ihnen vergönnt, das „Reich der aufgehenden Sonne“ von den Tojin's zu befreien; und wenn die verschiedenen Kriegsschiffe aller Nationen ihnen nicht den Erfolg ihrer freundschaftlichen Wünsche unzweifelhaft machten, so wäre der Versuch schon längst gemacht.

Nachdem der Taikun, das ist der weltliche Herrscher, im vorigen Jahre durch den Mikado, das ist den geistlichen Herrscher, gestürzt worden, versammelte der Letztere, jetzt also Alleinherrscher, die Daimio (Fürsten) des ganzen Landes zum ersten Parlamente in Yeddo, um die Grundlinen und Grundlagen der neuen Regierung zu berathen. Dabei war die Angelegenheit der Fremden eine der wichtigsten Fragen. Eine nur schwache Majorität entschied endlich nur dahin, daß den Repräsentanten der Fremden, im Falle eines Angriffes auf sie, doch zu hart sein würden, daß Japan zu einem solchen Angreifen noch nicht kräftig genug sei, und daß man also noch abwarten, erst noch mehr von den Fremden lernen müsse.

Auch der Japanese lernt vom Fremden außerordentlich viel, leicht und gern! Man kann behaupten, daß kein Volk der Welt in dem kurzen Zeitraume von 10 Jahren, so viel von anderen Völkern angenommen hat, als das japanesische. Dieses sieht hierin im Gegentheil zu den Chinesen, welche man schon so lange Jahre in den Verkehr mit der übrigen Welt eingetreten, und doch hält er mit einer seltenen Hartnäckigkeit am Alten fest; er nimmt keine fremden Sitten an, das einzige von Fremden eingeführte Kleidungsstück ist etwa ein Filzhut, und dann ist der Träger eines solchen Hutes überdies meist ein aus Amerika, überhaupt dem Auslande zurückgekehrter Arbeiter. Außerdem ist nach des Fensterglas im nördlichen, kälteren Theile von China oft gegen die früheren Papierschieben vorzuziehen — das ist Alles, was der Chinese von Fremden angenommen hat. Der Japanese dagegen ahmt dem Ausländer in allen Dingen nach, wo und wie er irgend kann. Während ein Chinese in europäischer Kleidung von seinem Volke verachtet sein würde, ist dies beim Japaner umgekehrt; unendlich viele Japaneser sind schon halb europäisch, halb japanesisch gekleidet und man findet sogar schon solche, die kaum von Europäern zu unterscheiden sind. Während im Allgemeinen der Mann eine runde Platte in der Mitte des Kopfes trägt und sich die noch stehenden Haare binten zu einem Zopf zusammenbindet, der in einem Strang geflochten und dann nach vorn über die Platte gelegt wird, sieht man auch schon sehr Viele mit europäischer Haartracht.

Mit diesem Steamer gehen jetzt mehrere Japanesen nach Europa, um die Fremde kennen zu lernen. Bis vor Kurzem noch war es jedem Japaneser verboten, das Land zu verlassen — wie denn auch alle japanesische Fahrzeuge, (Djunken) auf Befehl der Regierung so klein und schwach gebaut waren und noch sind, daß Niemand sich damit weit vom Lande entfernen kann. Jetzt nun sieht die Regierung wirklich vorwärts schreiten zu wollen; es sind im letzten Jahre mehrere Leuchthürme gebaut, es ist ein Telegraph von Yokohama nach Yeddo errichtet und es wird in diesem Jahre die erste Eisenbahn in Angriff genommen werden. Ebenso ist die Ausfuhr des Kupfers freigegeben. Um wenn es geht, eine Eisenbahn fertig, dann wird sich die Civilisation schnell Bahn brechen, Kupfer- und Kohlenminen werden aufgeschlossen und von Fremden bearbeitet und der Reichthum an Gold, Silber und vielen anderen Erzen wird an das Licht treten. Es existirt hier in Yokohama schon eine kaiserliche Eisengießerei, aus der kürzlich eine sehr hübsche eiserne Brücke hervorgegangen ist. Die Kriegsflotte der Japanesen besteht aus fremden Schiffen, die sie antauften, und die sie sehr gut zu manövriren verstehen. Als vor einigen Jahren der erste Steamer gekauft war, und die Japanesen die erste Uebungsfahrt damit machten, dampften sie lustig aus dem Hafen hinaus und kamen auch wieder wohlbehalten zurück, aber — das Dampfrohr wollte nicht stehen, es segelte über die Todtmasse hinweg und verwandte im Kreise im Hafen umher, bis es endlich bei einem anderen Dampfer dicht vorbei lief und seine Lenker baten, den Ingenieur an Bord zu senden, — da ihr eigener Ingenieur vergessen hatte, wie die Maschine zu „kopfen“ sei.

Der Boden des Landes ist außerordentlich fruchtbar, das Klima schön und die Vegetation sehr üppig; reiche Tropenvegetation, aber kräftig und meistens immergrüne Laub- und Nadelhölzer. Eine der schönsten Pflanzen ist die Camellie, die hier gefüllt; und die wuchte, wilde, in Bäumen von 40—50 Fuß Höhe; wenn solche Bäume aber Ende Februar und März in Blüthe stehen, so ist dies ein prachtvoller Anblick — das glänzend dunkelgrüne Laub und die weißen rothen Blumen. Und diese Buschkamelien ist, daß hier gefüllte Camelie bei 3—4 Grad Reaumur Frost im Freien schön und kräftig blüht. Einige Palmen gibt es auch, und der Bambus ist nirgends so schlank, hoch und gerade als in Japan; eine schöne Zierde sind auch die hohen Farne und Zimmergewächse, die der Japanese sehr künstlich zu ziehen versteht, und aus denen er alle möglichen Gestalten, Häuser, Menschen u. d. Thiere formt.

Das Land ist eine herrliche Reihe von Hügel und Thal, in den verschiedensten Schattirungen von Grün gekleidet; und reizende Aussichten eröffnen sich Auge. Das einzige Unangenehme sind die häufigen Erdbeben. Diese sind indeß in letzter Zeit so wenig gefahrdrohend gewesen, daß jetzt viele zweifelhafte Häuser gebaut werden, was man früher aus Furcht vor Erdbeben stets unterließ.

Die Häuser der Japanesen sind ein sehr luftiges Gestell aus Holz mit Papier verklebt. Zwischen dem Hause eines Fürsten und eines Arbeiters ist kein großer Unterschied — bei Ersterem sind zwar die Matten, mit denen jedes Japanesenhaus ausgelegt ist, von feinerer und weicherer Qualität, die sonstige Bauart und die den Japanesen eigene große Reinlichkeit ist überall dieselbe. Vor der Thüre des Hauses oder im Vorsaal bleiben die hölzernen Schuhe und die Strohpantoffeln stehen, die Wohnzimmer werden nur auf den Strümpfen betreten; auf Matten ist bleiben die Matten in größter Sauberkeit! Die Holzschuhe bestehen nur aus der Holzsohle unter dem Fuße die nach unten zwei den Boden berührende Leisten hat und an dem Fuß durch ein Band festgehalten wird, welches zwischen der großen und den übrigen Zehen durchgeht und dann an beiden Seiten über den Fuß nach hinten an die Holzplatte befestigt ist. Die Kleidung besteht bei beiden Geschlechtern aus einem Kleidungsstück, ähnlich unserem Schlafrocke, nur mit weiten Aermeln; im Sommer tragen sie 1 oder 2 solcher Röcke über einander, im Winter 6 über einander. Der Gürtel (obi) hält die Kleider zusammen und wird beim Manne auf das vorletzte Kleid festgemacht, so daß das oberste schließlet. Bei der Frau dagegen ist dieser Obi, der auf dem oberen Kleidungsstück getragen wird, so lang, daß sie ihn 10 bis 12 mal um den Körper nehmen kann. Der Kopfputz der Japanerin gleicht dem der Europäerin, mit Chignon thurmartig nach oben gebaut und von langen Nadeln gehalten, die aus Elfenbein, Schildpatt, Silber und Gold gefertigt sind. Die Gesichter der Japanesen sind schon sehr häufig weiß von einer Fülle, warum sie sicherlich von vielen Europäerinnen beneidet werden würde. Die Mädchen haben schöne weiße Zähne; sobald sie aber Frauen werden, färben sich die Zähne schwarz — weil sie dann nicht mehr schön zu bleiben nöthig haben, um einen Mann zu gefallen. Jede Nachricht der Japanesen besteht aus Reis und Fisch, alle übrigen Nahrungsmittel verschwinden neben diesen beiden. Die Regierung hält in großen Speichern Reisvorräthe aufbewahrt, um im Falle von Mißernten das Land auf 6 bis 8 Jahre mit Reis versorgen zu können.

Die Häuser in den Städten sind alle sehr klein und dicht aneinander gedrängt, so daß, wenn ein Feuer ausbricht, meist ein paar Straßen, oft ein ganzes Stadtviertel niederbrennt. Letzteres ist ein sehr häufig vorkommendes Ereigniß, denn es Löschen ist bei der Bauart von dünnem Holz und Papier nicht zu denken; das Feuer endigt erst dann, wenn der Wind es noch irgend einem freien Platze hintreibt, oder wenn eine ganze Straße abgerissen wird, um dem Brande die Nahrung zu nehmen. Wunderbar aber ist es, wie rasch nach einer Feuersbrunst die neue Stadt wieder entsteht — einige Stunden nach dem Unglücke wird mit dem Bau der Häuser schon wieder begonnen, und so ereignet es sich, daß beim großen Brande in Yokohama 1866, wobei die ganze Stadt, japanesischer und Fremdenstadttheil abbrannte, eine ganze Straße, die am zweiten Tage schon wieder stand, durch Umsehen des Windes zum zweiten Mal ein Raub der Flammen wurde. Feuerversicherung kennt der Japanese nicht; doch hat jeder größere Kaufmann feuerfeste Speicher, worin er seine werthvollen Waaren lagert. Diese Speicher sind aus dreifüßigen Lehmmauern aufgeführt, und werden die kleinen Thüren und Fenster in Zeit der Gefahr aus einem Gefäße, welches mit weichem Thone gefüllt, jetzt breit, dicht und klebrig verschmiert. Das Volk von Dai Nippo, d. h. vom „schönen Japan“, ist in 5 Klassen eingetheilt: Außer dem Mikado, welcher mit seiner Familie von der Sonne abstammt, sind da, also

1) Die Prinzen (Daimios) und Edlen, oder Feudalherren.

2) Priester, Yokonin (Offiziere und hohe Beamte) und Soldaten.

3) Niedere Beamte und Doctoren.

4) Kaufleute.

5) Bauern und Tagearbeiter.

Die ersten beiden Klassen sind die geachtetsten und haben das Vorrecht, 2 Schwerter zu tragen; die dritte Klasse ist auch noch respectabel, aber 4 und 5 sind verachtet; der Arbeiter, wegen seines niederen Bildungsgrades, und der Kaufmann, weil er so wenig Energie und ritterlich ist und in Unthätigkeit sein Geld verdient.

— [Der kluge Advokat.] Der Rath P. wurde einmal von dem Kläger gefragt, warum er als ein gelehrsamer und rechtschaffener Mann, immer sich über falschen Prozessen ertappen liege. „Mein Herr,“ antwortete der Rath, „ich bin so lange gewohnt, gute Prozesse zu verlieren, daß ich es nun für besser hielt, auch nun einmal schlechte zu übernehmen.“

— (Eine kuriose Geschichte.) Gegen einen steirischen Gerichtsdoctor, seiner Zeit Abgeordneter — der Ehrenmann ist schon verstorben — waren eine Menge Denunciationen eingebracht und wurde ein Appellrath abgesandt, um die Sache an Ort und Stelle zu untersuchen. Lassen wir sie unseren Sachsen, der sich als alt gewordener erweisen, unumwunden und verständig gegen einen Besuch äußert. Der Fall war ein schwerer, denn der Director hatte sich Exzesse, während des Verhörs, von einem Angeklagten, bei übrigens, einen wie andern, sehr ungünstigen Verhältnissen, Perlen angenommen. Der Director wußte sich besser auf ihn aufgrüdten Besuchung nicht zu erinnern. Der Angeklagte, der damals die erwähnte Besuchung verübt haben sollte, wurde vorgeladen und gab zu Protokoll, daß es leider eine Thatsache sei. Der Appellrath ging weg, bei der Sachverhalt mit allen Umständen recht genau zu bescheiden. In erschöpfender Weise hinund hereinbend, aber immer nicht zur Pointe kommend, that er es, zog drei Dose heraus, nahm eine Prise, hielt die Dose dem eifrig lauschenden Appellrath hin, der hineintippte und seine Nase bekam, worauf der Verhörte rasch damit schloß: „Herr Rath, — so war's!“ — Die Unterhaltung wurde zwar niedergeschlagen, aber trotzdem Kaufpreis oder Vortheil nicht figurt waren, war sie doch eingeleitet.

Musikalien.

Beliczay J. v. Zwei Chaselen: Im Walser weigt die Lilie. — Die Sterne leuchten und Rillet ist gut. Für 1 Singstimme mit Begleitung des Pianoforte. Preis 36 kr.

dito. Zwei Lieder: Der schwere Abend. — O stille dies Verlangen. Für 1 Singstimme mit Pianoforte-Begleitung. 36 kr.

Brunner, C. Wiederlehen — Sie weilt in der Ferne. Zwei Melodien für Harmonium. 45 kr.

dito. Alpenblumen. Steirische Original-Weisen für Harmonium. 45 kr.

Bohr Fr. I. Le papillon d'or. (Bluette.) II. Douce Mélancolie (Mélodie gracieuse). Deux Morceaux pour piano. Jedes einzeln 1 fl. 50 kr.

Hölzel, G. Da Kerschdam oder Wie's halt geht, auf Kobelis altbairischen Gedichten in Musik gesetzt für 1 Singstimme mit Pianoforte-Begleitung. Preis 36 kr.

Brunner, Ed. Serenade pour Orgue-Harmonium. Preis 36 kr.

dito. Tout seul! Pensée musicale pour dito. dito. Preis 36 kr.

dito. Rêve d'une jeune fille dans les bois. Idylle, pour Orgue-Harmonium. Preis 54 kr.

dito. Liebestraum. — Schwebergig. Zwei Tonstücke für Harmonium. Preis 45 kr.

Baumbuchner, Fr. Memento für Pianoforte. Preis 45 kr.

dito. Ständchen für Pianoforte. Preis 45 kr.

Metz, Fr. Tanz auf Schloß Castello, auch „Die Nachtwandlerin“. Clavierauszug zu 4 Händen. Preis 54 kr.

Jiczek, C. H. Entre nous. Polka française für Pianoforte. Preis 54 kr.

dito. Knall-Effecte. Walzer für Pianoforte. Preis 54 kr.

Für die Redaction verantwortlich Carl Luzdeck. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Hiezu der Intelligenz-Anzeiger Nr. 22.

Digitized by Google

Pfälzer Demokrat

und

Sonntags-Blatt.

Organ der deutschen Volkspartei in der Pfalz.

Wöchentliche Gratis-Beilage „Pfälzischen Volkszeitung.“ | Für Nichtabonnenten der „Pfälz. Volkszeitung“ vierteljährlich 18 kr.

Nro. 23. Kaiserslautern, 5. Juni. **1870.**

* „Oesterreichische Entwirrung —

so müssen wir wohl und dürfen wir wohl im Gegensatz zu unserer letzten Besprechung („österreichische Wirren“) die Wendung bezeichnen, mit der die Neue Beust-Potocki nunmehr definitiv eingeleitet ist, schreibt die D. C. Wir erklären vorweg, daß wir sie mit Freude und mit Genugthuung begrüßen, und wir halten es für unsere Pflicht, in diesem Centralorgane der deutschen Volkspartei mit allen Kräften dahin zu wirken, daß sie von unserer Partei im großen Sinne erfaßt und gewürdigt werde. Nicht gemeint, den Unterschied zwischen der Volkspolitik, der wir dienen — der Ausdruck ist nicht geschickt, geben wir zu, aber gerade in seiner Unbedeutendheit mag er in solchem Zusammenhange am besten dienen — nicht gemeint, den Unterschied zwischen dieser derberen Volkspolitik und der vielleicht nur zu glatten und snaisserenden Politik Beust-Potocki mindestens zu verkleinern oder zu verwischen, meinen wir doch, in voller Uebereinstimmung mit den Grundsätzen unserer Partei, meinen wir voll und ganz in der Redlichkeit der Partei zu bleiben, wenn wir auf das dringendste empfehlen, mit der neuen Aera Beust-Potocki ein Verhältniß der Verständigung und des Vertrauens einzugehen. Es ist viel gefehlt worden, von der deutschen Presse gerade in den letzten kritischen Wochen. Es ist nicht unsere Art — das weiß man — uns als Beichtvats-Pfaffen auszuspielen. Dadurch haben wir uns in den vielverschlungenen österreichischen Wirren zurechtzufinden gesucht, und was wir als Ergebniß fanden, haben wir stets unter Vorbehalt, niemals als Unfehlbare und Wissende hingestellt. Aber wir hatten den Vortheil, ein klein wenig anderswo das Spiels der Ereignisse Tagesweilen zu sehen, und, nicht mit Correspondenten reich gesegnet, waren wir zugleich davor geschützt, nicht von denen irregeleitet zu werden, die jede wechselnde Stimmung in dem leichtlebigen und — unter uns — lustig kritisirenden Wien als „der Weisheit letzten Schluß“ in die Welt hinausgeben. Wir hatten ferner den Vortheil, von den Wiener Tagesblättern immer mehrere Nummern vergleichen zu können, und da (wer sagen's ausrichtig) ist es ein Kunststück, auf seiner Hut zu bleiben. In den Wiener Blättern ist ein frischer Zug, ein warmes Leben, wie sonst nicht leicht in der deutschen Presse, oder Tagesblätter sind sie im eminenten Sinne und das will sagen: oft im schlimmen Sinne des Worts; sie hieuen dem Tage; jede Nummer soll ein kleines Ereigniß sein; es ist eine Konkurrenzpresse für den Augenblick, bei der nur zu oft die Thatsachen des folgenden Tages mit den Raisonnements des Vortages so gründlich aufräumen, daß die ganze Sorglosigkeit und angelehte Gewohnheit des Publikums dazu gehört, immer wieder 24 Stunden auf die Worte der Weisen zu schwören. — — Aber wohin gerathen wir?! Indem wir die Vortheile einer vergleichenden Kritik, welche die Art unseres Blattes ermöglicht, uns und den Lesern vergegenwärtigen, kommen wir in ein Thema, das freilich angesichts der steigenden Bedeutung der österreichischen Dinge seine große Wichtigkeit für Information des deutschen Volkes und die Richtigstellung seiner Urtheile über Oesterreich hat, aber hinter den merkwürdigen und inhaltschweren Thatsachen selbst, die sich da wälzigen, weit zurücksteht. Abschließend genügt uns zu constatiren, daß wir bei den Angstrufen, die durch Deutschland hallten, die Gemüthsruhe, die Hoffnung, den Kopf behalten haben, und daß es für einige unserer Freunde nun wohl an der Zeit ist zu einlenken amende honorable.

Slawisirung ist nicht; im Gegentheil, die Czechen wüthen. Verfassungsbruch ist nicht; im Gegentheil die Coalition der Ultramontanen und Feudalen ist geschlagen, und Andrassy persönlich nicht nur, nein, die ganze Deak-Partei (soweit nach ihren Organen zu schließen) hat eifrig Partei genommen gegen die Machenschaften von Moritz Esterhazy, Leo Thun, Clam-Martinitz und Gen., und kommt der Politik Beust-Potocki mit Wohlwollen entgegen. Zerbrüderung des Reiches ist auch nicht; vielmehr soll ein Vollparlament die Einheit des Reiches auf die stärkste Grundlage, die des allgemeinen Volkswillens gründen. Wir meinen, all das zusammen läßt sich so gut an, daß es auf eine blutige Beantheilung nolens volens hinauslaufen muß.

Die amtlichen Aktenstücke, welche die neue Wendung der Dinge einleiten und charakterisiren, sind so mannigfaltig und bedeutungsvoll, daß wir sie heute zu erschöpfen nicht hoffen dürfen. In wenig Tagen hat sich das interessirte Material zusammen in die Oeffentlichkeit gedrängt. Die Häufung, schreint uns, ist absichtlich. Die durch die unsinnigsten Gerüchte und nicht minder durch die Unsicherheit der wochenlang kritischen Lage hervorgerufene Aufregung der Gemüther bedurfte einer harten Gegenwirkung, und die schon oft berührte Geschicklichkeit des Reichskanzlers, den Zeitpunkt für seine Publicationen richtig zu wählen — wir erinnern an die beim Schützenfest publicirte „Stoß-ins-Herz-Depesche“ u. dgl. — hat sich auch diesmal erprobt. Das Rieger'sche Memorandum, der Potocki'sche Vortrag an den Kaiser, des Kaisers entscheidende Verordnung, die Beust'sche Circular-Depesche vom 28. April, endlich das Programm der Wiener Conferenz deutscher Vertrauensmänner vom 22. d. (welches man kommen sah und gewiß nicht ohne Absicht kommen hat) — das alles bildet einen Cyclus von innerlich connexen Aktenstücken, die jedes die Lage von einer anderen Seite beleuchten, und alle zusammen ein so helles Licht auf sie werfen, wie es den Mitlebenden selten bei einem Stück Zeitgeschichte vergönnt wird.

Das Rieger'sche Memorandum ist an Hochverrath, Landesverrath, aber wir hoffen, daß man klug genug sein wird, an den alten Prozessen genug zu haben — das Rieger'sche Memorandum vergegenwärtigt alle Schwierigkeiten, Leidenschaften, übermüthigen Präsidentenlaunen der czechischen Ultra's, mit denen Potocki seinen Ausgleichsversuch unternahm. Der Weiß ist es neu, der österreichischen Regierungswelt nicht, sie kennt es seit anderthalb Jahren, da Napoleon es sofort an Grammont und dieser an Beust mittheilte. Im Besitz dieses Memorandums konnten Beust-Potocki den Ausgleichsversuch freilich wagen; sie wußten, sie hatten's schwarz auf weiß: mit dieser Partei mußte der Versuch mißlingen: das constatirt und jenes Memorandum publicirt — uns dünkt, der Coup ist zwar nicht jedermanns Sache, aber daß er geschickt ist, wird jedermann anerkennen. Auch darf billig gefragt werden, ob die Partei eines solchen Memorandums schonungslos bloßzustellen nicht Pflicht und Recht sei. Nun ist sie moralisch ruinirt, bei der Krone, bei der deutschen Bevölkerung, bei den Ungarn, und dieser moralische Sieg über die Ultra-Czechen, wie er einerseits eine gute Meinung von der geschäftlichen Tüchtigkeit Potocki's erweckt, wird andererseits den ferneren Ausgleichsversuchen zur innern Consolidirung des Reiches auf föderativer oder (was man in Oesterreich lieber hört) autonomistischer Grundlage gewiß das Gelingen erleichtern. Wer mit solchen Extremen dreht, erleichtert sich die Verständigung mit den Verständigen.

Der Potocki'sche Bericht an den Kaiser mit der Motivirung des Abbruchs der czechischen Verhandlungen und der Befürwortung der (darauf erfolgten) Auflösung der Landtage und des Abgeordnetenhauses des Reichsrathes ist der gerade Gegensatz zu der Rieger'schen Brandschrift. Das Reich behauptet sich, das Reich bildet sich um, bildet sich weiter. Mit ruhiger Hand wird der feste Punkt gelegt, von welchem die Neugestaltung ausgehen soll. Indem der böhmische Landtag abtritt nicht ausgelöst wird, erhalten die Ultra-Czechen einen weiteren thatsächlichen Beweis, daß man seinen Weg geht ohne sie, gegen sie. Wer so anfängt, zeigt Entschluß und Muth. Das thut Noth. Wir hoffen guten Fortgang.

Die Beust'sche Circulardepesche ist schon durch ihr Datum interessant. Bereits am 28. April also war man im Ministerium sicher, daß den Rieger und Genossen gegenüber (um mit den Schlußworten der Depesche zu reden) „die Geschichte, der Gesetzgebung und die oberste Staatsgewalt forschreiten werden, ohne auf sie zu hören.“ Der Inhalt selbst charakterisirt sich als ein so bestimmtes und bewußtes Programm für ein echt verfassungsmäßiges Regiment, daß wir zur Ausführung nur Zeit wünschen und — Treue. „Das parlamentarische Regierungssystem zur Realität zu erheben“ — „die Bildung eines Volksparlaments“ — „Herstellung eines aus unmittelbaren Wahlen hervorgegangenen Reichsraths“ bei vereinfachtem Wahlsystem — „Autonomie, Selbstverwaltung, freie geistige wie bürgerliche Entwicklung“ zusagt — der „allgemeine Appell an die Urwähler“ als ein „vernunftgemäß begründeter Usus“ bezeichnet — und „wie sehr auch die Geister auf einander prallen mögen, dieser geistige Proceß mußte einmal durchgemacht werden“ — das ist eine Sprache, auf die nach Ansicht gewisser Leute nur Preußen ein Recht hat. Wenn Beust das wenigen benehmenswerthen Worten, die Sprache zu mißbrauchen, an Preußen überläßt, dann wollen wir's loben. Indem er als auswärtiger Minister in einer diplomatischen Depesche, die er nicht zu erlassen brauchte, aber zu erlassen sehr gut gethan hat, eine solche Sprache spricht, bindet er sich freilich an die darin liegende Verpflichtung, und nach unserem Empfinden ist das die für einen Mann allerdindendste Form. Daß über dies seiner Einsicht die in einer freiheitlichen Entwicklung liegenden Machtmomente klar sind und daß er sie für Oesterreich als die letzten Chancen einer Machtentwicklung erkennt und nothwendig findet, davon sind wir längst überzeugt, so wenig es uns einfällt, ihn deßhalb zum Freiheitsmann zu machen.

Das letzte Stück dieser österreichischen Zeitgeschichte ist das Programm jener „deutschen Vertrauensmänner“ aus allen Theilen Deutschösterreichs, die am 22. in Wien getagt haben. Denen ist offenbar die neueste Aera Beust-Potocki sehr in die Quere gekommen. Gegen Slawisirung und Verfassungsbruch u. dgl. hätte sich prächtig donnern und wettern lassen, aber der Bruch des Ministeriums

Digitized by Google

mit den geehrtesten und freudalen Ultras's war bereits ektenmäßig constatirt, und so ist's glaube abgegangen. Die ersten fünf Punkte des Programms enthalten nationale und staatsrechtliche Achtenmäßigkeiten; im sechsten wird das alte Paradepferd des Concordats einmal wieder geritten, womit man heutzutage Tages keinen Staat mehr macht, obschon man heute wie immer das Concordat förmlich heselligt wünschen. Siebentens und letztens wird „die Herabminderung des Militärbudgets durch eine zweckmäßige Umgestaltung des Wehrsystems gefordert. Mit zuletzterer Unbestimmheit ist die concreteste und brennendste aller politischen Fragen wohl noch nie behandelt worden. Was soll damit gemeint sein?; wer soll sich dafür erwärmen?! damit will man das Volk zum Narren halten, damit will man auf die Deutschen in Oesterreich packen von ihrer nationalen Seite?! — Wenn die Czechen verständig wären, so kämen sie mit dem kurzen Sachprogramm: machen wir alle wie wir da sind, Deutsche, Polen, Czechen, Magyaren, einstündige Prüfung mit allgemeiner Wehrpflicht, so und so viel Soldaten, so und so viel Millionen Kosten, basta! — und dies deutsche Programm wäre ihn. Im Ernst: es ist schwer, ernst zu bleiben. Endlich, endlich treten die „Deutschen“ aus ganz Cisleithanien zusammen und bringen richtig — was? — eben dasselbe, was sie schon in Baden, Schwaben, Bayern kein Anfänger hören lassen dürfte. Freilich, was geht sie Baden, Schwaben, Bayern an?! Denn man denke nur: in dem ganzen Programm dieser „Deutschen“ ist von Deutschland als solchem mit keiner Silbe die Rede. Als ob das deutsche Interesse, für das sie eintreten, an der österreichischen Staatsgrenze aufhört! Als ob, was aus Süddeutschland wird und wie es zu Deutschösterreich steht und umgekehrt, für sie gar nicht vorhanden wäre! Gegen das schwarzgelbschwarzen Canossa, das Concordat, eine langathmige Erklärung, gegen das blutgeschwärzte Canossa Königgrätz nicht ein Buchstabe! Ja, wie ist uns denn? Ist man denn Oesterreich deutsch, wenn man Deutschland todtschweigt?! Sind die Herren wirklich denn nichts als die abgeschriebene kümmlich preußische deutsche Partei-Opportunität? Dann nehmen sie für ihr höchst deutsches, höchst freiheitliches Programme die Prophezeihung der Vergangenheit gleich vorweg: mit bergleichen bleibt man weder deutsch noch wird man frei. Das nähere in Berlin, Abgeordneten-Haus, links.“ (Schluß f.)

* Die Lehren aus dem Plebiscit-Votum.

In einer Privatversammlung, welche am Dienstagsabend um 8 Uhr Abends zu Belleville, also gewissermaßen im Hauptquartier der republikanischen Partei, stattfand, sprach der berühmte Republikaner Gambetta, ein Mann, welcher selbst dem politischen Gegner die volle Hochachtung einflößt, beinahe anderthalb Stunden lang über die Lehren, welche aus dem Plebiscit zu ziehen wäre. Mit lautloser Stille lauschte dieses gewöhnlich so geräuschvolle und unbändsame Publicum den Worten des Redners und der allseitige stürmische Beifall, welcher seine glänzenden Auslassungen vor der Plebiscit-Schlacht in der Kammer begrüßte, blieb auch bei dieser Gelegenheit nicht aus. Selbst die Sprache der „France“ zeugt für die hohe Bedeutung der Rede. Es treten in Gambetta, sagt sie, zwei Menschen zu Tage: der Unverschnliche und der Parteiführer, der für seine Sache, die der jungen Republik, alle Bedingungen gewinnen suche, welche das Andenken an die alte und deren Verfahren ihr adspenstig mache. Herr Gambetta habe seine Rede als Tribun begonnen und als Politiker beschlossen.

Von besonderer Bedeutung ist diese Rede noch in einem Augenblick, wo sich die alten parlamentarischen Elemente von der Linken scheiden, wo aus der constitutionellen Linken eine festgeschlossene republikanische Linke wird. Die Rede lautete in ihren Hauptmomenten:

Als Ihr mich vor einem Jahre zum Ersternale mit dem legislativen Mandat bedrtet, beginget Ihr einen Akt, welcher die Negation einer jeden erblichen Monarchie war. Ich verlangte von Euch ein Mandat unverbrüchlicher Opposition. Euer Votum ist ein unmißverständlicher Akt, und das Resultat der Abstimmung, welche vor vierzehn Tagen stattfand, hat nichts daran geändert. (Beifall.) Das Plebiscit hatte, wie man gelagt hat, die Debatte über die constitutionellen Reformen hinausgestellt. Auch wir bedauern es nicht, und ich sage dieses selbst Angesichts der Ziffer von 1,500,000 negativer Voten, welche von Leuten, die vor der Abstimmung in ihrer Hoffnung übertrieben waren, als ein Zeichen der Niedertage betrachtet worden ist. Wer ist wirklich besiegt worden? Das monarchische Prinzip. Man mag sagen, daß die 7½ Millionen Ja Alles gesagt haben; nichts wird aber die Insurrection meines Gewissens unterdrücken, welches mir spricht: „Ihr müssen bewaffnen werden!“ (Bravo.) Das Plebiscit hat die Sache des Kaiserreich erschwert; es hat sie für das Democratie besser gestellt. Das Kaiserreich, welches in der Demokratie seinen Ausgangspunkt haben will, erklärt sich vor 15 Jahren für ewig, für erblich, und nach 18 Jahren stellt es das Bedürfniß, eine neue Consecration zu suchen, sich selbst in Frage zu stellen. Und was es auch sei, Mai gethan, kann es, so erklärte dasselbe, alle Tage thun. Gut! Aber ich frage Euch: was ist eine Regierung, die, nachdem sie die Ewigkeit ihrer Existenz erklärt, Euch von Zeit zu Zeit fragt, ob Ihr das Recht zu besitzen ihr zu entziehen? Das Kaiserreich erschien 1852 als das dauernde Plebiscit seine unumschränkte Grundlage ist, und 1870 verlangt es von Euch, ihm eine Grundlage zu geben. Ich erkläre, daß in einem Lande, wo Punkte von dieser Wichtigkeit jeden Augenblick zu Frage gestellt werden können, es Könige, Kaiser, eine regierende Familie, aber keine Monarchie geben kann. Es liegt darin eine Thatsache, die ein Recht birgt. Der, welcher sich der Abstimmung unterwirft und wieder unterwirft, erkennt dadurch an, daß er weder persönliche Ansprüche, noch eine persönliche Souveränität besitzt. Wo ist aber diese Souveränität? In der National-Souveränetät. Dieses ist das Recht, welches aber der plebiscitarischen Thatsache liegt. Und dieses bemerkt auch das Lächerliche des Vergleiches des Kaiserreichs mit einer Bauernhütte. Ihr denn man besitzt Gewalt einem individuellen Eigenthum gleichstellt, längnet man die Nationalsouveränetät; dagegen erkennen die, welche dieselbe vertheidigen, jene Gewalt nicht an, und darin liegt die Theorie der Unverjährlichen. Der Unverjährliche ist der, welcher seine Zuflucht weder zur Gewalt noch zur Ueberraschung nimmt. Das ist es, was den Comptoten nimmt. Das Prinzip, auf welches er sich stützt, gehört nicht zu denjenigen, welche ihren Triumph von der Gewalt erwarten. Die Unverjährlichen wissen, daß das allgemeine Stimmrecht sich mit ihnen verbinden wird, wenn das Licht ein vollständiges sein, wenn das Volk aber sein wissen wird, daß ihr politisches System weder die Gerechtigkeit, noch die Moral, noch die materiellen Interessen bedroht. Die Unverjährlichen müssen behufs die zurücknehmen, welche sich anderer Mittel als der Ueberzeugung bedienen wollen. Wenn wir jemals irgendwo Meuchelmörder gibt, so muß man sie, wer sie auch sein mögen, dem Gesetze überliefern; sie haben nichts gemein mit der Politik. (Bravo.) Die Ziffer von 1,500,000 Stimmen, die ungerechtet des Schreckens, welchen man verbreitet, einig wurden, um welche die sofortige Republik annahmen, erschreckt unsere Gegner der Art, daß sie nicht wissen, was sie mit ihrem Siege anfangen sollen: sie sind ungewiß, in Zwiespalt; sie vertagen Alles; und es ist nicht sicher, daß die, welche gestern das Fest teilten, morgen zue Republik gehören werden. Gestehen wir den auch die Qualität ihrer „Ja“ in Betracht. Wißt Ihr aber, woraus dieses Contingent hauptsächlich besteht? Aus den Bolen der Bourgeoisie. Diese Bourgeoisie, welche 1789 das Haupt und die Lehrerin des Volkes war, diese Bourgeoisie, welche ehemals so vieles Muth gegen so viele Tyrannei bewiesen, ist heute auf solge Weise in Furcht gerathen und hat sich aus Besorgniß vor dem Unbekannten in die Arme ihres grausamsten Feindes geworfen. Ich frage Euch nun, ob Ihr glaubt, daß dieselbe fortfahren würde, ein so traurriges Beispiel politischer Apoklasie zu geben, wenn man ihr darthun würde, daß ihre Angst ohne Begründung ist und ihre Interessen nicht die geringste Gefahr laufen? (Nein! Nein!) Was muß aber geschehen? Man muß beweisen, daß Ihr nicht die Feinde derselben seid. Die politische Reform enthält den Keim zu den sociaten Reformen in sich. Ich sage „die socialen Reformen“, denn das, was man die sociale Frage nennt, existirt nicht.

(Schluß folgt.)

* Ein interessantes Aktenstück.

Wie bei derlei Gelegenheiten üblich, hat auch der Minister der auswärtigen Angelegenheiten des Kaiserthums Brasilien an die Gesandten und diplomatischen Agenten über die Beendigung des Krieges mit Paraguay ein schwülstig gehaltenes Rundschreiben erlassen, auf welches die Gesandten Englands und Rußlands eine kurze, geschäftsmäßige und kaum interessante Antwort gegeben, während der Gesandte der Vereinigten Staaten von Nordamerika Henry T. Blow sich über den brasilianischen Krieg folgendermaßen verbreitete:

„Indem ich den Empfang der Depesche Ew. Excellenz bescheinige, verschere ich Ew. Excellenz, daß die Regierung und das Volk der Vereinigten Staaten mit großer Genugthuung erfahren werden, daß Brasilien und die ihm benachbarten Republiken nun wieder Frieden und Ruhe genießen werden. Ihr meine die Consolidation der Volk verfassungsmäßige Freiheiten wird nun das Ideal der Völker abgeben, und die traurigen Erfahrungen, welche Brasilien ebenso wie kein eigenes Vaterland in den letzten Jahren gemacht haben, beweisen, daß man keinen Krieg anfangen soll, als wenn es die Rettung des Lebens oder die Aufrechterhaltung der Ehre einer Nation gebieterisch verlangen. Ich sage dies nur so rücksichtsvoller, als Ew. Excellenz aus der Haltung der Vereinigten Staaten während dieses Krieges Anlaß erkennt haben werden, daß wir gegen alle Kriegführenden nach den Principien der Gerechtigkeit und unserer feingefühlten Politik entsprechend verfahren sind. Ich werde nicht unterlassen, meiner Regierung über die Beweise von Menschenfreundlichkeit zu berichten, die durch mir bekannte Paraguaiten zu meiner Kenntniß gekommen sind. Meine volle Ueberzeugung ist, daß Brasilien durchaus ehrenhaft und ruhig in seinen Intentionen für ein Volk gewesen ist, welches — gegenwärtig ruinirt — durch seine Tapferkeit, seine unvergleichliche Hingebung für seine Regierung, und durch die Opfer, welche es einem grausamen Despoten gebracht, fast ein Beispiel in der Geschichte hat. Ich glaube, daß dies die Empfindung des Volkes der Vereinigten Staaten sein wird, welches zwar immer geneigt ist mit denen zu sympathisiren, welche für die ihm so theuren Principien kämpfen, aber sich auch nicht durch den Namen einer Republik über die Abwesenheit des Republikanismus täuschen läßt. Was sich auch über die Ursachen dieses Krieges und über die schrecklichen Verluste sagen ließe, welche er verbreitet hat — hat er doch für immer ein großes Princip festgestellt, nämlich ich ebenso mit Ew. Excellenz überein, wie ich weiß, daß meine Regierung damit übereinstimmen wird — daß die freie Schiffahrt auf den Laplatagewässern und ihren Zuflüssen in der That ein Sieg der Civilisation sein wird für den Kaiserthum und den benachbarten Republiken, sondern für unserer Welt zu gute kommen wird. Ich habe die feste Ueberzeugung, daß diese Freiheit der Schiffahrt sowohl den Alliirten als der Republik Paraguay lange Jahre des Friedens und der Wohlfahrt sichern wird, welche sich auf gegenseitige Achtung und Rücksicht der verschiedenen Uferländer stützen. Ich würde nicht im Sinne meiner Regierung handeln, wenn ich nicht jetzt schon gegen Ew. Excellenz meine hohe Achtung für die kaiserliche Regierung und deren Alliirte aussprechen, daß beim paraguayischen Volke, trotz seiner gegenwärtigen Schwäche, das Recht gelassen wird, sich eine Regierung nach seinem Willen und durch freie Wahl zu geben. Die Republik Paraguay wird, sobald sie erst wieder selbst begründet ist, von der besonderen Sorgfalt der Alliirten dafür nicht ausschließt, daß sie sich für indirekten oder für der Alliirten in Gefahr gebracht wird), wieder blühen und glücklich (?) und ein dauernder Beweis für die Rothwendigkeit sein, daß in den Plataländern Ruhe und friedliche Verhältnisse herrschen müssen. Freunde und Feinde werden dann in der neuen thätigen Folgen erfreuen können, welche die schweren Prüfungen haben können, die sie erduldet.“

Ob der Gesandte seine volle Ueberzeugung ausgesprochen, wenn er die Intentionen Brasiliens als durchaus ehrenhaft bezeichnet, möchten wir doch den vielfachen Beweisen der Begierlichkeit gegenüber bezweifeln, und wir können diesen Schlußsatz nur als ein Strenzucker für die bittere Pehre betrachten, „daß man keinen Krieg anfangen soll, als wenn es die Rettung des Lebens oder die Aufrechterhaltung der Ehre einer Nation gebieterisch verlangen. Als Thatsache ist wohl heute die Vergewaltigung der kleinen Republik durch Brasilien zu betrachten. War ihre Staatsform auch noch keine vollendete, so werden sicher weder in den Vereinigten Staaten, was der Gesandte ziemlich deutlich erkennen läßt, noch in irgend einem anderen civilisirten Lande der Welt die Sympathien des Volkes auf Seiten Brasiliens sein. Im Grabe eines zuiuirten und gemordeten Volkes, welches sist seine Freiheit wie einst die tapferen Bürger von Numantia gekritten und gestellen, erfüllt Mitleid und Bedauerung das Herz eines jeden Menschenfreundes und eine spätere Zeit, welche im Stande ist, vorurtheilslos und sorgfältig die Verhältnisse zu prüfen, wird sicher über den „Despoten Lopez“ ein milder Richter sein.

Digitized by Google

Ludwig Bamberger.

Wie's in den Wald schreit, so schallt es wieder heraus!

Gibt's denn gar kein Mittel, den Zollparlamentsabgeordneten des 5. hessischen Wahlbezirks bei irgend einem Consulate oder einem entfernten Gesandtschaft unterzubringen und ihm den Mund mit einem rothen Vogel oder mit der preußischen Verdienstmedaille zu stopfen? Weiter hat doch all sein Gethue und Gegenn in der „Elberfelder Ztg." von wo es in die „Mainzer Ztg." und in verschiedene süddeutsche nationalliberale Blätter hinüberschallt, keinen Zweck. Im Interesse der öffentlichen Ruhe und der Straßenfriedens erbitten wir den Grafen Bismarck, ein gnädiges Auge auf Herrn Ludwig Bamberger zu werfen.

Von seinem unglücklichen Freischaarenzug Anno 1849 ward das junge kecke Bürschchen nach Paris verschlagen, lernte dort Franzosisch und Geldmachen und als er des Letzteren genug zu haben glaubte, kehrte er sich nach einer politischen Rolle um. Ein guter Stern hat die Volksportrait vor diesem schreienden Kanarienvogel bewahrt; denn hätten ihre Russischfreunde besser gefunden, wäre in der Kürze voraussichtlich etwas in ihr zu „machen" gewesen, seine Pferde hätten dann Ludwig abgeholfen, sich ihr anzuschließen und sie gerade so blossgestellen, wie er jetzt auch das Unmöglichste leistet, den Nationalliberalismus zu blamiren.

Bismarck hatte glücklicherweise einen ähnlichen Erfolg gehabt, wie Zeit mit Ludwig Bamberger; auf der politischen Börse hat Jener mit Glück gespielt und schien noch weiter treufirsen zu sollen. Das leuchtete Herrn Ludwig ein, und er formirte ein Freicorps in der Presse und für die Preußen, wie er 1849 einen gegen Preußen formirt. In dieses Corps ist er Hauptmann, Feldwebel, Trommler und Soldat, alles in einer Person: Lärm macht er für eitle Handel, schreit, tobt, fluchr, lacht, eifert, eifert, zischt, schießt, trommelt, marschirt, ruft Hurrah und klatscht sich selber Beifall. Einen solchen Scandal pflegt er denn den Titel: „Vertrauliche Zollparlamentsdebatte" zu geben.

Das darin keine Spur von Sinn und Verstand sein kann, liegt auf der Hand; die besseren Preußen schämen sich auch längst des compromittirenden Gefühles, sich selbst die „Gescheidtesten" zu nennen. Noten zu dem Unsug, der nur noch gut genug bleibt für die „Mainzer Ztg.", die „Neukadter Ztg." und dergleichen Blätter.

Da ist in der That nicht ein einziger zusammenhängender Satz in dem ganzen Briefe vom 24. Mai. Nordbund soll eine „große, gebildete, heitzige Familie" sein, auf deren Kosten Süddeutschland lebt, die für die „Dummheiten und Unarten" der Bayern und Schwaben zahlen kann, welche „sich's wohlschmecken lassen." Merkwürdig, daß diese „reiche und gastfreie Familie" stets unser Geld haben will, daß sie das Zollparlament blos als Schraube angelegt hat, um uns unsere Genüsse zu vertheuern, daß gar kein Beschluß zu Stande kommt als ein solcher, der die Zoll- und Zollern-Kasse bereichert! Und was nun gar das „Schmecken" anbelangt, so ist's noch weit wörtlich geworden, wie die Preußen 1849 und 50 in Baden geschmeckt haben, und wie die nach Norden verlegten Badenser hungerten. Nein, Herr Bamberger, die Nahrungs-Angelegenheiten verstehen wir im Süden besser, als der Norden.

Von der Milzverfassung redet der große Staatsmann wie der erste beste, zu eben aus dem Fähnrich herausgekrochene Gardelieutenant; er hat nicht den leisesten Begriff von den großen wissenschaftlichen Debatten über die Lebensfrage der Völker, er weiß kein Wort von den Statistikern und Aesterreichern, von Scharnhorst, Gneisenau, Arndt, Rattek, Radetzky ꝛc. Er steht immer noch bei dem Mainzer „Schützencorps" von 1849, mit dem er seine hohen Kriegsthaten in der Pfalz ausführte und die Parole ausgab: „Vorwärts ist bes Bayern besser Theil."

Wenn Herr Ludwig Bamberger- buchaus nicht in einem Consulate oder bei der Douane zu verwenden sein sollte, so mag ihn Herr v. Roon als Kanzellisten unterbringen; denn sein Ideal ist völlig das des preußischen Kriegsministers. Es werden nie genug Steuern bezahlt, die Ehre der Nation besteht darin, immer mehr zu zahlen! Wer das Gegentheil behauptet, ist ein süddeutscher Partikularist, ein „Stuttgarter Königsmörder", ein „Baffauer Kapuziner". Kurz ein — „Philister". Wer nicht stockpreußisch ist, nicht freudig dem „Staate", d. h. dem preußischen Feldlager auch noch das Hemd nachwirft, wenn ihm der Rock bereits abgenommen worden, der ist ein „Philister". Und da ist denn so ein Punkt gekommen, wo Herr Ludwig Variationen auf der Maultrommel abspielt und Gesichter dazu schneidet, um einem armen Leinenweber drei Seelen aus dem Leibe zu hauspfeifen.

Soweit ist der große Bamberger lustig, er hat aber auch lichte Momente, wo er humm wird und gründlich langweilig. Das ist z. B. der Fall, wenn er von „Rath und Schwarz", von jesuitischer Demagogie und demagogischem Jesuitismus, von den drei Hoffnungsankern der Partikularisten, vom Pabst, Oesterreich und der Revolution faselt. Anfangs glaubt er selbst seine Stibe von seinem Gemüthe, aber er redet sich hinein, betrinkt sich selbst, blickt endlich begreift um sich, womit er zu sein pflegt „Ihr ergebener Ludwig Bamberger."

Wie nur dem Tropf nicht alle Hoffnung schwindet,
Der immerfort an schlechten Zeuge klebt,
Mit gier'ger Hand nach — Lorbeern greift —
Und sich ist, wenn er schlechte Witze bindet.

Noch einmal, Herr v. Bismarck, oder Sie, Herr v. Roon, bringen Sie den Mann unter. (Aus dem Nürnberger Anzeiger.)

Ein Rechenexempel.

Im norddeutschen Bund kostet die Armee jährlich 66 Millionen Thaler. Mindestens ebenso groß ist die Summe, welche dadurch eingebußt wird, daß 300,000 Mann der Armee dadurch entzogen sind; zusammen 132 Mill.

Würde nur die Hälfte dieser Summe mit rund 70 Mill. erspart, so könnten davon 220,000 Arbeiterfamilien mit 1,100,000 Köpfen (je einem Einkommen von 300 Thlr. für das Jahr) leben.

Der Krieg hat Preußen allein an 300 Mill. Thlr. gekostet. Die Kriegsjahren des Jahres 1866 für ganz Europa dürfen zu 2 Milliarden veranschlagt werden, gibt 80 Mill. Thlr. Zinsen. Davon könnten rund 260,000 Arbeiterfamilien mit 1½ Millionen Köpfen leben und à 300 Thaler per Jahr erhalten werden.

Der österreichische Oekonomist berechnet die jährlichen Kriegskosten für Europa in den letzten 15 Jahren auf beinahe 2 Milliarden, also auf 15 Jahre auf beinahe 30 Milliarden. Wäre nur die Hälfte erspart worden, so hätten 2 Millionen Arbeiterfamilien à 300 Thaler mit 10 Millionen Köpfen, also der dritte Theil der Bevölkerung des norddeutschen Bundes, leben können. Würde man, bemerkt diese Zeitschrift, nur die Hälfte der verschwenden, so würde sich in Laufe einer einzelnen Jahrhunderts eine Summe von 95,900,000,000 Thlr. ansammeln, wenn man aber das nur so lange fortsetze, als die Schweiz bis jetzt, so würde ein Betrag von so riesenhafter Höhe erscheinen, daß man, als geschichtliche Fabel mit Sicherheit damit wegschaffen könnte.

Aus Prince Smith's am 5. Januar 1861 in der volkswirthschaftlichen Gesellschaft für Ost- und Westpreußen zu Elbing gehaltenen Rede: „Von der Bedeutung des Staatsbudgets und die Volkswirthschaft", haben die Wenigsten eine klare Vorstellung. Man ist an die lange Zifferreihe so gewöhnt, man spricht die größte Zahl so gelassen aus, daß man kaum mehr mit denselben eine bestimmte Vorstellung verbindet. Suchen wir einige Anhaltspunkte: In Deutschland existiren an Privat- und Staats gegen Feuersgefahr gesicherte und unbeweglicke und bewegliche Eigenthum 1200 Pfund Sterling. Nehmen wir noch 800 Millionen als unversichert hinzu, so beträgt der Werth an Gebäuden, Möbeln, Maschinen, Werkzeugen, Vorräthen in dem britischen Reiche zwei hundertfünfzig Pfund Sterling, d. h. etwa weniger, als was der britische Staat seit der ersten französischen Revolution für Kriegszwecke ausgegeben hat. Ohne jene Ausgaben könnte also das reiche England wenigstens doppelt so reich sein. Also in den ersten merkantilen Lande der Welt, arbeiten alle Kaufleute und Handler mit Einschluß selbst solcher, die einen großen Arbeitslohn gewinnen, nur für den Staatsverbrauch. In Preußen verbraucht der Staat so viel, als das Gesammteinkommen aller zur Einkommensteuer eingeschätzten Personen, d. h. aller derer, die 1000 Thaler jährlich und darüber haben, oder so viel, als den Gebäudewerth von ganz Berlin. Der preußische Staat verbraucht also jährlich eine große Hauptstadt.

Ein Militärdienst von 50 Millionen verzehrt jährlich einen Capitalfond, womit man jedes Jahr 100,000 neue Arbeitsstellen bötiren, Land für 100,000 Familien kaufen, oder eine halbe Million Menschen aus dem darbenden Haufen der schaudenden Elenden herausziehen könnte, um sie in die Reihen wirthschaftlich productiver zu gelehrter Arbeiter hinüberzuführen.

Dadurch könnte man gewiß alle Armuth bis auf einzelne individuelle Fälle in absehbarer Zeit aus unserem Wirthschaftsleben vertilgen und die Besitzung des Wohlbefindens hängt also von unserer Erhaltung aus dem jetzigen System des bewaffneten Friedens ab.

Geschichte eines Rekruten von 1813.

Von Erckmann-Chatrian.
(Fortsetzung.)

Seine große Gestalt und sein aufgeknöpftes Aussehen hatten mich ein wenig beruhigt; aber in allen Häusern, in die ich noch gehen mußte, bei Barmig'o, Frau-Tante's, überall hörte man nur Klagen. Die Franzosen besonders waren trostlos; die Männer sagten Nichts, gingen auf und ab und ließen die Köpfe hängen, ohne darauf zu achten, was ich bei ihnen machte. Gegen 10 Uhr hatte ich nur noch zwei Personen zu besuchen: Hrn. v. La Babiere-Chamberlan, einen alten Edelmann, welcher am Ende der Hauptstraße wohnte, mit Frau Chamberlan d'Ecol und Fräulein Johanne, ihrer Tochter. Sie waren Emigranten (Ausgewanderte) und erst seit 3 oder 4 Jahren wieder zurückgekehrt. Sie bewohnten Beziehungen in der Stadt und sahen nur 3 oder 4 Abendgesellschaften der Umgegend bei sich. Hr. v. La Babiere-Chamberlan liebte nur die Jagd; er hatte 6 Hunde auf dem Hofe und einen zweispännigen Wagen; Vater Robert aus der Kanzleistrasse diente ihnen als Kutscher, Stallknecht, Hausdiener und Jäger. Hr. v. La Babiere trug stets einen Jagdrock, eine lederne Mütze und Stiefel mit Sporen. Die ganze Stadt nannte ihn den „Schweinhund"; aber man sprach nie von Frau und Fräulein von Chamberlan.

Traurig führte ich die schwere mit einer Zugrolle versehene Thür, deren Knarren man bis in das Vorzimmer hören mußte; aber wie groß war mein Erstaunen, als ich mitten in dieser allgemeinen Trostlosigkeit Gesang unter Klavierbegleitung hörte! Hr. v. La Babiere sang und Fräulein Johanna begleitete. Ich wußte in jener Zeit noch nicht, daß das Unglück der Einen das Glück der Anderen macht, und so sagte ich mir mit der Hand auf dem Drücker: „Sie kennen die Nachrichten aus Rußland noch nicht." Aber wie ich noch so da stand, öffnete sich die Thür, und Fräulein Louise, das Mädchen, streckte den Kopf hervor und sragte: „Wer ist da?" — „Ich bin es, Fräulein Louise." „Ah, Sie sind es, Herr Joseph; treten Sie näher."

Diese Leute hatten ihre Stubuhr in einem großen Saale, den man von beiden Seiten betrat; die hohen verhängten Fenster gingen auf den Hof und waren gewöhnlich geschlossen, obwohl ich für das, was ich dort zu thun hatte, genug sehen konnte. Ich ging also durch die Küche und brachte die alte Uhr in Ordnung, ein prächtiges Werk in weißem Marmor. Fräulein Louise sah zu. „Sie haben Beluch, Fräulein Louise?" sagte ich zu ihr, um etwas zu reden, weil mir mit der Herr verboten, irgend Jemanden vorzulassen. — „Man ist sehr heiter bei Ihnen ..." „Ach ja," erwiderte sie, „es ist seit Jahren das erste Mal; ich weiß nicht, was man hat." Ich fegte die Glocke wieder über die Uhr und ging hinein, ich mir über diese außergewöhnlichen Dinge meine Gedanken machte. Das sie mir nicht ein, daß diese Leute sich über unser Unglück freuten. — Von ihrer hoch ich um die Ecke, um mich zum Vater Feral zu begeben, den man den „Fahnenträger" nannte, weil er im Alter von 45 Jahren freiwillig sich einen Schmiedemeister und Familienvater, noch die Fahne der Freiwilligen von Pfalzburg im Jahre 1792 getragen hatte und erst nach der Schlacht von Zürich wieder zurückgekehrt war. Er hatte seine drei Söhne bei sich, Georg, Christian und Jacob, die Stütze seines Hauses; Georg war Kommandeur bei den Dragonern, die beiden anderen waren Infanterie-Offiziere. Ich konnte mir im voraus den Kummer des Vaters Feral denken; aber das war nichts in dem Verhältniß zu dem, was ich bei dem Gärtner Hrn. Schmitt's Zimmer sah. Der arme Alte, blind und kahlköpfig, saß mit Thränen strahlte hinter dem Ofen, das Haupt auf die Brust gesenkt, während seine großen glänzenden Augen weit aufgerissen standen, wie wenn er seine drei Söhne zu seinen Füßen ausgestreckt liegen gesehen hätte. Er sprach kein Wort; aber die Thränen kropfen rannten ihm von der Stirn über seine langen hagerern Wangen; dabei war sein Aussehen so bleich und elend, daß man hätte glauben sollen, er sei im Abscheiden. Wer aber fünf seiner alten Kameraden aus der Zeit der Republik: Vater Demarets, Vater Rioot, der alte Paradis, der große Froissard, waren anwesend, um ihn zu trösten. Sie saßen um ihn in tiefem Schweigen, rauchten und sahen sehr bekümmert aus — Von Zeit zu Zeit sagte der Eine oder Andere: „Nun, Feral, sind wir denn nicht mehr die Alten der Sambre- und Maas-Armee?" Oder auch: „Muth, Fahnenträger, Muth! ... Haben wir denn nicht die Batterie bei Fleurus mit Sturm genommen?" Dies oder Aehnliches der Art sagten sie; aber er antwortete Nichts. Nur von Minute zu Minute seufzte er, blies seine alten eingefallenen Backen auf und ließ dann den Kopf noch tiefer hängen, während die Anderen

hch sterben gehen und den Kopf schütteln, als wollten sie sagen: „Das hätt' schlimm ab!“

Ich breite mich die Uhr in Ordnung zu bringen und mich darum zu machen; denn diesen armen Leuten in einer solchen Trostlosigkeit zu sehen, das greift mir das Herz. Als ich zu Hause anlam, sah ich Frau Gundhen an ihrem Nähtischlein.

„Ach, Frau Gundhen, Sie haben wohl Langeweile, hier zu bleiben, es ist schrecklich!“ Darauf erwiderte sie ihm Alles genau, — „ja, ich weiß das!“, sagte er traurig, „aber dies ist eben der Anfang nach gegangen Unglück. Viele Pfarrherren, die Lehrer reisten, diese Aemter, sind verwaist, alle die Bücher, welche mit Juli 1803 ausgeschrieben haben, werden aus unserem Unglück Nutzen ziehen, um über uns herzuziehen. Da wir einen Krieges geben wollten, die so weder konnten noch mochten, werden sie uns Ungehorsam zuschreiben, nicht Kind und Kind genug gehalten Anhänger. Machen wir unser Blut für die Bücher des Rathes vergessen haben, werden wir noch Alles wieder verlieren, was wir durch die Revolution gewonnen hatten. Anstatt die Ketten zu sein, welchen wir von den Letzten die Letzten sein, ein gewiß, und wir werden sie nicht mehr los. Und wenn ich in der Stadt von Einem zum Andern komm, dasselbe ich darüber mach, es ist halt unverständlich. Es hat die Soldaten bei uns Alles weren als wenn sie hier keine Soldaten mehr haben, so sind wir

Pfälzer Demokrat

und

Sonntags-Blatt.

Organ der deutschen Volkspartei in der Pfalz.

Wöchentliche Gratis-Beilage zur „Pfälzischen Volkszeitung."

Für Nichtabonnenten der „Pfälz. Volkszeitung" vierteljährlich 18 kr.

Nro. 24. **Kaiserslautern, 12. Juni.** **1870.**

Das Föderativ-System.

I.

In allen seinen Stämmen strebt das deutsche Volk nach nationaler Einigung zu einem Bundesstaate, und nur darüber ist man uneinig, ob diesem Bunde das Föderativ-System, in welchem keinem Bundesmitgliede Vorrechte vor dem andern zustehen, oder das System der Führung durch ein Bundesmitglied, durch eine „Spitze", der sich die andern Bundesmitglieder unweigerlich unterordnen müssen, zu Grunde zu legen sei.

Wie vor wenigen Jahren noch war man in Nord und Süd, vom Rhein bis zur Memel, darüber einverstanden, daß nur ein einig Volk von „freien Brüdern", nicht von „herrschenden und untergeordneten" das zukünftige Deutschland bilden könnten und in Reden und Gesängen eiferte jeder deutsche Patriot gegen die österreichische oder preußische Spitze. Heute ist dies anders geworden, die Freiheits- und Einigungsmitglieder sind seit dem Schlachtruf von 1866 verstummt und die Kugeln, welche die Leiber der Brüder zerfleischten, haben auch das ursprüngliche gemeinsame Programm der föderativen Einigung zerrissen. In Norddeutschland, oder richtiger in Preußen, hat man, vom Rausche berauscht, sich sehr schnell daran gewöhnt, für die preußische Spitze zu schwärmen, welche wohl eine gemeinsame Einigung, die — Herrschaft Preußens über die anderen Stämme, niemals jedoch ein Deutschland auf dem Prinzipe der Freiheit und Gleichheit aller Stämme erringen kann. Heftig sind die Süddeutschen und Annectirten, denen in ihrer großen Mehrheit der Particularismus und die Priesterherrschaft eben so verhaßt wie uns ist, dafür angefeindet worden, daß sie nur als freie ebenbürtige Brüder, nicht aber als besiegte und unterjochte Glieder sich dem übrigen Deutschland anschließen wollen. Ehemalige Vertheidiger des Föderativ-Systems, welche vordem Vorkämpfer gegen die Hegemonie irgend eines Staates in Deutschland waren, sind ihrer Ueberzeugung untreu geworden und haben das System, durch welches allein ein freies Deutschland geschaffen werden kann, verdächtigt und dadurch Verwirrung in die Massen des Volkes gebracht. Mehr als je thut es heute noth, von dem Wesen des Föderativ-Staates ein wahres Bild zu gewinnen und so wollen wir einen Augenblick bei der Staatsverfassung der föderativen Schweiz verweilen, und dem Leser selbst das Urtheil überlassen, ob das Föderativ-System erstrebenswerth ist, und ob wir hier dieselbe des Mains wirklich so zu verdammen sind, wie dies von unseren norddeutschen Gegnern allthalb geschieht.

Zweiundzwanzig völlig gleichberechtigte Cantone bilden den Schweizer Bundesstaat. Keiner von ihnen hat vor dem anderen, obgleich sie in der Größe und Bevölkerungszahl sehr von einander verschieden sind, irgend ein Vorrecht oder auch nur den geringsten Vorzug. Der Canton von 15,000 Einwohner ist dem von 450,000 völlig gleichgestellt und keiner der Cantone hat seit dem Bestehen der Verfassung auch nur den Wunsch noch einen Vorrechte geäußert und nirgends in der Schweiz findet man auch nur die Spur einer Hegemonie. Einen einzigen Vorzug könnte man Bern zugestehen, welches durch seine Lage der Sitz der Bundesbehörde geworden.

Der Bund vertritt allein die Eidgenossenschaft nach außen, ihm allein steht das Recht zu, Krieg zu erklären und Frieden zu schließen, und Bündnisse und Staatsverträge mit dem Auslande einzugehen; er verwaltet das Zoll- und Postwesen und ihm allein gebührt die Ausübung aller im Münzregal begriffenen Rechte. Ferner steht ihm die Oberaufsicht über die Straßen und Brücken zu, an deren Erhaltung die Eidgenossenschaft ein Interesse hat, sowie das Recht, im Interesse der Eidgenossenschaft oder eines Theils derselben öffentliche Werke zu errichten, oder die Errichtung zu unterstützen.

Auch das Militärwesen befindet sich unter Oberaufsicht und Leitung des Bundes nach folgenden Grundsätzen:

a. „Jeder Schweizer ist militärpflichtig."

b. „Der Bund ist nicht berechtigt stehende Truppen zu halten.

c. „Kein einzelner Canton darf mehr als dreihundert Mann stehende Truppen halten.

d. „Das Bundesheer wird durch Contingente der Cantone gebildet."

Im Frieden hat jeder Canton die Offiziere seines Contingentes selbst anzustellen, im Kriege geht der Oberbefehl über sämmtliche Contingente an den Bund über. Im Frieden hat der Bund nur über pünktliche Ausführung der Militär-Organisations-Gesetze und der Vorschriften über das Kriegsmaterial zu wachen.

Er hat endlich auch darüber zu wachen, daß die jedem Schweizer in der Bundesverfassung garantirten Grundrechte nicht nur in den einzelnen Cantonal-Verfassungen anerkannt, sondern auch von den Cantonal-Behörden geachtet und geschützt werden. Jede Cantonal-Verfassung wird deshalb vom Bunde geprüft, um die Vereinbarkeit der Grundrechte zu verhüten, von denen die hauptsächlichsten Gleichheit vor dem Gesetze, das Recht freier Niederlassung durch die ganze Schweiz, freie Religionsübung, volle Preßfreiheit, völlig freies Vereinsrecht, unbeschränktes Petitionsrecht und keine Todesstrafe für politische Verbrechen — sind.

Will an dieser Verfassung auch noch manches unvollkommen und unentwickelt, bei dem demokratischen Geiste, welcher das ganze Staatsleben durchweht, läßt sich ein kräftiger Ausbau und eine beständige Fortentwickelung, dem Zeitgeiste entsprechend, bald erwarten.

In der Föderativ-Verfassung finden die Menschenrechte ihre höchste Anerkennung und ihren kräftigsten Schutz.

Kann man Denen, welche ein derartiges Staatsleben für Deutschland wünschen, aus ihrem Bestreben ein Verbrechen machen? Der Leser wird gewiß mit einem „Nein" antworten und sich diesem Streben zweifellos anschließen, wenn er die beschränkten, aber für das Volkswohl immer noch überaus wichtigen Rechte betrachtet, welche in der Schweiz den einzelnen Cantonen zustehen und die man auch auf die einzelnen deutschen Stämme mit nothwendigen Ergänzungen zu übertragen wünscht.

Diese Rechte sollen den Gegenstand einer nächsten Besprechung bilden.

Robert Blum und die Todesstrafe.

(Aus der Zukunft.)

Die eigenthümliche Berühmtheit, die der Name Blum bei der letzten Debatte des Reichstages über den Entwurf des Strafgesetzbuchs erlangt hat, erinnert mich an meine Beziehungen zu dem Märtyrer deutscher Freiheit Robert Blum, die sich seltsamer Weise auf dem Gebiete eines Strafgesetz-Entwurfs bewegt haben.

Als im Januar 1848 der Ausschuß des vereinigten Landtages nach Berlin zu tagen kam, um den von Savigny ausgearbeiteten Strafgesetzentwurf zu berathen, wurde ich von einem betreundeten Literaten, der jetzt als Chefredakteur eines großen national-liberalen Blattes fungirt, aufgefordert, vom juristischen Standpunkte aus den Entwurf zu kritisiren. Die Sache hatte Eile, denn die Berathungen waren in naher Sicht und die Kritik sollte gedruckt auf diese und die öffentliche Meinung wirken.

Ich setzte mich daher unverweilt mit einem befreundeten Fachgenossen in Verbindung — wir gehörten zur großen Schaar der unbesoldeten Assessoren — und in der That wurde in kurzer Zeit ein kleines Werk zusammengeschrieben, das unter dem bescheidenen Titel „Zur Kritik des Entwurfs des preußischen Strafgesetzbuchs" von dem betreundeten Literaten nach Leipzig an einen „freisinnigen" Verleger befördert wurde.

Aber siehe da! meder Wigand noch Mayer hatten den Muth der That aber vielmehr des Druck; das Werkchen schwamm wie ein hilfloses Schiffkein zwischen Leipzig und Berlin, bis plötzlich aus Leipzig die den Ohren der jungen Autoren lieblich klingende Kunde erscholl, daß ein junger Buchhändler Robert Blum anzusgefordert den Verlag der Kritik übernommen und solche unter dem stolzen Titel:

Der preußische Strafgesetz-Entwurf.

Beleuchtet

vom Standpunkte der Wissenschaft und der Politik.

Von einem preußischen Staatsmanne.

erschienen lassen werde.

So geschah es auch — im Februar 1848. Aber den Verfassern sollte keine Ehre daraus erblühen. Ein anderer Kritiker, die französische Revolution, schwemmte den Strafgesetz-Entwurf des Herrn von Savigny mit sammt seinen Beurtheilungen fort; Niemand bekümmerte sich um die Beleuchtung des preußischen Staatsmannes und der arme Robert Blum hat schwerlich seine Druckkosten herausgeschlagen!

Aber von dem Inhalte dieser Arbeit, deren er sich so thatsächlich angenommen — aus keinem andern Grunde, als dem der Meinungsgleichheit — will ich mittheilen, was von den Strafen, und namentlich der Todesstrafe, gesagt ist:

Erster Theil.

Von den Verbrechen und deren Bestrafung im Allgemeinen.

Zweiter Theil.

Von den Strafen.

§§ 7 ff.

Wer geödtet hat, der sterbe, wer an den Grundvesten der Gesellschaft kühn gerüttelt, er zahle mit seinem Leben! Es soll nicht wiederholt werden, was seit Jahren gegen diese Art von Vergeltung gesagt ist. Daran allein wollen wir erinnern: muß nicht der Staat selbst es wünschen, daß die Ausführung dieser Strafe unmöglich werde? Soll sich ewig ein Henker finden? Mag der Mord immerhin gegen die Natur sein, ein neuer Mord vermag das Verbrechen nicht zu sühnen. Und sucht man einst vergebens nach einem Henker, so ist die Strafe damit

Digitized by Google

selbst gerichtet. Aber dem Gesetzgeber gebührt es, vorzuahnen in die Zukunft.

Verwunderung erregt es, daß keine Partei sich gegen die Todesstrafe erhoben, daß die Motive kein Wort verloren, sie Volein zu rechtfertigen. Und doch werden spätere Jahrhunderte sie nicht geringerem Maße diese Strafe verdammen, als wir die Martern der Hexenprozesse.

Es ist bekannt, daß Todesurtheile in den seltensten Fällen vollstreckt werden. Wie sehen hierin ein Zeichen der Zeit; aber Gnade, zur Regel geworden, ist zu verwerfen. Sie bewegt den Fehler des Gesetzes.

Das Landrecht kennt verschiedene Arten der Todesstrafe: Rad von oben, Rad von unten, Galgen, Strang, Hinrichtung mit dem Schwerte, ja den Feuertod. Der Entwurf hat nur Eine: Enthauptung durch das Beil. Nur bei einigen Verbrechen sollte eine Verschärfung eintreten: durch Ausstellung des Kopfes und der Hand. Sie ist dem jetzigen Entwurf eigenthümlich; der frühere von 1843 kannte an ihrer Stelle Schleifung des Verbrechers zur Richtstätte. Auch die Frauen, die Verbrecherinnen sich — wir sind bereits überzeugt — gegen alle diese Zusätze erheben. Die Schrecken eines unnatürlichen Todes sind an sich groß genug, wozu sie zu vermehren? Ueberdies trifft die jetzt vorgeschlagene Schärfung nicht den Verbrecher, sondern den Leichnam. Und bei dem Volke, dem Zuschauer der Hinrichtung, wird sie nicht das Entsetzen erhöhen vor dem Verbrechen, sie wird nur Unwillen erregen über die Verstümmelung eines willenlosen Objekts.

Körperliche Züchtigung.

Scheu verbirgt sie sich unter einer anderen Strafe; sie wagt nicht, sich offen bei Namen zu nennen, und doch ist sie da. Sie kann eintreten gegen Räuber und solche Diebe und Diebeshehler, die zu einer jetzigen Zuchthausstrafe verurtheilt werden. Nur entehrte Verbrecher dürfen geprügelt werden.

Die Anwendung der Strafe liegt also in dem Willen des Richters, sie wird zu den seltenen Ausnahmen gehören; denn auch unter den Richtern gibt eine entschiedene Abneigung dagegen sich kund. Aber sie bleibt darf nicht erlassen sein, zu erkennen, was das Gefühl des Volkes, die Würde des Menschen verletzt. Ist das Prügeln nicht nöthig — und das geleugnet der Entwurf ein — so darf es auch nicht möglich sein.

Die Motive sagen:

„Gegen aufgezwungen scheint diese Strafart im allgemeinen Strafgesetzbuch schon um deswillen nicht werden zu können, weil sie nicht in der zweiten Klasse des Soldatenstandes besteht und unrathsthlich ist, sittlich ihre Ausscheidung aus dem Allgemeinen Strafgesetzbuch zur Zurücksetzung der Armee gereichen würde."

Wir haben nichts dagegen: gegen die Gleichstellung der Armee mit uns anderen Menschen. Im Gegentheil, wir wünschen sie lebhaft. Man stelle sie aber gleich in der Freiheit, nicht in der Entehrung. Und worzug, sagen wir, ist die Züchtigung in der Armee ein Bedürfniß? Wir vermissen die Antwort, wir werden auf Gründe vergebens hoffen. Ist es doch auch eine der Prärogative der höheren Soldatenka, in allen Dingen unschlbar zu sein.

Freiheitsstrafe.

Der Entwurf proponirt:

Zuchthaus mit Zwang zu schwerer Arbeit und dem Verlust der Ehrenrechte.

Gefängniß ohne Zwang zur Arbeit — für die Vermögenden. — Aber sich nicht selbst verpflegen, kann, soll zu einer feinen Fähigkeiten und Verhältnissen angemessenen Arbeit angehalten werden.

Das jetzige System kennt im Wesentlichen nur Zuchthaus und Gefängniß. Ein Bedürfniß verlangen wir in den Vorschlägen des Entwurfs nicht zu erkennen, seine Distinktion halten wir für erkünstelt.

Wird die einfache Entziehung der Freiheit durch Zwang zur Arbeit geschärft, so liegt eben darin die Entehrung. Dieser Makel haftet an dem Strafling, er mag von der Strafanstalt oder vom Zuchthause kommen. Und für seine Zukunft wird es im Ganzen gleichgiltig sein, wenn das Gesetz ihn der sonstigen Ehrenrechte (oft vielleicht nur der Nationalcocarde) nicht beraubt. Die Sitte des Volkes, die Sitte des Volkes, die öffentliche Meinung ist mächtiger als das Gesetz.

Strafarbeit und Zuchthaus sind im Wahrheit dasselbe. Wozu die verschiedenen Namen? Wir halten zwei Strafarten für genügend:

Zwangsarbeit mit Verlust der Ehrenrechte; Gefängniß ohne denselben.

Auch bei der letzteren — für die Unvermögenden — einen Arbeitszwang eintreten zu lassen, erscheint dem Wesen dieser Strafe nicht entsprechend, abgesehen davon, daß der gebildeten Klasse der Ausführung dieses Zwanges in dem von dem Entwurfe verlangten Maße mannigfache Hindernisse im Wege stehen werden. Man gehe der Gefangenen Gelegenheit, ihrer Neigung gemäß zu arbeiten; das längerer Haft wird ihnen Beschäftigung ohnehin Bedürfniß sein. Man überlasse es ihnen, auf diese Art die Kosten der Verpflegung zu bestreiten, im Uebrigen beschränke man sich auf den Civilconspruch, welchen die Gefangenanstalten gegen den Angeschuldigten haben.

Die Schärfung der Gefängnißstrafe durch Schmälerung der Kost und Anweisung einer harten Lagerstätte (§ 48 des Entwurfs) erkennt zu sehr an vergangene Zeiten, sie ist der Richtung zu nahe verwandt, um auch nicht gegen sie sich zu erklären.

Doch die Festungshaft, die nach dem Entwurf als Strafart eintreten soll für Strafverbrechen und Gefängniß, wenn sie nach Beschaffenheit der Umstände weniger angemessen erscheinen, neben unserem Vorschlage beseitigt wird, verletzt sich von selbst. Nichter man die Gefängnisse so ein, daß Menschen darin wohnen können, bereit sie Gefangenissen von den geringsten Zusätzen, so wissen wir nicht, weßhalb wir an der Festung, dem Asyl vornehmer Leute (denn das ist der Sache Kern) noch festhalten, weßhalb wir eine Ungleichheit vor dem Gesetz auch nur dem Namen nach verewigen sollen.

Verlust der Ehrenrechte.

Er umfaßt die besonderen Ehrenvorzüge, welche der Angeschuldigte besitzt. Dazu wird gerechnet: der Adel (§ 20 des Entwurfs).

Wir wiederholen den Antrag der rheinischen Stände, den Adel ganz gänzlich aus der Reihe der Ehrenstrafen zu streichen. Zwar sagen die Motive, das könne nicht geschehen, denn der entehrte Adelige werde jo nicht zum ehrenhaften Bürgerlichen degradirt, sondern in die Klasse der Bescholtenen, welche der bürgerlichen Ehrenrechte (der Nationalcocarde) beraubt seien, herumtreiben. Wir finden jedoch den Grund unseres Antrags nicht widerlegt.

Die Zeit, mit dem adeligen Namen einen Vorzug zu verbinden, ist längst vorüber. Und die Gegenwart arbeitet dahin, jeden Rest wirklicher Vorrechte jenes Standes zu vernichten. Man lasse also den Verbrecher das bedeutungslose Wort. Vermochte es nicht, vor der That ihn zu bewahren, so folge es ihm in das Elend. Errichtet man eine Strafsektion von Bescholtenen für die Bürgerlichen, so gönne man auch dem Adel die seine.

Politische Gesetze stehen nicht entgegen. Denn das Landrecht überläßt es den Kriminalgesetzen, ob und in welchen Fällen wegen grober Verbrechen der Verlust des Adels eintreten soll. (II. 9. §§ 91, 92.)

Konfiskation des ganzen Vermögens gegen Hochverräther und Landesverräther ist aus dem Landrecht herübergenommen. Den Entwurf von 1843 war sie fremd. Die Motive vermögen nicht, uns von ihrer Nothwendigkeit zu überzeugen.

Sie soll stattfinden neben der Todesstrafe und neben zehnjähriger und lebenswieriger Freiheitsentziehung.

Tod und ewige Haft vernichten den Verbrecher; die Entziehung des Vermögens trifft also — wir wiederholen es — nicht ihn, sondern seine Erben. In diesen Sinne verwünscht sie das heutzutage Prinzip des Landrechts, welches dem Staate überläßt, zur Abwendung künftiger Gefahren auch die Kinder der Hochverräther in beständiger Gefangenschaft zu behalten oder zu verbannen.

Man hat das Prinzip verlassen, die Humanität hat es ertragen, so trige man auch alle Konsequenzen. Daß gerade bei politischen Verbrechen die Todesstrafe in eine Freiheitsstrafe verwandelt wird, daß also in solchem Falle der degradirte Verbrecher selbst die Konfiskation empfindet, kann hier nicht in Betracht kommen. Nur das seinem ganzen Umfange nach vollstreckt werden kann, ist hier zu bestimmen. Sind die Strafen den Forderungen der Zeit entgegen, so müssen sie von vorn herein ausgeschlossen bleiben. Dem Zufall, der Gnade darf nicht überlassen sein, diesen Widerspruch zu lösen.

(Schluß folgt.)

Die Lehren aus dem Plebiscit-Votum.

(Schluß.)

Es bestehen nur vielfältige und verschiedene Interessen, welche bald die Zulassung zum Eigenthum, bald die Zulassung zur Arbeit und bald die Zulassung zu Associationen sind. Neben diesen sozialen Bedürfnissen dieses einen Theiles der Stadtermasse gibt es legitime Rechte, die den Einigen nicht entgegengesetzt sind und die man berühigen muß. Ihr muß ihnen sagen, und ihnen schon jetzt durch die Beweis Eures Auftretens darthun, daß mit Euch das Eigenthum seine Gefahr läuft, während es mit den Kriegen, den Angaben und dem Favoritismus, die von dem monarchischen Systeme unzertrennlich sind, ernsthaften Gefahren ausgesetzt ist. Ihr müßt beweisen, daß Ihr nicht die Partei der Verschwörung seid, die Ihr Euch gegen den Mann erklärt, dessen Glück durch die Verschwörungen vergeblich worden ist. (Beifall.) Aber hüten wir uns, gegen das allgemeine Stimmrecht zu rekriminiren, weil es sich irrt. Selbst entorten, dürfen wir nicht vergessen, daß es unser Prinzip ist. Und ich, der ich ein Mann des Friedens bin, ich gehöre eine solche Aeußerung vor dieser legitimen Souveränetät, daß ich nicht zaudern würde, einen Aufruf an die Gewalt zu erlassen, wenn man an das allgemeine Stimmrecht Hand anlegen wollte. Das allgemeine Stimmrecht ist die Zulassung eines jeden Gewissens, einer jeden Vernunft zur Regierung der Nation; es ist der Anker des Heils! Wir haben Alles von ihm zu erwarten, und ich behaupte, daß binnen Kurzem unsere Erwartungen gerechtfertigt sein werden. (Zustimmung.) Also sind diese beiden Millionen Stimmen für das Kaiserreich? Es scheint so in sehr Klassischer. Man nimmt es an. Gut! oder man sage ihm: wir wollen regiert, aber nicht erpluirt werden. Wir Deputirten, die wir vom allgemeinen Stimmrechte mit einem ebenso kräftigen und ebenso legitimen Votum, wie das Eure ist, hervorgingen, um im Namen der sieben Millionen Gläubigen die Hauptreformen, welche ihre ursprünglichen Rechte bilden, zu reclamiren. Ich citire deren zwei: den unentgeltlichen Zwangsunterricht und das Associationsrecht. Diese beiden Rechte wird man, wenn es sein muß, durch einen ungeheuren Petitionssturm reclamiren, welchen der Staatsstreich nicht aufhalten wird, da die Strömung den Damm hinwegreißen würde. Wenn man alsdann nachsieht, so wird man der Demokratie diese wesentlichen Vertriebsgungen, die Mittel zur Emancipation des allgemeinen Elends gewähren; wenn man widersteht, wird sich die Demokratie offen Befriedigung verschaffen. Aber die wichtige Aufgabe ist die, der Bourgeoisie und den Provinzen jene Frucht des Unbekannten zu nehmen, von der ich sprach. Auf welche Weise? Durch die Ausdehnung unseres Gesetzes, das wir berichtet, daß man, nachdem eine Regierung gestürzt ist, nichts an die Stelle zu setzen habe. Frankreich kommt es wenig darauf an, ob es von dem Einen oder Anderen regiert wird; was es will, ist — gut regiert zu werden. Wenn also Jemand sich daran setzt, eine Partei sein, im Stande, das, was Ihr als schlecht verurtheilt, durch etwas Besseres zu ersetzen. Dann verschwindet die Furcht vor dem Unbekannten, und sobald es sich nur darum handelt, vom Schlimmen zum Besseren überzugehen, wird ganz Frankreich Euch die Hände reichen. Und um zu beweisen, daß Ihr regieren könnt, müßt Ihr von heute an Euch selbst regieren. Die demokratische Partei muß eine demokratische Disciplin haben. Sie möge eine Avantgarde, einen Hauptrupp — ja selbst Nachzügler haben, wenn dieß nöthig; aber sie muß eine einzige Phalanx ausmachen, welche gegen die Zukunft vorrückt. Wenn Paris so das Beispiel einer disciplinirten Demokratie in Schlachtordnung darbote, die auf den Ruf ihrer Führer hörte und die Anarchie von sich stieße, so würde Frankreich eine bestimmte Regierungsform, ein genaues System vor sich sehen, und das Zutrauen würde bei uns wieder aufleben. Die Mannszucht ist vor allen Dingen auf dem Kampfplatze nöthig, welcher hier die Kammer ist. In dieser Hinsicht ist ein Fortschritt gemacht. „Es gibt jetzt eine wirkliche Linke, die jedem Deputirten den Zutritt verweigert, der nicht Republikaner ist." Andererseits hat das Plebiscit die Bildung eines Comites hervorgerufen, wovon die Vertreter der Presse sich mit den Deputirten verständigt haben. Ein Zwiespalt darf nun eben zu Ende geführt, beweist, daß man auf dieser Seite des Einverständnisses und der Disciplin fähig ist. Wenn Jeder seine Zustimmung gibt, die Allen ungerathene Direction anzunehmen, wenn die Führer nicht unter sich in Zwiespalt gerathen, so wird es die Verwirklichung einer Regierung und zu gleicher Zeit der Beweis sein, daß man mit uns nicht Gefahr läuft, schlecht regiert zu werden. Diese Mäßigung und diese Mannszucht wird die Unentschlossenheit besiegen und den unbegründeten Schrecken derer verscheuchen, deren Herzen seit langer Zeit mit uns sind; denn, wenn es einen Punkt gibt, in welchem man uns Recht gibt, so ist es der der Erhebenheit unseres Ideals und der Treffsicherheit unseres Prinzips. (Lange anhaltender Beifall.)

Digitized by Google

Feuilleton.

Geschichte eines Rekruten von 1813.

Erckmann-Chatrian.

(Fortsetzung.)

Einige Tage nachher berichtete die Zeitung, daß der Kaiser zu Paris sei, und daß man damit umgehe, den König von Rom und die Kaiserin Marie Louise zu krönen. Der Herr Maire, der Herr Beisitzende und die Municipalräthe sprachen nur noch von den Rechten des Thrones; auch erfolgte ausdrücklich ein Vortrag im Saale der Mairie über diesen Gegenstand. Herr Professor Burguet der Aeltere verfaßte ihn und der Herr Baron Parmentier las ihn vor. Aber die Leute waren nicht erbaut davon, weil Jedez Furcht hatte ausgehauen zu werden: man konnte sich wohl denken, daß man viele Soldaten nöthig haben werde, um diesen bewaffnete alle Welt und ich — ich magerte zusehends ab. Es war unglos, daß Herr Gulden mir sagte: „Fürchte Nichts, Joseph, du kannst nicht marschiren. Bedenke, mein Kind, daß ein so hinfendes Wesen wie Du am ersten Tage auf der Landstraße liegen bleiben würde!" Dies Alles konnte mich nicht von meiner inneren Unruhe heilen. Man dachte schon nicht mehr an die, welche in Rußland unter dem Schnee lagen, ausgenommen die Familien derselben.

Mein wir allein bei der Arbeit waren, sagte Herr Gulden oft zu mir: „Wenn diejenigen, welche unsere Herren sind und welche sagen, daß Gott sie auf die Erde gesetzt habe, um unser Glück zu machen, beim Beginne eines Krieges sich vorstellen könnten die armen Greise und die unglücklichen Mütter, denen sie so sagen, das Brod, das sie in Eingeweiden ihre austreiben, um ihrem Stolze genug zu thun; wenn sie ihre Thränen sehen und ihre Seufzer hören könnten in dem Augenblick, wo man ihnen sagen wird: Euer Kind ist todt! . . . Ihr werdet es nie mehr wiedersehen! Es ist unter den Hufen der Pferde umgekommen oder von einer Kugel zerrissen oder im Hospital fern von Euch nach einer Amputation am Fieber gestorben, ohne Trost und vergebens Euren Namen rufend — wenn sie sich die Thränen dieser Mütter denken könnten, ich glaube, nicht ein einziger Krieg würde mehr geführt, kein Krieg wirklich anfangen. Ah! sie beuten an Nichts, sie glauben, daß die Anderen ihre Kinder nicht eben so lieb haben als sie; sie nehmen die Leute für Thiere! Sie täuschen sich. Ihr ganzer großer Ehrgeiz und alle ihre großspurigen Redensarten sind dem es gibt nur Eins, wofür ein Volk marschiren muß — die Männer, die Frauen, die Kinder, die Greise — und dies ist, wenn man unsere Freiheit angreift, wie im Jahre 92, dann stirbt man zusammen. Aber zurückbleibt ist ein Feigling, er will, daß die Anderen sich für ihn schlagen. Der Sieg ist nicht für Einige, sondern für Alle, der Sohn und der Vater vertheidigen ihre Familie; wenn sie fallen, ist es ein Unglück, aber sie sind für ihre Rechte gestorben. Das, Joseph, ist der einzige gerechte Krieg, wo Niemand sich beklagen kann; alle übrigen sind schmachvoll und der Ruhm, welchen sie bringen, ist nicht der Ruhm eines Menschen, sondern es ist der Ruhm eines wilden Thieres."

So sprach der gute Herr Gulden, und ich dachte ganz und gar wie er.

Plötzlich hefterte man den 8. Januar einen großen Anschlagzettel an die Mairie, worauf zu lesen stand, daß der Kaiser nach einem Staatskonsulate, wie man damals sagte, eine Aushebung beabsichtige anerst von 150,000 Mann des Jahres 1813, sodann 300 Gulden des ersten Bataillons des Jahres 1812, welche dem Militärdienste schon entschlüpft zu sein glaubten, ferner 100,000 Mann von 1809 bis 1812, und sofort, die alle Verluste nicht nur ersetzt seien, sondern wir sagar nach eine größere Armee auf den Beinen hätten als vor dem Feldzuge nach Rußland. — Als uns Vater Jeanz, der Glaser, eines Morgens diese Nachricht brachte, fiel ich fast in Ohnmacht, da ich mir sagte: „Jetzt nimmt man Alles, selbst die Familienväter von 1809; — ich werde verloren!" — Vater Gulden gab mir ein Glas Wasser, denn ich war bleich wie Schnee.

Uebrigens war ich nicht der Einzige, auf den jener Anschlagzettel der Mairie eine solche Wirkung hervorbrachte; in diesem Jahre suchten sich viele junge Leute dem Dienste zu entziehen. Die Einen brachen sich Zähne aus, um die Patronen nicht abbeißen zu können; die Anderen verschmetterten sich den Daumen durch einen Pistolenschuß; Andere retteten sich in die Wälder; man nannte sie Refractäre (Widerspenstige) und hatte nicht Gendarmen genug, um hinter ihnen her zu sein. Auch die Familienväter hatten zu jener Zeit den Muth sich auszuhehlen und ihre Söhne anzuflehen, den Gendarmen den Gehorsam zu verweigern. Sie unterstützten sie dabei auf alle Weise und sprachen laut gegen den Kaiser; die Geistlichen aber Religionen fanden ihnen bei. Das Maß war voll!

Denselben Tag, als der Anschlagzettel angeheftet war, begab ich mich nach den „Vier Winden"; aber nicht in die Freude mein's Herzens, sondern wie ein Unglücklicher, dem man seine Liebe und sein Leben nimmt. Ich hielt mich kaum noch auf den Füßen, und als ich ankam, ohne zu wissen, wie ich unter Unglück vorkommen sollte, sah ich beim Eintritt, daß man schon Alles wisse; denn Kathrine weinte heiße Thränen, und Tante Gretel war bleich vor Entrüstung.

Wir umarmten uns schweigend, und das erste Wort, das Tante Gretel zu mir sagte, war, daß sie sich wenig die grauen Haare hinter die Ohren zurückstrich, war: „Du wirst nicht fortgehen! . . Was gehen uns diese Kriege an? Der Pfarrer selbst hat gesagt, daß dies am Ende doch zu viel sei, man müsse Frieden machen! Du wirst bleiben! Weine nicht, Kathrine, ich sage Dir, daß er bleiben wird! — Sie war ganz roth vor Zorn und warf ihr Kochgeschirr durcheinander, indem sie fortfuhr: „Schon lange ekelt mich diese große Schlächterei an; unsere beiden armen Bettern Kasper und Jakel haben sich schon in Spanien krank gemacht, die Knochen geschlagen müssen, und jetzt kommt er noch die Jungen von uns zu fordern; er ist noch nicht zufrieden 300,000 in Rußland dem Untergange preisgegeben zu haben. Anstatt wie ein vernünftiger Mensch an Frieden zu denken, sinnt er nur darauf, Alles zu zerstören, die noch übrig sind, hinzuschicken. Wir wollen sehen, wollen sehen!" — „Um des Himmels willen, Tante Gretel, schweigen Sie oder sprechen Sie leiser," sagte ich zu ihr, nach dem Fenster schauend; „man könnte Sie hören, und wir würden Alle verloren sein." — „Nun, ich leiser, damit man mich höre," erwiderte sie; „Dein Napoleon macht mir keine Furcht. Freilich hat er damit angefangen uns an Heren zu hindern, damit er machen kann, was er will. Aber dies wird aufhören. In unserem Dorfe allein werden vier junge Frauen ihre Männer verlieren, und wenn diese müssen, wissen Alles verlassen, wider den Willen von Vater und Mutter, gegen alle Gerechtigkeit, gegen alle Religion, . . . ist das nicht abscheulich?" — Ich wollte antworten, aber sie fuhr fort: „Höre Joseph, bleibe Mensch bis in Dein Herz! . . . Schließe Dich Niemanden an! Du wirst nicht, daß Du gehst. Du wirst mit Jo dann Kreuz, Ludwig Schorn und all den anderen muthigeren Burschen von hier in die Wälder Dich retten; Ihr geht dann durch die Berge nach der Schweiz, und Kathrine und ich werden Euch nachkommen, bis diese Menschenvertilgung ein Ende hat."

Hierauf schwieg die Tante von selbst, und endlich aus ein grausthaftes Mittagessen, das sie machte sie uns ein noch besseres als den vorigen Sonntag und sagte dann mit festem Tone: „Esset, Kinder, und seid ohne Furcht; dies Alles wird sich ändern."

Ich kam gegen 4 Uhr Abends wieder in Pfalzburg an, ein wenig beruhigter, als ich fortgegangen war. Aber als ich die Munitionswagen hinaufging, da hörte ich an der Ecke des Schulhauses den Trommler des Stadt-Sergeanten Harmenier und sah eine große Menge Menschen um ihn. Ich eile, um die Bekanntmachung zu hören, und kann zu rode in dem Augenblicke, als sie beginnt. Parmentier las vor, daß nach dem Senatsbeschluß vom Dritten die Ziehung der Rekrutirung den Fünfzehnten stattfinden werde. — Wir hatten den Ten, es waren also nur noch sieben Tage bis dahin. Ich war sprachlos vor Bestürzung. Alle Umstehenden gingen in tiefsten Schweigen nach allen Seiten davon. Ich kam sehr betrübt nach Hause und sagte zu Herr Gulden: „Künftigen Donnerstag ist Loosung." — „Ei," antwortete er, „man verliert keine Zeit. . . . Es bringt!"

Man kann sich leicht einen Begriff von meinem Kummer während dieses und der folgenden Tage machen. Ich hatte nirgends mehr Ruhe; unaufhörlich sah ich mich schon das Land verlassen. Es schien mir bann wieder, als stoh ich in die Wälder und hatte die Gendarmen auf den Fersen, die da riefen: „Halt, halt!" Dann stellte ich mir wieder den Kummer Kathrinens, der Tante Gretel und Herrn Gulden's vor. Zuweilen glaubte ich in Reih' und Glied zu marschiren mit einer Menge anderer Unglücklichen, denen man zurief: „Marschirt! . . . Fällt das Bajonnet!" während die Stückkugeln ganze Reihen wegnehmen. Ich hörte diese Stückkugeln sausen und die Flintenkugeln pfeifen; kurz ich war in einem beklagenswerthen Zustande.

„Ruhig, Joseph," sagte Herr Gulden zu mir; „Du wirst Dich nicht so quälen. Denke nur, daß in der ganzen Aushebung vielleicht nicht zehn sind, welche so gute Gründe zurückzubleiben haben als Du. Der Arzt müßte ja blind sein, wenn er Dich nehmen wollte. Uebrigens werde ich den Herrn Platzkommandanten sehen. . . . Beruhige Dich."

Diese guten Worte konnten mich nicht übergegen. — So brachte ich eine ganze Woche in ungewöhnlichen Aengsten hin, und als der Tag der Ziehung kam, der Donnerstag Morgen, war ich so bleich, so niedergeschlagen, daß die Angehörigen der übrigen Loosenden mich gewissermaßen wegen meines Aussehens ihre Söhne beneideten. „Dieser da," sagten sie unter einander, „hat Aussicht; der fällt ja um, wenn man ihn anblast. Es sind Leute, welche unter einem guten Sterne geboren sind!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Transport des „Pelham-Hotel" in Boston.

Die amerikanischen Blätter haben über die kühne, in ihrer Art einzig dastehende Verschiebung eines mächtigen, aus Quadern und Ziegeln erbauten Hotels jüngst nähere technische Mittheilungen gebracht. Wenngleich die deutschen Fachjournale schon auf diese himmelweiten haben, halten wir die erwähnte Operation sür interessant genug, um dieselbe einem weiteren Leserkreis hier in möglichster Kürze zu beschreiben.

Nach einem Beschlusse des Gemeinderathes von Boston vom 23. Juli 1865 war die Tremontstraße von 46 Fuß auf 80 Fuß zu verbreitern, und dazu stellte eine Expertise von Sachverständigen fest, das Pelham-Hotel" mit seiner Grund-Area von 5800 Quadratfuß, an der Ecke der einwundenen Boylston-Street, sei, anstatt es zu demoliren, billiger in die neue Baulinie zu verschieben. Die colossale, hier auf dem Continente in so ganz unerhörte Weise wurde denn auch wirklich in der Zeit vom 1. Mai bis 1. October 1869 durch den Architekten J. Bradlee vollendet, und das sechs Stock hohe „Pelham-Hotel" mit seinen Wohnungen, Verkaufsläden, Bureaux, Kellerräumen und Treppen und trotz seines theilweise sehr alten Mauerwerkes, vollständig, steht nun in der richtigen Front der verbreiterten Straße. Alle bewohnten Räume mit ihrer ganzen beweglichen Einrichtung blieben intact, die meisten Bewohner waren nicht im Geringsten in ihrer Gewohnheit gestört, Gas- und Wasserleitungs-Röhren des Hauses wurden selbst während der Bewegung derselben durch bewegliche Schläuche continuirlich gespeist — nichts verrieth die ungeheuere Arbeit, mit der ein Gewicht von circa 100,000 Centnern um mehr als 2 Klafter von West nach Ost bewegt wurde.

Im Uebrigen bestand die ganze Kunst der Methode, vor Allem die Fundamente abzubecken, unter denselben auf solide in Cement gemauerte Granitblöcke ein eisernes Schienengeleise zu legen und nun kucrsüber zwischen dieses und die Mauersohle des Gebäudes 904 Eisenbahnschienen von 1½ Zoll Querschnitt in Zwischenräumen von je einem Zoll, die mit Holzklötzen ausgefüllt wurden, zu bringen. Durch Einlagen von großen Steinplatten und eisernen Trägern gelang es, die Rollstäcke der auf den Schienen liegenden Mauern horizontal und genügend sest herzustellen. Während dies geschah, mußten natürlich die Dachverstreiler, auf denen ein Theil des Daches stand, durch eigens construirte wächtige Winden, je 22 an der Zahl, gleichsam schwebend gehalten werden.

Die Hauptsache war nun die eigentliche Operation des Schiebens eine ganz einfache. Ein starker Balken von 15 Zoll Dicke umfaßte in einiger Höhe über den Walzen die ganze Front der nach Innen zu rückenden Gebäudeseite und war durch eine Reihe von 72 Eisenschrauben von 2 Zoll Durchmesser und ¾ Zoll Gangtiefe gegen einen zweiten eben solchen gestemmt, der in die Rampe der Tremontstraße eingelassen wurde.

Durch gleichförmige Bewegung der Schrauben, wobei auf Commando je vier von einem Arbeiter bedient wurden, entstand dennoch ein so riesiger, durch den vorgelegten Balken vermittelter Druck

Digitized by Google

auf die vordere Mauer, das das ganze Hotel mit einer mittleren Geschwindigkeit von einem Zoll in fünf Minuten zurückrieb.

In nicht ganz 14 Arbeitsstunden war der Transport geschehen, das Gebäude um 13 Schuhe 10 Zoll verrückt, und zwar so ruhig und unbeschädigt, daß die behufs Beobachtung etwaiger schädlicher oder gar gefahrdrohender Senkungen mit Papier verklebten alten Sprünge und Risse in den Mauern nicht die geringste Erweiterung zeigten.

Der Material-, Arbeits- und Gebäudwand hiebei war freilich ein bedeutender, denn nicht weniger als 14,000 Zubikschuh Gemäuer, bei 500 Centner Eisen und 50,000 Fuß Bauholz, wurden hiezu zusammt 3,000 Arbeitstage verwendet, 30,000 Dollars in Summe ausgegeben, und doch stellte sich die Verrückung jedenfalls billiger als die Demolirung und der Wiederaufbau des gewaltigen Gebäudes.

Ein Nachtstück.

Es ist zwei Uhr Nachts, wir sind in dem Quartier Saint Gilles. Vor uns liegt ein übelberüchtigtes Haus, so schaurig, daß, ein Mensch sich nicht in der Nähe niederlegen könnte. Kein Trottoir, kein Pflaster; nichts als dunkler Schmutz, der sich wie ein ekelhafter Leim an den Fuß hängt und den Schritt unhörbar, als schleppe man eine Kugel mit sich. Durch jedes Fenster, eine Laterne, kommt trüb Dunste verdunstet wird, die wie ein Nebel aufsteigen, und die flackernd ein zitterndes, unzweifelhaft Licht verbreitet. Neben uns ein Gemäuer mit schmutzig schimmernden Wänden; aus den Ritzen dringt Tropfen für Tropfen ein zäher Schleim an, sickert in Schneckenwindungen wieder auf den festgestampften Erdboden, in denen er sich verliert. Gespaltene Latten, verfaulte Stützen, verbogene und eingeknickte Balken verflechten sich zu einem Zugewerk, das in Winde schwankt und bebt, wie die Bretter eines Wrackes. Statt der Thüren sehen wir nur zerfetzte Bretter; der Nägel, mit denen sie nordwärts zusammengeschlagen sind, haben ungeheure Köpfe, die aussehen wie Spinnen, die man auf dem Platz zerquetscht hat.

Treten wir ein. Dichter faulicher Dampf quillt und entgegnet; ein scharfer Geruch benimmt uns den Athem und ruft eine fast krampfhafte Uebelkeit und Reiz zum Brechen hervor. Fen leuchten zerlumpten Boden deckt eine Schicht schwarzen verpesteten Strohs, diesen einzelne Lahne sich aus auf die Erstere hinaufstehen. Auf dieser Streu liegen und sind die Lastres hat sich eine Rotte von menschlichen Wesen gelagert, die alles Gräuel Sodoms und Gomorrhas und Babels übertrifft; hier schläft sie oder wacht, träumt, flucht, ächzt, lästert, sie ist und wälzt sich im Staunen der Finsterniß.

Bei Tag lebt die schauerliche Horde zerstreut. Der Eine stiehlt verstohlen, mit gläsernem Auge und lang vorstehenden Zähnen durch die Straßen, wie der Wolf durch den Wald, der Andere, ein wendenhaft Gespreit, schwankt zweckloß dahin bis er eine Stelle findet, wo ihn die Sonne wärmt. Die Männer verschachteln an den Ecken der Straßen, vertreibt, durchsuchen den Unrath, stehlen deshalb, verlangen nach Arbeit — die Kinder schweifen barfuß umher, schlagen Rad in den Gassen, in der der gestützig Barud vellende ihnen mit abwarnden Geschrei, Flüchen und Peitschen-Hieben, die ihre Wagen over sonst ihre Hund in eine fremde dahl offene Thüre gleiten. Die Weiber schlendern in ihren sinkenden Lumpen dahin, betteln vor den Haustüren oder bieten für ein Stück Brod ihren Leib feil, den der Vorübergehende mit Ekel von sich weist.

Wenn dann die Schatten wieder sinken, kehren sie nach ihrem düsteren „Daheim" zurück, verzweifelter, elender, als sie es verließen; mit krummen Rücken, schwankend, Gespenstern ähnlich, den langen Hals zur Erde niedergebeugt, als ob er höhnend den Henker betrachte, welcher sie erwürgen soll. Alles ist durcheinander, Jung und Alt, Mann und Weib, eine einzige scheußl che Familie, und die in einander verflochtenen Körper wanken sich in Schmerzen, suchen sich, stoßen sich ab, rochein, wühren vor viehischer Lust oder betrogen sich vor Wuth — es ist ein Höllenbruch der gemeinsten Schande und des Elends. Und wenn einen dieser Weiber die Weben der Geburt sich nahen sieht, so dicken sich Väter, Brüder, Gatten mit cynischen Sprotte an und erfassen zum Gebrechen den Bauch. Von einem dieser auseinander gebildeten, durch Blutschicht und Lumpen entstellten Menschenleiber pflanzt sich das Gift auf den andern fort, nagt die Knochen fleischlos und ergreift den Tod in die siebertrunken Arm.

Die Sinnen, die noch einen Funken von Bewußtsein in sich haben, werden sich mit schaumenden Munde hin und her. Die Andern liegen wie todt da, im bleiernen Schlaf der Trunkenheit. In einem Winkel kraut ein schreußliches, zahnloses alles Weib die Erde mit ihren Nägeln auf. Neben ihr klaret ein nackt d abgemagertes Kind, dessen Wangen und Lippen bläulich schimmern, mit rollenrem, halb wahnsinnigem Blicke in die Nacht. Draußen pfeift der Wind und durchbricht das niedergebrochene Dach, dichte Wolkenmassen hüllen sich auf und stehen ihren Plutzregen hernieder, der sich durch die Ritzen des zerbrochenen Gemäuers ergießt und dumpf in das Innere niederfällt.

Unter dem Kinde, dessen Zähne an einander schlagen, bildet sich eine schmutzige Pfütze. Plötzlich taucht in seinem blodden Hirn eine nächtliche Idee auf. Zwischen seinen Lippen und zwischen klaffenden Fingern blitzt die Flamme eines Zündhölzchens empor. Das Stroh wird Feuer saugen. Nach eine Minute und die Hütte brennt, das Dach stürzt nieder und diese verfaulten Körper. Da erhebt sich wüthend die Mutter: „Du Hund, du elender Teufelin, Bub, willst du uns lebendig verbrennen!" ruft er und stürzt sich stolpernd auf den Blödsinnigen. Dem Gekrächz des kurzen Kampfes folgt der dumpfe Fall zweier Körper. Dann ist alles wieder ruhig, und man hört nur den Athem der Schlafenden der empor dringt wie der vergiftete Dunst der Aloakenöffnungen.

So schleppen die Stunden sich eintönig und kalt dahin. Endlich schimmert das Morgenlicht bleich durch die Luken. Stärker nähern sich und ein verlorener Sonnenstrahl irrt in die Tiefe hinein. Die Reihe war heute an ihm, die Stadt zu durchkreisen und irgend eine Beute zu erhaschen. Bleich, abgespannt, todtmüde, schmutzig — wer weiß, wie lange sein Gesicht nicht vom Wasser berührt worden? — kehrt er in diesen Spelunke zurück, wo er am Tage vorher das einzige Ae en genossen hat, das er unter all' diesen verworfenen Kreaturen sein eigen nennt: einen mageren, räudigen Hund, den er auf der Landstraße gestohlen hat, und den er behütet, wie der Juwelier sein Goldgeschirr, seinen Reichthum. Dieser Hund, wie kaum bei seinem Eintritt, er kommt nicht heraugekrochen, um sein entkauertes Fell an den Stiefeln seines Herrn zu scheuren. Der Bursche durchstöbert mit seinen verstörten Augen jeden Winkel. Dann schreit er mit einer Stimme, die wie ein Messer durch den Qualm dringt und die ganze Schaar wach ruft: „Der Hund? Wo ist der Hund?"

All' diese menschlichen Klumpen bewegen sich. Halb aufgerichtet starren ihn die Weiber an, mit verzerrten Lippen, das wüste Haar niederhängend auf die rumpfichte Stirn. Die Männer stehen auf, die Kinder kommen unterwürfig, oder aergrimmt, wie Schakale auf der Lauer, erwarten sie, was da kommen soll.

„Hölle und Teufel! Wo ist mein Hund!" gellt es wieder aus dem Munde des Burschen.

Da erhebt sich schwerfällig ein zusammengelesen ihm Derbelbe, der vorher den Blödsinnigen niedergeschlagen und dann lacht er cynisch auf. „Dein Hund — den haben wir gestern gegessen."

Nur ein Schrei antwortete ihm, ein Schrei der Wuth, der die innersten Eingeweide zerreißt, und mit einem einzigen Sprung stürzt sich der Bursche wie ein wildes Thier auf den Mann, umklammert den Kopf desselben mit seinen Armen und schlägt seine Zähne in den nackten Hals. Der Erdrosselte brüllt, das Blut rieselt schwarz und dick nieder auf die Erde, er ist gegen den Wüthenden nicht den Beben. Seinen Gegner mit sich forterreißend, der die Kehle des Verwundeten zwischen seinen Zähnen röchelnd hält. Endlich erhebt sich der Vampyhr und ist keuchend.

„Auch ich habe Hundefleisch gekostet, auch ich!" ruft er und stürzt fort, mit der Wuth des Wahnsinns in sich Bild.

Nichts hat sich geräbrt in der ganzen Menschenschaar. Der Tag bricht an. Es ist Zeit, aus der Höhle zu verschwinden. Und während die Elenden sich durch die Thür drängen und die schmierigen Lumpen sich an einander reiben, sieht die Alte, die in der Ecke sitzt, den Baden mit Wut und Schaum bedeckt, und wie ein Hund heult und klafft sie:

„Strick und Galgen! Wir müssen neues Stroh haben!" (Tribüne.)

Mädchenhandel in Oesterreich. Wir hatten in jüngster Zeit wiederholt Fälle zu verzeichnen, schreibt die „N. Fr. Pr.", wie gewissenlose Personen junge und unerfahrene Mädchen unter der perlockenden Vorspiegelung, ihnen ein Unterkommen zu verschaffen, in das Ausland lockten und dort ihre Opfer den Besitzern berüchtigter Häuser überlieferten. Ein derartiges Verbrechen wurde in jüngster Zeit in Wien verübt, und wir verdanken die Kenntniß desselben einem Freunde unseres Blattes, dessen Mittheilung um so glaubwürdiger erscheint, als nach den von unserer Seite bei der k. k. Polizei-Direction eingezogenen Erkundigungen eine Untersuchung in dieser Sache mit Ernst eingeleitet wird, die genannte Behörde aber mit Rücksicht auf den Gang der Untersuchung jede Mittheilung von sich verweigert. Wir lassen eine Darstellung des jüngsten Falles folgen. Die siebzehnjährige Anna Kaska, aus Mähren gebürtig, Coffierin, kernte im März d. J. zufällig eine Aramter-Wittwe kennen, die in Geschäftsverbindung mit einer hiesigen standekamten Kupplerin stand und dieser das junge Mädchen zuführte. Anna Kaska wurde von der Menschenhändlerin unter dem Vorwande, ihr einen sehr guten Dienst in einem Kaffeehause in Baden zu verschaffen, in deren Wahrnehmung war der Favoriten-Linie gelockt und dort durch mehrere Tage sorglich eingeschlossen gehalten. Als das Mädchen nun nach den angeblichen Bestimmungsorte abzureden drängte, führte die Kupplerin dasselbe zuerst nach Baden und hielt es dort wieder mehrere Tage zurück. Sie sagte der Anna Kaska, daß ihre Placement in Baden nicht so leicht gewarden, sie habe jedoch Briefe erhalten, nach denen ein noch viel besserer Posten für die Dienstsuchende offenstehe und sogleich angetreten sei. Durch diese Vorspiegelung wurde die Kaska nach Graz und unter ähnlichen Lügen auch nach Triest gelockt. In letzterer Stadt geriethe sie in der Kneipe ein verdächtig aussehendes Individuum, wie sich später herausstellte, der Agent eines Bordells in Alexandrien, der mit der Menschenhändlerin den Vertrag des Opfers um die Summe von 2,400 Fl. abschloß. Kaum in Triest, wurde die Kaska mit der Angabe bei der Behörde brohte, wurde durch Geschenke und Versprechungen einige Tage in Triest hingehalten und dann angeblich zu einer Lustfahrt nach Capo d'Istria auf ein Schiff gelockt, das die Unglückliche nach Alexandrien b achte. Jetzt, als eine Flucht nicht mehr möglich war, erhielt das Mädchen Kenntniß von dem Schicksale, das seiner wartete. Da die Unglückliche der Verzweiflung nahe war, so wurde sie von den Kupplern strenge bewacht, damit nicht etwa ein Selbstmord sie um die lebendige Waare brachte. Einem Baden von Alexandrien angekommen, wurde Anna Kaska nebst anderen Genossinnen — Mädchen von den griechischen Inseln — heimlich zur Nachtzeit an das Land und in ein berüchtigtes Haus gebracht. Nachdem die Unglückliche in einer nicht zu beschreibenden Art, wie ein Vieh zum Stall getrieben worden war, trat aber heftigen Widerstand leistete und den Vorsatz aussprach, eher zu sterben, als sich dem schändlichen Gewerbe zu ergeben, wurde sie grausam gezüchtigt. Die nächste Zeit brachte schwere Bedrängnisse für die Unglückliche; denn Sie wurde nicht nur mit den gröbsten Mißhandlungen von Seiten des Bordellbesitzers und der im Hause befindlichen Dirnen ausgesetzt war. Einen Abends benutzte das Mädchen einen Moment der Abwesenheit der Wächter, um zu entfliehen. Sie kommt mit den Obrigkeitsmitteln, oft bis Arme stets in Polizeidirektion Alexandrie der Stadt, in einem entlegenen Stadttheil. Ihre Flucht wurde jedoch bemerkt, der Armen mit großen Hunden nachgesetzt und sie, als man ihrer habhaft wurde, an Händen und Füßen gebunden, in das Haus zurückgebracht, und dort furchtbar gemißhandelt. Anna Kaska widerstand mit wahrhaft heldenmüthiger Ausdauer den brutalen Angriffen und dachte wohl nicht, daß ihr ein Zufall Rettung bringen würde. Eines Tages drang ein riesenstarker Araber in ihr Zimmer, um sie das Mädchen den Liebesantrügen des Wirthen sein Gebot schändlich zu erfüllen. Dieser geschäftskeiten thätlich abwies, packte der Araber im höchsten Zorne das Mädchen und warf es durch das offene Fenster des ersten Stockwerkes auf die Straße. Glücklicherweise erlitt die Wiedergeraffte keine ernste Beschädigung; hingegen erregte der Vorfall einen großen Zusammenlauf von Menschen. Einige anwesende Kaufleute erstatteten die amtliche Anzeige, worauf das österreichische Consulat in Kenntniß gesetzt wurde, daß sich eine Angehörige deutscher Nationalität in dem verrufenen Hause befinde. Durch die Bemühungen des Consuls wurde Anna Kaska befreit. Wo sich die Arme jetzt befindet, und ob sie in ihre Heimath zurückgekehrt ist, weiß unser Gewährsmann nicht anzugeben.

Trier, 7. Juni. (Spring-Prozession.) Heute um 8½, bis 12 Uhr zog in Echternach die sog. Spring-Prozession statt. Dieselben betheiligten sich, wie mir an Ort und Stelle der öffentlichen Zählung entnahmen, im Ganzen 10,823 Personen. Darunter sind 7850, welche die eigentliche Prozession der Springenden bildeten; bei ihnen waren 8 Fahnenträger, 109 Musikanten, 104 Zugführer (die Echternacher Pompiers), 32 Turner (Musikanten), 17 Gendarmen und Polizeidiener. Die Prozession selbst betrieben und Sinzenzen zählte 38 Geistliche, 900 Sänger, 1763 Beter.

Verantwortlicher Redacteur Carl Luckeck. Druck und Verlag von Th. Nebr in Reiserslautern.

Digitized by Google

Pfälzer Demokrat

und

Sonntags-Blatt.

Organ der deutschen Volkspartei in der Pfalz.

Wöchentliche Gratis-Beilage zur „Pfälzischen Volkszeitung.“

Für Nichtabonnenten der „Pfälz. Volkszeitung“ vierteljährlich 18 kr.

Nro. 25. Kaiserslautern, 19. Juni. 1870.

* Fest-Gedicht

zur Fahnenweihe des Arbeiter-Bildungs-Vereins Neustadt an der Haardt.

Es ist denn da, der Tag der Weihe,
Betriebigt unsers Herzens Drang,
Nun schwirrt Gruß, Brüder, Ruf' an Reihe,
Und feiert ihn mit Sang und Klang.

Entrollt die Fahne, lasst sie wallen,
Das Freiheits-Banner hoch und hehr!
Lasst laut des Hymnus Jubel schallen:
Treu ihm gewöhret Preis und Ehr!

Mögt hat zum Schlimmen sich gewendet
Jetzt da und dort der Deutsche Sinn,
Und schaut von Waffenglanz geblendet
Auf Nordens Scepter hoffend hin.

Doch dieses kann uns nicht ennstammen;
Ist nimmer deutscher Freiheit hold.
Wir halten fest geint zusammen,
Stets treu dem deutschen Schwarzrothgold.

Wohl manches Herz ist jetzt erkaltet,
Libbt's mahren gar in Schutt und Staub:
Da liegts verdichten und vergallet,
Mit Schmach bedeckt, der Motten Raub.

Doch wir, wir haben es erhoben,
In schönster, reinster Pracht erneut,
Und mitten drauf ein Bild gewoben,
Das jeden deutsche Herz erfreut.

Es ist der Hammer, hoch geschwungen,
Von kunstgemachter Kraft zur Hand,
Und drüber Hand in Hand verschlungen,
Der Freiheit, Gleichheit, Liebe Band.

Ja, ja, den Hammer lasst uns preisen,
Er ist des Fleißes schönstes Bild;
Es ist der Schaffens und des Eifers,
Und dem des Segens Fülle quillt.

Der Hammer ist zu allen Zeiten
Das erste Werkzeug, das begliickt;
Es ist der Urquell aller Freuden,
Des Kunstfleißes, der das Leben schmückt.

O sagt, o nennt ein Instrument,
Begabt, wie er, mit solcher Kraft,
Der sich aus jedem Element
Uns Nutzen und Vergnügen schafft?

Er ist's, der jeden Stoff bezwinget,
Und sei er noch so fordo und hart,
Un's Reich der Ideale bringet
Und Segen spendet jeder Art.

Und wo Despoten-Macht will stehen,
Den freien Geist zu morden sucht,
Da muß das Schwert das Eisen retten,
Geschleudert von des Hammers Wucht.

Der Hammer muß uns Freiheit schaffen,
Zertrümmern jede Tyrannei,
Der Freiheit leicht dem edelste Waffen
Zu stürzen Trug und Heuchelei.

Nach Freiheit, ach! nach Freiheit ringen,
Das ist des Menschen schönster Trieb;
Doch diese wird uns nur gelingen,
Durch Einigkeit und durch Bruderlieb!

Ja, lasst uns ehren, lasst uns preisen,
Den Hammer auf des Panners Grund!
Ihm unsers Dankes Gluth erweisen,
Und hoch'gen ihm mit Herz und Mund!

Entrollt das Banner, lasst entfalten
Den Hammer und der Einigkeit Band!
Wo Einigkeit, Fleiß und Liebe walten,
Herrsch Freud' u. Freud' in Stadt u. Land.

Die Grund- und Bodenfrage auf dem Stuttgarter Arbeiter Kongreß, oder die Stellung der Volkspartei zur Arbeiter-Partei.

* Die Furcht vor dem socialen Gespenst und die Unkenntniß seines wahren Charakters ist heute leider noch so groß, daß es nicht verwundern darf, wenn Freund und Feind bei der bloßen Kunde von der Erörterung der Grund- und Bodenfrage auf dem Stuttgarter Kongreß ein Kreuz geschlagen, eine Theilung der Güter befürgt und schleunigst Thür und Schrank verschlossen hat. Wegnahme des Eigenthums auf Kosten der Besitzenden! Das ist der Wortwurf, welchen die Feinde des arbeitenden Proletariats den Führern und Freunden desselben machen. Durch die Berandung der Besitzenden, dadurch, daß man das Eigenthum dem Wohlhabenden nimmt und es dem Armen gibt, hebt man das Uebel nicht, man hat im nämlichen Augenblicke mit der neuen Armuth zu kämpfen, und müßte dem eben Beschenkten das Eigenthum wieder nehmen, um damit die Noth des Beraubten zu lindern. Es wäre eine solche Grund- und Bodentheilung einfach eine Tollheit und einer solchen wird wohl kein vernünftiger Mensch die Führer der Arbeiter zeihen. Eine andere Theilung des Grund und Bodens wäre die auf dem Prinzipe der Gleichheit aller Staatsangehörigen. Auch sie wäre, wenn man von ihr eine Beseitigung des herrschenden Elends erwarten würde, ein Unding. Schon die fortschreitende Vermehrung der Menschen würde, wenn man nicht zu dem tatarischen Mittel der Aufsetzung und Tödtung übergzähliger Kinder greifen wollte, sofort die Gleichheit des Besitzes zerstören. Die Aufrechterhaltung der Gleichheit würde eine periodisch wiederkehrende neue Vertheilung des Bodens von selbst nach sich ziehen. Die unsinnigen Folgen eines solchen Systems, das in einzelnen Theilen Rußlands noch heute am Platze, ersparen wohl jede weitere Beleuchtung. Die Landwirthschaft würde rückwärts gehen und schließlich dem traurigsten Ruin verfallen. Was würde auch dem Bauern die beste Bewirthschaftung helfen, wenn er nach fünf Jahren seinen Acker mit dem leichtsinnigen Nachbarn wechseln muß, der für Hebung seines Bodens nicht nur gar nichts gethan, sondern ihn sogar bis zur Unergiebigkeit ausgesaugt hat. Möcht jedem eine neue Generation heran, müßte die Theilung eine immer kleinere werden, bis sie schließlich zur vollen Unmöglichkeit wird.

Ein jeder derartiger Theilungsversuch würde bei uns auch an der Unmöglichkeit der praktischen Ausführung scheitern. Blicken wir auf England, so finden wir dort die ländlichen Grundbesitz in den Händen weniger Personen, während der kleine Grundbesitz gänzlich zu Grunde gegangen ist. Hier wäre eine neue Theilung des Grund und Bodens möglich, niemals jedoch könnte dieselbe eine gewaltsame auf Kosten der Eigenthümer bewirkte sein, immer müßte sie eine gerechte Berücksichtigung der Besitzenden voraussetzen. Niemals jedoch wäre durch die einfache Theilung des Grund und Bodens eine Beseitigung der brennenden socialen Uebel bedroht. Bei uns in Deutschland liegen die Besitzverhältnisse zudem ganz anders wie in England. In Preußen vollzieht sich Dank der feudalen Klassenherrschaft ein ähnlicher Prozeß wie jenseits des Kanals und es ist nicht unwahrscheinlich, daß Preußen sich nach einer Reihe von Jahren in gleicher Lage mit England befinden wird. In Mittel- und Süddeutschland ist der Eintritt eines derartigen Zustandes wenigstens vorläufig noch nicht denkbar.

Dies Alles wissen unsere heutigen Socialisten auch ganz genau und man müßte sie für unzurechnungsfähig halten, wollten sie bei uns die vorgenannten Arten der Theilung des Grund und Bodens vornehmen wollen.

Betrachten wir nun die Verhandlungen des Stuttgarter Kongresses, so können wir uns der Thatsache nicht verschließen, daß die dort gefaßte Resolution von einer Theilung des Grund und Bodens kein Wort enthält, sondern zur Verhütung englischer und preußischer Zustände, zur Hebung der Production, zur Beseitigung des Lohnsystems Theorien aufstellt und Vorschläge macht, über welche sich allerdings streiten läßt, die jedoch durchaus nicht das geringste Verdammenswerthe enthalten, das einen Bruch zwischen der Arbeiter- und Volkspartei nach sich ziehen könnte:

„In Erwägung, daß die Erfordernisse der Production, wie die Anwendung des Besitzes der Agrarien — wissenschaftliche Bewirthschaftung des Bodens — den Großbetrieb beim Ackerbau erheischen und, ähnlich wie in der modernen Industrie, der Einführung von Maschinen und die Organisation der ländlichen Arbeiterkraft nothwendig machen, und daß im Allgemeinen die moderne ökonomische Entwicklung den Großbetrieb im Ackerbau reflexiv in Verbindung mit demjenigen bei dem Ackerbau wie bei der Großindustrie, die allmälige Beherrschung der kleinen und mittleren Eigenthümer durch die Großbesitzer vor sich geht, das Elend und das Abhängigkeitsverhältniß der weitaus großen Mehrzahl der Ackerbau treibenden zu Gunsten einer kleinen Minorität stetig zunimmt, und daß den Ursachen der Humanität und Gerechtigkeit zuwiderläuft; — in Erwägung, daß die productiven Eigenschaften des Bodens das Material aller Producte bilden, und daß aller brauchbaren Dinge, die seine Arbeit erheischen; — spricht der Kongreß die Ansicht aus, daß die Verwandlung der modernen Gesellschaft es zu einer gesellschaftlichen Nothwendigkeit machen wird, das Ackerland in gemeinschaftliches gesellschaftliches Eigenthum zu verwandeln und den Boden von Staatswegen an Ackerbaugesellschaften zu verpachten, welche vorgeschrieben sind, das Land in wissenschaftlicher Weise auszubeuten, und den Ertrag der Arbeit nach contractlich geregelter Uebereinkunft unter die Betheiligten zu vertheilen.

Um die verwüstige und wissenschaftliche Ausbeutung des Grund und Bodens zu ermöglichen, hat der Staat die Pflicht, durch Ertheilung entsprechender Bildungsanstalten die nöthigen Kenntnisse unter der Ackerarbeiterclasse zu verbreiten. Als Uebergangsstadium von der Privatbewirthschaftung des Ackerlandes zur gesellschaftlichen Bewirthschaftung fordert der Kongreß, daß den Staatsdomainen, Forstpflanzungen, Kirchengütern, Gemeindeländereien, Bergwerken u. zu bezeichnen, und erklärt sich deßhalb gegen jede Verwandlung des oben angeführten Staats- und Gemeindeeigenthums in Privateigenthum.“

Selbstverständlich schwebte dem Antragsteller und dem ganzen Kongreß hierbei die Hauptfrage, der Bruch mit dem Lohnsystem, die Besserstellung und Befreiung der ländlichen Arbeiter vor. Nicht die Volkspartei erstrebt den Bruch mit dem Lohnsystem, die Gleichberechtigung aller Menschen und sie kann unter Umständen durchaus nichts dagegen haben, wenn der Staat sein Eigenthum Genossenschaften in Pacht gibt, die aus Arbeitern bestehen. Der Gedanke einer gesellschaftlichen Bearbeitung des Grund und Bodens ist übrigens nicht so ungeheuerlich wie er im ersten Augenblicke scheinen könnte. Der Staat besitzt aus seinen Staatsdomänen, Forstkommissionen u. s. w. eine bestimmte Einnahme. Würde er diese Besitzungen unter bestimmten contractlichen Bedingungen für den Betrag der ursprünglichen Einnahme der Genossenschaft in Pacht geben,

Digitized by Google

so würde er selbstverständlich durch ein derartiges Verhältniß nicht zur feigen Schlacht haben, sondern zur unter Umständen sehr durch die bessere Verwirthschaftung einen höheren Gewinn aus seinem Eigenthum erzielen. Nehmlich dürfte das Verhältniß sich sein, wenn der Staat sich dazu verstünde, größere Landstriche zu kaufen, und zu Pacht zu geben. Wir wollen unseren vorherigen Standpunkte konnen uns jedoch auch nicht den großen Gefahren verschließen, die ein derartiges Wirthschaftssystem für die freiheitliche Entwicklung unseres Volkslebens nach sich ziehen könnten. Ein endgiltiges Urtheil ist jedoch selbstverständlich unmöglich, so lange nicht die Proben einer derartigen Bewirthschaftungsart vorliegen. Ehe wir die Moral aus unserer Besprechung ziehen, wird es nun wohl nöthig sein, zu beleuchten eine Belauchtung der Zusammenlegung einer ländlichen Genossenschaft am Platze sein.—

Es liegt auf der Hand, daß eine Wirthschaft nicht blos durch ländliche Arbeiter geführt werden kann, die von der ländlichen Arbeit nur das Pflügen verstehen; es giebt bei der Genossenschaft ebenso wie bei der gewöhnlichen Wirthschaft solche Personen, die die nöthigen Anweisungen geben müssen, damit die sie ausführen. Zeigt also eine solche Genossenschaft zusammen, so ist selbstverständlich von einer gleichmäßigen Theilung des Gewinnes nicht die Rede. Nach dem Verhältniß der Leistung würde sich der Gewinnantheil richten. Es scheint somit das neue Verhältniß das Uebrige nur mit einer Unterschiede zu sein, daß die Namen gewechselt sind. Und doch liegt die Sache tiefer; aus dem Lohnarbeiter ist ein freier Mensch geworden, und wenn er sich abmüht und zur Vergrößerung des Wirthschaftsertrages beitragt, so arbeitet er für seine Tasche, denn je größer der Ertrag, desto größer auch sein Antheil.

Die Arbeiterpartei strebt nach gesellschaftlicher Freiheit und Gleichberechtigung, sie betont, was wir naturgemäß finden, in erster Reihe die Lebenstrage, sie verlangt in der vorliegenden landwirthschaftlichen Frage, daß der Staat eine genossenschaftliche Bewirthschaftung des Grund und Bodens anbahne. Sie hofft dabei, an England und Preußen denkend, daß durch die Verwendung des ländlichen Arbeiterstandes bei der genossenschaftlichen Arbeit das Elend aus seinen Reihen entfernt werde. Ob dieses sich in der That verwirklichen, praktisch konnte er sich bisher nicht bewähren, da ihm keine Gelegenheit dazu gegeben wurde.

Die Volkspartei will jedem Menschen, jedem Mitbürger ein menschenwürdiges Dasein gewährleisten; sie will, wenn der Versuch der genossenschaftlichen Bearbeitung des Bodens zu einem befriedigenden Resultate führt, sicher, mindestens so weit als der Nothstand es gebietet, die genossenschaftliche Arbeit des Grund und Bodens fördern. Ob auch im Volksstaate die Verwandlung eines Theiles des Grund und Bodens in Staatseigenthum nothwendig wäre, weitere Frage, die sich heute noch der Beantwortung entzieht.

Beide Parteien sind nun aber also in der Hauptsache einig, beide wollen das menschenwürdige Dasein aller Bürger. Wollen über die Verschiedenheiten dieses Zieles auch Differenzen, welche erst durch praktische Erfahrungen gehoben werden können, so sind beide Parteien doch darüber einig, daß sich der Verwirklichung ihrer Ziele der moderne Militärstaat mit seinen Riesenheeren und Riesenflotten entgegenstellt, und daß dieser unproductive Militärstaat erst in einen Volksstaat verwandelt werden muß, ehe ernstlich an den Versuch, die Lage der arbeitenden Klassen zu heben, gedacht werden kann.

Erwägt man nun die Stuttgarter Resolution, so muß man zu der Ansicht gelangen, daß der gefaßte Beschluß in keiner Weise das friedliche Einvernehmen zwischen Arbeiter- und Volkspartei zu stören vermag. Die preußische Volkspartei hätte sogar alle Ursache den Beschluß, welcher sich fast spricht auf Preußen bezieht, in erwägung zu ziehen, während sie uns im Südstaat, wo ein derartiges Verhältniß ungleich günstiger liegen, die Frage keine brennende ist. Der Beschluß kann nur dazu dienen, daß die Arbeiter ihre ganze Kraft mit der unserigen vereinen, den Volksstaat herbeiführen, deßen einziges Ziel die Forderung des allgemeinen Wohls ist. Für stehende Heere hat der Volksstaat kein Geld, wohl aber für Bildungs- und Menschlichkeitszwecke, für die Wohlfahrt und das menschenwürdige Dasein jeden Einzelnen!

Das Föderativ-System.

II.

Nach dem wir in voriger Nummer die Souverainetätsrechte besprochen haben, welche die einander gleich berechtigten Cantone der Schweiz der von ihnen selbst und durch sie selbst gebildeten Gesammtheit übertragen haben, wollen wir auch noch die den einzelnen Cantonen gebliebenen verbliebenen Rechte betrachten.

Die einzelnen Cantone geben sich selbst vollkommen frei- und selbstständige ihre Staatsverfassungen, die können dieselben selber Art sein, nur dürfen sie nichts enthalten, was der Bundesverfassung zuwiderläuft, oder gar gegen die Pflichten der freien Republik verstößt und ferner darf die Grundrechte nicht, ebenso wenig darf dies die Civil- und Criminal-Gesetzgebung thun, welche gleichfalls den einzelnen Cantonen, ohne Vorlage an den Bund oder eine Bestätigung durch denselben verbleibt. Da den Cantonen, die in der Verfassung garantirte ist, haben sie auch das Recht, sich nach Belieben frei von jeder Einmischung zu gestalten. Daß solche Verwaltungen einzelner Stände oder Personen vorkommen, ist den Grundrechten und der Prüfung der Verfassung durch den Bund gegenüber, ganz unmöglich. Nach Vorschrift der Bundesverfassung besteht die Verwaltung der Regierung, der Gerichte und Verwaltungsbehörden, und der Rechtspflege. Die Rechtspflege ist in den einzelnen Cantonen völlig frei und selbstständig; so schreibt die Bundesverfassung nicht einmal drei Instanzen vor, sondern hat das Recht begnadigsrecht von „Großen Rathe" der Landesgemeinde, ausgeübt wird.

Frei ist bei den einzelnen Cantonen das Steuerwesen, sowohl was Vorschreibung, als Ausschreibung, Erhebung und Verwendung der Steuern betrifft. Nur die Verwendung, die Verfügung gewährleistet Rechtsgleichheit der einzelnen Individuen muß streng geachtet werden, nur auf Bestreben schreitet der Bund ein.

Frei und selbständig ist das Erziehungs- und Militärwesen. Die unentgeltliche und obligatorische Militär-Lasten den nordamerikanischen Bundes, welche unerschwinglich geworden sind, muß selbst in dem Laien den Wunsch nach der einfachen, aber immer doch praktischen Militäreinrichtung der Schweiz rege machen. Die Organisation des Bundes sorgt dafür, daß in den Zeiten der Gefahr dem Boden der Schweiz ein kriegstüchtiges Heer entwickelt. Allerdings selbst diesem Heere der Republik der militärische Geist, welcher in Preußen die beiden letzten Militär-Jahre erzeugen konnte, nicht eigen, aber dafür ist die Bevölkerung von „glühender Begeisterung für die Freiheit u. Verfassung des Vaterlandes beseelt."

Es haben die einzelnen Cantone somit dem Bunde an Rechten übertragen: die Vertretung, nach außen, des Falls und Völkerrecht, die Ausübung des Gesandtschaftsrechtes, das Münz-, Maß- und Gewichtswesen, die Errichtung öffentlicher Werke, die Oberaufsicht über das Militärwesen und die Aufsicht darüber, daß die jedem Schweizer in der Bundesverfassung garantirten Grundrechte in den Cantonalverfassungen anerkannt und geschützt werden.

Man sieht bei dem Föderativsysteme zeigt die Lebensfähigkeit abgesprochen und ihm an der Wiege prophezeit, daß er ein Raub seiner Nachbarn werden müßte.

In Griechenland führte die Hegemonie einzelner Staaten zum Bruderkriege, zur Auflösung des Bundes und zum staatlichen Untergange. Die Ursachen dieser Erscheinung, welche sich öfters in der Geschichte wiederholen, liegen in folgenden Grundsätzen:

Die Hegemonie kann ohne Unrechtsbruch, ohne richtiger Unterwerfung nicht bestehen, wo auf einer Stelle Unterwerfung ist, muß nothwendigerweise auf der andern Seite Macht sein, die Macht ist, da nur allein ist das Recht. Die unterordneten Bundesstaaten in Griechenland und anderwärts, welche sich nicht freiwillig dem Führer unterordnet und ihre volle Souverainetät gespitzt hatten, waren bestrebt, sich jeder Macht, welche entgegenstellt die alle Selbständigkeit, selbst auf Kosten des Vaterlandes, durch Verrath und jedes noch so verwerfliche Mittel wiederzugewinnen. Fehlte diesen untergeordneten Staaten auch jede Berechtigung nach außen, den rauhlustigen Nachbarn war es leicht, die einige Zwietracht, welche ein derartiges Bundesverhältniß erzeugen mußte, zur Schwächung des Bundes und zum Kriege auszubeuten. Dieser Verlauf der Dinge muß sich bei jedem Bundesstaate mit dem Prinzipe der Führerschaft wiederholen. Haben wir in Deutschland einen Bundesstaat mit preußischer Führerschaft, so sinken die Bundesstaaten, wie uns die norddeutschen Verhältnisse lehren, zu preußischen Regierungspräsidenten, welche so lange müssen, wie der Oberherr besteht, und selbst ihre vorgeschrittene Gesetzgebung auf Jahrhunderte zurück zu bannen gezwungen sind, wie es in seiner norddeutschen Majestät Ruhm paßt. Wie erinnern nur an das Todesstrafe. Um die Führerschaft in Deutschland durchführen zu können, bedarf es wieder der stammlosen Centralisation und um diese ermöglichen zu können, eines gewaltigen stehenden Heeres.

Es liegt wohl auf der Hand, daß die Reinstaatlichen Fürsten, welche in ihrer Souverainetät sehr wenig sind, ein einheitliches Strafverfahren und andere Segnungen nationaler Einheit nicht verlohnen kann und daß sie jede Gelegenheit zur Wiedergewinnung ihrer Freiheit benützen werden. So lehren wir denn vor einer doppelten Todesart, - entweder mit gehen zu hungern, auf die Dauer unvermeidlicher Zwietracht und Bruderkrieg oder Sklaverei werden vom stehenden Heer zur Niederhaltung dieses Zwietracht und zur Vertheidigung des sinnlichen Raubes so lange angefangt bis wir, jeder Freiheit beraubt, erschöpft zusammenbrechen.

Das ist gar nicht der preußisch-deutsche Staatenbund, den uns die Nationalliberalen nicht glauben genug schildern können, den Keim des Zerfalls in sich, wobei wir all die tausend Gebrechen, an denen Preußen krankt und die diesen Zerfall beschleunigen müssen, unerwähnt lassen.

Anders ist es im Föderativ-Staate. Hier wird das Uebel mit der Wurzel ausgerottet. Die Kabinetspolitik, welche behendig an der Auflösung des Bundes arbeitet, hört ganz von selbst auf. Nur zur Vertheidigung und zum Schutze der freien Verfassung und ihrer Errungenschaften wird ein stehendes Heer, doch nur soviel wird er in die Lage gesetzt, es zu ziehen, da er durch seine mächtige und innige Verknüpfung den Nachbarn Achtung einflößt.

Nicht der Föderativ-Bund also wird eine Beute der Machtgelüste, Ränken umgelockt werden im Laufe der Zeit nach den verschiedenen Seiten, sondern die Nachbarn eine Beute des Föderativ-Bundes.

So stehen wir vor zwei Staatssystemen. Auf einer Seite der nationalliberale Bundesstaat mit preußischer Oberherrschaft, welcher durch künstliche Mittel zusammengehalten wird, und das nur durch künstliche Mittel, durch die Aufhäufung einer riesigen Macht, seine Macht und sein Ansehen nach außen hin behaupten kann. Auf der anderen Seite den föderativen Volksstaat, von Natur fest und mächtig, durch seine Freiheit unüberwindlich.

Auf der einen Seite Krieg, Elend und Sklaverei, auf der anderen Friede, Glück und Freiheit. Was wählen wir?

Wie das Schweizervolk in allen seinen Cantonen unter seiner Verfassung 1 ob seiner Zusammensetzung aus verschiedenen Elementen, glücklich und zufrieden lebt, wird auch das Volk der Deutschen, welches nur aus verwandten Stämmen eines Volkes besteht, im Föderativ-Staate seine glückliche und gesachtete Zukunft finden und in ihm nur einzig und allein.

Robert Blum und die Todesstrafe.

(Schluß.)

Daß man Milet erfunt, auch nach Verhängung der Strafe den Verbrecher im Auge zu behalten, finden wir unter Umständen erklärlich. Das jetzige Recht verwendet zu diesem Zwecke beim Sträfling aber ähnlichen Vergehen die Detention bis zum Nachweis des ehrlichen Erwerbs und die zur Besserung. Wir können nur billigen, wenn man diese nutzlosen Maßregeln aufgibt, aber dem Neuerfundenen, der besonderen polizeilichen Aufsicht können wir nur unsere Beistimmung betreten.

Das Besondere ist:

1. Der Betreffende darf seinen Wohnort, Diebe und Räuber sogar ihre Wohnung, ohne Erlaubniß der Polizei nicht verlassen.
2. Der Aufenthalt an bestimmten Orten kann ihm zum Verbrechen untersagt werden.
3. Gerichte und Polizei sind befugt, zu jeder Zeit bei ihnen Hausuchung zu halten.

Wir glauben kaum, daß man auf diese Art eine größere Gewähre erhalten wird, als die gewöhnliche Polizei durch ihre Aufsicht sich bietet. Auch ist sie erprobt worden. Aber im Interesse der Freiheit verlangen wir, daß diese drückende Vormundschaft in ihrem legalsten Gewande nur da und nur so lange angewendet werde, als die Schwere des Verbrechens und sein früheres Leben das Angeschuldigten eine Wiederholung mit Grund befürchten lassen. Bei der Anwendung dieser Strafe sordern wir daher eine erhebliche Beschränkung, und in der Dauer (bis 5 Jahre) eine Ermäßigung.

Oeffentliche Bekanntmachung,

aller Strafurtheile, in welchen auf Todesstrafe, Zuchthausstrafe, eine längere als fünfjährige Freiheitsstrafe oder auch Verlust der Ehrenrechte erkannt wird (§ 38 des Entwurfs) halten wir für unnöthig.

Warum soll sie angenscheinlich bei der Todesstrafe vor den Verbrechen, bei anderen Strafen vor dem Verbrecher. Daß sie bei der ersten ihren Zweck nicht erreicht, lehrt die Erfahrung. In Betreff anderer Vergehen wollen wir den günstigsten Fall setzen, daß dergleichen Anzeigen wirklich gelesen werden, was gewöhnlich sie dem Fremden, welcher den Verurtheilten nicht kennt, mehr als einen Namen? Man müßte denn sein wohlgetroffenes Portrait mit in die Zeitung rücken.

Digitized by Google

Feuilleton.

Geschichte eines Rekruten von 1813.

Reckmann-Chatrian.

(Fortsetzung.)

Man hätte die Mairie von Pfalzburg am Morgen des 15. Januar 1813 während der Loosung sehen müssen! Auch heute ist es noch schimm, wenn man gezwungen wird, seine Eltern, seine Freunde, sein Dorf, sein Gewerbe, seine Schäfen und ein Land zu verlassen, um Gott weiß wo: Eins — zwei! . . Eins — zwei! . . Halt! . . Augen rechts . . Augen links! . . Gewehr auf . . Gewehr ab! . . u. s. w. zu lernen. — Gewiß, es ist schimm; allein man kannte wieder, man kann sich mit einigen Vertrauen sagen: „In sieben Jahren finde ich meine alten Nest, meine Eltern und auch mein Liebchen wieder. . . Ich habe dann die Welt gesehen . . . ich werde sogar Ansprüche auf eine Waldhüter- oder Gendarmenstelle haben!“ Dies tröstet einen verwünschten Menschen. Aber in jener Zeit, wer da das Unglück hatte eine schlechte Nummer zu ziehen, mit dem war es aus. Sein hundert Mann kam oft nicht ein einziger wieder. Der Gedanke, wirklich fortgehen zu müssen, wollte durchaus nicht in den Kopf.

An jenem Tage also mußten die aus Harberg, Garzburg und den Vier-Bimden zuerst ziehen; dann die aus der Ebene und die aus den Bergen um die Mittelbroun. Schon sehr früh war ich aufgestanden, und mit beiden Ellenbogen auf den Arbeitstisch gestützt, fing ich an alle Leute zu betrachten, welche vorübergingen. Die jungen Leute in Blousen, die armen Alten in baumwollenen Mützen und langen Zacken, die alten Frauen in großen Hüten, mit gekrümmten Rücken und niedergeschlagenem Blick, Stock oder Regenschirm unter dem Arm. Sie kamen familienweise an. Der Herr Unterpräfect von Saarburg mit Silbergestickten Kragen und sein Sekretär, die den Abend vorher in meinem Laden abgeholt gen waren, sehen auch zum Fenster heraus.

Gegen acht Uhr setzte sich Herr Gulden nach eingenommenem Frühstück an die Arbeit; ich hatte Nichts genommen, saubern Nicht darauf, wenn der Herr Maire Parmentier und sein Beisitzerkreis kamen den Herrn Unterpräfect die Aufwarten. Die Ziehung begann um neun Uhr und bald hörte man die Klarinette des Pfeifer-Karl und die Violine des großen Andres in der Straße. Sie spielten den Schneiden-Marsch; auf diese Melodie haben Tausende von armen Teufeln das Leben lassen müssen, ohne es zu lassen. Die Tanzerbrüten tanzten, wiegten sich mit untergeschlagenen Armen, stießen Geschreie aus, die Wollen zu spalten, und schlugen mit dem Absatz auf die Erde, indem sie ihre Haar schwenkten und zuletzt beiter zu erscheinen, während sie doch den Tod in der Seele trugen. Indessen so war es Brauch; und der große Andres, trocken, mager und gelb wie Pergament glich nebst seinem ganz runden Kameraden, der die Backen bis hinter die Ohren aufblies, jenen Geschöpfen, die uns auf den Kirchhof geleiten und dabei noch ganz gleichgültige Dinger machen.

Mich machte die Musik und dies Gesichter noch traurige. Ich hatte soeben meinen breitschößigen Rock angezogen und meinen Hut aufgesetzt, um fortzugehen, als Tante Gretel und Kathrine eintraten und sagten: „Unser Tag, Herr Gulden, wir kommen zur Ziehung. Ich und Kathrine gewann hatte, ihre Augen waren roth. Sie hängte sich sofort an meinen Hals, während ihre Mutter sich um mich herumdrehte und sich hinter mir zu schaffen machte. Herr Gulden sagte: „Es muß bald Zeit sein die jungen Leute zu holen.“ — „Ja, Herr Gulden,“ antwortete Kathrine mit schwacher Stimme; „die von Harberg sind fertig.“ — „Gut, gut! . . Nun, Joseph, es ist Zeit, daß Du gehst,“ sagte er. „Aber härme Dich nicht. Seid nicht bekümmert. Diese Zeitungen, jetzt Ihr, sind doch nur nach der Form halber, denn sie langen Zeit gewinnt kein Mensch mehr dabei, oder wenn der Sine oder Andere gewinnt, so wird er zwei oder drei Jahre später doch eingezogen. Alle Nummern sind schicht. Wenn der Revisionsrath sich versammelt, dann wollen wir sehen, was sich thun läßt. Heute ist's doch nichts weiter als eine Lotterie, die zu einer Art von beschwichtigender Genugthuung der Leute dienen soll. Alle Welt verliert dabei.“ — „Da ist ganz gleich,“ erwiderte Tante Gretel, „Joseph wird gewinnen.“ — „Ja, ja,“ sagte Herr Gulden lächelnd, „das kann nicht fehlen.“

Herauf ging ich mit Katharinen und Tante Gretel fort; wir nahmen die Richtung nach dem großen Platz, wo die Menge sich drängte. In allen Läden standen und stießen sich Dutzende von Conscribirten, die sich Bänder kauften. Sie sangen mit Thränen in den Augen wie Besessene. Andere umarmten sich schluchzend in den Herbergen, aber immer dabei singend. Dazu waren nach zwei oder drei Musikbanden, die des Böhmen Waldteufel, das Rasselkasten und des Georg-Adam angekommen und mischten ihre Töne mit den herzzerreißenden Schreckrufen Anstrengungen. — Kathrine drückte mir den Arm, die Tante Gretel ging hinter uns her. Der Wache gegenüber bemerkte ich von ferne den Hausirer Pinnale, der den Inhalt des Hausirkoffers auf einem kleinen Tische ausgebreitet hatte zu Seite seine Art von Kleiderriegel mit Bändern zum Verkauf an die Conscribirten ausgespannt hatte. Ich suchte eiligst an ihm vorüberzukommen, doch rief er mir zu: „Se, Lahmer, halt, halt! . . Komm' doch heran, ich habe ein schönes Band für Dich. Dir gebührt ein prächtiges . . so eines, das gewinnt!“ Sie schwenkte dabei ein großes schwarzes Band über seinem Kopf, und ich wurde wider Willen klug. Als wir aber die Treppe der Mairie hinaufstiegen, da kam gerade ein Conscribirter herunter, es war Klipfel, der Schmied von Langhöfen-Thorz, der hatte Nummern 8 gezogen und rief uns der Ferne: „Das schwarze Band, Pinacle! Der damit, es koste, was es koste!“ — Er sah finster aus, doch lachte er. Sein kleiner Bruder Johann hinter ihm weinte und rief: „Neu, Jakob, nein, nicht das schwarze Band!“ — Aber Pinacle lieferte ihm das schwarze Band an den Schmied's Hut, während dieser sagte: „Dies ist das Einzige, was mir jetzt nöthig haben. — . . Wir sind alle Kinder des Todes . . wir müssen unser Trauerzeichen tragen!“ Und mit wilder Stimme rief er: „So lebe der Kaiser!“

Ich sah lieber das Band an seinem Hute als an dem meinigen und drängte mich jetzt schnell in die Menge, um Pinacle aus dem Gesichte zu kommen. Wir hatten kaum sechs Mühen, um unter das Laubengewölbe der Mairie zu kommen und bis die ersten Treppe hinaufzusteigen, wo die Leute hinaufs- und herabstiegen wie ein wahrer Ameisen-Haufen. In dem groß n Saale aben ging der Gendarm Kelz auf und ab, um die Ordnung soviel als möglich aufrecht zu erhalten. In dem Nathszimmer nebenan, wo die Ziehung vor sich ging, hörte man über sich den Augen gemalt befinden, hörte man die Nummern ausrufen. Von Zeit zu Zeit trat ein Conscribirter heraus, blutrath im Gesicht, seine Nummer an seine Mütze befestigend und mit gesenktem Haupte quer durch die Menge schreitend, wie ein Thier, das beißen will, ohne sich mehr um sich die Hörner an der Mauer zerbrechen möchte. Andere gingen daggegen blieb wie Leichen an uns vorüber. Die Fenster der Mairie waren offen; man hörte draußen die fünf oder sechs Musikbanden auf einmal spielen, das ist schrecklich. Ich war Katharinens Hand und allmälig gelangten wir mitten unter die Menge in den Saal, wo der Unterpräfect, die Mairen (Bürgermeister) und die Sekretäre auf ihrer Tribüne die Nummern mit lauter Stimme ausbieten, wie man Urtheilssprüche verkündet, denn sie sind Tod, waren alle Nummern wahre Urtheilssprüche.

Wir warteten lange. Ich hatte keinen Tropfen Blut mehr in meinen Adern, als man endlich meinen Namen nannte. Ich trat näher, ohne zu wissen noch zu hören, sah mir der Hand in der linken Hand, die eine Nummer. Der Herr Unterpräfect rief: „Nummer 17!“ Ich ging, ohne ein Wort zu sagen, fort, Kathrine und Tante Gretel hinter mir. Wir stiegen auf den Platz hinab und erst, als ich ein wenig Luft geschöpft hatte, erinnerte ich mich, daß ich Nummer 17 gezogen hatte. — Tante Gretel schien bestürzt. Ich hatte Dir doch Etwas in die Tasche gesteckt,“ sagte sie; aber dieser Spitzbube von Pinacle wird Dir Etwas angethan haben. Gleichzeitig zog sie mit hinten aus der Tasche ein Ende Strick. Mir liefen dicke Schweißtropfen von der Stirne herab; Kathrine war ganz blech. So setzten wir zu Herrn Gulden zurück.

(Forts. folgt.)

Vermischte.

Humoreske von Cäsar Parons.

I.

In der elften Vormittagsstunde eines Spätsommertages saßen zwei junge Mädchen hinter der abgelassenen Jalousieen in ihrem elegant ausgestatteten Zimmer. Die Beiden waren mit einer Handarbeit beschäftigt, die zum Geburtstag des Vaters fertig werden sollte; die Blonde, ihre Cousine, durchflog die Zeitung, warf aber plötzlich die Blätter unwillig auf den zierlichen Tisch.

„Was hast Du, Claudine?“ fragte die Arbeitende, ihre dunklen Augen von der Stickerei hebend.

„Die Polizei sollte endlich dagegen einschreiten!“ schmollte die Blondine.

„Wogegen?“

„Daß jede Nummer unserer Zeitung enthält solche abgeschmackten Heirathsgesuche. Da steh nur, Ada, heut wieder dreizehn hintereinander!“

„Wie kannst Du Dich darüber ärgern?“ entgegnete Ada heiter, „ich lese das Zeugs stets mit Vergnügen; der Styl ist meist so lächerlich wie der Inhalt.“

„Mich empört schon,“ stürmte Claudine, die stehende Phrase: „Auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege!“ Welcher Mann von Ehre, welches Mädchen kann jetzt noch diesen Weg einschlagen, um Liebe zu finden!“

„Liebe?“ seufzte Ada leise, suhr jedoch schnell in munterem Tone fort: „Wenn wir aufrichtig sein wollen, Claudine, weshalb besuchen wir Bälle und Gesellschaften? Nur des Tanzes und der Unterhaltung wegen? Oder haben wir den geheimen Wunsch, auf diesem auch nicht mehr ungewöhnlichen Wege Menschen kennen zu lernen, die uns tiefer interessiren?“

„Das kann uns Niemand verargen, Ada!“

„Darfst Du also den Stab über Leute brechen, die offener zu Werke gehen? Ich glaube wirklich, diese offenen Zeitungsleute sind grundehrlich gemeint, wenn auch manche auf Fopperein hinauslaufen.“

„Sicher die ehrlichsten,“ gab Claudine zu, „aber zugleich die unwürdigsten sind die, welche so auch so viel Vermögen als Bedingung stellen.“

„Weshalb unwürdig?“ sagte Ada rasch, „Die Leute sind ganz verständig. Sie wollen sich nicht in Nahrungssorgen stürzen.“ Die wohlklingende Stimme der Sprecherin hatte bei diesen Worten eine heitere Färbung angenommen; die schwarzbraunen Augen sanken wieder auf die Perlen, die sie mit haftigen Händen zu Blumen und Ranken aneinanderreihte. Auch Claudine hatte den Kopf niedergeschlagen und stützte das Kinn in die Hand. Beide Mädchen dachten an dieselben Dinge und dieselben Personen. Nach einer Pause begann die Blonde:

„Im Grunde können wir Gott danken, Ada, daß wir noch zeitig genug dahinter kamen, weshalb Arthur und Felix uns den Hof machten.“

„Spricht nicht mehr von ihnen,“ gab Ada zur Antwort, ohne ihre Arbeit zu unterbrechen. „Es ist ein Glück, vermuthlich zu sein. Kein reiches Mädchen ist sicher, daß Männer sich ihr aus wahrer Neigung nähern.“

„Ada, laß uns einander schwören, nie zu heirathen!“ rief Claudine leidenschaftlich. Da lachte die brünette Cousine glockenhell auf: „Das thut man nur mit vierzehn Jahren. Es wäre lustdich, die Ehe zu verreden!“

„Nach der Erfahrung, die wir gemacht?“ wandte die Blonde ein.

„Die Erfahrung ist sehr heilsam,“ erwiderte Ada. „Obgleich ich den Schmerz verwunden, bin ich zu der Einsicht gekommen, daß wir überaus thöricht waren, abrsächsliche Schmeicheleien für baare Münze zu nehmen und unsere Gedanken mit Männern zu beschäftigen, die keine Beachtung verdienten.“

„Wenn Arthur und Felix,“ fiel Claudine erregt ein, „unsere Herzen täuschen konnten, dann sind alle Männer schlecht!“

Sanft entgegnete die Andere: „Daß Du nicht einen Vater gehabt und habe ich nicht noch einen, der —“

„Ich meine die junge Generation!“ unterbrach Claudine.

„Wir wollen künftig nicht für schöne Köpfe schwärmen,“ bemerkte Ada. „Weißt Du, was meine Mutter mir auf dem Todtenbette sagte?“

„Nun?“

„Wenn ein Mann dir einst von seiner Liebe spricht, vergleiche ihn mit deinem Vater. Ist er brav und gut, wie der, dann gieb ihm getrost dein Wort. Aber faß Du den leisesten Zweifel an seinem Charakter, dann sprich Nein. Hoffe nie, daß er Fehler, die du an ihm bemerkst, aus Liebe zu dir ablegt. Präge ihn genau ob er sich nicht verstellt. Nur Den wähle, der dir sein ganzes Wesen offenbart, ehe er dein Gatte ist!“ — Das Mädchen hielt einen Augenblick inne, dann sprach sie sinnend weiter: „Ich habe oft an diese Ermahnung meiner Mutter gedacht, wenn ich mit Arthur zusammentraf, und je mehr mir sein Aeußeres gefiel, um so banger marb meine Seele, eine innere Stimme warnte mich vor ihm, und als ich neulich Goethe's Tasso wieder las, war mir's, als wären die Verse ganz besonders für mich geschrieben.“

Digitized by Google

Ach, daß wir doch den reinen, stillen Mink
Des Herzens nachzugehn so leicht verlernen!
Ganz leise spricht ein Gott in unsrer Brust,
Ganz leise, ganz vernehmlich, zeigt uns an,
Was zu ergreifen ist und was zu fliehn!"

Die Zuhörerin sprach den letzten Vers halblaut wie das Echo nach. Eine zweite Pause trat ein. Da sich die Rabel rudre, drangte sich über den Tisch und blickte in das Zeitungsblatt, das Claudine entrüstet weggeworfen. Auf einmal klang ihr helles Lachen von Neuem, und lebhaft fragte sie die zusammengucknde Bloudine: „Hast Du denn diese Aufforderung gelesen?"

„Nein, ich will davon Nichts mehr lesen."

„Du mußt sie hören!" Und nachdem der lockige Schwarzkopf noch einmal aufgejauchzt, las der schelmische Mund:

„Ein Mann von schier dreißig Jahren, Beamter eines akademischen Grades, der freilich durch jahrzehntelangen Gebrauch etwas abgenutzt worden —"

„Also jedenfalls ein Doctor!" unterbrach Ada sich selbst und fuhr geschwind fort, zu leseu:

„sucht zur Lebensgefährtin eine Dame von Geist, Herz, Schönheit und obligatem Vermögen — Eigenschaften, die er bisher noch nie vereint angetroffen, obgleich er sich nur in der sogenannten guten Gesellschaft bewegt."

„Wie grenzenlos unverschämt!" erklärte Claudine unmuthsvoll. (Fortsetzung folgt.)

Gurgl und der Eis-See.

WN. Ueberall im Oetzthal wurden wir als die ersten diesjährigen Touristen mit einigem Jubel empfangen und auch der Herr Curat in Gurgl schien hoch erstaunt, noch acht monatlicher Abgeschlossenheit, die ersten Sommergäst zu begrüßen. Freilich konnte ich wahrnehmen, daß in den neunzigfachen, schön illustrirten Fremdenbuch die Namen Touristen-Gesellschaft Dr. Weigel in Prag) bemerken, daß selbst drei Schweißen noch keinen Sommer machen; — denn während wir unsere durch den 4—5stündigen Marsch von Silden her etwas herabgekommenen Lebensgeister am gastlichen Tische des freundlichen Pfarrhauses wieder in die Höhe trieben, standen draußen ein winterliches Schneegestöber und verhüllte uns die Gletscher und Schneespitzen im Hintergrunde des Thales. In einer Meereshöhe von über 6000 Fuß mag das eben nichts Außerordentliches sein, allein im Gegensatz zu den schönen Mai mit seinen Sommerwärmen, den wir in Italien verlebt hatten, wollte uns der winterliche Pfingsten doch etwas unbehaglich erscheinen. Gleichwohl blieb die Tour zu dem berühmten Eisloe für den folgenden Tag auf der Tagesordnung, nur meine Frau erklärte mit Rücksicht auf die frische Luft, daß sie zu Hause bleiben zu wollen. Der Führer wurde auf 7 Uhr bestellt, protestirte aber: er müsse wegen des zweiten Pfingsttages erst von 8—9 Uhr Messe hören. Daß der schöne Spruch: „der Mensch muß nie müssen," hier nicht gilt, hatten wir schon beim Beginn hierher erfahren. Alle Häuser in denen wir uns nach dem Wege erkundigen wollten, waren fest verschlossen, alle Erwachsenen und größeren Kinder waren zur Kirche nach Gurgl; aber wer hütete denn die Kleinen? Des Rätsel löste uns der Herr Curat. An Sonn- und Festtagen werden die Kühe um 4 Uhr Morgens aus dem Schlafe geweckt (auch ein Sonntagsvergnügen) und so lange munter erhalten bis die Eltern zur Kirche wollen, dann legt man sie wieder hin und sie schlafen richtig bis zu deren Rückkehr.

Nachdem unser Führer andern Morgens sich seines Sonntagsrockes entledigt hatte, konnten wir endlich um 9½ Uhr die Reise antreten, ein Stück Brod und ein hart geiottenes Ei in der Tasche.

Der frisch gefallene Schnee war ziemlich weggeschwolzen. Die Lange und Alpenveilchen dafür um so üppiger und schimmernder. Nach einer steilen tüchtigen Steigens kamen wir am Rothmoos-Gletscher vorüber, der sich indessen durch den frisch gefallenen Schnee nur wie eine etwas größere Schneeflache präsentirte. Neber Geröll und größere Steine ging es dann noch ein Weilchen durch offenes Schneewasser-Gerinsel leidlich weiter, bis an die Reste des vorjährigen Schnees, die sich an den Hängen noch bedenklich conservirt hatten. Der Führer voran, prüfend, sondirend und möglichst einen festen Weg treulend, dann Fraulein Fr. mehrfach in seine Fußstapfen zu treten, endlich ich selbst, weislich bedacht die Fehltritte meiner Vorgängerin zu vermeiden, so ging es langsam und ziemlich gefahrlos weiter. Der schmale Damenfuß bohrte sich indessen da noch durch, wo der breitere Fuß des Führers festen Grund gefunden, und einmanig wurde jedes Einsinken bis zum Knie durch einen leichten Schrei markirt. Indessen der Mensch gewöhnt sich an Alles und spater wurde, kein Laut mehr Hörbar, denn die Einsinkungen auch entsprechend so viel kürzeren. Bis ich Zähren nachzugehen mochte, noch hier einzudenken wage. Nur etwa ein halbes Dutzendmal wurde der Führer zurückgerufen, um mit starker Hand die unerschrockene Dame wieder herauszuziehen und es gehörte ihrer Seits das ausgezeichnetste Vertrauen, einen Gletscher zum erstenmal in der Nähe zu sehen, dazu, um sie nicht Kleinmüthig zur Umkehr zu zwingen. Nachdem wir schon einige Zeit den unteren Theil des Gurgl-Gletschers in geringer Entfernung neben uns gesehen, erblickten wir endlich nach mehr als 2½ stündigem angestrengten Marsche, den wetterhärtigen See zum ersten Male unter uns. „Erhabener Anblick!" „Ergreifendes Schauspiel!" „Schauerlich schönes Natur-Wunder!" — der Leser möhte unter diesen Bezeichnungen poetischer Naturen, gestattte mir dann aber bei meiner Prosa zu bleiben.

Wir lagen uns auf einem wenigen schneefreien Blöcke und ohen unser saueerbereitetes Brod, der Gletscher trank einen Schnaps dazu. Von rechts herab wälzte der große Gurgl-Gletscher seine eisigen Massen 2—3 Stunden lang herunter, das Langthal theilweise und so weit verfperrend, daß sich die Schmelzwasser in eine Seebecken sammeln und einen schmalen See von höchstens einem halben Stünd chen Länge aufstauen. Der See war so wasserreich, wie er unter normalen Verhältnissen nur sein kann, die Bäume des Mai hatte Schneelawisser genug geliefert und der Juni, Juli, August, September, Oktober, welcher Ende Juni oder Anfang Juli zu erfolgen und den See soll ganz trocken zu legen pflegt, hatte noch nicht stattgefunden. Freilich wenn in Folge einer Reihe von nasskalten Jahren, der Gletscher anschwillt und bedeutend vorrückt, so verspert er das Thal gänzlich und der See ist nächst an, und er spärer bei seiner endlichen Ausleerung, namentlich wenn dieselbe plötzlich erfolgt, das ganze Thal bis zum Inni überschwemmt und verheert. Ein mächtiges Eisthück hatte sich erst kürzlich vom Gletscher gelöst und war in den See gestürzt, an welchem es jedoch nicht zu schwimmen schien, wenigstens trate es sehr weit aus dem Wasser hervor. Leider war von einer Spiegelung in „blauer Fluth", wie sie sie nach einer poetischen Beschreibung und drio Abbildung erwartet hatte, — nichts zu sehen. Möglich jedoch, daß die warmen Tage der Gletscherfluthen Schnees und diesen Farbenreflex entzog. Nehmen wir dazu, daß ein weißlicher Nebel uns den hintern Theil des Sees mit dem Langenthal-Gletscher, sowie die Bergspitzen und Schneegipfel verhüllte, welche noch 3000 Fuß höher, als wir standen, noch 3000 Fuß hoch ungehen, so kann man die Partie, trotz der Bestheuerung meiner Begleiterin, sie werde ihr unvergeßlich bleiben, als gänzlich verfehlt bezeichnen. Ich für mein Theil war noch in anderer Hinsicht entmuthigt. Ich hatte gehofft auf den im Hochsommer üblichen Gletscher-Flohen, durch welche Geroll über Gletscher zu entdecken und dadurch ein schwaches Bild der großartigen Thätigkeit zu bekommen, welche den Eisblöcken der Kandinavischen Gletschern in der Eiszeit von den Geologen zugeschrieben wird. Bedauerlicher Weise waren die Blöcken nicht mit solchen Blöcken und Steinträmmern, welche in der nordbeutschen Tiefebene bis nach Anhalt hin gefunden werden, von schwimmenden Eisschollen aus Norwegen zu einer Zeit hierübergeführt worden sein, wo jene Ebene noch vom Meere bedeckt war. Obgleich man zugeben muß, daß die Theorie der Eisschollen-Hypothese hat aufstellen lassen, um zu erklären, wie so viel unwesentlich aus Norwegen herrührendes Gestein über das offene Meer gelangen und über eine so große Fläche verstreut werden konnte, so scheint mir doch der Vorgang, daß die Eisgipfen möglich, von allzu vielen Zufälligkeiten abhängig, und ich hätte hier gern einmal etwas derartiges im Kleinen selbst beobachtet. Möglich, daß der frischgefallene Schnee einigen Schutt bedeckte, für mein Auge bleiben die Eisblöcke weiß und zu genauerer Beobachtung war die Situation nicht angethan.

Ein heranziehender Hagelschauer bewog uns, den Rückweg anzutreten, welcher, obschon bergab, etwas weniger beschwerlich, dennoch nicht ohne einige Verfenkungen blieb, so daß wir herzlich froh waren, nach 2 Stündigen schnellen Marsch wieder in der gastlichen Wohnung des Herrn Curat einzutreten. Und doch hatten wir noch Glück gehabt, denn da in der folgenden Nacht mindestens 2 Zoll Schnee fiel, so hätten wir wahrscheinlich die Tour ganz aufgegeben. Jedenfalls hatten wir uns überzeugt, daß der Ausspruch des Tyroler Hochgebirge noch zu früh ist, und beschlossen wir daher andern Tages, wenn unsere Kleider getrocknet sein wurden, den Rückweg zum Inuthal anzutreten. Daß übrigens die Wege zu Zeiten nicht ganz gefahrlos sind, bewiesen die vielen Gedenktafeln an mobiehrsame Männer und jugendrische Jungfrauen, welche bald von Steinen erschlagen, bald ertrunken, erfroren, todtgefallen, oder wie sonst umgekommen sind.

Auf den betreffenden Tafeln, welche mit Ausnahme weniger auf künstlerischen Werth haben dursten, fonden lediglich die Absicht zu haben scheinen, das betrübende Factum möglichst getreu wieder zu geben, steht regelmäßig neben dem Namen gleichviel ein, man möchte sagen in unsiliger Engel, wenigstens konnte ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß derselbe durch rechtzeitiges Einschreiten doch wohl hie und da das Unglück hätte abwenden können.

Eine Faullenzer-Colonie.

Die Vereinigten Staaten haben immer in dem Ruf gestanden, daß sie dem Einwanderer eine reiche Ernte, eine glänende Zukunft versprechen, den Faulen aber in seiner eigenen Fäulniß verdammen lassen. Diese Dinge aber haben sich geändert, in gewisser Beziehung wenigstens, denn auf Ward's Island, Newyork, giebt's ein Etwas für Faullenzer, welches Nichts zu wünschen übrig läßt. Die Eigenthümer der Passagierschiffe nämlich müssen für jeden Passagier 2½ Dollar an den Gouverneur von Ward's Island zahlen, und hierfür erhält der Einwanderer das Recht, fünf Jahre lang in dem Etablissement der armen Ward's Island zu leben, ohne Etwas zu arbeiten. Er braucht sich nur einen Log Passagierschein geben zu lassen, und hat für eine halbe Decke Kost und Logis umsonst. Und zwar eine „Verköstigung", wie sie den Ansprüchen des Herrn Butterlöffel, Junkermonats Mundchanten mehr als entsprechen dürfte. Ein Newyorker Blatt giebt die Einzelheiten, die Manchem das Wasser im Munde zusammenlaufen machen können. Zum Frühstück — allerdings etwas früh, um 6 Uhr Morgens, — gibts Thee oder Kaffee, ein Pfund Brod, Butter, Mehl, Reis, ein Stück Mindfleisch und Speck; das Mittagessen besteht aus einer Pinte Suppe, einem Pfund gekochten Fleisch, Kartoffeln, Gemüse, einem Pfund Brod und kaltem Wasser (welch letzteres im Sommer viel sagen will), und den Beschluß des Tages macht beim ein Nachmahl aus Brod, „Mus", Thee oder Kaffee.

Unter diesen Umständen kann es uns nicht gerade angenehm berühren, diese Kentnercolonie der Mehrzahl nach aus unsern deutschen Landsleuten zusammengesetzt zu finden. Daß es unter den Insassen des Etablissements an Arbeitern nicht kommt, ist noch weniger betremdlich. Die Männer verrichten sich in der Regel gut, aber zuweilen kommt es denn doch einmal zu einem ernstlichen Streite, und dann halten Engländer, Schotten, Irländer und Deutschen gegen die Eingeborenen und gegen die Elementen, aus denen die Faullenzer-Colonie zusammengesetzt ist, kann man sich ob sperdrisch verfahlenden Zänkereien nicht wundern. Im Gegentheil scheint es auffallend, daß es nicht öfter zu thatsächlichen kommt, denn nur der Abschaum der Auswanderer bedient sich dieser Colonie — diese unverdiente Unglücksstätte — abgerechnet — des Privilegiums von Ward's Island. In der Regel sind es dieselben Gesichter, welche dort fünf Jahre lang herumlungern und sich's wohl sein lassen, ohne auch nicht einen Finger zu rühren. Und es ist aber gar nach Ablauf ihrer 5 Jahre einem neuangekommenen Auswanderer seinen „Passagierschein" abkaufen und unter einem anderen Namen in das Land voll Milch und Honig zurückkehren. Die Wohnung der Ward's Island ist drei großen Räumen mit je zwei Reihen zweistöckiger Betten, ohne Bettzeug, Fußboden und Zimmerdecken werden von besonderen Dienstboten — nicht von den Herren Auswanderern selber — rein gehalten. Wenn diese Arbeit den Bewohnern selbst obläge, würden sie in ihren eigenen Schmutz umkommen, denn sogar Schweine sind in den Sälen, wo die Männer sich unter Tags auf ihren Betten ausreeken und bei dichtgeschlossenen Fenstern den abscheulichsten Canaster rauchen, die verpestete Luft, die man sich denken kann. Abgesehen von dem Tabakqualm steht es in der Abtheilung für das zartere Geschlecht nicht besser zu aus. Die Frauen wälzen sich voller Langweile auf den Betten umher, oder hocken am den Ofen und flatschen untereinander.

Wie bereits bemerkt, die Bewohner des Faullenzerthales scheinen nicht nur Kost und Wohnung, sondern auch Bedienung, und mit alle sonstigen Bedürfnisse in genügsam durch Kapellen für die verschiedenen Confessionen, ein Hospital, eine Entbindungsanstalt, ein Fieberhospital, ein Hospital für Schwindsüchtige, ein Irrenhaus und eine Anzahl von Badeanstalten gesorgt. Waren mit diesen Rechten auch Pflichten verbunden, wäre der dürftige Auswanderer gezwungen, seinen Aufenthalt auf Ward's Island durch Arbeit zu bezahlen, dann würde diese wirklich großartige Wohlthätigkeitsanstalt gewiß nicht so mißbrauchte werden, wie dies jetzgeschieht.

Verantwortlicher Redacteur Carl Tuchel. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Pfälzer Demokrat

und

Sonntags-Blatt.

Organ der deutschen Volkspartei in der Pfalz.

Wöchentliche Gratis-Beilage zur „Pfälzischen Volkszeitung."

Für Nichtabonnenten der „Pfälz. Volkszeitung" vierteljährlich 18 kr.

Nro. 26. Kaiserslautern, 26. Juni. 1870.

Abonnements-Einladung

auf den

„Pfälzer Demokrat."

Organ der deutschen Volkspartei in der Pfalz.

Auch im nächsten Quartal werden wir muthig und unerschrocken für die wahren Interessen des Volkes eintreten, seiner freiheitlichen Entwicklung Bahn brechen und nach Kräften dazu beitragen, ihm die Segnungen einer wahrhaft volksthümlichen Regierung zu erringen.

Bei dem Kampfe gegen den Militärabsolutismus, welcher heute in ganz Deutschland entbrannt ist, werden wir der demokratischen Bewegung die größte Aufmerksamkeit widmen und zur Klärung der brennenden Tagesfragen beitragen. Unsere geehrten Abonnenten in den vom norddeutschen Adler beherrschten neuen Provinzen Preußens, sowie unsere heimischen Freunde bitten wir nach Kräften für die Verbreitung des Blattes zu wirken.

Neu hinzutretenden Abonnenten erhalten die letzten Nummern mit der höchst spannenden und interessanten Humoreske N. 1 nachgeliefert.

Um auch verschiedenen Familien-Ansprüchen zu genügen, werden wir dem **Pfälzer Demokrat**, nach wie vor, ein reichhaltiges, sorgfältig gewähltes Feuilleton einverleiben, und demselben am Schlusse des Quartals ein „Inhalts-Verzeichniß beifügen.

Der Abonnementspreis beträgt für den Pfälzer Demokrat pro Quartal 18 kr.

Redaktion und Expedition der Pfälzischen Volkszeitung und des Pfälzer Demokrat.

*** Der theate und der wirkliche Offizier in Preußen.**

Friedrich II. schrieb in Bezug auf die Erziehung, Bildung und Richtung, welche den Zöglingen des Kadettencorps gegeben werden sollen: „Der Objekt der Tugend ist die vollkommenste Selbstlosigkeit, welche uns die Ehre, dem Vortheil des Gemeinwohl, dem Sonderwuhen und das Heil des Vaterlandes dem eignen Leben vorziehen läßt. — Das Ehrgefühl besteht darin, Laster zu vermeiden, was verächtlich macht. Deßhalb müssen Ausschweifung, Faullenzerei, Albernheit, Unwissenheit, schlechte Aufführung, Feigheit und alle Laster fern bleiben; dagegen aber sollen Rechtschaffenheit, anständiges Benehmen, Kenntnisse, Fleiß, Wachsamkeit, Tapferkeit und schöne Handlungen, mit einem Worte alle die Eigenschaften eifrig erstrebt werden, welche den Menschen über die menschlichen Schwächen erheben."

So der theale Offizier! Anders jedoch die Kehrseite! Aus der Schule, welche die hohe Aufgabe hat, die sozenannte „Blüthe der Intelligenz" heranzubilden, sind statt geist- und charaktervoller Männer, Menschen hervorgegangen von ganz anderer Beschaffenheit, als der sonst bestehende König vielleicht jemals gewünscht haben mag.

Für die „alten Geschlechter" des Staates bildete das Kadettenhaus nur das Mittel, ihre Söhne dem verhaßten bürgerlichen Berufe, sei es auch dem des Gelehrten, des Arztes und Advokaten, zu entziehen und ihm eine „standesmäßige" Karriere zu eröffnen. Wenn im Privatmann seine Söhne für ein Gelehrtenstand bestimmt gehabt, und ihn außer in anderen Zweigen des Wissens, ganz besonders in militärischen Dingen hat unterrichten lassen und wenn dieser Sohn sich im praktischen Dienst so angebildet, daß er mit demselben ganz gründlich vertraut gewesen wäre und sofort die Pflichten eines Offiziers erfüllen gekonnt hätte, so wäre der junge Mann dennoch gezwungen, als Gemeiner einzutreten, wogegen das Bürschlein aus dem Kadettenhause mit mangelhaften Schulkenntnissen, von kriegerischem Talente ganz abgesehen, sofort Offizier wird, und da ihm meist die Befähigung eines solchen abgeht, die höchsten Aufgaben seiner neuen Stellung nur in der Tyrannisirung seiner Untergebenen erblickt. Trotzdem der Adel in Preußen als Stand aufgehoben ist, befindet sich das Unwesen der Kriegsprotection doch noch immer in üppigster Blüthe und deßhalb darf es nicht verwundern, wenn der Kadettenanstalt eine große Anzahl Generäle entstigt. Manche von diesen jungen Offizieren sind aber so blasirt und dumm, daß mit ihnen schlechterdings Nichts anzufangen ist. Wird nun aber einer von ihnen im Avancement übergangen, dann nimmt diese „Blüthe der Intelligenz" den Staat für seine Dummheit in Strafe und läßt sich, ein gelunder kräftiger Junge, pensionirren und bis an sein fernes Lebensende vom Staate füttern.

Was sollte meinen, der Gründer der Kadetten-Anstalten müßte sich im Grabe umdrehen, wenn er von dieser modernen Charakterzrösse eine Ahnung hätte!

Doch das ist des Uebels Größtes nicht. Albern und unwissend sind diese adligen Offiziere in ihrer Mehrzahl ins Heer getreten; diesen schönen Eigenschaften gesellt sich naturgemäß ein Hang zur Faullenzerei und um das einförmige Stillleben des Garnisonsdaseins wahrhuend zu unterbrechen, ergibt man sich, weil's auch bei „gute Ton" so verlangt, der Ausschweifung. Dies führt wieder zu schlechter Aufführung und Feigheit, in dem man seinen militärischen Muth an wehrlosen Bürgern, an Hausknechten, Nachtwächtern und Polizisten ausläßt und in Ermangelung derartiger Objekte die untergebenen Soldaten prügelt und schindet, welche ein schrecklichen Gefeß dazu verurtheilt, sich widerstandslos von diesem — Unkraut der Intelligenz" mißhandeln zu lassen. Das Ehrgefühl, sagt Friedrich II., besteht darin, alles zu vermeiden, was verächtlich macht. Der junkerliche Offizier findet darin seine höchste Lebensaufgabe, alles aufzusuchen, was verächtlich macht!

Bei der Verkettung aller dieser herrlichen Eigenschaften wird der Leser leicht des Pudels Kern in der Ausdrucksweise: „Herrliches Kriegsheer" erkennen. Bevarf er noch einer Klärung, dann verweisen wir ihn auf die zahllosen Selbstmorde gemeiner Soldaten in der preußischen Armee, auf jene einfachen Naturmenschen, welche die „Blüthe der Intelligenz" zur Verzweiflung, zum freiwilligen Tode getrieben.

Dies Alles ist die Kehrseite des theilen adligen Offiziers in Preußen, und solchen Menschen muß das Volk seine Söhne überlassen, denen kein Recht zur Seite steht, als das des Selbstmordes.

Will sich das preußische Volk diese Schmach noch länger gefallen lassen?

O. H. Die Fahnenweihe des Neustadter Arbeiter-Bildungs-Vereins.

Neustadt, 19. Juni. Ein herrlicher, prachtvoller Tag ist an uns vorübergegangen: die Fahnenweihe des Arbeiter-Bildungs-Vereins, bei welcher die Städte Zweibrücken, Kaiserslautern, Edenkoben, Landau, Dürkheim, Ludwigshafen, Mannheim rc. und sämmtliche hiesige Vereine vertreten waren. — Des Nachmittags um 2½ Uhr begab sich der Zug der Festgenossen von auswärtigen und hiesigen Vereine unter Führung des Ausschusses vom Vereinslokale auf den Lindenplatz, wo die Mitglieder des hiesigen Vereines bereits aufgestellt waren. Der gesammte Zug, ungefähr 2500 Männer, bewegte sich alsdann unter den Klängen der Musik auf dem Marktplatz; hier wurden die Festgenossen durch eine kurze und gediegene Ansprache vom I. Vorstand, Hrn. Abraham Helffenstein, begrüßt, worauf Hr. Adolph Kröber aus Kaiserslautern, im Namen der Fremden dem Arbeiter-Bildungs-Verein und der Einwohnerschaft für den schönen Empfang herzliche Worte des Dankes sprach. Der II. Vorstand Herr Müller, übergab hierauf dem Vereine die neue Fahne. Dieselbe ist auf der einen Seite von ganz rother Farbe und trägt die Inschrift: Freiheit, Gleichheit und Bruderliebe mit einem Arm und Hammer in der Mitte. Auf der anderen Seite sind die Farben Schwarz-Roth-Gold und die Inschrift lautet: Arbeiter-Bildungs-Verein Neustadt a. H. Hr. Müller sprach ungefähr folgende Worte (zum Publikum): Meine Freunde! die Fahne, die wir heute entfalten, sie trägt die schöne Inschrift: Freiheit, Gleichheit, Bruderliebe! Laßt uns diese Worte aber nicht nur auf die Fahne mit goldnen Letteren schreiben, sondern laßt uns die hohe Bedeutung jenes Evangeliums in die Herzen aller Menschen verpflanzen. Wir kämpfen nicht mit Stahl und Eisen: unsere Waffe ist die Waffe des Geistes, dies ist unser Kampfplatz, auf dem wir ausdauern wollen bis auf den letzten Mann. Wir kämpfen mit der Waffe der Aufklärung gegen die Dummheit und Heuchelei. Nehmen Sie, (zum Fahnenträger gewandt) diese Fahne und beschützen Sie sie; es ist ein heiliges Gut, das wir Ihnen anvertrauen. Mit diesem Banner werden wir kämpfen mit diesem Banner werden wir siegen! (Langanhaltender, stürmischer Beifall.) Der Fahnenträger, Herr Sonderger, sprach hierauf ungefähr die Worte: „Ich nehme die Fahne, dieses Symbol der allgemeinen Menschenrechte, ich werde sie treu

Digitized by Google

und unerschüttert im Kampfe ringen für unser gutes Recht! So flatter denn, Du edles Banner, leuchte uns voran auf dem Wege des Rechts: „Dir, nach!“ sei unsere Losung! (Nach dieser Ueberzeugung wurde dem schönen Banner ein donnerndes Hoch gebracht.) Die Festrede hielt Dr. Joh. Strenberg.

„Männer von nah und fern sehe ich um ein Banner sich scharen, das heute die Weiherednerin hat! Männer von nah und fern sehe ich um ein Banner sich scharen, auf dem wir das schöne Sinnbild der Arbeit und der Kraft, umkränzt von den bedeutungsvollen Worten: „Freiheit, Gleichheit und Bruderliebe“ erblicken. Männer von nah und fern sehe ich um das Triolore der deutschen Freiheit sich scharen.

Der Arbeiter-Bildungs-Verein Neukadt hat auf seine Fahne geschrieben: was des Menschen edelste Bestrebung sein muß; er hat auf seine Fahne geschrieben: was der Mann durch Kampf und Arbeit erringen muß; er hat sich zur Aufgabe gemacht, über den Trümmern nationaler und volksökonomischer Vorurtheile ein Reich allgemeiner Bildung und Wohlstandes, gleicher Rechte und gleicher Freiheit zu errichten.

Ja, kein Stand hat wohl mehr Ursache endlich einmal aus seinem langen Schlafe zu erwachen und in den Kampf zu gehen für sein, Jahrhunderte hindurch vorenthaltenes Recht; ja, kein Stand verdient aber auch mehr Bedachtung, als gerade der Arbeiterstand.

Thun wir einen Blick in die Geschichte, so sehen wir mit Schande, daß gerade dieser Stand am meisten zurückgesetzt war, daß heute oder anderswo der erste sein sollen. Aber deswegen konnte sich das Alterthum und das Mittelalter zu keiner höheren Idee emporschwingen, denn die Sclaverei war der Alp, unter dessen Druck das Alterthum seinen größten Aufschwung nehmen konnte, sie verwandelte sich im Laufe des Mittelalters in das mildere Verhältniß der Leibeigenschaft, unfreie Aufgabe ist es, den Ueberbleibseln derselben vergangener oder Jahrtausende ein wirkliches Ende zu bereiten.

Auf der Fahne des Vereins stehen mit goldenen Buchstaben die schönen Worte: Freiheit, Gleichheit und Bruderliebe, die Männer des Vereins haben dadurch, daß sie heute diesen Banner des Vereins gegeben haben und dadurch, daß sie sich selbst Gesetze dah an der Vervollkommnung dieser Gesetzen arbeiten wollen, zu halten, sie haben gelobt, treu und unverbrüchlich einzutreten im Kampfe für diese hohen Ideale. Ja wir wollen an dem Werke der Bildung ein Recht erwerben, das keine Gewalt uns rauben kann, wir wollen ein Recht, in dem alle Stände sich finden. In dem Arm mit dem Hammer erkennen wir das Symbol der Kraft, es dient uns als Wahrzeichen zu: Sache der Freiheit zu stehen, es soll das kleine und doch große Wort „durch“ dar, in „durch“ wollen wir, wir wollen durch die Waffe der Freiheit durch die Thatkraft und die Unterdrückung bahnen. Kein Verein verdient wohl mehr die Achtung, als der Arbeiterbildungsverein, seine Aufgabe ist es, durch die Worte des treuen Gottes durch die Bildung zur Auffassung und zur Freiheit zu gelangen.

Wer hat bei solch hoher Aufgabe Verpflichtung in das Kampf zu gehen für die Verwirklichung dieses, was wir uns zur Aufgabe machen?

Es ist die Jugend. Ja, wenn eine neue Nation unaufhaltiger Jugend heranzuwachsen ist, welcher der noch mit der Morgenröthe seiner ersten Kindheit Freudig die Hand reicht, dann ist der Zeitpunkt gekommen, wo die Geister aufeinander prallen, wo sich Gedanken in Gedanken, Masse gegen Masse stellt, wo der Geist sich vorbereitet, schlägt das, um von dem Alten Welt Abschied nehmen Gestaltungen zu schaffen.

Ja, meine geehrten Anwesenden, die Vereinigung der Jugend mit dem Volke, das ist das sicherste Unterpfand des Volksgeistes.

Und wenn das morsche Gebäude einer Schar Geister und Irrlehre durch den freien Geist und die Bildung untergraben, den Sturze allmälig entgegen geht, so wird auch der Zeitpunkt kommen, wo wir in einem Staate leben, in dem alle gleiche Rechte haben, in dem Alle Menschen glücklich und zufrieden sein können. Meine geehrten Anwesenden, der Fortschritt und Entwicklungsgang der Menschen kann nicht in von der Tagesfreiheit angeführt zur Beachtung Thema der Wahrheit, welchen von der Bildung der Weltgeschichte.

Was Bildung ist das Losungswort unserer Zeit und da wir hier in dem Kreis mit gebildeten Buchstaben, zu unserer heute sind, durch diese mit Freiheit, mit Gleichheit und Bruderliebe. Und was ist es an Bildung, die wir meinen? Wahrheiten, meine geehrten Anwesenden, sind es! Bedeutung der Nationen, wenn die Nationen Achten sich Nationen gegenseitig, wenn die Nationen Achtung sich, sondern mit dem Schwerte!

Die Wurzel des Verfalls, Jahrhunderte hindurch, ist und schuldbeladen ist Europa, der sie heute geschworen und dann werden wir aber zum Endziele unserer Bestrebung gelangen, zur Freiheit.

(Stürmischer, nicht enden wollender Beifall.) So mit war die Ceremonie vorüber. Der Tag begann sich hierauf durch die festlich geschmückte Stadt auf das Schönste zu. Dort wurde dann in echt deutscher Gemüthlichkeit eine Menge alter Bekannten. Die fremden Vereine wurden regelmäßig mit Musik an die Bahn begleitet, und wahrhaft rührend war es anzusehen, mit welcher Herzlichkeit die Genossen von einander Abschied nahmen. Nicht der geringste Grund ist vorhanden, und der Arbeiter-Bildungs-Verein, aber besser, die Arbeiter, haben auch dies wieder gezeigt, daß die sogenannten Bevorrechtungen unserer Zeit sind, als haben keine Berechtigung mehr, sondern auszulaufen, um, vielleicht unbemerkt, die alten Zustände zu predigen.

Ueberall, wo sich die Söhne der Freiheit! Unsere Wünsche sind gerecht! Unser Streben ist ein würdiges, ein männliches! Unsere Wünsche, unsere Ziele sind keine Ideale!

„Es ist kein Traum, es muß verwirklicht werden!“

Von unserer Arbeit.

(Aus dem „Wegweiser.“)

Auf deutschem Ehrenboden.

Zweck unserer, der Lehrer, Arbeit ist die Bildung des Volks. Wir haben es zunächst mit derjenigen Bildung zu thun, welche in der Volksschule gewonnen wird und zwar mit derjenigen, welche in der Regel nach vollendetem 14. Jahre für ihre eigene Leitung zu arbeiten genöthigt werden. Nach dieser uns gegebenen Grenze bilden wir die Methode und richten den Lehrplan ein. Je vollkommener Methode und Lehrplan, desto leichter werden wir als Kräfte für der Kinder entwickeln — wenn zwar genau so weit, als es die Natur, der körperliche und geistige Zustand in dem gegebenen Alter gestattet — auf eine desto höhere Stufe des Könnens und Wissens werden wir sie erheben. Verlässt ein Kind die Schule, so muß es den Anforderungen genügen können, welche das Leben an Menschen stellt, welche zu Recken berechtigt ist, es muß mit gewissen Wahrheiten der Sittenlehre und der Wissenschaft vertraut sein und dieselben anzuwenden verstehen; es muß Fertigkeiten, Geschicklichkeiten besitzen, die es befähigen, mit welchen es sich durchschlagen, richtig auffassen und deutlichen können; es muß im Stande sein, in der Schule gelernte Fertigkeiten in den besonderen Fällen zu verwerthen, und vor allem muß es gesichert sein, sich mit wenigen Anstrengungen weiter bilden zu können.

Leisten unsere Schulen das? Die Frage werden wir doch alle einmal auf. Hören wir auf die Antworten, welche uns mitten aus dem Leben entgegenschallen.

Der sittliche Charakter soll sich in unserm Zeitalter verschlechtern. Denn die Statistiker vermögen nicht nachzuweisen, daß die Zahl der Verbrechen und Verbrecher abnehme, auch die Schweren nicht. Die sind vielmehr gemacht, von einer Handlung derselben zu sprechen. Aber die Verbrecher-Statistik ist ja nicht zuverlässig, und wir wollen auf sie nicht viel geben. Bedenklicher ist schon, wenn gewisse Verbrechen häufiger werden, z. B. Nothzucht und was derselben verwandt ist. Recht noch möchte ich in anderen Erscheinungen eine Verschlechterung unserer sittlichen Zustände sehen, wie in den Fanatismus für Pferderennen im Jahre 1868, in den Boden auf das Recht des Stärkern in gewissen Arbeiterkreisen z. B. in den immer häufiger werdenden „Zuhel-Affairen“ unserer studentischen Mitbrüder, in der Rücksichtslosigkeit der Arbeiter, wenn sie Gewaltthätigkeiten nach dem vielen Streiken, die mit Schrecken erregender Weise zu Tage treten; in der aufsässigen Handlung der Gewissen, in der immer greifender werdenden Widerstandslosigkeit gegen die Anforderungen irgend einer Tyrannei, endlich in der immer sich steigernden Macht- und Genußsucht. Alle diese Erscheinungen lassen sich mit unendlich vielen Thatsachen erweisen, und es genügt in den letzten 50 Jahren wenigstens zwei, und es sind Erscheinungen und Thatsachen, welche darauf, wie die vorgekommen, den Beweis eines Volkes anerkennt haben.

Das Wissen und Können und die Art der Bildung der geistigen Kräfte unserer Jugend reicht hin, um für die Anforderungen des Lebens, welche das Leben an sie stellt, zu genügen und nachgewiesenermaßen angemessen zu befriedigen sind, welche mit unseren Anstalten angestrebt werden; eine Behauptung, die gewagt, daß wir uns nicht für unsere Schulen verbürgen, wenn auch nur einen

und Schreiben gelernt zu haben. Die Handwerker, die Lehrer in den Lehrlings- und Fortbildungsschulen klagen gleichmäßig über die oft geradezu unglaubliche Unwissenheit der jungen Leute. Mit großer Bestimmtheit wird von sehr vielen Seiten behauptet und von nicht wenigen Lehrern bestätigt, daß unsere Volksschulen noch immer keine Schüler entließen, welche ihre Muttersprache fehlich richtig zu sprechen und zu schreiben vermögen. Zur Aufnahme in den Seminarien melden sich junge Leute, welche noch mindestens drei Jahre nach ihrem Austritt aus der Schule Unterricht gemessen haben und doch mit Orthographie und Grammatik nicht in's Klare gekommen sind, so auch mit einmal, nachdem sie den Seminar-Cursus durchgemacht haben und nun selbst Lehrer werden sollen. Als man für die letzte Volkszählung die Selbstzählung in Vorschlag brachte, da wurde aus den meisten Kreisen geltend gemacht, es würde das unmöglich, weil zu wenige Leute schreiben und lesen könnten. Bei der Berathung der Kreisordnung im preußischen Abgeordnetenhause wurde wiederholt hervorgehoben, daß sich in vielen Gegenden die lese- und schreibkundige Personen für die Schulgemeinde-Aemter kaum finden ließen. Denken wir noch an den überall blühenden Aberglauben, an das bald mehr bald dort aufsaugenden Hexen-Geschichten, so wird's mich schwer zu glauben, daß eine weit mit der Volksbildung weit mehr gerühmt, als es das gethan wird, daß unsere Volksschulen noch lange nicht ihren Zweck erfüllt.

Und so steht's angefahr durch ganz Deutschland. Ob es schlechter werde gegen früher läßt sich auf geradem Wege nur schwer beweisen. Aber es giebt nicht wenige Anzeichen und besonnen urtheilende Männer, welche mit großer Bestimmtheit behaupten, daß wir nun auf einer schiefen Ebene abwärts bewegten.

Warum erfüllt die Volksschule ihren Zweck nicht? Eine Frage die um so schwerer ins Gewicht fällt, als alle Kinder sich Jahre lang einem strengen Schulzwange unterwerfen sind.

Den schlechten Erfolg kann die „Methode“ verschulden.

Aber ist's nicht gerade der Wahn der deutschen Pädagogik, im ganzen und für jeden einzelnen Unterrichtsgegenstand in der außerordentlichen Arbeit die besten Methoden aufgestellt zu haben? Ja, ich bin der Ueberzeugung, daß wir auf eine längere Zeit hinaus in dieser Richtung nichts Sonderliches zu thun haben. Ein Beweis hierfür sind die mannigfaltigen Versuche, den letzten zwang Jahren. Sind nicht die besten und besten nur die Verbindungen? Ist den Neue nicht durchgängig schlechter? Ich erinnere an die Verwertung aus Seminarien im sprachlichen und naturwissenschaftlichen Unterricht, an die Beobachtung der Katechese.

Sind wir nicht besser daran? Können zum Alten zurück? Wir haben also gute Methoden und unsere ist ein schlechter Erfolg der Arbeit in der Schule nur dann zuzuschreiben, wenn sie von den Lehrern nicht angewendet werden.

Den schlechten Erfolg der Schule kann der „Lehrplan“ verschulden.

Soll ich noch ausführen, daß dies wirklich seit längerer Zeit der Fall ist? Wohin Du auch schauen und hören magst, überall ist die eine Klage, daß die Schule mit dem Gewachsen reichlichen Stoffs überhäuft sei und nicht mehr damit fertig werden könne.

Ueberall kennt seit langer die Ueberzeugung sich, daß die Unzulänglichkeit oder die Beseitigung der jetzigen Lehrpläne oder Regulative die erste Forderung ist, wenn es den Lehrern möglich sein soll, die Kräfte und Fähigkeiten der Kinder zu natürlicher Entwickelung zu bringen, ihnen für das Leben mehr Kenntnisse und Fertigkeiten mitzugeben, als es jetzt geschieht. Der religiöse Unterrichtsstoff ist also zu beschränken oder — ganz aus der Schule zu verweisen.

Ein schlechten Erfolg der Schulen können die „Lehrer“ verschulden.

Auch hierüber ist kein Streit. Wir haben schlechte und gute Lehrer; die letzteren sollen immer zahlreicher werden. Sie sollen immer besser werden. Streben und nach vorgerückter, bereits mißverbrauchte und pädagogische Bildung für ihre Aufgabe nicht ausreicht. Das aber ist der That bei vielen Lehrern der Fall, denjenigen namentlich, die älter sind. Schlechte Lehrer werden noch schlechter und selbst die besten arbeiten ohne Erfolg, wenn sie unterschätzt und immer mit ungerechten und unfairen Verhältnissen zu kämpfen haben. Diese werden von seiner Bildung und seinem Können jemals überwunden.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Feuilleton.

Geschichte eines Rekruten von 1813.

Beckmann-Chatrian.

(Fortsetzung.)

Was für eine Nummer hat Du, Joseph?" fragte er sogleich. — „Siebzehn," antwortete die Tante, indem sie sich niederkniete und die Hände auf die Kniee stützte. — Einen Augenblick schien Herr Gulden be-roffen, dann aber sagte er: „Es ist die eine sowiel-wieth, wie die andere . . . sie müssen alle marschiren . . . die Cadres müssen vollzählig gemacht werden." Dies bedeutet nichts für Joseph. Ich werde den Herrn Maire und den Herrn Platzkommandanten besuchen . . . Ich will ihnen Alles vorerzählen; daß Joseph blaß wath die ganze Stadt; aber in der Presse könnte man darüber hingehen. Deshalb will ich jene Herren befuchen." — „Ihr kümmert Euch nicht," faßt Bertrauen." Diese Worte des Herrn Gulden beruhigten Tante Gretel und Katherinen, die voll guter Hoffnung nach den „Bier-Bimmern" zurückkehren; aber bei wir war es anders, ich hatte keine ruhige Minute mehr — weder Tag noch Nacht.

Der Kaiser hatte eine gute Gewohnheit, er ließ die Rekruten nicht lange zu Hause schmachten. So-gleich nach der Ziehung kam der Rekrutenbrief an und einige Tage darauf die Marschorder. Der Kaiser wachte es nicht wie jene Zahlmeisterclaire, welche uns zuerst die Zangen und Schlüssel zeigen und uns lange in den Mund sehen, so daß man Leibschmerzen bekommt, bevor sie sich entschieden haben; er ging sogleich auf's Ziel los. — Drei Tage nach der Ziehung war der Rekrutenbrief im Rathhause mit allen Bürgermeistern der Gegend und einigen vornehmen Personen, um die nöthigen Anweisungen und Auskünfte zu geben. Den Tag vorher hatte Herr Gulden seinen kakaofarbenbraunen Rock angezogen und seine schöne Perrücke aufgesetzt, um die Leute des Landes und die Herren der Fench Kommandanten zu stellen. Bei seiner Rückkehr sagte er schmunzelnd zu mir: „Es wird sich machen. Der Maire und der Herr Kommandant wissen recht gut, daß Du lahm bist; es ist bekannt genug — zum Glück! — Sie haben sogleich geantwortet: „Wohl, Herr Gulden, der junge Mann ist lahm; wozu noch weiter von ihm reden? Beunruhigen Sie sich nicht, wir brauchen keine Gebrechlichen, wir brauchen Sol-daten."

Diese Worte hatten mir Balsam in's Blut ge-träufelt, und die folgende Nacht schlief ich wie ein Glückkind. Aber den nächsten Tag erfaßte mich die Furcht wieder. Ich stellte mir auf einmal wie-der vor, wie viele Menschen voll körperlicher Ge-brechen dennoch fort mußten, und wie viele andere so dreist waren herzulaufen zu erstehen, um den Rath zu täuschen; so z. B. verschlucken einige schädliche Sachen, um sich bleich zu machen, oder unterbanden sich das Bein um Krampfadern zu erzeugen, oder stellten sich taub, blind oder schwachsinnig. Indem ich an alles dachte, zitterte ich bei dem Gedanken, daß meine Wicht lahm genug sein, daß sie beschloß sich ein elendes Aussehen mir zu verschaffen. Ich hatte gehört, daß Essig Leibschmerzen verursache, und ohne Herrn Gulden Etwas davon zu sagen, stürzte ich in meiner Furcht allen Essig hinunter, der in dem Hau-se war. Darauf stellte ich mich im Spiegel und in der Meinung, wie ein Todter auszusehen; denn der Essig war sehr stark und rumorte mir bereits im Leibe. Als ich aber in Herrn Gulden's Zimmer trat, rief dieser mir sogleich entgegen: „Joseph, was hast Du denn? Du siehst ja roth aus wie ein Puter!" — Ich betrachtete mich im Spiegel und sah, daß ich die an die Ohren und bis auf die Nasenspitze ganz roth war. Ich erschrak, aber statt blaß zu werden, wurde ich noch röther und rief in der Verzweiflung: „Jetzt bin ich verloren! Ich werde ausstehen, wie Armand, der seine Zehner hat, und sogar sich jetzt gut befindet; der Essig ist mir in den Kopf gestiegen." — „Bleicher Essig?" fragte Herr Gulden. — „Der aus der Destillasche, den ich ge-trunken, um sehr blaß zu werden; wie man von Fräulein Schlapp, der Organistin, erzählt. O Gott, warum? schluchzte Einfalt habe ich gethan!" — „Essen ungeachtet bleibt Du lahm," sagte Herr Gulden; „daß Du den Rath täuschen wolltest, ist freilich nicht recht von Dir!" Indessen es ist halb jetzt Uhr; Werner sagte mir gestern, daß Du um 10 Uhr an die Reihe kommen würdest . . . Also mach Dich auf den Weg."

Ich mußte also in diesem Zustande gehen; das Feuer des Essigs stieg mir in die Wangen. Als ich die Taube und Katharinen traf, die mich unter dem Gewölbe der Mairie erwarteten, erkannten sie mich kaum.

„Wie sieht Du zufrieden und vergnügt aus!" sagte Tante Gretel zu mir. Als ich dies hörte, hätte ich sicherlich eine Ohnmacht bekommen, wenn mich der Essig nicht wider meinen Willen aufrecht erhalten hätte. Ich stieg also die Treppe in unge-wöhnlicher Bestürzung hinauf, ohne die Junge zu einer Antwort regen zu können; so aufgebracht war ich gegen meine Dummheit. Oben waren schon mehr als fünfundzwanzig Conscribirte, welche sich gebrechlich gestellt hatten, angenommen, und mehr als fünfundzwanzig andere saßen auf einer Bank an der Mauer und sahen mit langen Gesichtern auf die Erde, wartend bis die Reihe an sie käme. Der alte Gendarm Reiz schritt mit seinem großen Drei-spitz vorbei, und kam und ab. Sobald er mich sah, blieb er verwundert stehen und rief aus: „End-lich; endlich, wenigstens Einer, der nicht verdrießlich ist, daß er marschiren soll! Die Ruhmbegierde glänzt ihm in den Augen!" Und indem er mir die Hand auf die Schulter legte, fuhr er fort: „Nun, Joseph, ich sage Dir im voraus, daß Du zu Ausgang des Feldzuges Korporal sein wirst" — „Aber ich bin lahm!" rief ich unwillig. — „Lahm!" sagte Reiz, indem er mit den Augen blinzelte und lächelte, lahm! Das ist gleich, mit solchem Aussehen macht man immer Karriere. Er hatte kaum ausgespro-chen, als der Rathssaal sich öffnete und der andere Gendarm Werner mit rauher Stimme herausrief: „Joseph Bertha!" — Ich trat ein, so sehr als möglich hinkend, und Werner schien die Thür.

Die Rathsgenossen des Cantons saßen auf Stühl-len im Halbkreis, der Herr Unterpräfect und der Herr Maire von Pfalzburg in der Mitte auf Lehn-stühlen und der Sekretär Freitag an seinem Tische. Ein Konscribirter von Harberg kleidete sich wieder an, der Gendarme Deckarmen half ihm seine Krag-gen zuknöpfen. Dieser Konscribirte, dem seine Lun-gen braunen Haare über die Augen und den nack-ten Hals hingen, hatte mit seinem zum Athmen ge-öffneten Mund ganz das Ansehen eines Menschen, den man hängen will. Zwei Aerzte, der Oberarzt und Hospitals mit einem anderen in Uniform, saßen den Beiden im Saale im Gespräch. Sie standen sich um und sagten zu mir: „Ziehen Sie sich aus!" — Ich zog mich bis auf's Hemd aus, das mir Werner abzog. Man betrachtete mich. Der Herr Unterpräfect sagte: „Das ist ein sonderbarer Bursche!" Diese Worte legten mich in Furcht: Aufsehen erregt antwortete ich mit Anfand: „Aber ich bin lahm, Herr Unterpräfect!" — Die Aerzte betrachteten mich, und der vom Hospital, zu dem der Herr Platzkom-mandant ohne Zweifel von mir gesprochen hatte, sagte: „Das sind kein Beine in wenig Fleisch" — „Nacht Nichts," erwiderte der andere, „es ist fest und gesund." Damit legte er mir die Hand auf die Brust und sagte: „Der Bau ist gut; husten einmal!" Ich hustete so schwach wie möglich; aber er fand sogar, daß ich einen guten Ton hätte, und sagte dann noch: „Besehen Sie diese Farbe, das kann man gutes Blut nennen." Als ich sah, daß man mich nehmen würde, wenn ich Nichts sagte, antwortete ich: „Ich habe Essig getrunken." — „Ei," erwiderte er, „das beweist, daß Sie einen guten Magen haben, wenn Sie gern Essig trinken." — „Aber ich bin lahm!" rief ich ganz trostlos. — „Bah! ärgern Sie sich nicht," erwiderte dieser Mann, „Ihre Brust ist stark, ich stehe dafür."

(Fortsetzung folgt.)

Y [illegible]

Humoreske von Edgar Parons.

(1. Fortsetzung.)

„Trobald eben gefällt mir das Inserat," wieder-sprach Ada. „Aber nun kommt das Beste!" Und sie las zu Ende:

„Bekanntlich gleicht jede ihre einer Lotterie-ziehung. Sollten daher Damen den oben-bezeichneten Chartaug Lust zu spielen ver-spüren, so mögen sie auf das Loos Y 1. feter-Adreffen nimmt die Expedition dieser Zei-tung an."

Und in demselben Athem richtete die Vorsterin an ihr Gegenüber die Frage: „Wollen wir das Loos spielen, Claudine?"

Ganz erschrocken ließ diese die Arme sinken: „Aber Ada! Was würde Dein Vater sagen!

*) Mit Erlaubniß der Redaction (Dr. Otto Girndt) dem „Sonntagsblatte für Jedermann aus dem Volke" ent-nommen.

„Er darf's natürlich vor der Hand nicht wissen, später soll er darüber lachen."

„Willst Du Dich kompromittiren, Ada?"

„Aber nein so wenig Wiz, Claudinchen? Wir ziehen Papa's Ohne, unseren alten Schmidt, in's Vertrauen. Er muß unseren Brief unter der Chiffre Y 1 in die Zeitungsexpedition tragen und bei dem Rendezvous, das wir dem Herrn Doctor bewilligen, in unserer Nähe bleiben."

„Wir! Du sagst immer: wir! Beide zusammen können wir doch nicht schreiben?"

„Ich schreibe; Du aber begleitest mich zu dem Stelldichein!"

Claudine versuchte zu warnen, Ada dagegen hörte auf Nichts; je mehr Bedenken die Cousine laut wer-den ließ, desto muthwilliger und ausgelassener ward sie. Als jene das Unternehmen, welches der Brie-fette in den Kopf gesetzt, endlich mit der Bezeich-nung „unmoralisch" belegte, da Ada jeder möglichen Gefahr desselben durch die Anwesenheit Schmidt's bei dem Rendezvous vorzubeugen glaubte, rief sie jauchzend: „Ich bin ja Deine Freundin!" Wer Schul-meister! Ein unbesangener Sinn darf Alles wagen!"

„Der Mann muß uns für leichtfertige Personen halten!" warf Claudine immer schüchterner ein.

„Schade nur, daß Deine Meinung nicht," erklärte Ada trotzig, „sehen wir uns auf's hohe Pferd und leben ihn furchtercich die Leviten."

Nach diesem energischen Entschluß fiel sie der Freundin ungestüm um den Hals, während sie für die süßesten Schmeicheinamen sah, auf den tollen Einfall eingehend, der wenigstens einige Be-wegung in ihr ziemlich eintöniges Leben bringen werde und an sich durchaus unschuldig sei. Der Einfender des originellen Gesuchs, behauptete sie, glaube wahrscheinlich selbst nicht, daß Jemand ihm antworte; er habe vielleicht nur die heilige Wieder-kehr des Frühlings besingen wollen, werde aber, wenn er wider Erwarten eine ebensalls launig abgefaßte Einladung empfange, ihr unzweifelhaft folgen.

„Das ist's ja eben, Ada," sagte Claudine fast zitternd, „wenn der Mensch nun Einer —"

„Sieh einmal: der arme Mensch!" fiel die heile Stimme ihr in's Wort. „Wie unleidig! Er legt's ja darauf an, gehänselt zu werden, und das wollen wir redlich thun, um unser Geschlecht in seinen Augen ein wenig zu heben."

„Wenn er uns aber später wiedertrifft und wie-dererkennt?"

„Fehlt Dir denn alle Erfindung, Mädchen?" sachte Ada, ihr mit zwei Fingern auf den Scheitel schlagend. „Das Stelldichein muß natürlich am Abend stattfinden, und wir nähren uns dem Pyxilon mit verschleiertem."

„Wie kann er denn sehen, ob wir schön sind?" fragte die blonde Naivetät in unwillkürlichem Aus-bruch der Gesellschaft, die wohl in jedem Mädchen versteckt liegt. Ada sprang ausgelassen in die Höhe und klatschte in die schlanken Hände: „Brauffisimo! Ich will den Mann zum Narren haben, und Du willst ihm gefallen!" Und in komisches Pathos übergehend schrie sie: „Er muß uns verschleiert heirathen, wie der Türke seine Weiber nimmt. Komm, setze Dich zu mir und sieh, was ich ihm schreibe!" Sie ergriff die Hand der über und über roth gewordenen Cousine, die sich ihrer einfach schämte und jetzt, wie ein Lamm zur Schlachtbank, an das offene Cylinderbureau ziehen ließ, wo Ada's Briefmappe lag.

Im Nu war ein rosiger Oktavbogen zurechtge-legt, die Feder dreimal eingetaucht und wieder aus-gewischt, bis nach dem vierten Mal die Unschrift: „Mein Herr!" zu Stande kam. Ein schneller Blick nach der Zimmerdecke empor, und die Inspiration war da. Unter leisem Kichern warf das neckische Mädchen die Zeilen hin:

„Ihr Inserat gefällt mir. Auch ich habe jahre-lang, die sogenannte gute Gesellschaft besucht, ohne einen Mann zu finden, der meinem Ge-schmack zusagt. Die Bedingungen, welche Sie an Ihre zukünftige Gattin stellen, hoffe ich erfüllen zu können. Aber entsprechen Sie auch denn Sie das, das ich mir von meinem „Führer durch's Museum —"

„Was machst Du?" rief Claudine, ihr den Arm festhaltend.

„Ich, da schreib ich „Führer durch's Museum", statt: „Führer durch's Leben!" — Halt, ich hab's „Führer durch's Museum des Lebens" entworfen?.

Digitized by Google

schreib ich. Museum des Lebens klingt sogar geistreich! Gieb Acht auf das Folgende!"

Die Feder schwirrte dahin:

„Ich verlange nämlich noch mehr Kopf und „ebenso viel Herz von ihm, als ich selbst habe. „Dafür wird ihm der Kapitalbetrag in Gnaden „erlassen. Nur darf er andererseits nicht in Schuld„den wimmeln —"

„Pieps, ma chère!" interpellirte die Wächterin. „Wie kannst Du den Ausdruck brauchen, Ada!"

„Lassen nicht sogar Dichter den Himmel von „Sternen wimmeln?" entgegnete die Schreiberin; „und Schulden pflegen bei den Männern, wenn sie „einmal damit behaftet sind, ebenso festzusitzen, wie die Glanzsternen am Firmament. Und behaft sie ein Anderer, so machen sie neue. Also anderer„seits nicht von Schulden wimmeln," wiederholte sie die letzten Worte des Briefes und fügte hinzu:

„und muß einen achtungswerthen Beruf an„gehören. Schönheit wäre zwar angenehm, „ist aber bei überwiegenden inneren Vorzügen „entbehrlich. Verlangen darf ich so schon, daß „es für Zwei ausreicht."

Sie hielt inne und sah die Cousine an. Beide brachen in ein melodisches Lachduett aus. Dann schrieb Ada weiter:

„Fühlen sie sich meinen Ansprüchen gewachsen, „mein Herr Doktor — dann so titulirt man „Sie vermuthlich — dann erscheinen Sie mor„gen Abend, und wenn es Bronnessen regnet, „Punkt acht Uhr im Philosophengang des Park's „und tragen Sie als Erkennungszeichen eine „weiße Rose im Knopfloch. Ich werde eine „rothe in Ihrer Gürtel stecken. Dann beginne „die Fehde zwischen York und Lancaster!"

„Punktum!" rief sie. „Geschrieben wär's. Nun sei so gut, Claudine, Dich nach Schmidt umzusehen, indeß ich adressire. Der hitzigste Schluß wird imponiren. Meinst Du nicht?"

Die blonde Cousine gab keine Antwort; kopfschüttelnd verließ sie das Zimmer. Ada überflog das Schriftstück noch einmal und sagte vor sich hin: „Ich könnte an mir selbst irre werden, was in dem Brief exakt und was scherzhaft gemeint ist. Ganz leise spricht ein Ton in unserer Brust —" abbrechend fügte sie die Stirn in die Hand. Als sie draußen auf dem Gange Schritte vernahm, fuhr sie auf, faltete hastig den Bogen, schob ihn in ein Couvert und zog ein langes Y 1 darüber.

Claudine trat in die Thür, hinter ihr ein Mann, dem die Jahre sich besonders auf den Rücken gelegt; denn sie hatten ihn ganz zusammengezogen. Das Gesicht hingegen war noch von lebensfrischer Röthe gefärbt, glatt rasirt und trug den Ausdruck großer Gutmüthigkeit, der durch den schlauen Blick der kleinen grauen Augen nicht beeinträchtigt ward. Das spärliche Kopfhaar harmonirte in seiner Pfefferund Salz-Couleur auf's Engste mit dem gepfeffertleiten langen Rock, der Weste und den Beinkleidern, die aus demselben Stück Zeug gefertigt waren.

„Hier bringt der alte Schmidt. Was soll er denn?" Mit diesen Worten führte er sich bei der Tochter seines Brodherren, des Bergrathe Witte, ein.

„Schmidt, sind Sie zuverlässig?" fragte das Fräulein aufstehend.

„Wenn Sie dieses jetzt noch nicht wissen, thu' ich mir leid," versetzte das Faktotum des Hauses ernsthaft.

„Würden Sie uns Alles zu Gefallen thun, um was wir Sie bäten?" fuhr Ada fort.

„Alles? Dann! Je nachdem."

„Lieber, guter, alter Schmidt, wollen Sie diesen Brief besorgen?"

Schweigend langte der Diener nach dem Skriptum, aber sowie er die Aufschrift besah, gab sein ganzer Körper sich einen Ruck, durch seine Zähne zischte ein eigenthümlicher Pfiff, und er bohrte die Augen in die Züge der jungen Herrin. Claudine war an's Fenster getreten und suchte so emsig in einem Nähtäschchen, als sei ihr ein theures Kleinod abhanden gekommen.

„Nun, was soll das heißen, Schmidt?" fragte Ada fest.

„Kennt der Herr Papa, der Herr Bergrath, den Inhalt dieses Werthens?" forschte der Alte.

„Geben Sie mir's zurück, Schmidt!" Und die junge Dame streckte die Hand aus.

„Bitte sehr!" versetzte jener, das Couvert in die gerümmige Seitentasche versenkend.

„Ich will das Billet wieder haben!" erklärte das Fräulein heftig.

„Nun sicher nicht!" lautete die bestimmte Gegenerklärung.

„Schmidt?"

„Sie können den alten Schmidt fragen, ob ich zuverlässig bin? O, o, o!"

„Allerdings, ich wollte Ihnen ja nicht weehthun," begütigte Ada, ihm näher tretend.

„Haben's aber gethan," sagte der Alte. „Jetzt werde ich in den Brief belorgen."

Die feine Hand des Mädchens kreichelte sein Kinn. „Noch böse?"

„Ja!"

„I bewahre! Sie können ja gar nicht böse sein, mein Herzenschmidt, Goldschmidt, Herzensschmidt!"

„Guten Morgen!" Damit setzte er die einmärts gekehrten Füße in Marsch und verschwand.

Ada eilte auf Claudine zu, zog ihr den gebückten Kopf empor, küßte sie mit unterdrücktem Jauchzen und bat: „Süßes Herz, verzeih mir jetzt Muth, Courage — und Geduld!"

„Ada, Ada!" klagte die Bedenkliche, „Du bist eine phantastische Natur; Du wirst sehen, der unziemliche Scherz wird böse Folgen!"

„Das einmal jetzt," entgegnete die Brünette, „den ewig ernsten Vetter Seite! Warum sollen nur Studenten das Vorrecht lustiger Streiche haben und nicht einmal auch wir Mädchen? O über die entsetzliche, tantenhafte Ehrbarkeit, die Nichts für erlaubt hält, was nicht auch in der Strickstube gestatten wird! Ehe sie ihrem Herzen weiter Luft machen konnte, trat ihr Vater ein, begrüßte Tochter und Nichte mit einer Freundlichkeit, die keinen Unterschied in dem Verhältniß zu den Mädchen gewahr werden ließ, und hielt ihnen einen offenen Brief entgegen, der den Bergrath „sammt seinen Kindern" für den Abend des nächsten Tages zu einer Theeund Tanzgesellschaft einlud. Kaum hörte Ada dies, als sich plötzlich und so heftige Zahnschmerzen bei ihr einstellten, daß der bestürzte Vater den auf Antwort wartenden Ueberbringer der Einladung vergaß und sofort nach dem Hausarzt schicken wollte. Sein liebes Kind hatte bisher die gesundesten Zähne von der Welt gehabt, um so mehr erschreckte ihn Ada's Wimmern. Er rief nach Schmidt, schalt, daß der Alte wieder seine eignen Wege gehe, und überhaupt seit einiger Zeit sehr querköpfig werde, wollte dann selbst zum Arzt fahren, ließ die Köchin nicht gut um diese Stunde zu entbehren sei, aber Ada hielt ihn dadurch zurück, daß sie ihn aufmerksam machte, der Arzt sei jetzt ebenfalls auf der Tour zu seinen Patienten, und überdies litte ihr Schmerz mehr in der Wange, als in den Zähnen, sie wolle sich einige Tage ruhig im Zimmer halten, das werde das Beste sein.

„Wenn Du meinst, Kind," sagte der Bergrath einigermaßen beruhigt, „so will ich die Einladung für morgen Abend ablehnen."

„Ach ja, Papa, thu das!"

Der gastliche Wirth ging. Claudine machte der Pseudo-Kranken nun bittre Vorwürfe über ihre Lüge und wollte in der Einladung einen Fingerzeig der Vorsehung erblicken, das gefährliche Rendezvous zu vermeiden. Ada indessen gehörte zu den Köpfen, die immer bezwingen werden, ein einmal in's Auge gefaßtes Ziel zu verfolgen, je mehr Hindernisse ihnen den Weg zu sperren drohen. Die Lüge hoffte sie, werde Papa ihr verzeihen, wenn sie am Morgen nach der Zusammenkunft mit Y 1 das Geständniß der Wahrheit ablge.

Die Kopfte es, und Schmidt erschien wieder auf der Schwelle, die Thür behutsam in's Schloß jehend. „Hier bringe ich die Antwort," sagte er, seine rechte Hand in die Tasche vertiefend.

„Antwort? Was für Antwort denn?" fragten die Mädchen verwundert wie aus einem Munde. Der Alte griffe verschmitzt und hielt ihnen ein Couvert hin, das ebenfalls die Aufschrift Y 1 zeigte.

„Was bedeutet das? — Wie kommen Sie zu dem Billet? — Wer hat Ihnen dies gegeben?" wollten die neugierigen Schönen wissen.

„Davon später! Zuerst lesen Sie!" war die kurze Erwiderung.

Ada öffnete, und die Cousinen faßten jede mit einer Hand das Dokument, um ihr Erstaunen verdoppelt zu fühlen, als sie der Zeilen ansichtig wurden:

„Mein Herr!

„Wenn Ihre löblichen Absichten haben, kommen „Sie heut Abend in die Obststraße Nummer 7, „zwei Treppen, Thüre links, wo Sie eine Dame „finden werden, die geneigt ist, das Nähere mit „Ihnen zu verabreden.

Adelaide."

Die Mädchen sahen sich sprachlos an; Schmidt hingegen, der aufmerksam Dem, was sie gelesen gefolgt war, machte seine Anwesenheit durch leises, eintöniges, meckerndes Lachen geltend.

„Je, erklären Sie uns," rief Ada endlich, nachdem sie sich von der Ueberraschung erholt, „was ist das, und wie kommt's in Ihre Hände, Schmidt?"

„Dieses ist ganz einfach," versetzte der Alte schmunzelnd. Bilden Sie sich ein, ich wüßte nicht, was es mit dem Y 1 für ein Bewandtniß hat? Der alte Schmidt!" Hierbei tupfte er sich mit dem Zeigefinger auf die Stirke, wo möglichermeise sein Gehirn saß.

„Nun, was wissen Sie?" drängte Ada.

„Wenn der Herr Bergrath früh das Hauptblatt der Zeitung studirt und sich über die Politik ärgert, lese ich das Vermischte und die Heirathsgesuche." Das legte Wort dehnte er absichtlich.

„Er hat das Inserat des Doktors gefunden!" rief Claudine aus.

(Fortsetzung folgt.)

Erschienene Neuigkeiten

des Buch-, Kunst- und Musikalienhandels.

Alle hier angezeigten Werke, Musikalien ꝛc. ꝛc. werden durch die Buchhandlung Wb. Rohr in Kaiserslautern gegen Einsendung des Betrages in Postmarken oder durch Postanweisung franco versendet.

Die gebräuchlichsten Getränke und deren Einfluß auf die Gesundheit. Wichtige Winke und Rathschläge zur Verhütung und Beseitigung der verderblichen Folgen, welche vielen Krankheiten in Folge falscher Wahl der Getränke oder unzweckmäßigen Genusses bereiten. — Nach physiologischen Gesetzen. 18 Kr.

Winckwitz, Joh. „Illustrirtes Taschenwörterbuch der Mythologie aller Völker. 1870. — Leipzig, Arnoldische Buchhandlung. 2. Aufl. 6 M. 50 Pf.

Lampert, Fr. Das „Positionsspiel" in Obrrammergau. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte. 1870. — Würzburg, Stubenrische Buchhandlung. 24 Kr.

Erlsinger, W. „Metrisches Schulrechenbuch." Aufgabensammlung für den praktischen Rechnen an den Oberklassen der Real-, Latein- und Volksschulen, an gewerblichen Fortbildungsschulen und Lehrerbildungsanstalten; nach dem Metersystem. 1870. — Ansbach, Ansbach und Baldin. 24 Kr.

Mollier, Dr., J. G. Der Rechenunterricht in der Elementarschule, bearbeitet nach den neuen Normen und dem neuen Lehrplan des großh. bad. Oberschulrathes. 1870. 1. Heft. — Lahr, Mor. Schauenburg. Preis 60 Pf.

Mittheilungen über Jugendschriften an Eltern, Lehrer und Bibliothekvorsteher, d. zunächgehen von der Jugendschriften-Commission des Schweiz. Lehrervereins. 1. Heft 1870. — Aarau, H. R. Sauerländer. Preis pro Heft 30 Kr.

Pfarrer, Jung und Knecht. Magazin für Pädagogik, Katholische Zeitschrift für Volkserziehung und Volksunterricht. 24. Jahrgang. 1. Heft. — Speisbingen, Pfarrschulbuchhandlung. 1870. Preis pro Jahrgang 3 fl.

Hermann, W. M. Reise-Karten von Mittel-Europe, mit Angaben der Bahnstationen und Postverbindungen, sowie der neuen politischen Grenzen — Slogan. C. Flemming. 27 Kr.

Franz J. Post- und Eisenbahnreisekarte von Central-Europa nach F. Handke's Post- und Reise-Karte. — Glogau, C. Flemming. 54 Kr.

Müller, H. Karte der Eisenbahnen Mitteleuropas mit Angabe sämmtlicher Bahnstationen, Hauptpost- und Dampfschiffstrecken Verbindungen, seine Angabe der politischen Grenzen in Buntdruck. — Glogau, C. Flemming. 1 fl. 15 Kr.

Verantwortlicher Redacteur Carl Luedeck. Druck und Verlag von Wb. Rohr in Kaiserslautern.

Volks-Versammlung

Auf den Wunsch vieler Parteigenossen in Dürkheim und Umgebung findet am **Sonntag den 3. Juli** Nachmittags 3 Uhr im Saale des Hotel Hambling eine

Volksversammlung

statt. Parteigenossen und Freunde werden zu zahlreichem Besuche eingeladen. Jedermann hat Zutritt und das Recht, das Wort zu ergreifen.

Der Landesausschuß der deutschen Volkspartei in der Pfalz:

Kröber. C. Gerbert. Jos. Altschüler. A. Wagner. J. Herrmann. J. Theobald. J. Ziegler. J. Krafft. D. Bach.

Hierzu der Plakat-Anzeiger Nr. 26.

Digitized by Google

Pfälzer Demokrat

und

Sonntags-Blatt.

Organ der deutschen Volkspartei in der Pfalz.

Wöchentliche Gratis-Beilage zur „Pfälzischen Volkszeitung."

Für Nichtabonnenten der „Pfälz. Volkszeitung" vierteljährlich 18 kr.

Nro. 27. Kaiserslautern, 3. Juli. 1870.

**** Zu die Parteigenossen von Dürkheim und Umgebung!**

Die Menschen sollen nicht Herren und Knechte sein, denn alle Menschen sind zue-Freiheit geboren.
Abraham Lincoln.

Welch' große Wahrheit liegt in diesem kurzen Worte, welch' ein erhabener, großer Gedanke ist hier ausgesprochen von einem der edelsten Männer der neuen Zeit! O, könnte die volle Bedeutung jenes Wortes eindringen in die Herzen aller Menschen: es ist dies mein seligster, mein heiligster Wunsch! Der Saame, der heute in Euerer Gegend gesäet wird, möge er ausblühen zur schönsten Frucht! Darum sollten sich auch die Herzen der Männer verschließen, die immer und immer für die heiligsten Güter der Menschheit in den Kampf gezogen sind, warum sollten hier, in unserer schönen, herrlichen Pfalz, in der der Nectar des ödsichen Olympus in goldenen Pokalen schäumt, den Stammern, die hinausziehen, um das Evangelium der Freiheit, Gleichheit und Bruderliebe zu predigen, nicht laut die Herzen entgegenschlagen! Ja, Ihr seid, ihr müßt die Alten sein von ehemals: Nicht Fürstenliebe, nicht Fürstendienst kommen Euch bestechen: ein treues, unerschütterliches Herz für die heilige, die große Sache des Volkes habt Ihr sicherlich bewahrt! Drum laßt uns heute einen neuen Bund der Eintracht stiften, und laßt uns feierlich geloben, mit vereinten und verstärkten Kräften muthig einzutreten in den großen Kampf!

Eine sogenannte Fortschrittspartei hat sich in unserem Vaterlande gebildet, die, beim Licht betrachtet, nicht eine Fortschritts-, sondern vielmehr eine Rückschrittspartei ist, und die horribilo dictu, meistens sich aus Männern recrutirt, die einstens die wüthendsten Fürstenmenthroner waren und heute friedend und anbetend sich allerunterthänigst wohnthätigst vor den Thronen niederwerfen. Wo ist der Schlüssel zur Lösung dieses Problems? hier ist er: die Männer, die heute mit bewundern Eifer gegen die Ihrer kämpfen, für welche einstens in den Kampf gezogen sind, documentiren vor der ganzen Welt, daß sie selbst mit sich nie einig waren noch einig sind! Hier handelt es sich nicht um Mordverbrecher, sondern einzig und allein um eine Frage, die sich eben jetzt Jeder einmal vorgelegt haben! **Volksthum oder Despotismus**, das ist die Parole — in der Mitte liegt nichts! Also, Ihr Herren von der Fortschrittspartei, wo ist Eure Consequenz? Wie reimt sich 48 und 66? Ihr wollt die Freiheit erringen durch einen König Wilhelm, der 1848 im Jahre 1848 mit Kartätschen spreiste, als ihr die Freiheit erobern wolltet; Ihr wollt die Freiheit erringen durch einen Bismarck, der Deutsche gegen Deutsche hetzte? Für was haben sie gekämpft, für was sind sie gestorben im Jahre 1866? Geht auf die Schlachtfelder, fragt die hohlen, darren Augen, fragt die entseelten Bruder! War es etwa um Deutschlandsmillen, oder war es um die Firma Hohenzollern & Cie. materiell zu heben? Ein Kaufmann handelt mit Waaren, ein anderer handelt mit — Menschen, um — Geld zu verdienen! — Ihr wollt die Freiheit erringen durch einen Müßler, der ausgediente, altersschwache Unteroffiziere zu Schulmeistern macht? Ihr wollt die Freiheit erringen durch einen Leonhardt, der die Todesstrafe vertheidigt? Ihr wollt durch fremde Heere die Freiheit erringen? „Wahrlich, reif seid Ihr nicht Ihr Herren für's „politische Leben," aber sehr reif, für's „Narrenhaus!" — „Uebrigens," sind wir, sagte ein Biedermann jener fortschrittlichen Clique, auf einer Parteiversammlung in Winzingen, — „dennoch Republikaner!" — „Uebrigens," sagte ein anderer Biedermann auf einer Parteiversammlung in Neustadt: „Kalb's haß gegen Preußen ist sehr erklärlich, denn die Preußen" haben ihm den Weg zum Präsidentenstuhl der deutschen Republik versperrt." „Uebrigens" marschirte einstens ein Herr mit Schleppsäbel und Federbusch einher, der heute gegen die — rothe Demagogie schreibt und energisch seine Schuldigkeit thut! — — — Nein, die Haare stehen einem zu Berge, wenn man jene politisch verkommenen Charactere Revue passiren läßt . . . . .

Wenn auch der Kanonendonner von 1866 den Freiheitsstaub für einen Augenblick beim Balle verrückt hatte, es beginnt jetzt wieder zu tagen. Das Volk fängt an, zu erkennen, was diese fortschrittliche Comödie bedeutet, und darum kehrt es wieder in hellen Haufen zurück zu den Männern, die stets treu zu deutschen Principien blieben. Unser Programm ist einfach und kurz. Die Freiheit wollen wir erringen im edelsten Sinne des Wortes; bewegen stehen wir in allen Lagen des Lebens zum Volke. — „Volksthum!" — ist unser Losungswort!

G—. H—.

Die Rückkehr zum Mittelalter.

Der Jesuit Clemens Schrader, seit Passaglia's Austritt der angesehenste Theologe des Ordens, und jetzt, wo dem Lanzi und Patrizi bestellten, durch das besondere Vertrauen des Papstes zu der Entwerfung der conziliarischen Schemate beigezogen, hat es in seinem großen Werke „Von der römischen Einheit" (Bilen 1866. II, 444 ff.) bewiesen: daß die auf göttliche Leitung und Inspiration beruhende Unfehlbarkeit der Päpste, sobald sie nur einmal kirchlicher Glaubensartikel geworden, mit logischer Nothwendigkeit auf alle öffentlichen Anordnungen, Decrete, Entscheidungen derselben ausgedehnt werden müsse, weil jede mit ihrem unrichtigen Lehrsatz in unausflöslicher Verbindung steht, jede, was auch ihr Inhalt sein mag, eine doctrina veritatis sei es eine moralische oder religiöse, enthält. Die päpstliche Unfehlbarkeit ist nicht ein Amtsrod, den man nur bei gewissen Handlungen anlegt, und dann wieder auszieht; denn der Papst ist unfehlbar weil er im vollen Sinne des Wortes Stellvertreter Christi auf Erden ist, und gleich Christus sehrt er und verkündet er die Wahrheit ebenso durch seine Thaten wie durch seine Worte; es ist, kurz zu sagen, kein öffentlicher Act, keine Verfügung denkbar, die nicht lehrhafte Beschaffenheit wäre. Durch das neue Dogma wird also die katholische Dogmatik und Moral mit nicht wenigen Glaubenssätzen vermehrt werden, denen allen dann die gleiche Autorität und Dignität zukommt wie den bisher allgemein angenommenen.

In der That liegen auch bereits päpstliche Entscheidungen vor, welche, indem die durch die Proklamirung der Unfehlbarkeitslehre selbst unfehlbar werden, ihrerseits wieder sämmtliche Konstitutionen aller Päpste mit einem weiten Mantel decken, und deren unrichtigen Charakter verbürgen.

Die eine ist die Erklärung Leo's X. in der Bulle gegen Luther vom Jahre 1520, worin es heißt: „Es ist sonnenklar, daß die Päpste, meine Vorgänger, in ihren Canones oder Konstitutionen nie geirrt haben." (Bei Harduin t. IX, 1696.)

Das andere ist der Ausspruch Pius' IX. in seinem Syllabus: „Die Päpste haben niemals die Grenzen ihrer Gewalt überschritten." Auch dieser Satz wird nun zum unfehlbaren Dogma, und die Geschichte muß dem Dogma sich unterordnen und anbequemen.

1) Nach kirchlicher Lehre hängt die Kraft und Gültigkeit der Sakramente und besonders der Ordination von der Anwendung der Materie und Form des Sakramentes ab. Die ganze Kirche hat tausend Jahre lang die bischöfliche Handauflegung als die göttlich eingesetzte Materie der Priesterweihe betrachtet. Aber Eugen IV. hat in seinem dogmatischen Dekret entschieden, daß die Gefässe der Materie des Sakraments der Ordination, die Form seien. Wenn diese Lehre des von dem Papste so feierlich und ex cathedra, ja sogar im Namen des (nicht mehr existirenden) Florentinischen Konzils erlassenen Dekrets als mahr und unfehlbar gelten würde, so hätte die abendländische Kirche während tausend Jahren, die griechische die zum heutigen Tage keine gültig ordinirten Priester gehabt. Ja es gäbe auch gegenwärtig in der ganzen Kirche keinen gültig ordinirten Priester oder Bischof, da keine Succession vorhanden wäre. (Das Dekret Eugens IV. bei Parter, Systema Decretorum p. 535 und bei Raynald.) Ebenso falsch hat Eugen IV. die Form des Bußsakraments und die der Confirmation bestimmt.

2) Nach der Lehre Innocenz' in der Dekretale Novit und andere Päpste nach ihm kann und soll der Papst, überall wo er eine Sünde zu entdecken glaubt, erst mit Mahnungen, dann mit Strafen einschreiten: er kann auf diesen Grund hin jedes richterliche Urtheil umstoßen, jeden Streit vor seinen Forum ziehen, kann jedes Mandat blos auf Grund einer schweren oder von ihm für schwer erachteten Sünde zur Verantwortung ziehen, seine Anordnungen cassiren, ihn im weitern Verlauf des Verfahrens bannen und absetzen. (Ad officium nostrum spectat, de omni peccato, quod possesor corripere quemlibet christianum; et si conceptionem contemspaerit, per districtionem ecclesiasticam coërcere. Decretal. Novit, 13 de jud.)

3) Gott hat dem Papste die oberste Gewalt über alle Könige und Fürsten nicht blos der Christenheit, sondern der ganzen Erde gegeben. Der Papst hat die Fülle der Gewalt über die Nationen und Königreiche; er richtet alle und kann von Niemandem in dieser Welt gerichtet werden. (Paul IV. in der Bulle Cum ex apostolatus officio. Sixtus V. in der Bulle Inscrutabilis.) Daß die ganze Welt dem Papst auch in allen zeitlichen und politischen Dingen unterworfen sei, ist Glaubenslehre, welche bei Verlust der Seligkeit angenommen werden muß. (Bonifazius VIII. in der Bulle Unam Sanctam.) Ueberdieß: der Papst trägt alle Rechte in dem Schreine seiner Brust (Gonifazius VIII.)

4) Nach päpstlicher Lehre ist es überhaupt der Bulle Gottes, daß die Päpste nicht etwa blos die Kirche, sondern alles Weltliche und, buchstäblich, die ganze Welt beherrschen und „gubernirten" sollen. So Innocenz III.: Dominus Petro non solum uni-

Digitized by Google

veram ecclesiam sed etiam seculum reliquit gubernandum.

5) Nach päpstlicher Lehre, wie sie Gregor VII. auf dem römischen Concil des Jahres 1080 verkündet hat, können die Päpste mit den unter ihrem Vorsitz consiliarisch versammelten Vätern, kraft der Binde- und Lösegewalt, nicht nur Kaiserthümer, Königreiche, Fürstenthümer nehmen und geben, sondern auch das Eigenthum aller Menschen einem jeden nehmen oder zusprechen. (Concil. ed Labbé. X, 384.)

(Fortsetzung folgt.)

Von unserer Arbeit.

(Aus dem „Wegweiser.")

(Fortsetzung.)

Wer da sagt, ein armer, mit Weib und Kind hungernder, und, wenn er das Elend der Seinen nicht mehr ansehen kann, verzweifelnder und bettelnder, auf jeden möglichen Nebenverdienst Freihjagd machender Lehrer könne ein tüchtiger Lehrer sein, vermöge den an die Volksschulen zu stellenden Forderungen zu genügen: der kennt entweder die menschliche Natur nicht, oder er ist ein Heuchler. Und wie viele Lehrer sind's denn in Deutschland, welche nicht Tag für Tag und Jahr für Jahr einen grausamen Kampf mit ihren äußeren Verhältnissen zu bestehen haben, einen Kampf, der nicht so selten im Hungertode oder im Wahnsinn sein Ende findet.

Endlich wird ein ernsthafter Fortschritt der Volksbildung durch die Organisation der Schulen, durch ihre nicht ausreichende Zahl, durch ungenügende Ausstattung und durch den immer größer werdenden Mangel an Lehrern überhaupt gehindert.

Also das wäre der Boden, auf welchem wir uns befinden. Wer aufrichtig ist, wird kaum behaupten wollen, daß ich übertrieben habe. Alle Berichte über Schulen in den größten Städten und kleinsten Dörfern, gleichviel von wem sie ausgehen, bestätigen einstim in der einen oder andern Form das Gesagte.

Wer sie bei die Volksbildung arbeiten will, ernsthaft und mit einiger Aussicht auf Erfolg, muß nothwendig seine Angriffe auf die gegenwärtigen Lehrpläne, vor Allem gegen die Religion als Unterrichtsgegenstand richten, muß alle Hebel in Bewegung setzen, damit die Lehrer zu einer höheren und freieren Bildung und pädagogischen Bildung und in behaglichere äußere Verhältnisse gelangen, muß endlich die Hindernisse aufsuchen und bloßlegen und zu beseitigen trachten, welche eine Vermehrung und eine zweckentsprechendere Organisation und Ausstattung der Schulen nicht gestatten.

Nicht wahr, man sollte es kaum glauben, daß hierzu viel Muth und ein rücksichtsloses Vorgehen erforderlich wäre. Ja, es wird viele Jahrzehnte lang bereits wacker gekämpft, und doch sagt man, und gut Gründe es zu sagen, daß wir nicht vorwärts, wohl aber rückwärts gehen. — Woran liegt das?

III.

„Du gehst zu weit." — „Er ist ein Radikaler."

Als im September 1868 unser „Schulblatt" durch an unerhörte Maßregeln abgethan wurde, flechte der „Neue schlesische Schulbote" — der ehrwürdige Scholz hatte bereits nach dem „Jenseits" sich zurückgezogen — ein überaus altkluges Gesicht auf und mit anghstfräudem Haar zeigte er über Welt den Lesezirkeln Abgrund, in welche das verbotene Blatt für Lehrer auf ewig verfinke, wenn es „zu weit gehe," wenn es „radikal sei." Natürlich wurde darüber noch eine unendlich triviale Sauce in dem schmierigsüßlichen Glycerin-Geschmack frommer Selbstgerechtigkeit gegossen: — wie die thörichten Bettlergedanken wurzeln als feinste, unbezahlbare Weisheit, die Kluge Feigheit der in Amt und Würde weich gebetteten Unterthanenstugend als echter, himmlischer Muth gepriesen. Der „Neue schlesische Schulbote" wurde nimmer radikal; aber er ist auch gestorben — an greisenhunger Einfalt. —

In derselben Zeit ungefähr erschien der erste Jahrgang der „Allg. Chronik des Volksschulwesens" von Ludwig Wolfram, Seminar-Oberlehrer in Borna. Dieser Seminar-Oberlehrer Wolfram, von dem mich bekanntgewordene, daß er über mehr Talent, Muth und Weisheit verfügt, als für die pädagogische Gefinde-Küche „höhern Orts" erwartet wird — ich habe dabei freilich von dem in das Gebiet des Mesmerismus gehörenden Phänomen ab, daß einige „Koryphäen" der XVIII. allgemeinen deutschen Lehrerversammlung ihm „die Hand gedrückt" und dieses weltgeschichtliche Ereignis nach ihrem ersten Gebot, „das Verbreitung hat," und das da heißt: „Eine Hand wäscht die andre," in ihren Berichten wundervoll gespiegelt haben — also dieser Herr Wolfram ergaßte in der erwähnten Chronik S. 48, daß, „die Lehrerschaft in der Provinz Preußen in den Regierungsbezirken nicht gut angeschrieben zu sein scheine; denn der Regierungs-Präsident v. Kamptz erließ anfangs Oktober (1865) an sämmtliche Kreis- und Schulinspektoren seines Departements ein Reskript, nach welchem die Lehrer vor der Betheiligung an „gewissen Unternehmungen der Fortschrittspartei, die wesentlich auf die Verführung des Lehrers abgesehen," gewarnt werden. Uns (Herrn Wolfram nämlich) will es auch bedünken, als wenn das obengenannte „Schulblatt für die Volksschullehrer der Provinz Preußen" einen sehr radikalen Ton anschlüge." Sieh: „Verführung des Lehrers" und „radikalen Ton" — der und besonders gut bekannte Herr v. Kamptz und „auch Herr Wolfram" —

Neulich hat mich des Radikalismus sogar ein Mensch angeklagt, dessen Gesinnungen und Gedanken so menschenbluthirstig, dessen Hoffnungen und Ideale so ausschließlich und üppig in allen Sypathyhöfen wuchern, daß dieser Ton nahe stehen mag, Niemand sein Freund heißen will. Er hat in jeden Rock — manche sagen, auch in die Unterkleider, was ich aber nicht glauben will — irgend eine Kriegsmedaille oder wenigstens die Bandchen zu denselben genäht; auf allen Stufen der Gesinnung und Bildung, die ich betrete, ist er da. Ich liege und ich wohl mag hindert weiter laufen, denn sein Ziel wird er nicht verfehlen; oder seine Anklage gegen mich bestätigte und verstärkte ein ehemaliger „Freund", den ich sehr lieb gehabt, und der noch alter Verbindung wegen auf und ab die Gassen spazieren wird. Und endlich wird diese beiden zum Organ ein Blatt, das einen großen Trdbelkram freisinniger Redensarten feil hält und mit denselben Regulativ-Pädagogik unter die Lehrer packt. Vom Baum der Erkenntniß scheint es keine Wahrung zu haben, denn sonderbarerweise nahm „liberalistige" die Redaction die merkwürdige Thatsache, daß sie selber nicht richtig sinde, was sie selber den norddeutschen Lehrern predige.

Es ist freilich wahr und dieses Unglück beklage ich in jeder Stunde: ich gehöre nicht zu jenen glücklichen Menschen, welchen sich Alles aber mindestens doch das Beste von selbst versteht, welchen es leicht wird, auf einen Satz, auf eine Autorität zu schwören. Ob ich Irrthümer ablege oder eine neue Wahrheit suche, immer habe ich alles einzeln prüfen, um zu — zu gelangen. Das thue ich noch heute und ich habe nur den einen Wunsch, daß ich Kraft genug behielte, diese Regel festzuhalten, bis an's „Ende." "

Diese Regel ist das Fundament meines Radikalismus. Nicht Lesterweg — kein Geringerer, ist's, der sie mir gegeben.

Es war im Spätherbst 1851. Ich befand mich, ein unerfahrener, unwissender Bursche, im Seminar, und fühlte mich sehr unbehaglich, sehr unbefriedigt. Mir Kameraden ging es ebenso. Wir bildeten einen kleinen abgeschlossenen Freundeskreis, wir wurden von den andern als die „Verschworenen" respektirt, von den Seminarlehrern aber mit Mißtrauen beobachtet und von den Theologen mit Spionen bedacht. Da geriethy uns Diesterweg's erstes Jahrbuch in die Hände.

Um rechtzeitig die frommen Spitzel herumschleichen sehen zu können, lasen wir an den unterrichtsfreien Nachmittagen unter einem hoch und einsam im Felde stehenden Aporn, wie es Diesterweg und Wander ergangen, und von Friedrich Fröbel, und von den Lehrern in Schlesien und Westfalen, und wie ein Schulrath (diese unermeßliche Respektsperson) sein soll und wie nicht, und „was von jedem Lehrer dieser Zeit zu erwarten und zu fordern ist." Und es ging uns wie dem Königs Schabrian, wie Desdemona und wie den Kindern, die Märchen hören. Wie, der Verfasser unserer „Sprachlehre, der „Kleinkinderschule," der Sprichwörter-Sammler — auch Kämpfer waren sie, und die Schule hatte Raum für solche grimmige Fehden! Dieses Erstaunen, dieser erste Blick über die Mauern und Zäune des Seminariums fand Ausdruck in einem Schreiben an Diesterweg, und Du kannst Die wohl denken, in welchem Tone es gehalten war. Und er würdigte uns folgender Antwort:

Berlin, Ende November 1851.

Liebe, junge Freunde!

Wenn es einem Menschen meiner Art und meines Alters mitunter in der Zeit schienen will, es wolle Abend werden, und das nachfolgende Geschlecht werde hinter dem vorangegangenen zurückbleiben, so freut man sich über jedes Zeichen des Gegentheils. —

Diese Freude verbanke ich Ihnen, meine jungen Freunde!

Ihr freundliches Schreiben enthält die sichersten Spuren lebendiger Geistes und des Eifers zum Fortschreiten. Beharren Sie dabei, allen Hindernissen zum Trotze!

Ich darf daher auch mit Sicherheit darauf rechnen, daß Ihnen Manches im pädagogischen Jahrbuch für 52 zusagen werde! Schwören Sie niemals auf Worte, auch auf die meinigen nicht; sondern überlegen, prüfen Sie!

Und lassen Sie sich niemals zu vorschnellen Urtheilen oder Handlungen hinreißen! Die rechte Kraft besteht in der Besonnenheit, Mäßigung und Beharrlichkeit.

Leben Sie wohl und seien Sie herzlich gegrüßt von Ihrem Freunde Diesterweg.

Nun sind's bald zwanzig Jahre, daß ich diesen Brief als ein Heiligthum hüte, und wohl noch kein Tag ist „zur Nacht" gegangen, an welchem ich mich des Satzes nicht erinnert und ihn zu befolgen gesucht. „Schwören Sie niemals auf Worte, auch auf die meinigen nicht, sondern überlegen, prüfen Sie."

Wenn alle Leute wie entgegentreten, die mich nicht widerlegen mögen, aber in sittlicher Entrüstung von meinem „Radikalismus" entweder als einer „päbstlichen Krankheit" oder einem „verabscheuungswürdigen Laster" sprechen, zu dem ich sogar verführen will: dann darf ich mir wohl diese Burschen ansehen und die Frage thun: Warum gehr ich so radikal, warum gehr ich so weit, und warum sind jene nicht radikal und warum vermögen sie da stehen zu bleiben, wo ich auch nur gesehen zu werden mich fürchte? — —

Aber eine erste Forderung des Radikalismus, das ist: der gerechten, unparteiischen, durch nichts beirrten Denkweise, welche es vor Allem als Pflicht anerkennt, „dem Verstande zu folgen, zu welchen Ergebnissen er auch immer führen möge," — das ist die Unerschrockenheit, welche darin besteht, „daß man sich nicht vor seinen Zweifel und vor seiner Gestalt und Erscheinung, sondern auch, daß man sich vor keinem Wort und Gedanken entsetze, sondern ihnen allen im Gefühle seiner Urtheilsfreiheit ruhig ins Gesicht sehe" — dieser Radikalismus verlangt, daß obige Frage zuletzt erwogen werde. Voreilig ist unerlaubt, sagt man, ob wir auch bald zu irgend einer Zeit oder an irgend einem Punkte aufhören müssen zu zweifeln und zu fragen, zu schließen und weiter zu folgern.

Ich wähle zu diesem Zwecke einen Satz welcher, mehr oder weniger, alle unausgesetzt beschäftigt und das eigentliche Schibboleth der Parteien und Kämpfer ist.

Das Christenthum lehrt, daß alle Menschen einander gleich seien. Die weisesten und vorurtheilslosesten Männer, die Lessing, Schopenhauer haben sich für diese Lehre erklärt und sie zum Axiomph der öffentlichen Moral und aller socialen und politischen Ordnung erhoben. Die Gleichheit aller Menschen war die Losung der zwei großartigen Ereignisse der neuern Geschichte: der französischen Revolution und der nordamerikanischen Bürgerkriege.

Trotzdem soll ich meinem ganzen Verstand dazu verwenden, die vollkommenste Ungleichheit zu begreifen und anzuerkennen. Z. B. ich soll begreifen und gelten lassen: das Maß und der Umfang aller Rechte und der Freiheiten ist abhängig, wird bestimmt

von dem Namen, mit welchem der Mensch geboren wird, von dem Range, den Vater und Mutter inne gehabt;

von der Gewalt, von der Gewissenlosigkeit, mit welcher es einen Menschen gelungen ist, sich zum Herrn seiner Mitmenschen zu machen;

von dem Besitz, — das zur ersten französischen Revolution nur von dem ererbten, leidvem auch von dem selbsterworbenen, wobei die Art und Weise, wie derselbe erworben worden, nicht weiter in Betracht kommt;

vom Glauben, d. h. von gewissen, aller Einsicht unzugänglichen Sätzen und damit verbundenen Gebräuchen, die noch dazu von den besten Menschen bestritten werden und einem augenscheinlichen Wandel unterworfen sind, wenn man sich aber nun zu denselben aus diesen oder jenen Gründen äußerlich zu bekennen vermag;

von dem Amte, das man im Staat, in der Gemeinde, in der Kirche auf irgend eine Weise erlangt hat;

von der Bildungsanstalt und den Klassen, die man durchgemacht, von dem Examen das man bestanden, von den Lokalen, die man gelernt, von dem Zeugnisse, das man auf irgend eine Weise auf Stempelpapier erhalten;

von Schürzen-Stipendien, zu denen man schlecht genug war, von Diensten, welche nach den Gesetzen keiner Moral beurtheilt werden dürfen, ja, von der Geduld und dem Gehorsam, womit es einem gelungen, eine Reihe von Jahren gewisse Dinge zu ertragen und zu thun.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Feuilleton.

Geschichte eines Rekruten von 1813.

Erckmann-Chatrian.

(Fortsetzung.)

„Dennoch," sagte darauf der Herr Maire, „dennoch hinkt dieser junge Mensch seit seiner Geburt, ganz Pfalzburg weiß dies."

„Ohne Zweifel," fiel der Arzt des Hospitals ein, „das linke Bein ist zu kurz; es ist dies ein Ausnahmefall."

„Ja," nahm der Herr Maire wieder das Wort, „ich bin überzeugt, daß der Fürsorge einen langen Aufschub nicht würde aushalten können; er würde ein zweiten Marschtage unterwegs liegen bleiben."

Der erste Arzt sagte nichts mehr. Schon glaubte ich, ich sei vom Kriegsdienst frei, als der Herr Unterpräfekt mich fragte: „Sie sind Joseph Bertha?" — „Ja, Herr Unterpräfekt," antwortete ich.

„Nun, meine Herren," sagte er, indem er einen Brief aus seiner Brieftasche nahm, „hören Sie!" — Er fing an, einen Brief vorzulesen, in welchem man erzählte, daß ich vor sechs Monaten eine Wette gemacht hätte, nach Saverne hin- und zurückzugehen, schneller als Pinacle; daß mir diesen Weg zusammen in weniger als 3 Stunden gemacht, und daß ich gewonnen hätte. Dies war unglücklicherweise wahr. Dieser Lump von Pinacle nannte mich immer einen Lahmen, und in meinem Zorn hatte ich gegen ihn gewettet. Alle Welt wußte dies, ich konnte es also nicht läugnen. Während ich betroffen da stand, sagte der erste Arzt zu mir: „Dies entscheidet die Frage; ziehen Sie sich wieder an!" Und zum Sekretär sich wendend, sagte er: „Gut zum Dienst!" Ich kleidete mich in vollständiger Verzweiflung wieder an.

Werner rief nun einen Andern. Ich hatte auf Nichts mehr Acht. Es half mir Jemand in die Aermel meines Rockes. Ich befand mich auf einmal auf der Treppe; und als Kathrine mich fragte, wie es gegangen sei, stieß ich ein schreckliches Schluchzen aus; ich wußte nun nicht, wie ich ihr Alles beibringen, gestürzt sein, wenn mich Tante Gretel nicht gehalten hätte. Ich weinte wie ein Kind und Kathrine mit mir. Unter der Halle, fern von der Menge, hielten wir an und fielen uns um den Hals. Die Tante Gretel rief: „Ach, du Elender! Du hast nehmen sie schon die Lahmen, die Gebrechlichen! Ihnen gehört Alles! Mögen sie denn auch uns nehmen!"

Die Leute versammelten sich um uns, und der Schlächter Seppel, der dort sein Fleisch auf der Fleischbank zum Verkauf legte, sagte: „Mutter Gretel, um des Himmels willen schweigt! Man wäre im Stande Euch in's Gefängniß zu sperren." —

„Wohl, man stecke mich ein!" rief sie, „man haue mich in Stücke; ich sage, die Männer sind Feiglinge, daß sie solche Scheußlichkeiten dulden!" — Aber als der Stabsfergeant herankam, sagten wir nichts weiter weinend fort. Wir bogen um die Ecke des „Café Hemmerle" und traten bei uns ein. Die Leute beobachteten uns aus ihren Fenstern und fagten sich: „Da ist auch Einer, der marschiren muß!"

Herr Guldon, der wußte, daß Tante Gretel und Kathrine am Revisionstage kommen würden mit uns zu Mittag zu essen, hatte aus dem „Goldenen Hammel" eine gefüllte Gans und zwei Flaschen Elsaßer holen lassen. Er war überzeugt, daß ich sofort entlassen sein würde. Wie groß war aber sein Erstaunen, uns alle kommt in so großer Trostlosigkeit eintreten zu sehen.

„Was ist das?" sagte er, indem er seine seidene Mütze auf seiner kahlen Stirn emporschob und uns mit großen Augen ansah. Ich hatte nicht die Kraft ihm zu antworten; ich warf mich, bitter Thränen vergießend in einen Lehnstuhl; Kathrine setzte sich zu mir, die Arme um meinen Hals geschlungen, unser Schluchzen floß in einander. Tante Gretel aber sagte: „Die Spitzbuben haben ihn genommen."

„Es ist nicht möglich," sagte Herr Guldon und ließ die Arme herunterfallen.

„Ja, man kann nichts Schlechteres erfahren," sagte die Tante; „dies beweist so recht die Verruchtheit dieser Menschen." Und immer heftiger werdend rief sie: „Wird denn gar keine Revolution mehr kommen?! Sollen denn diese Banditen für immer unsere Herren bleiben?!"

„Sachte, sachte, Mutter Gretel, beruhigt Euch!" sagte Herr Guldon. „Um des Himmels willen schreit nicht so laut! Joseph, erzähle uns vernünftig den ganzen Hergang; man hat sich geirrt, es ist nicht anders möglich. Hat denn der Herr Maire und der Arzt des Hospitals Nichts gesagt?" — Ich erzählte seufzend die Geschichte von dem Briefe; und Tante Gretel, welche Nichts davon wußte, rief, die geballten Fäuste erhebend: „Ah, der Spitzbube! Gebe Gott, daß er noch einmal zu mir in's Haus kommt, ich spalte ihm den Kopf mit meinem Beil!" — Herr Guldon war bestürzt. „Wie? Du hast nicht gesagt, daß es erlogen sei," rief er. „Es ist also die Geschichte wahr?" Und wie ich den Kopf hängen ließ, ohne zu antworten, fügte er mit gefalteten Händen hinzu: „Ach, die Jugend, die Jugend, die denkt an Nichts . . . Welche Unvorsichtigkeit . . . welche Unklugheit!" — Er ging in der Stube auf und ab; dann setzte er sich, um seine Brille abzuwischen; Tante Gretel aber sagte: „Ja, aber sie sollen ihn doch nicht haben; ihre Niederträchtigkeiten sollen ihnen nichts nützen; heute Abend wird Joseph schon in den Bergen auf dem Wege nach der Schweiz sein." Als Herr Guldon dies hörte, wurde er ernst; er runzelte die Stirn und erwiderte auf der Stelle: „Es ist ein Unglück, ein großes Unglück, denn Joseph ist wirklich lahm. Man wird es später erkennen; er wird nicht zwei Tage marschiren können, ohne zurückzubleiben und krank zu werden. Aber Sie haben Unrecht, Tante Gretel, so zu sprechen und ihm einen schlechten Rath zu geben! — Einen schlechten Rath!" rief sie; „Sie wollen also auch die Leute hinschlachten lassen?" — „Nein", entgegnete er, „ich liebe die Kriege nicht, zumal die, in denen Hunderttau ende von Menschen das Leben für den Ruhm eines Einzigen einbüßen. Aber diese Kriege sind vorüber, und Napoleon ist nicht mehr darum, Ruhm und Königreiche zu gewinnen, sondern das Land zu vertheidigen, das man durch Tyrannei und Ehrgeiz in Gefahr gebracht hat. Man möchte jetzt wohl Frieden machen. Unglücklicher Weise aber gehen die Russen vor, die Preußen schließen sich ihnen an, unsere Freunde, die Oesterreicher werden nur auf eine gute Gelegenheit, um über uns herzufallen. Wenn man ihnen nicht entgegen geht, werden sie zu uns kommen, denn wir werden Europa auf dem Halse haben wie 93. Es ist demnach ein Jeder verpflichtet als unsere Kriege in Rußland und Deutschland. Ich selbst, so alt ich bin, Mutter Gretel, wenn die Gefahr noch ferner zunimmt und man der alten Republikaner bedarf, — ich würde mich schämen fortzugehen und in der Schweiz ruhig zu bleiben, während man mein Blut zur Vertheidigung meines Vaterlandes vergössen. Uebrigens bedenken Sie wohl, daß die Desertenre überall verachtet werden. Hat man einen solchen Streich begangen, so hat man nirgends mehr Ruhe. Man hat nur noch ein Land, das man noch Vaterland. Man hat sich selbst für unfähig erklärt, die erste seiner Pflichten zu erfüllen, sein Vaterland zu lieben und aufrecht zu erhalten, selbst wenn es im Unrecht ist."

Er sagte Nichts mehr, sondern setzte sich mit einem tiefen Seufzer zu Tische. — „Essen wir", bot er nach einigem Schweigen wieder an; „es ist Mittagszeit, Mutter Gretel und Katharine, setzen Sie sich!" — Sie setzten sich, und wir aßen. Ich dachte über die Worte des Herrn Guldon nach, sie schienen mir vernünftig. Tante Gretel hielt die Augen zusammen und beobachtete mich von Zeit zu Zeit, um zu sehen, was ich dachte. Endlich sagte sie: „Ich meinerseits machte mir gar nichts aus einem Lande, wo man die Familienväter nimmt, nachdem man die jungen Leute hinweggenommen hat. Wenn ich an Deutschland denke, wo Jeder seinen Besitz haben gehen." — „Hören Sie, Tante Gretel," antwortete ich ihr, „Sie wissen, daß ich Nichts so sehr liebe als die Ruhe und den Frieden; aber ich möchte mich keinenwegs als ein Heimathsloser in und ren Landern umherirren. Dennoch werde ich thun, was Kathrine will; wenn sie mir sagt, ich solle nach der Schweiz gehen, so werde ich gehen." — Da sagte Kathrine, den Kopf senkend, um ihre Thränen zu verbergen, ganz leise: „Ich will nicht, daß man Dich einen Deserteur nennen könne." — „Nun denn, ich werde es machen, wie die Anderen," rief ich; „weil die von Pfalzburg und Dagsberg in den Krieg gehen, werde ich auch gehen." — Herr Guldon machte keine weitere Bemerkung. „Jeder ist frei," sagte er, „dreffen bin ich zufrieden, zu sehen, daß Joseph denkt wie Ihr."

Darauf folgte Stillschweigen, und gegen zwei Uhr stand Tante Gretel auf und nahm ihren Korb. Mit niedergeschlagener Miene sagte sie zu mir: „Joseph, Du mußt nicht auf mich hören, aber es ist einerlei; dies Alles wird nach Gottes Willen ausgehen. Du mußt zurückkehren, wenn Gott es will, und Kathrine wird Deiner harren." Kathrine warf sich mir um den Hals und fing wieder an zu weinen, und ich noch mehr als sie, so daß selbst Herr Guldon nicht umhin konnte, Thränen zu vergießen. Endlich stiegen Kathrine und ihre Mutter die Treppe hinab. Von unten rief mir die Tante zu: „Komm noch ein- oder zweimal zu uns, Joseph!" — „Ja, ja!" antwortete ich, indem ich die Thüre schloß. Ich konnte mich nicht mehr auf den Füßen erhalten; niemals war ich so unglücklich gewesen, und selbst heute noch kehrt sich mir das Herz um, wenn ich daran denke.

Seit jenem Tage hatte ich zu Nichts mehr Lust. Ich verstachte es zuerst wieder mit der Arbeit; allein meine Gedanken waren stets anderswo, und Herr Guldon selbst sagte zu mir: „Joseph, laß das; benutze noch die kurze Zeit, die Du bei uns bist; besuche Kathrinen und die Mutter Gretel. Ich glaube noch immer, daß man Dich nicht einziehe; aber wer kann's wissen? Man braucht so viel Menschen!" — Ich ging also jeden Morgen nach den Bier-Winden und brachte meine Tage bei Kathrinen zu. Wir waren sehr traurig und dennoch sehr glücklich uns zu sehen; wir liebten uns wo möglich noch mehr als zuvor. Kathrine versuchte zuweilen zu singen wie in der guten Zeit: aber sie brach immer in Thränen aus. Dann weinten wir zusammen und Tante Gretel fing an die Kriege zu verwünschen, die alle Welt in Unglück brächten. Sie sagte, der Revisionsrath verdiente gehängt zu werden, alle diese Banditen spielten unter einer Decke, um uns das Leben zu vergiften. Das erheiterte uns ein wenig das Herz, wenn wir sie so schelten hörten; und wir fanden, daß sie Recht hatte.

(Fortsetzung folgt.)

X. L.

Humoreske von Cäsar Barous.

(2. Fortsetzung.)

„Hat ee!" bestätigte der Diener, „und weil er hat, haben Sie jetzt dieses Billet da. Nämlich dieses ging so zu!" Die Mädchen schienen jedes feinere Worte mit Auge und Ohr verschlingen zu wollen, es sprannte sie jedoch auf eine neue Folter, indem er mit aller Gemüthsruhe einschaltete: „Wo hat' ich denn nur mein Taschentuch gelassen?" Es wäre mir doch nicht lieb, wenn —"

„Sie halten's ja schon in der Hand!" sagte Ada ungeduldig.

„Ach so! Also nun hören Sie! Als ich Ihr Y in den Zeitungs-Expedition auf den Tisch legen will, wird dieses vorweggeschoben. Ich sehe mich natürlich um. Hinter mir steht eine ältliche Dame, die dieses Geschäft besorgt. Sie hatte drei Nasen, eine alte und zwei junge obendran. Natürlich leg' ich nun meinen Brief umgekehrt hin und wer- schwinde. Draußen sang' ich die Arlisiche ab. „Entschuldigen Sie," sag' ich noch einmal, „ist es Ihr Ernst mit Y 1?" Sie klettert mit den Augen von meiner Mütze bis zu meinen Stiefeln hinunter. „Ich frage nochmal umkonk," fahre ich fort. „Sie schrinen mir ein ehrlicher Mann," sagte sie endlich. „Ich schmeichle mir," sage ich. „Stehen Sie in seinen Diensten?" fragte sie. „Allerdings," versetzte ich. „Warten Sie," sagte sie. „Schon!" sage ich. Sie geht in das Kabal zurück und kommt mit ihrem Geschreibel heraus. „Ich sehe Zuruzen in Ihr Gesicht," sagte sie. „Das dürfen Sie," versetzte ich. „Geben Sie ihn direkt ab!" sagte sie. „Soll geschehen!" sage ich. „Leben Sie wohl!" sagt sie. „Dito!" sage ich. „Hören Sie!" sagt sie. „Ich höre!" sage ich. „Da!" sagt sie und reißt ein Viergroschenstück aus der Ziehbörse. „Ich bin ein nüchterner Mann, sage ich," der keine Trinkgelder nimmt." — „Ah!" sagt sie, steckt das Viergroschenstück wieder ein und verzieht sich. Ich gehe mich auch, und nun wissen sie die Beschreibung."

„Was muß das für eine Person sein!" eiferte Claudine, den Brief aus Ada's Hand ziehend.

„Mit drei Nasen," bemerkte Schmidt.

„Ich kann die Aufforderung nur für eine Mystifikation halten," sagte Ada kopfschüttelnd.

„Da sind Sie klug. Die Alte meint's höllisch ernst!" berichtet Schmidt.

„Die Person müßte öffentlich gebrandmarkt werden!" setzte die Cousine hinzu.

„Dann liefen Viele mit Brandmarken herum!" behauptete Schmidt.

Ada schnippte mit den Fingern: „Kinder, wir

Digitized by Google

können zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen, wenn Papa Schmidt uns hilft."

„Ich bin zu allen Schandthaten gegen die Dreimäßige fähig," erklärte der Alte, und Ada sprudelte heraus:

„Sie müssen zu ihr in die Dbststraße, ihr sagen, der Herr bedauere unendlich, heut Abend verhindert zu sein, aber weil sich ihr mit Vergnügen an einem neutralen Orte vorstellen, morgen Abend um acht Uhr im Philosophengang des Parks. Sagt sie zu, so verstecken wir uns im Gebüsch hinter dem Gang und warten das Zusammentreffen der Beiden ab."

Die bisher stets ernste und furchtsame Claudine wurde durch Ada's Einfall vollständig umgestimmt. Sie kicherte wie ein Kobold, Schmidt schandirte in seiner merkenden Weise.

„Als Erkennungszeichen," fuhr die Aufstiggebrin gegen den Diener fort, „soll die Dame einen Myrthenstock tragen, und Sie Schmidt bewaffnen sich mit Haselnußstock!"

„Kann es nicht auch ein Bambusrohr sein?" fragte der Alte.

„Wie Sie wollen. Ich bringe nur der Vorsorge wegen auf eine Schutzwaffe; in Gebrauch wird sie hoffentlich nicht kommen."

„Echon!" sagte Schmidt. „Sonst noch Etwas?"

„Nein, Engelsschmidt! Eilen Sie nur und bringen uns gute Botschaft!"

„Werde mein Möglichstes thun, daß der alte Sohn, der schier dreißigjährige Kerl von Doktor, gehörig gefoppt wird!" Und mit zischendem Pfiff schnurrte Schmidt hinaus.

II.

Laue Dämmerung legte sich über den dichten, laubenartig gewölbten Baumgang, welcher der Philosophengang des Parks hieß. Er wor zu diesem Namen gekommen, wie mancher Biedermann zum Geheimrathstitel und einem Dutzend Orden — Niemand wußte, worum. Der Gang mündete in eine Allee aus, die sich rechtwinklig anschloß. Zu beiden Seiten stand monnshohes Buschwerk, welches ihn von der etwa vierzig Schritte entfernten Chaussee her ebenso undurchsichtig machte, wie von der Allee. An dem Punkt, wo er mit dieser zusammentraf, schlossen zwei verschiedene Mädchengestalten, denen ein langer grauer Oberrock schwerfällig folgte, hinter das Dickicht. Kaum waren sie dort geborgen, als der Oberrock im Flüsterton begann:

„Meiner Treu, sie ist pünktlich wie ein Schornsteinfeger am Neujahrstag!"

Eine Dame schwebte aus dem Innern des Parks den Philosophengang herauf.

„Daß Du nicht lachst, Claudine!" wornte eine gedämpfte Stimme im Gebüsch.

„Heißen Sie in's Teufelsmühle!" empfohl der graue Oberrock.

„Sieh nur den riesigen Myrthenstock, Ada!" klöpelte es weich.

„Hat sie etwa nicht Zeit gehabt, ihn zu ziehen?, sragte der hämische Oberrock.

„Sie flüstert in Laube," wisperte die Trägerin des Myrthenstocks, ihren Schritt anhaltend und wenige voce hüstelnd. Stille ringsum. „Ich täuschte mich, er ist noch nicht anwesend," heuchte sie durch den bebenden Schleier, der sie verhüllte. „Sollte er eine falschgehende Uhr haben? — Horch: Tritte! — Er darf mich nicht finden, ich muß mich erwarten lassen." Sie schlich auch den Gang herous. Schon zitterten die Lauschcrinnen, sie werde sich zu ihnen gesellen, und dann Wehe! Aber glücklicher Weise tauchte sie an der Seite gegenüber in's Gesträuch, wobei die Zweige knackten, wie wenn ein Hirsch durch die Schonung bricht.

Es währte nicht lange, so ward ein fester, sicherer Tritt im Philosophengang hörbar, und ein schmaler Lichtschimmer streifte über die Erde. Dieser stahl sich aus der Blendlaterne, welche der Ankömmling in der Linken trug, während die Rechte einen Stock führte. Seine Gesichtszüge waren nicht mehr zu unterscheiden in der Dunkelheit.

Die geschlossene Laterne an den vorderten Baum stellend und dann mit den gewichtigen Stockschlägen einige Lustsprünge machend, hob er ein halblautes Selbstgespräch an: „Acht hat's geschlagen, es regnet keine Brennnesseln, und Don Quixote wäre da, nun kann Dulcinea erscheinen. Die leckste Phantasie vermag doch nichts Ausbündigeres zu erfinnen, was sich nicht in Wirklichkeit noch viel toller ereignen? Wenn ich wie jener alte Herr in Rom sagen muß: diem et odium perdidi?*) Und das ist äußerst wahrscheinlich. Ein wunires Ende hat mich angstlistet: es erfüllt sich was geschrieben steht: Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein! — Doch welchen Vortheil brächte ihr der Scherz, wenn sie sich nicht überzeugte, ob der Gimpel im Netz sitzt? Folglich ist noch Hoffnung, sie kommt. Eigentlich waren die entzückenden Schriftzüge der Magnet, der mich anzogen; denn die Vertrautheit mit den Herrschosten York und Lancaster schmeckt hart noch einem Bruder Studio, der vielleicht einer reizenden Schwester den ganzen Schabernack in die Feder diktirt hat und nun mit einem Rudel von Füchsen und bemalten Häuptern eine Treibjagd auf meine Wenigkeit macht. Auf diesen Fall bin ich gerüstet." Der Stock sauste von Neuem ausdrucksvoll durch die stille Abendluft. „Ich habe mich schon manchmal im Leben durchgefochten," murmelte sein Besitzer dann den Schnurrbart. In diesem Augenblick rauschte das Gebüsch zu seiner Linken.

„Das war ein Wesen, das sich regte," fuhr er gespannt fort, „aber wo?" Und mit gutem Wissen, aber ziemlich schlechtem Tenor ging er in die schwierige Melodie auf der „weißen Dame" ab: „O komm, komm, denn Du kannst, o kannst, o kannst, erscheine! Sag' an, wie ist Dein Name?"

„Adelaide!" antwortete mit Zephyrstimme ein Wesen plötzlich dicht vor ihm.

„Nordost: die von Beethoven?" fragte der Sänger überrascht. „Ich hatte nämlich noch nicht das Vergnügen, Sie zu sehen."

„Hier bin ich, mein Freund!"

„Erlauben Sie!" Er bückte sich seitwärts nach der Laterne.

„Was haben Sie da?" fragte Adelaide erschrocken.

„Ein Werkzeug, den Carton ihrer Gestalt in ein ausgeführtes Bild zu verwandeln." Er öffnete den Verschluß und ließ das Licht auf die Dame fallen: „Guten Abend!"

„Wollen wir diesen Ort nicht verlassen, mein Herr?" Sie trat einen Schritt zurückweichend.

„Ich habe so wenig Lust, wie Sie, die Nacht hier zu kampiren," versetzte er, „indessen wäre es mir erwünscht, nicht das verschleierte Bild von Sais entführen zu müssen."

„Ich bin die Dame, der Sie gestern Zagen ließen, sie ist hier Ihr Gebotenschaft mosken."

„Um Vergebung: die mir sagen ließ oder vielmehr schrieb —"

„Nein, der Ihr Bedienter die Einladung brachte."

„Meine Verehrte, dann müßte ich selbst sie gebracht haben; denn ich bin bisher stets mein eigner Bedienter gewesen."

„Nicht doch," widerspruch Adelaide, „der alte Mann mit dem krummen Rücken —"

„Ein krummer Rücken," entgegnete er völlig ernsthaft, „hielt sich allerdings gewöhnlich bei olten Männern ein: nichtsdestoweniger —"

„Sie sprechen so spöttisch," fiel ihm die Dame in's Wort, „das Erkennungszeichen, den Myrthenstock!"

Der junge Mann hob seine Laterne und erwiderte freundlich: „So weit das düstige Licht die Betrachtung zuläßt, ein seltenes Exemplar, das keine unterthedichen Transportschwierigkeiten verursacht haben muß; allein ich hatte ein minder kolispieliges und unbequemes Gewächs als Legitimation erwartet, das Zehbzeichen des Hauses Lancaster:"

„Das Haus kenne ich gor nicht, mein Herr!"

„Eh bot sich auch schon längst zu seinen Vätern versammelt," erklärterte er höflich, und rasch fiel Adelaide ein:

„Der alte Mann hat sich ohne Zweifel eine Verwechslung zu Schulden kommen lassen."

„Meine Verehrte," sagte der Laternenträger, „können Sie noch immer den krummen Rücken nicht vergessen, so ist es noch zweifelloser, daß selbiger Sie dupirt hat, wiewohl ich seinen Zusammenhang

*) Ich habe Zeit und Ort verloren.

mit dem Myrthenstopf durchaus nicht enträthseln kann."

„Aber mein Herr! Wesweger sind Sie denn auf diesen Platz?"

„Das sollen Sie erfahren, sobald wir angekommen worden. Ihr Anthlitz zu schauen, was mir trotz aller Anstrengung meiner Pupillen bisher nicht möglich gewesen."

„Sie sollen meine Züge sehen, wenn ich die Verschierung erholte, daß jenes Gesuch in der gestrigen Morgenzeitung unter der Chiffre P j — "

„Von mir ausgegangen," unterbrach der Zuhörer, „die Verschierung erhelte Sie."

„Nun, so sehen Sie mich!" flötete Adelaide und schlug den Schleier zurück.

„Ich danke Ihnen," erwiderte der Beschower, sich elegant verbeugend, und schloß die Klappe der Laterne.

„Wir wollen Sie hin, mein Herr!" fragte die Dame ängstlich.

„Ich habe genug gesehen, um mit meiner Laterne wie Diogenes den Wunsch nach einer Tonne zu empfinden," entgegnete Jener schnell.

„Mein Herr!" — Sie stand im Stande, das Vertrauen einer Dame zu mißbrauchen?

„Verlassen Sie sich darauf, ich werde von dem, was ich gesehen, schweigen — nicht wie ein Grab, nein, wie ein ganzer Kirchhof!"

„Habe Sie mich zum Besten gehabt, mein Herr?"

„Nicht im geringsten, verehrteste Schaut —" er brach plötzlich ab, schnippte mit den Fingern und sprach in sich hinein: „Bitz! Wenn dieser Schall hier in der Nähe verborgen wäre?"

„Was murmeln Sie, mein Herr?" stieß Adelaide hastig heraus. „Sie haben mich doch nicht etwa an diesen abgelegenen Ort gelockt, um — ich werde Hülfe rufen!"

(Fortsetzung folgt.)

Erschienene Neuigkeiten

des Buch-, Kunst- und Musikalienhandels.

Alle hier angezeigten Artikel sind durch die Buchhandlung Ph. Rohr in Kaiserslautern zu beziehen durch die Buchhandlung Ph. Rohr in Kaiserslautern zu beziehen gegen Einsendung des Betrages in Postmarken oder durch Postanweisung franco versandt.

Brechtler, Otto. Sommer und Herbst. Neue Gedichte 3. Sammlung. — Stuttgart, H. Lindemann. 1870. 1 fl. 24 kr.

Malaidez, Fr. „Einspeimerer beim Cansil." Reich illustriert von C. Juch. — Wien, K. k. Waldheim. 18 kr.

Maria Theresia-Album. Wien, Hapfl. Skizze, Roman in 2 Bänden und circa 16 Lieferungen illustriert. Preis pro Lieferung 14 kr. — Wien, A. Hartleben.

Villig, Gustav. Leben und unerhörte Abenteuer des gefürchteten Polizeihundes und Diebsfängers Eugen François Vidocq. Nach seinen hinterlassenen Papieren mit Abbildungen. Das Werk erscheint in ca. 18 Heften und kostet pro Lieferung 9 kr.

Diavolo, Salvatore. Der Teufel unter den Crinolin-s. Bilder aus dem Leben galanter Damen. — Leipzig, M. Schäfer. 1 fl. 12 kr.

Busch, Wilh. Der heilige Antonius von Padua. Reich illustriert. 1870. — Bahr, M. Schauenburg. 36 kr.

Heiter, C. Das Schwäbische Vorlesebuch. Inhalt: Neujahrsvorspiel, Jungenstreiche, Gelegenheits-, Herbstpredigt, Glosfatium. Mit dem Porträt des Verfassers. Stuttgart, Krais und Hoffmann. 36 kr.

Berlepsch, H. A. München. Seine Kunstschätze und Sehenswürdigkeiten. Supplement zu jedem Reisehandbuch; mit einem Plan der Stadt und Umgebung. 1870. — München, Fr. Bruckmann's Verlag. 1 fl. 30 kr.

München. Das der Stadt mit ihren öffentlichen Gebäuden und Sehenswürdigkeiten, nebst Karte der Umgebung von München. 1870 — München, Fr. Bruckmann's Verlag. 1 fl.

Abele, Maria. Neuestes Stuttgarter Kochbuch. Eine Auswahl der bewährtesten Koch-Recepte für die bürgerliche Küche. 1870. — Stuttgart, C. Grüninger. 1 fl.

Krieger, Ferd. Der rationelle Musik-Unterricht. Berfuch einer musikalischen Pädagogik und Methodik für Künstler, Pädagogen und Musikfreunde. 1870. — Leipzig, M. Schäfer. 1 fl. 48 kr.

Füller, L. Die freigewendlichen Bestrebungen unserer Zeit. Vortrag auf der ersten bayerischen Pastoralconferenz zu Gunzenhausen am 17. Mai 1870. — Ansbach, C. Junge'sche Buchhandl. 6 kr.

Verantwortlicher Redacteur Carl Luedeck. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Volks-Versammlung.

Auf den Wunsch vieler Parteigenossen in Dürkheim und Umgebung findet am **Sonntag den 3. Juli** Nachmittags 3 Uhr im Saale des Hotel Häusling eine

Volksversammlung

statt. Parteigenossen und Freunde werden zu zahlreichem Besuche eingeladen. Jedermann hat Zutritt und das Recht, das Wort zu ergreifen.

Der Landesausschuß der deutschen Volkspartei in der Pfalz:

Kröber. C. Gelbert. Jos. Altenkiller. A. Wagner. J. Herrmann. J. Theobald. J. Ziegler. D Bach.

Hiezu der Plakat-Anzeiger Nr. 27.

Digitized by Google

Pfälzer Demokrat

und

Sonntags-Blatt.

Organ der deutschen Volkspartei in der Pfalz.

Wöchentliche Gratis-Beilage zur „Pfälzischen Volkszeitung."

Für Nichtabonnenten der „Pfälz. Volkszeitung" vierteljährlich 18 kr.

Nro. 28. **Kaiserslautern, 10. Juli.** **1870.**

* Der Kampf in Dürkheim.

Abermals ist eine nationalliberale Zwingburg, mit deren Unüberwindlichkeit die Nationalen vielfach geprahlt, nach ernstem doch leichtem Gefechte von der Volkspartei erobert worden. Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß gerade dort, wo sich die Nationalliberalen am Festesten und Sichersten fühlen, der Boden am lockersten ist. So war man in Dürkheim längst schon der ewigen Phrasen satt geworden, und längst schon hatte die im Grunde freiheitlich gesinnte Bevölkerung den Wunsch nach einem freieren geistigen Flügelschlage, nach einem Anschluß an die pfälzische Volkspartei laut werden lassen. Die Volkspartei Kaiserslautern war freudig auf diesen Wunsch eingegangen und eine Anzahl ihrer Angehörigen war, verstärkt durch Freunde aus Neustadt, Maikammer, Wachenheim, Grünstadt u. s. w. am vergangenen Sonntage in Dürkheim erschienen.

Fest überfüllt war der große Saal des Hotel Häusling, die Gallerien waren dicht besetzt, doch sank die edle Claque, welche der Dürkheimer Fortschritt in Ermangelung eines Besseren in's Feld geführt, im Hintergrund noch ein bescheidenes Plätzchen.

Der wackere Lüsch er aus Dürkheim eröffnete um 3½ Uhr mit kurzen kernigen Worten die Versammlung, er übertrug den Vorsitz Herrn Kröber von Kaiserslautern und dieser ergänzte unter Zustimmung der Versammlung den Vorstand durch Hrn. Lüscher, zweiter Präsident und Hrn. Lang von Dürkheim, Secretär.

Zur Tagesordnung übergehend, entwickelte der Redacteur dieses Blattes in einem längeren Vortrage das Wesen des Volksstaates, sowie das Haarbirer Programm, wobei er ungefähr Folgendes ausführte:

Klar und einfach ist das, was die Volkspartei will; wie in einer Actiengesellschaft die Direction nur die einzige Aufgabe hat, das Interesse ihrer Mitglieder zu fördern, Gewinn zu erzielen, wie in der Actiengesellschaft jeder andere Zweck völlig gleichgültig ist, so soll im Volksstaate nur die Förderung des Volkswohls die einzige Aufgabe der Regierung sein. Jede höhere Politik ist im Volksstaate verbannt und dadurch allein die Möglichkeit zu einem friedlichen menschenwürdigen Dasein gegeben. Eine hohe und heilige Idee habe heute die Völker Europas ergriffen, jede Nation strebe nach Sammlung ihrer Gliedmaßen, nach nationaler Einigung. Die betreffenden Regierungen hätten jedoch mit dieser Idee ein unwürdiges Spiel getrieben und sie zu Eroberungszwecken, zur Vergrößerung ihrer Hausmacht ausgebeutet. Nicht nur Deutschland zu einigen, sondern um den Hohenzollern-Staat groß und mächtig zu machen, sei Preußen 1866 in den Krieg gezogen, das Bruderblut, welches 1866 auf den Schlachtfeldern von Böhmen und Süddeutschland geflossen, sei nicht der Einigung des Vaterlandes, sondern einer schnöden Hausmachtspolitik, der Vergrößerung Preußens, der Kräftigung seiner absoluten Dynastie geopfert worden. Doch sei jenes Blut nicht umsonst geflossen; die seit der letzten Reactionsherrschaft verjunkene und verstumpfte rege Misse des deutschen Volkes sei seit 1866 aus ihrem Schreinleben zum thatkräftigen Handeln erwacht, man habe das Spiel durchschaut, das mit der deutschen Einheitsidee und seiner Freiheit getrieben worden. Der Pfalz gebühre der Ruhm, zuerst das Banner der Freiheit erhoben und Deutschland den Weg gezeigt zu haben, auf dem es zur Einheit gelangen kann. Mächtig habe das Beispiel des Südens auf den Norden gewirkt, das Volk, das seit 25 Jahren an den Ketten des Absolutismus in ohnmächtiger Wuth gerüttelt, habe sich auf's Neue zum Widerstand erhoben und die Axt an die Wurzel des Uebels, die Militärfrage, gelegt. Selbst die Fortschrittspartei in Preußen, der bayerischen nur dem Namen nach verwandt, sei in den Kampf gegen den Absolutismus getreten. Von der demokratischen Partei nur durch unwesentliche Meinungsverschiedenheiten getrennt, werde sie der Anziehungskraft derselben auf die Dauer nicht widerstehen können und sich ihr rückhaltlos anschließen müssen. Pflicht jedes bayerischen Fortschrittsmannes, der es ehrlich mit der Freiheit meint, sei es, nicht bei dem ersten Schritt stehen zu bleiben, sondern, muthig die Bahn des wahren Fortschritts beschreitend, sich rückhaltlos der Volkspartei anzuschließen, mit der man ja ohnehin schon in den Fragen geistiger Freiheit übereinstimme.

Lüge der Gegner sei es, wenn sie von einem Bündniß der Volkspartei mit den Patrioten sprächen. Von keiner Seite mehr als von der Volkspartei würden die jesuitischen Auswüchse der Kirche, für die die Volkspartei die vollste Freiheit begehre, bekämpft. Die Patrioten gingen so lange mit der Volkspartei, als es ihr Interesse erheische, der Ausgenblick dürfe aber nicht fern sein, wo sich beide Parteien feindlich gegenüberständen. Dann sei aber der Ausgang des Kampfes zweifellos, der vereinten Volks- und Fortschrittspartei sei die Macht der Jesuiten nicht gewachsen.

Zur Erläuterung der einzelnen Paragraphen des Haarbirer Programms übergehend, schloß Redner mit der Bitte, den Pfad des nationalliberalen Irrthums zu verlassen, die nach Freiheit ringenden Brüder des Nordens durch die Betretung der freiheitlichen Bahn, durch den Anschluß an die Volkspartei zu unterstützen. Nur durch den Bruch mit dem Absolutismus, nur durch die Freiheit, durch den Volksstaat, welcher selbst über seine Zukunft zu entscheiden habe, könne man zu einem freien und einigen Deutschland gelangen.

Lebhaftes Bravo aus der Versammlung, an dem auch die Claque wider Willen Theil nahm, bekundete die volle Uebereinstimmung der Hörer mit den Bestrebungen der Volkspartei.

Hierauf betrat Herr Phil. Schmidt von Kaiserslautern die Tribune. Klar und wahr, sagte er, sind die Fundamentalsätze der Volkspartei, klar und wahr, so daß sie für jeden Gebildeten einleuchten. In der Pfalz ist wohl jeder freidenkende Mann Demokrat und jeder freidenkende Mensch muß sich den Bestrebungen der Zeit, welche die Volkspartei zum Programm erhoben, anschließen. Die Volkspartei wußte, als sie 1868 die erste Grundlage zu ihrer heutigen Entwickelung legte, wie schwer es sei, das volle Flügelschlagrohr, welches die Reactionszeit gebleicht, das freie, frische und frohe Bewußtsein, das tief in der Brust jedes freidenkenden Pfälzers wurzelte, wieder zu erwecken, denn die Gemüther waren eingeschüchtert, zur Verzweiflung gebracht und gestig gebrochen. Aber bei alledem war die nationale Sehnsucht geblieben. Was das Volk vergeblich erstrebt hatte, brach sich, unter Blut und Eisen zwar, unter den Schwingen des preußischen Adlers Bahn. Mächtiger denn je erwachte die nationale Idee, doch das reactionäre Regierungssystem in Preußen erstickte schnell die nationalen Hoffnungen und drängte das Volk in freiheitlicher Beziehung auf eine schiefe Ebene, von der es, wenn ihm nicht Halt zugerufen wird, zum Abgrunde des Absolutismus, zum Despotismus gleitet. Wohl ist im Norden der Staat groß und mächtig, doch das Volk liegt gefnebelt und gefnechtet am Boden, seine Freiheit ist einem Phantom geopfert, seine Kraft ist gebrochen. (Stürmischer Beifall.) Hätte man 1789 den Grundsatz der Gironbisten adoptirt, statt der unthelbaren, Einen Republik, nicht wären erfolgt die Greuel und Orgien der Revolution, noch auch in der Folge ein Cäsar, der die Freiheit zertrat, der den Pfarl heute gefangen aus Rom führte, aber morgen ihn wieder dahin zurückbrachte. Von Despotismus war das Volk zur Freiheit geschritten, aber über gloire vergaß und verlor es wieder seine Freiheit. Aus der Geschichte hätte der Deutsche lernen können, daß nur aus der Freiheit das Glück erwachse, daß der Geist nie der feile und fernile Diener des Staates werden darf. Unsere Gegner fragen: „Was wollt ihr Ideal-politiker, ihr Ideologen?" Ihr habt keine Armee, keine Riesenkanonen, keine Hinterlader!" Freilich der brutalen Gewalt gegenüber sind wir machtlos. Aber in ganz Europa regt sich eine Idee, die Idee der Freiheit, — unsere ideale Partei scheint doch Etwas zu sein, etwas Großartiges. Denn wenn Castelar in Spanien spricht, dann zittert das Wort der Freiheit in ganz Europa, dann spricht er auch für uns. Und Waffe und Heerruf und Schild und Schwert ist uns das freie Wort, der freie Gedanke, und sein Begleiter der Friede. Die Feinde der Freiheit sind die Friedestörer, die Zerreißer der Völker. Denn Freiheit und Friede und die Interessen der Völker sind solidarisch und die freien Geister schlagen auf einen Punkt, ihr Sieg manifestirt sich in dem freien Wort, in dem Zorn der freien Rede, in der Klarheit der Begriffe. Wir wollen keine Umkürzung, keine Revolution, sondern Klarheit, Wahrheit, Recht und Freiheit. Hoch lebe die Freiheit! sie ist heilig, ihr werden wir nie verlassen und auf ihm wollen wir durch Bildung zur Freiheit gelangen. Wir wollen dem Geschick nicht in die Speichen greifen. Wir dogmatisiren nicht, aber wir wollen auch nicht unthätig sein. Da bringt man die Fortschrittspartei leider dem Volke Begriffe bei, als ob es dadurch, daß es den Grafen Bismarck mit hellem klingendem Lobgesang feiert, eins und frei werde. Das Volk? was ist der preußischen Regierung das Volk? Preußen wollte 1866 keinen Krieg, und er ward doch geführt. — Man nennt unsere Politik spöttisch eine ideale. Sie ist in der That ideal, aber sie ist auch gesund. Sie fordert und bezweckt Erkenntniß der Freiheit und Bekenntniß zu derselben. Wir wollen auch ein Großes, aber zugleich ein freies Vaterland, — aber das Vaterland Bismarcks, der spezifisch preußische Einheitsstaat, der nordische Staatenkörper, ist nur die Form, denn die Seele zu ihm fehlt, die Freiheit! (Stürmisches Bravo!) Aber leider stehen sich zwei liberale Parteien feindlich einander gegenüber, und doch ist keine unsrer Ideale, keine alleinseligmachend. Diese Spaltung nimmt nur unser gemeinschaftlicher, zu nicht zu unterschätzender Feind allein für sich in Anspruch, die schwarze Colonne der päpstlichen Hierarchie, die das Volk so bereinstlust, daß es, obgleich Alles, was

Digitized by Google

in Rom heute gefonnen wird, ein Faustschlag in's Gesicht unserer Cultur, der Civilisation des neunzehnten Jahrhunderts ist, selbst in der schönen, aufgeklärten Pfalz noch schauermeise nach Kemigius-berg, Kropotkin und Doggerstein wallfahrtet. Woher sind diese Finsterlinge so mächtig geworden? Durch unsere Zerklüftung. Statt wie unsere gemeinschaftlichen Feinde, Zank, der sich mit Absolutismus und Absolutismus auf in Preußen bekämpfen, mit vereinten Kräften entgegen! Lassen wir die große Politik! Kehren wir zur Brust des Volkes und seinen Interessen zurück! (Bravo!) Aber Freiheit und Berücksichtigung der Interessen des Volkes ist im Norden nicht zu suchen, noch weniger zu finden, deshalb können wir nicht begreifen, daß die sonst freigesinnte Fortschrittspartei für Preußen kämpft, sie die sonst mit uns gegen den schon genommen gemeinsamen Feind streitet, daß sie sich mitunter förmlich am Gängelbande führen läßt. Es thut leider bei ihr nehmen vielen freien Männern auch viele reactionäre Elemente noch zu finden, daher seine Klarheit und wenig Wahrheit in ihren Reihen. Und daher ist Mäßigung zur Demokratie auf der Basis der Bildung des Volkes gebrochen Deshalb schaffen Sie für Freiheit nie Sie schaffen durch die nationale wahre Größe, für die nationale Einheit! (Stürmisches Bravo!)

Herr Kröber ersucht die anwesenden Gegner der Volkspartei niederholt, sich an der Debatte zu betheiligen.

Es sprach sodann Herr Streuber von Neustadt, die kosmopolitische Idee entwickelnd. In treffender Weise wies er auf die Krebsschäden der Zeit hin und wies aus, daß die Menschheit nach jenem Frieden- und Freiheitsbunde der Völker Verlangen trage, nun nur auf dem Gebiete der Wissenschaften und des Erwerbes ein unblutiger oder fegensreicher Krieg geführt werden konnte. In scharfen Worten beleuchtete der Redner das feindseligfeindliche Treiben der Fortschrittspartei, mit der ein Bündniß bei ihrer politischen Charakterlosigkeit unmöglich sei. Nur ein entschiedener Bruch mit der Politik der Halbheit, der Anschluß an die Volkspartei könne für die Freiheit und nationale Einheit allein heilsam sein.

In schlichten Worten wendet sich Herr Weil von Neustadt, die Bürgerschaft Dürkheims, die gekommen sei, sich der Sache der Freiheit anzuschließen, als Dürkheimer Kind freudig begrüßend, gegen die Besürchtung, daß Preußen sonach dem Zollverein sprengen könnte. Er wisse als praktischer Kaufmann sehr wohl, daß dies nicht der Fall sei. Nur ein entschiedener Bruch mit der Politik der Fortschrittspartei, mit der ein Bündniß bei ihrer politischen Charakterlosigkeit unmöglich sei. Nur ein entschiedener Bruch mit der Politik der Halbheit, der Anschluß an die Volkspartei könne für die Freiheit und nationale Einheit allein heilsam sein.

In schlichten Worten wendet sich Herr Weil von Neustadt, die Bürgerschaft Dürkheims, die gekommen sei, sich der Sache der Freiheit anzuschließen, als Dürkheimer Kind freudig begrüßend, gegen die Befürchtung, daß Preußen sonach dem Zollverein sprengen könnte. Er wisse als praktischer Kaufmann sehr wohl, daß dies nicht der Fall

Freiheit und Volksherrschaft, dann mögen sie sich dem einfachen klaren Programm der Volkspartei anschließen, gegen dessen Wahrheit und Berechtigung kein Einwand erhoben werden kann. Daß sie mit Bismarck kokettiren, ist das sicherste Zeichen ihrer Halbheit und Falschheit.

Herr Reiseli führt ferner mit Ostentation an, daß der Kaiser von Oesterreich sein Stimmrecht einem Ultramontanen im Kronlande Oberösterreich übertragen. Ich könnte hier antworten, derselbe Kaiser hat in Mähren seine Stimme einem Liberalen übertragen, doch ich sühle, obwohl wie die österreichische Regierung wahrend eines achtjährigen Ausnahmezustandes in Oesterreich keinerlei Hindernisse in den Weg gelegt, seinen Beruf in mir die Dynastie Habsburg zu vertheidigen. Ich hasse weder von der Dynastie Habsburg, noch von der von Hohenzollern, noch überhaupt von einer andern Dynastie ein Heil für das Volk und das Vaterland. Jedoch Herr Reiseli wage mit die Frage beantworten, ob er glaubt, daß König Wilhelm, wenn er zu wählen hätte, seine Stimme einem Fortschrittsmann übertragen würde? Ich glaube, daß Herr Senf-Pilsach oder Herr Wagner eher von ihm auszewählt würden. Die Fortschrittspartei will die Herrschaft weniger, reicher, bevorzugter Familien, die Volkspartei will die Herrschaft des Volkes, darum, meine Herren, trennen Sie sich von einer Partei, die nur dem Namen nach liberal ist, und schließen Sie sich der Volkspartei an."

Während der Rede des Herrn Kröber wurde die Versammlung durch die Entfernung vieler auswärtiger Freunde gestört, die die abgehenden Züge zur Heimreise benutzen mußten.

Es folgte nach einer kurzen Pause die Bildung eines Vereins. Trotz des trefflichen Spionirsystems hatten 34 Männer den Muth, sofort zu unterzeichnen, an demselben Abend klieg die Zahl um das Doppelte und heute hat der Verein schon die Mitgliederzahl von 150 Personen. Somit ist der Dürkheimer Kampf von einem glänzenden Resultate begleitet gewesen.

Feuilleton.

Geschichte eines Rekruten von 1813.

Erckmann-Chatrian.

(Fortsetzung.)

Des Abends, wenn ich gegen acht oder neun Uhr wieder in die Stadt zurückkehrte, zur Zeit wo man die Thore schloß, sah ich alle kleinen Herbergen voll von Conscribirten und alten Soldaten, die zusammen zechten. Die Conscribirten bezahlten immer, während die Anderen mit der schmutzigen Soldatenmiene auf einem Thre, mit rother Nase und aller steifer Haltdinie sich den Schnurrbart strichen und mit meistentheils Bienen ihre Schlachten erzählten oder Märchen ihre Heldenthaten. Man konnte nichts Oefters sehen, als diese Löcher voller Tabaksrauch, die Zuglampe unter dem geschwärzten Balken, angeschwollen, die Leute mit rothen Gesichtern und diesen jungen Leuten, die nur tranken, schrieen und auf den Tisch schlugen wie Verrückte. Im Hinterzimmer im Dunkeln, sein blondes Haar in den Nacken, den Kamm mit drei Zähnen quer eingesteckt und beobachtete die Gäste, indem sie sich die Hitze rieb oder einen Schoppen auf die Gesundheit der Braven leerte. Es war traurig genug für Bauernsöhne und für anderer und arbeitsame Leute, ein solches Leben zu führen; allein Niemand hatte mehr Lust zu arbeiten: man hätte sein Leben für zwei Heller hingegeben. Durch Schreien, Trinken und unnützes Abkämmen brachte man es so weit, daß man nicht mehr die Ruhe auf dem Tische einschlief, während die Alten die Krüge leerten und dabei sangen: „Der Rhein, der rauscht und" — Als ich dies Alles sah, dankte ich dem Himmel, daß er mir in meinem Elend treue Leute gegeben hatte, die meinem Muth aufrecht erhielten und mich nicht in solche Hände fallen ließen.

Dies zog sich bis zum 26. Januar hin. Seit einigen Tagen war eine große Anzahl von Italienischen, Piemontesischen und Genueser Conscribirten in der Stadt angekommen; die Einen groß und steif, die Anderen klein und gedrungen; sie erkannte sind, mit ihren großen spitzen Hüten auf dem braunen Kopfe, den grobwollenen dunkelgrünen Hosen und der kleinen Jacke von gleichgroben Tuche, aber zeigelrother Farbe, über den Hüften mit einem Lederguet gegürtet. Sie hatten ungeheure große Schuhe an und oben Kalbsfell und Bast an der alten Holle entlang stehend. Die Anderen, trocken, hager und braun, zitterten vor Kälte in ihren leinenen Kitteln bei dem bloßen Anblick des Schnees auf den Dächern und betrachteten die vorübergehenden Weiber mit ihren schwarzen, schmachtenden Augen. Man übte sie täglich auf dem Platze im Schritt zu mar chiren; sie sollten das sechste Regiment in Mainz wieder vollständig machen und sich ein wenig in der Infanteriekaserne anrühren. Der Kapitän der Retiren, der Bibal hieß, wohnte über uns. Es war ein vierschrötiger, starker, sehr fester, aber doch sehr guter und ehrenhafter Mann. Er ließ das Schlagwerk seiner Uhr bei uns ausbessern und als er erfuhr, daß ich ausgehoben sei und daß fürchte nicht wieder zu kommen, so sprach er mit Muth zu, indem er sagte, Alles sei nur Gewohnheit; in fünf oder sechs Monaten schlage man sich und marschire, wie man seine Suppe esse, und Viele gewöhnten sich sogar so sehr an das Schießen der Gewehre und Kanonen auf Menschen, daß sie sich unglücklich fühlten, wenn sie diesen Genuß nicht hätten. — Aber seine Aufmunterungs- und Tröstungsweise war nicht nach meinem Geschmacke und das um so weniger, als ich fünf oder sechs große Pulverthorne auf seiner Backe sah, welche sehr tief in die Haut gedrungen waren und, wie er mir auseinanderlegte, von einem Flintenzuschuß herrührten, den ein Russe ihm fast unter der Nase abgefeuert hatte. — Meine Lage mißfiel mir mehr und mehr und da schon mehrere Tage ohne Nachrichten hingegangen waren, so fing ich an zu glauben, daß man mich vergäße wie den großen Jakob aus dem Kerker, um ihn dem noch alle Welt wegen seines außerordentlichen Glückes spricht. Tante Gretel sagte selbst jedes Mal, wenn ich zu ihnen kam: „Nun, nun, sie sollen uns doch in Ruhe lassen!"

Als ich indessen am Morgen des 25. Januar gerade nach den Bier-Winden gehen wollte, wandte sich Herr Gulden, der an seinem Tische mit sinnender Miene arbeitete, zu mir um und sagte mit Thränen in den Augen: „Höre, Joseph, ich habe Dich diese Nacht noch ruhig schlafen lassen können, aber heraus muß Du wieder, mein Kind, gestern Abend hat mir der Wachtmeister der Gendarmerie Deine Marschroute gebracht. Du marschirst mit den Piemontesen und Genuesen und sind ohne sechs jungen Leuten der Stadt, den jungen Klopfel, Zwing, Joh. Hirth, Kaspar Zebede u. A. Ihr marschirt nach Mainz."

Meine Beine versagten mir den Dienst, als ich dies hörte. Ich setzte mich, ohne ein Wort erwiederen zu können. Herr Gulden nahm die Marschordre in schöner Schrift aus seinem Schubfächen und las sie langsam vor. Alles, was ich noch bestimme, ich: „Joseph Bertha, gebürtig aus Dabo, Kanton Pfalzburg, Arrondissement Saarburg, ist beim sechsten Linien-Regimente zugetheilt und hat sich zu dem Corps zu Mainz anzuschließen."

Dieser Brief brachte mir die Wirkung auf mich hervor, wie wenn ich nichts zuvor gewußt hätte. Ich betrachtete dies als eine Neuigkeit und war darüber unwillig. Herr Gulden setzte noch nach einigem Stillschweigen hinzu: „Denke gegen eilf Uhr marschiren die Italiener ab." Dann, wie aus einem dicken Traum erwachend, rief ich aus: „Ich werde also Kathrinen nicht mehr sehen? — Doch, Joseph, doch!" sagte er mit zitternder Stimme. „Ich habe Tante Gretel und Kathrinen benachrichtigen lassen, sie werden demnach kommen, mein Kind. Du wirst sie noch vor Deinem Abgange umarmen können." Ich saß jenem Kummer und wurde noch gerührter, so daß ich große Muhe hatte, nicht in Thränen zu zerfließen. — Nach einer Minute sahr er fort: „Du hast nicht nöthig, Dich über Etwas zu beunruhigen, ich habe Alles im Voraus besorgt. Wenn Du wiederkommst, Joseph, so hoffe ich noch recht Vieles bei mir zu thun, mich immer als denjenigen finden. Sieh, ich lange bereits an, alt zu werden, mein größtes Glück wäre es gewesen, Dich wie meinen Sohn bei mir zu behalten, denn ich habe in Dir ein gutes Kind gefunden, ein schickliches, ordentliches Glandien; ich würde Dir mein Geschäft übertragen haben; wir würden gut mit einander fertig geworden sein; Kathrine und Du, Ihr würdet meine Kinder gewesen sein. Da es aber nun einmal so ist, so müssen wir uns darein finden. Das Alles ist nur für eine gute Zeit; Du wirst bald entlassen werden, ich bin dessen gewiß; man wird bald einsehen, daß Du keine lange Märsche machen kannst." — Während er so sprach, schluchzte ich, mit dem Kopf auf den Knieen, ganz leid.

Endlich erhob er sich, nahm aus dem Schrank einen rindsledernen Soldatensack und legte ihn auf den Tisch. Ich betrachtete denselben ganz niedergeschlagen, indem ich an Nichts, als an das Unglück marschiren zu müssen dachte. — „Hier ist Dein Sack", sagte er, „ich habe Alles hineingethan, was Du nöthig hast: zwei leinene Hemden, zwei Flanelljacken und das Uebrige. Du wirst noch zwei Hemden in Mainz bekommen, das ist Alles, was Du brauchst. Aber Schuhe habe ich Dir machen lassen, denn die der Reservisten sind immer sehr schlecht; sie sind zu immer von Rindleder und erdrücken schrecklich die Füße. Du bist ohnehin nicht abgewöhnt auf den Füßen, armes Kind, so sollst Du wenigstens diesen Schmerz nicht noch dazu haben. — Dies ist Alles." — Er stellte, wie gesagt, den Sack auf den Tisch und setzte sich wieder nieder. — Draußen hörte man das Hinund Hergehen der Italiener, die sich zum Marsche rüsteten. Ueber uns gab der Hauptmann Vidal Befehle. Er hatte sein Pferd in die Gendarmerieställe ferne und sagte zu seinen Burschen, es solle nachsehen, ob es seinen Hafer richtig erhalten und gut gefressen habe.

Dieser Lärm und diese Bewegung brachten eine seltsame Wirkung in mir hervor; ich konnte noch immer nicht glauben, daß ich die Stadt verlassen sollte. Alle Dinge ich in der größten Unruhe war, sich, da sitzte sich die Thüre und Kathrine warf sich schluchzend in meine Arme. Mutter Gretel aber rief: „Ich sagte Dir wohl, Du müßtest Dich in die Schweiz flüchten, diese Spitzbuben würden Dich doch am Ende noch fortschleppen . . . Ich habe es Dir wohl gesagt, aber Du hast es mir nicht glauben wollen." — „Mutter Gretel", erwiederte sogleich Herr Gulden, „marschiren, um sein: Pflicht zu erfüllen, ist kein so großes Unglück, als von allen ehrbaren Leuten verachtet zu werden. Anstatt alles Geschrei zu machen und der Verzweifelte, die zu Nichts nutzen, würden Sie besser thun, wenn Sie Joseph trösteten und ihm Muth zusprächen." — „Ach", sagte sie, „ich mache ihm ja keine Vorwürfe, obgleich es schrecklich ist, so etwas mit ansehen zu müssen." — Kathrine verließ mich nicht, sie hatte sich an meine Seite gesetzt und mir stellten uns umschlungen. — „Du wirst wieder kommen", sagte sie wiederholt, indem sie mich an sich drückte. — „Ja, ja", erwiederte ich ganz leise, „und Du, Du wirst immer an mich denken, Du wirst keinen Andern lieben!" — Da schluchzte sie und sagte: „O nein, ich will Niemand lieben, als Dich!"

(Fortsetzung folgt.)

Vermischtes.

Humoreske von Cäsar Parons.

(3. Fortsetzung.)

Der vermeintliche Raubmörder beruhigte sie, indem er lauter als bisher sprach: „Sie haben nur nöthig zu rufen, so stürzt wenigstens Alles die halbe Stadt vor's Thor. Aber auch das dürfen Sie sich ersparen, denn ich bin bereit, Ihnen Aufklärung zu geben, soviel an mir liegt. Horen Sie denn! Die Zeitung enthält fast täglich Inserate von Personen lediger Standes, die das Bedürfniß fühlen oder zu fühlen vorgeben, den Singular threes Daseins in den Stand zu vermandeln."

„Was soll das heißen?" warf Adelaide ärgerlich dazwischen.

„Ich meine," fuhr er gelassen fort, „Personen, die sich zu bezweiben, ja sogar weiche, die sich zu bemannen wünschen. Lange hatte ich über den interessanten Besandtheil jeder Zeitungsnummer hinweggelesen, bis mir in einer leeren Stunde der Gedanke aufstieg, doch einmal zu prüfen, was an der Sache sei: ob es wirklich Menschen giebt, die auf diese Weise mit ihrem Leben spielen und den breiten Band wie einen Jahrmarktsanzug behandeln. Entweder, sagte ich mir, gehört dazu ungewöhnliche Beschränktheit oder die tiefste sittliche Verwahrlosung."

„Mein Herr!" rief Adelaide entrüstet.

„Ich bin jetzt ganz offen gegen Sie", sprach er im vorigen Tone weiter. „Ich ließ also die Ihnen bekannten Zeilen einrücken, in der Hoffnung, keine Adresse zu erhalten, trotzdem fand ich drei Anschriege ein Billet, reuend geschrieben — augenscheinlich von einer jungen Hand, meine Verehrte — unverbrennt sich kalligraphirt und der Inhalt voller Humor. Ich habe Thränen gelacht. Die jugendliche Briefstellerin hatte den Sinn seiner Worte richtig aufgefaßt

Digitized by Google

Sie beschied mich um diese Stunde an diese Stelle, daß Sie selbst ausbleiben würde, davon war ich überzeugt. Aber vielleicht — so dachte ich — schickt sie Jemand anderm, um zu erfahren, wie ihre Epistel gewirkt. Und nun bitte ich Sie", setzte er, den Ton ändernd, mit Laune hinzu, „verstellen Sie sich nicht länger, schätzenswerthe Dame, entpuppen Sie sich als Tante oder Gouvernante des liebenswürdigen Mädchens, richten Sie ihr meine Empfehlung aus und bestellen, ich sei lediglich deshalb hier erschienen, um ihr durch Sie meine Hochachtung auszudrücken und ihr Dank für das Vergnügen sagen zu lassen, das mir der witzige Brief bereitet."

„Mein Herr!" rief Adelaide jetzt noch in höherer Erregtheit.

„Ich bin noch nicht fertig", betonte er scharf. Sagen Sie dem geistvollen Mädchen gefälligst, ich sei discret genug gewesen, nicht nach ihrem Namen zu forschen, den Brief aber würde ich sorgfältig aufheben, um ihn in trüben Stunden als Medicin zu genießen. Gestatten Sie, daß ich Ihnen nunmehr den Gang hinunterleuchte. Ich werde warten bis ich Sie eintreten gemug weiß, damit die Wohnung der jungen Dame mit Geheimniß bleibt." — Bei den letzten Worten öffnete er die Laterne wieder. Adelaide aber rührte sich nicht vom Platze, sondern sagte:

„Sie hatten in ihrem Gefuch kein bestimmtes Lebensalter vorgeschrieben, mein Herr!"

„Deshalb", versetzte er mit einer gewissen Würde, „durfte die Dame mir eine Person von unbestimmtem Lebensalter schicken, ja wohl. Dod lassen Sie uns jetzt abbrechen, denn Sie sehen, ich habe Sie durchschaut, und Ihre Nähe oder Pflegebefohlene wird nun wenigstens inne werden, daß sie mit keinem offenbaren Dummkopf zu thun gehabt. Bitte, wollen Sie mir folgen?" Er wandte sich nun und schritt den Philosophengang hinab.

„Ihr Vertrauen ist abschreulich!" wüthete Adelaide, die gezwungenermaßen folgte. „Mich erst in diese Einsamkeit zu verziren —"

„Sie haben doch Ihren Myrthentopf nicht vergessen?" rief der Führer über die Schulter rückwärts. „Ich lasse dem Fräulein wünschen, daß ihr bald der Brautkranz daraus geflochten wird."

„Nein, mein Herr, pfui! Mehr kann ich Ihnen nicht sagen", keuchte die um ihre Hoffnungen arg Betrogene.

Ihr Vordermann hätte das Ende des Ganges erreicht und verabschiedete sich mit einem kalkulirten: „Ich habe die Ehre, angenehme Ruhe zu wünschen."

Die Dame verschwand, er aber kehrte an den Rendezvous-Ort zurück, stellte die Laterne geschlossen wieder auf den Boden, und pfiff vor sich hin das Studentenlied:

„Ein Heller und ein Batzen,
Die waren beide mein."

„Wenn wir nur unbemerkt fortkommen!" schwirrte es in seinen Ohren unweit von ihm, und gleich darauf: „Fort? Im Gegentheil, jetzt muß er vor unser Feuer. — Du willst doch nicht? — Schmidt ist ja hier."

„Aha, die Vermuthung war richtig", brummte es im Gang, „die Scene hat Zeugen gehabt. Und die zweite Strophe wird gepfiffen:

„Die Wirthsleut' und die Mädel,
Die schreien Beid': o weh!
Die Wirthsleut', wenn i komme,
Die Mädel, wenn i geh!"

Etwas Lebendiges bewegte sich vor dem Aufpassenden.

„Qui vive?" donnerte er, die Hand nach der Laterne ausgestreckt.

„Lassen Sie Ihr Licht gefälligst unter dem Scheffel", bat es in wohllautenden Klängen.

„Welche Stimme", rief er entzückt.

„Sie kennen diese Stimme nicht?"

„Doch, doch!" fuhr er feurig fort. „Ich habe sie schon irgendwo gehört, und wäre es nur im Traum gewesen. Ich muß wissen, aus welchem süßen Munde der süße Klang tönt." Wieder griff er nach der Laterne.

„Neben Sie Mitleid, ich kann kein Licht vertragen, ich bin augenkrank", flehte der weibliche Schatt.

Der junge Mann lächelte, da er die Absicht erriet, und ging scheinbar auf die Augenkrankheit ein mit den Worten:

„Nun erraihe ich das Uebrige. Sie dürfen nur nach Sonnenuntergang ausgehen, Sie haben einen Spaziergang in den Park gemacht, sich darin verirrt —"

„Nichts weniger", leugnete der süße Mund. „Ich weiß, daß ich mich eben im Philosophengange befinde."

„Wart', ich will Tie Dein Spiel vergelten!" dachte der Andere im Stillen und entgegnete laut mit erheuchelitem Bedauern: „O Sie Aermste, wie weit sind Sie davon. Ganz in der Nähe ist der Unkenteich. Wie konnten Sie sich aber auch ohne Begleitung in den finstern Park wagen. Ich preise den Zufall, der mich Ihnen begegnen läßt. Erlauben Sie mir den Arm, daß ich Sie auf die Chaussee führe."

„Ich danke sehr", ward hastig geantwortet. „Da Sie mir sagen, daß wir am Unkenteich sind, sind ich schon allein den Rückweg."

„Es wäre gegen Menschenpflicht und Nächstenliebe", erklärte er entschieden, „Sie der Gefahr einer neuen Verirrung auszusetzen. Ich werde Sie auf den rechten Weg bringen."

„Wenn ich nun aber keinen Begleiter mag."

„Das klingt wenige Schritte vom Ufer des Teiches verdächtig. Sollten Sie mit dürteren Absichten umgehen, so werde ich Sie mit aller Energie an der Ausführung hindern."

„Ich gebe Ihnen mein Wort —" wollte sie einwenden, er aber ließ sich nicht beirren, sondern bot den Finger:

„Versehung! Da ich Sie nicht kenne, was kann Ihr Wort mir gelten, mein Fräulein!"

„Ich bin verheirathet, mein Herr."

„Umsoglicher!" fuhr er auf.

„Beshalb?"

„Weil Ihr Gemahl Sie nicht allein zu solcher Stunde im Walde umherlaufen lassen würde, oder er wäre ein Hanswurst."

„Glauben Sie denn, daß ich von einem Manne Tyrannei erfrage?" fragte sie piquirt. „Ich thue, was mir gefällt."

„Also mein emancipirtes Beib!" gab er rasch zurück. „Dann springen Sie getrost in den Teich, ich halte Sie nicht länger zurück."

Scheinlich versetzte sie: „Alle emancipirten Frauen sind lebensklug. Mein Herr, würden Sie so gatant sein, diesen Ort zu verlassen?"

Er versetzte sich: „Ich bedauere, hier verweilen zu müssen."

„Warum, wenn ich fragen darf?"

„Weil ich eine Dame erwarte."

„Und das bedauern Sie?"

„Ubrigens, gnädige Frau, da mir die Rücksicht gegen eine Andere nicht erlaubt, Ihnen gefällig zu sein."

Nach kurzen Zögern fing sie leiser an: „Und wenn ich selbst diese vermeintliche Andere wäre? Ich trage die rothe Rose im Gürtel."

„Dann thut es mir um die weiße an meiner Brust leid."

„Bieso?" fragte sie betroffen, worauf er in erkünstelten Zorn ausbrach:

„Eine verheirathete Frau wagt es, im Ernst auf einen Scherz einzugehen? Sie wollen Ihren Gatten betrügen und doch soll ich Ihnen meine Hilfe leihen? Gehen Sie hin, thuen Sie Buße in Sack und Asch und bessern Sie sich. O Welt, wie weit ist es mit dir gekommen!"

Hätte die Dunkelheit sie nicht die Mienen verborgen, mit welchen er seine Standrede begleitete, sie würde schwerlich die Frage gethan haben: „Ist das Ihre aufrichtige Gesinnung?"

„Ja, Madame!"

„Das freut mich!" sagte sie mit einem so innigen Behagen, daß er einen Moment betroffen ward. Aber er dürfte sich, vorgreifig aus seiner Rolle zu fallen, und spielte in strafendem Tone weiter:

„O, hoffen Sie nicht, sich durch plötzliches Einlenken in ein besseres Licht zu setzen. Ich verachte Sie und alle Weiber Ihresgleichen. Ich könnte Sie mit Gewalt in das Haus Ihres Mannes führen und thun sagen, welchen Schalk er an Ihnen beging. Aber ich mag ein solches Kleinod nicht anrühren und überdies werden mir von dem langen Aufenthalte hier die Füße kalt. Sie sind mit keinen Schrupien versehen, Madame, ich entferne mich." Er stellte sich, als wollte er gehen. Da bat sie:

„Noch einen Augenblick, mein Herr!"

(Fortsetzung folgt.)

---

* In der Proklamation der Königin Isabella an das spanische Volk, welche dieselbe bei der Ceremonie ihrer Abdankung vor den versammelten Zeugen verlas, lauten die Hauptstellen: „Als ich ein Kind war, haben Tausende von Helden meinen Namen verkündigt, aber die Schrecken des Krieges umgaben meine Wiege; als Jungfrau dachte ich nur daran, die mir gut erscheinenden Vorschläge zu unterstützen von jenen, die Euer Rath mir anbot, aber der heiße Kampf der Parteien ließ es nicht dazu kommen, daß die Achtung vor dem Gesetz und die Liebe zu klugen Reformen in den Sitten Platz griff; in dem Alter, wo die Vernunft sich durch eigene und fremde Erfahrung stärkt, haben die gewaltthätigen Leidenschaften von Männern, die ich nicht mit Eurem Blute bekämpfen wollte, welches mir theurer ist als mein Leben selbst, mich auf die fremde Erde getrieben, fern vom Throne meiner Ahner, auf dieser Erde, welche freundlich zwar, gastlich und berühmt, doch nicht mein Vaterland und ebensowenig das meiner Söhne ist. Dies ist in Kürze die poetische Geschichte der 35 Jahre, während deren ich mit meinem überkommenen Rechte die oberste Vertretung und Gewalt der Völker ausübte, welche Gott, das Gesetz, das eigene Recht und der nationale Wille meiner Fürsorge anvertraut hatten. Indem ich sie durchlaufe, habe ich keine Verunsicherung, mich anzuklagen, daß ich mit überlegter Absicht zu den Uebeln beigetragen hätte, welche mir Schuld gegeben werden, noch zu den Unglück, welches ich nicht verschwören konnte . . . Zwanzig Monate sind verflossen, seit ich den Fuß auf fremden Boden setzte, angsterfüllt von den Uebeln, welche in ihrer Blindheit zu wiederholen nicht erdeben die starrsinnigen Vertreter einer illegitimen Bestrebung, die verdammt ist von den Gesetzen des Königreichs, von der Abstimmung so vieler Versammlungen, von dem Recht des Sieges und den Erklärungen des civilisirten Europas. In diesen 20 Monaten hat mein betrübter Geist mit stets erneutem Eifer den Widerhall in sich aufgenommen, welchen der Schmerzensschrei meines unterdrückten Spaniens hervorbrachte. Voll Vertrauen in diesen Gefühlen, bereit, selbst um seine Größe, seinen Bestand und seine Unabhängigkeit, dankbar für die Unterstützung Derer, die mir ergeben waren und es noch sind, unentgeldend der Beleidigungen, die mir von Innen zugefügt werden, welche mich umklammern oder schmähen, erkenne ich nichts für mich selbst; doch ich bin es, die mit den wunden meines Herzens folgen und Dasjenige thun, was die treuen Spanier mit Freuden annehmen werden, indem ich ihrer Ritterlichkeit und dem Edelmuth ihrer erhabenen Gefühle das Geschick der angestammten Dynastie anvertraue und den Frieden und Wohlstand Königen. Wisset denn, daß heut einer feierlichen Akte, erlassen in meiner Residenz zu Paris, und in Gegenwart der Glieder meiner königlichen Familie, der Granden, Würdenträger, Generale und Staatsmänner von Spanien, welche dieselbe Akte aufzuhalt, ich Verzicht leiste auf mich und meine Erben auf jedes Recht entlagt habe ohne irgend einen Zwang und nur durch meinen ureigenen und ganz freien Willen, indem ich dieselben nebst Allem, was zur Krone Spaniens gehört, auf meinen sehr geliebten Sohn, Don Alfonso, Prinzen von Asturien, übertrage. Entsprechend den vaterländischen Gefegen behalte ich mir alle bürgerlichen Rechte vor, sowie den Rang und die Würde, welche dieselben, namentlich das Gesetz vom 12. Mai 1865, mir verleihen und behalte werde ich stets meine Residenz meiner Ehre und Aufsicht behalten, so lange derselbe außerhalb seines Vaterlandes wohnt . . . Alfonso XII. wird daher von heute an Euer wahrer König sein, ein spanischer König und der König der Spanier, nicht der König einer Partei. Bleibt ihm mit derselben Aufrichtigkeit, mit der ich sie ihm weihe, achtet und beschützt seine Jugend mit der unerschütterlichen Festigkeit Eurer elterlichen Herzen, indessen ich in inbrunstigem Gebet vom Allmachtigen lange Tage des Friedens und des Glückes erbitte, und daß er meinem anbetungswerthen, doch so sehr fegne, Bleibet, Klugheit, Gerabsinn in der Regierung und mehr schlaf auf dem Throne verleihen möge, als das von seiner unglücklichen Mutter erfahrene, welche Eure Königin war. Isabella."

Erschienene Neuigkeiten

des Buch-, Kunst- und Musikalienhandels.

Alle hier angezeigten Werke, Musikalien ꝛc. werden durch die Buchhandlung Ph. Rohr in Kaiserslautern gegen Einsendung des Betrages in Postmarken oder durch Postnachnahme prompt geliefert.

Becker, M. B. Der geschickte Buchhalter, oder die Kunst, ohne Lehrer in wenigen Stunden die einfache und doppelte Buchhaltung zu erlernen. — Köln, Lengfeld'sche Buchhandlung. — 21 Sr.

Schubert, F. L. Concordia. Anthologie classischer Duettlieder für Sopran und Alt. Heft 1 pro Jahrgang 1870. Heft 1 pro Januar — März. Preis pro Jahrgang 9 Sr. — München, C. A. Fleischmann.

Schubert, Frz. Das Übereinanderspielen der Passions-Orgel, mit den Passionsbildern von A. Dürer. 1870. — Eichstätt, F. Attinger'sche Buchhandlung, steif brosch. 36 Sr., gebunden 42 Sr.

Große Hans — Bilder — Bibel. Die Schrift des alten und neuen Testamentes, mit 300 Illustrationen 1870. Ulm, J. Ebner. Preis pro Heft 18 Sr.

Gerichtsvollzieher Ordnung vom 11. Mai 1870 nebst den Verordnungen die Amtsmoralität, Gebührenordnung und die Zuständigkeiten in Streitsachen ꝛc. betr. — Würzburg, Stahel'sche Buchhandlung. 9 Sr.

Altum, Dr. B. Der Vogel und sein Leben. Münster 28. Niemann. 1 Fl. 12 Kr.

Verantwortlicher Redacteur Carl Lurbeck. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Pfälzer Demokrat

und

Sonntags-Blatt.

Organ der deutschen Volkspartei in der Pfalz.

Wöchentliche Gratis-Beilage zur „Pfälzischen Volkszeitung."

Für Nichtabonnenten der „Pfälz. Volkszeitung" vierteljährlich 18 kr.

Nro. 29. Kaiserslautern, 17. Juli. 1870.

* An das deutsche Volk.

Ein uns völlig fernstehender Erbfolgestreit, heraufbeschworen durch die preußische Hausmacht, durch die preußische Familienpolitik, droht über Deutschland hereinzubrechen, und schon der nächste Augenblick kann die Furien des Krieges entfesseln und unbeschreibliches Elend über Deutschlands friedliche Gauen bringen.

Das deutsche Volk hat die Kinderstube längst von sich gewarfen, es hat erkennen gelernt, daß es eine bessere Aufgabe hat, als sich zum Ruhme seiner Fürsten abschlachten zu lassen. Gut und Blut hat es stets zur Vertheidigung des Vaterlandes zum Opfer gebracht und jeden Augenblick ist es auch heute bereit unberechtigten Angriffen eines übermüthigen Nachbarn mit seiner ganzen Kraft zurückzuweisen.

Der neue spanische Erbfolgestreit aber liegt weit außerhalb seiner Interessen und jeder Deutsche, welcher noch einen Funken Mannesgefühl in seiner Brust trägt, hat die heilige Pflicht, dagegen zu protestiren, daß obermals Ströme Blutes einer dynastischen Politik geopfert werden, daß grenzenloses Elend, unbeschreiblicher Jammer über Deutschlands Volk gebracht wird, das für die Sünden seiner Herrscher ja keine Schuld trägt.

Wir wollen an dieser Stelle die Ursachen des bevorstehenden Krieges unerörtert lassen, wir constatiren nur, daß das Volk daran keinen Theil hat.

Sollen wir aber gleichgiltig den Sturm über uns hereinbrechen lassen, der unsere Cultur vernichten und unsere mühsam errungenen Freiheiten begraben muß? Dann verdienten wir die schreckliche Geißel, die an Seidenfädchen über unsern Häuptern schwebt.

Wie die französische Demokratie gegen den Krieg sich erklärt, wollen auch wir unsere Stimmen zu einem lauten Proteste erheben. Von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt mögen in Norddeutschland die Wünsche des Volks nach Frieden erwachen und in Tausenden und Abertausenden von Petitionen dem Könige von Preußen zu erkennen geben, daß das spanischen Erbfolgekriege das deutsche Volk nicht hinter ihm steht, daß der Krieg im Volke auch nicht die geringste Sympathie findet.

Auch das französische freiheitlich denkende Volk protestirt gegen den Krieg und pflanzt die Fahne des Friedens auf.

Folgen wir dem Beispiel.

Sollten die Friedenswünsche diesseits und jenseits des Rheines aber ungehört verhallen, machen wir die Herrscher Frankreichs und Preußens verantwortlich für die furchtbaren Folgen ihrer volkseindlichen Politik, für all das Unglück, das über Deutschland gekommen ist und noch kommen wird.

Der Augenblick aber wird eintreten, in dem das Volk zu Gericht sitzt.

* Wochenschau.

Zwei Ereignisse von unberechenbarer Tragweite drängen sich in den Vordergrund unserer Besprechung. Im römischen Concil ist noch schweren Geburtswehen endlich die Unfehlbarkeit des Papstes zur Welt gekommen, das liebevolle Versuchungsgewehr ist würdig gekrönt und nun kann die Hetzjagd gegen die kirchlichen Zweifler, die Andersgläubigen, gegen Vernunft und Sitte beginnen. Doch gemach, ihr Herren Jesuiten, das Volk hat auch ein Wort mitzureden und es wird mitreden. Den Umtrieben der Finsternis wird es ein Halt zurufen und der Schlange der Zwietracht, des Seitenhaders, wo sie es nur wagen sollte, sich zu erheben, den Kopf zertreten. Zweihundert drei und zwanzig Bischöfe haben dem Unfehlbarkeitsdogma nicht zugestimmt, unter denen die geistwollsten Kirchenfürsten Deutschlands und der übrigen civilisirten Welt. Wenn diese Männer die Unfehlbarkeit für eine Ausgeburt der Phantasie erklären, werden wir uns doch nicht vor den kleinen Blindschleichen, die immer im Trüben fischen und noch niemals der Menschheit Nutzen gebracht haben, die Köpfe verdrehen lassen? Die Bürger und Bauern mögen aber nicht blos in der Taufe eine Feuft machen, mit aller Entschiedenheit müssen sie den Aufhetzern den Rücken kehren und in Haus und Familie für ein gutes Regiment sorgen.

Unfehlbar wie der Papst wollen auch die Herrscher sein und mancher von ihnen, der heute blos „von Gottes Gnaden" regiert, möchte in seinem Staate Gott selbst sein. So sind die Völker der Regierung wegen da und wie sie auch zappeln und sich sträuben mögen, wenn es der französische und preußische Herrscher von Gottes Gnaden so will, müssen wir in den Krieg ziehen. Nun frage man einen vernünftigen Menschen, was hat Gott mit der spanischen Thronenbidaulat zu thun? Ist es nicht eine himmelschreiende Sünde und Schande, ein frevelhafter Mißbrauch der göttlichen Gewalt, die man sich anmaßt, für nichts und wieder nichts Tausende abschlachten zu lassen?

Auch das Volk ist unfehlbar! Unfehlbar in seinem Drange nach Freiheit, in seinem Selbstbestimmungsrechte. Und die guten Ostpreußen, die jüngst auf so schmähliche Weise daselben, daß der „Bürger- und Bauernfreund" ein Opfer der Fortschrittspartei wurde, mögen sich merken, was seiner Zeit der alte Kant von Königsberg gesagt. Für die Allgemeinheit der Natur oder vielmehr ihrer uns unerreichbaren obersten Ursache ist der Mensch nur eine Kleinigkeit. Daß ihn aber auch die Herrscher von seiner eigenen Gattung dafür nehmen, und als eine solche behandeln, indem sie ihn theils thierisch, als blohes Werkzeug ihrer Absichten belasten, theils in ihren Streitigkeiten gegen einander aufstellen, um sie schlachten zu lassen, — das ist keine Kleinigkeit, sondern Umkehrung des Endzweckes der Schöpfung selbst.

Der Mensch hat eine andere, eine höhere und edlere Aufgabe, er ist nicht von Geburt aus zum Herrendienst, sondern zu einem Menschen geboren und als solcher hat er im Leben Anspruch auf einen menschlichen Lebensgenuß. Sich für Spaniens Regierung abschlachten zu lassen, mag vielleicht für die Regenten von Frankreich und Preußen ehrenvoll, ein großer Genuß sein, wir aber bedanken uns für dieses Glück und protestiren feierlich gegen diesen Krieg. Macht es den Fürsten so viel Vergnügen, so mögen sie sich keinen Zwang auflegen und sich unsretwegen ruhig für Spanien schlachten lassen; wir aber spielen nicht mit.

Doch mit dem blohen Proteft ist es heut zu Tage nicht abgemacht. Auch die französischen demokratischen Blätter schreiben gewaltig gegen den Krieg; was hilft es, Napoleon thut doch was er will und wenn wir heute noch so feft schreien, kommen wir auch nicht um ein Haar breit weiter. Wir haben gesehen, was dem preußischen Volke sein Gesuch um Erfüllung seiner Grundrechte gefruchtet. Ist die Kirche vom Staate oder die Schule von der Kirche getrennt, ist die Armee eine Volkswehr? Ist das Volk im Gegentheil nicht immer weiter rückwärts gekommen und bricht es nicht unter den Steuern und der Militärlast, die seine Kräfte aufgehr, zusammen? Lug und Trug hat die preußische Regierung mit ihren opferwilligen Volke getrieben und unbeachtet wird jeder Protest verhallen, der aus der Masse des verzweifelnden Volkes zu den Stufen des Thrones dringt. So liegt das Volk gefesselt und gefuechtet zu den Füßen seines Herrschers, ein Wink und der Völkermord beginnt. Ist das nicht trostlos und entsetzlich.

Doch nun ist das Maß der Geduld erschöpft. Also, wie sich die Jesuiten um das Dogma der Unfehlbarkeit des Papstes, die Fürsten um ihr Gottesgnadenthum schaaren, sammeln wir uns um das Banner der Freiheit und vertheidigen wir mit Hintansetzung aller anderen Dinge unser uns von der Gottheit gleichmäßig verliehenes menschliches Selbstbestimmungsrecht. Das Gesetz hat uns hiezu nur eine Waffe gelassen, das ist die Wahlurne. In den deutschen Parlamenten sind lauter Deutschlands Zukunft. Wollen wir das Dogma der Jesuiten, das Dogma des Gottesgnadenthums bekämpfen, müssen wir im Nord und Süd Männer in unsere Kammern schicken, die den volkseindlichen Dogmen das Dogma der Freiheit, das Selbstbestimmungsrecht des Volkes entgegensetzen. Wenn letzteres triumphirt, dann ist die Zeit eines friedlichen glücklichen Daseins für alle Menschen auf Erden gekommen.

* Krieg oder Frieden oder was wir aus dem spanischen Streite zu lernen haben.

Mit wie frohen Hoffnungen hatte doch der Landmann, der Gewerbtreibende, der Geschäftsmann in die Zukunft geschaut, als vor wenigen Wochen der französische Minister Ollivier erklärte, daß der Friede noch nie gesicherter als in diesem Augenblicke gewesen sei. Wenige Tage haben genügt, die schöne Illusion zu zerstören und Tausende von Kaufleuten an den Rand des finanziellen Abgrundes zu bringen und unberechenbares ist die Kriegsfurcht, die Landes Stämme, die sich kaum noch vom schrecklichsten der Kriege, vom Bruderkriege erholt, heraufbeschwören. Schon stockt Handel und Wandel und jede Unternehmungslust des Gewerbestandes, des Handwerkers, des Landmannes hat die Kriegsfurcht gelähmt, die Preise der Grundstücke sinken, das Geld, welches der Mittelstand im Norden bisher, freilich auch schon mit unendlichen Opfern sich zu seiner Erhaltung verschaffte, verschwindet vom Geldmarkte und ein großer Theil der ärmeren Volksklasse Preußens, der sein Leben bisher kümmerlich fristete, steht sich plötzlich am Bettelstabe.

Und nach ist es nicht einmal Krieg, noch ist es erst jene dumpfe Gewitterschwüle, welche dem Orkan vorzuzugehen pflegt. Wie soll es gar werden, wenn der Kriegssturm über die deutschen Lande braust? Gleichgiltig ob wir siegen oder besiegt werden, unser Wohlstand ist auf Jahre hinaus geschädigt und vernichtet. Wofür? Warum? Will ein Feind unser Land unterjochen oder berouben? Nichts

Digitized by Google

von alledem; es ist im Gegentheil eine Angelegenheit, die uns gar nichts kümmert, es handelt sich nur darum, und das ist allerdings für jeden deutschen Landesvater eine gewichtige Frage, wer in Spanien König werden soll.

Im schönen Lande Spanien hat bekanntlich die Bevölkerung die tugendhafte Königin Isabella, welcher der Papst für ihre fromme und tugendhafte Lebensweise seiner Zeit eine goldene Rose verehrte, zum Tempel oder richtiger zum Lande hinausgejagt, weil unter ihrem tugendhaften Regimente das Land völlig ausgesaugt und ruinirt, und Recht und Gesetz mit Füßen getreten wurde.

Wenn man nun glauben wollte, daß die Spanier ohne Königthum unglücklich geworden, ist man sehr, sie exportiren eine ziemliche Anzahl Millionen, welche ein so tugendhafter Hofstaat allsährlich verschlingt; und das war viel werth, denn ebenso viele Millionen hatte ja das Volk weniger Steuern zu zahlen. Dann wurde eine freisinnige Verfassung und Gesetz gemacht, die jedem Spanier erlaubten, als Menschen zu leben.

Sie hatten zur Zeit ihrer tugendhaften Königin auch eine Verfassung gehabt und darin hatte man schöner Paragraphen über Volkswohl und Freiheit gefunden, doch die waren nur ausgedacht, um, wenn zufällig Freiheit hätte das Volk sicher auf unmoralische Abwege geführt. Nun hatte die neue Verfassung, welche sich die Spanier gegeben, einen fauler Paragraphen, den nämlich, daß die Staatsform hinfort eine monarchische sein solle. Die Revolution hatte aber aus der Vergangenheit gelernt, daß eine Monarchie, und wenn sie noch so tugendhaft wäre und noch so viele Anerkennungen von päpstlicher Hand erhielte, in Spanien nun einmal unmöglich sei. Schon bei der Deputirtenwahl hatte das Volk dieser Ansicht Ausdruck gegeben und sich ein Drittel demokratische Deputirte in die Kammer geschickt. Trotzdem war es der Regentschaft gelungen, jenen Artikel in die Verfassung zu schmuggeln. Es klingt das wunderbar, denn mit dem Antritt der Regierung durch einen König mußte natürlich auch das Ende der Regentschaft eintreten.

Die Regentschaft begab sich nun auf die Königsuche, doch kein Prinzlein wollte sich finden, der die Hand nach der glänzenden Frucht ausstreckte, denn alle wußten, daß dieselbe sehr stachelig sei, und daß eine Krone, die ein freisinniges Volk, sondern nur von einem Druckherl bestehen wie saures Bier ausgeboten wurde, eigentlich nur wie die des Maximilian von Mexiko eine Dornenkrone sein konnte.

In Preußen war dem Volke seine Regierung längst schon spanisch vorgekommen; auch in der preußischen Verfassung stand ja manch schöner Paragraph, doch war nicht sein Inhalt todt und unfruchtbar geblieben seit den 25 Jahren, die das Volk um Erfüllung der Verfassung bei seiner Regierung gebettelt hatte? war die Verfassung nicht immer poperner, immer spanischer geworden und regierte man nicht, statt durch Freiheit, echt spanisch durch Blut und Eisen? Blau Wunder, wenn die spanische Regentschaft auch an die Thür der Hohenzollern klopfte, was Wunder, wenn der Hohenzollern-Prinz die Krone annahm?

Dies erschien nun für jeden schlichten Volksmann eine rein häusliche Angelegenheit der Spanier, wie hätten dieselben wegen ihres abenteuerlichen Unverstandes bedauern können. Nicht so die Regierung, kaum hatte Frankreich von der Kandidatur des Prinzen von Hohenzollern Kunde erhalten, protestirte es auch schon und drohte mit Krieg, wenn Preußen, das die Hand im Spiele gehabt haben soll, die Theorandidatur des Prinzen nicht widerrufe. Preußen that Gesmadt, seit 1866 im Besitze einer imposanten Macht, reitet gleichfalls mit dem Säbel und wer weiß, ob sich die beiden Löwen trotz der inzwischen erfolgten Entsagung des Prinzen von Hohenzollern auf den spanischen Thron und der thatsächlichen Erledigung der Angelegenheit nicht doch noch zerfleischen. Die Eifersucht zwischen den beiden Regierungen ist zur hellen Flamme entfacht, die jeden Augenblick über uns zusammenschlagen kann.

Würden sich nur die Regierungen zerfleischen, wir hätten dagegen gar nichts einzuwenden, wenn wir nur nicht für die Leidenschaft der Könige die Zeche bezahlen, uns für eine ganz gleichgiltige und fern stehende Sache abschlachten lassen und unsern Wohlstand zum Opfer bringen müßten!

Wir wollen heute ununtersucht lassen, wer die Hauptschuld an dem ganzen Kriegslärm trägt, klar zu erkennen vermögen wir ja doch nur, daß die Völker wieder einmal ein heißgenommenes Opfer der Fürsten geworden sind, und —

für Fürstenwürde, Ruhm und Macht
Zur Schlacht!

Aber kann das Volk in Frankreich und Preußen, das den Süddeutschen doch zu liberal sein soll, gar nichts für die Erhaltung eines beständigen Friedens thun? Nein, seine Hände sind gebunden und, wie sonst so im heiligen deutschen Reiche, scheitert jeder Versuch an dem mit Blut und Eisen gekitteten Staatsgrundgesetze, daß das Volk der Regierung wegen und nicht, wie in anderen auf vernünftiger Basis existirenden Staaten die Regierung des Volkes wegen da ist.

Preußen und Frankreich hängen nur von der Gnade ihrer Regenten ab, diesen sieht ja höchst überflüssiger Weise das Recht zu, über Krieg und Frieden zu entscheiden.

Wollten sie für oder gegen den Prinzen von Hohenzollern contreten, muß das Volk folgen, muß seinen letzten Heller für die Hohenzollern-Dynastie auf dem spanischen Thron hergeben und sich für die Hohenzollern-Kandidatur ganz unterthänigst abschlachten lassen und welcher gute Unterthan thäte dies nicht mit Freuden?

Aber oder ist die eigentliche Schuld an diesen ungeheuerlichen Zuständen? — Die Dummheit des Volkes!

Wir gelangen zu des Pudels Kern und die Deutschen dieselben und jenseits des Mains mögen die Worte Johann Jacoby's beherzigen, der also spricht:

„Was nutzen einem Volke Preßfreiheit, Vereins- und Versammlungsrecht, was alle anderen constitutionellen Rechte und Freiheiten, wenn ein Einzelner die Macht hat, nach Gutbefinden über Krieg und Frieden zu entscheiden, — wenn es ihm freisteht, auf Grund dieser Entscheidung — jene Rechte und Freiheiten insgesammt außer Kraft zu setzen? So lange nicht in allen Angelegenheiten des Staates der Gesammtwille zur vollen unbedingten Geltung kommt, ist das Volk nicht Herr des eigenen Geschicks, nicht Herr über sich selbst."

Das Recht über Krieg und Frieden zu entscheiden ist ein heiliges Recht aller Völker, die sich zu ihren Fürsten nicht in einem unwürdigen, sklavischen Verhältnisse befinden. Will das deutsche Volk ein friedliches und sittliches Dasein führen, muß es vor allen Dingen darauf bedacht sein, dieses heilige Recht, welches ihm verloren gegangen, zurückzuerobern. Hatte das Volk heute über Krieg oder Frieden zu entscheiden, wurde niemals die spanische Königsfrage sie und die Bedeutung erlangt haben, die sie leider heute besitzt.

Wollen wir für das verloren gegangene Recht eintreten und wir glauben, kein freiheitlich denkender Mann diesseits und jenseits des Mains wird sich dem verschließen, müssen wir unsere Kräfte zu einer mächtigen Volkspartei vereinigen und Männer in unsere Kammern schicken, die unsere Ideen theilen, sie zu verfechten gewillt, die mit einem Worte Demokraten sind. Gegen den Krieg aber mögen alle, diesseits und jenseits des Rheines und Mains, die es ehrlich mit dem Volke meinen, protestirend ihre Stimmen erheben.

Ein Mahnruf aus den Zeiten der Noth.

Wee wee der schneeverbrannte Erdemokrat, der lächerliche Schwärmer, der Frevler an Deutschlands Macht und Ehre, der Landesverräther, welcher im Jahre 1867, als es das schmachvoll niedergeworfene Vaterland zu retten galt, es wagte, unter anderen nachstehende Ansichten zu äußern und niederzuschreiben:

„Der Staat mit stehendem Heere und der Staat mit kriegerisch ausgebildeter ganzer Bevölkerung"

„Man klagt über Entnervung und Entartung des Volkes; aber nichts hat mehr dazu beigetragen als die stehenden Heere, die den kriegerischen Geist des Volkes und ihren Gemeingeist zerstörten. Sie sind eine mehr eingebildete als wirkliche Macht, eine Stütze des Ehrgeizes, Werkzeug jener Gewalthaber, die das Volk auf jede Art zu erdrücken suchen. Steuern, Abgaben, Gut und Blut des Mann- — die Quellen des Wohlstandes vermindern sich — Landbau, Handel und Kunstfleiß verfallen dadurch — die Summen wenden, den Verheerungen des Landes entgegen, der Verbreitung nützlicher Kenntnisse, den Belohnungen des Fleißes und Erwerbs. Schon in ruhigen Zeiten erschöpfte er alle Quellen des Reichthums, wie vielmehr die Anstrengungen in Zeiten der Gefahr und in Unglücksfällen — Hausen ohne Gemeingeist und Bürgertinn — Schuldenlast — erdrückte Steuern — verfälschtes Geld — Verschwinden des Metalls — Papiergeld — die Bande des Vertrauens und der Liebe wurden schlaffer und der Druck der Heere war das harte Joch der Furcht, das auf dem Nacken des Volks die Almacht der Herrscher befestigen sollte. Aber im Heere selbst liegt der Keim der Zerstörung. Mißvergnügen, gesteigerte Bedürfnisse, geringer Sold, schlechte Nahrung; von ihrem Herde zerissen, jammernde Verwandte. Leichtsinn, das Schicksal des Staates solchen Händen anzuvertrauen. Wenn das Schwert einmal entrichtet ist, welche Sicherheit hat dann der Staat? — Die stärkste Stütze der Macht der Regenten ist unstreitig das Volk. Der Glanz der Krone, ihre Sicherheit, alle Mittel der Erhaltung beruhen auf ihm — durch stehende Heere trennen die Regierungen ihre Interessen von denen ihres ganzen Volkes.

„Um ein ganzes Volk zu Soldaten zu machen, muß ihm mitten im Frieden ein militärischer Geist eingeflößt werden."

Mittel hiezu — Erweckung von Liebe, allgemeine Volksbewaffnung, bestimmte Gesetze und Regeln — mit dem stehenden Heere die Schulden verringern, den kriegerischen Geist durch Uebungen zu wecken und aus dem Heere alle eine Masse von Verbrechen, die jetzt darin, die für ihren Herd, ihr Eigenthum und ihre Familie kämpfen und durch Anzahl und Muth an ihren Gränzen unüberwindlich. Kein Mißtrauen in das Volk. Hat ein Volk Wohlstand, Aufklärung, Sittlichkeit, bürgerliche Freiheit, dann wird es sich eher verrichten lassen, als Sklave, ohne diese Freiheit jedes Einzelnen, sich auszubilden, erwerben, emporschwingen zu können, bewirkt Wunder ꝛc."

Der Mann, der solches dachte und aussprach, dieser große Mann, zugleich Held, echter und wahrer Staatsmann, Vorgesetzter und Staatsmann, war kein Anderer und kein Geringerer als Graf Reidhard von Gneisenau, der spätere Feldmarschall, zu jener Zeit berufen von seinem Könige in die von letzterem niedergelegte Commission behufs Neubildung des Heeres.

Solches hat nicht minderes edle forschrittliche und nationalliberale Herz blutige Thränen weinen, ob solcher Verblendung eines sonst so großen Mannes, der abgelehnt von allen seinen übrigen Verdiensten und Leistungen ganz sicherlich auch eine Autorität in allen Militärfragen hätte sein müssen, wenn sprich dem Volksheere, dem Millsheere das Wort, verurtheilt und verwirft die stehenden Heere.

Auch ein Gneisenau ist der Ansicht, daß die Staaten mächtig, sicher und unangreifbar sein können, auch ohne daß sie zwei Drittel sämmtlicher Einkünfte auf ihre Heere und auf Tilgung der durch diese verursachten Schulden verwenden müssen und daß sie sich dabei nur um so wohler und besser befinden.

O Gneisenau! wie konntest Du so Schimmstes den armen bayerischen Fortschrittlern und preußischen Nationalliberalen anthun!

Die Rückkehr zum Mittelalter.

Wir haben dem Leser in den vorausgegangenen Artikeln Proben gegeben, wohin wir gerathen, wenn das Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit angenommen und seinem Geiste und Inhalte gemäß ausgeführt wird. Die Lehren in der Aufzählung hat uns bitten nun den Leser, sich bei jeder Nummer die Frage vorzulegen, ob es etwas Unsinnigeres und Tollereo gibt, als die Rückkehr zu einer vorsündflüthlichen Zeit, wie sie das Unfehlbarkeits-Dogma anpriesen.

6) Nach päpstlicher Lehre kann nur der Papst allein sonohl alle Verbrechen, als auch die Verbrechen aller nachlassen. So Innocenz III. in dem Schreiben an den Patriarchen von Konstantinopel. (Epistolae, libr. II. cap. 209, pag. 473, ed. Paris.)

7) Nach päpstlicher Lehre steht dem Papst kraft göttlichen Rechts, weil er von Gott die Fülle beider Gewalten, der geistlichen und weltlichen (jura terreni simul et coelestis imperii), empfangen hat, die Herrschaft über das deutsche und italienische Reich zur Zeit der Erledigung des deutschen Kaiserthrons zu. So hat es Johann XXII. in seiner Bulle vom Jahr 1317 (bei Raynald, Annal. eccl. XV. 126) erklärt. Um dieser Lehre willen sind in den Jahren 1318 bis 1348 viele Millionen deutscher und italienischer Christen von den Päpsten durch Bann und Interdikt des Gottesdienstes und der Sacramente beraubt worden.

8) Der Papst kann nach göttlichem Rechte ganze christliche Völker wegen einer von ihrem Fürsten verübten Missfrage der Clausevei preisgeben. So haben Clemens V. und Julius II. wegen Gebiets-

Digitized by Google

streitigkeiten die Unterthanen Benedigs, Gregor XI. die Florentiner (ap. Raynald a. 1376, 1), Paul III. alle Engländer wegen der Anfechtung Heinrichs VIII. der Leibeigenschaft preisgegeben.

9) Der Papst kann auch einem Monarchen die Wallmacht ertheilen fremde Nationen auch blos darum, weil sie nicht katholisch sind, zu Sklaven zu machen. So hat Nikolaus V. (1454) dem König Alphons von Portugal das Recht ertheilt die Sitter aller Mohamedaner und Heiden des westlichen Afrikas sich anzueignen und ihre Personen in ewige Sklaverei zu versetzen. (Bulle Romanus Pontifex, bestätigt von Calixtus III. und Sixtus IV. 1481 bei Mosmill, S. 3. Fasti Novi Orbis p. 58). Das gleiche Recht hat dann Alexander VI. den Königen von Spanien über alle Einwohner von Amerika, als er ihnen diesen Welttheil mit allen darin wohnenden Völkern schenkte, im Jahre 1493 ertheilen. (Siehe die Bulle Inter Caetera in Raynald a. 1493, 15).

10) Nach der Lehre der Päpste ist es gerecht und evangelisch, durch ein Interdict ganz unschuldige Bevölkerungen, Städte, Gegenden oder Länder, mit Ausnahme der Kinder und der Sterbenden, des kirchlichen Gottesdienstes und der Sacramente zu berauben, und den Fürst oder die Obrigkeit des Orts oder Landes ein päpstliches Gebot oder kirchliches Recht verletzt hat. So Innocenz III., Innocenz IV., Martin V., Clemens V., Johannes XXII. Clemens VI. u. s. w.

11) Wie sich der Stellvertreter Gottes auf Erden können die Päpste auch ganze von nichtkirchlichen Völkern bewohnte Länder verschenken, und alle Souveränetäts- und Eigenthumsrechte über dieselben einem beliebigen christlichen Monarchen übertragen. So Alexander VI. in der Bulle an die Könige Ferdinand den Katholischen und Isabella (bei Raynald a. 1493, 19), und dies erklärt er „autoritate omnipotentia Dei nobis in b. Petro concessa ac vicariatus Jesu Christi, qua fruimur in terris."

Hilfsweise läßt sich mit vollem Recht sagen, daß die Völker den Sitten- und Lehrverderbnissen das Opfer der päpstlichen Unfehlbarkeitstheorie geworden sind. In Spanien haben die Könige, die Kirche, die Nation diese Lehre bereitwillig angenommen und festgehalten, weil ihre Anwendung, sowohl auf Nasarra, als auf Amerika, einzig darauf — zunächst auf die Bulle Alexanders VI. und Nikolaus V. — beruhte.

Mit der gallikanischen Lehre wäre der eine wie der andere Anspruch gefallen. Alexander hatte den Spaniern das Recht verliehen, die Indianer zu Sklaven zu machen. Alle spanischen Theologen, sogar Las Casas, berufen sich auf „el divino poder del Papa", wie der Letztere sagt, als die Hauptstütze der spanischen Herrschaft in Amerika, und keiner wagte das göttliche Recht des unfehlbaren Stellhalters Gottes in Frage zu stellen, trotz dessen er die Millionen der Indianer Jahrhunderte lang mit der Ausrottung — binnen achtzig Jahren waren große Länder ganz entvölkert — überliefert hatte.)

12) Es ist gerecht und evangelisch diejenigen, welche von dem Urtheile des Papstes Berufung einlegen an ein allgemeines Concil mit in den Strafe der Exyer, d. h. mit dem Feuertode, zu belegen. So Leo V. in der Bulle Pastor aeternus vom Jahr 1517.

13) Derselbe Papst hat in der auf seiner lateranischen Synode promulgirten Bulle Supernae dispositionis erklärt: daß nach göttlichem Recht alle Ketzer von jeder weltlichen Gewalt völlig frei, also auch durch die Staatsgesetze im Gewissen nicht gebunden seien. (Harduin, Concil IX. 1756.)

(Fortsetzung.)

Berichte aus der deutschen Volkspartei.

Trotz des plötzlichen Kriegslärms macht die demokratische Wahlbewegung Fortschritte. Das Centralwahlbureau erläßt heute folgenden Aufruf:

Das Centralwahlbureau der demokratischen (Volks-) Partei hat sich in Frankfurt a. M., Königsberg, Holstein, Kurhessen und Thüringen auf Grund der sinnamter Programme dahin constituirt hat, richtet nochmals an alle politischen Gesinnungsgenossen in Norddeutschland die Bitte, die immer näher rückende Wahlperiode sich eine dringende Mahnung zur schleunigsten Bildung von Local-Wahlcomitées sein zu lassen. Zum Behufe eines einheitlichen Vorgehens in der Wahlbewegung ist es durchaus nothwendig, daß diese Comité's unmittelbar nach ihrer Constituirung durch ihren Schriftführer sich in Verbindung mit unserem Bureau setzen, das sich die Aufgabe gestellt hat, die ganze Bewegung im Norddeutschland in planmäßiger Weise zu organisiren, damit Doppelwahlen verhindert, der Candidatenmangel eintretenden Falles gedeckt und etwaigen Verdrossrisse nach Agitationsmittels möglichst Rechnung getragen werden könne. In einzelnen Fällen ist es trotz der kurzen Zeit des Bestehens des Bureaus schon möglich gewesen, den an deutsche gerichteten Anforderungen Genüge zu leisten. Sollte aber die Bewegung zu wirklich erspriesslichen Folgen führen, dann ist es auch eine Pflicht sämmtlicher Parteigenossen, dem Bureau die zur Erfüllung seiner Functionen nothwendigen Mittel sowohl an Geld, wie an geistigen Kräften zu gewähren. Es wird daselbe in kürzester Zeit an diejenigen Parteigenossen, deren Adressen ihm bekannt sind, ein Schreiben ergehen lassen, in dem es seine Wünsche ausführlicher auseinandersetzt, richtet aber auch zugleich an alle von denselben demokratischen Gesinnung beseelten Männer Norddeutschlands die dringende Bitte, daselbe mit ihren genannen und deutlich geschriebenen Adressen sowohl, wie mit denen der ihnen bekannten zuverlässigsten Männer zu versehen. Briefe erbittet das Bureau unter: Dr. Guido Weiß, Straßlauerstraße Nr. 16, II."

Hanau, 8. Juli. Für den Wahlkreis Hanau-Gelnhausen-Orb hat die Volkspartei für die Wahlen folgendes Programm aufgestellt:

„Die Lösung des Conflicts, Aufrechung des Mißsystems" preisgegeben, fordern wir jetzt die einjährige Dienstzeit unter Aufhebung des Instituts der Einjährig-Freiwilligen, also gleiche Pflichten für Alle, ohne besondere Rechte für Einzelne. Weiter fordern wir zur Entlastung der Minderbemittelten, den Einführung einer directen progressiven Einkommensteuer, unter Abschaffung der Grund-, Gebäude-, Gewerbesteuer und der Verzehrungssteuer auf die nothwendigsten Lebensbedürfnisse. Ferner verlangen wir, daß die durch die einjährige Dienstzeit im Militärstat und die Vereinfachung in der Erhebung der Steuern in der Finanzverwaltung erzielten Ersparnisse ihre Verwendung finden: 1) Zur Errichtung freier, unentgeldlicher, guter Volksschulen. 2) Zur Aufbesserung der Gehalt- der Lehrer und der Subalternbeamten, unter Verminderung des Beamtenheeres. Ein besseres Militairsystem, eine gerechtere Vertheilung der Steuern, der gebesserte und unentgeldliche Volksunterricht, die Verwendung der Ersparnisse in der angegebenen Weise, werden zu einer Besserung der sozialen und politischen Verhältnisse beitragen."

Weimar, 12. Juli. Die Thüringische Volkspartei hat folgende Grundsätze für die demnächstige Wahl aufgestellt:

Der Abgeordnete hat zu wirken und zu stimmen 1) für Herbeiführung eines volksthümlichen Heerwesens und für einjährige Dienstzeit als Uebergang dazu; ewentuell, bei Abweisung der letzteren für vollständige Budgetverweigerung. Ausdrücklich wurde mit Nachdruck auf diese Beschränkung des Programms hervorgehoben, daß es überlassen bleiben müsse, in den Wahlversammlungen und somit die betreffenden Candidaten über diejenigen Gegenstände zu interpelliren, von deren Auffassung und Beurtheilung einzelne Wahler oder ganze Wahlergruppen ihre Bestimmung zur Wahl glauben abhängig machen zu müssen.

Köln. Es wird doch Licht in den Köpfen! Vertrauensmänner der Fortschrittspartei aus allen Theilen der Rheinprovinz haben dort am Sonntag mit großer Majorität beschlossen, es den Abgeordneten zum Reichstag zur Pflicht zu machen, dem Bunde alle Gebmittel für das Militär zu verlagen, wenn sich das Präsidium weiter, auf Verringerung der Friedenszeuen und Verkürzung der Dienstzeit einzulassen. Daß damit in der Rheinprovinz der erste Schritt zur Bildung einer selbstständigen von den Berliner Fortschrittsleuten unabhängigen demokratischen Partei gethan ist, liegt auf der Hand.

Aus Schleswig. In Cathariuenhof im Eiderstedtschen fand am Sonntag vor acht Tagen eine Wählerversammlung statt, in welcher das sogenannte „Hebbet Programm" einstimmig angenommen wurde, jedoch mit der Erklärung, daß wenn Passus 2 desselben (Vermehrung des stehenden Heeres 2c.) nicht durchzudringen sei, der betreffende Abgeordnete das Budget zu verweigern habe.

Aus dem Soldatenleben im Frieden.

Motto: O Mädchen müssen da doch wohl
Nur einer einzigen Tag im Jahr
O Knüppel aus dem Sack!
Ja ihre Sinn, ich weiß nicht was
Was solche brave ehr' Unterhalt:
Frisch Knüppel aus dem Sack
Frisch Knüppeldaus!
Aus's Hundepack!

Offenbach. (Militärprügelfest.) Von hier schreibt man dem „Mainzer Anzeiger": „An der hiesigen Militärschwimmschule ereignete sich dieser Tage ein Vorfall, der der weiß, daß man auch bei uns „menschenwürgen". Ein Soldat von der 2ten Compagnie, der noch nie schwamm und somit der schwerlichsten Classe, die Zeit, sich mit dem Wasser zu vertraut, ungefähr, wenn auch angebunden, in drei bodenlose Element geworfen wurde, kam in Folge dessen in die größte Gefahr, sein Leben dabei zu verlieren. So ertrank es dem Soldaten. Als derselbe im Wasser war, daß er sinkerlich an zu schreien, was wahrscheinlich Jedermann gethan hätte, und um so mehr, da er vorher durchaus nicht scheu. Letzterer ertrank daher ein naiver Soldat mit Knopfe so lang auf den im Wasser liegenden „Kerl", bis derselbe schwieg, d. h. ertrunken war. Nur Schade, daß dieser sich der Arme krank und bei der Visitation gefund erst der Geschädigte, weil eben diese schwadhafte Liebkosung dasselbe 14 Tage Lazareth kostete. Der Ertrunkene soll nun, wie man sagt, anderweitig gerettet werden und werden wir seiner Zeit das Resultat mittheilen."

Aus der Reserve schreibt der „Stuttgarter Beobachter": „Neulich, bei der diesjährigen Übung, die wir hiesige Landwehr-Cavalleristen, machten 2 Escompagnien eines hiesigen Infanterie-Regiments einen Marsch in die Gegend von Zuffenhausen und Ma-Rudt. Morgens um 4 Uhr wurde ausgerückt mit vollständiger Ausrüstung, d. h. mit dem Tornister voll, selbst die Feldgerichtsbüchsen durften nicht fehlen, um in raschem Marsche, theilweise im Trab, Gefechtslinien und Maßlinien zu entwickeln. Nachmittags 3 Uhr wurde unter großer Hitze der Rück gegeben. Nach Beendigung derselben wurde Generalmarsch geschlagen und man ging es wieder in gleicher Weise der Gegend unsern Stuttgart zu. Es herrschte Temperatur von 30 Grad. Aber sieh' da, dem Einzelnen blieben fünf Mann davon, die es Folge der ausgestandenen Strapazen kein Glied mehr rühren konnten, da ihre Füße geschwollen waren. Auch von diesen fielen manchen auf einer Stunde in das Militärspital getragen und vom Regimentsarzt in Behandlung genommen werden."

Freiberg in Sachsen. Der Landtag hat sich wegen Schlußmonate an unserer Bundesarmee zu beklagen. Nachdem ein d. d. 8. M. sich hier der Jäger Richter aus Dresden reclamirt hatte, ist am 26. vorigen Monats ein Infanterist Albert Wenn Stiefel, zu derselben Bergwerksangehörig gestorben. Der Fall eine Mannschaft noch unbekannt, während in dem Nachrichten Jäger Richter, Compagnie Mannes Nr. 13, Bataillon Nr. 108 bleuden Ortes als Meise angegeben ist.

Mainz, 10. Juli. (Militärisches.) Das 81. Infanterie-Regiment macht seinem Namen einen derart anstrengenden Übungsmarsch, daß bei der Rückkehr auf der Rheinbrücke 2 Mann umkamen infolge der Hitze und der Strapazen. Der Herzog hat dafür ihnen gnadenlosen Leben ein Ende gemacht. Andere 30 Mann wurden ins Hospital verbracht. Unterwegs seien diese Leute 12 Stunden lang ohne Nahrung und ohne Trank gebracht einen Essig mit Wasser zur Erfrischung. Wie wir hören, ist dieser Vorfall sofort an das Generalcommando nach Coblenz berichtet worden und soll dort sogar sehr strenge gegen den Chef über diesen Vorfall verlangt haben.

— In dem vorigenen einmonatigen Übungsmarsch mit dem Landwehr-Bataillon Mainz, welches das 64. Regiment (Kurhessen) Morgens 4 Uhr auswarschirte, seinen Weg über Hinthorn, Gundsheimthorn, Laubenheim machen, und volle 7 Stunden (bis Mittags 12 Uhr) in der Nähe von Laubenheim (Landleiber) unterwegs war Von Laubenheim bis Mainz sollen in Folge dieser Strapazen weiter zwei Mann gestorben sein und andere sollen noch im Lazareth sein. Der Tod der Letzteren, soll das Gerücht in der Mainzer Bevölkerung schnelle Schritte machen müssen.

(Auch Du, mein Sohn,) soll Pius IX. gesagt haben, als ihm die Nachricht von der Nede des Cardinals Guibo gegen die Unfehlbarkeit gemeldet wurde. Gewiß, schreibt ein Correspondent aus Rom, „Tagblatt" hat dieß Wort der Mutter der schmerzlichsten Schläge, die Pius IX. je erlitten. Sein Antwort „auch Du mein Sohn" bewieß es deutlichst. In der That, Niemand hat mehr Mühe gehabt, die Unfehlbarkeit in eine objetive Unmöglichkeit betrachten, daß ein Mensch, den er so ganz aus dem Nichts gezogen, den er auf einem einzigen Punkte Monate lang bearbeitet hatte, bis er ihn endlich auf der höchsten Klugheit emporgeschoben sah in seiner Weise „wenig Herr" könne. Welcher Hohn lag nun in den Worten des Papstes von geheimen Wunden, daß Cardinal Guibo sein Geschöpf auf dem Throne zu Petri setzen würde, daß er ihn zum Vicar eines ganzen Erdtheils machte, welche damit zu Boden zu drücken und man sogleich sah, wunderbare Dinge über die Ihn sicher ihrer Kirchlichkeit zu. Der Papstsohn, dessen Geburt in das Jahr 1816 fällt — bestätigt also ist sie — hat gegen den Vater des Papstes — soll dem chemaligen galanten Ritterpfleger eine kleine gräulichen Jugendsünigungen und Geschäftigkeit rufen, die Erinnerung an eine Jugendgeliebte, welche damals in Bologna das Herz der jungen Grafen Mastai gefangen hielt und mit der er außer der damals auch noch jugendlich neuen Religion ihren Wolf getheilt hatte, ohne Heirathsgedanken natürlich. — Der Cardinal soll seiner Mutter außerordentlich ähnlich sehen. — „Auch Du, mein Sohn!" Die Antwort eines Vaterherzens, welches zuschauen mußte Unschuld hat, wenn es Schuld war, von einem Jugendbrauch, mit dessen Lösen allerdings die ganze heilige Person des Oberhauptes der katholischen Kirche wenig mehr gemein hat.

(Der Papst) hat täglich die neue Auskunft, welche er Militärreitern erhalte, den am gnädigsten auszeichnen Truppen sich zu Fortuna gesellt, als pili antichi neue Legionäre, — „più soldati di fanti, le spirito valoroso e guasnate inv." (Der Schimmelreiter zu der Deutschen, sie sind ob Schimmel in den Kämpfen, der Fuchs ist für die Schlacht verdorben.) — Der Papst unterschätzt sich, wird's wohl sein müssen.

(Die gelbe Bibel der Welt.) Bei Lautig und Simpion in Frankfurt ist eine Bibel erschienen, welche den Titel unter den Namenr erkommuniz und für 165 Sgr St. zugestanden gesandt. Als ist die Prachtausgabe von Mainz, und der Eigenthümer, der verstorbene Mr. John Gent, der sie von Mainz bezogen, hatte sie durch ca. 11,000 Kupferstiche und Zeichnungen aus fast jeder Schule bereichert. Das ganze Werk besteht aus 53 großen Folioblättern.

(Eine neue Heiligen.) Auf Nizo Insa meldet Pester Blätter von einem alten Manne, der als Einsiedler in einem Walde wohnt und in seinem Gebete fast nur die Worte einschließt mit folgenden Worten: „Gebenedeit sey du heilige Bonus!"

Verantwortlicher Redacteur: Wilhelm Liebknecht.
Druck und Verlag von Wilhelm Bracke (Nachf.) in Braunschweig.

Feuilleton.

Geschichte eines Rekruten von 1813.

Reckmann-Chatrian.

(Fortsetzung.)

Dies dauerte etwa eine Viertelstunde, als sich die Thüre öffnete und der Hauptmann Bibal eintrat, den gerollten Mantel wie ein Stück erjagtes Wild über die Schulter geworfen.

„Nun", sagte er, „nun! Wo ist denn unser junger Mann?" — „Da ist er," erwiderte Herr Onkel den. — „Ei", sagte der Kapitän, „die sind in jungem Znge, sich das Herz schwer zu machen . . . . natürlich. Ich erinnere mich auch dergleichen. Wir saßen alle den Eltern oder Andern zurück. Dann fuhr er mit gebogener Stimme zu mir gewandt fort: „Und nun junger Mann, Muth! Wir sind ja keine Kinder mehr, zum Teufel!" — Er betrachtete dabei Kathrinen und sagte zu Herrn Gulden: „Ich begreife dennoch sehr wohl, daß er nicht gern marschiren will."

In diesem Augenblick begannen die Tambours an den Straßenecken die Trommel zu schlagen, und der Hauptmann Bibal fügte hinzu: „Wir haben noch zwanzig Minuten zum Aufbruch." Und auf mich einen Blick werfend: „Nur nicht denn ersten Appell fehlen, junger Mann!" Damit reichte er Herrn Gulden die Hand und ging fort. Man hörte noch, wie sein Pferd sich vor der Hausthüre stolz bäumte.

Das Wetter war trübe, die Traurigkeit überwältigte mich fast, ich konnte Kathrinen nicht laffen. Auf einmal begann der Onkel, alle Tambours versammelten sich auf dem Platz, Herr Gulden nahm sogleich den Sack auf dem Tisch bei den Riemen und sagte mit ernstem Tone: „Joseph, nehmen wir Abschied, es ist Zeit!" — Ich richtete mich ganz bleich auf, er gab mir den Sack und die Schultern. Kathrine sah mit der Schürze vor dem Gesicht und schluchzte, Mutter Gretel stand und betrachtete mich mit dicht geschlossenen Lippen. Der Onkel bauerte noch immer an; plötzlich ward's still. „Der Appell beginnt," sagte Herr Gulden, auch mit klopfendem Herzen umarmend und sich tranen vergiebend, nannte mich zum letzte lenen Sohn und streckte mir Muth ein. Mutter Gretel kam auf einen Stuhl und wie ich mich zu ihr neigte, nahm sie meinen Kopf zwischen ihre beide Hände und rief, mich umarmend: „Ich habe Dich immer lieb gehabt, Joseph, vom Herzen Verzeihen an . . . Ich habe Dich immer lieb gehabt!" Da bald mir vor Freude gemacht und jetzt macht Du fort . . . Mein Gott, mein Gott, welch ein Unglück!" — Ich wiederholte wenige nicht mehr. Als Tante Gretel mich losgelassen hatte, betrachtete ich Kathrinen, die regungslos dastand. Ich trat näher zu ihr und küßte sie im Nacken. Sie erröthete sich nicht und ich ging schnell davon, da ich keine Kraft mehr hatte. Dies rief sie mit verzerrenden Tönen: „Joseph! . . ." — Ich wandte mich um, wir warfen uns einander in die Arme und verharrten so einige Augenblicke. Katarine konnte sich nicht mehr halten; sie lief in das Nebenzimmer und ging fort, ohne daß ich mich dabei umsehen wagte.

Ich war schon auf dem Platze mitten unter den Italienern und einer Menge von Menschen, die unter Geschrei und Weinen ihre Kinder begleiteten, und wußte nicht wo und dorte ich Nichts. Als der Lärm bei wieder begann, bemerkte ich, daß ich mich zwischen Kindvil und Farbl befand, die beide ihren Sack auf dem Rücken trugen. Diese Leute standen uns gegenüber auf dem Platze und warteten wie die andern Bataillons. Rechts von der Reihe der Tambours hielt der Hauptmann Bibal auf seinem kleinen, grauen Stute und sprach mit zwei Infanterieoffizieren. Die Sergeanten besorgten den Appell und man wartete. Man rief Schulz, Fink, Kunkel, Berdan, und wir antworteten, wie die Andern. Dann ertönte wieder der Hauptmann: „Marsch!" und wir marschirten zwei bei zwei gegen das Fenster des Hauses zu. An der Ecke des Hauses stand ein dritter Stock eine alte Frau, die mit erhobener Stimme, „Kaspar! Kaspar!" — Da war die vorgenannte des Gebäudes, die Frau unseres Wirthes. Jedoch erhob die Hand, ohne zu antworten, es war gleichfalls sehr wahrscheinlich und sah den Kopf hinaus. Mit Gewalt gedrängt ich den Nachenden, wo mir an meinem Platze verbleiben mußten. Ich mit herausstrecken, Julie ich mich kaum auf den Füßen, auch diese ich gewandten aus dem Fenster zu sein, aber ich durfte mich nach der Seite des Wirthshauses wenden „Kaspar! Kaspar!" und das Gesicht der Frau war noch bleicher als vor . . . Der Kaspar kam jetzt uns her und riefen: „Za gehen sie ab . . . . Sieh da ist Klipfel, da ist Joseph!"

Unter dem französischen Thore stand die Wachtmannschaft, Gewehr im Arm und lab uns vorbeimarschiren. Wir gingen durch die Festungswerke, die Trommeln schwiegen und wir wandten uns rechts. Man hörte nur noch die Schritte im Schmutze, denn es thaute. — Wir hatten bereits das Gehöft Gerberhof hinter uns und marschirten schon nach der großen Brücke zu, als ich Jemand nach mir rufen hörte; es war der Quartiermann, der mir von seinem Pferde herab zurief: „Recht so, junger Mann, ich bin mit Euch zufrieden!" — Als ich dies hörte, konnte ich mich nicht enthalten wieder Thränen zu vergießen und ebenso der große Fürst; wir weinten im Marschiren. Die Anderen, bleich wie der Tod, sagten Nichts. Auf der großen Brücke zog Jedoch seine Pfeife heraus, um zu rauchen. Vor uns sprachen die Italiener und lachten mit einander, sie hatten sich schon seit drei Wochen an diese Lebensweise gewöhnt.

Auf der Höhe von Metting, mehr als eine Stunde von der Stadt, als wir wieder hinabsteigen wollten, sagte mich Klipfel an der Schulter und sagte, der Kopf umdrehend: „Sieh da nach unten!" Ich sah mich um und erblickte Braidburg in weiter Ferne unter uns und den Fluß Mosel, Schlangen und den Thurm, von wo ich vor sechs Wochen das Haus Kathrinens in Begleitung des alten Brannstein gesehen hatte; Alles grau, das dunkle Gebüsch ringsum. Gern hatte ich einige Augenblicke angehalten; aber die Kolonne marschirte, man mußte folgen. Wir stiegen nach Metting hinab.

Denselben Tag gingen wir die Bitsch, den folgenden nach Hornbach, Kaiserslautern u. s. w. Es fing wieder an zu schneien. Wie oft vermißte ich während dieses langen Marsches den vortrefflichen Mantel des Herrn Gulden und seine doppeltwichtigen Stiefe. Wir kamen durch eine unsäglithe Menge von Dörfern, theils im Gebirge, theils in der Ebene. Beim Eintritte in ein Städtchen hängten die Tambours die Trommel ein und schlugen den Marsch. Die Leute kamen an ihre kleinen Fenster oder traten unter ihre Thüre und sagten: „Das sind Rekruten!"

(Fortsetzung folgt.)

Vermischtes.

Humoreske von Cäsar Barrus.

(4. Fortsetzung.)

„Was soll's?" riet er verdrießlich.

„Ich bin nicht verheirathet!" schlug die Silberstimme an sein Ohr.

„Ah! Darum denn erst die Lüge? Darum lassen Sie mich zweifles Gift und Galle über frühe vergessene Ehemänner ausschütten?"

„Darum sind mir am Unlenteich, mein Herr?" verschärfte die junge Lesterin. Hingegen lachen, das ihm wie Verzweiflung dauchte.

In guter Zeit fiel ihm ein Ausweg ein, die direkte Antwort zu vermeiden. Erstaunt rief er:

„Was? Fanden Sie in Jamben an zu sprechen. Die muß im Trauerkrist wohl gelten lässt.

„Ich wiederhole es nochmals: der Unterhaltung?"

Mit aufdringlichem Heiterkeit erwiderte sie: „Was jetzt habe ich noch dem vermünftigen Wort von Ihnen gehört!"

„Dann bedauere ich herzlich," sagte er, „daß Sie so gut an Ihr Versteck geschlupft."

„Ich weiß Versteck?"

Ich weiß nichts weiter, dort hinter dem Busch sige noch mehr Lebendiges."

„Sie täuschen sich."

„Soll meine Blendlaterne vielleicht einmal nachsehen?"

„Es wäre unnütz."

„Weshalb?" meinte er. Aus der Antwort sehe ich, daß mein Verdacht gegründet ist. Dort sich noch andere Personen, ob vielleicht auch ein alter Mann mit krummem Rücken beleuchtet? wie hinter der Tante mit dem Lorgnettenzwicker von Wortke gefolgt?"

Ihre weiße Hand warf Wolken entlassen. „Sie lästern, treue Hofer, Sie erröthet nicht, solchen die Sache hat auch eine andere Seite. Wir sollen dem Herrn mit Scott beachten, das unsere Hoheit nahen und verlieben kann."

Als sich sein Temperament durch die Erwachtung abkühlte, Unverschämtheit verfolgte sie. „Es wird Herr Philosoph: ist es ein Verbrechen, über Lächerliches zu lachen?"

„Wir haben wohl das Recht", belehrte er, „über Jemand zu lachen, jedoch durchaus feins, ihn lächerlich zu machen. Das ist unzart und verräth wenig Herz."

Der verschleierte Uebermuth verhehlte sich lebhaft:

„Wer hat mich denn zu dem Scherz mit der bejahrten, ehrsamen Tante verleitet, als Sie, mein Herr? Wir ist sogar der Name der Unglücklichen nicht einmal bekannt; durch Hohen Zufall ward mir ein Brief in ihr Hand gespielt, den die Person Ihnen zugedacht."

„Und darauf trieben Sie eben den Spott mit ihr!", rügte er, „den ich als Mann von Ehre verdammen muß."

„Nun, wenn Sie so streng im Punkte der Ehre denken, mein Herr, wie durften Sie dem armen Mädchen wohlthun und werben lassen, wie sehr es ihr an Verstand gebricht? Verrieth das etwa Herz? Sie fühlte sich viel beleidigt —"

„Wer hat mir die Person auf den Hals gehetzt?" grollte er.

„Ich hab's gethan", räumte Ada ein, „aber man betreue sich unendlich. Wer weiß, wie oft das Leben die Menschen betrogen, wie manher Schmerz ihr Gemüth getroffen! Sie sieht vielleicht ganz verseinsamt auf Erden, sucht eine treue Seele, sehnt sich nach Glück — ach, die Sehnsucht verleigt uns ja alle von Kindsbeinen an und verlägt uns auch wohl schmerzlich bis ans Lebensende!"

Ada sprach das Letzte so sentimental, daß der Zuhörer Ort und Zeit vergaß und mit wirklichem Ernst auf das angekündigte Thema einging:

„Sie haben Recht; wir Menschen sind nicht zu preisen, wenn uns kein offenbares Unglück heimsucht; große Bürde sollen sich uns erfüllen, sonst trinken wir das Leben mit saftlosen Gift. Verregen uns doch nicht anzuraten ist unsere Hoffnung auf eine hohe, herrliche Zukunft; alle Entäuschungen raubten sie uns nicht. Durch wunderliche Träume bethören wir uns immer von Neuem, entbrennen für Nebelbilder, verlieren uns in Luftschlösser — ach, unser Phantasie wird uns zur tückischen Canal! Sie sollten das Kind schon in der Schule, malt ihm das Jungfrauglaller als Paradies, und werden wir Jungfrauen, so seufzen wir wieder: „Wurden wir Mann!" Sind wir's geworden, dann wird unsere Reue ausgetrieben im Kampf mit Widerwärtigkeit Dummheit. Das Mitleidsvolle findet tausend Freunde, das Große und Seltene erbalooel Feinde und nicht immer sind es zulept und meine die Gegner zu Haaren; es geht auch häufig gebroben zu Grunde."

Sie schwieg, sann und traf traurig geworden. Lob das neckische Mädchen rig ihn mit einem Schlag heraus durch die ironische Bemerkung: „Wenn Sie nicht zu den verkannten Genies gehören, will ich mir den Kopf abschlagen lassen."

„Dann bitte ich mir die Gnade aus, zu Ihren Hinrichtungen geladen zu werden", warf er mit neubelebtem Humor hin. Doch kaum hatte er die Erwiderung gethan, da drang eine rauhe, fragende Stimme seitwärts aus dem Gebüsch:

„Ich dachte oder doch, nun wäre es bald Zeit, Fräulein!"

„Horch! horch: der Scythe sied erschallt!" rief der Hörer freudig. „Gehört die Stimme —"

„Dem alten Mann mit dem krummen Rücken!" gestand Ada, der Frage zuvorkommend.

„Es klingt sie" sagte der Jüngere und wandte sich gegen den Gebüsch: „Herr Diener die Zeit kann älter Freund? Wie ist sie wunderbar schnell und angenehm vergangen. So bedeutig verrathet das Sandhil mit uns Menschenkindern: was es dem Einen schenkt, stiehlt es dem Andern. Aber Sie, alter Freund, haben überaus viel an die Freunde, das Fräulein zu sehen; darum gehalten Sie sich am Ende, denn nur ist das Glück noch gar nicht zu Theil geworden."

„Ich danke Ihnen, mein Herr", sprach Ada leis. „die Verschärfung wird ihn beschwichtigen."

„Ich wollte, ich könnte sie nun nicht gehen", seufzte der Jüngere.

„Sehen Sie besser sich, ich hab sehr häßlich", schmollte das Mädchen.

„Bei Gott nur gesichtchen, Ihre Schuhsort reche für Zwei aus!" tröstete er.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redacteur Carl Friedrich. Druck und Verlag von C. A. Kasse in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Pfälzer Demokrat

und

Sonntags-Blatt.

Organ der deutschen Volkspartei in der Pfalz.

Wöchentliche Gratis-Beilage zur „Pfälzischen Volkszeitung."

Für Nichtabonnenten der „Pfälz. Volkszeitung" vierteljährlich 18 kr.

Nro. 30. Kaiserslautern, 24. Juli. 1870.

* Wochenschau.

Schön ist der Friede! und krampfhaft schnürt sich uns das Herz zusammen, wenn wir des Unheils, des grenzenlosen Jammers gedenken, welche die gewitterschwere Wolke, die über uns lagert, im nächsten Augenblicke schon auf uns herabsenken kann. Geschwitzert sind die Friedensbewegungen in Deutschland und Frankreich, gescheitert an der Hornhörigkeit der französischen Regierung, die damit eine furchtbare Verantwortung auf ihre Schultern geladen hat. Der spanische Conflikt ist über Nacht durch die Nachgiebigkeit des Königs von Preußen gegenstandslos geworden, doch Frankreichs Kaiser bebarf seiner um die tiefen Risse und klaffenden Spalten zu verkitten, welche die Grundmauern seines Machtgebäudes erhalten, jene Risse und Spalten, die das Plebiscit den Augen Europas in ihrer ganzen Wahrheit und Natürlichkeit bloßgelegt hat. Doch der Kaiser bedarf eines siegreichen Krieges; mit der Unterjochung und Zerstückelung Deutschlands muß er vor das französische Volk treten, um wieder Gnade vor den Augen desselben zu finden. Drum stürzt er sich trotz des Aufschreies der empörten Gerechtigkeit, trotz der Thränen, des Jammers und der Verzweiflung der unglücklichen Völker in den Kampf und beachtet nicht das glühende Mene Tekel, welches der Geist der Geschichte mit Flammenschrift an seinen Weg geschrieben:

Berlaufe nicht den falschen Gott der Schlachten,
Denn blind und ohne Schonung wattet er!

Und wenn es sein verzweifelnd Auge auch erblicken sollte — auf Caesar, auf nihil! Er kann nicht zurück! Der Fluch der bösen That ist in sein furchtbares Recht getreten, das französische Kaiserdrama naht seinem letzten Akte, indem es unter den Trümmern seines Glückes begraben wird.

Deutschland aber, in seinen heiligsten Gefühlen verletzt, aus der Arbeit des Friedens emporgeschreckt, zum Kampfe, zur Abwehr gezwungen, wird seine Marken zu vertheidigen wissen. Auch Deutschlands hoffentlich Bruderhaß reißt sich nur blutenden Herzens von Haus und Hof, von Freunden und Angehörigen los und manche Thräne der Wuth, des unbeschreiblichen Schmerzes feuchtet den Sand. Auch Deutschlands Gauen wird der Kriegssturm verwüstend, sengend und brennend durchtoben und taufendfach werden sich die Klagen erheben zur Nemesis, deren ewiges Walten, deren strafende Hand Blatt für Blatt der Geschichte der Menschheit aufweist.

Und die Nemesis wird unsern Waffen den Sieg verleihen, der letzten schon geborstenen Säule des Kaiserthrones in Frankreich den Todesstoß zu versetzen.

§ Die europäische Anarchie.

Unter den Anschuldigungen, welche man in den zahlreichen „Demagogenprozessen" unseres Jahrhunderts mit Vorliebe gegen die Vorkämpfer einer neuen, freieren Ordnung der Dinge richtete, fand sich der Vorwurf „anarchischer Bestrebungen" so beamal vor; die so imponirende Phrase pflegten Polizeiadjutanten und Criminal-Inquirenten mit Vorliebe anzuwenden, wofern sie nicht die ebenso gelehrt als furchtbar klingende Beschuldigung „destructiver Tendenzen" vorzogen. Das Weltgericht, welches die Weltgeschichte heißt, hat nun über Richter und Gerichtete aus den Umsturz-Prozessen der letzten Hälfte unseres Jahrhunderts in letzter Instanz abgeurtheilt und vielfach die Rollen umgetauscht. Vor diesem höchsten Tribunal wurden nachträglich die Männer der „schwarzen Commissionen" und die Schergen der „rothen Reaction" selbst zu Verurtheilten, die bedmals Angeklagten aber gerechtfertigt und ihre gerichtliche Verfolgung ihnen als Verdienst und Martyrium, als ein Anspruch auf dankbares Andenken von Seiten ihres Volkes angerechnet. Heute sind wir unter dem belebenden Einfluß der Geschichte und Geschichtskritik noch weiter gelangt, nämlich zur Erhebung der Anklage „destructiver Tendenzen" und „anarchischer Umtriebe" gegen manche der Vertreter und Verwalter sowerüner Befugnisse, von welchen einst die Demagogen-Anklagen angeordnet oder gebilligt wurden. Europa, in dessen Namen die unabhängige Presse eine solche Anklage erhebt, ist zu einer socialen, commerciellen, geistigen Einheit herangewachsen; man kann, mit Ausnahme Rußlands und der Türkei, von einer homogenen europäischen Gesellschaft sprechen. Diese europäische Collectiv-Gesellschaft aber hat nicht nur dasselbe Interesse wie jede nationale bürgerliche Gesellschaft, daß die öffentliche Sicherheit, der allgemeine Wohlstand, die Ordnung und Rechtspflege garantirt sein; sie hat dieses Interesse in dem Grade mehr, als sie größer ist. Denn jede Einzelnation bildet ein solidarisches Ganzes, dessen Leiden die Leiden jedes Einzelnen sind, dessen Gesammtwohlfahrt aber jedem Einzelnen zu Gute kommt. Wenn nun in der europäischen Gesellschaft statt der Principien eines geordneten Rechtszustandes noch mittelalterliches Faustrecht herrscht; wenn keine Sicherheit dafür existirt, daß der einzelne Friedensstörer von der Gesammtheit zur Unterwerfung unter Recht und Gesetz gezwungen werden kann, so ist der öffentliche Zustand Europas ein Zustand der Anarchie.

Der Fall einer muthwilligen Friedensstörung liegt nun in flagrantester Weise und mit der einmüthigen Auf der Culturvölker unseres Landes müßte dahin gehen: einigt Euch alle ihr Staaten, deren Lebensinteressen gefährdet sind, bildet einen Rechtsschutzverein auf gut föderalistischer Grundlage, mit parlamentarischer Vertretung aller dem Verein angehörenden Völker, setzt die Principien einer europäischen Staatenordnung im Geiste der Neuzeit fest und erklärt den Bann über den Ordnungsfeind, welcher das veraltete Faustrecht und Gottesurtheil als die Grundlagen der europäischen Gesellschaft feindlaten will.

Wenn europäischen Bestrebungen großer Herren sollte der gewichtige Ordnungsruf gebildeter Völker einen Zügel anlegen. Aber wie traurig steht es noch um die Einigung der Völker zu solcher Initiative. Sind ja die Predigten der Furlprecher des excessivsten nationalen Egoismus dieselbe wie jenseits des Rheines noch nicht verklungen. Frisch ist noch die Tinte auf den Millionen „Ja", womit das französische Volk sein souveränes Recht in die Hand des Bonaparte legte und frisch noch die Druckerschwärze an den chauvinistischen Artikeln der Berliner Officiösen.

Einiger Beachtung werth ist bei der Behandlung des Themas von der europäischen Gesellschaft, die da ist, und der europäischen Rechtsordnung, die da nicht ist, besonders höchstens auf dem Papier steht, das Verhalten der Partei, welche in erster Linie berufen wäre, für die Idee einer internationalen Rechtssicherung einzutreten; wir meinen die Freihandelspartei. Erst vor Kurzem haben sich die „Freihändler" Deutschlands zu einem Verein zusammengethan und zum Beitritt aufgefordert. Aber welche Namen standen unter dieser Aufforderung? Großdeutsche? Kosmopoliten, welche von der Idee der Gleichheit aller Menschen ausgehen? O nein. Gerade die Nonen, welche man auch unter den Programmen der engherzigsten nationalen Egoismuspolitik zu sehen gewohnt ist, die Botanten für das eiserne Budget, die Kleindeutschen par excellence und die nationalliberalen Großen Norddeutschlands. Nicht um eine europäische Rechts- u. Friedensordnung ist es ihnen zu thun: die würde ja am Ende gar die genialen Entwürfe ihres großen Staatsmannes durchkreuzen oder in enge Schranken zwängen. Nein, sie offiziren ein volles Weltdürgertbum und die Handelsfreiheit, die ihnen vorschwebt, ist die des ganzen Erdballs. Ein Chinese, an dem sie etwas verdienen können, ist ihnen Mancheftermännern lieber als zwei Franzosen oder selbst Deutsche, an welchen sie nichts verdienen. Die Culturstufe der Völker bleibt ihnen indifferent. Einen Verein von Culturvölkern, die eine gemeinsame Sprache, eine gemeinsame Centralgewalt und eine gemeinsame, freiheitliche, den Volkswohlstand über das Wohl der Dynastieen stellende Charte annähme, würden sie als einen socialistischen, gotteslästerlichen, utopischen, volkswirthschaftlich und politisch verwerflichen Abfall von dem allseligmachenden Programm des Weltfreihandels und des nationalen Königthums von Gottes Gnaden ansehen. Denn dieses Letztere dünckt ihnen mit dem Freihandel vereinbar, soweit es den Kasengeist pflegt; der „Socialismus" aber mit seinen Principien voller bürgerlicher Gleichheit ist ihnen verhaßt. Das Ideal ihrer Welt-Gesellschaft ist die Eintheilung der Menschheit in drei Classen: 1) die Besitzenden oder Nationen, die ausbeutenden Manchester-Politiker, 2) die Proletarier oder Zonen, als Ausbeutungs-Object und 3) die Männer des Sicherheitsdienstes à tout prix, welche den „Pöbel" zu bändigen haben, Soldaten mit ihren fürstlichen und adeligen Führern, Polizisten, Pfaffen, Juristen (womöglich selbst von den Joeen des Kassengusses, Erwerbs- und Ehrgeizes erfüllt.) — Die Selbstsucht und enge Verknüpfung von derjenigen Staaten, in welchen die Idee der Volkssouveränetät jetzt schon zur vollen Geltung gelangen kann, ist ihnen zuwider. Um dieses engere und darum mögliche Programm einer internationalen Gemeinschaft zu verreiten, fliessen sie das Programm eines confusen Welt-Gemeinwesens auf, neben dem das egoistische Nationalprogramm als das „zunächst aufzubrave" von ihnen ruhig festgehalten werden kann.

Nicht gegen die bornirten Schutzzöllner, Motivisten und Chauvinisten hat also der Zusprecher eines europäischen Staatenvereins am meisten zu kämpfen, sondern gegen die solchen Freunde des Zusammenlebens der gebildeten Völker gegen jene Ultra-Freihändler und Radical-Kosmopoliten, die von einer europäischen Gesellschaft nichts wissen wollen, weil sie die Pflichten gegen eine solche Genossen und mit „Proletariern" nicht auf einer politischen Rangstufe stehen wollen.

Der Weg dagegen, den die Handels- und Freiheitliga vorgeschlagen hat, — leider mit so geringer Unterstützung — ist der richtige, um zu freien'

Digitized by Google

friedlich vereinigten Staaten von Europa zu gelangen.

Bald vielleicht werden Blut und Thränen von Hunderttausenden den blutigen Beweis führen, was es heißt, solchem Friedens- und Freiheitsbunde der Völker das Panzerschiff der Fürsten, solcher europäischen Ordnung die europäische Anarchie vorzuziehen.

Ein Friedensbild.

Das intelligente Europa, das gewappnet bis an die Zähne dasteht und jährlich Milliarden für Waffen und Soldaten verpulvert, könnte sich an der friedlichen Eintracht und wächtiger entwickelnden Nordamerikanischen Union ein Beispiel nehmen, wozu es jene durch schwere Steuern erhobenen Millionen zu verwenden hat, wenn es darauf Bedacht nehmen wollte, das Wohl der Völker, nicht die Macht der Regierungen zu stärken. Hören wir, was ein Professor, Herr Hippeau, der im Auftrag seiner Regierung das Unterrichtswesen der Vereinigten Staaten studirte, in seinem Berichte darüber sagt:

„Die Sprache ist zu arm, um die Gefühle der Bewunderung schildern zu können, welche das erhebende Schauspiel einer großen Nation erweckt, die den öffentlichen Unterricht als die allererste und unerläßlichste ihrer Bürgerpflichten erkennt und sich freiwillig die größten Opfer auferlegt, um ihm eine Organisation zu geben, die ihr zu Tage mit ihren Gleichen auf dem Erdball hat. Was dieser großen Organisation einen ganz speciellen Charakter aufdrückt, ist die allseitig anerkannte und laut proclamirte Nothwendigkeit, einem freien Volke, das bestimmt ist, seine Angelegenheiten selbst zu besorgen, die allerliberalste und allerfreieste Bildung zu geben. Die Macht, welche glaubt, die Autorität besser zu wahren, wenn sie das Volk verdummen läßt, befindet sich in einem verderblichen Irrthum befangen. Je unterrichteter, je gebildeter, je aufgeklärter ein Volk ist, desto eifersüchtiger ist es, seine Freiheit zu sichern, denn die bauernde Grundlage der Freiheit ist Unterricht und Bildung."

Man begreift den Enthusiasmus des erfahrenen Pädagogen Hippeau, wenn man aus seinen Schilderungen dieses großartigen Volksunterrichtes entnimmt, daß in den 37 Staaten der Union, mit einer Gesammt-Bevölkerung von 37,500,000 Seelen nunmehr zählreich über 450,000 Lehrer und Lehrerinnen in den öffentlichen Schulen angegeben werden, daß die Zahl dieser Schulen heute die Zahl 200,000 überfliegt, so daß gegenwärtig auf je 120 Einwohner eine Schule kommt und daß die Zahl der Schüler, welche in diesen Schulen unentgeldlichen Unterricht erhalten, im verflossenen Sommer über sieben Millionen betrug. Das Gewicht dieser Zahlen tritt vollends hervor, wenn man Vergleiche mit europäischen Ländern zieht, und sich z. B. gegenwärtig hält, daß in der österreichisch-ungarischen Monarchie eine Schule auf je 900 Einwohner kommt, und für den öffentlichen Unterricht von 26 Millionen Francs verausgabt werden. Ebenso auffällig sind die Unterschiede, wenn man die soziale Stellung, sowie die Gehalte der Lehrer in der neuen Welt mit jenen der alten Welt vergleicht. Hippeau gibt in seinem Berichte ausführliche Mittheilungen in dieser Beziehung. Ober-Schulinspectoren der Union beziehen Jahresgehalte von 22—25,000 Francs, Unter-Inspectoren 17 — 20,000 Francs, Schul-Directoren 15—23,000 Francs, Professoren 7—10,000 Francs. Der geringste Jahresgehalt eines Volksschullehrers beziffert sich auf 2000 Francs. Hippeau hebt hierbei mit besonderem Nachdruck hervor, daß Amerika gerade das Gegentheil von dem biete, was in den Staaten Europas geübt werde. In der neuen Welt nimmt der öffentliche Unterricht dem Militarismus alles Das, was in der alten Welt die Militärbudgets dem Unterrichtswesen entziehen. — Höchster Beachtung würdig ist auch die Darlegung der großen und stetig steigenden Rolle, welche die Frauen im amerikanischen Unterrichtswesen spielen. Während im Jahre 1862 auf die Gesammtzahl der Lehrkräfte 45 Prozent weibliche Instructoren entfielen, stieg die Zahl der letzteren im Jahr 1868 auf 70 Proz. Im Beginn des Jahres 1869 zählte man in 22 Staaten der Union 124,613 Schulen, in welchen 5,136,562 Schüler von 63,600 Lehrern und 135,250 Lehrerinnen unterrichtet wurden.

Bei solchen Einrichtungen und solchem Fortschreiten darf es dann allerdings nicht Wunder nehmen, wenn jener heute noch junge Staat bald an der Spitze der Civilisation und Cultur der ganzen Welt stehen wird.

Die Rückkehr zum Mittelalter.

(Fortsetzung.)

14) Nach christlicher Lehre ist jeder Christ gegen Gott verpflichtet für seine Sünden durch ascetische Uebungen der Enthaltung, der Selbstverläugnung und des reichlichen Almosens Buße zu thun. Von dieser Verpflichtung überspannt kann nach kirchlichen Grundsätzen, da sie auf göttlicher Anordnung beruht, Niemand entbunden. Nach päpstlicher Lehre aber kann sie von den Päpsten durch das Mittel allgemeiner oder specieller Indulgenzen erleichtert oder beseitigt werden. Die Päpste lehren, daß Theilnahme am Krieg gegen Feinde des römischen Stuhles und an der Vertilgung der Häretiker ein wirksames Mittel der Sündenvergebung sei und alle Bußwerke vollständig ersetze. So bestehte Paschalis II. im Jahr 1102 den Grafen Robert von Flandern: für ihn und seine Krieger sei das sicherste Mittel Sündenvergebung und den Himmel zu erlangen, wenn sie die Gottlichkeit zu Jerich und alle Anhänger des deutschen Kaisers Heinrich's IV., mit den Waffen vertilgen würden. (Lab. Baron. Ecel. a. 1102 § 18.) Den König Philipp August von Frankreich empfahl Innocenz III., der den König Johann von England eben abgelegt hatte, die Eroberung Englands als ein Mittel der Sündenvergebung (Kog. Wendover Hist. Ang. sub anno). Ueber Albertus III. als er die Franzosen durch Verheißung der vollständigsten Sündenvergebung im Jahre 1283 in den Krieg gegen die Aragonesen trieb (Rayuald a. 1283, 4.). Und so oft ein Krieg zum Vortheil des päpstlichen Länderbesitzes oder zur Ausrottung von Andersgläubigen geführt wurde, immer hat die Päpstliche Partei daran von den Päpsten als das wirksamste und sicherste Mittel gepriesen sich von allen Sünden rein zu waschen und zur ewigen Seligkeit zu gelangen.

15) Die Inquisition, die spanische sowohl als die italienische, ist so wesentlich ein Product der päpstlichen Glaubens- und Sittenlehre, daß es nie einen Inquisitor gegeben hat, der nicht Kraft der ihm vom Papst übertragnen Gewalt und im Namen des Papstes sein Amt verwaltet hätte; nie einen gegeben hat, dem der Papst nicht in jedem Momente, wenn er es wollte, sein Amt hätte nehmen können, ganz oder theilweise hätte entziehen können. Alle weltlichen Gesetze und Einrichtungen des Inquisitionstribunals, die Schutzlosigkeit des Angeklagten, den sein Advocat vertheidigen durfte, die Zulassung infamer und verächtlicher Zeugen, die häufige Anwendung der Folter, die den weltlichen Behörden zur Vollstreckung der inquisitorischen Todesurtheile angethane Nöthigung, das Gebot seinen Rückklägern, auch wenn er sich bekehre, am Leben zu lassen — alles dies ist von den Päpsten ganz aus eigenem Antrieb angeordnet und von den nachfolgenden immer wieder bestätigt worden.

16) Nach der Lehre Gregors IX., Innocenz IV., Alexanders IV. ist es sittlich und evangelisch, einen Andersgläubigen, wenn er von den Inquisitoren ergriffen, für ihre Ketzerei, die sie Irrthum nennen, zu lebenslänglichem Kerker zu verurtheilen. (Literae apostolicae Summorum Pontificum pro officio S. Inquis., Venetiis 1607 p. 3.)

17) Nach der Lehre Alexanders IV. ist es dem Papst erlaubt, durch seine Inquisitoren das Vermögen Derer, die sie wegen Ketzerei verurtheilt haben, einzuziehen, ihre Güter verkaufen zu lassen und den Ertrag für sich zu nehmen. (Daselbst p. 39.)

Aus Kirche und Schule.

Preußen. Es ist wieder etlig in den Schreibstuben des Ministeriums der geistlichen Angelegenheiten Bericht zu Bericht gesammelt worden, um einigen Anstand ein hohes Gebäude als gesetzlichen „... einstreichen zu können." bemerkt der „Weg weiser." Wir hatten es für eine grenzenlose Schmach, daß sich das preußische Volk nach immer nicht überzeugt hat, daß das System Mühler schon bei den Zeitschrift des neunzehnten Jahrhunderts ist. Nun selbst wird Preußen die unerreste Frucht nicht in den Schooß fallen. Selbst die besten muß es nicht im Katzenjammer der Dogmas und des Absolutismus erstiefen will, worauf der Bischöfliche Erlaßung hinausgearbeitet hat. Wir begrüßen daß ist die einzige Antwort, darum wählte man Demakraten.

— Schon wieder Eines! Aus dem Kreise Oletzko in Ostpreußen wird dem Lehrer U. wegen Verweigerung jüdischer Handlungen mit Schulkindern gerichtlich eingeleitet. — Der Mann soll zu den Frommen gehören. —

— Irrthümer der jetzigen Lehrerbildung und ärztlichen Erziehung eines?

— **Vom Rhein.** (Ein protestantischer Lehrer.) Der Lehrer Sch. zu Nuß bei Düsseldorf erhielt nach 25jähriger Wirksamkeit eine jährliche Pension von 125 Thlr. Beinahe sämmtliche Gemeinderaths-Mitglieder sind seine früheren Schüler. Dort man auch hier weiß, wem Eine Gemeinde, die ihren Lehrer ehrt, ehrt sich selbst!

— **Breslau.** (Die Schulfrage) scheint ihre vorläufige Erledigung nicht im Sinne der „Provinzial-Correspondenz" finden zu sollen. Wie wir vernehmen, hat der Magistrat unserer Stadt die kürzlich mitgetheilte Eröffnung der Regierung in dieser Angelegenheit bereits dahin beantwortet, daß die Communen Breslau zunächst darauf verzichte, mit der gestatteten Eröffnung der in Aussicht genommenen Lehrerstellen vorzugehen, nachdem man auch den Mittheilungen der Regierung nicht habe erkennen können, daß die Ausstattung der Breslauer Stadtbehörden in Bezug auf den religiösen Charakter der projectirten Schulen von der Regierung getheilt werde.

Mit Mühler bleibt Alles beim Alten!

Bayern. Die Ausbesserungen der Schullehrer im Gesammtbetrage von 100,000 Gulden, welche der Rest eut Domkapitular Dr. J. Schmid aus Staatsmitteln beantragt und von der heiligen Kirchlichkeit mit allen Stimmen gegen eine genehmigt hat, vertheilen sich auf folgende einzelne Posten: 1) für eine Doppelstelle ein Staatszuschuß von 300 Gulden, wenn Lehrerwohnung im Schulhause 200 fl., 2) für eine Halbmatze 15 fl., 19,200 fl., 3) für eine Mittese 30 fl., 107,250 fl., 4) Zulagen an die Provisoren zur Erhöhung der Bezüge der Mittelschul-Lehrer und -Lehrerinnen 1400 fl., 5) Dienstalterszulagen für die Mittelschul-Lehrer und -Verweser mit 4 Quinquennien (Perioden von je 5 Jahren) je 50 fl. gerechnet zum Jahresbetrage von 11,400 fl., 6) Dienstalterszulagen für jeden ständigen Verweser und jede weibliche Lehrerin in 4 Quinquennien je 25 fl. zum Jahresbetrage von 2,400 fl., 7) Zulagen von 50 fl. für die Schulaushelfen von jährlich 25 fl., 21,000 fl. Summe 841,770 fl. Dabei bemisst sich im Referate folgende Bemerkung: „Es ist im Allgemeinen nicht wünschenswerth, daß alle Mittelen und Waisen, so sie in Vereinen sind oder nicht, zum Unterdrängnis von ihren sonstigen Bezügen und der Lehrerwohnung auch Wohnungsentschädigung beziehen, wenn obige Zuschüsse erhalten haben; außerdem dürften diese Staatsbeiträge nur in einer Weise und von irgend einer Gemeinde in die bisherigen Bezüge der Lehrer eingerechnet werden." Genannte Aufbesserungen sollen am 1. Januar 1871 in Wirksamkeit treten. (Für Nordamerika und insbesondere für Preußen.) Wenn Lehrer Noth leiden, weil Kinder, wenn Lehrerwittwen und Waisen einen neuen Anspruchserieren allein 71,300 Thaler aus der Staatskasse gehen; das große, ganz Deutschland umfassende Heer der Lehrer, Lehrerinnen, Lehrerwittwen und Waisen einen neuen Anspruch erheben, der Hort des Protestantismus, das Land der Schulen — dieses Preußen hat sich für berechtigt gehalten, 9,000 Thaler aus dem Reptil-Fonds anweisen zu lassen — 9,000 Thlr. und um gar diese Lumperei nicht zahlen zu dürfen, werden jetzt alle nur denkbaren Fundstellen durchsucht. Darauf ist Preußen stolz! Ja wohl!

Baden. Mannheim, 12. Juli. „Samiel hat gesiegt", die Sache der einheitlichen Schule hat heute durch die mit großer Majorität angenommene Resolution Lamey, Heren Eller, Krebs, Moll, Röther, Schmitz und Jerosch einen glänzenden und dafürstlich entscheidenden Sieg errungen. Von heute an datirt eine Aera zum Heile und Segen unseres Volkes, der Verbreitung war reger als am 20. Dezember vorigen Jahres, wo Rastatter erfreulicher Weise das Gleiche, eine unverbrüchige Fundamentalsäule für die Blüthe und Entwicklung der leiblichen Schöpfung der Kinder. Wir haben alle Ursache uns dieses Sieges zu freuen, denn die Zukunft wird lehren wie von gegnerischer Seite ausschließlich auf eine Oberaufsicht für die bevorstehenden Gemeindewahlen angearbeitet wurde, um die Schule in andere Bahnen zu leiten, die in rieger Agitation für die gute, abermals begreifen Sache gewirft haben.

(Ein evangelisches Concil.) Das Programm der in New-York projectirten großen Conferenz evangelischer Christen aller Länder ist jetzt festgestellt. Die Sitzungen werden am 1. September beginnen und 10 Tage lang schließen. Unterbrochen sind für nur durch die beiden dazwischen liegenden Sonntage, wo in verschiedenen Kirchen der verschiedensten Confessionen Predigten und Gebete gehalten werden. Das Programm ist so umfangreich, daß trotz der achttägigen Sitzungen es kaum abzusehen ist, wie die einzelnen Fragen erschöpfend behandelt werden können. Es sind folgende Fragen zur Besprechung und Erörterung vorgelegt worden: Die Verbindung der Generalwahrheiten der Bibel, „das Christenthum und seine Widersacher", „die Theologie der Reformation" verbindet werden soll über Katholicismus, Rationalismus, Pantheismus und Deismus, Mormonismus und Spiritualismus, Methoden zur Bekämpfung des modernen Unglaubens, die Hoffnungen der Reformation für die Zukunft, Principien der Reformation — die Supremate der Bibel, die Rechtfertigung durch den Glauben, Wirkungen der Reformation und die modernen Gesellschaften, Bibel und Protestantismus, die gegenwärtigen Aspecten des Romanismus, der Ultramontanismus und das ökumenische Concil, das weltliche Papstthum, was kann man von der römischen Kirche lernen kann u. s. w. u. s. w.

Wir hätten, ob man sich empfehlen, das Concil mit den „Methoden des Protestantismus" zu beginnen. Das man diese blos gelegt, kommt man sofort auf die Wurzel des Uebels. Wäre die protestantische Kirche doch, was sie von Gesetzt an war, gebieten, eine Bedürfnis bei Dogmas, würde das Christenthum nicht die Legion von Widersachern um sich sehen, die ihm heute aus der Unduldsamkeit, die sich in ihrem Schooße entwickelt hat, erwachsen sind. Die Bekämpfung des modernen Unglaubens aber ist nur durch eine neue Reformation innerhalb der protestantischen Kirche möglich. Brück mit negativen Lehrsätzen, mit Verdammen und durch die Verfündigung einer erläuterten ideellen Lehrbestimmung bemüht!

(Amtlicher Geschichten.) Der Mann, welcher seit sechs Monaten in Schwarzburg-Rudolstadt die Jügel der Regierung führt, war früher ein Hofmeister und Hofrecorts-Offizier, beim Hofe in Berlin nicht gerade zum Besten angeschrieben. Wie man aus Erfurt schreibt, begrüßte er als Prinz Adolf vor einigen Wochen Morgens um 9 Uhr: „Wie steht's, Monarch!" frug der Prinz. „Ganz wohl, Majestät!" war die Antwort des immer noch nur einfachen Hofmeisters. „Monarch" — bemerkte darauf Majestät erniedrigte: „Na, so sehen Sie wenigstens 'mal Ihre Krone ab!" Das Kommando wurde ohne Widerrede befolgt.

Nach amtlichen Berichten aus Java wurden dort im vorigen Jahre 183 Männer, 82 Weiber und 38 Kinder von Tigern umgebracht; von Krokodilen 155, von Schlangen 122 Personen. Wenn man die Bieter doch zu Vegetarianern bewandten könnte.

Der Sultan war kürzlich so erfreut über einen Leitartikel, welchen die „Turakt", eine türkische Zeitung in Stambul, der Gelegenheit seiner Thronrede gebracht hatte, daß er dem Herausgeber Mr. Bey den Grad eines Colonels (Lieutenant-Colonel) verlieh und ihm 500 Pfund Sterling schenkte.

Feuilleton.

Geschichte eines Rekruten von 1813.

Erckmann-Chatrian.

(Fortsetzung.)

Abends im Quartier waren wir sehr froh, unsere müden Füße auszuruhen, besonders ich. Ich kann nicht sagen, daß mein Bein mir wehthäte, wohl aber meine Füße. Ach, ich hatte nie so große Anstrengungen empfunden! Mit unserem Einquartierungsbillet hatten wir das Recht uns an den Kamin zu setzen, die Leute stehen uns aber auch an ihrem Tische Platz nehmen. Fast immer hatten wir dicke Milch und Kartoffeln, zuweilen auch frischen Speck auf einem Teller Sauerkraut. Die Kinder umstanden uns und sahen uns an, die alten Frauen fragten, aus welchem Lande wir wären, was wir vorher getrieben hätten; die jungen Mädchen betrachteten uns mit traurigen Blicken, indem sie an ihre Geliebten dachten, die fünf, sechs oder sieben Monate früher ausgerückt waren. Dann führte man uns zur Schlafstelle. Mit welchem Wohlbehagen streckte ich mich! Wie gern hätte ich meine wohl Stunden geschlafen! Aber Morgens um fünf, gerade beim Tagesgrauen weckte mich der Trommelwirbel; ich betrachtete die braunen Balken der Decke, die kleinen mit Eis überzogenen Fenster und fragte mich: „Wo bin ich denn?“ Auf einmal sag ich mir das Herz zusammen und ich sagte mir: „Du bist ja zu Pferde, zu Pferde! Du bist ein Reiter!“ Das schien mir Anfangs nicht zu glauben. Ich stand auf, zog mich rasch an, putzte meine Stiefeln, Gamaschen und Sporen und ging vor die Thüre, um mich zu überzeugen, daß ich wirklich ein Reiter sei. Ich konnte es kaum glauben, so sehr war ich von meinem Glücke überrascht. Ich sah meine Pferde, die mit dem Kopfe an der Krippe standen, ich sah meine Sattelkammer, meine Satteldecken, meine Pistolenhalfter, meine Säbeltasche, meine Karabinerpatronentasche, meine Lanze, meine Feldflasche, meinen Tornister, meinen Mantelsack, meine Mütze, meine Handschuhe, meine Schabracke, meine Trense, meine Steigbügel, meine Sporen, meine Kandare, meine Halfter, meine Kette, meine Bürsten, meinen Kamm, meine Striegel, meine Hufkratze, meine Hufeisen, meine Nägel, meine Hufschmiede, meine Hufschmiedin, meine Hufschmiedstochter, meine Hufschmiedsmagd, meine Hufschmiedsknecht, meine Hufschmiedsgesellen, meine Hufschmiedsmeister, meine Hufschmiedsfrau, meine Hufschmiedskinder, meine Hufschmiedsgroßeltern, meine Hufschmiedsgroßmutter, meine Hufschmiedsgroßvater, meine Hufschmiedsurgroßeltern, meine Hufschmiedsurgroßmutter, meine Hufschmiedsur

Mein Bureau und Wohnung

befinden sich von heute an in dem Fitting'schen Hause gegenüber der Fruchthalle, im untern Stock Kaiserslautern, 22. Juli 1870.
75a) **Zinn,** Geschäftsmann.

Wollene Decken, Strohsackleinen

sowie
Strohsäcke, Betttücher

in großer Auswahl bei
74a,b,6 **R. Vendig.**

Wir sind Verehrer guter Tanzmusik, leiden jedoch in jetziger Zeit an einer wahren Heidenschwemmung von schlechter Tanzmusik, die uns jeden Genuß verleidet. — Werden doch derartige Tänze das Stück für 1 Schill., das Dutzend für 8 Schill. und darüber verboten noch billiger ausgeboten! — Nähmend wissen wir daher — so sagt die Saarbrucker Zivilblatt-Zeitung — die drei anzgezeichneten Walzer: „Frühlingsreigen" von Julius Lammers — „Burschentänze" von Johannes Schwabrot — „Jugendträume" (Paris-Compositionen) von C. Hübner-Trams hervorheben. — Preis pro Opus (4 Bogen stark) nur 44 kr. Zu beziehen von Robert Pohlich in Leipzig und durch alle Buch- und Musikalienhandlungen.

Billige
Weiß-Weine
und
Roth-Weine
in Faß und Flaschen bei
Joseph Altschüler,
Mühlstraße.
73m3]

Fertige Strohsäcke, Betttücher,

sowie
Turner-Jacken und Gradel-Hosen

empfiehlt zu sehr billigen Preisen die Niederlandlung von
L. Sonnenberg
am Schillerplatz.
75a)

Gicht, Rheumatismus, Gliederreißen aller Art, selbst ganz eingelebte Leiden, werden in kurzer Zeit heilsicher durch **Hermann Witt,** Berlin, Kopfstr. No. 34. [127wore.

Wohnungsveränderung.

Dem geehrten Publikum diene hierdurch zur gefälligen Notiz, daß ich meine bisher inne gehabte Wohnung der Hrn. Herrmann zum Storchenthurm verlassen habe und nun bei Hrn. Reuschel er in der Fackelstraße, via-a-vis von Hrn. Metzelsdorf, wohne. — Zugleich erlaube ich mir meine

Stuhlmacherei

in allen ihren Branchen in empfehlende Erinnerung zu bringen, unter dem Versprechen prompter und reeller Bedienung.
(574 „Jakob Kümmel.

Gichtwatte, unfehlbares

Mittel gegen Gliederreißen
aller Art, empfiehlt à Paquet 18 und 30 kr. **Carl Hohle.** (1,a6

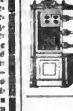
Heute Sonntag
Spanfan-Essen
bei **Louis Spatz.**

Freiwilliges Anlehen.

Nachdem die am 20. d. Mts. tagende **Gemeindeversammlung** den Stadtrath von Kaiserslautern ermächtigt hat, ein „freiwilliges Anlehen" bis zu fl. 100,000 aufzunehmen, so ergeht hierdurch eine öffentliche Aufforderung und Bitte an Alle, welche in der Lage sind, sich an diesem Anlehen der Stadt zu betheiligen und werden nicht allein größere, sondern auch kleinere Beträge bei den städtischen Einnehmer Herrn Junker entgegengenommen; die Einzeichnungen haben jedoch **vorher** auf dem Bürgermeisteramte zu geschehen.

Von dem Gemeinsinn der Bürgerschaft überzeugt, hofft das unterfertigte Amt auf schnelle Zeichnung der nothwendigen Summe und zwar um so mehr, weil die Stadt gerade jetzt jede Sicherheit und Garantie bietet.

Kaiserslautern, den 21. Juli 1870.
Das Bürgermeisteramt.
74a) **Hohle.**



Unterzeichneter bringt sein Lager selbstgefertigter
feuerfester Kassa-Schränke,
sowie **eiserne Kisten** und **Handcassetten** von allen Dimensionen in empfehlende Erinnerung.
Kaiserslautern, im Juli 1870.
(169a) **J. Raquet.**

Geschäfts-Eröffnung.

Einem verehrlichen Publikum die ergebene Anzeige, daß ich unterm Heutigen ein
Eisenwaaren-Geschäft en-gros & en-détail,
verbunden mit Lager von
Landwirthschaftlichen Maschinen 2c.,
dahier eröffnet habe. Mein Bestreben wird sein, meine Kunden auf's Reellste zu bedienen und halte mich bei Bedarf in meinen Artikeln, worin ich stets ein großes und wohlassortirtes Lager halte, bestens empfohlen.
Kaiserslautern, den 15. Juli 1870.
Hochachtungsvoll
68a,a] **Jacob Steiner.**
Lager und Comptoir neben dem Stadthause.

Bei **Ph. Rohr** in Kaiserslautern sind zu haben:
Karten des Kriegsschauplatzes 1870,
nebst statistischen Angaben. — Preis 15 kr., mit Postzusendung 16 kr.

Die mechanische und optische Werkstätte
von
Mannheim, **Mannheim,**
an den Planken D 2, 7. **H. Platz,** D 2, 7 an den Planken,
empfiehlt sich zur Anfertigung aller Arten **mathematischer, physikalischer und optischer Instrumente und Apparate,** sowie überhaupt mit allen in dieses Fach einschlagenden Arbeiten. (229,a,b,8
Billige Preise. Reparaturen pünktlich und gut.

Ungarische Rothweine,

als: **Szegszarder, Ofener, Grianer, Menesier, Karlovitzer und Villanger 1865er, 1865er und 1866er,** welche sich vermöge ihrer ausgezeichneten Qualität und Billigkeit sehr schnell bei uns eingebürgert haben, empfiehlt und hat stets bedeutende Lager im hiesigen Zollkeller
(64a,a,3
J. J. Diefenbach in Darmstadt,
Vertreter der **Szegszarder Weinhandlungs-Gesellschaft** in **Szegszard** in **Ungarn.**

Der Unterzeichnete kauft sowohl
reine blaue Petroleumfässer,
als auch solche, worin schon fettes Oel, Terpentinöl 2c. gefüllt war, in jedem vorkommenden Quantum und steht bezüglichen Offerten entgegen.
Gust. Schützenbach.
p45a,] **Mannheim.**

Dreschmaschinen, Futterschneidmaschinen

billigst in der Eisenhandlung von
[30m2 **Herrmann Herz.**

Mineralwasser-Fabrik
von **J. Thiel** in Kaiserslautern,
(Schillerplatz.)
[70a2
Im Besitze einer Mineralwasser-Maschine neuester Construction, empfiehlt dieselbe ihre künstlichen Mineralwässer, wie auch Medizinalwässer zu den üblichen Preisen.

Fertige **Strohsäcke** von glattem und karrirtem Leinen à fl. 2. 30 kr. per Stück,
Fertige **Betttücher** von reinem Leinen fl. 2. 30 kr.
empfiehlt
74a) **S. A. Götz,** Kerngasse.

Geschäfts-Empfehlung.

Einem geehrten hiesigen wie auswärtigen Publikum bringe ich mein Geschäft als
Herrenkleidermacher
in empfehlende Erinnerung.
64a) Um geneigten Zuspruch bittet freundlichst
Philipp Andre,
wohnhaft bei Küfer Bender, Mühlstraße.

Einfachstrandig, jedoch im besten Zustande befindliche
Hand-Nähmaschine
ist wegen Anschaffung einer größeren entbehrlich geworden und wird deshalb zu sehr billigem Preise abgegeben.
Wo? sagt die Expedition d. Bl. (63a,a

Vorzüglicher
Cognac,
Arac,
Rum,
billigst bei **Joseph Altschüler,**
73m3] Mühlstraße.

Ausmahl von
Kriegskarten
bei **J. J. Tascher,** Kaiserslautern.
[75a

Im C. Gelbert'schen Biergarten

können auf Wunsch alle Unterhaltungen, Kränzchen 2c., von Vereinen wie Privaten abgehalten werden. Bei Privaten steht es beliebigen unbenommen, ihre Speisen selbst mitzubringen und ist der Unterzeichnete gerne erbötig, das nöthige Tischzeug 2c., hiezu zu liefern.
(63a,a2
F. Bleiker.

Für Bürgermeisterämter!
Einquartierungszettel
das Dutzend 12 kr.
vorräthig in der Buchhandlung **Ph. Rohr** in Kaiserslautern:

Kissinger Pastillen,
hergestellt auf den Salzen des Kissinger, über dessen heilkräftige Wirkungen die Schriften von Hofrath Dr. Balling, Hofrath Dr. Grebert und Dr. Trinkler handeln. Besonders empfehlenswerth gegen Trägheit der Verdauungsorgane, mangelhafte Secretion, Blutschlucht, Blutleere, wie auch gegen Hämorrhoiden, Neigung zu Gicht und Scropheln. Preis per Flacon 30 kr., täglicher Bedarf 1 Pastille. Niederlage bei zugleich Apotheker **A. Rieker,** in **Wadowitz** bei **Alb. Wentz.**
Kgl. Baier. Mineralwasser-Versendung.

Ein Lehrling

unter sehr günstigen Bedingungen, ohne Lehrgeld, kann sogleich eintreten bei
Carl Jansohn,
Lampist u. Blecharbeiter.
67a)

Weiblichen Dienstboten

können sogleich für hiesige Stadt und auch nach Auswärts verschiedene Stellen nachgewiesen werden durch das conc. Mitzuge- und Auskunftsbureau von
73a,a4] **A. Leonhardt.**

Von heute an verkaufe
Kaffee per Pfd. 28, 32, 36 und 40 kr.,
„ **Perl Ceylon** 42 kr.
Zucker prima Qualität 18 kr. per Pfund,
Reis 8, 10 und 12 kr. per Pfund,
Salz per Pfund 4 kr.
74a, **S. A. Götz,**
Kerngasse.

Eine Gemeinde in der Nähe von Kaiserslautern wünscht ein
Anlehen von 1000 fl.
aufzunehmen. — Näheres in der Expedition d. Blattes.
[74a,

Soeben erschienen und vorräthig bei Ph. Rohr in Kaiserslautern:
Illustrirter
Familien-Kalender
für 1871.
Enthält außer vielen illustrirten Erzählungen einen schönen Stahlstich und eine Karte von Central-Europa, die gleichzeitig als
Kriegsschauplatzkarte
zu verwenden ist.
Preis 14 kr.

Verantwortlicher Redakteur: Carl Luckel. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Pfälzer Demokrat

und

Sonntags-Blatt.

Organ der deutschen Volkspartei in der Pfalz.

Wöchentliche Gratis-Beilage zur „Pfälzischen Volkszeitung."

Für Nichtabonnenten der „Pfälz. Volkszeitung" vierteljährlich 18 kr.

Nro. 31. **Kaiserslautern, 31. Juli.** **1870.**

* Wochenschau.

Noch immer jene Windsbraut und über und die schwarze Wolke, die den verderblichen Blitz enthält. Recognoscirungsgefechte von geringer Bedeutung für den Verlauf und den Ausgang des Kampfes, für die Soldaten beider Heere jedoch eine Vorbereitung für die furchtbaren Schläge, die jede Stunde erfolgen können. Zu Wasser und zu Lande werden sich zwei intelligente Nationen zerfleischen, die durch mehr als ein Band eng aneinander zum friedlichen Leben und Wirken verbunden sind; die Laute sind gerichtet, das Völkerrecht kann beginnen.

Bereits ist manches Leben auf dem blutigen Schlachtfelde verhaucht und manch' braver Soldat zerschossen und verstümmelt vom Schauplatz der Ehre geschieden, Tausende werden sein Schicksal theilen und unter den dröhnenden Tritten des Kriegsgottes werden Deutschlands schönste Blüthen, zertreten und zerstampft, in den Staub sinken. Doch eisern wollen wir auf der Wacht stehen und die Stimme des Jammers und des Elends soll nur unsere Arme stählen zur Ausdauer im Kampfe, zur Rache für Vaterland und Freiheit, zur Sühne für jenen Tropfen Bruderblut, der um schnöder Fürstenlaune willen von Frankreichs Herrschaaren vergossen worden ist.

Die Wogen der Begeisterung, welche heute in allen deutschen Gauen die Dämme der Parteien überfluthen, werden nicht ermatten; ihr Alles wird die Nation für das Vaterland und seine Freiheit einsetzen.

Uns den Daheimgebliebenen verbleibt dieser Begeisterung, diesem Opfermuthe gegenüber die Pflicht, die heilige Flamme der Begeisterung zu nähren und in die Hütten des Elends und des Unglücks den Balsam des Trostes zu tragen.

Durch Wort und That wollen wir versuchen, des Elends Jammer zu stillen, und den Hunger und Kummer von den verwaisten Hütten fern zu halten.

Unserer Jugend aber zeigen wir des Krieges entsetzlichen Preis, daß neben dem Freiheitsflammen sich in ihr gleichzeitig der Abscheu vor dem Völkermord, vor fürstlicher Tyrannei befestige, die ganze Völker, ohne sie zu fragen, ohne an die furchtbaren Folgen zu denken, leichtern Herzens zur Schlachtbank schleppt und ihr einprägen jenen Spruch des Sängers:

Von allen Herrschern sie auf Erden walte
Und der die Völker pflichten aber fröhnen,
Ist eine nur, je herrlicher sie schaltet,
Um so gewisser selbst der Freiheit Söhnen:
Es ist das Königthum das nie veraltet,
Das heil'ge Recht des Wahren, Guten, Schönen;
Nur solche Herrschaft hat auf Segen Anspruch
Und der die Völker pflichten aber fröhnen.

Gelingt uns dies, dann tragen wir als kostbaren Ehrenpreis aus dem Schlachtensturme den ewigen Frieden, die Freiheit der Völker davon.

Die letzte Sitzung vor dem Kriege.

Um 9 Uhr 35 Minuten begann am 15. Juli d. J. die denkwürdige Nachtsitzung des gesetzgebenden Körpers von Frankreich zur Genehmigung der Kriegsvorlagen, welche vier Stunden vorher in der Nachmittagssitzung eingebracht und als dringlich erklärt waren worden.

Marquis Talhouet, der bis kurz nach dem Plebiscit dem Cabinet der „ehrlichen Leute" angehört hatte, trat als Berichterstatter vor das Haus, um anzuzeigen, daß die Commission den Großherzogliche wahren, den Kriegsminister und den des Auswärtigen angehört und Kenntniß von den auf die Frage bezüglichen Actenstücken genommen habe. „Die Commission hat aus den Erklärungen der Minister und den Actenstücken ersehen, daß die Regierung vom Beginn bis zum Ende der Unterhandlungen in loyaler Weise dasselbe Ziel verfolgt hat." Talhouet sagt zwar nicht, welches Ziel, allein natürlich man nach dem Erfolg, so war es der Krieg, und der einzige Zweifel, der übrig bleiben kann ist der, ob diese Ziel eben loyal verfolgt wurde oder nicht. Diese Actenstücke bestehen aus der Instruction Gramont's an Benedetti, von dem König von Preußen als unumgänglich die Erklärung zu verlangen, er werde der nunmehr zurückgezogenen Candidatur nicht mehr von neuem seine Ermächtigung ertheilen, ferner aus Depeschen mehrer diplomatischen Agenten Frankreichs im Auslande, welche melden, Herr von Bismarck habe officiell den europäischen Cabinetten erklärt, sein König habe sich gewigert, den französischen Gesandten zu empfangen, und diese Weigerung durch einen Adjutanten notificiren lassen. Ferner gemann die Commission, man weiß nicht aus welchen Actenstücken, die Ueberzeugung, daß schon am 15. Juli, also vom vorherigen Tage an, wichtige Rüstungen in Preußen stattgefunden hätten. Endlich und das bleibt das Merkwürdigste in dieser Sache, wurden der Commission Chiffre-Depeschen vorgelegt, deren Inhalt die Commission nicht mittheilen kann, und dies sind die Actenstücke, auf deren Grund Marquis Talhouet feierlich erklärt, „daß Frankreich eine der Nation zugefügte Beleidigung nicht dulden konnte, daß seine Diplomatie ihre Schuldigkeit gethan, indem sie ihre gerechten Forderungen auf ein Gebiet einschränkte, auf dem Preußen nicht, wie es gehofft und beabsichtigt, entschlüpfen konnte." Das sind die Belege, welche Ministerium und Commission beibringen, die Gründe, die sie anführen, um den unheilvollen Krieg, in den Europa gerathen ist, zu rechtfertigen. Man traut seinen Ohren kaum, wenn man solches hört; noch weniger aber seinen Augen, wenn nun das parlamentarische Zerspiel beginnt, das als unentbehrliches Vorläufer einer Kriegserklärung vorausgeschickt werden mußte. Zunächst stürzte Guyot-Montpayroux, ein chauvinistischer Rechter der ersten Linken, auf die Tribüne, um sein Votum, wie er sagt, zu motiviren. Er hält den Krieg für nothwendig, für unvermeidlich, allein er muß dazu zweierlei bemerken. Einmal, daß Frankreich dabei keinen selbstsüchtigen, eigennützigen Zweck, sondern nur die Wiederherstellung seiner seit vier Jahren durch den preußischen Ehrgeiz gehörten europäischen Ruhe im Auge hat; dann soll Europa wissen, daß Frankreich einig, bereit ist, sich mit Vergessen alles Parteihaders unter die nationale Fahne zu schaaren. Nach ihm kommt Gambetta, von dem die Kriegsparteien eine ultrapatriotische Rede erwartete. Allerdings ist Gambetta auch insoferne Chauvin, als er dem Krieg nicht aus dem Wege geht, allein derselbe muß von vornherein vor den Augen von Europa gerechtfertigt werden. Die kriegerische Stimmung von heute scheint Gambetta als im entschiedenen Gegensatz zu der seitherigen friedlichen Haltung der Regierung zu stehen. „Woher der plötzliche Umschwung der Regierungs-Politik, für welchen die Kammer nunmehr die Verantwortlichkeit übernehmen soll? Man verlangt Soldaten und Geld von Frankreich und stürzt es in einen gewaltigen Krieg, ohne daß Frankreich wie überhaupt Europa nur wissen dürfen, auf welcher Seite der ungerechte Angriff, auf welcher der gerechte Widerstand ist. Bis sind die Actenstücke, welche das Ministerium sein Vorgehen rechtfertigt? Warum theilt man sie der Commission und nicht der Kammer mit? Warum beruft man sich auf den Bericht eines diplomatischen Agenten? Warum legt man nicht den Text der angeblich so beleidigenden Depesche Bismarck's vor? Wir müssen sie sehen und discutiren können.

Nun entspinnt sich ein entsetzlicher Streit ob dieser Depesche, die Niemand kennt, außer die Minister und die Commissions-Mitglieder. Eines derselben, Herzog von Albufera, erklärt, er habe sie gesehen; Herzog von Gramont bethauert, er habe sie vorgelegt. Gambetta nimmt ihn beim Wort. Er will glauben, sie habe wirklich der Commission vorgelegen; allein ist sie an sämmtliche Cabinette Europas abgegangen, aber nur an die süddeutschen Höfe; Das ist wesentlich. Aber auch im letzteren Falle, ist es unsowehr Pflicht der Regierung, sie vorzulegen, „und geschieht dies nicht", schließt Gambetta, „so ist euer Krieg nur ein entblößter Vorwand, aber kein nationaler Krieg."

Anstatt daß auf solche Aufforderungen hin die bewußte Depesche oder ein annähernd entsprechendes Actenstück mitgetheilt worden wäre, erscheint nun Ollivier auf der Tribüne, um mit der beliebigsten Unverschämtheit, wie er es schon in der Nachmittagssitzung versucht, seine Gegner als zu wenig empfindlich im Ehrenpunkt zu verdächtigen. „Es ist das erste Mal," ruft der Minister aus, „daß man in einer parlamentarischen Versammlung so große Schwierigkeit hat, einem gewissen Theile des Hauses eine Ehrensache klar zu machen." Nun entsteht ein furchtbarer Tumult, in welchem Choiseul, Glais-Bizoin, Magnin dem Großherzogsbruder scharf zu Leibe gehen, bis dieser endlich, nachdem die Ruhe wieder hergestellt, eine kühne Schwenkung herstellend und mit dem Eingeständnisse hervortritt, daß die Depesche, von der Gramont und Albufera vor wenigen Minuten nach gesprochen, gar nicht vorhanden ist. „Wer hat denn von einer preußischen Depesche gesprochen?" fragt der ministerielle Actuffe mit einer Naivetät, welche in jedem andern als diesem ernsten Augenblicke eine unwiderstehliche Heiterkeit erweckt hätte. „Wenn bedürfen wir, um einen Frankreich zugefügten Schimpf darzuthun, der Kanzleiprotokolle nun mehr oder weniger geheimzuhaltender Depeschen? Wir behaupten als ehrliche Leute auf unsere Minister-Ehre eine Thatsache. Was wären wir denn, wenn wir so dumm oder unverschämt gewesen wären, im Angesicht Europas eine unrichtige Thatsache zum Vorwande unseres Auftretens zu nehmen? Für was hält man uns?" — Unsicher war sind Sie nun einmal nicht!" wirft der bissige Glais-Bizoin dazwischen.

Die Bismarck'sche Original-Depesche verwandelt sich also in die Thatsache, daß, wie die Commission bezeugt, vier oder fünf Vertreter Frankreichs von verschiedenen Theilen Europas uns den Inhalt der Bismarck'schen Depesche beinahe genau in denselben Ausdrücken gemeldet hatten. Wer diese Vertreter sind, sagt weder Ollivier noch Gramont, denn wie Ersterer schon am Nachmittag bemerkt hatte, durfte man ihre Namen nicht nennen, sonst wäre

Digitized by Google

ihres Bleibens auch nicht einen Tag mehr an den betreffenden Höfen, wo sie beglaubigt sind, gewesen. Eine nette Diplomatie das! Denn wäre die Bismarck'sche Note, die, wie es heißt, sich auf eine an die süddeutschen Höfe gerichtete Mittheilung der bewußten Emser Depesche beschränkt hätten, den — diplomatischen Agenten auf wachtmäßige Weise in die Hände gelangt, so hätte man keinen Grund gehabt, ihre Namen zu verschweigen. Es ist dies nur ein Beweis mehr, daß man im napoleonischen Kaiserreiche wie gesagt weiß, wo die eigentliche Grenzlinie zwischen dem Ressort der Polizeipräfecture und dem des Auswärtigen Amtes ist. Die Mameluken springen dem Minister bei. Einer, Herr Chagot, hält in unbewußt sehr zweideutiger Ausdrucksweise die Fortsetzung einer solchen Discussion für unmöglich einer französischen Kammer und verlangt im Namen des Laudeo den Schluß Ein anderer, Zorn von Bulach, meint, so etwas könne gewiß in einer preußischen Kammer nicht vorkommen und protestirt gleichfalls im Namen des Landes. Dies genügt Herrn Ollivier. „Sie haben Recht, meine Herren," ruft er majestätisch aus, „nach einem solchen Zeugnisse habe ich nichts beizufügen. Einigen wir uns, um zu sagen, daß der Augenblick des Redens vorüber ist und der des Handelns beginnt. Stimmen wir ab, denn abstimmen heißt handeln. Discutiren wir nicht, denn Discutiren heißt eine kostbare Zeit verlieren."

Nach diesen Paukenschlägen, denen es wahrlich in diesem Augenblicke nicht bedurft hätte, wenn der Chauvinismus in der Kammer von einem reinen Gewissen und einem ungetrübten Selbstvertrauen getragen wäre, kann es noch immer nicht zum Abstimmen. Von neuem entbrannte der Kampf. Zuerst E. Picard, der, ungerührt von der beweglichen Sprache Ollivier's, die Documente und immer wieder die Documente verlangte. „Das Land muß es wissen, ob unsere Vertreter zurückgehalten oder den diplomatischen Regeln abgewichen sind oder nicht." Schluß! Schluß! schreit man aus allen Winkeln der Rechten und des Centrums. Ein wirres Getöse bricht los. Girault, Greny, Glais-Bizoin, Guiot-Montpratoux, Choiseul, Thiers, alle sprechen durcheinander. Im gänzlichen Mangel möglicher Bestimmungen der Geschäftsordnung, welche die Discussion verlängern oder die Abstimmung beschleunigen können, hinter einander. Im Hintergrunde das Gewehr der Rechten, das Murren der Linken, das Papierzerreißgetrommel und Fingerschnalzen, ein echtes Parlamentsspiel, als sollte der Krieg an der Grenze durch eine Balgerei in der Kammer eröffnet werden. Endlich gelangt man nach allen nur denkbaren parlamentarischen Fahrpfützen zur namentlichen Abstimmung über die vier Gesetzentwürfe, welche die Kriegscredite-Bedis der Regierung bilden. Die Abstimmungs-Resultate sind bekannt. Nur zehn Männer der äußersten Linken stimmten gegen die erste Kriegsvorlage; ihre Namen sind bekannt und werden in das Ehrenbuch der Civilisation eingetragen. Crémieux, Girault und Bethmont enthielten sich der Abstimmung. Thiers der wenige Stunden vorher gegen den Krieg gesprochen, stimmte nunmehr dafür, ebenso von der geschlossenen Opposition Gambetta, J. Favy, Steenackers und sogar — J. Simon! Dann kamen in hellen Haufen Thiers mit seiner offenen Linken und Mann für Mann das ganze übrige Haus. In den nachfolgenden drei Abstimmungen war Glais-Bizoin der einzige der Zehn, der noch mit Nein stimmte, die übrigen enthielten sich derselben.

Also kam es in Frankreich zum Kriege; wirbellos, mühsam durch das parlamentarische Gezänke sich durchwindend, tritt die Entscheidung vor die entsetzte Menschheit, trit Es flatterte so etwas wie dolos Gewissen durch den Saal und schreckte die Schatten von Mexico auf, als die Stimme des Volkes, die trotz des allgemeinen Stimmrechtes zum größten Theile nur die Dienerin des kaiserlichen Willens sind, die verhängnißvollen Zettel, die Todesloose für Tausende, vielleicht Hunderttausende harmloser Menschen, in die Urne warfen. Es war keine Nationalversammlung, welche sich der heiligen Gesit des Vaterlandes leuchtend und verklärend sich herabsenkte und den Hader politischer Parteien und den Groll der principiellen Gegensätze in die Lohe der begeisterten Opferfreudigkeit schmilzt: es war eine Gauvinistische Legie, wie man sie nicht in geringsherabfallen feiert. So stürzen sich freibeuter einem unberechenbaren Abenteuer entgegen. Die Mit- und Nachwelt wird richten, wie nun auch die Loose fallen mögen, ob es sich in dem beginnenden Kriege von Seiten der Franzosen um einen einfachen Friedensbruch oder um einen qualificirten Friedensbruch gehandelt, und ob nicht die eiserne Pforte, durch welche nun unsagbares Weh über Europa sich ausgießen kann, nicht schon vorher mit einem diplomatischen Nachschlüssel geöffnet war, ehe die volle Wucht der nationalen Nothwendigkeit gegen sie anrannte.

Heute und vor achtzig Jahren.

Civilisation, Menschenwürde, Intelligenz sind die Stich- und Schlagworte unseres Jahrhunderts, das in dem Glauben die Trägerin jener erhabenen Ideen sein, auf vergangene Zeiten oft mit großer Verachtung herabschaut. das Gute, was jene Zeiten brachten, wird dabei ignorirt, und doch auch keine Epoche bezogen aus den unheilvollen Ereignissen, die man mit Behagen in die Brotte austmalt Seit mehr als zwei Dezennien um nicht weiter zurückzugehen, haben wir wahrlich kein besonderes Zeichen unserer Größe abzulegt und wenn unsere Ahnen sich im Jahre 1870 aus ihrer Ruhe erheben könnten, sie würden uns bedauern. Das Jahr 1870 wird für kommende Zeiten der Stützpunkt sein, von wo aus sie uns beurtheilen.

Zwei Mächte stören wieder die Ruhe unseres Vaterlandes. In der einzigen Stadt erhebt sich der Pontifex zu einer Gottähnlichkeit, welche anzutreben man selbst im dunkelsten Mittelalter Gotteslästerung genannt haben würde. Der Nil hieber That ist verklungen im wüsten Geschrei des Krieges; die Stimme vom Kapitol wurde übertönt vom Schalle der Trompete, in welche Napoleon „des Kleine" stößt; wenn aber die Cabinette und die Völker, ermattet vom blutigen Spiele, den Blick wieder in ihr Innerres stören werden, dann wird religiöser Zwist von Neuem die ersehnte Ruhe stören.

Jetzt aber beginnt ein Krieg, dem auch der niedrigste deutsche Mann in allen Gauen des gemeinsamen Vaterlandes die wärmste Theilnahme schenkt. Ueber die Schlachtfelder von 1866 hin reichen sich die deutschen Bruderstämme, welche sich durch dynastische Intrigunen wohl getrennt, doch nie einander entfremdet haben, die Hand zum Bunde, zur Vertheidigung der Rheinlande, welche die Wiege unserer Größe sind. Wer die Preußen nicht liebt, hilft den deutschen Namen schirmen; die Fürsten und Völker stehen da wie ein Mann im heiligen Kampfe.

Viele Franzosen, es wäre unrecht, das zu leugnen, stimmen ein in den Kriegsruf ihres Imperators; allein es erhoben auch in Frankreichs Hauptstadt Männer ihre Stimmen zum Schutze des gemeinsamen Bandes aller Völker. Es treibt sie dabei die gerechte Furcht, daß ein Sieg der korsischen Waffen die Freiheit wieder zerstöre, welche kaum ihre Segnungen zu entfalten begann Auch vor achtzig Jahren, als das revolutionäre Frankreich über den Krieg in Berathung trat, wurden Worte gehört, die halb gleichlautend sind mit jenen, die heute Frankreich alarmiren.

„Im Frieden," rief Riquillon bei Gelegenheit eines gegen England im Jahre 1790 projectirten Krieges, „im Frieden ist die Freiheit unüberwindlich, durch den Krieg werden die Intriguen wirken; ein siegreicher König wäre die größte Gefahr für die Freiheit."

„Der Krieg, sagte ein Anderer, ist ein Mittel, die Willkür gegen das Volk zu vertheidigen, nehmt Euch ins Gedächtniß, daß Fürsten und Völker der Krieg wird unmöglich sein; glaubt Ihr aber den Ministern auf das Wort, so werdet Ihr zugleich den Krieg und die Knechtschaft haben."

Dagegen sagte Brissot 1791: „Frankreich bedarf des auswärtigen Krieges, um seine Revolution zu vollenden, der Krieg ist eine nationale Wohlthat, das einzige Unglück wäre, keinen Krieg mehr zu haben."

Treffend entgegnete der halbverrückte Gouchon: „Es ist weit lohnender, dem Volke zu dienen, als den Königen, denn Höflinge, Könige und Minister werden vergehen, aber das Volk wird nicht vergehen."

Damals appellirte Kaiser Leopold an den gesunden Rechtssinn der Mehrheit des französischen Volkes, es möge sich befreien von den großen Täuschungen, in die man es zu versetzen versuche, allein vergebens.

Der Minister Delessart schrieb aus seinem Gefängnisse: „Meine Vertheidigung wird merkwürdig sein durch die Darlegung dessen, was sich an fremden Höfen begeben hat, durch den Beweis, daß man nicht den Krieg mit uns wolle, durch den unwiderleglichen Beweis, daß wir den Krieg hervorgerufen und Europa gegen uns gehetzt haben." Diese Stimme wurde durch Dolche erstickt.

„Es ist ein Glück," sagte der Kurfürst v. Mainz, „daß die Franzosen selbst den Krieg erklärten, sonst würdet Ihr euch vergebens darnach umsehen."

„Haben wir einmal Frieden," rief Dumouriez, „so bleibt uns nichts übrig, als nach Amerika zu gehen."

So wogte damals die Stimmung hin und her:

Mit frivolem Muthe stürzt man sich in den Krieg, der Europa, der die Welt aus den Fugen heben sollte. Mögen diesmal die Loose anders fallen; möchte wieder die Stirne von Donnerwetter zutreffen: „Ihr seid ausgezogen wie die Heroen und zurückgekommen wie die Hasen."

Die Rückkehr zum Mittelalter.

(Fortsetzung.)

18) Nach der Lehre der Päpste Innocenz III., Alexander IV., Bonifazius VIII. ist gerecht und evangelisch, auch die Söhne und Töchter Andersgläubiger, obwohl sie selber katholisch sind, des ihnen nach Erbrecht zugehörigen Vermögens zu berauben. Wenn jedoch die Söhne selber ihre Väter anklagen und damit dem Feuertode überliefern, dann unterliegen sie nach päpstlicher Doctrin nicht der Confiscation ihres Erbgutes.

19) Nach päpstlicher Lehre ist die Tortur ein mit der Sittlichkeit und dem Geiste des Evangeliums ganz wohl vereinbarer Gebrauch und soll besonders gegen Personen, die der Ketzerei angeklagt sind, angewendet werden. So haben es Innocenz IV. und mehrere Päpste nach ihm verordnet und Paul IV. hat von neuem diesen sehr umfassenden Gebrauch zu machen verordnet.

20) Insbesondere ist es nach der Lehre und Anordnung des Papstes Pius V. (1560) gerecht und christlich, die Personen, welche sich zu einer fremden Lehre bekannt haben oder der Ketzerei überführt sind, auch noch auf die Folter zu bringen, damit sie noch andere Gleichgesinnte angeben. (Bei Del Bene, Decreta et Constitt. ree Pontificum, hinter seinem Werke De Officio Inquis. II 647.)

21) Gemäß einer Bulle Pius V., des heilig gesprochenen Inquisitors, auch die Söhne eines Mannes, der einmal einen Inquisitor beleidigt hat, mit Infamie und dem Verlust ihres ganzen Vermögens bestraft.

22) Eine Reihe von päpstlichen Erlassen erklärt es für Gewissenspflicht eines jeden Christen auch die nächsten Verwandten, wenn sie etwas durch die Kirche Verpöntes oder eine Spur ketzerischer Meinungen an ihnen wahrnehmen, dem Glaubensgericht zu denuneiren, sie dem Kerker, der Folter, dem Tode zu überliefern.

23) Den päpstlichen Päpste haben es für gerecht und evangelisch erklärt und befohlen, daß ein Rückfälliger, auch wenn er widerruft und zur Kirchenlehre sich wieder bekennt, um's Leben gebracht werde. (Deer. 3, 7, 9 und im lib. sexto 5, 2, 4 Lucius III. im sechsten Buche.) Sie haben ferner es für sittlich und christlich erklärt, daß in Sachen der Ketzerei auch solche Zeugen, welche sonst in jedem Gerichtshofe wegen früherer Vergehen oder Infamie unzulässig sind, zur Anklage oder zur Uebertieferung eines Angeklagten zugelassen werden (im lib. sexto, 5, 2, 9. Alexander IV.)

24) Nach päpstlicher Lehre ist es recht und christlich den Andersgläubigen ihre Kinder mit Gewalt wegzunehmen und sie katholisch erziehen zu lassen. So hat Papst Innocenz durch ein Urtheil des heiligen Offiziums in Rom das Edict für nichtig und ungültig erklärt, durch welches der Herzog Victor Amadeus II. von Savoyen im Jahre 1694 den unglücklichen, schwer verfolgten Waldensern seines Landes die ihnen gewaltsam getauften Kinder zurückzuerstatten verordnet hatte. (Caretti, Storia del regno di Vittorio Amadeo II. di Savoia. Torino 1359 p. 178. Es sei bei cosa oa non potersi dir senza lagrime, erklärte der Papst.)

25) Nach päpstlicher Lehre darf ein wegen Häresie gefallen Strafurtheil nie gemildert, ein wegen Ketzerei zum Tode oder zu ewigem Gefängniß Verurtheilter nie begnadigt werden. So Innocenz IV. in der Bulle: Ad ea stirpanda, bei Guerra Pontif. Constitt. I., 177.

26) Bis zum Jahre 1555 war es päpstliche Lehre, daß nur die, welche beharrlich zu einer von der kirchlichen verschiedenen Lehre sich bekannten und die, welche einmal widerrufen hatten, dann aber wieder in dieselbe oder eine andere Ketzerei verfallen waren, dem Feuertode übergeben werden sollten. In diesem Jahre aber stellte Paul IV. den neuen Grundsatz auf, daß auch gemäß Schrift, auch wenn Einer zum Male gelegt und gleich widerrufen würden, doch sofort mit dem Tode bestraft werden sollten. Wer nämlich eine der kirchlichen Bestimmungen über die Trinität verwerfe oder die stete Jungfräulichkeit Marias lauge, und behaupte, daß der biblische Ausdruck „Brüder Jesu" buchstäblich von Söhnen Marieus zu verstehen sei, der solle den „Rückfälligen" gleichgesetzt und auch im Fa lle seiner Bekehrung dingerichtet werden.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Feuilleton.

Geschichte eines Rekruten von 1813.

Reckmann-Chatrian.

(Fortsetzung.)

Fürst fand sein Haus zurück, aber es war geschlossen, und während er an die Thüre klopfte, sank ich auch das wenige, dessen beide Fenster links hell erleuchtet waren. Ich stieß an die Thüre, sie öffnete sich und ich trat in einen dunklen Gang, wo es nach frischem Brod roch, was mir ein inneres Behagen erregte. Jedoch ging weiter. Ich rief in den Gang hinein: „Ist Niemand da?“ Sogleich erschien eine alte Frau oben auf der Treppe mit einem Lichte, aor das sie die Hand hielt. „Was wünschen Sie?“ fragte sie herunter. Ich sagte ihr, daß ich ein Quartierbillet auf dieses Haus hätte. Sie kam herab, sah das Billet an und sagte dann auf Deutsch: „Kommen Sie!“ Ich stieg die Treppe hinauf, bemerkte aber unten im Vorbeigehen durch eine offene Thüre zwei Männer in kurzen Hosen und bis auf den Gürtel nackt, welche vor zwei Backwagen den Teich kneten. Ich war also bei einem Bäcker und deshalb schief die Alte auch nicht, da sie ohne Zweifel auch noch beschäftigt war. Sie trug eine Haube mit schwarzen Bändern und einen groben blauwollenen Rock mit Aschelbändern, die Arme waren bis an die Ellenbogen nackt. Sie schien Trauer zu haben. Oben führte sie mich in ein ziemlich geräumiges Zimmer mit einem guten Kachelofen und einem Bett.

„Sie kommen spät,“ sagte sie zu mir. „Ja, wir haben den ganzen Tag marschirt“, antwortete ich ihr, ohne sonst sprechen zu können; „ich falle vor Hunger und Müdigkeit um.“ Sie sah mich an und ich hörte sie die Worte murmeln: „Armes Kind, armes Kind!“ — Darauf sarderte sie mich auf, mich an den Ofen zu setzen, und fragte, ob mir die Füße weh thäten? — „Schon seit drei Tagen,“ antwortete ich. — „So ziehen Sie Ihre Schuhe aus und ziehen mir diese Holzschuhe an“, sagte sie. „Ich komme gleich wieder.“ Sie setzte das Licht auf den Tisch und stieg wieder die Treppe hinab.

Ich legte meinen Sack und meine Schuhe ab; ich hatte Blasen und seufzte: „O mein Gott, kann man so viel ertragen!“ Aber es wicht Heute, wenn wäre todt?“ Dieser Gedanke war mir wohl hundertmal unterwegs gekommen, aber auch hier bei dem guten Feuer schämte ich mich so hinfällig und unglücklich, daß ich gerne für immer eingeschlafen wäre — ungefähr Katharinen, der ich nicht Ehre, Herrn Gutdens und aller derer, die mir wohlwollten. Ich fühlte mich zu elend.

Während ich so dachte, öffnete sich die Thüre und ein großer starker Mann mit grauem Haupte trat ein. Es war einer von denen, die ich unten hatte arbeiten sehen. Er hatte ein Hemd angezogen und trug einen Krug und zwei Gläser. „Guten Abend,“ sagte er, indem er mich mit trauriger Miene anblickte. Ich ließ den Kopf hängen. Die Alte trat hinter ihm ein. Sie trug eine hölzerne Büchse und legte sie in einen Winkel. „Nehmen Sie ein Fußbad,“ sagte sie zu mir, „das wird Ihnen gut thun.“ — Dies rührte mich und ich dachte mir, „es gibt doch noch brave Leute auf Erden.“ — Ich zog die Strümpfe aus. Die Blasen waren aufgegangen und blutrot. Als die gute Alte dies sah, murmelte sie wieder: „Armes Kind, armes Kind!“ Der Mann fragte: „Wo sind Sie her?“ — „Von Pfalzburg in Lothringen.“ — „Ei!“ Dann sagte er zu seiner Frau: „Hole doch einen Brodkuchen, dieser junge Mann muß ein Glas Wein trinken und essen, bis ihm in seinem Zimmer sein Essen lassen, denn er ist der Ruhe bedürftig.“ Dabei rückte er den Tisch vor mich, so daß ich die Füße in der Badewanne behielt, was mir sehr wohl that, und zugleich den Krug vor mir hatte. Er füllte beide die beiden Gläser mit gutem Weißem und sagte: „Auf Ihre Gesundheit!“ — Die Mutter war hinausgegangen und kam mit einem großen noch warmen Kuchen zurück, der ganz mit frischer Butter bedeckt war. Jetzt merkte ich, was ich für einen Hunger hatte, mir war fast übel. Die guten Leute schienen es zu merken, denn die Frau sagte zu mir: „Bevor Sie aber essen, mein Kind, müssen Sie die Füße aus dem Wasser nehmen.“ Sie drückte sich und trocknete mir die Füße mit der Schürze ab, bevor ich noch merkte, was sie beabsichtigte. Ich rief unwillkürlich: „Mein Gott, Madame, Sie behandeln mich ja wie Ihr eigenes Kind!“ — Einen Augenblick schwieg sie, dann antwortete sie: „Wir haben auch einen Sohn bei der Armee.“ Ich hörte, daß ihre Stimme bei diesen Worten zitterte, und mein Herz fing an inwendig zu schluchzen; ich dachte an Tante Gretel und Katrinen und konnte nicht antworten. — „Essen und trinken Sie,“ sagte der Mann, indem er den Kuchen zerschnitt. Und ich that es in einem Gefühle von Glück, wie ich es noch nie gekannt hatte.

Als ich fertig war, erhob sich der Mann und sagte: „Ja, wir haben einen Sohn in der Armee, er ist voriges Jahr nach Rußland gegangen und wir haben keine Nachricht von ihm . . . Diese Kriege sind schrecklich!“ — Er sprach mehr sich selbst, indem er mit den Händen auf den Rücken in der Stube auf und abging. Ich merkte, daß mir die Augen zufielen. Auf einmal sagte der Mann: „Gute Nacht.“ Er ging und seine Frau folgte ihm mit der Bitte. „Schönen Dank!“ rief ich ihnen nach; „möge Gott Ihnen Ihren Sohn nach einmal zurückführen.“

* * *

Den andern Morgen erwachte ich gegen acht Uhr. Eine Trompete gab das Signal zum Appell an der Ecke der Kanonierstraße. Alles kam in Bewegung. Man hörte Pferde, Wagen und Menschen auf der Straße. Meine Füße thaten mir zwar noch etwas weh, aber es war dies gar nichts mehr im Vergleich zu den anderen Tagen. Als ich reine Strümpfe angezogen hatte, kam ich mit wie neugeboren aar, ich war seit auf meinen beiden Beinen und konnte zu mir selbst: „Jakob, wenn dies so fortgeht, so wirst Du ein verwegener Bursche, es kommt nur auf den ersten Schritt an.“ — Ich kleidete mich in dieser glücklichen Stimmung an. Die Frau des Bäckers hatte meine Schuhe auf dem Backofen getrocknet, indem sie dieselben mit warmer Asche angefüllt hatte, damit sie nicht zusammenschrumpften. Sie waren gut eingeschmiert und blank gemacht. Ich nahm meinen Sack auf den Rücken und stieg die Treppe hinab, ohne daß ich Zeit gehabt hatte, den guten Leuten zu danken, welche mich so gut aufgenommen hatten. Ich dachte mir aber vor, diese Schuldigkeit nach dem Appell abzutragen.

Am Ende der Straße warteten schon viele Italiener um den Brunnen auf dem Platze, zitternd vor Frost. Fürst, Klipfel und Zebede kamen etwas später an. Am andern Ende des Platzes sah man nur Kanonen auf ihren Lafetten. Pferde kamen zur Tränke, von Badischen Dragonern geführt, auch einige Trainsoldaten und Husaren waren darunter. Uns gegenüber war eine Kavallerie-Kaserne, so daß ich nachher die Pfalzburg; an den beiden Seiten des Platzes erhoben sich alte Häuser, im Giebel mit Bildwerk, wie zu Saverne, aber sehr groß. Niemals hatte ich etwas Aehnliches gesehen. Während ich dies mit dem Kopf im Nacken betrachtete, singen unsere Tambours an den Appell zu schlagen. Jeder nahm seinen Platz ein. Der Hauptmann Pidal kam an mit übergewortenem Mantel. Wagen kamen aus dem gegenüber liegenden Thorwege hervor und man rief uns zuerst auf Italienisch, dann auf Französisch zu, daß man die Waffen ausstehlen werde, und daß Jeder bei dem Aufruf seines Namens vortreten solle. — Die Wagen hielten in einer Entfernung von zehn Schritten an und der Aufruf begann. Jeder trat vor und bekam eine Patronentasche, einen Säbel, ein Bajonett und ein Gewehr. Man nahm uns über die Blouse, aber den Rock, so daß mir mit unsern Hüten oder Mützen und den Waffen das Aussehen einer wahren Räuberbande hatten. Ich erhielt ein so großes und schweres Gewehr, daß ich es kaum tragen konnte, und da mir die Patronentasche fast bis auf die Waden herabhing, so zeigte mir der Sergeant Minte, wie ich die Riemen kürzer schnalle. Dies war überhaupt ein braver Mann.

(Fortsetzung folgt.)

Y I.

Humoreske von Cäsar Parous.

(6. Fortsetzung.)

„Die Antwort morgen, mein Fräulein!“ sagte er mit Nachdruck und dann in den Busch hinein: „Gute Nacht, Anime!“ Da Schmidt keinen Laut gab, sagte er hinzu: „Sie scheint eingeschlummert. Darf ich Ihre Hand zum Abschied küssen, werthes Fräulein?“

„Ich danke.“

„Nicht Ursache! Aber wenigstens werden Sie mir gestatten, Ihnen die weiße Rose Yorks als Zeichen meiner Verehrung einzuhändigen.“

Er löste die Blume von seiner Brust und reichte sie dem Mädchen, das sie mit der Frage entgegennahm:

„Hoffen Sie etwa dagegen auf die rothe?“

„So hübn bin ich nicht“, lächelte er, „ich wollte nur ein wenig im Trüben fischen.“

„Wie soll ich das verstehen?“

„Ich kenne jetzt“, sagte er, „die Form Ihrer Hand, die sich hoffentlich bis morgen nicht verändern wird. Der Schlaf bescheere Ihnen so entzückende Träume, wie ich sie zu finden hoffe. Ich werde mir das Vergnügen machen, nur von Ihnen zu träumen.“ Und mit erhöhter Stimme wünschte er noch dem Gebüsch hin: „Gute Nacht Schmidt! Wohl bekomme Ihnen der Abend. Felicissima nate, Madonna adorata!“

„Hole Sie der Teufel!“ zischte es aus demselben zurück.

„Bitten Sie ihn doch persönlich darum, lieber Schmidt!“

„Herr, schimpfen Sie nicht, sonst sage ich dito!“ schrie der Alte außer sich, da er den italienischen Abendgruß des jungen Mannes an Abo für eine Beleidigung hielt, die seinem grauen Haupte widerfahren.

Lachend warf Madonnas Adorato ihr eine Kußhand zu, ergriff die Laterne und rief: „Haben Sie eine dickere Laterne gesehen? Aber es kostet ihr viel Ueberwindung, discret zu sein, und sie erwartet behaglich morgen eine ansehnliche Belohnung.“ Abo erwiderte Nichts mehr. Sie sah ihn kräftigen Fußes in die Tiefe des Philosophengangs eilen, an dessen Ende er stehen blieb, den Blender öffnete und rückwärts gegen sie richtete. Rasch trat sie in den Schatten, wo sie sofort von zwei Seiten angegriffen wurde.

„Das sage ich haarklein Deinem Vater, Aba!“ drohte es von der einen, „Wenn ich diesen injamen Schweden so tief unter mir sehe!“ von der andern. „Du hast aller Mädchenstille Hohn gesprochen! Schämst Du Dich nicht?“ grollte es von drüben, „Ja, schämen Sie sich! Dieses passirt mir im Leben nicht wieder!“ von hüben.

Abo hörte weder das Eine noch das Andere. Scheinbar gedankenlos starrte sie dem verschwindenden Lichtschimmer nach, aber sie war nie gedankenvoller gewesen.

Claudine und Schmidt mußten sie bei den Händen ergreifen und sortziehen, der Chaussee zu. Stumm folgte sie. Zu machte die Laternenschein in der Ferne zwischen den Bäumen noch einmal auf und durch die laue Luft schallte der Refrain des Liedes: „Gute Nacht, Du mein herziges Kind!“

„Mein armes Lebens“, sagte in dem Moment ein Mann, der mit einem Begleiter an Schmidt und den Damen vorüberritt, „was ist das für ein schauderhafter Tenor!“

Aba lächelte still vor sich hin. Sie dachte: es kommt Alles darauf an, mit was sür Ohren man hört. Ihr klang der „schauderhafte Tenor“ schöner, als die Stimme des nachtigallenden Chormitgliedes, den sie kannte und der kurze Augenblick, in welchem y i die Laterne von der Erde aufgehoben und das Streiflicht sein Gesicht getroffen, der Augenblick hatte genügt, die Züge des jungen Mannes für die Ewigkeit in Aba's Gedächtniß zu graben.

Claudine und Schmidt hatten sie in die Mitte genommen und gossen die Schalen ihres Zornes reichlich über das Haupt der Armen aus, deren andauerndes Schweigen sie als Erwachen des Gewissens auslegten.

Bis sie plötzlich sie sich. Die Straferben gingen ganz spurlos an ihr vorüber. Sie achtete so wenig darauf, wie auf das consequente Knarren der Stiefel Schmidts in dem Kiesbande der Chaussee. Das unüberlegte Spiel, welches Aba mit y i unternommen, hatte ihren Ausgang gefunden, den sie nicht für möglich gehalten.

Und ebenso machte der Laternenträger auf seinem Marsche nach Hause die gewiß sehr bedenkliche Wahrnehmung, daß sein Herz schwerer sei, als sein Portemonnaie.

„Auch wenn er scherzt, führt Amor ernste Waffen!“ sagt Perin in dem spanischen Lustspiel „Donna Diana.“ Menschen von entzündlicher Einbildungskraft werden durch Umstände, die den Kreis der Alltäglichkeit und Gewohnheit überschreiten, leicht dahin gebracht, sich für Dinge und Personen zu entschwärmen, die, wenn sie ihnen auf ebenem Weg und bei nüchterner Beleuchtung entgegengetreten wären, geringe oder gar keine Wirkung auf ihr Gemüth geübt hätten.

Digitized by Google

Es bleibt etwas Wunderbares um die ersten Eindrücke. Sie gleichen dem Samenstaub, der von Windeswellen fortgetragen und irgendwo niedergesenkt wird, wo einen Lenz später Jeder erstaunt fragt: „Wie kommt die Blume hierher?“ Mancher sieht am Morgen unbefangen, ahnungslos auf, verbringt den Tag wie tausend andere und am Abend bewirkt ein Blick, ein Ton, daß die Welt sich vergestalt vor dem Auge verändert, als hätte Du sie bis dahin gar nicht gekannt, als wüchsen Du jetzt erst, was Du in ihr wirkst und sollst. Dein Leben ist in eine neue Bahn gerückt, Pläne und Entwürfe, die Du vielleicht jahrelang gemacht und verfolgt, sind zerfallen, zeigen Dir nicht mehr. Ein einziger Gedanke beschäftigt Dich fortan Tag und Nacht — Dein Schicksal ist entschieden.

3.

Im Frühstückszimmer stand der Kaffee aufgetragen, allein Niemand berührte ihn. Der Bergrath Winter legte hastig die Stube, daß der Schlafrock wie der Haik eines Beduinen gebauscht hinter ihm her schwebte. Claudine und Ada, beide in Negliger, waren ebenfalls in Bewegung; nur der alte Schmidt fand ziehenfrost, wenn auch weniger grade, an der Thürlehne.

„Erklärt mir nur, worin das Ungeheuerliche und Entsetzliche liegt,“ sagte Ada mit zitternder Stimme. Der Vater nahm seine Haft und trat heftig auf die Diele:

„Trotz nicht nicht zum Aeußersten, rathe ich Dir! Daß Du den Abenteurer-Streich unternommen, ist unverzeihlich, daß Du aber auch jetzt noch die Thorheit verthdigst, dafür finde ich gar keine Worte.“

„Ich auch nicht,“ bestärkte Claudine. Ada wandte sich gegen sie!

„Claudine, soll ich Dir die Wahrheit sagen? Du beneidest mir das Erlebniß nur.“

„Ich Dich beneiden, wo ich entrüstet bin?“ replicirte die Cousine.

„Entrüstet, ja, über Dich selbst!“ betonte Ada scharf. „Du ergerst Dich, daß Du bei Schmidt hinter dem Busch gelitten. Vielleicht hätte der junge Mann Deine Stimme noch süßer gefunden als meine.“

Daß Ada den Nagel auf den Kopf getroffen, bewies Claudine durch die Heftigkeit, mit der sie jetzt erwiederte:

„Welche Verdächtigung! Onkel, kannst Du mir die Schmach anthun lassen? Habe ich Dir nicht Alles rezig gebeichtet?“

Bei der letzten Frage hatte sie die Schleusen ihrer Thränendrüsen aufgezogen und bemühte sich krampfhaft zu schluchzen.

„Du brauchtest mich,“ entgegnete Ada milder, „nicht beim Papa anzuklammern. Auf die Art, wie man eine Sache vorträgt, kommt es an, welchen Eindruck sie macht. Hattest Du und Schmidt nur Zeit gegönnt, selber dem Papa den Hergang zu erzählen, er würde gewiß nicht so aufgebracht gewesen sein.“

Als Schmidt's Name genannt wurde, zuckte der Alte sichtlich zusammen. Irgd, da Ada innehielt, setzte er sich in Positur und sagt: „Hören Sie eins mal, Fräulein —“

Weiter kam er nicht, denn Ada schnitt ihm entgegen:

„Sie sind ja an der ganzen Affaire allein schuld, Schmidt?“

„Noch Wetter!“ rief er mit einer Bewegung aus, als hätte ein Elektricir-Apparat auf ihn seine Wirkung geübt.

„Allerdings sind Sie das!“ unterstützte der Bergrath sein Fleisch und Blut. „Sie haben unverantwortlich gehandelt. Wie konnten Sie denn auch den albernen Kindern eigentlich noch einen Vorschub leisten?“

Claudine, die auf einen Stuhl gesunken war, sprang auf und rief aus: „Ich bin auch albern, Onkel?“

„Nur alle Dreie!“ lautete das summarische Urtheil des Familienoberhauptes.

(Fortsetzung folgt.)

Ein moderner Revolutionär.

Im Haag ist am 26. Juni Armand Barbès im sechszigsten Jahre einer Herzkrankheit erlegen. Wir halten Fürsten und Staatsmännern eine Leichenrede, wenn das Loos alles Irdischen sie ereilt, weshalb sollten wir schweigen an der Bahre eines Mannes, dessen politische Vertirungen und Thorheiten bei weitem Aufgewogen werden durch die Seelenheit seines Characters, die Ehrlichkeit seiner Bestrebungen, das Edle in seinen Gesinnungen und die ritterliche Verachtung des Lebens und aller seiner Reize. Seiner politischen Religion nach gehörte er zu den Cynikern des Gracchus Babeuf, dessen romantisch-düstere Erscheinung den Abschluß der grauenhaften Schreckensperiode bildet. Der Convent hatte reinen Tisch gemacht, die Girondisten waren gestürzt, die Terroristen hatten sich gegenseitig zerfleischt, die Revolution schien ihre Bluturdet erschöpft zu haben. Da erhob sich an der Spitze einer neugebrauten Verschwörung, deren Geschichte uns Buonarotti hinterlassen, die bleiche, jugendliche Schwärmergestalt Babeuf's und predigte das Evangelium der Gleichheit. Das Königthum, die Monarchie waren vernichtet, die Menschenrechte waren proclamirt, die Stände-Unterschiede aufgehoben; nun sollten die weiteren Consequenzen gezogen, die Unterschiede der Besitzverhältnisse durch Güterverteilung ausgeglichen werden. Babeuf hatte die äußerste Consequenz der Revolution mit fanatischer Kühe gezogen, die Vernichtung alles dessen ausgesprochen, was nach der Revolution noch aufrecht geblieben war. Das Directorium verhaftete ihn und seine Genossen und er endete auf dem Blutgerüste, dem er durch einen Dolchstoß in die eigene Brust zuvorzukommen suchte. Ein Epigone eines Babeuf war J. Barbès, aber im edleren Sinne, denn nicht mit dem Kopfe, sondern mit dem Herzen irrte er, und die Triebfeder aller seiner verwerflichen Handlungen als Verschwörer und Revolutionär war ein unendliches Mitgefühl für Alle, die da leiden und denen er durch seine Initiative und seinen Opfermuth Linderung und Befreiung bringen zu können aufrichtig gewillt war. Und darin unterschied er sich und unterschied ihn die Meinung der Mitlebenden von allen seinen Genossen. Die Revolution, die allgemeine Gleichheit, das Vaterland, sie waren für ihn nicht blos Sache der reflexionirenden Ueberzeugung, sie waren ihm eine Sache des Glaubens, ein Cultus, eine Religion, und er war jeden Augenblick bereit, dafür sein Leben hinzugeben. Als ihn der Vaterlandsgerichtshof im Juli 1839 wegen des Mai-Aufstandes zum Tode verurtheilt hatte und er sämmtlich den Henker erwartete, legte er die größte Seelenruhe an den Tag. In einer Flugschrift: „Zwei Tage zum Tode verurtheilt“, schrieb er später seine Empfindungen dieser achtundvierzig Stunden der Todesermartung nieder.

(Fortsetzung folgt.)

Zündnadel- und Chassepotgewehr.

Ueber den jetzt wichtigen Gegenstand schreibt die Wiener „Presse“ Folgendes:

a) Schußfähigkeit des Feuers. Vermöge der einfachern Construction des Chassepotgewehres kann man mit demselben in der Minute 10—12 Schüsse, mit Dreyse aber Zündnadel nur 6—7 Schüsse abfeuern. Diese Zahlen stellen das höchste Maß an Schüssen per Minute bei einem eingeübten Schützen dar, während in der Schlachthitze nur selten dem Gewehre der Soldat die Ruhe und Präcision beim Laden so ziemlich illusorisch wird und man daher auf circa 3 Schuß beim Chassepot statt auf 5 Schuß beim Zündnadelgewehr rechnen darf. Beim strategischen Gewehr tritt aber beim Schnellfeuer in Folge der schon erwähnten Pulverrückstände der Uebelstand ein, daß man nach ungefähr 12 Schüssen den Lauf von den zurückbleibenden Pulverresten reinigen muß — Das ist der größte Uebelstand des Chassepotgewehres.

b) Die berührenden Räume. Indem die Kugel des Chassepotgewehres eine Anfangsgeschwindigkeit von 13,8 Schuh in der Secunde hat, die primären Perpendikular-Räume nur 9,6 von 908 Schuh, so hat dieser Waffe eine Radere Flugbahn, bedeutend größere berührende Räume, daher eine größere Treffsicherheit, schwindigkeit, Tragweite und Durchschlagskraft, wenn der genauen Schätzung der Distanz unabdingbar als der vorzüglichste, und am Vortheil ist.

c) Schußrichtigkeit. Bezüglich des Punktes sind das feuersicherste Gewehr dem preußischen nach, indem der Halbmesser des Streuungskreises z. B. auf 300 Schritte beim Chassepot nur 13,6', bei Dreyse aber nur 27,2' beträgt. Das preußische Zündnadelgewehr hat daher den kleinen Schuß.

Auch ist d) der Rückstoß beim Chassepot (vermöge der größeren Pulverladung) nur halb so stark als bei Dreyse, was einen sichreren Schuß bewerkstelligt.

e) Kaliber. In dieser Richtung hat das preußische Gewehr in den berührten Beziehungs, weil es das Kaliber von 7 Linien, während Chassepot das kleine von 5 Linien hat. In Folge dessen wiegt auch das französische Patrone bedeutend weniger, als die preußische und es kann demnach der beträchtliche Satz hat mit mehr Patronen ausgerüstet werden als der preußische, da jeder Soldat, der seine Waffen verschossen zu haben, weniger ausgerüstet — was auch beim Gebrauche des Chassepot bei Ueberladung verhütet. Nimmt man z. B. statt Pfund als Normalzug (in Wirklichkeit) an, so kann der französische Soldat 93 Patronen mitnehmen, während der preußische nur 70 Patronen mitführen kann. Ferner ist das preußische Gewehr schwerer und hat eine größere Gesammt-Last als das französische, indem ersteres mit Bayonnet 73 Zoll, letzteres 70 Zoll lang, Dreyse mit Bayonnet 9½, Pfund, Chassepot aber nur 8 Pfund wiegt.

Bei aller Ueberlegenheit des Chassepotgewehres muß jedoch wohl berücksichtigt werden, daß diese Waffe in der französischen Armee noch nicht in so hohem Grade eingeübt ist, wie bei der preußischen, weshalb das Gewehr nur nicht brauen, daß schließlich das Chassepotgewehr (außer bei Mentana) sich noch nicht erprobt hat, daß die Armee auf Behandlung des Feuers und Ausnützung der Bodenvortheile gründende Kampfweise bei den Franzosen noch nicht in der Weise eingeübt und überzeugen ist, wie in der preußischen Armee, welche im Schießen schon ausgebildet und in der Benützung des Bodens gut erfahrt ist. Wenn zwischen Gegnern, welche mit Chassepot und Dreyse ausgerüstet sind — da für überdies die Erfahrungen des Feldzugs von 1866 zu Gute kommen — eine Gleichheit mehr für sich.

Bis der Chassepot in der ganzen französischen Armee eingeführt sein wird, dürfte noch geraume Zeit vergehen, und dem preußischen Feuer seine feuerordnungen eingeübten — hier Stärke noch als Marschmaschinen angesehen werden kann; während sie jetzt gleichfalls einen Hinterlader angenommen haben, der eine noch größere Schußzahl ermöglichen dürfte, und einen Gegner, der in seine Kunstweise bereits eingeübt hat und bewährte in Massen ohne bedeutende Verluste nicht.

Interdiction.

Durch Urtheil des k. Bezirksgerichts dahier vom Heutigen, wurde auf Betreiben von Pieter Albert, Ackersmann in Sambach wohnhaft, — deren Schwester Elisabethe Albert, ledig, volljährig und gewerbelos in Kaiserslautern wohnhaft, für interdicirt erklärt und verordnet, daß dieser Elisabethe Albert durch den gerichtlicher Vorschritt gemäß zu ertheilenden gesammtrath ein Anwalt und ein Rechtsvormund gegeben werde.

Kaiserslautern, den 29. Juli 1870.

Der Kanzlist des Peter Albert:
Neumoser.

Haben doch in früheren Zeiten die größten Meister, wie Beethoven, Mozart rc., es nicht verschmäht, Tänze zu componiren, die man noch heut, trotz veränderten Melodien wegen, mit Vergnügen spielen hört! — Und hiesen Vorzug — so sagt die Bamberger Zwischenact-Zeitung — müssen wir auch den berühmten Obotzern: Erholungsreigen von Julius Hammers — Bierlocaltänze von Johannes Schondorf — Jugendträume (Preiscompositionen) von C. Hübner-Tanne zugestehen. Preis pro Opus (4 Bogen stark) nur 14 kr. Zu beziehen von Hammer in Leipzig und durch alle Buch- u. Musikalienhandlungen.

Ferd. Altschüler & Steiner,

(Gangasse),

des Krieges halber **weiße** und **rothe Tisch**- als auch **Dessert-Weine** in Gebinde und Flaschen, **Arac, Rum, Cognac, Genèvre,** zum Einkaufspreise. [76,9

Wir haben noch eine ziemlich **große** Partie rohe

Strohsackleinen und Matratzenleinen

hier **vorräthig.**

80[illegible]

Gebrüder Wurmser,
P. 6. 23, Mannheim.

Weisrübsaamen,

frische Saat, bei [79,9

Ph. Eichling.

Wieder eingetroffen und bei **Ph. Rohr** in Kaiserslautern zu haben:

Karte des Kriegsschauplatzes 1870,

nebst statistischen Angaben. — Preis **15 kr.**, mit Postzusendung **16 kr.**

Nicht zu übersehen!

Strohsackleinen,

sowie **Zeug zu Bettüchern** sind in großer Auswahl wieder eingetroffen und können auf Verlangen 80—100 Strohsäcke und ebenmoviel Bettücher in einem Tage fertig geliefert werden.

Ferner empfehle ich

Krankenkleider,

als: **Unter-Jacken, Hosen, Hemden,** sowie **Socken** jeder Art, für allenfallige Verwundete.

R. Bendig,
81,9,2] in der Nähe des Rheinviertel.

Apotheker Bergmann's Eis-Pomade [77
aus Paris, räumlichst bekannt, die Haare in kurzer Zeit wachsen, bei leren Ausfallen und Schuppen zu verbinden, empfiehlt à Flac. 18, 27 u. 36 kr. C. Hohle.

Für Bürgermeisterämter!

Einquartierungszettel

vorräthig in der Buchdruckerei **Ph. Rohr** in Kaiserslautern!

Verantwortlicher Redakteur: Carl Sindel. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Pfälzer Demokrat

und

Sonntags-Blatt.

Organ der deutschen Volkspartei in der Pfalz.

Wöchentliche Gratis-Beilage zur „Pfälzischen Volkszeitung."

Für Nichtabonnenten der „Pfälz. Volkszeitung" vierteljährlich 18 kr.

Nro. 32. Kaiserslautern, 7. August 1870.

Die Motive der Kriegsbewilligung in der Württembergischen Abgeordneten-Kammer.

„Indem wir dem Anlaug der Finanzcommission auf Verwilligung der Mittel zum Kriege zustimmen, bringen wir in einer Zwangslage, gegen die wir vergeblich ankämpften, der Zeitung des Vaterlandes lebenslang getragene Ueberzeugungen zum Opfer, Ueberzeugungen, auf deren Betretung das Vertrauen sich gründet, welches wir seither bei unsern Mitbürgern und Wählern genossen.

Nicht der Schutz- und Trutzvertrag mit Preußen ist es, welcher uns bestimmt, den Eintritt Württembergs in den Krieg unter preußischem Oberbefehl unsere Stimmen zu geben, sondern die Unantastbarkeit und Unverletzlichkeit deutschen Gebiets und die Solidarität aller Deutschen. Die durch jenen Vertrag geschaffene Verpflichtung erschien uns heut als eine gefährliche und unwürdige Abhängigkeit; wenn wir im heutigen Stadium der Ereignisse die Wehrkraft Württembergs dem Oberbefehl Preußens, als des fürstlichen und kriegstüchtigsten deutschen Staates, zu unterstellen gutheißen, so bestimmt uns dazu die Rücksicht auf die im Kriege nothwendige Einheit des Planes und der Handlung.

Ebenwomit ist für uns die Veranlassung des Krieges entschieden. Wir erkennen in demselben nur eine der von uns stets vorhergesagten Folgen von 1866.

Die damals eingetretene Zerreißung des Vaterlandes straft sich jetzt durch das Uebel des Krieges an Schuldigen und Unschuldigen. Schmerzlich verwißt der deutsche Süden den gewohnten Schutz und die altherkömmliche Hilfe des durch den Prager Frieden aufgelösten Bundesrechts.

Eine parlamentarisch-militärische Verbindung der süddeutschen Staaten, wie wir sie seit 1866 nicht müde wurden zu fordern, würden dieses, die jetzt ohne alle Selbstbestimmung den Ereignissen folgen, eine den Frieden nicht gebietende, aber fördernde Stellung längst verkauft und jetzt eine Allianz erfunden haben, welche zunächst ihre eigenen Länder vor der Ueberfluthung durch den Krieg und Preußen vor einem Angriff in der linken Flanke geschützt, aber, jeden Augenblick zur That bereit, für Deutschlands Unverletzbarkeit eine entscheidende Gewähr geboten, überdieß Oesterreich den Rücken gegen Deutschland und zur Wiederbetheiligung an der nationalen Vertheidigung gebahnt haben würde.

In der vereinzelten Berathung welche den Volksvertretungen der Südstaaten allein übrig blieb, wußte dieser fruchtbare Gedanke unterliegen.

Fast unüberwindlich ist die Abneigung für freisinnige, auf friedliche Entwicklung auf brüderlichen Verkehr der Nationen bedachte Bürger, einer Maßregel zuzustimmen, welche die Aera einer allgemeinen Freiheit und allen Errungenschaften der Civilisation feindlichen Gewalt eröffnet.

Uns und theilt jedoch die Entscheidung heran in einem Stadium der Ereignisse, da es sich nicht mehr, wie neulich für den gesetzgebenden Körper Frankreichs, um einen zu erklärenden Krieg, sondern da es sich nur noch um Nothwehr und Selbsterhaltung handelt.

Die Schuld davon, daß heute die freie Bestimmung unserer Volksvertretung thatsächlich aufgehoben ist, fällt nicht auf uns, sondern auf diejenigen, welche, als es Zeit war, ihr sichernde Grundlagen zu schaffen verläumten.

Diese schmerzlichen Erwägungen sollen uns nicht abhalten, nun mehr mit dem ganzen Ernst, den die Lage fordert, mit der ganzen Aufrichtigkeit, mit der wir an Deutschland hängen, mit der ganzen hingebenden Brüderlichkeit, die wir gegen das Volk aller seiner Staaten und Stämme im Herzen tragen, mit der ganzen Opferfreudigkeit, in welcher der Süden mit dem Norden zu wetteifern vermag, in die militärische Verbindung und in den gemeinsamen Kampf unter Preußens Führung einzutreten.

So allein retten wir noch einen Rest von Hoffnung, dereinst in ungeminderter Selbstständigkeit auch unser Heimatland, als um das Vaterland wohlverdient, hervorgehen und aus dem Feuer des Krieges, von Schlacken gereinigt, das alte ganze Deutschland einiger, freier und herrlicher als zuvor, gleich einem Phönix, auferstehen zu sehen.

In diesem Sinn gehen wir unser bejahendes Votum, aufgerichtet durch das Bewußtsein, daß wir als deutsche Männer nicht anders handeln konnten."

Der Stuttgarter „Beobachter", dem wir dieses interessante Aktenstück entnehmen, bemerkt dazu:

„Diese Motive mögen übrigens für sich selbst sprechen; nicht zu der Welt von heute, welche im Sturm und Drang der Kriegserfindung nicht Zeit hat, auf solche Stimmen zu hören, sondern zu künftigen Zeiten, für welche hier ein geschichtlicher Beleg, ein beweisendes Denkmal der Stellungen und Stimmungen aus diesen entscheidenden Tagen niedergelegt sein soll."

Wir haben für gern unsern Lesern mitgetheilt, da sie gleichzeitig auf die Haltung unseres verehrten Mitbürgers Kolb, der auf gleichem Boden mit der württembergischen Volkspartei stand, ein erklärendes Licht werfen.

Von Herrn Kolb erhalten wir übrigens die Mittheilung, daß er seiner Zeit über seine Abstimmung in der Abgeordneten-Kammer sowohl seinen Wahlleute als auch seinen zahlreichen Freunden in der Pfalz volle Rechenschaft geben wird.

Die französische Panzerflotte.

Die „Weſ.-Ztg." gibt von der französischen Panzerflotte folgende Uebersicht:

Der Größe nach stehen obenan vier Kaſemattschiffe von 7200 Tonnen und 950 Pferdekraft: „Friedland," „Ocarena," „Ocean" und „Suffren." Sie haben achtzöllige Panzer auf zehnzölliger Teakunterlage und führen zwölf Ctn. oder 9½zöllige Geschütze, die Geschosse von 144 Kilogramm Gewicht werfen. Acht von diesen Geschützen befinden sich in der Kaſematte und die übrigen vier in unbeweglichen Thürmen auf Deck. Die Schiffe sind nahezu 288 Fuß lang und 57 Fuß breit; sie sollen eine Geschwindigkeit von 14 Knoten ermöchen. Ihr Tiefgang beträgt vorn 25 und hinten 28 Fuß. Ihnen am Nächsten stehen die beiden Schwesterschiffe „Magenta" und „Solferino" von ca. 6700 Tonnen und 1000 Pferden. Sie führen 52 Geschütze kleineren Kalibers, nämlich 34 von 14 Ctn., ferner zwei achtzöllige Granatkanonen und sechzehn 9½ Pfünder. Ihr Panzer ist aber nur 4½ Zoll dick. Dimenſionen und Schnelligkeit sind sonst nahezu dieselben wie bei der vorigen Klasse.

Kaum man diese Fahrzeuge, obwohl der Name nicht mehr gebräuchlich ist, nach Analogie der alten Benennungen als Linienschiffe bezeichnen, so folgen jetzt vierzehn Panzerfregatten mit voller Bulverie: die „Gloire," „Normande," „Invincible," Normandie," „Flandre," „Heroine," „Provence," „Gauloise," „Guienne," „Magnanime," „Revanche," „Savoie," „Surveillante" und „Valeureuse." Die Dimensionen sind nahezu gleich. Die ersten vier haben 900 Pferdekraft und 4,7 Zoll Panzerung; ihr Deplacement schwankt von 5500 bis 6000 Tonnen; die übrigen zehn haben 5700 Tonnen, 1000 Pferde und 5,9 zöllige Panzerung. Die ersteren sieben führen von 26 bis 36 Geschütze, von denen die Mehrzahl 16 Ctn. Kaliber hat; die letzteren siebzehn nur 14 Geschütze, von denen aber vier 24 Ctn., die andern 19 Ctn. Kaliber haben. Der Tiefgang dieser Fregatten ist vorn 23, hinten 27 bis 28 Fuß. Es sind sämmtlich Holzschiffe mit Ausnahme der aus Eisen erbauten „Gauloise" und „Heroine." Die „Gloire" ist das älteste Panzerschiff überhaupt, die „Normandie" das erste, das den atlantischen Ocean getheut hat. Sie ging nämlich 1862 nach Mexico. Dann folgen neun kleinere Kaſemattschiffe: die „Belliqueuse," „Alma," „Armide," „Atalante," „Zagaie-Flottière," „Motcalm," „Jeanne d'Arc," „Reine Blanche" und „Thetis," sämmtliche aus Holz erbaut mit 5,8 Zoll Panzerung auf zehnzölliger Teakunterlage. Die „Belliqueuse" führt 12 Geschütze und hat 500 Pferdekraft. Die übrigen haben übereinstimmend 450 Pferdekraft und führen 8 Geschütze, von denen vier 19 Ctn., die andern vier 16 Ctn. Kaliber haben. Das Deplacement ist 3400 Tonnen, der Tiefgang von 17½ und hinten 21½ Fuß. Von nahezu gleicher Größe sind die hauptsächlich zum Rammen und Arrennen bestimmten fünf Widderschiffe: „Taureau," „Bouledogue," „Belier," „Serbère" und „Taureau." Ferner führt ein, die übrigen zwei 19 Ctn. Geschütze auf Drehscheiben in festen Thürmen, die letzteren vier Schiffe haben 630 Pferdekraft. 3400 Tonnen Deplacement und gehen 17 Fuß 9 Zoll vorn und hinten tief, Panzerdecke 8,2 Zoll, Panzer und Kanonen sind leichter und schwächer. Dann begegnen wir in den Listen einem alten Bekannten, dem Thurmschiff „Rochambeau," dem früheren Dunderberg der Amerikaner, den die französische Regierung vor einigen Jahren aus Blober Angst, daß es den bösen Deutschen in die Hände fallen könnte, für 'Gewehr Geld ankaufte. Der „Rochambeau" hat 7000 Tonnen Deplacement, 1500 Pferdekraft, geht vorn und hinten 21 Fuß tief, führt 15 Rahmengeschütze, darunter zwei 15zöllige, und hat eine Panzerhaut von 5½ Zoll Dicke. Ihm reiht sich der kleine Monitor „Tonbaya," mit vier Rohrmanoeschützen, 250 Pferden und 4½zölliger Panzerung an.

Stellen wir die Hauptzutungen der Schiffe noch einmal untereinander, so zählt die französische Flotte an Panzerfahrzeugen: 4 größere (Eisen-) Schiffe mit 159 Kanonen, 14 Fregatten mit Bateerie mit 228 Kanonen, 9 Kaſemattschiffe mit 76 Kanonen, 5 Widderschiffe mit 9 Kanonen, 2 Thurmschiffe mit 18 Kanonen, 15 schwimmende Batterien mit 192 Kanonen und 11 Panzerboote mit 22 Kanonen, zusammen 62 Fahrzeuge mit 697 Kanonen. Diese Zahl von Schiffen steht wenigstens auf dem Papier. Ob dieselben wirklich alle verfügbar sein werden, ist

Digitized by Google

eine andere Frage; doch kommt es auf ein paar mehr oder weniger nicht an, da unsere aus fünf Fahrzeugen bestehende Panzerflotte doch feinesfalls in der Lage ist, dem Gegner in offener Schlacht die Spitze zu bieten.

Außer den Panzerschiffen zählte die französische Flotte im Jahre 1868 noch 230 ungepanzerte Schraubendampfer, 61 Raddampfer und 99 Segelschiffe. Es wurde selbstverständlich Probefeuer, die Augen dagegen so verschlossen, daß man den Uebelstand nicht existirt und daß sie in dem nun bereits entbrannten Kriege höchst wahrscheinlich noch beiten Kräften ausgenutzt werden wird. Doch ist auch der Gedanke nicht so groß, wie es auf den ersten Blick den Anschein haben möchte. Unsere Küsten besitzen streckenweise noch beträchtliche Ausdehnung, aber sie bieten auf derselben wenig verwundbare Punkte dar. Hat uns die Natur den Uebelstand von guten Häfen und Rheden versagt, deren sich andere dagegen in großer Länder erfreuen, so hat sie uns damit zugleich nach der See zu eine vortrefflichen Vertheidigungsstelle gegeben. Der sachverständende Strand, die zahlreichen Untiefen, die wirbelsturtigen Watten und Sände in den Stromsmündungen gestatten überhaupt nur an sehr wenigen Stellen die Annäherung tiefgehender Fahrzeuge. Were den an diesen Stellen die Leuchtfeuer gelöscht, die Feuerschiffe, Tonnen und Baken entfernt, so wird sich eine feindliche Flotte niemals besinnen, ehe sie das Aufliegen in so schwierigen Fahrzeugen versucht, besonders wenn dafür Sorge getragen wird, daß sie sich nicht der Hilfe ortskundiger Lootsen oder Schiffer bedienen kann. Ueberdies können, ohne daß man zu dem verzweifelten Mittel der Sperrung durch Versenkung von Schiffen greift, die natürlichen Hindernisse durch ausgelegte Torpedos, an denen sogenügend sich kein Mangel sein wird, bedeutend verstärkt werden, und das System der Küstenbahnen ist, wenn auch leider noch nicht ganz vollendet, doch so weit fertig, daß es wohl keine Schwierigkeiten haben wird, rechtzeitig Truppen an die bedrohten Punkte zu werfen und eine immer nur unter großen Schwierigkeiten ausführbare Anschiffung von Landungstruppen zu verhindern.

Der Kaplan der Königin von England über Napoleon.

Am Sonntag den 17. Juli hielt in der St. James Kapelle zu London der Rev. Stopford Brooks, Kaplan der Königin von England, eine Predigt über die französische Kriegserklärung, welche in Druck erschienen und der „Süddeutschen Presse" zugeschickt ist. Wir entnehmen jener Predigt, welcher die „Süddeutsche Presse" „eine unverkennbare politische Bedeutung" beilegt, folgende bezeichnende Stellen:

„Ein großes Verbrechen gegen die Menschheit und also gegen Gott" — so beginnt der Redner — „ist begangen worden. Wieder soll der Mensch seinem Mitmenschen als Feind entgegentreten; und zu welchem Zwecke? um die Stellung eines einzelnen Mannes zu sichern und der leidenschaftlichen Eitelkeit einer einzelnen Nation Befriedigung zu verschaffen. Ungeheuer ist die Schuld derer, welche jetzt es unternehmen, das in Gefahr befindliche, durch die letzten Jahre errichtet, umzustürzen, indem sie für schändliche Zwecke einen Krieg beginnen. Die Welt kennt keinen zweiten so großen Verbrecher, wie einen Herrscher, der die langsamen und mühevollen Errungenschaften des Friedens in anderen Nationen durch sein eigenes Volk in einem Tage wieder zerstört, zu seinen anderen Zwecke, als seinen eigenen Thron zu erhalten und die Gedanken seiner Unterthanen von den Forderungen der nationalen Freiheit abzuwenden.

Es ist grausam, daß wir in der Mitte von Europa gezwungen sein sollen, in Gesellschaft einer Nation zu leben, die in Folge langer Unterdrückung und Hemmung ihrer edleren Kräfte das Schwert des Damokles für unseren Weltheil geworden ist.

Nur bei die Welt ein schändliches Verbrechen gesehen. Es ist die Pflicht eines Dieners der Religion Christi, eine solche That dem Abscheu der Menschen vorzuhalten.

Es ist fast keine edle Eigenschaft, keine von denen, auf welchen die wahre Ehre einer Nation beruht, die durch einen so ruchlos begonnenen, der Welt ohne so siegesprahlter Insolenz aufgedrängten Krieg nicht zerstört werden müßte.

Für uns selbst aber ist es ein Wendepunkt, daß wir uns einem solchen Verbrechen gegenüber gestellt sehen. Es hätte bei uns bewirken sollen, daß diplomatische Klugheit dem beleidigten sittlichen Gefühle Platz gemacht. Diejenigen, welche das englische Volk vertreten, hätten ihren gerechten Unwillen, nicht aber ihre Furcht ausdrücken, — hätten nicht leren aber mit Ernst für die Sache des Rechtes, die Sache der beleidigten Menschheit eintreten und im Namen des Gewissens der englischen Nation sprechen sollen. Und wir hoffen, daß dies noch geschehen werde. Denn wir halten es nicht für möglich, daß der Sinn für Recht und Wahrheit und der Glaube an einen Gott der Gerechtigkeit in England ausgestorben sei, — daß wir keine Stimme mehr haben, unsere Verdammung des Unrechtes auszusprechen, und unsern Einfluß gegen den Uebelthäter geltend zu machen. Wir stehen zu Gott, daß er den Frieden gebe und den Frieden uns erhalte, aber auch daß unser Friede nicht erkauft werde um den Preis einer Billigung des Böses. Und wenn alle anderen Mittel fehlschlagen, wenn die Gerechtigkeit vergebens angerufen wird, wenn der Schrei von Millionen, die der rechtlosen Gewalt erliegen, laut an unser Ohr schlägt — wagen wir dann unsere Pflicht thun, die uns auferlegt, für die Sache Gottes und das Wohl der Menschen in die Schranken zu treten! Wird uns dann das Schwert in die Hand gedrückt, so wollen wir es in feierlichem Ernste erfassen, unter Gebeten Gott anrufen, unseren Gebete und unseren Schlachtenmuth aber nicht den beschränkten Interessen Englands, sondern den weiten der Menschheit weihen! Und legen wir das Schwert dann nur nieder, nachdem wir unsere Pflicht gegen unsere Pflicht gegen das Menschengeschlecht erfüllt haben, mit täglichem Gebet, daß die Zeit komme, in welcher sich der prophetische Gesang der Engel bei des Heilands Geburt erfüllt: Friede auf Erden und den Menschen ein guter Wille!"

Die Rückkehr zum Mittelalter.

(Schluß.)

27) Bis herab zum Jahr 1751 haben sich die Theologen, besonders die italienischen, welche die Hexenprocesse, die Wirklichkeit eines ausdrücklichen Paktums und der verschiedenen dadurch bewirkten übernatürlichen Maleficien und der fleischlichen Vermischung zwischen Menschen und Dämonen (incubi et succubi) berufen, auf die unfehlbare Autorität der Päpste, auf die Bullen Innocenz VIII., Sixtus V. und Gregors XV. und mehrerer andern berufen, in welchen diese Dinge behauptet und vorausgesetzt und die dafür zu verhängenden Strafen vorgeschrieben waren (p. Thyraeus, Apologia del Congresso etc. pag. 176, gegen Wasse.)

28) Wenn ein Eid, der geschworen wurde, dem Nutzen der Kirche (z. B. in Gelöbachen) zuwiderlaufen sollte, so muß er gebrochen werden. So lehrt Innocenz III., Decr. 24. 27.

29) Die Päpste können ab ihrem Ermessen die Eide des Gehorsams und der Treue, welche ein Volk seinem König geschworen hat, auflösen, wie Gregor VII., Alexander III., Innocenz III. und noch viele andere Päpste nach ihnen verfügt haben.

30) Die Päpste können einen Monarchen von den von ihm beschworenen Verträgen oder von dem auf die Landesverfassung geleisteten Eide entbinden oder auch überhaupt dem Beichtvater eines Monarchen die Vollmacht ertheilen, diesen von Eidschwüren, deren Erfüllung ihm lästig sein, zu entbinden. Eine solche Vollmacht hat sich der Beichtvater Ludwigs XIV. von Frankreich ausgestellt (ap. D'Achery, Spicileg. III. 714.) So hat Clemens VII. den Kaiser Karl V. von dem dessen Absolutismus beschränkenden Eid auf die belgischen Volksrechte und Freiheiten von dem Eide, die Ketzerei nicht aus ihrer Heimath zu verbannen, entbunden und Paul IV. hat den Kaisern Karl und Ferdinand angekündigt, daß er sie von dem Eid auf den Augsburger Religionsfrieden entbinde. (Bzovii Annal. eccl. a. 1555 p. 306 Edit. Colon.)

31) Im Jahr 1640 wurde den durch die Staatsgesetze schwer bedrängten Katholiken in England und Irland eine Aussicht auf Duldung eröffnet, wenn sie durch ihre Unterschrift folgenden Lehrsätzen entsagen wollten: a) Der Papst kann Jedermann von Gehorsam gegen seine bestehende Regierung entbinden. b) Der Papst kann von dem einem Keyer geleisteten Eide entbinden. c) Personen, die der Papst als Ketzer verurtheilt hat, dürfen auf ein Gebiet umgebracht oder mißhandelt werden. Der Verzicht auf diese Sätze wurde von 59 englischen Gelehrten und mehreren Geistlichen unterschrieben, aber Papst Innocenz X. erklärte, daß alle Unterzeichner in die auf Läugnung der Papstgewalt gesetzten Censuren (also Excommunication u. s. w.) verfallen seien. So blieben die Pönalgesetze gegen die Katholiken noch über ein Jahrhundert in Kraft. Früher schon hatte Paul V. den von König Jacob I. für die Katholiken vorgeschriebenen Treueid verdammt, was die Hinrichtung einer beträchtlichen Anzahl von ihnen zur Folge hatte. (Dodd, Church History of England, II. 288, Tractatus dogm. et schol. de Ecclesia Romae 1752, II. 245.)

32) Nach päpstlicher Lehre können die Päpste auch jedes Gelübde, welches ein Mensch Gott gethan, aufheben, oder anderes dafür abwandeln, je nach solche Maßnachten zum Vorauf für künftig ein Gelübde gethan, und sie können selbst die Päpste den Beichtvätern von Fürsten die Gewalt ertheilt, den Monarchen von jedem Gelübde, das er etwa künftig thun, dann aber wieder bereuen möchte, gleich zu entbinden. (D'Achery, Spicil. III., 724.)

33) Die Päpste haben durch Ertheilen von Ablässen erklärt, daß ihre Gewalt sich auch über das Fegfeuer erstrecke, und daß es von ihnen abhänge, die dort befindlichen Verstorbenen herauszuführen und sogleich in den Genuß der himmlischen Seligkeit zu versetzen. So hat Papst Julius II. dem vom Kaiser Maximilian erneuerten Mirakel zu Heil, Marcag das Vorrecht verliehen, daß die Ritter mit Anlegung des Ordenskleides: confessi et contriti, a poena et a culpa et carcere Purgatorii et poenis ejusdem mox et penitus absolut et quittati esse debeant, placet et libere paradisum et regnum intrature. (Acta Sanctorum Bolland. 29. April p. 157.)

Damals aber kurz vorher (1500) ward auch in Rom zum ersten Male die Lehre aufgebracht: daß die Päpste die Gewalt, eine oder mehrere Seelen aus dem Fegfeuer zu befreien, durch die Altäre durch befohdene Privilegien knüpfen könnten.

34) Der Papst kann auch eine Ehe auflösen, indem er den einen der beiden Gatten mit dem großen Bann belegt und ihn dadurch für einen Heiden und Publikanen macht. So hat Urban VI. im Jahr 1383, als er den Herzog von Mailand, Bernabo Visconti, bannte, ihn und alle seine Kinder aller Rechte und alles Eigenthums beraubte und seine Unterthanen vom Eid des Gehorsams gegen ihn entband, zugleich auch seine Gattin für frei einen Andern zu heirathen erklärt. (Ursprung ejus ut Christianum a vinculo matrimonii cum haeretico et infidoli liberavit. Spondani Annales eccl. contin. II, 595.)

35) Innocenz III. hatte ihm die Wege bereitet, indem er (Decr. de praesumt. c. 2, 3.) die Ehe auftheilte: das Band zwischen dem Bischof und seinem Sprengel sei noch stärker als das eheliche zwischen Mann und Weib und daher für Menschen ebenso unauflöslich als das letztere; jenes könne nur Gott auflösen, und als Stellvertreter Gottes der Papst, wenn er es gethan hat, daß der Mann, der Wolf, und nur er allein, auch ein obwohl gültiges Ehebund auflösen könne.

36) Nach päpstlicher Lehre ist es löblich und christlich, daß ein Mann der einem Weib ehlich die Ehe versprochen hat, dieses Weib durch den zum Schein eingegangene Ehe betrüge, und dann das Ehebund zerreißend in ein Kloster gehe. Diese Anweisung (zugleich Betrug und Schänderung des Sacraments zu begehen) hat Alexander III. im Jahre 1172 gegeben, und sie ist in das auf päpstlichen Befehl verfaßte kirchliche Gesetzbuch aufgenommen worden (Decr. 4, 1, 16).

37) Nach päpstlicher Lehre begeht derjenige das Verbrechen des Götzendienstes, welcher dem von einem bewährten Priester gehaltenen Gottesdienst beiwohnt, wenn der nur nicht die ertheilte Segen wird zum Fluche. Diese Lehre hat Gregor VII. (dist. 81 c. 15) im directen Widerspruch mit der Lehre der alten Kirche, und selbst mit der heutigen Theologie aufgestellt. Sie ist längst allgemein verworfen. (Council. 4, 1, 16.)

38) Nach päpstlicher Lehre steht es in der Gewalt der Päpste für geleistete Dienste auch einen höheren Grad der Seligkeit zu verleihen. So verhieß Nikolaus V. alle, welche gegen Amadeus von Savoyen (Gegenpapst Felix V.) und seinen Anhänger die Waffen ergreifen, neben Nachlassung aller Sünden auch eine Vermehrung der himmlischen Seligkeit, und schenkte zugleich die Länder und Besitzungen derselben dem König von Frankreich. (Concil. Coll. ed Labbé t. XIII p. 1322, 1323.)

39) Nach päpstlicher Lehre ist es eine falsche und verdammenswürdige Behauptung, daß ein Christ durch die Furcht vor einer ungerechten Excommunication sich nicht abhalten lassen dürfe seine Pflicht zu thun. Das Gegentheil ist wahr. So Clemens XI. in der Bulle Unigenitus, Sag 91.

40) Nach päpstlicher Verfügung werden diejenigen, welche mit dem Scapulier der Carmeliter bekleidet gestorben sind, vermöge einer dem Papst Johann XXII. zu Theil gewordenen Offenbarung, stets am nächsten Sonnabend nach ihrem Tode von der Jungfrau Maria aus dem Fegfeuer abgeholt und direct in den Himmel eingeführt. So die Bulle Sabbathina, welche von Alexander V., Clemens VII., Pius V., Gregor XIII., Paul V., von dem letzteren nach langer und sorgfältiger Prüfung und mit Indulgenzverleihung bestätigt worden ist (cf. Amort de Indulgg. I. 145.)

Digitized by Google

41) Nach päpstlicher Entscheidung ist es ein Verceß der Extravaganz und Narrheit, und eine verabscheuungswürdige Neuerung, das römische Meßbuch in eine Landessprache zu übersetzen. Damit wird die Majestät des in den lateinischen Worten gefaßten Ritus geschändet und mit Füßen getreten, wird die Dignität der hl. Mysterien den Augen des Pöbels preisgegeben, wird Unehrerbietung, Verwegenheit, Freyheit, Irrthum, Aufruhr nebst vielem andern Uebel erzeugt. Die Verfasser solcher Uebersetzungen sind „Söhne des Verderbens." So wörtlich Alexander VII. in dem Breve vom 12. Januar 1661 bei D'Argentré, Collectio judiciorum. Paris 1728. III, 297. (Gleichwohl ist in Frankreich, England, Deutschland das überlegte Mißfallen allgemein verbreitet, und wird gerade von den Frömmsten täglich gebraucht.)

42) Zins zu nehmen von ausgeliehenem Geld ist nach päpstlicher Lehre schwere Sünde, und wer es gethan ist zur Rückerstattung verpflichtet. Durch päpstliche Gesetzgebung wurden darüber (unter dem Namen Wucher) ein kirchliches vor den geistlichen Richter gehöriges Verbrechen gemacht. Der von den Päpsten aufgestellte Grundsatz war: Es ist widerrechtlich und sündlich eine Vergütung für die Nutzen eines geliehenen Geldes zu nehmen. Und allen im weitesten Umfange, was der Darleiher über das Capital vergütet erhält, auf jede Gattung von Zinsen, auf Handelsgeschäfte u. s. w. wurde der Begriff des streng verdotenen Wuchers erstreckt. So hat Clemens V. die Verheidigung des Zinsnehmens für Ketzerei erklärt, und die Verbindung des päpstlichen Rechtes gegen Häresie darauf gesetzt (Clementin. l. 5, de usuris, tit. 5). Die folgenden Päpste, Pius V., Sixtus V., besonders noch Benedict XVI., sind bei dieser Verdammung alles Zinsnehmens geblieben. Die Folgen waren, daß gerade der wirkliche Wucher dadurch befördert wurde, daß mancherlei Umgehungen und täuschende Contracte im praktischen Leben an die Stelle traten, daß der Wohlstand ganzer Länder geschädigt ward, und die Blüthe des Handels und Verkehrs — aus katholischen Ländern verbannt — protestantischen zu gute kam.

Feuilleton.

Ein moderner Revolutionär.

(Fortsetzung.)

„Als meine Mächten", erzählte er, „mir ihr Beileid über meine Verurtheilung bezeigten, antwortete ich ihnen, daß ich wohl darauf gefaßt sei und daß sie sehen müßten, wie wenig mich das aufrege. Und in der That, ich hatte in dem Standrichter keine andere Empfindung, als die einer gewissen Ueberreizheit meiner Energie und etwas Stolz darüber, daß ich dazu berufen sei, für meine gerechte Sache zu sterben."

Dieser Durst nach Märtyrerthum lag bei ihm im Blute. Sein Vater, Geistlicher zur Zeit der Revolution, legte die Kutte ab und ging nach Guadeloupe, wo er Arzt wurde und ein bedeutendes Vermögen erwarb. Er heirathete dort ein Mädchen, das er in einer tödlichen Krankheit behandelt hatte und siedelte dann von Guadeloupe nach Karcahonne über. Als seine Frau erfuhr, daß ihr Gatte emit ein Geistlicher gewesen, starb sie aus Gram darüber und als die älteste Tochter wegen der Vergangenheit ihres Vaters vom Bräutigam verstoßen wurde, verwandte derselbe diesen Schmerz wieder zu überleben. Sein Sohn Armand ging in den dreißiger Jahren nach Paris, um dorten die Rechte zu studiren und da zog ihn seine schwärmerische Gemüthsart zu den geheimen Gesellschaften hin, die damals organisirt wurden, um den Sturz der neugeborenen Juli-Monarchie und den Sieg der demokratisch-socialen Republik herbeizuführen. Zuerst Mitglied der Gesellschaft der Menschenrechte, sehen wir ihn 1837 mit Martin Bernard an der Spitze der geheimnißvoll organisirten Gesellschaft der Jahreszeiten, welche ohne ihre Zwecke zu kennen, militärisch organisirt war, in Paris ihre Waffenbesorgs, Exerzirplätze hatte, und bereit war, jeden Augenblick loszuschlagen. Am 12. Mai 1839 hielt Barbes den Tag für gekommen, um der Juli-Monarchie den Todesstoß zu versetzen. Um halb 4 Uhr sollten die verschiedenen Sectionen sich benachrichten und mit Munition versehen, auf das Stadthaus und die Polizei-Präfektur marschiren, die Republik proclamiren und Paris aus seiner Lethargie erwecken.

Der Plan war toll, denn Paris dachte damals an keine Revolution, und es fehlte an allen Vorbedingungen dazu. Aber Barbes vermochte seine Leute nicht mehr zu halten, und als es das Stadthaus stark besetzt fand, zog er mit seinen Gefährten in jenen, jetzt vom Boulevard Sebastopol durchschnittenen Häuserkanal, wo bereits mehrere republikanische Schilderhebungen verendet hatten, um sich in den Straßen Beaubourg und Grenetat zum Barrikadenkampfe. Derselbe war bald entschieden; die kleine Schaar erlag der Uebermacht. Mit einer Schwadronade an der Stirne und schwarz vom Pulverrauch nach Barbes hinter einer Barrikade hervorgesprengt.

Am 27. Juni erschienen Barbes, Martin Bernard und Genossen, des Hochverraths angeklagt, vor der Pairskammer, die sich als Gerichtshof konstituirt hatte. Der Staatsanwalt hatte in seiner Anklage ein besonderes Gewicht darauf gelegt, daß Barbes sich durch Tödtung des den Wachtposten beim Justizpalaste beiehligenden Offiziers eines Meuchelmordes schuldig gemacht habe. Da erhob sich der Hauptangeklagte und sprach: „Ich rede nicht, um auf die Anklage zu antworten; es würde schwigen, wenn nicht Andere als ich bei dieser Sache betheiligt wären. Ich würde an Ihr Gewissen appelliren und Sie würden erkennen, daß Sie hier nicht Richter sind, die über Angeklagte urtheilen wollen, sondern politische Männer, die im Begriffe stehen, über das Schicksal politischer Feinde zu entscheiden. Der 12. Mai hat Ihnen eine große Zahl Gefangener überliefert; bewegen habe ich eine Pflicht zu erfüllen. Ich erkläre also, daß alle diese Bürger an jenem Tage um 3 Uhr von unserem Plane, Ihre Regierung anzugreifen, in Kenntniß waren, daß unter Tausende zusammenberufen worden, ohne Kenntniß davon zu haben, zu welchem Zwecke; sie glaubten, es handle sich um eine Musterung. Als Alles versammelt war und sich mit Waffen und Munition versehen, da habe ich das Zeichen gegeben, habe ich ihnen die Thüren des Hofs geöffnet und habe ihnen Befehl ertheilt, zu marschiren. Diese Bürger sind also, durch eine moralische Gewalt genöthigt, hingerissen worden, diesem Befehle zu folgen. Nach meinen Begriffen sind sie unschuldig. Ich denke, daß diese Erklärung einige Geltung bei Ihnen haben muß; denn ich für meine Person mache keinen Anspruch, Vortheil daraus zu ziehen. Ich erkläre, daß ich das Haupt der Gesellschaft war; ich erkläre, daß ich es bin, der den Kampf vorbereitet, der alle Mittel zur Ausführung in Bereitschaft gesetzt, ich erkläre, daß ich es bin, ihre Truppen geschlagen habe. Aber wenn ich die ganze volle Verantwortlichkeit für alle allgemeinen Thatsachen auf mich nehme, so muß ich auch die Verantwortung für einzelne Handlungen ablehnen, zu welchen ich weder gerathen, noch Befehl, noch meine Zustimmung ertheilt habe. Ich will nun Ihnen meine Ansichten darlegen, die sittlich verwerflich sind. Unter diese zählte ich die Tödtung des Lieutenants Drouineau, die von mir, nach der Anklage, mit Vorbedacht und hinterlistiger Weise verübt worden sein soll. Ich sage Ihnen, daß diese sind mich nicht gewillt, mir zu glauben, denn Sie sind meine Feinde. Ich sage es, damit mein Land es höre. Es ist dies eine Handlung, deren ich weder schuldig noch fähig bin. Wenn ich diesen Offizier getödtet hätte, so hätte ich es im Kampfe mit gleichen Waffen, soweit dies im Straßenkampfe möglich ist, gethan. Ich habe nicht meuchlings gemordet, es ist dies eine Verleumdung, womit man einen Soldaten der Volkssache brandmarken will. Ich habe den Lieutenant Drouineau nicht getödtet. Das ist Alles, was ich zu sagen habe."

Der Eindruck dieser schlichten Worte war unbeschreiblich. Barbes hatte erklärt, er werde auf die Fragen des Präsidenten nicht antworten. „Wenn der Angeklagte besteht ist," sagte er zum Präsidenten, „so dessen Fragen dringend wurden, „wenn das Schicksal des Krieges ihn in die Gewalt seiner Feinde fallen ließ, so denkt er nicht daran, sich zu vertheidigen, er nimmt seine Zuflucht nicht zu leeren Wortzen, er sagt sich in sein Schicksal und gibt seinen Kopf zum Skalpiren hin." Als Präsident Pasquier Barbes darauf bemerkte, der Angeklagte habe Recht gehabt, sich mit einem Wilden zu vergleichen, erwiderte Barbes: „Der erbarmungslose Wilde ist nicht derjenige, der seinen Kopf zum Skalpiren hingibt, sondern derjenige, welcher skalpirt."

(Schluß folgt.)

Humoreske von Cäsar Parous.

(7. Fortsetzung.)

„O, das ist nun der Dank! für meine Aufrichtigkeit!" meinte Claudine von Neuem und ließ sich auf das Polster zurücksallen. Onkel Otto nahm davon keine Notiz, ging vielmehr wieder in seinen Geschwindschritt über und knirschte: „Könnt' ich den ärgerlichen Vorfall ungeschehen machen, ein paar Tausend Thaler wollt' ich verlieren!"

„Herr Bergrath", begann Schmidt, der sich unterdessen von seinem Schreck erholt hatte, „Sie und das Fräulein Tochter haben mir da Dinge gesagt, die man sich als Mensch von Gefühl nicht gefallen lassen kann. In allen Tagen verträgt man dieses nicht mehr."

„Warum werden Sie noch in Ihren alten Tagen ein Narr?" polterte Mitte.

„Bin ich ein Narr, so paß' ich nicht mehr zu Ihnen, Herr Bergrath!"

„Es soll mir recht sein, wenn wir uns trennen!"

„Halt, lieber Vater," trat Ada dazwischen, und all ihre Gerzensgüte brach hervor. „Nimm das Wort zurück! Eh' unser alter treuer Schmidt und verlaßt, will ich mich der härtesten Strafe unterwerfen, will eingestehen — wenn Du's gern hörst — daß ich die schwerste Thorheit begangen; ich will sogar den Namen nie wiedersehen, der mir in einer Stunde thörer geworden, als Alle, die ich bisher gekannt, in Monat und Jahren. Nur mein alter Schmidt darf nicht von uns!" Ihr Gefühl überwannte sie dergestalt, daß sie beide Arme um den Hals des grauen Dieners schlang, den dieß unerwartete Liebkosung ganz betreten machte. Der Bergrath stand wie eine Granitsäule dem ungleichen Paar gegenüber.

„Was hab' ich gehört?" loderte er jetzt auf. „Der Mensch, vor dem Dein und mein Ruf bloßgestellt, ist Dir theurer als Dein Vater?"

„Ja, Väterchen!" nickte Ada beherzt, den Lockenkopf über die Achsel drehend und immer noch den alten Schmidt festhaltend.

„Nein, das übersteigt Alles!" rief Claudine und rasste sich vom Sessel empor. Sie sahen es nicht ertragen, daß Jemand Ada mehr als sie selbst ihren Jahren unberücksichtigt ließ, und drängte sich deshalb gewaltsam wieder in die Scene.

Ada entgegnete der Erbitzten fest: „Wenn ich Dein empfindliches Ohr beleidige, Claudine, so geh auf Dein Zimmer!"

„Das hört' ich auch ohne Deine delikate Aufforderung gethan!" haspelte jene gereizt heraus.

„Du bleibst, Claudine!" gebot der Onkel.

„Aber der alte Schmidt kann wohl gehen, Herr Bergrath!" fragte der getränkte Diener, der inzwischen der Scene Ada's entledigt worden.

„Sie bleiben auch!" befahl der Hausherr. „Ada soll, wenn sie es wagt, ihr Geständniß wiederholen! Ich glaube zu ihrer Ehre noch, daß es nur ein neuer unsinniger Scherz war."

Die Tochter legte die Hand auf die Brust und sprach mit dem Ausdruck aufrichtigster Pietät: „Ich beuge mich Deinem Zorn, mein geliebter Vater; verhänge über mich, was Du magst; aber ich habe Dir die Wahrheit gesagt — der Mann ist mir nicht gleichgültig geblieben."

„Ich will mich verstand!" hebte es in halberstickten Tönen von den Lippen des Bergraths.

„Mein Vater besitzt zwiel, um ihn zu verlieren", bemerkte Ada ein wie und schloß unmittelbar an: „Du hast mir bewiesen, Dir mein Herz zu öffnen. Und hättest Du's nicht, ich würde treiwillig reden." Mit wachsender Zuversicht fuhr sie fort, während die innere Erregung einen rosigen Hauch auf ihre Wangen lockte: „Warum soll Alles in der Welt so nüchtern und prosaisch hergehen? Warum schätteln die Menschen den Kopf über jede Ausnahme von der alltäglichen Regel? Weil sie selber sich nicht Freiheit herauszutreten dürfen, ohne sich zu schaden! Sie sind und gelten nur Etwas, wenn sie Tag aus Tag ein genau nach der Schablone leben, die auch der Herr Nachbar im Auge hat. All ihr Thun hat den Hintergedanken: was werden die Leute dazu sagen?"

„Und das ist kurzweg das Richtige!" nun wer wagt, das Urtheil der Welt zu verachten?" entgegnete der Vater, aber seine Worte klangen nicht mehr zornig und derb, sondern eher sanft und traurig. Die Sicherheit, das Selbstvertrauen, welche Ada's Wesen ausstrahlte, hatte den Bergrath doch imponirt und gab ihm die Besonnenheit zurück.

„Das Urtheil der Welt", versetzte die Tochter ernst, „hat seine Gerechtigkeit in der Verfolgung gerade der größten Menschen bewiesen."

„Das hat sie gestern Abend von dem jungen Mann aufgefunden!" Mit dieser beißenden Randglosse mischte Claudine sich in die Verhandlung. Ada, ohne sie eines Blicks zu würdigen, sagte darauf:

„Und wär' es so? Das Schlimste, was das Jugend gehen kann, sind richtige und gute Gedanken, die eben den Meisten fehlen; darum müssen sie so viel Gewicht auf fremdes Urtheil legen. Sie tragen keinen Leitstern in der eignen Brust. Wer sich fest fühlt in sich selber, der darf sich Manches erlauben, was Andere sich versagen müssen; denn er weiß, daß er die Grenze nicht überschreitet."

Digitized by Google

„Du hast Dich aber überschritten", sprach der Vater, „daß getben, was sich nie wieder gutmachen läßt, Du hast Dich unweiblich betragen!"

„Nein, Papa!"

„Ja, Onkel!" bestärkte Claudine dessen Meinung. „Es ist unedel" Claudine, „meine Rechtfertigung abschneiden zu wollen", warf Ada der Cousine vor, indem sie Bergrath nahm die Rechte in Schutz:

„Claudine fühlt, es giebt keine Rechtfertigung für Dich. Sie empfindet mädchenhaft zart, ist eine zurückhaltende Natur —"

„Zurückhaltung ist ein andrer Ausdruck für Verstecktheit", sagte Ada zu unterbrechen.

„Den Vater kennt mich!" sagte Claudine mit geringschätzender Geberde gegen die Freundin. Da stammte diese auf:

„Claudine hätte Rechte sehnlicher gewünscht, als es wäre für sie ein Andrer dagewesen, während der Doktor mit mir sprach!" Die so Verdächtigte zog die Oberlippe kraus:

„Ich kann Dir nur mit stiller Verachtung antworten!"

„Wie heißt der Bursche?" rief der Bergrath, dem bei der Erwähnung des Doktors das Blut von Neuem in die Stirne geschossen war.

„Das weiß ich so wenig, wie er meinen Namen kennt", erwiderte die Gefragte.

„Glaub's nicht, Onkel", schürte Fräulein Richte das Feuer, „sie unterhielten sich häufig ganz leise!"

„Der Vater weiß mir glauben", betonte Ada, doch sie irrte sich; denn Jener erklärte:

„Ich glaube Claudinen; denn hat er Dir seinen Stand offenbart, dann ohne Zweifel auch den Namen."

„Verzeih', Papa, seinen Stand verwuntz' ich nur aus seinem Inserat. Seiner Bildung nach müßte er wenigstens Professor sein."

„Bildung ist Brod, steht als Motto vor der Groschen-Ausgabe der deutschen Classiker", kiel Schmidt an der Schwelle ein. Der Bergrath gab ihm einen vernichtenden Blick! „Also schonen Sie dazu schon?"

„Ich wollte nur bemerken", entschuldigte der Alte seine Kühnheit, „daß bemohnerachtet mancher Gebildete Nichts zu beißen und zu brechen hat und dieses könnte hier auch der Fall sein."

„Nichtig, Schmidt!" gab der Bergrath seine Befriedigung zu erkennen, „wahrscheinlich ein vollkommener Gelehrter, der sich durch eine reiche Partie aufhelfen möchte!"

„Ich hab' ihn nicht verrathen, daß ich reich bin", sagte Ada.

„Du bist's auch nicht", entschied der Vater, sich wieder in Grimm kehrend, „ich kann Dich auf ein Pflichtheil herabdrücken und von meinem übrigen Gelde Legate stiften."

„O Papa, wie glücklich wär' ich, wenn ich um diesen Preis die Liebe jenes Mannes für's Leben gewänne!"

„Ada!" brauste Bitte. Das muthige Mädchen lächelte ihn an:

„Gesetzt, heller Vater, wir hätten uns auf einem Ball gefunden, er hätte in weißer Cravatte und weißen Handschuhen mit mir getanzt —"

„Das wäre etwas Anderes."

„Gewiß, Papa; wir hätten dann auch wahrscheinlich eine andre Unterhaltung geführt, zum Beispiel: „Finden Sie es nicht recht heiß im Saal, mein Fräulein?" — „Ich hab' es lieber warm, als kalt, mein Herr!" — Oder Sie in der ersten Vorstellung des neuen Stücks gewetzt, mein Fräulein?" — „Papa wartet immer erst die Kritiken ab, weil er keinem neuen Stück traut." — Und in diesem Styl wär's bis zum Ende des Tanzes fortgegangen, und ich hätte Gott gedankt, den Mann wieder loszuwerden. Gestern dagegen wartet nicht früh, Papa, als er ging. Mit Recken und Spott war ich vor ihn getreten. Er gab mir Stich um Stich zurück, aber gutmüthig, wodurch er mir seine Ueberlegenheit zeigte. Zugleich verwies er mir mit freundlichem Ernst den Betrug, den ich der alten Dame gespielt. Schön ist er nicht, Väterchen, aber klug und gut, und, was das Beste an ihm ist, er hat Charakter."

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte eines Rekruten von 1813.

Erckmann-Chatrian.

(Fortsetzung.)

Alle diese Weheergehänge, welche mit die Brust kreuzten, schienen mir etwas Schreckliches, und ich sah sehr bald, daß unser Elend nicht so bald enden wurde. — Nachdem die Waffen vertheilt waren, fuhr ein Munitionswagen vor, und Jeder von uns bekam 30 Patronen, was mir nichts Gutes bedeutete. Anstatt uns nun auszuruhen und in unsere Quartiere gehen zu lassen, wie ich geglaubt hatte, zog der Hauptmann Blind seinen Säbel und rief: „In Reihen gefegt! Rechts um! Vorwärts! Marsch!" Die Tambours fingen an zu schlagen. Ich war trostlos, nicht wenigstens meinen Wirthsleuten für all' das Gute danken zu können, was sie mir erwiesen hatten; ich dachte, sie würden mich für undankbar halten. Indessen ich wußte der Kolonne folgen. Wir marschirten durch eine lange gewundene Straße und waren auf einmal außerhalb des Glacis nahe am Rhein, der, soweit das Auge reichte, mit Eis bedeckt war. Es war etwas Prächtiges und Blendendes. Das ganze Bataillon stieg den Rhein hinab und überschritt denselben. Wir waren nicht allein auf dem Flusse; fünf oder sechshundert Schritte vor uns war ein Pulvertransport, begleitet von Trainsoldaten, auf dem Wege nach Frankfurt. Das Eis war nicht glatt, sondern mit einer rauhen Schneekruste bedeckt.

Am anderen Ufer schlugen wir einen Weg ein, der sich zwischen zwei niedrigen Hügelreihen hinzog. Wir marschirten fünf Stunden lang. Bald entdeckten wir rechts bald links Ortschaften, und Jedwede, der neben mir ging, sagte zu mir: „Da wir doch einmal hingehen müssen, so ist es auch besser, daß es in den Krieg geht; wir sehen wenigstens alle Tage etwas Neues. Wenn wir das Glück haben zurückzukommen, so werden wir alle Weite davon erzählen können." — „Ja", sagte ich; „aber ich wollte doch viel lieber weniger wissen und lieber sitz mich als Sie Andere leben, die ruhig zu Hause sitzen, während wir hier im Schnee waten."

„Du scheinst Dir aus dem Ruhm nichts zu machen", entgegnete er, „und doch ist der Ruhm etwas Schönes." — „Der Ruhm ist für Andere, nicht für uns", sagte ich; „laß sehen gut, essen und schlafen gut.

(Fortsetzung folgt.)

§ Der erste glorreiche Sieg der deutschen Waffen bei Weißenburg.

(Von einem Special-Correspondenten der „Publ. Volksztg.")

5 Kanonen erbeutet, ebenso 1 französischen Adler und ca. 3000 unverwundete Gefangene.

Von einem Special-Berichterstatter erhalten wir über den Hergang der Schlacht folgende Mittheilungen:

Weißenburg, 6. Aug. Ein furchtbarer Kampf, in dem auf beiden Seiten mit beispielloser Hartnäckigkeit und Erbitterung gestritten wurde, hat in und um Werbenburg stattgefunden. Die Festung liegt in einer Ebene, ist von Wällen und ist nach Art alter Städte mit einer starken Mauer umgeben. Südwestlich von Weißenburg erhebt sich wellenförmig ein Höhenzug, der in dem Geisberge, einer Höhe von ca. 100 Fuß seinen Gipelpunkt hat. Der Geisberg, auf dem ein mit Steinmauern umgebenes Gehöft liegt, von dem aus Franzosen, wie Weißenburg selbst, stark befestigt worden. Der Höhenzug beherrscht die Festung und macht deren Besitz, ohne daß man sich seiner bemächtigt, wirdlos.

Der deutsche Angriff, von bayerischen Truppen eröffnet, erfolgte gegen die Seite des Forts, welches lehnster Kanonade, welche von französischer Seite heftig erwidert wurde, bei welcher Gelegenheit Weißenburg mehrfach in Brand gerieth, wurde von zwei Seiten aus der Eingang in die Festung durch einen Sturmangriff forcirt. Die Bayern griffen die Festung von Süden an, während Preußen von Westen stürmten. Nach blutigem Kampfe erzwangen die Deutschen den Eingang; in der Stadt selbst entspann sich noch ein langer Straßenkampf, an dem sich leider auch die deutsch-französische Bevölkerung betheiligte, was unsere Truppen in einzelnen Fällen zu blutiger Vergeltung veranlaßte.

Nach Einnahme der Festung, in der viele Gefangene gemacht wurden, ging es an die Erstürmung der verschanzten Höhen, welche mit dem Schrecken der französischen Armee, den gefürchteten Zuaven und Turcos, bemannt waren. Der französische General Duay zerschmetterte eine Kanonenkugel, wie ich höre aus einer bayerischen Batterie, den Schenkel, worauf er fast augenblicklich den Geist aufgab. Unsere braven Truppen scheuten die Afrikaner nicht; obgleich der Tod in entsetzlicher Weise ihre Reihen lichtete, gingen sie doch, Bayern und Preußen, dem Feinde mit Kaltblütigkeit und Aufopferung zu Leibe, die wahrhaft beispiellos ist, und erkennen läßt, daß unsere Brüder wußten, wofür sie in den Tod gingen, und was an der Spitze ihrer Bajonnette ging. Die Höhen wurden nach erbittertem Kampfe genommen. Zahllose Turcos, Zuaven, Zephirs, Chasseurs u. s. w. bedeckten die Wahlstatt, doch auch auf unserer Seite sind die schmerzlichen Verluste zu beklagen. Eine französische Kanone, ein Vorderlader aus vorsündflutlicher Zeit, der erkennen läßt, wie mangelhaft die französische Rüstung ist, fiel der 1. Compagnie des 5. schles. Jägerbataillons in die Hände. Bayerische und preußische Jäger machten einander den Ruhm des Tages streitig, das 10. bayr. Jägerbataillon nahm später ein anderes Geschütz. Überhaupt sind bis jetzt 5 Kanonen, ein französischer Adler außerdem eine Anzahl Gefangener eingebracht worden. Vorgestern wurden durch Weißenburg 480 Gemeine und 17 Offiziere, darunter 1 Oberst und 7 Hauptleute, gestern über 500 und im Laufe der Nacht abermals über 500 unverwundete Gefangene ostwärts transportirt, so daß sich die Gesammtzahl derselben auf nahezu zweitausend belaufen mag. Zahllose Verwundete und Todte bedecken das Schlachtfeld; man schätzte heute den Verlust der Franzosen auf über dreitausend Mann.

Bei dem Kampfe thaten sich besonders das 7., 37., 47. und 58. preußische sowie das 6. bayerische Infanterie-Regiment und das 10. bayerische Jäger-Bataillon, sowie die preußischen Jäger und Cavallerie hervor. Der Kronprinz von Preußen hat auch der hiesr Gelegenheit wie in Böhmen gezeigt, daß er zu marschiren und den Sieg auszunutzen versteht. Mit den Reiterstürmen nahm er sofort die Verfolgung des Feindes auf, erstürmte die wichtige Festung Hagenau, die als ein Hauptdepot-Centrum von großem Interesse ist, indem sie die Verbindung mit Nancy beherrscht.

Das Resultat der Kämpfe ist heute dahin zusammenzufassen, daß die gesammte afrikanische Armee theils aufgerieben, theils vernichtet ist, so daß Deutschland von dem Verdrusse der Capitulation dieser Truppen verschont bleiben wird.

Die gefangenen Turkos sagten aus, daß sie seit mehreren Tagen so gut wie gar nichts zu essen bekommen hätten, und daß es ihnen an allem Proviant gebräche. Einzelne Turkos seien verschossen zugerichtet, jedenfalls eine gerechte Strafe für die Grausamkeiten, die sie sich gegen wehrlose Feinde erlaubten. Der Rimbuk, mit dem die Afrikaner von der französischen Regierung umgeben wurde, ist gänzlich gelhwunden und die Bildheit dieser Barbaren hat ihren Meister gefunden. Sie sind im Uebrigen ein höchlich aufstehendes Volk, aus dessen Augen man schon die Rohheit und Raubsucht, die einzigen Ursachen ihres Daseinszweckes, zu erkennen vermag. In Russland wurden die Leute von der freudig erregten Bevölkerung mit Jubel und Jubel von Dampfroß weiter nach Osten geführt.

Die übrigen Gefangenen sind meist schwächliche fast knabenhafte Gestalten, deren Aussehen einen schlechten Lebenswechsel und der entrichteten Bemerkung veranlaßte: „Elend, wie Elend" sind sie. Sie sind mit solchen Kinder schlagen zu müssen. Einzelne Gefangene schauten fröhlich um sich und erklärten, daß sie mit Freuden die Waffen gestreckt hätten, weil Napoleon sie als Republikaner in das Vorderertreffen habe stellen lassen.

Die Eisenbahnen Weißenburg, welche auf französischer Seite zerstört war, ist von den deutschen Truppen wieder hergestellt worden; deutsche Beamten sind in allen französischen Orten an der Heerstraße eingesetzt worden. Heute wird wahrscheinlich auch die Eisenbahn nach Saargau in Betrieb gesetzt sein.

Meine Mittheilungen über die Entwickelung und den Verlauf des Kampfes können selbstredend auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen. Hoffentlich gelingt es mir, Ihnen Ausführlicheres schon in den nächsten Tagen zu melden.

Hoffen wir, daß dieser 1. Sieg eine glänzende Vollendung findet und vergessen wir der armen Verwundeten und der Hinterbliebenen der Gefallenen nicht. Die Kehrseite des Sieges ist eine schreckliche.

An unsere Bürgerschaft speciell aber richten wir bei dieser Gelegenheit die dringende Bitte, unermüdlich für die Herbeischaffung von Charpie und Verbandzeug zu sorgen und das Turner-Sanitätscorps mit allen Kräften zu unterstützen. Bald schlägt vielleicht die Stunde, in welcher jeder Arm zu Sanitätszwecken gebraucht wird. Vereinigen wir unsere Hände zu gemeinsamer Thätigkeit, die Schrecknisse des Krieges zu mildern.

---

* **Kaiserslautern**, 7. August. Einem allgemein hier circulirenden Gerüchte nach, soll das französische Armeecorps unter Mac Mahon total geschlagen sein.

Plakate aller Art,

mit den größten Schriften, werden in der möglichst kurzen Frist geliefert in der

Buchdruckerei von Ph. Rohr.

Die Wirthschaft des Unterzeichneten ist von heute an geschlossen.

Karl Marhofer.

Kaiserslautern, den 6. August 1870.

Verantwortlicher Redakteur: Carl Luebeck. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Pfälzer Demokrat

und

Sonntags-Blatt.

Organ der deutschen Volkspartei in der Pfalz.

Wöchentliche Gratis-Beilage zur „Pfälzischen Volkszeitung."

Für Nichtabonnenten der „Pfälz. Volkszeitung" vierteljährlich 18 kr.

Nro. 34. Kaiserslautern, 21. August 1870.

* All' Mann' an Bord!!!

(Für den „Pfälzer Demokrat.")

All' Mann' an Bord! ein Schlachtgewitter naht!
Des theuren Vaterlandes heil'gen Grenzen.
All' Mann' an Bord! nun gilt es deutsche That,
Germaniens Schwert muß in der Schlacht ergänzen!
Wer bleibt daheim in seines Hauses Hut?
Wer bleibet feige hinter'm Ofen sitzen,
Wenn's gilt das heiligste, das höchste Gut,
Des Vaterlandes Freiheit, zu beschützen?

All' Mann' an Bord! geschlossen ist der Streit.
Wer wollte heut' mit Hirnhass Führern rechten?
Den Kampf vertagen wir und kämpferseit
Steh'n Alle ein für's Vaterland zu fechten.
Nicht ein Verräther ist in unsern Reih'n,
Kein Deutscher ist so feig und niederträchtig.
All' Mann' an Bord! Das ganze Werk es ein,
Das ganze Deutschland, einig, fest und mächtig!

Ihr, die das Alter an die Scholle band;
Die nicht vermögen mehr ein Schwert zu schwingen,
Auch euch ruft heut' das deutsche Vaterland;
All' Mann' an Bord! Der Feind ist zu bezwingen!"
Die Noth, die bittre, wird im Kreisschritte
Sich nahen hier und dort, an vielen Orten,
Und nachet sie und flieht, O Volk, nur mit!"
Weist ungestillt sie nicht von euern Pforten.

Die auszugsregen für der Heimath Recht
Zu kämpfen, bluten und vielleicht zu sterben;
Das kräftige, das jüngere Geschlecht
Ließ euch zurück als seiner Güter Erben.
Sie übergeben euerm Mitgefühl
Ihr Weib, ihre Kinder, ihre Frauen.
Ihr seid ihr Trost im düst'ren Schlachtgewühl —
O täuschet nicht der Kämpfenden Vertrauen!

Auch euch, ihr Frauen, tönet hieher Ruf:
All' Hand' an Bord! zu bannen und zu lindern
Die Leiden, die ein wilder Krieg erzeugt
Bei Müttern, Frauen und bei armen Kindern.
Und leid ihr noch so arm und wirt nicht mir;
Habt ihr kein Lind'rungsmittel noch gefunden,
All' Hand' an Bord! und zupft für euer Theerpie
So schafft ihr Balsam für des Bruders Wunden.

All' Hand' an Bord! o legte in den Schooß
Sich keine eine Hand doch müßig nieder.
Die Liebe macht die kleinste Arbeit groß,
Die kleinste Arbeit für die armen Brüder.
Die Arbeit selbst von einer Kinder Hand
Wird Kleinet zu dem großen Ganzen segen.
All' Hand' an Bord! Ihr's theure Vaterland!
All' Hand an Bord! dann gibt Gott seinen Segen!

F. H.

Die Flucht der Franzosen von Wörth.

Ein Correspondent der französischen ultramontanen „Weltzeitung" in Wien sendet diesem Blatte eine lebhafte Schilderung des in rüde Flucht ausgearteten Rück zugs der Franzosen nach ihrer Niederlage bei Wörth. Wir entnehmen dem Schreiben folgende Stellen:

„Ich konnte es in Hagenau nicht mehr aushalten. Trotz der Warnung des Wirths, mich nicht hinauszuwagen, „da das Landvolk gegen die Fremden mißtrauisch und erbittert sei", eilte ich bei dem nördlichen Thore hinaus und nahm die Richtung gegen den Hagenauer Forst, gegen Niederbronn zu. Der Kanonendonner war stark. Rauchsäulen waren im Nordwesten und selbst in der Richtung gegen Saarburg zu bemerken. Ich schätzte das Gefecht in der Nähe von Niederbronn — und habe mich nicht geirrt.

Unweit der Stadt gerieth ich mitten in einen Schwarm von Landleuten, die mich mit mißtrauischen Blicken betrachteten. Ein Mann, der sich dann als Flurschütz auswies, hielt mich an, und ich war genöthigt, abermals Prüfung als österreichischer Staatsbürger abzulegen.

Nun blieb ich wohl in der Nähe des Ortes und habe gut daran gethan.

Um 4 Uhr galoppirte ein leidiges Pferd, den Sattel unter dem Bauche schleppend, zum Stadtthore hinein. Bald darauf ein zweites, ein drittes.

Dann folgte ein Kürassier auf blut- und schaumbedeckem Pferde, ohne Kürass, ohne Waffen, dann ein Artillerist auf ungesatteltem Pferde; auf den Gesichtern lag unaussprechliche Angst.

Nach einigen Minuten jagte ein Schwarm von etwa 20 Reitern vorüber, worunter mir zwei Zuaven auf Einem Pferde besonders aufgefallen sind.

Die anderen waren Kürassiere in allen Stadien der Furcht des Schreckens, einige ihre Säbel schwingend, andere wie wahnsinnig auf die armen abgehetzten Pferde dreinschlagend, viele ohne Sattel, die meisten ohne Waffen.

Ein Kürassier hielt unmittelbar neben mir sein Pferd an, nestelte seinen Cürah los, warf seinen Helm, dann seinen wuchtigen Säbel um, endlich den schwerfälligen Panzer von sich und setzte dann, zufrieden lächelnd langsam seinen Weg fort.

Dann erfolgte eine etwa fünf Minuten lange Pause. Die Einwohner waren alle in das Innere der Stadt geflohen. Der Flurschütz und ich standen allein an dem Punkte, wo die Niederbronner Zweigbahn die Chaussee durchschneidet.

Jetzt sauste ein Feldgendarm heran, hielt sein halbtodte Pferd an und meinte: „Schließen Sie eiligst die Stadthore — die Preußen sind nur wenn trousers!"

Der Feldhüter wurde bleich. Ich ermahnte ihn, den Unsinn sein zu lassen, „Hagenau sei eine offene Stadt, Vertheidiger seien keine da, und wenn die Preußen wirklich da wären, so gebe es in diesem Momente für die Stadt nichts Besseres, als recht weit offene Thore."

Dem Flurschützen leuchtete das ein. In solchen Momenten der Panique thut es einer armen Menschenseele so wohl, die Unthätigkeit als den besten Theil zu erkennen. Er blieb, offenbar beruhigt, an meiner Seite und wir lieferten miteinander im besten Einvernehmen die Trümmer der einen Division des 1. Corps dessilren.

Die Scene, welche nun folgte, ist unbeschreiblich. Ich klammerte meine Sinne an alles Einzelne, Charakteristische, wollte die markanten Punkte im großen Gemälde festhalten, um es Ihnen so lebhaft vor die Augen zu bringen, wie ich es selbst erlebte. Es war unmöglich. Jedes einzelne Individuum trat wieder hervor, nachdem die einförmige Ordnung, die militärische Disciplin ganz und gar gebrochen war; es waren keine Soldaten, die da vor und vorbeiritten, es waren arme Menschenkinder, einzig und allein mit der Sicherung ihrer mehr oder minder schadhaften Haut beschäftigt.

Immer größer ward der Tumult. Unter die Hufen der Pferde stürzten sich einzelne Lancierd, dann kam die Infanterie-Uniform, wenn auch selten genug, zum Vorschein; sie drängten sich in die Straße; lediges Pferde liefen, als wären sie von elender Furcht getrieben, an allen Orten mit dem Schwarme; Artilleristen im bloßen Hemde kamen heran und sehr häufig Zuzügerde mit abgeschnittenen Zugsträngen, von Infanteristen oder Artilleristen gerittet.

Unter dem ganzen Vortrab der Flucht habe ich keinen Offizier bemerkt. Das muß ich constatiren. Als der Schwarm am dichtesten war, sauste plötzlich ein Eisenbahnzug von Norden herüber.

Der Eisenbahnzug sollte das Material bergen, welches noch bei Niederbronn gewesen war, er sollte wohl Verwundete transportiren — er war lediglich ein Mittel der Flucht. Es waren die ersten Infanteristen, welche da sich retteten. Alle Waggons überfüllt, auf den Dächern, an den Handhaben hängend, mit halbem Leibe in der Luft, auf den Trittbrettern, einige mit voller Rüstung, einige halb nackt. Verwundete keine — so sag da ein neues Bild von Verwirrung vorüber und kreuzte den Unglücksstrom auf der Heerstraße.

Wir liefen den Balken fallen und sprangen seitwärts.

Wie die wilde Jagd eilten die Reiter der Stadt zu und passirten dieselbe ohne Aufenthalt.

Um 5 Uhr verstegte der Strom der Cavallerie.

Nach einer Pause kam Fußwerk. Ich habe 4 bis 5 Trotzen gesehen, alle noch complet bespannt, aber ohne Geschütze; dann sauste und polterte ein zerbrochener Munitionskarren, mit Turkos bepackt, einher, dann kam ein Bauernwagen mit Beiterung und allerlei Habseligkeiten bepackt, ohne ihre Besitzer. Ein Zuave leitete die Pferde, zwei gräßlich verstümmelte Turkos lagen über quer oben, ein Haufe unbewaffneter Soldaten aller Waffen klammerte sich oben an.

Nun kam Infanterie zu Fuß — etwa um 5½ Uhr. Noch immer kein Offizier.

Im dichten Schwarme Kanzelkarren, die Wagen von drei Briade-Generalen, das „Archiv" einer Truppen-Division, wer die fünf leere Munitionsfarren, sodann allerlei „Ambulancewagen" — aber mit Gelauben bepackt. Auf einem Karren lagen drei Todte, während ein paar jämmerlich zugerichtete Turkos im Gewühle mit jener stumpfen Resignation einhergingen, welche diese Wüstensöhne in Wahrheit auszeichnet. Dann kamen verschiedene Marketenderwagen.

Diese Marketenderinnen, eine Eigenthümlichkeit der französischen Armee, habe ich stumm sehr recht kokett und niedlich gehalten, als ich sie inmitten einer enthusiasmirten Truppe im Momente der Ahreise beobachtete. Jetzt, in den Scenen der Verwirrung, ihre Kleider beschmutzt, ihre Gesichter mit zerrauften Haare eingerahmt, von Schmutz starrend und von Angst verzerrt — schienen sie mir recht erbärmlich. Da macht der Eindruck des Augenblicks.

Von den Infanteristen hatten alle ihr Gepäck weggeworfen, viele ihre Gewehre, viele gingen im Hemde, die meisten hatten vor Allem nur elitzige Brotlaibe an einem Stock gespießt über die Schulter.

Weitaus der größte Theil der Flüchtigen waren „des vieux soldats," denen General Trochu jüngst jeden Werth abgesprochen hat.

Von 4 bis 7 Uhr zog ein unglaublicher Schwarm Menschen vorüber, so ganz mit sich selbst und mit ihrer elenden Existenz beschäftigt — in dem ganzen Zuge blos 40 Mann geordnet — im Ganzen wohl 8—10,000 Mann, verhältnißmäßig wenige Verwundete und blos 3 bis 4 Cavallerie-, 2 Artillerie- und etwa 8 Infanterie-Disiviere im ganzen Schwarme;

Digitized by Google

eine solche Devote weiß weder das Jahr 1859 noch 1866 auf.

Als ich in später Dämmerung nochmals vor die Stadt eile, um zu erkunden, ob nicht auch von meinem Bahngut etwas geborgen wurde, führen 5 hohe 6 Spänner in voller Truppenbespannung in einer gedrängten Front in ihrer Mitte — Nichts als halten sie die ganze preußische Armee mit sich.

Ich konnte mich nicht enthalten, die Scene mit einiger Ironie zu betrachten. In solcher Verwirrung mit einem Gefangenen zu paradiren.

Früh Morgens den 7. rücke ich mit 5 einen Wagen nach Straßburg zu gewinnen. Ich wußte, daß in ich die Morgenrot ging einfach auf die Ende fegen, daß man mich nicht in die Festung lassen würde, wenn ich nicht für eine Garnison große sorgte. Sie war da gefunden. Ein Corporal des 30. Regiments, ein Gutsbesitzer von reusten Wasser, und ein bläulicher Artist des 81. Regiments waren zwar todt, als ich ihnen Blöße auf meinem Karren anbot. Sie waren entschieden über mein Ansinnen, und hatten mich heute noch für den ersten der Menschen zwischen Bayern und Straßburg.

Ich habe auf der Fahrt viel zu erleiden gehabt, die Route war von armen Fuhrwägen belastet. Alle wollten sich aufsetzen, und mußten abgewiesen. Da sagte ich meinem Gutsbesitzer, er möge kraut scheinen, und dem Artikler, er möge nimmern, so oft wir an einem Schwarm von Nachbleiben vorbeikamen, der Knischer ein voluminer elastischer Bade, daß ich bedingt in die Pferde, und so gelangten wir glücklich die Brumath. Dort kamen zwar Hin-ernisse. Eine neue Parthie hörte die Flüchtigen ergriffen. Die waren bald von einem Haufen von Reitern umgeben, die Einwohner stellten sich entgegen und wollten Reisigleisten von den Wagen haben. Ich sie schon in Hagenau sehen, und ob es wahr sei, daß sie Waffen und Kin er morden. Endlich langten wir auf dem Glacis vor Straßburg an. Heftige Bewerbung! Alles von Wagen, Karren, Fußgängern, meinenden Weibern anrissirt. Das Thor geöffnet worden; mein Gutsbesitzer verlor sein Gefährt wie im Schwerz, der Artist mußte, und so gelangte ich in die Festung, ohne Roß, ohne Frau, ohne Notwendig da bamberzige Weiber eilten mit Wein herbei und meine bekleidigen Schlingel mußten sich auch laben lassen.

Zum Glück ging noch ein Train um zehn Uhr Vormittags und nach langen Anstrengen erschlaffte ich mich, nach Paris zu eilen.

In Zabern fand ich den Rest des Mac Mahon'schen Corps. Es war noch nicht ganz zusammelt (12 Uhr Mittags des 7. August). Die Heerstraße, sowie die vom Bahnhof aus übersehen waren, wie Heerwagen zu gestalt, lange gesammelte Truppe, Artler, Fuß-Artiller, Bund-Artillerie, alles zu Tode matt und erschöpft. Die erzählten.

Das dritte Corps ist ohne Artillerie zurückgewichen. Es ist keine Abtheilung geblieben. Ich habe in Zabern kein Geschütz entdecken können."

Zur Kolb'schen Vaterlands-Verrätherei.

Unter der Ueberschrift „Bilder die älteste und neueste Verläumdung" wendet sich der Stuttgarter „Beobachter" gegen die nationalliberale Presse, welche die deutsche Demokratie der Franzosenfreundschaft, des mangelnden Patriotismus zeiht. Wir erklären dem Artikel das zweites Theil und bitten die Leser, die auf unseren wackren Parteigenossen Kolb bezüglichen Stellen wohl zu beachten. Sie werfen auf die sogenannte Vaterlandsverrätherei Kolb's ein hohl interessantes Streiflicht, das wohl geeignet ist, sämmtliche gehässige Anklagen gegen unseren hochverdienten Mitkämpfer auf ihre Absurdität zurückzuführen.

„Daß Preußen in diesem Krieg dem französischen Cäsar gegenüber Deutschland vertritt, daß ihm als dem Deutschthümlichsten und Nächsten Sieg der Oberhand gebührt, daß den deutschen Waffen jeder Sieg von ganzem Herzen zu wünschen und zu gönnen ist, haben wir mehr als einmal gesagt; wenn wir aber der Schwarzmeierischen Gegentheorung gegenüber, welche viele Gemüther erfüllt, uns einmal klipper als andere verhalten, so mögen unsre Leser dies nicht als einen Mangel an Vaterlandsliebe betrachten, sondern sich darüber aus erklären, daß für unsre deutschen Freiheits- und Zukunftsansichten selbst der größte Sieg bis jetzt noch keine Erfüllung verspricht. Wohl sind in diesem Augenblick die preußischen Fahnen für Deutschland im Feld, aber daß nicht vor dem deutschen Heere der schwarz-roth-gallne Fahne wehen kann, das erfüllt uns mit Schmerz, während andre freilich die Faust auch neben uns andre freie Fahne freilich, sich heute ihres abwesenheit freuen mögen. Man muthe uns daher nicht einen Jubel und einen Schmung zu, der uns noch nicht vom Herzen käme, welches selbst in der Freude des Sieges mit Gram und Sorgen kämpft. Man lasse uns unsre Schuldigkeit für das Vaterland in der Stille thun, daß wir sie thun werden, so gut wie die, welche am lauten Ton am Keile schlagen darauf können sich diejenigen verlassen, die seit Jahren mit uns zusammen in deutscher Treue um den großen Vaterlandspreis ringen, gelegenheiten sich kümmerten und mühten. Denen, die uns wissentlich verleumden, geben wir natürlich kein gutes Wort; denjenigen aber, die uns verkennen, weil sie uns in dieser abgemessen Aufregung allein ernst und schwierig unsere Tagesarbeit thun hören, legen wir das wie am Schluß unsres Artikels deutlich thun zu wollen erklärten, in unsren eigenen früheren Worte: „Bewährt haben, daß wir uns nicht von jedem Worte des Tages haben, als daß wir in Fall des Angriffs auf Deutschland alle Parteien einig die Fremden das alten Rechts zu verheidigen haben.

Zufällig haben wir den Jahrgang von 1866 vor uns liegen und greifen auf gut Glück heraus.

1) In einem von C. Mayer geschriebenen Artikel „Ist's", welcher am 19. Mai 1866 Napoleon's III. Absichten auf die Grenzen von 1814 bespricht, und gegen die Absicht ist, ein-Süd-Deutschlands-einschweifen aufzuhetzen, uns es dann später wieder zu holen, heißt es:

„Daß unter keinen Vorwänden und Umständen deutsches Gebiet an Frankreich abgetreten werden soll, galt unter Deutschen bisher als ein unbestrittener Satz."

Und weiter heißt es dort:

„So wenig es die alten Ritter für Sünde und Schande hielten, von ihren Burgen herab über reisende Kaufs- und Fuhrleute plünderad herzufallen, so wenig halten es moderne politische Kaufs für schmachvoll, diplomatisch und militärisch über Länder zu disponiren, ohne deren Bewohner auch nur um ihre Zustimmung zu fragen. Was bleibt also für ein Verfaß, um das Reich gegen Abtretungen und fremde Eroberungen zu schützen?

Es gibt nur einen Hüter und Wächter deutscher Grenzen, der durchaus treu und zuverlässig und der ebenso, stark und mächtig als treu ist.

Dieser ist das deutsche Volk selber.

Aber um seine Treue zu üben, braucht das Volk Waffen. Ein Wehrsoldner kann nicht Wächter sein. Daher verlangen wir die Einführung der Volkswehr.

2) Unterm 3. Juni d. Js. schreibt Oesterlen, damals Vorsitzender des Landesausschusses:

„Die Verletzung der nationalen Einheit ist schwerer zu heilen, als die der constitutionellen Freiheit, und überdies eröffnet die Oberherrschaft des preußischen Junker- und Militär-Staats in Deutschland der Demokratie ein Feld, wo sie, als das eben antijüdischen und ultramontanen Kaiserstaats. Jetzt gilt es alle Kräfte zu sammeln, Deutschland zusammenzuhalten! Der Kampf für die constitutionelle Freiheit bleibt vorbehalten und wird uns immer als Männer und der Partei."

3) Unterm 3. Juni bringt der „Beobachter" ein Programm, entworfen im Auftrage der deutschen Volkspartei von deren Ausschuß, welcher damals aus folgenden Männern bestand: Bebel (Leipzig), Eckhner (Dodo), Fickler (Mannheim), Hagen (Offenburg), Gün (Heidelberg), Kolb (Speyer), Morgenstern (Fürth), C. Mayer (Stuttgart), von Reergaard (Kiel), Rückel (Frankfurt a. M.). Trabert (Ansbach). Dieses Programm lautet:

„Kein Fußbreit deutscher Erde darf an das Ausland abgetreten werden. Die Gefahr des Verlustes von deutschem Gebiet und die Schmach einer Einmischung des Auslandes in deutsche Angelegenheiten werden nur dann von uns abgewendet, der Widerstand gegen die Vergewaltigungsluft Deutschens wird nur dann erfolgen, die Gefahr des Sieges an der Seite Oesterreichs nur dann beseitigt sein, wenn die Bundesgenossen im Kampfe gegen Preußen keine dynastische, sondern eine nationale Politik verfolgen und ihren Bund auf die volle Wehrkraft, sowie auf die parlamentarische Mitwirkung des Volkes stützen."

4) In derselben Nummer findet sich ein glühender Aufruf zur Volksbewaffnung, wenn wir uns recht erinnern, gezeichnet von Moritz Hartmann. Da heißt es u. A.:

„Vom ersehnten Ziel der Einheit sind wir durch die über den deutschen Boden ausgesäete Zwietracht mehr als je entfernt; das Ausland macht bereits Vorschläge, sich in die Ordnung unserer inneren Angelegenheiten zu mischen und an den Grenzen lauern Feinde, bereit, den innern Zwiespalt und die Schmächtigung Deutschlands zu benützen, um vom deutschen Körper die schönsten Theile loszureißen. Nie seit dem Einbruch Napoleons, schwebten verderblichere Gewitter über unsern Häuptern."

5) In der Nummer vom 14. Juni findet sich ein Redactions-Artikel, welcher für den Beobachter ganz besonders Recht charakteristisch und darf der, vor der Geiger der „rheinländischen Zeitung" was als treuen und wahren Organ in diesen Land welcher gegen ein Zweitheilungsparlament, in d nur einer der Großmächten vertreten gewesen wä (damals noch Preußen und Oesterreich) verschwind und in dieser Form das Schlimmste nicht gewesen wollen ausspricht, welcher dies im wörtlich „Sta ausgeber" gestandene „Bieber französisch als pro sisch" für „einen öffentlichen Scandal" erklärt, a welchen (damals) noch keine öffentliche Reparatio erfolgt ist, und welcher u. A. sagt:

„Der zwischen Preußen und Oesterreich durch Frieden besiegelte ist die eine, daß an die andere Ma nicht zu kommen versteht, nur um seines Staat willen, sondern auch um seinetwillen, um seine Unabhängigkeit und Ehre zu wahren, unter Umständen auch mehr. Wo weniger Gemüthsart als Umsicht leiten, da kommt es, eben auf die letzteren an, um es könnte es sich eines Tages ereignen, daß die Stimmende Macht, der man sich klüglich anschließen mußte, nicht mehr und nicht Oesterreich, sondern daß es eine andere ausländische Macht wäre, Rußland vielleicht oder Frankreich."

Gegen diese Richtung ist der ganze Artikel gerichtet.

6) Unterm 21. Juni schrieb der „Beobachter":

„Das aber präge sich die Jugend ein, daß aus andere mögen sich's merken, daß das Vaterland geeltet werden muß, es mag kommen, was will, und es mag sollen, was will. Das Feuer der Trübsal in dem das deutsche Volk bedrängt werden ja wird jetzt eben auch in der Schmiedessen, wo schem der Umguß bereitet wird, ist groß und viel zu schlungend. Es wird sich in diesen Läuterungsfeuer vielleicht manches als Schlacke erweisen, was bisher als das Vorzehmste galt, aber ein neues, freie neuen Leben soll Deutschland sich aus dem Guß erstehen, darauf verpflichte sich so jeder Deutsche Mann bis in den Tod. Dann muß es gelingen."

Im Stuttgarter Volksverein hielt am 3. Sept 1866 Becher eine Rede, in welcher er u. A. über den Sabbund Folgendes sprach:

„Die Stellung zu Frankreich, in die Bismarck Deutschland gebracht habe, sei einfach. Jenes sind es gar nicht mehr nöthig, seine Absichten durch vorgliche Worte, wie die, es sei kein Krieg, die machten, es erkläre ganz offen, daß es sein Ziel deutscher Erde für sich als Compensation verlang Daß wir Südwestliche, daß die Volksparteien nament sich ihm dieses nicht widerstehen wolle, bedürfe keine ausdrücklichen Erklärung, in Bälten in Gegenwart die Geschützen, die aus einer Zerreißung Deutschlands und durch eine Vergrößerung Preußens von diesen Seite drohen, vor den Preußen selbst können stehe und daher unermüdlich vor dem Krieg gewarn Wir werden uns der Vertheidigungspflicht deutsche Boden nicht entziehen, aber ein gänzlicher Unter ordnen unter Preußen sei darum nicht gebeten, sondern wenn es in einem Krieg zwischen Frankreich und Preußen kommt, genuge ein Verhältniß der Allianz zwischen uns und Preußen. Eine solche Allianz werde aber auch wieder weit besser und sicherer von einem südwestlichen Bund, als von jeden Staat einzeln für sich geschlossen."

So nimmelt seiner ganze Jahrgang des Beobachters von solchen und ähnlichen Stellen, in welchen der bestimmte Entschluß, nur die Unabhängigkeit Deutschlands unter allen Umständen und unbedingt mit einzutreten" Seitens der Partei sowohl als auch von ihr voranstehenden Männer klar ausgesprochen wird. Daß wir nun damals dieses Miteintreten in anderer Weise möglich machten, als unter preußischen Oberbefehl, ändert an dem absoluten Gehalt des Erklärlichen nichts, können gehört in den Bereich derjenigen inneren Fragen, die eben jetzt, da die Entscheidung eine andere Gestalt annimmt, weniger als je zur Sprache kommen dürfen. Wir sind fest entschlossen, auf dem Boden der Thatsachen, wie sie nun einmal geworden sind, mit voller Hingebung unsere Pflicht zu thun, und wir hoffen, daß auch unsere Gegner, wenn sie uns in Zukunft beurtheilen, diesen Standpunkt nicht außer Acht lassen werden.

Feuilleton.

Geschichte eines Rekruten von 1813.

Von Erckmann-Chatrian.

(Fortsetzung.)

Ich hielt Kehrede für verloren und dies machte mich viel Kummer; ich dachte bei mir: es sind mir bloß die Ruffen und Preußen, welche uns zu vor-

Digitized by Google

nichten suchen, und die Unsrigen befassen sich damit. Die ganze Stubenmannschaft war an den Fenstern, ich allein saß auf meinem Bette. Nach 5 Minuten machte mich das Gefühl der Einsamkeit unruhig bleich, ich hatte keinen Tropfen Blut mehr im Leibe. Aber dies dauerte nicht lange; auf einmal rief Klipfel: „Gefessen!“ Ich eilte ans Fenster, ich weiß nicht wie, und über die Andern hinweg sah ich den Franzosen gegen die Mauer gelehnt und den Tschako darüber und Schuß um Schuß flog gerötheten Gesichte. Er hatte sich während des Gesichte auf die Knie niedergelassen; der Säbel des Alten, welcher sich vertheidigte, hatte ihm die Schulter gestreift, er aber hatte, ohne einen Augenblick zu verlieren, den Schlingen den Husaren in den Beinen geschossen. Wenn es sich nicht glücklicherweise auf die Knie niedergelassen hätte, der Alte würde ihm das Herz durchbohrt haben. Dies war's, was ich mit einem Blick überfah.

Der Hufschlag der Pferde, welche zusammen zehn Zeugen führten, nahm unter die Arme, Zehebe aber betrachtete jetzt inchenblaß seinen Säbel, während ihm Klipfel seinen Mantel umhängte. Fast zu gleicher Zeit schlug man Reveille, und wir fingen zum Morgenappell hinab. Dies trug sich am 18. Februar zu. Denselben Tag erhielten wir auch Nachricht von Frankfurt, daß der Waffenstillstand, welcher von dem 8. März blieben. Alle Rekruten kannten den Gebrauch der Waffen und das Kasernen-Exercitium.

Von Seligenstadt marschierten wir den 9. März nach Schweinsheim, wo auch der Marschall Ney hinflichtige. Der Hauptmann unserer Compagnie hieß Florentin, der Lieutenant Bretonville, der Bataillonsadjutantwundarzt Gemain, der Regimentsadjutant Pidat, der Regimentsadjutant Zapfel, der Brigade-General Lodaucette und der Divisionsgeneral Souham. Jeder Soldat muß dies wissen, wenn er nicht wie ein Blinder marschieren will.

Den 18. und 19. März fing der Schnee an zu schmelzen. Ich erinnere mich, daß während der großen Truppenbesichtigung, in Abgangsordnung auf einer großen Hochebene, wo man den Main sehen konnte, soweit das Auge reichte, der Regen von 2 Uhr Morgens bis 3 Uhr Nachmittags nicht aufhörte. Wir hatten zur Linken ein Schloß, dessen Bewohner von ihren Fenstern aus uns gemächlich zuschauten, während das Wasser uns in die Stiefel lief.

Zur Rechten brauste der Fluß, den man wie im Nebel sah. Um unsere Gebieten anzufeuchten, rief man uns jeden Augenblick zu: „Gewehr auf! Gewehr ab!“

Der Marschall kam langsam heran, umgeben von seinem Stabe. Jedebe tröstete sich mit dem Gedanken, daß wir den Bravsten der Braven sehen sollten. Ich aber dachte, daß es mir nicht vergnügen machen würde, wenn ich ihr am Feuerherd sehen könnte.

Endlich kam er an uns heran, und ich sehe ihn noch mit seinem großen, vom Regen durchnäßten Hut, seiner blauen gestickten Uniform und seinen großen Stiefeln. Es war ein schöner Mann, rothblond, mit aufwärts gebogener Nase, lebhaften Augen und von kräftem, festem Körperbau. Er war sich Abends gewesen, er grüßte uns Alle freundlich, namentlich Florentin.

Abends kehrten wir zur Suppe nach Schweinsheim zurück. Wir lagen hier zu 3 oder 4 Mann in den Häusern im Quartier und bekamen täglich gutes Fleisch, Brod und Wein. Ich meinerseits war sehr zufrieden mit meinem Quartier, obwohl es viel gab, die darüber murrten und denen nichts gut genug war. Mit mir waren noch 2 Rekruten von Saint-Dié bei dem Postmeister einquartiert, dem man fast alle Pferde für unsere Kavallerie genommen hatte. Dies konnte ihn schwerlich guter Laune machen, aber er sagte nichts, sondern machte blos Miene, hinter den Ohren Wasser zu haben den Abend. Seine Frau war groß und stark und seine beiden Töchter recht hübsch. Sie hatten Furcht vor uns und schlichen sich, sobald sie uns exercieren oder Wachtdienst zurückkamen.

Am Abend des 4. Tages, als wir zu Nacht gegessen hatten, kam gegen 7 Uhr ein alter Mann in schwarzem Oberrock mit weißem Haar und von recht stattlicher Gestalt. Er grüßte uns und sagte dann auf Deutsch zu dem Postmeister: „Dies sind neue Gäste, Herr Nachbar.“ — „Ja, Herr Oberamtmann,“ antwortete der Andere, „wir schienen diese Leute niemals los werden zu sollen. Wenn ich sie alle vergiften könnte, es sollte sogleich geschehen.“

Ich drehte mich jetzt ruhig um und sagte: „Ich verstehe Deutsch, sagen Sie nicht so etwas.“ — „Ich glaubte, hatte der Postmeister, als ihm seine große Pfeife fast aus der Hand fiel. — „Sie sind sehr unvorsichtig in Worten, Herr Kaltreuth!“ sagte der Greis, „bedenken Sie, was Ihnen widerfahren würde, wenn ein Anderer als dieser junge Mann Sie gehört hätte.“ — „Es ist dies natürlich unter Nebenmann,“ entgegnete unser Wirth, „Aber was meinen Sie nur? Wenn man uns nicht nimmt, wenn man uns Jahre lang ausplündert, da weiß man endlich nicht mehr, was man sagen soll, man spricht unbesonnen in den Tag hinein.“

Der Greis, welcher kein Anderer als der Pastor von Schweinsheim war, trat zu mir heran und sagte, mich persönlich begrüßend: „Mein Herr, Sie haben mein volle ein Ehrenmann. Seien Sie überzeugt, daß Herr Kaltreuth unklüg ist, etwas Schlechtes zu thun, selbst unseren Feinden.“

„Ja wohl, es wohl, mein Herr,“ antwortete ich ihm; „sonst würde ich seine Bratwürste nicht so gerne gegessen haben.“ Als der Postmeister dies hörte, fing er herzlich zu lachen an, indem er seine großen Hände sich über den Bauch hielt und rief: „Ich hätte nie gedacht, daß ein Franzose mich zum Lachen machen könnte!“ (Fortsetzung folgt.)

VI

Humoreske von Cäsar Parrot.
(9. Fortsetzung.)

„Dann steh' ich Dir bei!“ rief Claudine sehr lebhaft.

„Claudine! meine liebe, süße Claudine! meine einzige Freundin!“ Und die Mädchen lagen sich in den Armen. Dan Paul's Wort, daß die Menschen nach einer Verlobung sich doppelt lieb haben, erfüllte sich hier. Claudine war auf einmal die Hingebung, Großmuth und Aufopferung selbst. „Mir hat Dein Vater nicht verboten, auszugehen“, flüsterte sie; „ich schlich ihn heut Abend nach in die Allee, und wenn er unsern zusammen Bekannten gesprochen hat, komm' ich an die Reihe.“

„Das wollteß Du für mich wagen?“ fragte Ada überglücklich.

„Wie müßten wissen,“ antwortete Jene indirect, „ob er Dich liebt. Laß mich nur machen!“

Ada schloß sie von Neuem in die Arme: „Mein Engel! Du! Eigentlich bin ich sehr neugierig, daß Papa ihn aufsuchen wird. Der kluge Vater versteht nämlich total, wie leicht er's ihm dadurch macht, unsre Spur zu finden.“

„Ich will's ihm noch leichter machen“, bethewerte Claudine, aber, Ada, vorausgesetzt, daß er Dich liebt, glühend, leidenschaftlich liebt!“

„Ach, wenn ihm mein Gesicht nur gefallen wird!“ stöhnte der lockige Schwarzkopf.

„Das muß es!“ sagte die Freundin energisch. „Er kennt es ja noch nicht“, wandte Ada gebrückt ein.

„Du beriefst Dich neulich auf die Türken“, entgegnete Claudine geschwind; „er muß Dich ohne Gesicht lieben, oder gar nicht. Morgen um diese Zeit sind wir klüger.“

„Ob der Papa morgen wieder den Koffer nicht anrühren wird?“ fragte Ada abbrechend und sehr mit kindlicher Gutmüthigkeit hinzu: „Ich will ihm doch seine Tasse ins Bureau tragen.“ Gesagt, gethan. Sie nahm die weißbaarige Hausvatertasse, schenkte aus der Fayence-Kanne ein und setzte die zierlichen Füßchen gegen die Schnelle in Bewegung. Liebevoll kam Claudine ihr zuvor:

„Wart', wart', ich öffne Dir die Thüren, Schatz, damit Du nicht fällst!“ Hurtig war sie bei der Hand, Ada dankte ihr durch freundliches Zunicken — Eintrachts- und Hoffnungsglück in den jungen Herzen, Lachen in den Augen, der nicht-ahnende, wachte Complot sie indessen gegen ihn zu schmieden.

IV.

Am Morgen und Mittag war Abend geworden. Die Sonne schob sich nur noch aus den höchsten Wipfeln der Platanen-Allee und das Völkchen, das darin auf- und niederschwirrte. Selten zeigte sich eine Person, die mit dem Schritt von Geschäftsleuten des Weges kam; die Meisten, sowohl Damen wie Herren, schlenderten in behaglicher Lässigkeit dahin und dehnten. Unter den Laubwandelnden bewegte sich auch ein junger Mann, der in Tracht und Wesen etwas Studentisches, Burschikoses hatte, obwohl die markirten Gesichtszüge verriethen, daß die glückliche Periode des akademischen Bürgerthums schon gegauue Zeit hinter ihm lag. Während die übrige Menschheit auf der Promenade wenigstens paarweis, wie das Gethier in Noah's Arche, erschien, ging Jener mutterseelenallein, aber man konnte bemerken, daß er sich nicht recht wohl befand, denn er nahm bald den Hut in die Hand und fuhr sich mit der andern durch's Haar, als wäre ihm zu heiß, bald stülpte er den Filz wieder auf und kehrte das Gesicht links, rechts, rückwärts — ohne zu finden, was er suchte.

Da begann ein Leierkasten in einiger Entfernung die Melodie des Volksliedes: „Ich bin ja stets a's Brünnele.“ Der einsame Wanderer fiel leise summend ein: „Nun laß' i die Aengelein um und um gehn, da seh' i mein' herzauflgen Schatz —“

Hier hielt er inne und suhr sprechend fort: „Leider seh' ich ihr nirgend und werde mich wohl nächstens in die Gebüsche schlagen können mit dem Verse:

„Behüt Die Gott, mein herzauflge Schatz, seh' Di nimmermehr!“

(Fortsetzung folgt.)

Todes-Anzeige.

Allen Freunden und Bekannten die Trauer-Nachricht, daß es Gott gefallen hat, unsere innig geliebte Gattin und Mutter

Charlotte Juliane Müller,
geb. Eicker,

39 Jahre alt, nach Ausstehung von 3 Uhr, nach vierjährigem schwerem Leiden in das bessere Jenseits abzurufen, bitte stille Theilnahme.

Hochheyer, den 19. August 1870.

Die trauernd Hinterbliebenen.

Theerseife, von **Bergmann & Co.** in Paris, **wirksamstes** Mittel, gegen alle Hautunreinigkeiten, à Stück 18 kr., empfiehlt 49,48,99 **Carl Hahle.**

Zu verkaufen

auf den Abtrieb das beste Mutterzeichneten, vor der Spitelmühle gelegen. 99,11 **Carl, Eberz.**

Zahnen! Allumination sachen.
Bonner Zahnenzubrik Bonn.

Entschädigung.

Alle Wiesen- und Feldbesitzer, deren Ländereien Schaden genommen haben durch Lagerplätze oder dergleichen, werden hierdurch aufgefordert, sich nächsten **Montag den 22. August,** Nachmittags 1 Uhr, im Stadthause bei dem Herrn Adjunkten Emig zu versehen, welcher hierzu in Gemeinschaft mit der Commission die Abschätzung vornehmen wird.

Kaiserslautern, den 20 August 1870.

Das Bürgermeisteramt.

Hohle. 199,9

In Dreisen sind **3 Kühe** und **2 Ochsen,** und in Winterbach **3 Ochsen** zugelaufen, was hiemit bekannt gegeben wird. Diejenigen, welche sich als Eigenthümer in legitimiren im Stande sind, können solche gegen Futtergeld und Publikationsgebühren hierorts in Empfang nehmen.

Dreisen, den 19. August 1870.

Das Bürgermeisteramt.

Fisch. 199,9

Soeben wieder eingetroffen und bei **Ph. Rohr** in Kaiserslautern zu haben:

Große Auswahl Kriegskarten!

Fruchtmarkt.

Vom **nächsten Dienstag** an wird der „Fruchtmarkt“ wieder in der Halle abgehalten und hofft man auf starke Zufuhr.

Kaiserslautern, 20. August 1870.

Das Bürgermeisteramt.

Hohle.

Eine Kanne voll Dung

ist zu verkaufen. — Näheres bei der Expedition d. Bl. 197,2

In der Buchhandlung von **Ph. Rohr** in Kaiserslautern ist zu haben:

Verband- & Transportliche für Sanitäts-Truppen.

Mit 111 in den Text gedruckten Illustrationen. Von Dr. Carl Schiller. **Preis fl. 1. 30 kr.**

Thüringer Saalpflaumen

große süße Frucht, versendet per Ctr. 5 Thlr.; größere Aufträge billiger. 199,6

J. G. H. Bösch in Weimar.

Digitized by Google

Bekanntmachung.

Die Aufnahme eines Anlehens für die ausserordentlichen Militär-Bedürfnisse betr.

Seine Majestät der König haben allerhöchst zu genehmigen geruht, dass auf Grund der durch das Gesetz vom 21. Juli l. Js., einen Kredit für ausserordentliche Bedürfnisse des Heeres betreffend, ertheilten Ermächtigung ein 5prozentiges Anlehen im Betrage von 15,000,000 fl. im Wege der allgemeinen Betheiligung aufgenommen werde.

Zum Vollzuge dessen wird Nachstehendes bekannt gemacht.

I.

Das aufzunehmende Anlehen wird auf die Staatsfonds versichert und erhält die Bezeichnung:

Militär-Anlehen von 1870 zu 5 Prozent.

Den auszustellenden Obligationen à 1000 fl., 500 fl. und 100 fl., welche sämmtlich au porteur (auf den Inhaber) lauten, werden 20 halbjährige Zinscoupons vom 1. **Februar** 1871 bis 1. **August** 1880 einschliessig und eine Coupons-Anweisung (Talon) beigegeben.

Die halbjährigen Zinsen zu 5 Prozent werden zur Verfallzeit bei allen k. bayerischen Staatsschuldentilgungs-Kassen, den k. Kreiskassen, Oberaufschlagämtern und Rentämtern, bei der k. Bank in Nürnberg und deren Filialen, und in Frankfurt a. M. bezahlt.

Die Bestimmungen über die Tilgung des Anlehens bleiben den jeweiligen Finanzgesetzen vorbehalten.

II.

Die Aufnahme des Anlehens erfolgt im Wege der allgemeinen Betheiligung und findet die Subscription

am 22. 23. und 24. August l. Js.

von 8 bis 12 Uhr Vormittags und von 2 bis 6 Uhr Nachmittags bei allen k. Staatsschuldentilgungs-Kassen, k. Kreiskassen und Rentämtern, dann bei der k. Bank in Nürnberg und deren Filialen statt.

III.

Einige Tage vor dem **22. August l. Js.** wird der Cours, zu welchem das Anlehen emittirt wird, besonders bekannt gemacht.

Bei Betheiligungen von **100,000 fl.** und darüber wird noch eine besondere Provision gewährt, und zwar bei Beträgen

von	100,000 fl. bis	250,000 fl.	½	Prozent,
„	250,000 fl. „	500,000 fl.	1	„
„	500,000 fl. „	1,000,000 fl.	1½	„
„	1,000,000 fl. und darüber		2	„

IV.

Bei der Subscription ist sofort die erste Einzahlung von 10 Prozent des gezeichneten Nominalbetrages baar zu leisten.

V.

Im Falle der Ueberzeichnung des Anlehens tritt eine verhältnissmässige Reduktion der Zeichnungen ein. Es werden jedoch Zeichnungen unter **10,000** fl. nicht reduzirt.

Bei eintretender Reduktion der Zeichnungen von **100,000** fl. und darüber bleibt die im Art. III. für den subscribirten Betrag zugesicherte Provision ungeschmälert.

Die bei der Subscription zu viel eingezahlten Beträge werden nebst 5 Prozent Zinsen wieder zurückvergütet, soferne die Subscribenten nicht deren Anrechnung auf die zweite Ratenzahlung vorziehen.

VI.

Die Subscribenten sind verpflichtet, die weiteren Einzahlungen zu leisten, und zwar:

die 2. Einzahlung am **12. September l. Js.** mit 25 Prozent des gezeichneten Nominalbetrages,

die 3. Einzahlung am **3. Oktober l. Js.** gleichfalls mit 25 Prozent des gezeichneten Nominalbetrages,

die 4. und letzte Einzahlung am **24. Oktober l. Js.** mit dem Reste des Subscriptionspreises.

Volleinzahlungen können zu jeder Zeit geleistet werden.

VII.

Die Subscribenten erhalten den Zins à 5 Prozent aus dem Nominalbetrage der Obligationen vom **1. August 1870** an vergütet.

Wer die volle Einzahlung des ganzen gezeichneten Betrages sofort bei der Subscription (22. bis 24. August l. Js.) leistet, erhält noch eine besondere Bonification von 1¼ Prozent.

VIII.

Ueber die geschehene erste Einzahlung wird von der Zeichnungsstelle eine auf den Namen des Subscribenten lautende Empfangsbescheinigung (Anmelde-Schein) ausgestellt.

Nach Schluss der Subscription und nach Vornahme der etwa nöthigen Reduktion der gezeichneten Beträge werden die Anmelde-Scheine gegen die erforderliche Anzahl Interims-Scheine à 1000 fl., 500 fl. und 100 fl., auf den Inhaber lautend, umgewechselt. In diesen Interims-Scheinen ist der Betrag der ersten Einzahlung angegeben, und werden auf denselben die weiter erfolgenden Einzahlungen quittirt.

IX.

Nach erfolgter Vollzahlung werden die Interims-Scheine gegen die neuen Obligationen in dem Masse wie die Anfertigung derselben fortschreitet, umgetauscht.

Es wird übrigens Sorge getragen werden, dass in kurzer Zeit die Obligationen verabfolgt werden können.

X.

Bezüglich der Abgabe der Obligationen wird bemerkt, dass in der Regel nur so viele Stücke à 500 fl. und 100 fl. verabfolgt werden, als zur Ausgleichung erforderlich ist, also z. B. für ein Darlehenskapital von **2700** fl.

2 Stücke à 1000 fl.
1 Stück à 500 fl.
2 Stücke à 100 fl.

Auf besonderes Verlangen der Gläubiger werden jedoch statt einer Obligation ad 1000 fl. auch zwei Stücke à 500 fl., dann bei grösseren Darleihen höchstens 10 Prozent in Obligationen à 100 fl. verabfolgt.

XI.

Die Einzahlungen dienen zugleich als Caution für Erfüllung der eingegangenen Verpflichtungen und sind bei Nichteinhaltung derselben der k. Staatsschuldentilgungs-Anstalt verfallen.

München, den 11. August 1870.

Königliche Staats-Schulden-Tilgungs-Commission.

Freiherr von Lobkowitz.

Weichlein.

Subscriptionen nimmt das unterfertigte Amt entgegen.

Kaisersleutern, den 20. August 1870.

Königliches Rentamt.

Hilger.

Verantwortlicher Redakteur: Carl Eurbed. Druck und Verlag von Ph. Kohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Pfälzer Demokrat

und

Sonntags-Blatt.

Organ der deutschen Volkspartei in der Pfalz.

Wöchentliche Gratis-Beilage zur „Pfälzischen Volkszeitung."

Für Nichtabonnenten der „Pfälz. Volkszeitung" vierteljährlich 18 kr.

Nro. 35. Kaiserslautern, 28. August 1870.

* Frisch auf!

(Für die Pfälzische Volkszeitung.)

Frisch auf Soldaten, auf's Roß auf's Roß,
Gebt euern Pferden die Sporen;
Die Fahnen hoch und die Schwerter bloß:
Der Franzmann, er ist verloren.

Paris, es sei jetzt das Ziel. Wohlan!
Die Schwerter wuchtig geschwungen;
Nur weiter auf der betret'nen Bahn,
Bald habt den Sieg ihr errungen.

Dem frechen Räuber vom Seinestrand,
Der stets uns wollte gebieten,
Zerbirst ihr heute mit kräft'ger Hand
'nen kräft'gen, ewigen Frieden.

Und dann zurück und in's Vaterland,
Um neuen Sieg zu erringen:
Die Freiheit, sie sei das starke Band,
Das bald uns möge umschlingen!

Gustav Hornig.

* Gustav Struve.

(Nekrolog.)

A. K. Aus Wien kommt eine magere Zeitungsnotiz, die den Tod Gustav Struve's meldet. Mit ihm verliert die republikanische Partei einen ihrer ausdauerndsten und tapfersten Streiter. Er war kein Mann der Phrase, sondern ja jeher Zeit bereit, für seine Prinzipien in den Kampf auf Leben und Tod zu ziehen.

Vor 15 Jahren lernte ich Struve am schönen Hudson-Flusse in Dobbs-Ferry kennen; seit dieser Zeit ist er mir ein treuer Freund geblieben, ich kenne wie diese Freundschaft zu einer der schönsten Erinnerungen meines Lebens. Wer sollte, der den Alten kannte, ihn nicht lieben und achten? — Seine republikanischen Tugenden, sein mattelloses Leben, seine enthusiastische Seele, seine glänzenden Talente, gediegene Bildung und glühende Vaterlandsliebe zog Jeden zu ihm hin, dessen Herz für die Freiheit schlägt.

Gustav Struve war als Sohn des russischen Staatsraths J. G. von Struve am 11. Oktober 1805 in München geboren, studirte in Göttingen und Heidelberg Jurisprudenz, trat darauf in oldenburgischen Staatsdienst und wurde als Attache der oldenburgischen Bundestagsgesandtschaft beigegeben. Vermöge seiner Geburt und seines Talentes stand ihm eine glänzende Laufbahn in der Diplomatie offen, jedoch seine politischen Ansichten, die damals schon bei ihm feststanden, und die er überall frei und offen aussprach, brachten ihn bald mit seinem Gesandten in Konflikt. Er sagte selbst, daß er vor der diplomatischen Laufbahn einen förmlichen Ekel bekommen, und begrüßte mit Freuden seine Abberufung. Nun wurde er als Assessor bei dem Kreisgericht in Jever angestellt.

Doch auch die richterliche Laufbahn sagte ihm nicht zu, und nur nach wiederholtem Ansuchen erhielt er seine Entlassung aus dem oldenburgischen Staatsdienste.

Wir finden ihn im Jahre 1832 als Advokaten in Mannheim, lassen wir ihn selbst seine Ansicht über diesen Abschnitt seines Lebens aussprechen: „Ich konnte den Prozessen, namentlich den Civilprozessen, keinen Geschmack abgewinnen; meine Neigung blieb der Poesie und dem Makrokosmus des Lebens zugewandt; allein ich erkannte, daß die Advokatur eine höchst wichtige Vorschule des politischen Lebens sei, und widmete derselben aus diesem Grunde meine ganze Kraft und Zeit."

Er beschäftigte sich außer der Advokatur sehr eingehend mit phrenologischen Studien. — Als das Ministerium Blittersdorf in Baden den Geist der Opposition herausfordernd schwor, da trat Struve in die vordersten Reihen der Kämpfer für Freiheit und für Recht, und seit dieser Zeit hat er sein langes, vielbewegtes Leben ohne auch nur eine Sekunde zu wanken, dem Dienste der Freiheit geweiht. Er übernahm zuerst die Redaction des „Mannheimer Journals", welches damals in der politischen Bewegung von großer Wichtigkeit war, und war hier in seinem eigentlichen Element. Seine Kämpfe mit dem berüchtigten Censor Urria-Jacachaga waren der erste kräftige Anstoß zur Erringung der Preßfreiheit. Was ihm der Censor strich, warf er in Broschürenform unter das Volk. Er stellte sich auf den Boden der Bundesakte, verlangte die versprochene Preßfreiheit, Vereins- und Versammlungsrecht, er arbeitete von Morgens früh 5 Uhr an bis in die späte Nacht hinein.

Er gab zu jener Zeit noch eine Zeitschrift über Pomologie, sowie seinen diplomatischen Briefwechsel heraus, und war der unentgeltliche Advokat für Alle, die mißhellig und beladen waren.

Als er aus der Redaction des Journals durch die spießbürgerliche Angst der Eigenthümer verdrängt wurde, gründete er den „Deutschen Zuschauer", in dem er der badischen Regierung eine unerbittliche Opposition machte. Der „Zuschauer" hat sein redliches Theil dazu beigetragen, daß Männer wie Hecker, Kapp und Fickler in die Kammer gewählt wurden.

Auf Baden sah in jenen Jahren das ganze freisinnige Europa, die badische Kammer war die Schule für die ersten Politiker der 48- und 49er Jahre.

(Schluß folgt.)

Nemesis.

Gepriesen sei der Herr, der meine
Hände lehret zur Schlacht und
meine Finger zum Gefechte.
Der Psalmist.

Es ist ein gewaltiges und alle Völker der Erde erhebendes Schauspiel, welches heute das deutsche Vaterland darbietet. Denn welches leuchtendere Beispiel kann vor allen Nationen aufgestellt werden, als der Anblick eines Volkes, das, durch frevelhafte Beleidigung, durch brutale Eroberungslegier in seinen heiligsten Gütern bedroht und von dem stärksten aller Feinde heimtückisch angefallen, sich im Sturm seines nationalen Zornes wie ein Mann erhebt, seine Waffen in dessen eigenes Land trägt und den prahlerischen Angreifer mit ruhiger Heldenkraft zu Boden schlägt?

In der Geschichte aller Kriege sah man nichts was der schnellen Mobilisirung der deutschen Heere zu vergleichen ist. Sie entfalteten sich vor den Augen der erstaunten Welt wie ein vollendetes Kunstwerk nationaler Organisation.

Und diese prachtvollen, ernsten, todesmuthigen Heere Deutschlands beseelt ein und derselbe Geist, die glühende Liebe zum Vaterland, das Gefühl von dessen unbesiegbarer Macht, das Bewußtsein von der neuen Herrlichkeit, zu der dasselbe aus dem blutigen Kampf emporsteigen muß.

Der Kampf hat begonnen. „Das Universum blickt jetzt mit athemloser Spannung auf die beiden mächtigsten Völker Europa's, welche den „Gott der Schlachten" anrufen, ihren Waffen den Sieg zu geben.

Es ist nicht mehr zweifelhaft, auf welche Seite dieser Gott tritt, dessen Name heute „Nemesis" heißt. Die Welt wird bald erkennen, daß es das so lange geduldige Volk der deutschen Idealisten ist, welches sich der einen französischen Nation nicht allein an positiver Nationalkraft, sondern auch an praktischer Intelligenz weit überlegen zeigt.

Wie die militärische Organisation, so wird sich auch die Zahl des Krieges als ein vollendetes Kunstwerk der Deutschen darthun. Und schon zeigt es der heutige Tag.

Die Zeit und ihre rächende That sind schneller als der Gedanke und das Wort. Noch vor wenigen Tagen hörten wir die Pariser Phrasen von der promenade militaire à Berlin, und heute schon sind die zerbrochenen Legionen Mac Mahons aufgelöst, und die deutschen Heere rücken als Rächer der mißhandelten Menschheit jubelnd und unaufhaltsam auf die Straßen von Paris.

Nie wohl erlebte ein Geschlecht so jähe Wandlungen. Nie triumphirte die sittliche Gerechtigkeit so schnell und so furchtbar über die frevelhaften Verfasser der öffentlichen Moral. In Demuth verehren wir die heilige Macht, die ihre Gesetze so glorreich durch uns offenbart.

Nie vielleicht sah ein Geschlecht solche Gegensätze wie wir. Nie sah ein durch den Despotismus demoralisirtes, fast verwildertes Volk, geknechtet unter das faulende System brutaler Militärgewalt, durch die Verzweiflung eines Tyrannen in den ruchlosesten Krieg gehetzt; kämpfend für die mittelalterliche Barbarei kriegerischer Glorie und der Eroberung fremden Guts. Und ein sittlich freies und jugendlich aufstrebendes Volk, seiner höchsten Friedensaufgabe sich bewußt, in allen seinen Stämmen zum erstenmal einig; kämpfend für die höchsten Güter des Lebens; tückisch überfallen und im Augenblick siegreich durch die Macht der sittlichen Idee.

Dort einen blutbefleckten Heuchler, dem von ihm bezwungenen Volke fremd; entlarvt in seiner Lügenkunst, durch die er sich so lange auf seinem Thron erhielt; den Erbschleicher eines großen aber schrecklichen Namens; kein Genie, nur das Gespenst seines Ohms, den Europa lange schreckend durch Intriguiersucht; zeigt ein verlorner Spieler, der sich und die Ehre von ganz Frankreich auf die letzte Karte setzt, die er schimpflich verliert.

Neben ihm die schamlosesten und usidsigsten aller Minister, ein Grammont, Benedetti und Ollivier, und das unsetige Kind, welches er im Blute Deutschlands zum Despoten zu taufen und unverwundlich zu machen wähnte, das traurige Gespenst des Herzogs von Reichstadt, zu frühem Verderben rettungslos geweiht.

Die Wirklichkeit stellen in Feindesland. Für zwölf Jahren wird der deutsche Rhein ruhig und ungestört zwischen seinen herrlichen Ufern dahinfließen. Unsere Brüder kämpfen siegreich den letzten Kampf mit dem Usurpator des Reichs. Und schon heute zeigen

Digitized by Google

sie der Welt, daß solches großsprecherische Frankreich nur ein Koloß auf thönernen Füßen war.

Die Welt wird bald dem deutschen Volke dankbar sein Dank es erlöst sie von dem Joche eines doppelten Größenwahns. Es hat schon bei Weißenburg und Wörth den Wahn der französisch-militärischen Unfehlbarkeit für ewig zerstört, und ihm wird auch die Unfehlbarkeit des römischen Papstthums in das Nichts nachfolgen müssen.

Die lateinische Welt sinkt, die germanische steigt nach langer Pause wieder empor. Schon seit langen Zeiten hat sie durch die Macht ihrer reformatorischen Ideen das Abendland beherrscht.

Mit dem Cäsarensturze vom Throne Frankreichs in sein schon offenes Grab gesunken ist, dann wird das friedestiftende deutsche Volk sagen: „das deutsche Reich ist der Friede!“ und dieses Wort wird eine Wahrheit sein.

Auch ein Kriegsmanifest Frankreichs unter Ludwig XIV., womit die oberrheinische Städteverwüstung eröffnet wurde.

Bekanntlich schloß Ludwig XIV. 1684 einen zwanzigjährigen Waffenstillstand mit den gegen ihn kriegführenden Mächten, zu welchem sich auch der deutsche Kaiser bequemte, obwohl Ludwig sich die schamlosesten, teil der Römerzeit nicht mehr vorgekommenen Beutezüchtigungen gegen verschiedene Reichsstädte erlaubt, indem er ohne Krieg das ganze Elsaß sammt der wichtigen Reichsstadt Straßburg weggenommen hatte.

Unter solchen Verhältnissen hatte sich der Deutsche eher den Einfluß des Himmels als einen Einfall der Franzosen vermuthet, als plötzlich im September 1688 — also kaum 4 Jahre später — eine mächtige Armee aus Frankreich ins Badische, Württembergische und die Rheinpfalz einrückte, welche durch die Einäscherung der Städte Worms, Speyer, Frankenthal, Mannheim, Heidelberg, Oppenheim, Kreuznach, Alzey, Ingelheim, Bacharach, Sinzheim und Brettten Spuren zurückgelassen hat, die mindestens für die Bauer Frankreichs ebenso ruhmvoll sind, als die neuliche Brandstiftung in Saarbrücken für die Eitel.

Doch stehen wir, in welch' meisterhafter, wahrhaft mephistophelischer Weise Ludwig XIV. jenen einen Anlaß würdigen Räuberzug in Deutschlands Gauen motivirte.

Am 24. September 1688, wahrscheinlich an dem selben Tage, an welchem die Nachricht von dem Siege der Kaiserlichen über den Erbfeind der Christenheit, die Türken, in Paris eintraf, erklärte Ludwig den Krieg an den Kaiser.

„Da derselbe die Absicht hege,“ lautete das Manifest, „Friede mit seinen Türken zu schließen, um seine Waffen gegen Frankreich zu kehren (hört!), da der Kurfürst von der Pfalz, den Anstrüchen der Herzogin von Orleans an die Erbschaft ihres Bruders gerecht zu werden sich weigere (!) und bei dem Kaiser Unterstützung für seine ungerechte Weigerung suche, so endlich der Römer Hof den mit dem Könige befreundeten Kardinal von Fürstenberg, den ein Theil des Domcapitels zu Köln zum Erzbischof erwählt hatte, von diesem Stuhle verdrängt und (hört!) nicht ohne die Absicht, hierdurch das baldige Absterben des Hauses Bayern zu befördern, an seiner Stelle die Ernennung des bayerischen Prinzen Joseph Clemens durchgesetzt (!), auch zu diesem Behufe die Kriegsvölker vieler protestantischen Fürsten in der Gegend dieß's Erzstiftes versammelt habe, underkümmert, daß hierdurch das Ersteift verwüstet und die katholische Religion (hört!) an allen Enden abhängenden Orten unterdrückt werde (man verzeihe hiermit die Rolle Frankreichs im 30jährigen Kriege!): so habe der König die Waffen ergriffen, um seinerseits alles beizutragen, was zur Sicherstellung eines allgemeinen Ruhestandes sei dienlich erachtet werden könne (hört!).

Es werde an dem Kaiser liegen, diesem Ruhestande durch Vertauschung des zu Regensburg geschlossenen Waffenstillstandes (von 20 Jahren!) mit einem Definitivfrieden immerwährende Dauer zu verschaffen. Der König habe den Anfang mit der Belagerung der Reichsfestung Philippsburg machen lassen, nicht um das Reich anzugreifen (hört!), sondern um den Gegnern der Ruhe den Eingang in sein Königreich zu versperren (!!) und es werde zur Beförderung des abzuschließenden Definitivfriedens gern bereit sein, diese Stadt, nach Schleifung der Festungswerke, an den Bischof von Speyer, ihren Landesherrn, unter der Bedingung zurückzugeben, daß die Werke niemals wieder hergestellt werden und die zur Sicherheit der französischen Grenze angelegten Forts Hüningen und Landau keine Beeinträchtigung erleiden dürften.“

▲ Die Truppenverpflegung auf dem Bahnhof Schwetzingen.

Am 21. Juli, Sonntag Nachmittags des Bürgermeisteramt einige Stadtrathsmitglieder, mit Zuziehung von Bürgern aus allen Klassen der Bevölkerung eine Commission zu bilden, welche die Verpflegung der per Eisenbahn hier ankommenden und durchpassirenden Truppen in die Hand nehmen und sich mit dem k. preuß. Etappen-Commando darüber in Verbindung setzen sollte.

Diese Commission constituirte sich sofort, wählte den Herrn G. Altschüler zum Vorsitzenden, den Herrn J. Hofer und Theodor Jacob zu Schriftführern, Herrn A. Kröber zum Vorstand der Küchen, Herrn Carl Karcher zum Obmann der Vertheilungsmannschaft, ernannte ein Magazins-Comite u. s. w. Die Loge „Barbarossa zur deutschen Treue“ überließ bereitwilligst ihr Gesellschaftshaus für den Betrieb des Bahnhofes gelegenen Logengebäude zur Benützung.

Hierauf erklärte sich das Comite permanent und machte hiervon dem Etappen-Commando Anzeige; in Folge dessen erschien der Etappen-Commandant Hr. von Kahler und Obercontroleur Celle an Ort und Stelle und stellten Herrn Celle, als Magazin, u. A. Reis, Kaffee u. s. w. anzuliefern. Schlachtvieh anzukaufen, die Utensilien zur Vertheilung anzuschaffen, und die Art und Weise der Zubereitung und Vertheilung zu überwachen. Dieselben machten auch die Weisung, daß Cavallerie-Pferde beim Pfälzischen Ludwigshafen durch Herrn Ingenieur Kuhn zwei Küchen habe herstellen lassen, in welchen 16 eiserne Kessel mit einem durchschnittlichen Inhalte von 250 Litres eingemauert worden seien, und daß überdies der Bierbrauer Herr Friedrich Liebrich seine am Bahnhofe gelegene Bierbrauerei, resp. deren Räumlichkeiten, zur Verfügung stelle. Sie eröffneten ferner im Wirthsaale, daß bereits am 23. der Truppentransport beginne und successive steigen werde, und daß am 26. schon circa 7000 Mann Kaffee und abgekochte 12,000 Mann warmes Essen, bestehend aus Suppe, Fleisch und Gemüse, zu bekommen hätten. Die Abgabe von Gemüse wurde in Anbetracht der Unmöglichkeit der Beschaffung derselben aufgegeben, dagegen beschlossen, statt ½ Pfd. Fleisch — ¾ Pfd. rohes Fleisch per Mann zu verwenden, so wie 1½ Litre steife Reissuppe per Portion zu verabreichen.

Die Kaffeeportion besteht aus ½ Litre schwarzem Kaffee, zu diesen Zubereitung 1½ Loth gebrannter Kaffee und 1 Loth Zucker verwendet wird.

Truppenmäßig werden täglich 2 bis Vormittags 10 Uhr anlangen, erhielten Kaffee, von Vormittags 10—12 Uhr dagegen warme Kost.

Da war keine Zeit zu verlieren. Sofort wurden die Geschäfte getheilt, Einkäufe gemacht, Hülfsmannschaft angestellt, ein Aufruf an die Bürgerschaft erlassen, und bereits bis zum Tage des Beginn der Art organisirt, daß ein Bataillon Stunde für Stunde gespeist werden konnte. 15 Stück Schlachtvieh wurden geliefert und das Fleisch in den Kellern der Liebrichschen Brauerei untergebracht.

Die Stunde kam heran, daß der Zug und die Truppen ihn ankündigte. So wie Stunde für Stunde, Tag für Tag im Warten und Harren. Das Fleisch mußte um einen Spottpreis verkauft und die bezahlte Hilfsmannschaft bis auf Weiteres entlassen werden. Wohl kam schon am 24. Juli ein preußisches Dragonerregiment durch die Stadt, aber sonst war die ganze Woche hindurch nur Schwadronen-Patrouillen.

Sonntag den 31. Juli begann jedoch der Durchmarsch der Truppen, welche von Neustadt a. H. zu Fuß anlangten, und der nun Tage hindurch kontinuirlich weiter ging. Diese Truppen, welche der Kolonfestraße nach Mainz sich anher bewegten, mit den aus dem Allgemeinen und der Vorderpfalz Kommenden zusammentrafen.

Der Bahnhof wurde sofort durch 2 Compagnien militärisch besetzt und das Comite erlaß heraufen, um auch die Verpflegung der Bahnhofbesatzung zu übernehmen. Wie bei großen nationalen Festen zuvor ein Probebankett abgehalten wird zur Einschulung des Küchen- und Bedienungs-Personals, so diente auch hier diese erste Abspeisung unsere Probe.

Nun sollten am 2. Aug. die ersten Truppen per Bahn ankommen, demnach wurden 6 Kinder geschlachtet, indessen vergging darüber Tag und Nacht, und es langten keine Truppen an auf der Bahn, wohl aber zog seit Sonntag Infanterie, Cavallerie, Artillerie, Proviant- und Munitionscolonnen in fast unaufhörlichen Reihen durch die Stadt. Jede Nacht campirten in und um die Stadt 20—30,000 Mann. Da war kein Haus von Einquartierung frei, ja manchen Tag und manche Nacht traf solche die größeren Quartier bis zu 100 Mann und darüber. Es hieß zwar, als die Last zu groß und zu schwer wurde, die Einquartierung beziehe sich nicht auf Verpflegung, sondern nur auf Dach und Fach; allein dennoch theilte selbst der ärmste Taglöhner seinen Kisch mit dem Einquartierten.

Die Gesellschaft der Mitglieder des Liederkranzes Concordia wurde mitunter auf eine harte Probe gestellt; denn während dieß müßig am Bahnhof verweilen mußten, hatten die Frauen und sonstigen Familienangehörigen die Hände voll zu thun, um den Kameraden ihrer Kostgänger gerecht zu werden. Darauf lichteten sich auch die Reihen der freiwilligen Hilfe auf Ort und Stelle allmälig. Der städtischen Verwaltung wurde es darnach anheimgegeben, das Fleisch anderwärts zu verwerthen, was natürlich nur mit sehr großem Verluste zu bewerkstelligen gewesen wäre.

Weiterweise wurde in Erfahrung gebracht, daß die Verpflegung der Truppen am Bahnhofe Sache des zweiligen k. preuß. Etappen-Commando's, nicht aber der Stadt sei. Daraufhin erklärte man das Comite für aufgelöst, und überließ es sofort den freien Willen jedes Einzelnen, sich an der Thätigkeit weiter zu betheiligen oder nicht. Die Stadt offerirte darauf dem Etappen-Commando sämmtliche Vorräthe und Requisiten, auf welches dieses auch einging.

Während diese Unterhandlungen im Gange waren, langten vom 3. August an Zug für Zug mit Garde-Cavallerie, direkt von Berlin kommend, auf dem Bahnhof hier an, die daselbst auch verpflegt wurden. Nur wenige Comitemitglieder entfalteten eine kurze Thätigkeit, die Sache kam aber dennoch in Gang.

Das k. preuß. Etappen-Commando übertrug nun dem Stadtrathsmitgliede Herrn A. Kröber die Leitung der Küchen selbstständig, der sich dieser Aufgabe mit Eifolg unterzog und es ermöglichte, daß sämmtliche Truppen, welche mit der Bahn ankamen, ihre Verpflegung rechtzeitig fanden; Alle waren sowohl mit der Quantität wie mit der Quantität der Reichungen vollkommen zufrieden. Als die übrigen Etappenstellen längst ans Land und Band gegangen waren, wurden hier Truppen verpflegt, die 48 Stunden vorher keine warme Kost mehr bekommen hatten.

Am Stärksten war der Andrang in der Zeit vom 8.—12. August, denn an jedem dieser Tage wurden über 600 Centner Fleisch und 8 Centner Reis verkocht. Nicht alle Truppen zur Einnahme des Mahles zugemessen.

Die Infanterie brachte ihre Kochgeschirre mit, marschirte in Reih und Glied durch die zum Speiselaale hergerichteten Gütterschuppen, und erhielten dort ihre Portion in die Geschirre. Gingen Einzelne so möglich, ca. 1000 Mann in einer halben Stunde zu befriedigen. Thatsächlich wurden am 8. August innerhalb 1½ Stunden 3 Bataillone — ca. 3200 Mann — abgespeist.

Schwierigkeiten boten indessen die Sache bei der Cavallerie, welche wohl alles Andere, aber keine Geschirre hatte, um ihre Suppe zc zu fassen. Zwar waren Tische und Teller vorhanden, aber Löffel waren schwer zu erhalten, denn viele dieser Leute schienen es darauf abgesehen zu haben, einen Löffel als Andenken an Kaiserslautern mitzunehmen, und so waren nach jeder abgespeisten Schwadron die meisten vorhanden gewesenen Löffel verschwunden. Daher kam es, daß mancher Kolze Garde du Corps seine Suppe in der Eile trinken oder schlürfen mußte, weil er keinen Löffel zum Einlegen erlangte, ehe noch ein Teller rechtzeitig erhascht war. Darüber mußte Mancher gesenkten Blickes vom dem bereit gestandenen aber ihm nicht zu gut gekommenen Mahle traurigen Abschied nehmen.

In den ersten Tagen blieb immer Suppe, in selbst Fleisch übrig. Dieses Verhältniß änderte sich jedoch plötzlich, man konnte nicht mehr Suppe genug anbreiten, da sehr Viele die dringende Bitte stellten, ihnen doch auf den Weitermarsch noch etwas mitzugeben, da es ganz ungewiß sei, wann sie wieder warme Kost erhalten würden.

Man that nun gewungen. Tag und Nacht warme Kost zu verabreichen und die Kaffeebereitung gänzlich einzustellen, da den ausgehungerten Leuten mit schwarzem Kaffee nicht gedient war. Die viele Stabsoffiziere gaben Schreiber dieses die Versicherung, daß ihr Bedarf an 48 Stunden keine warme Kost mehr erhalten hätte, und mancher dieser alten Herren Stabsoffiziere hat selbst und stehend einen Teller voll warmer Suppe genossen, ein Stück Fleisch in die Hand genommen und dabei erklärt, daß sie seit den Ausmarsche aus der Garnison nichts mehr genossen, das ihnen so gut geschmeckt hätte, als unsere beschickene Kost.

Nach wenig wir einen Blick in unsere Küchen. Ueber die Kaffeebereitung läßt sich indessen wenig sagen. Der Kaffee wurde einfach in einer riesig großen Dogamel gebrüht, hierauf auf der Stückspeiseröhre in der Bierbrauerei Liebrich gewahren

Digitized by Google

und dann nach herkömmlicher Weise in den Kesseln gekocht. Das Kochen der Menage war jedoch bei den großen Quantitäten schon schwieriger. Hier mußte die Arbeit wie auch die Utensilien — gleich einem geordneten Fabrikbetriebe auf das Sorgfältigste getheilt resp. eingetheilt werden. Auf drei Fleischkessel kam ein Reiskessel. Erst wenn das Fleisch weich und zum Theilchen herausgenommen war, wurde der Inhalt dieser vier Kessel gemischt. Immer 4 Kessel bildeten eine Abtheilung, sie sicherte warten ein Fleisch- und ein Reiskoch, dann ein Feuerschürer, sowie ein Handlanger zur Bedienung bestimmt worden. Außer diesen waren für zwei Abtheilungen oder eine Küche 2 Trancheure, dann ein Mann, welcher das Grünzeug beschaffte, wieder ein Anderer der es putzte, und zuletzt noch Einer, der die Mahlzeiten zerkleinerte, beigezogen.

Die Suppen wurden in blechenen Eimern angerichtet, und mit Schnittlauch, sowie mit Gewürze bestreut. Je auf 12 Mann wurde ein Eimer Suppe gerechnet. Das gleiche war möglichst gleiche Portionen zerschnitten und immer für 50 Mann auf ein Fleischbrett gegeben. Zum Austragen und Austheilen desselben waren wieder eigene Leute verwendet, welche ihre gemessensten Instruktionen hatten.

Wenn nur immer möglich, war je für 1000 Mann vorgerichtet, und für das nächst anstammende Bataillon schon wieder in gleicher Weise vorgesehen u. s. w.

Durch diese Ein- und Vertheilung der Thätigkeiten, sowie durch eine mit Energie beobachtete Leitung der Arbeiten wurde es möglich, daß schon nach Stunden eine Küchenabtheilung fertig war, daß kein Mangel an gekochtem Fleische eintrat, und daß kein Kessel nur 5 Minuten unbenützt blieb.

In der Brauerei Liebrich wurden in einem — 5000 Liter haltenden tupfernen Braukessel einmal 20 Centner Fleisch und in einem — 1000 Liter fassenden kleineren Kessel 3 Centner Reis zugleich gekocht. Die Qualität der Kost war immerhin eine gute zu nennen, jedoch stellten sich bei der Manipulation selbst so große Schwierigkeiten heraus, daß man es mündlich, sowie Vorgiren der 16 eisernen Kessel in den beiden Küchen, das Kochen in der Brauerei gänzlich einzustellen.

Da wurde denn bei Tag und Nacht fortwährend und eifrig gekocht, die Kohlgänger liefen nicht lange auf sich warten. Manchmal mußte das Fleisch wenn auch noch nicht weich, schon ausgeschöpft werden; denn 33 schnell auf einander folgende Bataillone machten immer in ganz kurzer Zeit reine Küche.

Leider trat inzwischen während mehreren Tagen äußerst ungünstige Witterung ein, der Sturmwind heulte, der Regen floß in Strömen herab, die improvisirten Wetterhütten, in welchen die Küchen eingerichtet waren, ließen dem Winde und Wetter freien Paß, dennoch wurde bei dunkler Nacht, bei der nicht immer zureichenden Helle der Feuerschein-beleuchtung, emsig fortgearbeitet, welche letztere das einzige Mittel war, der Dunkelheit und dem heftigen Sturme Trotz zu bieten.

Viele, ja gewiß über 100,000 Mann sind in dieser furchtbewegten Periode gespeist worden, manche von ihnen liegen jetzt schon tief immer in Lothringens blutgetränkter Erde gebettet. Viele von ihnen mögen sich nach angekrungten Märschen noch eine Portion aus der Kaiserlauteer Küche gewünscht haben; vielleicht wird sich dieser Wunsch bei dem Einen oder Andern auf dem Rückmarsche noch realisiren.

Heiteres in ernster Zeit.

(Das Testament Napoleons.) In Madrid wird eine Denkschrift verkauft, welche das von Napoleon vor seinem Abgange zur Armee verfaßte Testament in folgender, aber etwas unglaublicher Form mittheilt:

„Wenn Frankreich siegt, wird Preußen in seine früheren Grenzen zurückweichen und der deutsche Bund unter Oesterreichs Führerschaft gestellt — Hannover und die anderen deutschen Kleinstaaten werden in jener Form wieder errichtet, wie sie vor dem Prager Frieden bestanden haben. — Frankreich erhält die Rheingrenze als Belohnung der Wiederherstellung des deutschen Bundes, für dessen Erhaltung es Sorge tragen wird. Man wird mit Polen und Rußland über die Unabhängigkeit Polens unterhandeln. Polen wird sich in monarchischer Form unter einem Bonaparte constituiren. — Da die belgische Nationalität mit dem französischen Kaiserreiche unvereinbar ist, wird Belgien von Frankreich annexirt, König Leopold auf den bayerischen Thron gesetzt und die bayerische, nun mit Preußen alliirte Dynastie auf diese Weise unschädlich gemacht. Man wird Rußland als Ersatz für das ihm abgenommene Polen die Donaufürstenthümer überlassen, Rußland dagegen wird die Türkei respektiren und seinen Absichten auf Konstantinopel entsagen. Die Politik Rom gegenüber wird von den Umständen abhängen. Den spanischen Thron wird Prinz Alfons von Bourbon einnehmen, wenn Niemand dessen Legitimität bestreitet. Frankreich erhält die Balearen, um dem von England durch den Besitz Malta's und Gibraltar's gewonnenen Uebergewichte die Spitze zu bieten. Spanien erhält Portugal. An die Spitze Frankreichs wird ein Regierungsrath gestellt, der aus der Kaiserin, 2 Prinzen von Geblüt, 2 Marschällen, 2 Senatoren und 2 Deputirten zu bestehen und bis zum 20. Lebensjahre Napoleons IV. zu amtiren hat." Wirklich? — aber möglich ist unpraktisch!

† (Für den König von Bayern gestalten.) Von einem komischen Quid pro quo weiß der Kurier von einer Reise aus Bayern zurückgekehrte Berliner Hof-Musikalienhändler Bock jun. zu erzählen. In Ober-Ammergau angekommen, wohin er einen Ausflug gemacht hatte, und das bekrige Passionsspiel mit angesehen hatte, bemerkte er bald, wie sehr es ergötzt, daß er der Gegenstand einer respectvollen Aufmerksamkeit geworden war. Er konnte sich zuerst nicht den Grund der ihm gewährten allgemeinen Aufmerksamkeit erklären, bald erfuhr er jedoch denselben. Schon in München war ihm gesagt worden, daß er eine auffallende Aehnlichkeit mit dem König von Bayern habe. Diese Aehnlichkeit läßt sich in der That sowohl hinsichtlich der Gesichtszüge wie der Figur nicht verkennen. Es dauerte auch nicht lange, so hörte Herr Bock sich sie und da mit „Majestät" anreden, und alle seine Bestrebungen, dem ihn verkennen, daß er niemals Majestät sei, wurden vergeblich, daß er niemals Majestätsehnlichkeit gestanden, daß er ein Musikalienhändler vom Strande der Spree sei, wurden von der Menge nicht geglaubt. Die vermeintliche Majestät sollte aber auch bald erfahren, daß man wieder umsonst auf Palmen wandelt, noch umsonst, und wenn auch nur auf zwei Stunden, eine Krone trägt. Er hatte einen Wagen gemiethet, um in Gemeinschaft eines ihn begleitenden Freundes, den man für einen Adjutanten hielt, eine Ausflucht in die Gegend zu machen. Nach beendeter Tour trugte er den Kutscher, was er zu zahlen habe. „3 Gulden" erwiderte dieser, mit pfiffigem Gesicht antwortend, „Majestät werden schon gehe, daß i zufriede bin." — „Ich bin nicht der König," rief Herr Bock; „sagen Sie jetzt kurz und gut, was Sie zu fordern haben." — „Majestät wollen's nur mit haben, daß Sie erkannt sind," erwiderte der Kutscher, „nun, wenn i's nicht bin, so sind's zweihundert Gulden, das wird für den König wol mit zwiel sein." Das ging Herrn Bock denn doch über allen Spaß. „Zum Teufel," rief er, „ich bin keine Majestät, werden Sie mir nun sagen, was ich nach der Taxe zu bezahlen habe?" Als Kutscher mit saurem Gesichte endlich die Zahlung nahm, die sich noch nicht auf den zwanzigsten Theil der von ihm geforderten Summe belief, brummte er in den Bart: „Ich hab' doch sind Sie der König." Als Herr Bock sich Ober-Ammergau wieder näherte, bemerkte er einen bayerischen Gendarmen, der ebenfalls auf ihn Front machte. „Die Leute scheinen wirklich zu glauben," äußerte er, heranreitend zu diesem, „daß ich der König von Bayern bin. Sagen Sie ihnen doch, daß sie sich irren, daß sie mich verkennen." „Nun," erwiderte der Gendarm, „wenn Euer Majestät es befehlen, will ich's ihnen sagen; ich weiß, Sie wollen incognito reisen." — „Aber ich gebe Ihnen mein Wort darauf, daß ich nicht der König bin." — „Sie geben Ihr Wort darauf," erwiderte etwas verblüfft der Gendarm, „nun, dann ist's doch wohl ein Irrthum. Dann sind Sie unsere königliche Hoheit der Prinz Otto." Jetzt verzweifelte Herr Bock, die Leute zu überzeugen, daß nicht das Blut der Wittelsbacher in seinen Adern rolle, und er beeilte sich, eine Gegend zu verlassen, in welcher ihm à tout prix eine Krone octroyirt werden sollte.

Mez.

Durch den Topographen C. Vogel in Gotha geht der „Kreuzztg." der folgende Aufsatz zu:

Mez, die Hauptstadt des Mosel-Departements, Ländchen Messin in Lothringen, war seit dem 11. Jahrhundert freie deutsche Reichsstadt, bis dieselbe 1648 im westfälischen Frieden durch den Vertrag von Münster dauernd an Frankreich kam. Die jetzt gegen 65,000 Einwohner zählende Stadt liegt auf der rechten Seite der hier schiffbar werdenden und über 200 Schritte breiten Mosel, die indessen hier behufs der Inundation in mehrere Arme sich theilt. Es werden dadurch die drei Inseln St. Simphorien, Saulcy und Chamoisé gebildet, und die eigentliche Stadt liegt theils auf der letzgenannten tiefer gegen Insel und zum größeren Theil in dem Winkel, den die hier einfließende ebenfalls nicht unbedeutende Seille mit der Mosel bildet.

Mez ist gegenwärtig eine Festung ersten Ranges. Seit ihrer in der Mitte des 16. Jahrhunderts fallenden Anlage durch Chevalier de Ville sind die Festungswerke fortwährend, so später auch durch den berühmten Kriegsbaumeister Marschall Vauban verstärkt und erweitert worden. Doch bildete ihr Befestigungssystem kein Gegenstück zu dem, was unsere Strategen sein, da das Modell derselben nebst denjenigen vieler andern französischen Festungen im Jahre 1815 von den Verbündeten aus Paris mit fortgenommen wurde und sich bei der Zeit in Berlin befindet. Allerdings ist auch jener Zeit'sche namentlich seit 1866 zur Verstärkung des Platzes innen und außen viel gethan, so z. B. erst 1864 das Reduit für das Geniecorps vollendet worden, und es läßt sich annehmen, daß eine regelrechte Belagerung viel Zeit und Blut kosten würde. Als Hauptwerke sind zu nennen die südlich gelegene Citadelle, welche nach Außen hin noch durch ein sogenanntes Hornwerk gedeckt ist, östlich das große Fort Bellecroix und westlich jenkeit der Mosel das Fort Moselle. Außerdem ist ein befestigtes Lager vorhanden. Dazwischen befinden sich einzelne Forts und Batterien, so z. B. die Redoute de Saint, das Fort Fjors und andere. Die äußersten Werke, sowohl von Nord nach Süd, wie von Ost nach West, haben in gerader Entfernung eine durchschnittliche Länge von etwas über 1/2 Meile und der Umfang der Festungswerke mag 2 Meilen betragen. Diese Höhen auf der linken Thalseite (Mont St. Quemin = 1078') überragen die gegenüberliegenden um über 300 Fuß, welch Letztere in fanfterer Abdachung sich in die nur 200 Fuß tiefer gelegene Thalsohle senken. Als Curiosum sei noch erwähnt, daß Mez 17, Metz und Forts Mez hinter dem Mont St. Quentin zwei Bogenwerke liegen, die die bezeichneten, wohl auch ominösen Namen Moskau und Leipzig führen. Die von Paris bei Nancy kommende französische Ostbahn mündet südlich bei der Citadelle in die Festung, umfährt, indem sie mittels Kapistation vielfach wieder herausführt, weiter nach Saarbrücken, während die nordwärts nach Thionville und Luxemburg gehende Zweigbahn in einem großen Bogen die Mosel südwestlich der Stadt mittels einer steilen, noch im Bereich der Festungswerke befindlichen Brücke überschreitet. Die vom Lager von Chalons über St. Ménéhould und Verdun nach Mez führende wichtige Eisenbahn ist vor Beginn des Krieges nicht fertig geworden. Man wird darauf gegenwärtig wohl bis Verdun können, von da bis Mez war die Bahn bis noch vor Kurzem durch die Operationen des Feindes zerstört, welche man aufgedeckt von allen Seiten auf wohlangelegten Chausseen erreichen kann, ist von Paris noch 42 Meilen entfernt. Sie ist im Frieden das Hauptquartier der 5. Militärdivision und der 33. Brigade der Gardearmee, besitzt viele öffentliche Gebäude, unter welchen sich die gothische Cathedrale mit dem 345 Fuß hohen Thurm, das Stadthaus, die Kasernen, Magazine und der Intendanturpalast besonders auszeichnen. Außer dem bereits genannten Arsenal für das Geniecorps existirt noch ein großes, das jetzt für die Zwecke des Kriegsmaterial dient. Noch ist zu bemerken, daß die seit 1864 angelegte unterirdische Wasserleitung der Stadt täglich 10.000 Cubikmeter zuführt.

Nach der politisch geographischen Lage ist Mez eigentlich ein Grenzfestung, ihren Zweck hat sie nach aber ein Haupt-Depot- und Waffenplatz. Nichts kennzeichnet besser den Größenwahnsinn und die leichtsinnige Ueberhebung der Franzosen, als daß sie hier so nahe der Grenze seit Jahren ein ungeheures Kriegsmaterial und sonstige Vorräthe anhäuften, mit welchen sie seiner Zeit eine in Deutschland operirende Armee ausgerüsten und nachhaltig zu unterhalten vermeinten. Denn der Gedanke, daß das Kriegsglück sich einmal gegen sie wenden, oder daß der Feind in das eigene Land eindringen könne, schienen den Franzosen ernstlich gar nicht gekommen zu sein. Gelingt es daher unserer deutschen Armee, den Feind bis hinter Mez zu drängen und diese Festung vorläufig nur zu cernieren, so können die Franzosen über das dort angehäufte Kriegsmaterial ze. ferner nicht disponiren; sie können also dann einen großen Theil ihrer neu zu bildenden Armee nicht ausrüsten, was ungemeinlich von ungeheurer Wichtigkeit ist.

Ueber Freicorps.

Wie man hört und liest, spukt in vielen jungen und auch in manchen alten Köpfen die Idee, Freicorps zu errichten, behufs wollen wir ein Paar Worte über diese im Allgemeinen sprechen.

Die Kriegsgeschichte zeigt uns, daß Freicorps niemals etwas Besonderes geleistet haben, was, aber

Digitized by Google

daß unter anderen Umständen brauchbare Kräfte vergeudet worden sind. Jeder Student, Gymnasiast, junger Oekonom, ja jeder Gymnasiast, Schüler u. dergl. schwärmt für Freicorps und hauptsächlich wohl des Namens und der fabelhaften Ihee, die man sich dazu macht, wegen. Jeder junge Literat, ebenso jeder einjährige Freiwilliger u. s. w. glaubt sich zum Freicorpsführer berufen.

Leider sind es meist intelligente, aber tollkühne Köpfe, die in diese Schwärmerei verfallen.

Wenn diese, wohl geschult unter gediegenen Führern, in die Armee eingereiht, von großem Nutzen sein können, so sind sie für sich selbst überlassen, entweder wie unnützer Ballast, der hin und her, oder sie opfern sich ohne Zweck und ohne jeden Nutzen. Wer wüßte noch etwas vom Lützow'schen Corps, wenn es nicht durch Körner unsterblich geworden wäre? Seinen Thaten hat es die Unsterblichkeit wahrhaft nicht zu danken. Wer, außer einigen Offizieren und Militärgeschichtsforschern weiß denn noch etwas vom Reichs'schen, Marwitz'schen ꝛc. Corps.

Da die Freicorps sich schon in früheren Kriegen nicht bewährten und von keinem commandirenden General gerne angefordert wurden, so sind sie der heutigen Kriegführung, bei den jetzigen Schußwaffen, Eisenbahnen, Telegraphen u. s. w. ein reiner Unsinn, der dabei noch gute Kräfte unnütz verzehrt.

Also: weg mit den Freicorps und rein in die Armee!

† Die militärischen „Erbswürste", als deren Erfinder der Berliner Rob Grudnegg gilt, werden jetzt zu Berlin in großer Masse in einer Dampfbäckerei angefertigt. Es sind derselbe unmittelbar unter der Militärverwaltung. Mehr als 100 Fleischer, schreibt die „Nat. Ztg.", stehe man hier damit beschäftigt, zunächst den gedachten Stoffen oder Speck, welcher nebst dem aufgeschnittenen Erbsenmaximbrod den Inhalt der Würste bildet, in Stücken zu zerschneiden. Zahlreiche Wurstmaschinen spritzen dann diese Masse in ihre künstliche Umhüllung, welche hierbei auf viele Tage unverdorben erhält. Die geschäftigen Hände zahlreicher Frauen eingegrauer Arbeitslisten und Landwehrmänner legen alsdann die fertigen Würste sorgfältig auf Bretter zum Abtrocknen, um sie zuletzt einzeln in Postpapier zu wickeln und so in die Kisten zu packen. Es haben die Würste ein Gewicht von 1—2 Pfund, so daß ein Paar davon den Tornister der Soldaten im Berthältnisse nicht zu sehr belasten. Nach verschiedenen Proben, welche sie aufgestoch gemacht, nicht eben sehr beschweren. Zu je 100—150 Stück in Kisten verpackt, werden sie auf den Kriegsschauplatz versendet.

Bekanntmachung.

(Maßregeln gegen die Rinderpest betreffend.)

Artikel 363 § 13.

Ist der Ausbruch der Rinderpest an einem Orte amtlich festgestellt, so hat deßhalb das bezirksamtliche Gehöfte (Anwesen, Besitzungen, Stall oder Standort) Folgendes zu geschehen.

1) Alle seuchekranken und alle jene Rindviehstücke, welche mit seuchekranken im gleichen Gehöfte, Stalle oder Standorte oder in derselben Heerde sich befanden oder mit solchen Thieren in derartiger Berührung gestanden haben, daß hieraus eine Ansteckung erfolgt sein kann, müssen nach Anordnung und unter Aufsicht der Distriktspolizeibehörde und unter Beistand eines Thierarztes getödtet werden.
2) Die getödteten oder getödteten Thiere müssen an den hiefür von der Distriktspolizeibehörde eigens bestimmten Platze vollständig (mit Haut und Haar) und mit Ausnahme der verschneidbaren Haut sechs Fuß tief unter Aufsicht des Thierarztes vergraben werden.
3) Das Gehöfte (Anwesen, Besitzthum, Stall oder Standort), worin sich seuchekranke Thiere mit solchen in Berührung gekommene Thiere befunden oder befunden haben, muß nach folgenden Bestimmungen abgesperrt werden:

A. Ohne ortspolizeiliche Genehmigung darf
a) Niemand dasselbe verlassen und die seuchekranken Gehöfte herausgebracht werden;
b) Niemand außer den Bewohnern das Gehöft betreten;
c) Niemand dasselbe verlassen und im Falle erlangter Erlaubniß nur nach vorausgegangener vollständiger Desinfection.

B. Die Absperre ist durch dreifache Wächter oder durch Militär zu vollziehen.

C. In jedem verseuchten Gehöfte (Anwesen, Besitzung, Stall oder Standorte) ist eine Tafel mit der Aufschrift

„Rinderpest"

anzubringen, wofür die Ortspolizeibehörde Sorge zu tragen hat.

§ 14.

Futter, Dünger, Streu und ähnliche Gegenstände müssen unmittelbar aus den verseuchten Gehöften oder Standorten in Gegenwart und unter ortspolizeilicher Aufsicht ohne Anwendung von Rindviehgespann außerhalb des Seuchenortes und ableits von Wegen und Weiden verbracht und daselbst sofort verbrannt oder vergraben werden.

Abfälle während der Zeugenschau sind sofort mitzuvernichten.

Die betreffenden Gruben dürfen vor Ablauf von mindestens 3 Monaten nicht wieder aufgegraben werden.

Insbesondere sind Streu-Materialien, welche im Dunstkreise seuchekranker Thiere gelagert waren, dürfen, wenn sie nicht vorher ohne Gefahr und ausreichend im Freien gelüftet worden können, nur für Pferde im betreffenden Gehöfte verwendet werden.

Sobald ein verseuchter Stall geleert ist, muß unter thierärztlicher Aufsicht und leitung die Desinfection erfolgen:

Sie hat sich zu erstrecken:
a) auf die Stallung oder Standorte selbst und über gesammte innere Einrichtung;
b) auf alle in den Ställen oder Standorten und bei den erkrankten oder verdächtigen Thieren überhaupt in Gebrauch gewesenen Geräthe und Gegenstände;
c) auf das Wartepersonal und dessen Kleider, Betten u. s. w., sowie auf die sonst mit den Thieren in Berührung gekommenen Personen;
d) auf den Ort, wo die Thiere getödtet oder getödtet werden sind und auf die bei der Tödtung benützten Geräthe und Gegenstände;
e) auf die Transportmittel, mittels deren getödtete oder getödtete Thiere aber auch Dünger, Streu, Futter, Geräthe und Gegenstände von den verseuchten Ställen oder Standorten weggeschafft worden sind;
f) überhaupt auf Alles, was mit kranken oder verdächtigen Thieren in Berührung gekommen ist.

Gegenstände, deren Desinfection nicht stattfinden kann oder von dem Eigenthümer nicht zugestanden werden will, sind zu vernichten.

Schafe und Ziegen, welche mit rinderpestkranken Vieh in Berührung gekommen sind, müssen vom Rindvieh sofort getrennt, und von allen anderen Thieren so lange abgesondert werden, bis die Desinfection der Ställe und Stände und unter thierärztlicher Aufsicht die Desinfection vorgenommen ist.

Wird bei diesen Thieren der Ausbruch der Rinderpest amtlich festgestellt, so treten dieselben Maßregeln wie gegen den Ausbruch der Rinderpest beim Rindvieh in Wirksamkeit.

§ 17.

Ist der Ausbruch der Rinderpest in einem Gehöfte amtlich festgestellt, so ist der betreffende Ort von der Distriktsvolizeibehörde mittels öffentlicher Bekanntmachung als verseucht zu erklären und hat Folgendes zu geschehen:

1) Der gesammte Viehstand (Rindvieh, Schafe und Ziegen) im Orte ist unter Beobachtung der größten Vorsicht gegen Verschleppung der Seuche thierärztlich zu besichtigen und aufzuzeichnen, soferne dieß nicht schon nach § 12 Ziff. 2 kürzlich erst geschehen ist.
2) Das Wegbringen von Rindvieh, Schafen, Ziegen und anderen Hausthieren aus dem Orte und der Weiderein ist verboten.

Die Reinigung von Plätzen aus seuchekranken Gehöften in und außerhalb des Ortes, sowie deren Ein- und Durchfuhr ist nur mit Erlaubniß der Distriktspolizeibehörde und unter Beobachtung der von ihr behufs erlassenen Anordnungen zulässig.
3) Hunde, Katzen und Federvieh sind eingesperrt zu halten und unterliegen, wenn dieß nicht geschieht, der Tödtung.
4) Aus dem verseuchten Orte dürfen thierische Rohstoffe (Fleisch, Talg, Häute, Haare, Wolle, Borsten, Knochen, Klauen, Hörner, Dünger, Abfälle), Raubthier (Fell, Thranen, Grummet), Streumaterialien und gebrauchte Stallgeräthe nicht entfernt werden.
5) Sonstige Gegenstände dürfen aus dem verseuchten Orte nur dann herausgebracht werden und Personen dürfen denselben nur dann verlassen, wenn eine Desinfection derselben und der Personen durch die betreffenden Ortspolizeibehörde beigebracht wird, daß sie seit dem Ausbruche der Seuche weder in Berührung mit dem daselbst befindlichen kranken oder verdächtigen Thieren gekommen sind, noch sich auf solchen Gehöften befunden haben, welche solche oder aber, daß sie für einer gehörig ausgeführten Desinfection unterworfen worden sind.
6) Der Verkauf der unter Ziff. 2, 3, 4 und 5 vorgeschriebenen Maßregeln ist durch bedeutende Plakate oder durch Anschlag an Häusern.
7) Aus allen bezeichneten Ställen ist täglich der Mist auszuwerfen.
8) Die Schlachtung von Rindvieh aus seuchefreien Stallungen oder Standorten darf während der Dauer der Absperrung nur mit Zustimmung und unter Aufsicht des Thierarztes stattfinden.

Die Verwerthung des Fleisches ist nur im Orte selbst zulässig und nur forderte darf das Thier nach der Schlachtung vom Thierarzte besichtigt und als tauglich erklärt worden ist. Wird das Thier nicht als unverdächtig anerkannt, so ist dasselbe unter thierärztlicher Aufsicht mit Haut und Haar zu vergraben.

9) Niemand darf ohne Vorwissen der Ortspolizeibehörde und ohne Zustimmung des Thierarztes ein Stück Rindvieh, Schaf oder Ziege tödten, schlachten, verscharren oder sonst wegschaffen.
10) Die Abhaltung von Vieh- und Krämer-Märkten am Seuchenorte ist verboten.
11) Jeder Genesungsfall und jeder Todesfall eines Stückes Rindvieh, eines Schafes oder einer Ziege muß unverzüglich der Ortspolizeibehörde angezeigt werden.

§ 18.

Als Ort gelten Städte, Märkte, Flecken, Dörfer und, soferne sie mindestens 600 Schritte von den benachbarten Ortschaften entfernt sind, auch Höfe, Weiler und einzelne Niederlassungen.

Wird ein verdächtiger Fall oder der wirkliche Ausbruch der Rinderpest in größeren Städten oder in ausgedehnten Orten überhaupt nur an einzelnen Punkten constatirt, so ist den Distriktspolizeibehörden anheim gegeben, die Absperrungs-Maßregeln auf Absperrungs- und Sicherungs-Maßregeln unter Berücksichtigung der örtlichen Verhältnisse und der Ausdehnung der Krankheit auf einzelne Theile der Stadt oder des betreffenden Orts zu beschränken, wenn dieß ohne Gefahr geschehen kann.

§ 19.

Wo der Durchtrieb von Viehvieh durch verseuchte Orte nach den örtlichen Verhältnissen durchaus nicht zu vermeiden ist, darf er ausnahmsweise von der Distriktsvolizeibehörde unter den nothwendigen Sicherungs-Maßregeln gestattet werden.

Die durchgetriebenen Viehvieher sind nach Ankunft am Bestimmungsorte zehn Tage lang abgesondert zu halten und thierärztlich zu beobachten.

Der Transport von Thieren und thierischen Rohstoffen auf der Eisenbahn durch einen verseuchten Ort ist unter Beobachtung der hierrücksichtspolizeilichen Schutzmaßregeln zulässig.

§ 20.

Ist der Ausbruch der Rinderpest an einem Orte amtlich festgestellt, so dürfen der Umkreis von sechs Stunden vom Seuchenorte den Seuchengrenzbezirk, welcher von der Distriktspolizeibehörde entsprechend, in besonderen Fällen im Benehmen mit den übrigen hiebei etwa betheiligten Behörden festzusetzen und öffentlich bekannt zu machen ist, und in welchem Folgendes zu geschehen hat:

1) Jeder Viehbesitzer hat der Ortspolizeibehörde innerhalb 48 Stunden ein das Alter, Geschlecht, die Farbe und die etwaigen Abzeichen jedes Thierstückes nachweisendes Verzeichniß seines Viehstandes einzureichen.
2) Nach erfolgter Einreichung dieses Verzeichnisses ist jede durch Geburt, Veräußerung, Ankauf oder auf andere Weise sich ergebende Veränderung in dem Viehstande zum jedem Besitzer binnen 24 Stunden der Ortspolizeibehörde anzuzeigen und haben per Falle des Ankaufes zugleich der Herkunftsort des angekauften Stückes anzugeben.
3) Jeder Erkrankungs- und jeder Todesfall eines Stückes Rindvieh, eines Schafes oder einer Ziege, muß unverzüglich der Ortspolizeibehörde angezeigt werden.
4) Alles gesallene Rindvieh ist da, wo es gefallen ist, bis auf weiter ortspolizeiliche Verfügung zu belassen und jede Berührung desselben auszuschließen.

Behufs der Feststellung der Todesursache von der Distriktspolizeibehörde die Verlegung jedes gefallenen Thieres angeordnet werden.
5) Der Handel mit Rindvieh, insbesondere von Abhalten von Viehmärkten, ist verboten.

Nur einheimischen Viehes darf der Besitzer desselben über die Grenzen als nothwendig nachgewiesenen Bedarf der Höfe mit Erlaubniß und unter Controle der Ortspolizeibehörde stattfinden.

Fernere darf der Handel mit Raubthier, Streumaterialien und Dünger nur im Falle dringenden Bedürfnisses mit Erlaubniß und unter Controle der Ortspolizeibehörde stattfinden.
6) Jede Verunreinigung, welche an die verseuchten Orte anstoßen, ist der Weiderein bei zu besorgender Gefahr von der Distriktspolizeibehörde zu unterlagen.
7) Alle Hunde, mit Ausnahme der Hirtenhunde während des Gebrauches, sind anzuhalten, sicher einzusperren.

Die frei herumlaufenden Hunde und Katzen sind zu tödten.

Im Umkreis von einer Stunde um den Seuchenorte ist auch das Federvieh eingesperrt zu halten, widrigenfalls es zu tödten ist.

Kaiserslautern, den 26. August 1870.

Königl. Bezirksamt,
v. n. Schmitt.

Fischerei.

In der am Dienstag den 6. Sept. stattfindenden Fischerei der Millesweiher werden alle Freunde der Fischerei mit dem Bemerken eingeladen, daß für Speise und Getränke aufs Beste gesorgt ist. Auch werden einige Zentner große Karpfen und mehrere Tausend Karpfenlehrlinge abgegeben. Liebhaber wollen sich an den Unterzeichneten wenden.

Alsbenborn, den 27. August 1870.

Georg Kunz.

Gichtwatte, unfehlbares Mittel gegen Gliederreißen

aller Art, empfiehlt à Paquet 18 und 30 kr. **Carl Hohle.** (1,4225)

Morgen Sonntag Nachmittag fünf Uhr wird Herr

Hauptmann Hoffmann

vom 1. preuß. Linien-Infanterie-Regimente Nr. 24 verweilt, welcher den am 18. August vor Metz erhaltenen schweren Wunden heute Nacht stirbt.

Zur Begleitung des Leichenzuges, der von dem Bürgersteg-Hause aus geht, wird ein geladen.

Zu vermiethen

eine Wohnung, bestehend aus Stube, Alkoven und Küche, nebst Keller und Speicher, sogleich zu beziehen bei

Wwe. Commerrot.
Parisertraße.

5½ | **Revolver,**
per Stück à 25 Gulden, von 9 und 12m/m bei **Jacob steiner**
200⅓,a2] neben dem Stadthaus.

Franz Wenz, Schneidert in Otterberg, sei einen jungen **Dirnenbund** am 21. August aufgenommen. Derselbe ist männlichen Geschlechts, von schwarzer Farbe mit weißer Brust und bei buntlangen Haar. Der Eigenthümer wolle den Hund gegen die Einrückungsgebühr und Futterkosten abholen lassen.

Fahnen! Illuminationsfachen.
95⅓,1] Bonner Fahnenfabrik Bonn.

Gesucht:
zwei gebübe Schlosser
zum sofortigen Eintritt bei [5,p,6]
W. Mumme.
Kaiserslautern, den 26. August 1870.

Verantwortlicher Redakteur: Carl Lueder. Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Pfälzer Demokrat

und

Sonntags-Blatt.

Organ der deutschen Volkspartei in der Pfalz.

Wöchentliche Gratis-Beilage zur „Pfälzischen Volkszeitung."

Für Nichtabonnenten der „Pfälz. Volkszeitung" vierteljährlich 18 kr.

Nro. 36. **Kaiserslautern, 4. September** **1870.**

A. K. Gustav Struve.

(Nekrolog.)

(Schluß.)

Da brach in Paris die Februarrevolution aus, das benachbarte Baden erzitterte sofort von den Bewegungen und Versammlungen in Heidelberg, Offenburg, Freiburg und bereiteten die republikanischen Erhebungen. Fickler, Hecker und Struve sahen mit prophetischem Blick die Reaktion, das Zurückgehen aller Versprechungen voraus. Ihr Plan wurde von Mathy verrathen, in Folge dessen man Fickler verhaftete. Hecker und Struve sahen sich daher veranlaßt, kaltzuschlagen, ehe die Vorbereitungen ganz getroffen. Sie unterlagen, nachdem sie auf dem Scheibeck bei Schopfheim v. J. w. gekämpft. Nach dem unglücklichen Bauernstillstand von Malmö machte Struve einen neuen Versuch, er proklamirte in Lörach die Republik und in wenigen Tagen hatten sich in Staufen geschlagen und einige Tage darauf mit seiner Frau, der schönen und geistreichen Amalie Struve bei Schopfheim gefangen. Das Stadtgericht verurtheilte ihn zu 3jähriger Einzelhaft.

Im Zellengefängniß von Bruchsal begann er nun seine Weltgeschichte zu schreiben, die er später in Amerika vollendete, und in Amerika sowie in Coburg drucken wurde.

Der Mainaufstand 1849 brachte ihm die Befreiung, er trat in den Landesausschuß, konnte jedoch nicht erreichen, daß die Republik proklamirt wurde, da Brentano noch immer auf eine Vermittlung hoffte. Als auch diese Bewegung unterlag, wandte er sich nach der Schweiz, von dort ausgewiesen ging er nach Frankreich, dort von der Polizei auf alle mögliche Weise chikanirt, ging er nach England; da es ihm dort jedoch nicht möglich war, einen arbeitlichen Erwerb zu finden, sah er sich genöthigt, wenn auch höchst ungern, nach Amerika auszuwandern. Er ließ sich zuerst auf Island nieder, versuchte in New-York seinen „Zuschauer" in Gang zu bringen, vollendete seine Weltgeschichte, machte es mit Unterstützung einiger Deutschen, warunter ich die in Dabbsferry nenne, nach schwerer Mühe und Entbehrungen möglich, daß dieselbe gedruckt wurde. Da er jedoch nur sehr wenig geschäftlichen Erwerbssinn, dagegen unbedingtes Vertrauen in jeden Menschen hatte, wurde er um die Früchte seiner Arbeit von mehreren seiner Landsleute betrogen. Er beschäftige mit Gottfried Kinkel die Nationalanleihe, welche heute noch von Badendorf und Genossen verwaltet wird. Mit Fürst aus Wien und seiner Frau gründete er die erste freie deutsche Schule in Amerika.

Auch er bekannte sich in Amerika zu der republikanischen Partei, wirkte bei der Präsidentenwahl 1856 eifrig für Fremont, 1860 für Lincoln. Als im Jahre 1861 der Krieg ausbrach, trat er als Gemeiner in das 3. Regiment, welches sein Freund Bieker aus Worms organisirte, avancirte da langsam bis zum Hauptmann.

Er nahm Theil an allen Gefahren und Strapazen des Regiments während der Feldzüge von 61 und 62. Es war ihm auch vergönnt, bei Bull Run die „Union" retten zu helfen. Als Alles wie toll floh, stand die Brigade Blenker, 2 deutsche Regimenter, wie eine Mauer da. Sie wiesen die Angriffe des Feindes entschieden zurück und verließen erst am nächsten Tage das siegreich behauptete Schlachtfeld. So brachte er mit andern deutschen Republikanern den guten deutschen Namen jenseits des Oceans zur Geltung, nachdem er beinahe ein Jahrhundert, Dank dem elenden Seelenhandel deutscher Fürsten*) verachtet und verspottet war.

Da seine Gesundheit gelitten, nahm er den Abschied. Mittlerweile famulte er durch die Amnestie in Baden einen längst gehegten Plan, die Rückkehr nach Deutschland, in Ausführung bringen. Als er aus dem Felde nach New-York zurückkehrte, fand er die Gattin sterbend, er mußte, nachdem er die treue Lebensgefährtin, die ihm in Noth und Trübsal stets treu zur Seite stand, auf „Staaten-Island" an der Seite ihres Vaters und Kindes beisetzen und allein in die Heimath zurückkehren. Er ließ sich zuerst in Coburg nieder, in Anerkennung seiner Verdienste um die Union ernannte ihn Linkoln zum amerikanischen Gesandten in Thüringen, jedoch die thüringischen Fürsten verweigerten ihm das Exequatur. Er widmete sich nun wieder der Literatur, publizirte erschien bei „Streit" in Coburg (1863) „Diesseits und Jenseits des Oceans", dann kam in demselben Verlag eine neue Auflage seiner Weltgeschichte heraus, mit einem Anhang, „Geschichte des Revolutionszeitalters, fortgesetzt bis in die neueste Zeit."

Der Bauleroth Streit's brachte ihn auch hier um die Früchte seiner Arbeit, dies, sowie ein Preßprozeß der ihm 3 Monate Gefängniß einbrachte, bleiben aus dem Wege zu gehen, begab er sich nach der Schweiz und vermählte sich dort mit einer Landsmännin, gebarne Kövig aus Hamburg in seinem 60. Lebensjahre.

Hierauf ließ er sich in Stuttgart nieder, nahm in der ersten Zeit lebhaften Antheil an den Agitationen der Volkspartei, da er jedoch immer die Republik verlangte, so wurde er von den mehr conservativen Schwaben von der Agitation verdrängt. Nun zog er sich von dem politischen Kampfstelde, wie er sagte, „bis es losgeht" zurück, unterhielt jedoch mit den Führern der Volkspartei persönlichen Verkehr.

Im letzten Kriege hielt er wie die Gesammtdemokratie getreu zu Deutschland. Leider erlebte er das Zusammenbrechen des so glühend gehaßten Napoleonthumes nicht.

Bekanntlich war Struve Vegetarier und äußerst mäßig in dem Genuß geistiger Getränke. Er suchte auch Andere hiefür zu machen, schrieb zu diesem Zwecke eine Brochüre „die Pflanzenkost" und gründete einen Verein von bloß Pflanzenessern. Bald darauf erschien „Ein Seelenleben" und wenige Monate vor seinem Tode, sein letztes literarisches Werk „Ein Drama — Die Jugendhelden eines Fürsten. — Letztes Jahr siedelte er nach Wien über und schrieb da ab und zu in die Tagespresse.

Struve verlor trotz der vielen Niederlagen den Muth nicht, sein stereotyper Ausspruch war: „Nie hat die Sache der „Freiheit" besser gestanden" als im gegenwärtigen Augenblick." Er steuerte die Jagenden zu neuem Kampfe an, und prophezeihte immer baldigen Sieg. Sein idealer Ziel waren die „Vereinigten Staaten von Europa." Er hinterläßt eine Witwe und 2 Töchter erster Ehe.

Sein treues Auge ist gebrochen, sein Name aber wird einig in der Erinnerung deutscher Republikaner leben, seine literarischen Werke werden der republikanischen Idee stets neue Jünger werben. Schlafe wohl, Freund! — Schlafe wohl — für — immer! Das Banner das Deiner sterbenden Hand entfiel, es wird siegen — es wird siegen!

*) Durch den Verkauf deutscher Soldaten an England zur Niederwerfung der amerikanischen Revolution. Die Landesväter beider Hessen trieben diesen Menschenhandel am schamlosesten.

W. Eine Kritik über den Entscheid des Handelsministeriums

in Bezug auf Creirung von „Darlehenskassen" nach nordbeutschem Muster gibt die „Berliner Börsenzeitung vom 30. August, welche wir nachstehend, da sie für unsere Industrie in vieler Hinsicht von Interesse ist, und durch welche besonders das rechtzeitige, doch auszuschiebende praktische Vorgehen der Stadt Kaiserslautern eine ergänzende Illustration erhält, folgen lassen. Das genannte Blatt schreibt in Nr. 599:

„Die Handels- und Gewerbekammern in Ober-Bayern und Ober-Franken hatten die „Errichtung bayerischer Darlehens-Kassen" nach Nordbeutschem Vorbild bei dem Handelsministerium beantragt. Das Letztere hat diese Anträge indeß abgelehnt und stützt sich dabei nicht blos darauf, daß die Kammern nur zur Zeit nicht versammelt sind, sondern geht von dem Standpunkt aus, daß dem Staat eine Betheiligung bei der Creirung von Darlehens-Kassenscheinen nicht zugemuthet werden könne, da eine solche das richtige Maaß der Intervention des Staates bei Privatgewerben überschreite. Auch wir erkennen an, daß es eine den moralischen und sozialen Voraussetzungen eines Volks entsprechende Grenze der Staatsverwaltung und Staatsintervention gebe; uns scheint aber die erstere da aufhören zu sollen, wo die Abwehr gegebener Einflüsse außer der Möglichkeit des Eingreifen oder der Verbesserung von Einzelnen steht; hier ist die Staatsintervention. Ein sich schädlicher schwer bezwingbarer Einfluß ist aber die momentane Creditlosigkeit, nicht, wie die Verbesserung unterstellt, Mangel an Werthzeichen und Zahlungsmitteln als solcher. Es ist eben eine Creditkeine Productionskrisis. Allerdings bezweckt daher die Vorstellung der Handels- und Gewerbekammern Schaffung von Circulationsmitteln, aber lediglich zu dem Zwecke, um den unter normalen Zeitverhältnissen dem Einzelnen auf seine diversen Vermögenspartikeln gewährten, unter den augenblicklichen Umständen jedoch verflüssigten Credit wieder flüssig zu machen. Eben deshalb wird ja die beseitigende, so vorläufig herbeigebrachte Krisis so acut, weil sie so unglaich trifft, weil sie den am härtesten trifft, der vorher am mirthschaftlichsten thätig gewesen, dagegen jenen begünstigt, der sein Capital, statt es der Industrie und dem Handel dispositibel zu stellen, in directer Geldform aufbewahrt hat. Gerade dieses wirthschaftlich höchst ungerechte Mißverhältniß auszugleichen, soll die Schaffung von Creditmitteln bezwecken, die also nur insofern und insoweit brauchbar erscheinen, als die Krisis besteht; in diesem Sinne sagt ja auch das Bundesgesetz des Nordbeutschen Bundes: „Nach Erfüllung des Zweckes der Darlehenskassen fallen alle Darlehenskassenscheine eingezogen werden." Es wird ferner in der ministeriellen Ent-

Digitized by Google

schließung bemerkt, daß in Bayern die praktische Durchführung eines Darlehenskassenzwangs an den Mangel eines Zinsfußes, wie es die Preußische Bank sich setzen, da die Königl. Bank nicht in der Lage, eine solche Aufgabe zu übernehmen. Diese Thatsache ist ebenso wahr als bedauerlich. Doch braucht deßhalb nicht auf jede Einführung von Darlehenskassenscheinen verzichtet zu werden. Die Preußische Bank ist offenbar durch ihre weitverzweigte, mittelst einer Reihe von Bankfilialen ausgebreitete Wirksamkeit innerhalb des Norddeutschen Bundes die natürliche Vermittlerin einer derartigen Einrichtung. Wie, wenn man an Stelle dieser Banknoten die Verwaltungen jener Städte, in welchen sich ein Bedürfniß dazu herausstellt, ermächtigte, Darlehenskassen zu errichten und Belehnungen gegen Darlehensscheine vorzunehmen; wenn diese Darlehensscheine uniform sein müßten und für Bayern eine bestimmte Gesammtsumme nicht überschreiten dürften? Wie, wenn man an Stelle dieser Bankcomptoirs die Verwaltungen jener Städte, in welchen sich ein Bedürfniß dazu herausstellt, ermächtigte, Darlehenskassen zu errichten und Belehnungen gegen Darlehens

einsichtigen Entschlossenheit. Vaterlandsverräther wäre derjenige, der jetzt noch die Wahrheit verhehlen wollte, die traurige, aber schreiende Wahrheit! Blicken wir den Thatsachen ins Gesicht! Am 2. August besetzten wir mit einem einzigen Corps, dem Frossard'schen, die Höhen bei Saarbrücken, das Corps Bazaine steht wenige Kilometres dahinter. Man sollte glauben, die Armee sei concentrirt. Irrthum! Während diese Demonstration vor sich geht, ist das Corps Z'Admirault noch bei Sierck, zwei Etappen entfernt, die Garde ist in Metz, fast eben so weit entfernt, Canrobert mit seinen Divisionen noch weit entfernt, in Chalons.

Unsere Streitkräfte sind zersplittert, unsere Corps von einander entfernt, außer Stande, sich gegenseitig zu unterstützen. Und dies einem Feinde gegenüber, der 1866 bewiesen hat, daß er sich auf Strategie versteht. Weiter! Am 4. August wirft die Preußische Armee, stoßlos von Metz bis zum Corps Mac Mahon, durch weit überlegene Streitkräfte vernichtet. Haben wir uns diese herbe Lehre zur Warnung dienen lassen? Ach nein! Am 6. August rückt der Feind in Masse über Saarbrücken auf das Corps Frossard los. Bazaine steht mit seinem Corps aber immer noch mit einem Theile desselben in Linie, um Frossard zu unterstützen. Sie werden unter überwiegenden Massen zermalmt. Wo waren an diesem Tage L'Admirault, Canrobert und die Garde? Immer noch gestreckt, eine oder zwei Etappen, dem heroischen Schlachtenlosen entfernt, die auf der Strecke starben.

An demselben Tage, dem Tage des Unheils, ward Mac Mahon mit 5 Divisionen, (den 3, die ihm noch geblieben, und wahrscheinlich der 2. Division des 5. Armeecorps, das von Belfort kam) in Elsaß durch den Kronprinzen von Preußen vernichtet. Wo war zu dieser Zeit General de Failly? Wo waren seine 40,000 Mann, die unlängst vor Bitsch standen? Zwmer um eine Etappe vom Schlachtfelde entfernt, immer in der Unmöglichkeit, beim Kanonendonner herbeizueilen! Und wer ist schuld daran? Einfach es die Ehefs, welche nur exhaltene Befehle ausführen? Wer könnte das glauben! Die französische Armee steht ihren rechten Flügel im Elsaß und ihr Centrum bei Forbach geschlagen, vernichtet durch Uebermacht, und sie weiß nichts, sie ist nicht durch Uebermacht, sondern durch vier Etappen nicht durch Unmöglichkeit befunden, auch nur einen Schuß zu thun. Jetzt ist der rechte Flügel auf dem Rückzuge in die Vogesen und gibt das Elsaß Preis, das Centrum ist vernichtet und auf dem Rückzuge nach Nancy, aber in welcher Stimmung! Der noch ungeschlagene linke Flügel steht in Metz, aber getrennt von den übrigen Corps und vielleicht außer Stande, sich mit ihnen noch anderswo zu vereinigen, als unter den Mauern von Paris.

Das ist die Lage, sie ist schwer, entsetzlich, aber noch nicht verzweifelt. Was unsern heroischen Soldaten fehlte, liegt und wenig Jeder. Wem fällt die Verantwortlichkeit zu, daß unsere Truppen, ein Corps nach dem andern, vernichtet werden? Es ist überflüssig, es zu sagen; es ist klar! Jetzt also erhebet die Herzen. Unsere Rettung hängt von uns ab. Sind wir das Volk von 1815 oder das Volk von 17929 Wir haben die Wahl!" So schreibt der „Siecle".

Feuilleton.

Geschichte eines Rekruten von 1813.

Von Erckmann-Chatrian.

(Fortsetzung.)

Meine beiden Kameraden, die Dienst hatten, gingen fort, ich blieb allein zurück. Da holte der Postmeister eine Flasche Wein, setzte sich zu mir an den Tisch und forderte mich auf, mit ihm zu trinken, was ich gern that. Von diesem Tage an da zu unserem Abmarsch hatten diese Leute das größte Vertrauen zu mir. Jeden Abend schwatzten wir an Kamin, der Pastor und die jungen Mädchen hörten uns zu. Ich fand an ihnen Aehnlichkeit mit Kathrinen, was mir das Herz rührte. Man wußte, daß ich eine Braut zu Hause hatte, da ich nicht umhin gekonnt hatte, es zu sagen, und dies machte sie vertraulich.

Der Postmeister schimpfte lange wacker auf die Franzosen, daß es ein sittenloses Volk sei; auch die Generale verschonte er nicht, indem er sagte: „Vornehm ist es, Epauletten zu tragen; aber es ist ein Unterschied, ob man sich für hohe und ewige Zeiten schlägt, oder aber um sich sehr schnell zu bereichern.

„Jetzt ist an uns die Reihe, von Freiheit und von Vaterland zu sprechen," fuhr der Pastor fort, „und deßhalb glaube ich, wird dieser Krieg verderblich für Euch werden. Jeder denkende Mensch, vom einfachen Studenten bis zum Professor, wird gegen Euch marschiren. Ihr habt den größten General der Welt an Eurer Spitze, aber wir haben die ewige Gerechtigkeit auf unserer Seite. Ihr glaubt für Euch die Sachsen, Bayern, Badenser und Hessen zu haben; Ihr täuscht Euch. Die Kinder des alten Deutschlands wissen recht gut, daß es das größte Verbrechen und die größte Schande ist, sich gegen seine Brüder zu schlagen. Mögen die Könige Bündnisse mit Euch schließen, die Völker werden trotz dieser Bündnisse gegen Euch sein. Sie werden ihre Familien, ihr Vaterland verthedigen, das man lieben muß und das man nicht verrathen kann, ohne ein Verbrechen zu begehen. Alles wird über Euch herfallen, selbst die Leidenschaften eines Euch unterbrechen, wenn sie können, ungeachtet der Heirath zwischen Marie Louise und Eurem Kaiser. Man fängt an einzusehen, daß die Interessen der Könige nicht Alles in dieser Welt sind, und selbst das größte Genie kann die Natur der Dinge nicht immer ändern."

So sprach der Pastor mit ernstem Tone. Ich begriff damals diese Rede nicht sehr, sondern dachte: „Worte sind Worte und Schüsse sind Schüsse. Wenn wir nur Studenten und Professoren in der Schlacht begegnen würden, dann wäre gut getragen. Und wir haben das Uebrige anderthalb, so wird die Disciplin die Hessen, Bayern und Badenser immer verhindern, sich von uns abzuwenden, wie sie uns zwingt, uns zu schlagen."

Während wir uns so mit einander unterhielten, kam am Morgen des 27. März auf einmal der Befehl aufzubrechen. Das Bataillon marschirte nach Lauterbach und den nächsten Tag nach Neunkirchen. Diejenigen, welche nicht gewohnt waren ihren Tornister zu tragen, konnten sich nicht über Mangel an Uebungen beklagen: denn in der That, wir machten Märsche. Ich schwitze seit langer Zeit mit meinen 50 Patronen in der Patrontasche nicht mehr, noch mit meinem Tornister und Gewehr auf der Schulter; ich weiß nicht einmal, ob ich noch hinkte. Ueberall begegnete man Regimentern auf der Straße, welche Munitionswagen, Lazarethwagen, Geschützen, Transporten von Pulver und Kugeln. Dies Alles zog in der Richtung auf Erfurt, wie nach einem großen Pfahlregen Lawinen von Bächen auf allen Wegen dem Flusse zueilen. Unsere Sergeanten sagten zu einander: „Wir nähern uns, — es wird bald losgehen!" Wir Soldaten dachten: „Desto besser! Diese Schurken von Preußen und Russen sind Schuld daran, daß man uns ausgehoben, wenn sie ruhig geblieben waren, würden wir noch in Frankreich sein!"

Diese Gedanke empörte uns, wir fassen findet auch jetzt noch unter Leute, welche sich gern schlagen. Klispel und Zebede sprachen nur davon, wie sie über die Preußen herfallen wollten, und ich, um nicht weniger muthvoll zu erscheinen, sagte auch, daß mir dies eine Freude sein werde.

Den 8. April zog unser Bataillon in die Citadelle von Erfurt ein, einer sehr festen und reichen Stadt. Ich werde mich stets des Augenblickes erinnern, als man uns auf dem Platze vor der Kaserne aus einander gehen ließ, und der Wagenmeister den Gegenstand der Löwe gab ein Packet mit Briefen übergab. Unter diesen befand sich auch einer für mich. Ich erkannte sogleich die Handschrift Kathrinens und wurde dadurch so freudig erregt, daß mir die Kniee davon zitterten. Zebede nahm mir den Brief aus der Hand: „Jetzt sind wir gar gleichfalls begierig Neuigkeiten von Pfalzburg zu hören. Ich hatte den Brief in die Tasche gesteckt, und alle Landsleute folgten mir, um zu erfahren, was darin stände. Allein ich wollte auf meinem Bette sitzen, um ihn recht ruhig öffnen zu können.

Erst als wir in einer Finkmatte einquartirt waren und mein Gewehr im Stander stand, öffnete ich den Brief und fing an zu lesen. Alle lehnten sich über mich. Die Thränen liefen mir die Wangen herab, da Kathrine mir sagte, daß sie immer nur an mich dächte. Alle die Kameraden des hörten, meinten sie, daß man auch an sie dächte. Der Eine sprach von seiner Mutter, der Andere von seiner Braut.

Noch Herr Gulden schrieb mir, daß Alles wohl sei, daß ich gutes Muthes sein sollte, alle Mühseligkeiten würden ein Ende nehmen. Er beunruhigte mich, den Kameraden mitzutheilen, daß man ihrer gedenke, daß sich aber ihre Verwandten beklagten, keine Nachricht von ihnen zu bekommen. Dieser Brief war eine große Beruhigung für uns Alle. Und wenn ich bedachte, daß wir den 8. April hatten und daß die Schlachten bald beginnen würden, so betrachtete ich den Brief als das letzte Lebewohl aus der Heimath für die Hälfte von uns. Viele sollten nichts mehr von ihren Eltern, ihren Freunden und denjenigen hören, die sie lieb hatten.

Dies Alles war, wie der Sergeant Pinto sagte, nur erst der Anfang des Festes, denn der Tanz sollte noch erst losgehen.

Inzwischen versahen wir mit einem Bataillon den 27. Regiments den Wachtdienst der Citadelle. Oben von den hohen Wällen herab sahen wir die ganze Umgegend mit Truppen bedeckt, die einen im Biouak, die anderen in den Dörfern einquartiert. Am 18., als ich oben von der Wache am Wartbauer Thor zurückkehrte, sagte der Sergeant zu mir: „Füsselier Bertha, der Kaiser ist eingetroffen". Da noch Niemand Etwas davon gehört hatte, so antwortete ich: „Verzeihen Sie, Sergeant, ich habe soeben ein Gläschen mit dem Sapeur Merlin getrunken, der die letzte Nacht als Ordonnanz bei dem Kaiser war, aber er hat mir kein Wort davon gesagt."

— Der Sergeant blinzelte mit den Augen und sagte: „Alles ist in Bewegung, Alles in Aufregung! Du verstehst das noch nicht, Rekrut; aber er ist da, ich fühle es bis an die Fußspitzen. So lange er noch nicht angekommen ist, geht Alles nur lahm, jetzt aber sieh einmal dort unten hin und betrachte Dir die Straßen, die nach allen Richtungen hin galoppiren. Alles fängt an, wieder lebendig zu werden. Bäcker nur den ersten Tag ab und Du wirst sehen, daß er in vollem Gange ist; sie werden seine Gegenwart auf der Stelle."

Ich hatte das bange Vorgefühl, als ob mir bald ein großes Unglück bevorstände, mußte aber gute Miene zum bösen Spiel machen. Der Sergeant hatte Recht, denn gegen 3 Uhr Nitags leptes sich alle die Stadt zugekommen bei dem Kaiser Napoleon und gegen 5 Uhr mußten auch wir antreten. Der Marschall Ney von der Moskwa kam mit seinem Generalstab in die Stadt.

(Fortsetzung folgt.)

XI.

Humoreske von Cäsar Parnus.

(10. Fortsetzung.)

Er blieb nun stehen, lehnte sich an einen Platanenstamm und ließ den Kopf auf die Brust sinken. Aechzend murmelte er weiter: „Alles, geliebtes Herz, wie konntest du auch so schnell Feuer fangen!" Es war ein Kobold von der Zunft Knaion, der ihr eine Nase gedreht und nun unsichtbar auf einem dieser Bäume sitzt, kichernd wie der Wind über seine Leichtgläubigkeit." Er schlug den Blick empor, ob er den Kobold nicht entdecke, und redete den Unsichtbaren mit wehmüthigem Humor an: „Bist Du anwesend, lustiger Geist, dem es unterirdisches Vergnügen gemährt, Dryaden in Rhinozerosse mit Nashörnern zu verdrehen, so erlaub' ich Dir hochachtungsvoll ergebenst: erstatte mir mein Bischen Verstand zurück! Ich möchte nicht gern für ewige Zeiten närrisch bleiben."

Zufällig wandte er den Blick nach links und sah alle Gliedern zusammen: „Himmel! Zeus, sende Deinen Blitz, haute mir den Drachen Typhoeus vom Leibe! Augen rechts!" Er duckte scheinbar gleichgültig nach der andern Seite.

Eine Dame ging dicht hinter ihm vorbei. Als er ihren Schritt nicht mehr vernahm, wagte er's, ihr nachzublicken, und athmete auf: „Die Tracht täuschte mich; es war mich Adelaide, wie ich bestürzte. Mir ist, als wäre ein schweres Gewitter über meinem Haupte hinweggezogen und ich sehe meinen lustigen Geist einen Regenbogen auspannen und herabwinken mit der Botschaft, daß ich gestern meine Reise nahm! Warum ließ ich die Gelegenheit unbenutzt und bin ihr nicht den kleinen Finger ab?"

Indem er dies vor sich hin sprach, gingen mehrere Damen hintereinander an seinem Standort vorüber. Er wusterte ihre Hände und schüttelte den Kopf: „Hände erblickt ich dutzendweis, aber alle gleichen sie mehr den bleichen Fäusten gediegener Zunftmeisterfrauen des 14. Jahrhunderts, als den Sammetpfötchen meiner Fee."

Während dieser Kritik, der ein erstarrendes Hinbrüten folgte, erschien der Bergrath in der Allee, sinnend, sah ihn, einen Schritt zurück, sein Sekundant Schmidt.

„Dieser ist es, Herr Bergrath!" knurrte der Alte, auf den am Baum Lehnenden deutend.

„Seyen Sie sich auch nicht, Schmidt?" fragte Mitte um ganz sicher zu gehen.

„Wann wäre dieses dem alten Schmidt passirt?" antwortete Jener mit einem Anflug verletzten Selbstgefühls.

„So entfernen Sie sich!" gebot der Bergrath und blies einen stärkeren Ring aus der Manilla, die er rauchte.

„Soll ich nicht lieber in der Nähe herumstanken?" gab Schmidt seinem Brodherrn zu bedenken.

Digitized by Google

„Ich wünsche, daß Sie mich allein lassen!“ entschied dieser kurz.

„Bleiben er aber grob wird, Herr Bergrath?“ „Werd ich ihm nichts schuldig bleiben.“

„Schön, Herr Bergrath, sonst wollte ich's ihm besorgen.“

„Gehen Sie endlich, Schmidt!“

„Schon!“ — Die breiten Stiefel trugen den grauen Diener knarrend davon. Witte nahm seine Cigarre zwischen die Finger, trat langsam auf den einsamen jungen Mann zu und sagte höflich: „Sie erlauben mir wohl ein wenig Feuer, mein Herr?“

„Bedaure,“ versetzte der Angeredete, „Sie sehen, ich rauche nicht.“

„Ueberhaupt nicht?“

Jetzt erst sah Jener bestembet auf und erwiderte scharf: „Selten!“ Er glaubte, den Feuerlucher dadurch los zu werden, allein der Bergrath blieb stehen, zog ein gefälliges Etui aus der Brusttasche und präsentirte es: „Darf ich mir erlauben, Ihnen eine Cigarre anzubieten?“

Hätte der Andre geahnt, wer das Etui gestickt, er würde schwerlich einen so grimmigen Blick darauf geschleudert haben, wie er that. Mit einem barschen „Ich danke!“ wies er die Offerte ab, und seine Augen sprachen den Zusatz aus, den seine Zunge verschwieg: „Was will der zudringliche alte Narr von Dir?“

Witte ließ sich durch die energische Ablehnung nicht verschrecken, sondern bot ihr in er an seiner höflichen Einleitung fest und begann von Neuem: „Um Vergebung, fassen Sie meine Dreistigkeit nicht falsch auf! Ich bin kein Tabakhändler, der Reklame machen will für sein Geschäft —“

Länger zögerte der Zuhörer seine Ungeduld nicht. Er griff an den Hut und verneigte sich leicht: „Die Reklame ist benutzunge selbst ein Geschäft genommen. Guten Abend!“ er kehrte sich um und wollte rechts abschwenken.

„Sie gehen dort hinunter? Ich auch!“ sagte der Bergrath schnell.

„Das fehlte mir!“ knirschte der Andere heimlich, „ich muß mir den lästigen Kerl vom Halse schaffen.“ Er wandte sich auf dem Absatz, blickte noch einmal den Dut und sprach sehr ernst, wobei er dem Unbekannten überlieg, die Ironie herauszuhören: „Ihre Begleitung würde mir ein entschiedener Hochgenuß sein, nur muß ich Sie leider vor der meinigen warnen. Ich bin hitzblütig so zerstreut, daß ich die Hände statt in meine eigenen Taschen, in die meiner Nachbarn gleiten lasse. Ein Phrenologe suchte mir dies neulich aus dem hohen Grade von „Erwerbsinn“ zu erklären, den er an meinem Schädel entdeckt haben wollte. Also nehmen Sie sich vor mir in Acht, mein Herr!“

Bilder Vermuthen entgangene der Gewarnte lächelnd freundlich: „Erstreckt sich dieser seltsame Erwerbssinn vielleicht auch auf die Dächer Ihrer Nebenmenschen?“

Der junge Mann stutzte. „Was will er damit sagen?“ überlegte er bei sich, faßte sich indeß kurz und gab keck zurück: „Sobald sie schön sind, allerdings!“

Der Bergrath hob den Zeigefinger: „Ihr Leichtsinn könnte einmal üble Folgen nach sich ziehen, junger Mann! Ja, ihnen Sie mich nur groß an! Wollte Sie, weghalb ich mich Ihnen genähert? Ich glaubte in Ihnen den Talkopf wieder zu erkennen, der gestern Abend im Philosophengang eine Zusammenkunft mit einer Dame —“

„Mann Gottes, wer sind Sie?“ fiel ihm jener hastig in die Rede und ergriff ihn etwas unsanft beim Arm.

Der Name thut hier Nichts zur Sache!“ lächelte Witte. (Fortsetzung folgt.)

• **Kaiserslautern**, 3. Sept. Die beiden Biergemeister, Mitglieder des Gemeinderathscollegiums, Abgeordnete und Vorstände verschiedener Anstalten und Vereine in München haben folgendes Telegramm abgesandt:

Se. Maj. dem Könige Ludwig II. in Berg.

Im Namen der Münchener Bürgerschaft münchen die Unterzeichneten E. M. Majestät Glück zu dem neuen glorreichen Siege der deutschen Waffen in dem Kampfe bei Beaumont-Mouzon, an welchem sich auch wieder unsere bayerischen Truppen in höchst ruhmvoller Weise betheiligt haben. Wir hegen das unerschütterliche Vertrauen, daß E. K. Majestät im Vereine mit den verbündeten Fürsten Deutschlands dem deutschen Volke durch die Wiedererwerbung der deutschen Lande Elsaß und Lothringen einen dauernden Frieden sichern, jeden Versuch einer fremden Einmischung in die Friedensunterhandlungen energisch zurückweisen und der deutschen Nation zu einer gemeinsamen, ihrer Stellung würdigen Gesammt-Volksvertretung verhelfen wird.

Heute ging nun ein Telegramm von hier aus an Se. Majestät ab, in welchem es heißt: „Aus vollem Herzen schließen sich Bürgervertretung und Gesammt-Stadtrath von Kaiserslautern dem Telegramm der Münchener Bürgerschaft in allen seinen Theilen an.“

• **Kaiserslautern**, 3. Sept. Nach einem mit ziemlicher Bestimmtheit auftretenden Gerüchte, soll Bazaine (in Metz) capitulirt haben.

Chronologische Uebersicht der Kriegsereignisse im Monat August.

31. Juli: Aufruf „An Mein Volk.“ Adresse des Königs Wilhelm aus Berlin zur Armee.
1. Aug.: Armeebefehlung unter den bayerischen Major Ebersperger zum Generalstabe.
2. Aug.: Aufruf des Königs Wilhelm an Preußen. — Räumung von Saarbrücken. — Freiherr v. Siegenthal.
3. Aug.: Armeebefehl.
4. Aug.: Ernennung von Wilhelmburg.
5. Aug.: Gefecht bayerischer Truppen bei Wörschweiler. — Siegenthal.
6. Aug.: Einerische Schlacht bei Wörth. — Sieg bei Saarbrücken, Forbach und den Spicherer Bergen. — St. Avold wird besetzt. — Der erste Transport französischer Kriegsgefangenen passirt Berlin.
7. Aug.: Königliches Hauptquartier in Homburg. — Gefecht Bayerischer Truppen bei Niederbronn, nächtlicher Angriff sächsischer Cavallerie bei Reichshofen, Besetzung von Hagenau durch die Badenser. — Proclamation des Kaisers Napoleon.
8. Aug.: Eröffnung der belgischen Deputirtenkammer. — Thionville.
9. Aug.: Königliches Hauptquartier in Saarbrücken. — Marschall Bazaine mit der Führung eines neuen Cabinets betraut. — Einzug der Abtheilungen des Oberbefehlshabers Prinz Friedrich Carl in Lemberg.
10. Aug.: Uebergabe der Festung Thionville.
11. Aug.: Französische Hauptquartiere in Saint-Avold. — Proclamation des Königs an das französische Volk.
12. Aug.: Die Festung Bitsch capitulirt. — Ernennung Graf Bismarck.
13. Aug.: Französische Vorgefechte bei Metz entstand.
13. Aug.: Königliches Hauptquartier in Pontpierre und Herny. — Drei Treffen: Gefechte bei Borny, Colombey und Nouilly. — Gefecht bei Courcelles. — Rückzug der Franzosen auf Metz. — Verlust der Franzosen 20,000 Mann, der Deutschen 12,000 Mann. — Ernennung Graf Moltke's zum Generalfeldmarschall.
14. Aug.: Die Festung Marsal capitulirt. — Ernennung Graf Roon.
15. Aug.: Festung Marsal capitulirt.
16. Aug.: Königliches Hauptquartier in Pont-à-Mousson. — Schlacht bei Mars-la-Tour, Vionville, Rezonville, 10. Corps. — Verlust der Straßburger Garnison gegen Ulwaldt.
17. Aug.: Königliches Hauptquartier Gorzeticht. — Napoleon in Chalons.
18. Aug.: Schlacht bei Gravelotte. — Truppen Canrobert von Metz nach Oberbefehlshaber.
19. Aug.: Beginn der Beschießung Straßburgs. — Die offene Stadt ist beschossen.
20. Aug.: General von Bose verwundet. Febr. v. La Roche an seine Stelle.
21. Aug.: Gefecht bei Carignan, Nouvion. — Chalons geräumt. — Die 1. Armee Frangiers aus Gravelotte.
23. Aug.: Königliches Hauptquartier in Commercy. — Bahne bei den Straßburg genommen.
24. Aug.: Königliches Hauptquartier in Varcle-sur. — Marschall Moltke erhält den Oberbefehl über das 1., 2., 7. und 12. Corps.
25. Aug.: Festung Toul capitulirt. — Bildung einer 4. Armee unter dem Oberbefehl des Kronprinzen von Sachsen.
26. Aug.: Allerse Armee an den Kronprinzen v. Sachsen, an v. Roon, v. Moltke und v. Podbielski.
27. Aug.: Eingefecht Gefecht bei Bazancy.
30. Aug.: Hauptquartier des Marschall in Sedan. Eröffnung der ersten Parallele vor Straßburg bei Schiltigheim.

Bekanntmachung.

Bis auf Weiteres werden die **Fruchtmärkte** hier nicht mehr abgehalten.

Kaiserslautern, den 2 September 1870. [11,e,2

Das Bürgermeisteramt.
Hohle.

Bekanntmachung.

Alle Grundbesitzer, deren Felder durch die Truppendurchmärsche beschädigt wurden, werden hiemit in Kenntniß gesetzt, daß der Ausmaßer der Beschädigungen an Ort und Stelle in nachstehender Reihenfolge vorgenommen wird:

1) **Montag den 5. d. Mts.**, Vormittags 8 Uhr, an der Hochspeyrer Straße.
2) Am darauffolgenden Tage, Nachmittags 3 Uhr, am Kirchdohwege und an der Rheinner Straße.
3) **Dienstag den 6. d. Mts.**, Nachmittags 3 Uhr, Bahnhofstraße und Rudallstand.
4) **Mittwoch den 7. d. Mts.**, Vormittags 8 Uhr, Pirmasienser Straße, Thierhäuschen und im Haag.
5) Desselben Tag, Nachmittags 3 Uhr, vom Dichtplatz bis zum Hohbringer Hagle.
6) **Donnerstag den 8. d. Mts.**, Nachmittags 3 Uhr, Kottenacwarme.
7) **Freitag den 9. d. Mts.**, Vormittags 8 Uhr, Pfeiferstädlichen und Hauptstraße.

Von allen betheiligten Grundbesitzern wird erwartet, daß dieselben zur angegebenen Zeit an ihren Grundstücken erscheinen, die Zeitungen, deren Grundstücke nicht in den obenangenannten Gewannen liegen, wird auf einfache Anmeldung ein besonderer Tag bestimmt werden.

Kaiserslautern, den 2. September 1870. [11,2,4

Das Bürgermeisteramt.
P. Emig, Adj.

Verehrliche Herrschaften Kaiserslautern's

machte ich hiermit darauf aufmerksam, daß ich zur Frauenzimmer bereiten ein Abonnement zur Besorgung von [11',

„Dienstboten“

errichtet habe. Das Abonnement beträgt pro Jahr nur einen Gulden, wofür die geehrten Herrschaften dann jedesmalige Auskunft, wenn so viele Dienstboten nachgewiesen bekommen, ich sie denen hier am Platze bedarfen.

Im Interesse der geehrten Herrschaften und deren Dienstmädchen, werde ich in Kürze eine Liste zum Abonniren gefälligen lassen und bitte um recht zahlreiche Betheiligung.

R. Leonhardt,
concess. Bureau für Anfrage und Auskunft in Kaiserslautern.

Nach NEW-YORK.
Directe Postdampfschiffahrt der Cunard-Linie
via
Liverpool.
Abfahrten jeden Dienstag und Samstag.
Näheres bei dem alleinigen General-Agenten [p11',
F. J. Bolthof in Aschaffenburg,
und dessen Special-Agent:
Herr **Philipp Schmidt** in Kaiserslautern.

Mineralwasser-Fabrik
von **J. Thiel** in Kaiserslautern,
(Schillerplatz.) [20a2
Im Besitze einer Mineralwasser-Maschine neuester Construction, empfiehlt derselbe ihre künstlichen Mineralwasser, ete auch Medicinalwässer ja den üblichen Preisen.

Regenmäntel
für Civil- und Militärpersonen, zu sehr billigen Preisen bei
5a,a2] **L. Sonnenberg** am Schillerplatz.

Herr Metzger B. Späth liefert für die durchpassirenden Truppen 20 Fd. Essig-Würste, wofür ihm das Comite seinen Dank ausspricht.
Das Comite.

Am 15. September geht der
Möbelwagen
von Kaiserslautern aus leer nach Speyer. Speyer, den 3. September 1870.
Meinhardt.

Verantwortlicher Redakteur: Carl Luderer. Druck und Verlag von Ph. Kost in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Pfälzer Demokrat

und

Sonntags-Blatt.

Organ der deutschen Volkspartei in der Pfalz.

Wöchentliche Gratis-Beilage zur „Pfälzischen Volkszeitung."

Für Nichtabonnenten der „Pfälz. Volkszeitung" vierteljährlich 18 kr.

Nro. 37. **Kaiserslautern, 11. September** **1870.**

Die Berliner Volkszeitung über Elsaß und Lothringen.

Die Hauptschwierigkeit einer Einverleibung von Elsaß und Lothringen besteht in dem Umstande, daß Deutschland kein Reich eigenen Besitzthums ist, daß demnach jedes Fleckchen Landes, das ihm zufiele, entweder einem der bestehenden Staaten zugetheilt werden oder zur Bildung eines neuen Staates mit eigener Regierung dienen muß.

Deutschland ist leider auch jetzt nur eine Bezeichnung geographischer Natur. Es gibt darin deutsche Staaten, aber es ist selber kein Staat. Es besteht darin ein Staaten-Bündniß, Nordwestdeutschland umfassend. Neben diesem Staaten-Bündniß stehen noch die süddeutschen Staaten als ganz unverbundene Staatencomplexe da, von welchen jeder besonders souverain ist. Die Schutz- und Trutz-Bündnisse für Kriegsfälle, deren Frühere sich so ergiebig im jetzigen Kriege erwiesen, sind nicht einmal mit dem norddeutschen Bunde, sondern nur mit Preußen abgeschlossen und stehen demnach blos in mittelbarer Verbindung mit den norddeutschen Staaten.

Freilich haben wir Thatsache, im jetzigen Kriege uns der herrlichen Einigkeit Deutschlands ganz bewußt zu erfreuen. In allen deutschen Gauen thurn lebt darum auch die Hoffnung auf, daß aus dem Blut der Schlachtfelder die Neugeburt einer Einheit Deutschlands hervorgehen möchte; allein bei näherer Betrachtung ergibt es sich, daß gerade die Tüchtigkeit in diesem Kriege die Einheit noch schwieriger macht. Das Schutz- und Trutz-Bündniß erzielt sich so erfolgreich, daß man den Bayern und Württembergern noch weniger als bisher wird zumuthen können, ihre Souverainität aufzugeben und sich einer einheitlichen Regierung Deutschlands zu unterwerfen. Es würden diese Staaten in ihrem möglichen Anspruch es bei dem Schutz- und Trutz-Bündniß zu belassen, um so mehr gehärtet, je rühmlicher sich ihr Verhalten auf den gemeinsamen Schlachtfeldern erhielt.

Fehlt es aber an einer deutschen Einheit, so bleibt zur Einverleibung von Elsaß und Lothringen kein anderer Weg übrig, als entweder diese Länder zu einem neuen Staat zu machen, oder diese Länder einem bestehenden Staate zuzutheilen.

Beide Möglichkeiten sind jedoch mit Schwierigkeiten verknüpft, deren Lösung bisher noch Niemand ernstlich versucht zu haben scheint.

Zu dem bereits viel zu staatenreichen Deutschland noch einen neuen Staat zu bilden, ist an sich schon unrathsam, wenn selbst die Bevölkerung dieses neuen Staates ganz und gar Deutschland zugethan wäre. Wir haben nach Deutschlands Einheit zu streben und würden diesem Streben durch einen neuen deutschen Staat nur ein neues Hinderniß schaffen. Nun kommt noch dazu, daß Elsaß und Lothringen wohl einen Theil des ehemaligen deutschen Bodens bildet, aber durch den Frevel der letzten Jahrhunderte eine Bevölkerung hat, die theilweise Deutschland feindlich gesinnt ist. Man könnte diesem Lande wohl einen deutschen Fürsten geben, aber die Kunst, dem Lande eine deutsche Sympathie einzuflößen, würde dadurch schwerlich gefördert. Jede Regierung dieser Länder könnte nur Bestand haben, wenn sie sich den Sympathien der Bevölkerung anschließe. Daß diese Deutschland gehören, ist jedenfalls zweifelhaft. Elsaß und Lothringen als eigener Staat kann dem Namen nach für deutsch erklärt werden, es würde trotzdem nicht anderes sein als es jetzt ist, je gewaltsamer man es zu „Deutschland" machte.

Noch größer ist die Schwierigkeit, diese Länder irgend einem bestehenden deutschen Staate einzuverleiben.

Von den Nachbarn dieser Länder wäre sicherlich Baden derjenige, dessen Vergrößerung am unverfänglichsten wäre. Ein kleines Stück des Elsaß am Ufer des Rheins wäre wohl möglich an Baden übergehen zu lassen. Hier ist die deutsche Sympathie noch nicht ganz unterdrückt entschieden, die Nachbarschaft mit Baden hatte bisher auch keinen feindseligen Charakter. Aber ein so kleiner Staat wie Baden könnte nur ein kleinstes Stück neuen Landes mit günstigem Erfolge bei einer kluger Leitung behalten. Ein Land annectiren, das größer ist wie Baden, ist eine politische Chimäre, auf welche die badische Regierung gewiß nicht eingehen würde. Ein wohlgeordnetes, trefflich regiertes Ländchen würde mit solcher Annexion sein ganzes Wesen umkehren. Selbst in Zeiten des Absolutismus, wo man regiert, ohne nach der Stimme des Landes zu fragen, würde ein so kleiner Staat ein großes Gebiet nicht verdauen; in constitutionellen Zeiten, wo die Majorität des Landes entscheidenden Einfluß auf die Regierung des Landes hat, würde sich solche Annexion in ihr Gegentheil umkehren. Baden ginge in Elsaß und Lothringen auf, die Bevölkerung Badens würde majorisirt. Der Staat Baden würde da annectirt, anstatt Elsaß und Lothringen zu annectiren.

Soll Bayern mit dieser Annexion behaftet werden?

Die Badenser, welche gegen Baden sprechen, treffen, wenn auch in minderem, aber doch in sehr entschiedenem Grade bei Bayern zu. Wir glauben nicht, daß Bayern dieses Geschenk anzunehmen geneigt ist. Wäre dies aber auch der Fall, so würde die Vergrößerung Bayerns doch nur ein neues Hinderniß des Hauptzieles sei, das Deutschland in Frage haben muß. Die Einheit Deutschlands wäre da noch um ein großes Stück weiter hinausgeschoben. Wir würden den nominell Deutschland vergrößern, aber Deutschlands Organisation ein neues Hinderniß in den Weg legen.

Da bliebe denn wohl nichts anders übrig, als die Einverleibung der eroberten Länder in Preußen; das aber hieße nichts Anderes, als gerade diejenige Annexion vollziehen, der sich die neuen Länder am allerwenigsten fügen würden! — Es mag Politiker geben, die in jeder Vergrößerung Preußens auch eine Verstärkung Preußens erblicken; daß sie aber zu den denkenden Politikern gehören, möchten wir doch sehr bezweifeln. — Als bei Auflösung des deutschen Bundes im Jahre 1866 die Frage an die preußische Regierung herantrat, ob Luxemburg in den norddeutschen Bund aufgenommen werden soll, verneinte sie dieselbe, „weil es kein Glück für ein Staatswesen ist, ein fremdes Element gewaltsam mit in seine neugebildende Organisation hineinzuziehen." Wenn diese Bemerkung Bismarck's auf das kleine Luxemburg zutreffend war, das ein halbes Jahrhundert lang zum deutschen Bunde gehört hatte, ohne sich feindselig zu zeigen, so dürfte sie gewiß viel zutreffender sein in Bezug auf Elsaß und Lothringen, das für uns eine Art Polen oder Venetien werden würde. Preußens Aufgabe scheint uns die zu sein, Deutschland zur bundesstaatlichen Einheit zu gestalten. In der Lösung dieser seiner Aufgabe würde man es ihm verzeihen, daß es nicht blos Luxemburg aufgab, sondern auch ein großes Stück deutschen Gebiets im Osterreich aus Deutschland hinausgewiesen, dessen deutsche Gesinnung sicherlich jetzt nur mit voller Genugthuung wahrgenommen werden kann. Diesen Verlegenheiten Luxemburgs und dem Hinausweisen Deutsch-Osterreichs aus Deutschland, um eine mögliche Einheit des übrigen Deutschlands zu erzielen, dieser Politik gegenüber wäre es ein wunderbarer Widerspruch von Preußen am letzten Ende seiner lang gezogenen Grenze ein Land zu annectiren, „das jehmnat unbedingter ist als Luxemburg und zehnmal feindseliger als die Bevölkerung Deutsch-österreichs!" Solch eine Politik kann unmöglich als das Ziel eines Krieges hingestellt werden, der im wahren Sinne des Wortes, ein Krieg für die Einheit Deutschlands sein soll!

Denkende Politiker haben daher auch der schwebenden Frage eine richtigere Fassung zu geben versucht. Nicht die Vergrößerung Preußens, sondern Einheit Deutschlands und die Schwächung und Unschädlichmachung Frankreichs ist das wünschenswerthe Ziel". In dieser Fassung gewinnt die Frage auch für uns eine andere und annehmbarere Gestalt; und so wollen wir denn auch diese Möglichkeit mit der Ruhe in Betracht ziehen, die einer Nation ziemt, welche ihren Krieg mit unwiderstehlicher Leidenschaft zu führen, aber ihren Sieg mit Besonnenheit und Klarheit zu nützen versteht.

Der Sturz des Kaiserreichs.

Es ist nicht gewiß, daß mit der mörderischen Schlacht, die am 18. v. M. westlich von Metz geschlagen ward, die Widerstandskraft Frankreichs gebrochen ist; aber über jeden Zweifel erhaben ist, daß die Herrschaft Louis Napoleons mit dieser Niederlage aufsteht. Von allen Ereignissen, welche die Folge dieses Krieges sein können, ist dieses schmachvolle Ende der bonapartistischen Herrschaft das wichtigste, das erfreulichste und, sagen wir es, das für die Welt, die Zukunft des Rechtes und der Freiheit heilsamste. Mit dem gelungenen Dezemberstreiche ist ein Element in die europäischen Zustände eingedrungen, so giftig und verpestend, wie wenn eine böse Seuche einen ganzen Organismus ansteckt und langsam zerstört. In jenen Dezembertagen des Jahres 1851 feierten der Eidbruch, der Meuchelmord, die schamlosteste politische Heuchelei einen Sieg, der seinen verhängnißvolle Folgen wie in der feilen abgelaufenen Zeit allerorten üppigst in die Halme schießen sahen. Es bleibt eine ewige Schmach, mit unvergänglichen Lettern eingetragen in das Buch der Geschichte, daß alle europäischen Cabinette, ja alle Regierungen der gesittetsten Welt jene unerhörte, gegen ein ganzes Volk verübte Schandthat mit solcher Freude, mit solcher Demuth und Selbstentwürdigung gegenüber dem erfolgreichen Glücksritter begrüßten und über diese Rettung der Gesellschaft in der unwürdigsten Weise ihre Befriedigung an den Tag legten. Nun die Freude über diesen Triumph einer bestialischen Reaction in Frankreich hat für die Cabinette nicht lange gewährt. Sie sahen bald, daß sie sich mit ihrer thörichten Hingebung an die Gesellschaftsrettung in Frankreich eine Ruthe geflochten, die ihnen succeffive den Rü-

Digitized by Google

den zerfleischen sollte. Es braucht nicht daran erinnert zu werden, wie diese europäische Diplomatie sich in der kläglichen Weise durch die hinterlistigen Redensarten des Cäsars an der Seine gängeln und übertölpeln ließ; wie ihre unglaubliche Kurzsichtigkeit jede Heimruhe ging, welche die napoleonische Schwindelpolitik ihnen hinbietet; wie sie, anstatt die Solidarität zu erkennen, welche sie innerlich mit der unterdrückerischen fortschrittsfeindlichen Schurkenpolitik verbinden sollte, ein Cabinet der Reihe nach gegen das andere ausbeuten und mißbrauchen ließ, um wie es dieser fortgesetzten, auf die Erbärmlichkeit der Zeitgenossen speculirenden bonapartistischen Politik genug, nach einander alle Mächte, sei es auch in Schlachtfelde, sei es durch niedrige Ränke, zu demüthigen. Schon vor 15 Jahren warfen wir Tag für Tag die Frage auf, wie lange denn die Thorheit der Mächte sich von einem Spitzbuben werde narren lassen, welches lobiglich darin bestehen, daß Europa aufkommen mußte mit seinem Gelde, mit seinem Blute, mit seiner Ehre, mit seiner Ruhe und mit seinem Bestehe für den Bestand der in Frankreich durch einen gelungenen Handstreich wiederhergestellten napoleonischen Dynastie. Damals schon wurde es ausgesprochen mit aller Entschiedenheit, daß die neue Verbrecherregierung durch die allgemeine Verblendung die politische Hegemonie in Europa an sich gerissen, die Macht der Banditen zur Allgemeinsittigkeit erhoben wurde.

Wie sie in jenen verhängnißvollen Tagen oder das überwachte Frankreich hervorgingen, gleich einer Horde von Räubern, so mußte sie Europa behandeln, um in Frankreich gegenüber der öffentlichen Meinung Verzeihung für den Meuchelmord an Recht und Freiheit, Amnestie für die Wiederherstellung eines schauderhaften Willkürregimentes zu erlangen. Nur indem diese Rotte den gemeinsten Leidenschaften der französischen Gesellschaft in der unglaublichsten Weise fröhnte, indem sie zuerst den Börsenschwindel und das Industrieritterthum zu unerhörten Ehren brachte und unter dem Goldregen, den sie über Frankreich herniederspielen ließ, sich selbst die Mittel gab, von Rechtsgefühl und Gerechtigkeitsliebe erstickte, nur indem sie jene namenlose Heuchelei erfolgreich fortsetzen konnte, die darin bestand, im Namen der Freiheit den Despotismus Anderer zu bekämpfen, der weit weniger abscheulich als der in Frankreich triumphirende war; nur indem sie sich als Vertreter der Nationalitäten proclamirte, die entweder nicht unterdrückt waren oder zur Geltung zu gelangen niemals verdienten — nur aus dieser Kette von Lug und Schwindel vermochte sich jene Macht zu entwickeln, welche mit ihrem Riesenschatten fast ein Jahrzehnt lang Europa entzweite, ihm Sand in die Augen streute und dabei aus der allgemeinen Zerfahrenheit die Kraft und die Fähigkeit des Bestandes schöpfte. Wie der Upasbaum im üppigen Grün sastig sich entfaltet, während rings um ihn her alle Vegetation verdorrt und erstirbt, weil sein Gift jedes Leben in seiner Umgebung die Elemente des Lebens entzieht, so gedieh jenes napoleonische Kaiserreich nur, indem es rings um sich Alles corrumpirte und aus dem Marke der Knochen anderer Staaten und Völker die Nahrung seines Lebens sog.

Es ist daher ein weltbefreiendes, ein die Atmosphäre Europas gewitterartig reinigendes Ereigniß, daß diese Herrschaft nun zusammenbricht. Und wie sie damit begann, daß sie, die Grundsätze der Revolution verdrehend und einfeitig ausbeutend, sich Frankreich als eine Art von cäsarischer Demokratie meinen Stimmrecht wurzelnder Demokratie präsentirte, daß sie die feierlich geschworenen Eide brach und cynisch mit Füßen trat, daß sie mit Hülfe einer Bande von Abenteurern, welche nichts mehr zu verlieren hatten, und mit Hülfe einer kaufen gemachten und bestochenen Soldateska einen Tages über Frankreich herfiel und dasselbe politisch, moralisch und materiell ausplünderte — so wie sie begann, so erbärmlich und niederträchtig scheint sie auch zu enden.

Schwerlich wir über den frechen Ueberwurf, über die verblendete Thorheit, mit welcher dieser Krieg heraufbeschworen wurde; schweigen wir über die Unfähigkeit, welche Louis Napoleon als Feldherr, welche seine Generale als Führer bis zur Stunde an den Tag gelegt; wenn aber dieses Frankreich heute, nach einer Reihe von verlorenen Schlachten auf dem Punkte steht, in den Abgrund nationaler Demüthigung hinunterzugeschleudert zu werden, so darf es doch nicht verschwiegen werden, was denn die Ursache ist, daß dieses Land nun so tief zu fallen droht.

Und da genügt ein Blick auf die jüngsten Vorgänge, nicht auf den Schlachtfeldern des Elsaß und Lothringens, sondern in der französischen Hauptstadt selbst, auf die Haltung der Bevölkerung, auf die Rammern und Leiber auch auf die Haltung der haltlos gewordenen demokratischen Partei. Nach den Schlachten bei Wörth und Saarbrücken ging ein einstimmiger Ruf durch das ganze Land, sich zu ermannen und sich der Väter von 1792 würdig zu beweisen.

Da aber zeigte es sich, was es heißt, wenn ein napoleonisches Regiment 30 Jahre lang jede individuelle, jede communale und jede politische Initiative im Keim planmäßig ertödtet hat. Der Ruf: „Das Vaterland ist in Gefahr!“ fand nur mehr ein schwaches Echo. Das Volk, welches man alles politischen Rechtes entkleidet hatte, blieb apathisch. Wie eine Maschine rollirte der Gesetzgebende Körper die Maßregelungen, die Bewaffnung der Nationalgarde, die Einberufung aller möglichen Reservetruppen, die Bildung von Freicorps — was nicht commandirt gezwungen wurde, sich zu Roß und Fuß stellen, das sag es von, das Vaterland Vaterland sein zu lassen.

Die letzten Wochen sind fast zu Wochen der Irrthümer geworden und Wochen vergangen. Man hatte glauben sollen, in diesen Frankreich würden Armeen aus dem Boden herauswachsen, und siehe da, Niemand der nicht muß, rührt sich, und nicht seine halbe Million Streiter ist es, die das vor Kurzem mit stolzen Geschützen und Equipagen ausgestattete, mit gedenbeine „napoleonische Kaiserreich“ bis zu dieser Stunde auf die Beine brachte.

Dies ist ein Symptom von einer Verblendung ohnegleichen. Man kann mehr sagen, es ist wunderlich und klein die am 2. Dec. vor 19 Jahren gestiftete Gesellschaft, welche damals Frankreich knechtschaft und Europa beschwindelt, die um ihre Existenz ringt, die Nation selber schaut verblüfft diesem Ringen zu, und erbärmlich verzagt, nicht einmal stark genug, mit einem kräftigen Ruck die ganze kaiserliche Wirthschaft über den Haufen zu werfen, hält sie sich ein kläglich beiseite.*) Wenn sie sich erhebt, sie wüste mit Knütteln und Senfen gegen die Invasion aufstehen, denn so vortrefflich haben die Dezemberbehörden für die Armirung des Landes gesorgt, daß in diesen entscheidenden Augenblicke nicht genug Gewehre in den Zeughäusern vorhanden sind, um die zusgeruene Menge zu bewaffnen.. Und wie würden los benimmt sich die Sippe, die bisher auf und um den prunkenden Kaiserthron sich bewegte! Es ist in der That ein Anblick, welcher weniger Erbarmen als Schscheu erregt.

Der Kaiser, welcher mit pompösen Proklamationen ins Feld zächte, als wäre er geraüstet, die ganze Welt niederzuwerfen; der Kaiser, der seinen Knaben mit in die Schlacht nahm, um ihn bei Zeiten an Kanonendonner, Leichengeruch und Gewimmer von Verwundeten zu gewöhnen, der sich den Ruhm der Blume der auserwehlen Menschheit wenigstens noch zu sichern, er legt nach den ersten militärischen Unglücksfällen, den Murren seiner Soldaten nachgebend, das Oberkommando in andere Hände nieder und hält sich in Metz versteckt in der Präfektur; er wagt es nicht mehr, vor der Front seiner Truppen zu erscheinen.

Nichtsbestoweniger entsendet er eulogene Bulletins nach Paris, und in dem Augenblick, wo sein Stern erbleicht, drückt er noch nach echter Korsenart der unbeugsamen Hauptstadt das Knie des Belagerungszustandes auf die Brust. Er, der von Metz nach Berdan sich schleichen mußte und von dort weiterschlich nach Rheims; er, der das Wohl des Landes über das seiner Dynastie setzen sollte, sagt lieber 50,000 Mann zurück zur Niederwerfung von Paris, als daß er sich entschließt, die Hauptstadt zur letzter Verfügung etwa den treulos gewordenen Sieg wieder an die Fahne Frankreichs zu fesseln. Und die jenigen, die er aus dem Nichts hervorzog, seine Verwandten und Generale, die er bereichert und in jeder Weise vorgezogen, sie werden ihm in der Stunde der Noth schaumgeschlagen den Rücken — ein schlagender Beweis, daß sein Eigensinn und seine sittliche Verwahrlosung selbst in dem nächstliebenden Kreise keine Regung ehrlicher menschlicher Empfindungen aufkommen ließ.

Er selber ist seinen Onkel in Fontainebleau nach und wahrend seine Generale, die Bazaine und Palikao, es nicht einmal für der Mühe werth halten, sich gleich den Marschällen Napoleon's I. wieder ihren Herrn und Meister zu empören, sondern ihn einfach ignoriren, als ob er nicht vorhanden wäre, schreit er in fieberhafter Erregung unaufhörlich über Verrath. Als ob der Verräther am Kaiserreiche ein Anderer wäre und sein könnte, als der Kaiser selbst!“ (Rhn. Ztg.)

*) Der obige Artikel war bereits vor der Erpedung Napoleons geschrieben.

Französische Thronfolger.

Unter dieser Ueberschrift veröffentlicht vor einem Jahre Dr. A. Cissen in Göttingen einen Aufsatz, der ihm jetzigen Augenblicke, wo auch die innere Krisis schon länger in lebhafte Gährung übergegangen, französischen Zustände mit sehr Gewalt ihrem Entscheidungspunkte zu, und Umsturz wird kommen, ein noch größerer Interesse zu. Wir reproduciren ihn, als zur rechten Erscheinung. Die Schrift kündigt sich an als eine retrospective Betrachtung zum fünfzehnten Gedenktage Napoleons des I. Der Geschichtsschreiber unter Schutzherrn Verfolge vornehmlich die Absicht, die Unsittlichkeit gegen die Denkung, als wolle er seine Zahlenstatistik zur Grundlage einer Prophezeihung machen.

Allerdings gewinnen jetzt, wo die Posaunen des Gerichts mit Macht und Bein durchschütternder Gewalt durch die Todtenmarsch der napoleonischen Dynastie so wahrhaft schmettern und wo Prophezeien keine Kunst mehr ist, diese trockenen Zahlen ein dämonisch unheimliches Gewicht und Ansehen. Aber wir geben es gern zu, daß das prospitische Element oder richtiger das Vorspukhafte seiner Darstellung für die Zukunft sehr viel weniger in den Jahren als in der schlagenden Charakteristik der französischen Nationalität und der französischen Herrscher liegt, zumal bereit, an welche verblendete Geschlechter den Namen der Großen vergeudet haben. Wir einnehmen dem Schriftsteller seine Empfehlung es nicht weiter dar, daß folgende Notizen:

Seit dem Jahre 1643 hat niemals ein Herrscher Frankreichs seine Krone auf seinen Sohn direkt vererbt und noch 100 Jahre weiter mußten alle zurückgehen, um auf einen Dauphin zu gelangen, der in vollgiltigem Alter. Einem Dauphin in der Regierung folgte.

Als der ritterliche Franz I. an jener ekelhaften Krankheit gestorben, die nach ihm und seinem Volke den Namen führt, folgte noch zunächst vollständig sein älterer Sohn Heinrich II. Dieser fiel als Doun Caiprot von Turnier und sein Dauphin, ein an Geist und Leib unmündiger und welker Knabe, starb am 5. Dez. 1560. Im folgte sein 10jähriger Bruder Carl IX., der Held der Bartholomäusnacht; diesem sein jüngerer Bruder, der durch seine brutalität Stiefmutterlichkeit selbst den Franzosen unerträgliche Heinrich III.

Nachdem derselbe durch den Dolch des Dominicaners Clement gefallen, ging nach heftigen Kämpfen die Krone an einen entfernten Vetter, Heinrich von Bourbon, den Schirmherrn von Navarra, über, der sich durch Uebertritt zum katholischen den protestantischen Glauben erkaufte. Er selbst, Heinrich IV., an dem die Franzosen Vieles, aber nichts so sehr bewundern, als den Gedanken, daß er jedem Bauer all Sonntage ein Huhn im Suppentopfe wünschte, ward durch den Fanatismus seines Jahrhunderts Mörder. Ihm folgte sein 9jähriger Sohn Ludwig XIII., auch später als Mann nichts mehr als ein geistes-, herz- und willenloses Werkzeug der energischen Cardinals Richelieu, dessen Bemühungen es ohne Zweifel zuzuschreiben, daß Ludwig noch 22jähriger kinderloser Ehe von seiner Gemahlin Anna von Oesterreich endlich ein Thronerbe geschenkt wurde.

Fünf Jahre nur genoß der König noch die Mutterfreude und nach seinem am 14. Mai 1643 erfolgten Tode erhielt sein 5jähriges Söhnlein den Königsthron der Merowinger, der letzte Sohn, der seinem Vater unmittelbar gefolgt ist, sein anderer, als der Ludwig XIV., injoweit mit mit Unrecht als echter Repräsentant des französischen Volksgeistes angesehnt, und wie er die Fehler, Tugenden und Laster der vergangenen wie der zukünftigen Dynasten, der Bourbonen wie der Napoleoniden, auf das glänzendste in seiner Person vereinigte.

Er sah in seiner 72jährigen Regierung Sohn, Enkel und ältesten Urenkel vor sich hinsterben, und war bei seinem Tode Urgroßvater eines 5jährigen Kindes, das ihm 1715 den Thron bestieg. Dieser „Vielgeliebte“, wie sein dankbares Volk ihn nannte, der „Vielverliebte“ wäre ein richtigerer, doch immer noch zu schöner Name für den schamlosen Wollüstling gewesen, hatte zwar auch einen legitimen Sohn, starb aber vor ihm an der Fettsucht hard, so daß er das Reich einem Enkel, dem zwanzigjährigen Ludwig XIV. hinterließ, dem unglücklichen Sühnopfer für die Thorheiten, Laster und Verbrechen seines Vorfahren. Auf seinen Nacken rastete das Beil der Guillotine am 21. Januar 1793 hinab.

Nun folgt die Schreckenszeit der Revolution, deren Erbschaft der Sohn des 18. Brumaires antrat. Als Napoleon I. am 22. Juni 1815 zum zweitenmale Miene zur Abdankung unterzeichnete, war sein Schicksal, der König von Rom, 4 Jahre alt. War der legitime Erbe des enthaupteten Ludwig in Schmutz, Elend und Dunkelheit verkommen und verschollen, so endete der Herzog von Reichstadt als Lebensmüder Jüngling von 17 Jahren in kaum würdigerer Weise.

Von den Königinnen der Restauration, den Brü-

Digitized by Google

Feuilleton.

Geschichte eines Rekruten von 1813.

Von Erckmann-Chatrian.

(Fortsetzung.)

Fast gleichzeitig erschien der General Soubam, ein 6 Fuß hoher Mann mit grauem Haar, in der Citadelle und hielt Besichtigung über uns ab. Er sagte uns mit so lauter Stimme, daß es Jeder hören konnte: „Soldaten, Ihr werdet einen Theil der Vorhut des 3. Armeecorps bilden; erinnert Euch, daß Ihr Franzosen seid! Es lebe der Kaiser!“ Alle riefen: „Es lebe der Kaiser!“ Dies brachte eine ungeheure Wirkung in den Echo's des Platzes hervor. Der General entfernte sich in Begleitung des Oberst Zapfel wieder.

Noch denselben Abend wurden wir durch Hessen abgelöst und verließen Erfurt mit dem 10. Husaren-Regiment und einem Regiment baierischer Jäger. — Gegen 6 oder 7 Uhr Morgens waren wir vor der Stadt Weimar und sahen bei Sonnenaufgang Gärten, Kirchen, Häuser und rechts ein schönes altes Schloß.

Man ließ uns hier Munitionskarten, während die Husaren auf Recognoszirung in die Stadt gingen. Als wir gegen 9 Uhr die Suppe kochten, hörten wir auf einmal in der Ferne Schüsse fallen; unsere Husaren waren in den Straßen auf Preußische Jäger gestoßen und wechselten Pistolenschüsse mit ihnen.“ Es war aber Nichts entschieden, daß wir so zu sagen Nichts von dem Kampfe sahen. Nach einer Stunde kehrten die Husaren wieder zurück; sie hatten 2 ihrer Leute verloren. Dies war der Anfang des Feldzuges.

Wir blieben 5 Tage dort, während welcher Zeit das ganze dritte Armeecorps herankam. Da wir die Vorhut bildeten, so brachen wir in der Richtung von Stulze und Werthau auf. Hier sahen wir zum ersten Male den Feind, und zwar Kosaken, die sich immer auf Schußweite vor uns zurückzogen. Je näher wir die bleie Leute zurückzogen, desto mehr Muth faßten wir.

Was mich langweilte, war, Jedebe stets mißlaunisch sagen zu hören: „Werden denn die Kerle niemals stehen? werden sie nicht?“ — Ich dachte: Sie können wir Besseres wünschen, als daß sie davon gehen? Wir werden sehen, ohne etwas Uebeles zu erleben.“

Aber endlich machten sie an der anderen Seite eines ziemlich breiten und tiefen Flusses Halt, und wir sahen sie Brücken eine halbe Stunde zu verwüsten, um uns niederzumachen, wenn wir unglücklicherweise den Fluß zu passiren hatten. Es war der 29. April und es fing schon an dunkel zu werden, die Sonne war prächtig untergegangen. An der anderen Seite des Flusses bemerkte ich eine endlose Reihe von Lichtern, und den ganzen Abendhimmel sah man auf derselben die Cavalleriemassen wimmeln mit ihren flammenblauen Pelzen. Dahinter sah man einen Wald von Lanzen. Sergeant Pinto erkannte sie für Russische Jäger zu Pferde und Kosaken, den Fluß in der Nähe zu passiren, wo wir waren, sahe als möglich an den Fluß, um die Reiter zu beschießen, die sich zurückzogen und bald am rothen Abendhimmel ganz verschwanden.

Wir blankzirten in der Nähe des Flusses und stellten Schildwachen aus. Zur linken Hand hatten wir die Brücken, die wir bewachen sollten, und Detachement um zu sehen, ob man nicht gegen Tagesanbruch Fleisch haben könnte, denn seit der Ankunft des Kaisers war Befehl gegeben, Alles gut zu bezahlen.

Gegen Tagesanbruch schlief ich erst ein und Klipfel mußte mich heftig schütteln, um mich aufzuwecken. In allen Richtungen schlug man zum Appell; die Brücken über den Fluß waren schon fertig, mit sollten über die Saale gehen. Es thaute stark und Jeder beeilte sich, sein Gewehr zu putzen, seinen Mantel zu rollen und ihn auf den Tornister zu schnüren. Es machte vier Uhr sein. Alles war grau von dem Nebel, der vom Flusse aufstieg. Schon marschirten zwei Bataillone über die Brücken, die Soldaten in langen Reihen, die Offiziere und die Fahne in der Mitte. Dies verschwand in dumpfes Gebäude. Jetzt folgte das Geschütz und die Munitionswagen.

Der Hauptmann Flarentin hatte uns soeben frisches Pulver ausschütten lassen als der General Saubam, General Chemineau, der Oberst Zapfel und unser Kommandant ankamen. Das Bataillon setzte sich in Marsch. Ich beobachtete immer, ob die Russen nicht in gestrecktem Galopp ankommen würden, aber nichts rührte sich. Gegen 5 Uhr war die ganze Division über den Fluß. Die Sonne zerstreute den Nebel, wir sahen auf 1/4 Stunden zu unserer Rechten eine alte Stadt mit hohen Spitzdächern, einem kugelförmigen, mit Schiefer gedeckten Thurme, auf dem ein Kreuz war, und darüber hinaus ein Schloß. Es war Weißenfels. Zwischen der Stadt und uns war ein tiefer Terraineinschnitt. Marschall Ney, der soeben ankam, wollte vor Allem wissen, was sich darin befand. 2 Compagnien vom 27. Regiment mußten sich in Tirailleurs auflösen und vorangehen, die Garres folgten in gewöhnlichem Schritt mit ihren Offizieren, Sappeuren und Tambouren in der Mitte, die Kanonen in den Zwischenräumen, die Munitionswagen ganz hinten. Alles wiltraute dieser Vertiefung und das um so mehr, als wir den Abend vorher Cavalleriemassen gesehen hatten, die unmöglich die ganze große Ebene konnten verlassen haben.

(Fortsetzung folgt.)

Humoreske von Cäsar Parous.

(11. Fortsetzung.)

In diesem Augenblick wollte es sein Unstern, daß hinter seinem Rücken ein seingekleideter Spaziergänger vorüberschritt und grüßte: „Guten Abend, Herr Bergrath!“

„Guten Abend!“ erwiderte dieser mechanisch, ohne sich umzudrehen. Der junge Mann aber, mit dem er's zu thun hatte, nahm den Moment wahr, sich den Fremden nach und nach bei leise: „Landsmann Sie sind helfen Sie mir, Verbrieftreter! Wie heißt der Herr, mit dem ich spreche?“

„Das wissen Sie nicht?“

„Ich bin ihm unlängst vorgestellt worden“, erfand der Jünger, „habe aber seinen Namen vergessen und getraue mich nun in der peinlichsten Verlegenheit.“

„Ach, das begreift sich. Es ist der Bergrath Witte.“

„Sehr verbunden!“ Die Beiden grüßten einander und der Belehrte kam zu Witte zurück, der in den Bart brummte: „Wie unangenehm!“ und laut hinzusetzte: „Wie heißt der Herr doch gleich?“

Der junge Mann zuckte die Achseln: „Wenn Sie es nicht wissen, ich noch weniger.“

„Da Sie ihn angeredet, müssen Sie ihn doch kennen?“ zwang Witte seinen Zweifel aus. Der Andere griff wieder zur Lüge:

„Ich habe ihn unlängst vorgestellt worden, aber sein Name ist mir entfallen. Ich fragte ihn nur nach einem unserer gemeinschaftlichen Bekannten.“

„So, so!“ meinte Witte zufriedengestellt. „Was ich Ihnen nun sagen wollte, mein wertheter Herr Doctor —“

„Verzeihung, daß ich Sie unterbreche, mein Herr Bergrath! Es wäre mir interessant, zu hören, durch wen sie meinen Titel erfahren.“

Witte schmunzelte listig: „Durch die Dame im Photographengang, die Sie zu Ihrem Glück heut nicht hier treffen werden.“

Der Doctor trat einen Schritt zurück: „Zu meinem Glück?“

„Ja, junger Mann! Sie wären bei einem Haar das Opfer einer gefährlichen Sirene geworden. Aber hier, wo Jedes jedoch unschädlich gemacht. Sie ist bereits in Haft.“

Der Doctor fuhr mit der Hand nach dem Kopf. Wäre ein Blitz neben ihm niedergefahren, er hätte nicht betroffener stehen können. „Sie sehen mich in das höchste Erstaunen!“ stitterte es endlich tonlos von seinen Lippen.

„Sehr erklärlich!“ pflichtete der Bergrath bei, „ich an Ihrer Stelle würde nicht minder perplex sein.“

„Doch sagen Sie, woher haben Sie das?“ begehrte der aus den Wolken Gefallene zu wissen.

Witte suchte durch ein diplomatisches Lächeln den Effekt seiner Antwort zu verstärken: „Ich darf nicht aus der Schule schwatzen. Nur so viel will ich Ihnen mittheilen, daß Ihre Unterredung mit der rothen Hose mehr Ohren- und Augenzeugen gehabt, als Sie sich ahnen.“

„Unbegreiflich!“ rief der Doctor, dem fast die Kniee schlotterten.

Der Bergrath fuhr fort: „Sie sollten heut vollständig in die Schlinge gelockt und ausgebeutet werden. Doch unsere Polizei ist meisterhaft!“ schloß er mit pfiffigem Blinzeln.

Der junge Mann starrte zur Erde. Nach einigen Sekunden hob er den Kopf: „Steht die Sache so, dann will ich der Polizei morgen selbst noch eine Aufschlüsse geben, die vielleicht von Wichtigkeit sein können.“

Witte legte ihm wohlwollend die Hand auf die Schulter: „Das möcht ich widerrathen, lieber Doctor! Sie brachten dadurch möglicher Weise Ihren Namen mit dem jener Person zusammen in die Oeffentlichkeit; denn ohne Zweifel wird die Gerichtsei

tung in Kurzem die Geschichte der heillosen Betrügereien publicirten."

Der Doctor ergriff Witte's Hand: „Sie haben Recht, Herr Bergrath, und verpflichten mich immer mehr zu Dank!"

„Bischeidt", warf dieser auf, „erhalten Sie auch vom Chef der Polizei eine Vorladung, man kann nicht wissen."

(Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

† Die Gemahlin des nach immer in Bayern in der Verbannung lebenden österreichischen Exprinzen Heinrich, Franz Seraphin Hoffmann, ist, wie aus verlässlicher Quelle gemeldet wird, von dem König von Bayern zur Gräfin v. Waldeck erhoben worden.

† Mainz, 8. Sept. (Von der 40jährigen Gutenberg'schen Bibel), welche von den Franzosen entwendet und nach Paris gebracht wurde und uns durch den Friedensschluß wieder zugewendet werden dürfte, erfahren wir Folgendes: „Von der 42zeiligen Bibel befanden sich Exemplare in nur wenigen Bibliotheken (in Gestalt von 6 auf Pergament und 9 auf Papier befanden.) Das Schönste besitzt die kaiserliche Bibliothek in Paris, die sogenannte Benedictinerbibel auf Pergament, von dem bekannten Maugerad dem Benedictinerkloster zu Mainz entführt, und ein zweites auf Papier. Auf dem letzten Blatte eines jeden Theiles dieses Exemplars befindet sich eine doppelte Aufschrift, von der Hand des Heinrich Cremer, auch Albech genannt, eines Vikars des Kollegiat-Stifts zu St Stephan in Mainz, welche beweist, daß er sich schon 1456 dieses Exemplar verschafft, die Anfangsbuchstaben hineingemalt, die Rubriken übergeschrieben und es in zwei Bände eingebunden habe, oder daß es in Auftrag der Gesellschaft oder eines andern Eigenthümers dieses Exemplares geschehen, indem die Stiftsvikarien in Mainz sich mit solchen Arbeiten abzugeben pflegten. Beide Aufschriften sind mit rother Dinte geschrieben, nur das letzte Wort der ersten — Meintz — ist blau. Es ist der gewöhnliche Schrift des 15. Jahrhunderts, die nämliche, womit alle Rubriken dieses Exemplars geschrieben sind."

† (Historisches.) Das größte Heer, welches je durch Capitulation an den Feind übergeben wurde, war das Oesterreichische (26,000 Mann stark) unter dem öfter. General Mack, am 17. Oktober 1805, durch die Uebergabe von Ulm. Wie sonderbar, jetzt, muß ebenfalls ein General Mac (Mahon) mit einem Heer von 80,000 Mann sich den siegreichen Deutschen übergeben. Am 3. Dezember 1805 bestieg der Corse Napoleon III. nach Verrath den französischen Thron und am 2. September 1870 brach der morsche französische Dynastie durch glänzenden Erfolg der deutschen Waffen in sich zusammen. Louis Napoleon Bonaparte III. ist — Gefangener der Deutschen.

Sedan, eine alte französische Festung an der Maas wird in der Kriegsgeschichte der deutschen Waffen ein leuchtender Stern sein. Deutsches Vaterland, du nahmst herrliche Revanche für die Schmach, die dir einst der Mordbrenner Türenne zugefügt. Marschall Türenne wurde am 11. September 1611 in Sedan geboren und hat seinen Namen durch die grausame Verwüstung der Pfalz verdunkelt. So sächt sich Deutschland.

* Die „New Yorker Tribüne bringt folgende Anzeige: „Verloren, gestohlen oder verlegt ein französischer Prinz, 14 Jahre alt, feinherigen Temperaments, trägt rothe Hosen und ein Kugel in der Tasche. Man sah ihn zuletzt, als er von einer Feuertaufe heimging. Man vermuthet in Paris, daß er in Metz ist; man glaubt in Metz, er sei in Paris; und an andern Orten denkt man, er halte sich in London auf. Jede Nachricht über ihn wird mit der größten Gleichgültigkeit entgegenkommen werden von dem „Gesetzgebenden Körper."

* (Louis Bonaparte und sein Gesundheitsschein Nevada-Staaten.) Es ist bekannt, daß Bonaparte, seit er Kaiser gewesen, in demselben Neu-York, in welchem er sich früher einmal als Bummler aufhielt, werthvolles Grundeigenthum kaufte. Auch in Baltimore soll er vor 5 Jahren schon solches gekauft haben.

Für die Truppen im Felde sind weiter eingegangen:

Von der Gemeinde Rusbach durch Hrn. Lehrer Lehmann und Hrn. Gemeinderath Braun gesammelt.

Johann Braun IV.	fl. — 4. 5.	Heinrich Schwarz	fl. — 82½
" Lehmann, Lehrer	" 3. 30.	Ludwig Kirsch	" — 35.
" Haab II.	" 2. 12.	Peter Stibbi	" — 35.
Gustav Schaab	" — 30.	Ph. Brenk	" — 6.
Johann Klein I.	" 1. 10.	Adam Hipfelind	" — 35.
" II.	" — 35.	Karl Sab	" — 17½
Peter Haab II.	" 3. —	Philippine John	" — 18.
Jakob Schwab	" 35. —	Jakob Mörkel	" — 17½
Karl Kirsch	" — 17½	Karl Schultheiß	" — 24.
Heinrich Trumm	" — 24.	Jakob Günther	" — 17½
Fr. Braun I.	" 3. 30.	Karl Mülrich	" — 52½
Michael Schäfer	" 4. 12.	Adam Breibof	" 1. 45.
Karl Schappert	" 1. 45.	Peter Rauch	" — 58.
Fr. Schappert I.	" 2. 20.	Johann Hauptführer	" 1. 10.
Ph. Wiebe	" 1. 10.	Jakob Breibof	" — 11.
Peter Braun I.	" — 35.	Heinrich Gauer	" 1. 10.
Peter Karl Mwe.	" 3. 30.	Jakob Schwarz	" 1. 29½
Michael Hinsbacher	" — 17½	Andreas Meh	" 1. 45.
Heinrich Kraus	" — 36.	Jakob Haspel	" — 6.
Jakob Stark	" 1. —	Johann Georg Karch	" 1. 10.
Peter Schneider	" 1. 29½	Schappert	" 4. 30.
Joseph Mildnauer	" 3. 30.	Karl Gauer	" 1. 24.
Johann Paul Mwe.	" 1. 45.	Fr. Braun	" — 35.
Karl Braun I.	" 3. 30.	Johann Langwasser	" — 35.
Heinrich Reich	" — 8.	Karl Braun II.	" — 52½
Fr. Karch	" — 27.	Peter Trob III.	" — 35.
Karl Klein	" 3. 30.	Philipp Schwarz	" — 24.
Peter Schäfer II.	" 1. 45.	Karl Reichert Mwe.	" — 52½
Jakob	" — 1.	Peter Merg I.	" — 35.
Jakob Gauer II.	" 1. 3.	Fr. Braun II.	" 2. —
Karl Scherer	" — 35½	Peter Trob IV.	" 1. 45.
Peter Gauer	" 1. 45.	Johann Stark	" — 35.
Jakob I.	" 1. 45.	Heinrich Trob III.	" — 6.
Daniel Leypla	" 1. 45.	Philipp Fischer	" — 17½
Adam Schappert	" 3. 30.	Jakob Süß	" — 35.
Jakob Karch	" — 35.	Peter Schenk	" — 35.
Peter Schwarz	" — 35.	Johann Braun III.	" — 17½
Fr. Gauer	" — 35.	Johann Trob	" — 24.
Fr. Laub	" — 35.	Katharine Rieser	" — 8.
Johann Rieser	" — 41.	Heinrich Schaaf	" — 8.
Fr. Braun V.	" 1. —	Fr. Immesberger	" 1. 10.
Jakob Braun I.	" 3. 30.	Johann Georg Reiser	" — 35.
Peter Klein II.	" — 35.	Jakob Zöll	" — 35.
Fr. Schwarz III.	" — 35.	Fr. Braun IV.	" 1. 10.
Chr. Zimmer	" — 54½	Michael Gauer	" — 30.
Peter Immesberger	" — 29½	Daniel Trumm	" — 17½
" Schappert	" 3. 30.	Heinrich Trob II.	" 1. 12.
Johann Schneider	" 1. 41½	Jakob Hinsbacher	" — 12.
Fr. Wilkisch	" 1. 45.	Johann Immesberger	" — 35½
Ludwig Gauer	" — 17.	" Johann	" — 17½
Johann Brenk	" — 17½	Karl Schwarz	" — 17½
Johann Bickel	" — 35.	Ludwig Klein	" — 52½
Philipp Reich	" — 35.	Elisabethe John	" — 18.
Heinrich Sutter	" — 35.		fl. 122. 26.

was dankend bescheinigt

Das Comite.

Großes Lager

in **Unterhosen, Unterjacken und wollenen Hemden,** sowie alle in dieses Fach einschlagenden Artikel zu auffallend billigem Preise bei **Js. Hanf.**

Ein Mädchen,

welches längere Zeit im Weißnähen gehen der Schaft war, wünscht bei einer Kleidermacherin das **Kleidermachen** zu erlernen. — Wer? sagt die Exped. d. Bl. [15.2]

Chlorkalk,

zum Desinfiziren der Ställe, stets zu haben [13.5p] bei **Emil Remy** in Sinsheim.

Amerikanischen Fleisch-Extract

in allen Packungen bei [186.9] **Carl Hohle.**

Für Schuhmacher:

Amerikanische Holzpflöcke in allen Sorten, per Pfd. 10 fr., stets vorräthig bei [13.6p] **Emil Remy** in Sinsheim.

Nach NEW-YORK.

Directe Postdampfschifffahrt der Cunard-Linie via

Liverpool,

Abfahrten jeden Dienstag und Samstag.

Näheres bei dem alleinigen General-Agenten [p11*]

F. J. Bothof in Aschaffenburg,

und dessen Special-Agent:

Herr **Philipp Schmidt** in Kaiserslautern.

Wollene Hemden, Jacken, Unterhosen,

in großer Auswahl bei [16*/2]

R. Vendig.

Tüchtige Anstreicher

können noch dauernde Beschäftigung erhalten bei

Jean Heußer,

17½ Tüncher und Maler.

Wohnungsveränderung.

Unterzeichneter bringt hierdurch zur Kenntniß, daß er seine Wohnung bei der Eisenbahn wegen Ehrenbeleidigung verlassen hat und jetzt bei Hrn. Krämer, Schmied, in der Mainzerstraße wohnt, und bitte meine verehrlichen Kunden und Gönner um gefälligen Zuspruch.

Alois Rosenberger,

Gebild-, Tuch- und Zeugmacher.

Kaiserslautern, den 10. September 1870.

Für die Truppen im Felde sind weiter eingegangen.

14) Herr Rentmeister Hilger, hier: 4 Stück Leibbinden, 1 Bleibett.

15) Herr Rector Rohr hier: Baar fl. 9. 30 kr. Mr. Godenamer, Semdach: fl. 2. 20 kr.

16) Herr Gerichtsvollzieher Fix hier: 2 Flaschen feine Bigneure.

17) Herr Daniel Fronk hier: 12 Paar Unterhosen, 12 Paar wollene Socken.

17) Herr Th. Simbgen hier: 7 Paar wollene Socken, 9 Stück Leibbinden, 2 Stück Unterröcken, 1 Fäß Cigarren.

18) Herr Louis Mondel hier: 2 Stück Leibbinden, 2 Paar Strümpfe, 2 Paar Unterhosen, 1 Kistchen Cigarren.

19) Frau Eg. Gruhus Wwe. hier: 6 Stück Unterjacken.

20) Frau Juncker hier: 6 Stück Leibbinden.

21) Herr Louis Böcking, Kaufmann hier: 1 Mille Cigarren.

22) Herr Conr. Klein, Bäcker hier: 12 Leibe Brod.

23) Herr Bruor Rut hier: 2 Flaschen Zwetschenbranntwein.

24) Herr Carl Heußer hier: 3 Paar Unterbeinkleider, 3 Paar Strümpfe.

25) Ungenannt hier: 3 Paar Strümpfe, 2 Paar Unterhosen, 1 Stück Wollhemd.

26) Ungenannt, hier: 2 Paar Unterhosen.

27) Herr Jänisch, Bierbrauer hier: 200 Liter Bier.

28) Herr J. W. Jacob hier: 12 Stück Leibbinden, 1 Kistchen Cigarren, Baar fl. 5. 15 kr.

29) Gemeinde Jettenbach, durch Herrn Pfarrer Heß: 65 Paar wollene Strümpfe, 2 Paar Unterhosen, 1 Stück Jacke, Baar fl. 2. 38 kr.

30) Von den Damen im Chormanns'schen Saale, 84 Leibbinden: 2 Paar Stück Leibbinden, 12 Stück wollene Jacken, 90 Paar Socken.

31) Herr Eduard Karsch hier: 12 Paar Socken.

32) Frau Birnbaum jr. hier: 12 Paar Socken, 1 Paar Unterhosen, 1 Stück Leibbinden.

33) Frau Schwarz, geborne Karcher hier: 12 Stück Leibbinden.

Herr Director Oeffler hier: Baar fl. 7.

Herr D. Ritter in Gemdach: Baar fl. 15.

34) Gemeinde Alsenborn, durch Herrn Pfarrer Wiesler: 21 Stück Leibbinden.

35) Ungenannt hier: 8 Stück Leibbinden.

36) Herr Wilh. Gelbert, Sattlermeister hier: 11 Stück Leibbinden.

37) Frau Albert Mayringer hier: 6 Stück Leibbinden.

38) Herr Jacob Hofter in Zieglirchen: 7 Stück wollene Jacken, 7 Paar Unterhosen, 4 Paar Strümpfe, 15 Flaschen Rothwein.

39) Central-Hülfscomite in Obermoschel: 18 Paar Unterhosen, 24 Paar Socken, 6 Stück wollene Jacken, 100 Stück Leibbinden, 3 Fäßchen Cigarren.

40) Herr Julius aus Eisenbahnermohr Hochheim: 2 Stück Leibbinden, 1 Paar Unterhosen, 1 Paar Socken, 1 Stück Unterjacke.

41 Krug Zwetschenbranntwein.

41) Ungenannt hier: 3 Fäß auf dem Eisenbahnerwerk Hochheim: 19 Stück Leibbinden, 14 Stück Leibbinden, 1 Krug Zwetschenbranntwein, 1 Paar Stiefel, 1 Paar Cigarren.

42) Herr Jos. Gelbert hier: 4 Flaschen Zwetschenbranntwein.

43) Fräulein Rotenut in Otterberg: 6 Paar wollene Socken.

44) Ungenannt hier: 3 Paar wollene Socken, 3 Stück Leibbinden.

Worüber dankend bescheinigt.

Das Comité.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: Carl Buchel. Druck und Verlag von Ph. Kobe in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Pfälzer Demokrat

und

Sonntags-Blatt.

Organ der deutschen Volkspartei in der Pfalz.

Wöchentliche Gratis-Beilage zur „Pfälzischen Volkszeitung."

Für Nichtabonnenten der „Pfälz. Volkszeitung" vierteljährlich 18 kr.

Nro. 38. Kaiserslautern, 18. September 1870.

§ Ein Wort zu Krieg und Frieden.

Unter diesem Titel bringt die bayerische Lehrerzeitung nachstehende Ansprache „An die bayerische Lehrerschaft", welche von ihren drei Redacteuren unterzeichnet ist.

Dieselbe lautet:

Schwere Zeiten sind über unser Gesammtvaterland gekommen; auch unser engeres Heimatstand wird seinen Theil daran mitzutragen haben. Doppelt schwer und drückend werden solche Tage der Noth und Theuerung auf dem deutschen Lehrerstande lasten, der in vielen Gegenden mit circa 350 fl. Besoldung, im Norden wie im Süden, kaum in wohlfeilen, ruhigen Zeiten des Lebens Nahrung und Nothdurft erschwingen kann.

Der Krieg, den ein aller Feind unseres Volkes heraufbeschworen hat, vernichtet die Hoffnung Tausender von Lehrer, pecuniär so gestellt zu werden, daß sie mit dem Taglöhner im Dorf und mit dem Fabrik-Arbeiter in der Stadt nicht mehr auf gleicher Stufe stehen. Indeß in Bayern den Beamten aller Categorien die Fortbezahlung ihrer Theuerungszulagen trotz der Landescalamität gesichert ist, ist dem Lehrerstande ohne sein Verschulden abermals die Hoffnung, aus den drückendsten und schwersten Nahrungssorgen herauszukommen, genommen worden. Wieder einmal hat derselbe vom Rednerstuhle aus in's ferne Land gesehen, ist aber, wie Moses, nicht hineingekommen. Da auf allen Landtagen die Schul- und Lehrerfrage im letzten Gliede steht, so müssen alle unglücklichen Conjuncturen gerade die von uns vertretene Sache, und uns selbst als Person treffen. Es geht uns, wie Absalon zu den Männern gesagt hat, denen er das Herz von seinem Vater Davids abwendig machen wollte: „Du hast keinen Verhörer beim Könige!" Es möchte das zu hart klingen, und doch ist es nicht anders. Während z. B. die Gesetzlichkeit durch das Oberconsistorium und den Episcopat seine Forderungen bei Aufstellung des Budgets stellt und erfahrungsgemäß genehmigt erhält, vernehmen wir: man werde der Aufforderung der Lehrer nicht nur nicht entgegentreten, sondern dieselbe gerne hören und warte nur auf die Initiative durch die Kammer. Diese aber ist zum Theil nicht begeistert für die betrübtliche Erhöhung des Budgets-Etats, auch weiß sich's um die im Einzelnen nicht beträchtliche Aufbesserung von öffentlichen Dienern handelt, deren Zahl nach der Sachlage in die Tausende geht; zum Theil wird nicht die Aufgabe des Lehrers als solche, als Culturarbeit, die in's tiefe Herz und Leben greift verlangt, nach ihrer Schwierigkeit und Tragweite gewürdigt, sondern darnach, wie viel sind — für uns die Lehrer als politische Agitatoren werth. Darum stehen wir heute noch da, wohin wir am 10. Nov. 1861 gestellt worden sind. Ja, bayerische Lehrer, Amts-Brüder und Freunde, das ist sehr traurig. Wir kennen aus eigener Erfahrung Eure Lage; es ist die zum heutigen Tage auch die unsrige.

Dennoch und trotz alledem soll in der Noth des Vaterlandes Alles schweigen, was Bestimmung heißt. Ein Strom des treuesten Muthes muß sich bei einem Nationalkriege durch die Herzen des ganzen Volkes ergießen. Der Lehrer darf nicht still, sinnen oder daneben stehen, wenn es heißt: „Das Volk steht auf. Der Sturm bricht los!" Jetzt gilt es, sich als rechten Sohn des Vaterlandes, würdig unserer Väter, zu beweisen; jetzt ist die Zeit, zu zeigen, daß wir besser sind als unser Geschick; daß man uns mit Unrecht stets hintenan stellt, wenn Absolut Staat von dem reichen Tische seines Hauses die Gaben an seine Diener austheilt!

Lehrer Bayerns! Jetzt soll ein Theil der Saat, die wir in Hoffnung gesät, sich aufsprangen zeigen. Die moralische Hebung unseres Heeres, die Anstelligkeit und Verwendbarkeit des Einzelnen durch geistige Gewecktheit, der Opfermuth des gesammten Volks muß bei aller Deicheidenheit unsererseits doch wenigstens zu einem kleinen Theile auf Rechnung unserer Thätigkeit in den einzelnen Gemeinden, aus denen sich das Ganze aufbaut, gesetzt werden. Soll sich der Lehrer, wenn er ein echter Sohn seiner Zeit sein und den Namen eines Volkserhörers verdienen will, ganz und gar, mit Rath und That zur Verfügung seiner Gemeinde stehen. Hier gilt's aufzuklären, tont zu beruhigen, hier zu begeistern, dort im finsteren schleichenden Landesverräther entgegenzutreten, und wenn je der Feind in's Land kommt, bei den zuständigen Commando's dafür zu wirken, daß den Gemeindevorstehern eine muthliche Behandlung vor den Ausschreitungen schlimmer Elemente möglichst gesichert werde.

Nur durch solche Bethätigung unsererseits werden wir bereinst das goldene Friedensfest der deutschen Nation, das zugleich ihre Auferstehung aus langer Ohnmacht und Schmache, ihre Einigung und Blüthe auf eine lange Zukunft hinaus, zu bedeuten haben wird, fröhlich und gleichberechtigt mit den festen Männern des Vaterlandes mitfeiern können. Es löst sich ja jetzt schon bei uns, unter einem hochherzigen König, barnach an, als ob der Knappe, den Friedrich Barbarossa vor den Kyffhäuser geschickt, die Entwort zurück gebracht habe: „Es fliegen zwar keine Raben mehr um des Berges Gipfel!" Gerade aber, weil wir wissen, daß sie noch da sind und sich blos in die Schlage des großen Laubwaldes deutscher Nation auf vereinzelt stehende Fichten oder in ihre einsamen Aerher zurückgezogen haben, wollen wir uns erst recht der „Macht am Rhein" anschließen.

Haben wir als national gesinnter Lehrerstand, treu dem König, gehorsam dem Gesetze, mit unserm Volke die Feuerprobe bestanden; dann kann es uns möglich sein, die erste Friedensthat unserer Volksvertreter sein, die Erklärung in's Land gehen zu lassen: Für's Erste müssen die Lehrer unseres Volkes weiter darben lernen!

In diesem Falle freilich, ihr bayerischen Lehrer, wäre die Zeit gekommen, wo auch euch der Faden der Gebuld endlich zugehen würde und müßte, und wo an Euch von uns die Pflicht herantrate, unser Volk — den vorgeblich wohlfeilen?! Schulbrüdern und Schulschwestern zu überantworten, weil es dann vom Tage läge, daß man nur uns nicht gerecht werden wolle.

Erz. J. Brand. K. Heiß. Fr. W. Pfeiffer.

Wohin mit dem Krieg!

Hans Wachenhuzen, der in der „K. Z." das Gegretel bei Gravelotte schildert, schließt einen seiner Berichte mit nachstehenden Reflexionen: „Wann wird der Krieg aufhören, diese scheußlichste Rothwendigkeit, die von allen Völkern verabscheut und doch von allen gebilligt wird, die von allen Staatsmännern verdammt und doch von keinem gemieden wird! Nicht die Moral, die uns in der Schule vom Katheder, in der Kirche von der Kanzel gepredigt wird, schafft diese Schlächterei von Tausenden ab; diese überlebt sich selbst, macht sich selbst unmöglich, denn sie ist zu einem Ungeheuer angewachsen, für dessen Hunger man keine Nahrung mehr aufzutreiben wissen wird. Schon jetzt sind unsere Waffen in einer Weise vervollkommnet, die an Vernichtungskraft kaum noch etwas zu wünschen übrig läßt und dennoch nach diesem Kriege ohne Zweifel nachmals um ein Bedeutendes vertheffert wird. Schon jetzt fressen unsere Granaten, Shrapnels, Mitrailleusen und Zündnadelgewehre so viel Menschenfleisch, daß es kaum noch die Kräfte der größten Nationen erlauben, einen Krieg länger als 4 Wochen zu führen, ohne sich gegenseitig kampfunfähig zu machen. Was soll werden, wenn abermals Verbesserungen geschehen, und bei unserer Munitionsfähigkeit der Krieg noch um mindestens ein Drittel mehr Fleisch kostet als er jetzt schon verzehrt? Der Muth unserer Soldaten ist über jedes Lob erhaben. Mit haben sie die ungangreifbarsten Stellungen den Feinden mit der kaltesten Todesverachtung entrissen gesehen, und in den ersten Tagen nannten sie das ein hartes Stückchen Arbeit.

Allmälig aber, da sie von Tag zu Tag ähnliche Unmöglichkeiten übernehmen müssen, bilder sich bei ihnen die Ueberzeugung heraus, daß jedes Gefecht ein fast sicherer Tod ist, durch den nur der Sieg erkauft werden kann. Schon bei den Offizieren heißt es, wenn sich zwei Freunde begegnen: „Wie, du lebst noch?" — Und die Hälfte von ihnen, zu, mehr noch, bleibt bei jedem dieser Sturmgefechte auf der Wahlstatt. Die Mannschaft nennt das auch kein Gemehrfeuer mehr, sie erklärt es für einen Erdeinsenken, den man ihr ins Gesicht werfe und aus dem mit heiler Haut herauszukommen, ein ganz besonders günstiger Zufall sei. Die Insanterie geht zum Sturme und wird dabei von Chassepot- und Mitrailleusenfeuer überwasten, die namentlich bei diesen Terrainverhältnissen immer in den Kopf und in die Hände einschlagen. Die Cavallerie macht eine Attaque auf den Feind und wird von einem Kugelhagel empfangen, dem eine Mann kann entgehen könnte, selbst wenige Reiter und Pferd. Die reitenden Batterien stehen so weit von einander, daßsichsen sich auf so weite Distanzen, daß sie ihre eigenen Leute kaum mehr zu erkennen vermögen und dieselben rücklings mit Mitrailleuse beschützen, während sie vorn von den Salven der Gegner empfangen werden. Und wenn nun aus einem solchen Kampfe die Regimenter als Bataillone, die Bataillone als Compagnien wieder herauskommen, wie lange kann da noch ein Krieg währen, bis er die ganze Nation berührt hat? Wie bei Saarbrücken und bei Metz habe ich auch gestern unsere Braven die Höhen von Malmaison erklettern sehen. Sie stürmten und stürmten wieder, immer empfangen von einem Hagel, vor dem sich das Auge wie vor einer Sandhose schließt. Dieser Hagel zerstreut sie oft gegen ihren Willen, vereitelt die Anstrengungen ihres besten Führers. Und wenn diese Verderben selbst ihren Muth nicht abspannt, wenn es sie immer gleich tapfer und unternehmend erhält, welch ein Sammeln nach dem Kampfe, wenn die Compagnien zusammengeschrumpft, die besten Kameraden gefallen sind! Erst gestern war ich Zeuge einer Attacke, welche die 4. Ulanen unterhalb Malmaison

Digitized by Google

machten. Die Cavalerie ist eine schöne und sehr kostspielige Waffe; aber schickt eine Schwadron hinein, sie wird von dem Erbfeindgesindel, vielleicht von Mittailleusenfeuer empfangen, auseinandergesprengt, und wenn das Glück gut ist, sammelt sie sich wieder ohne allzugroße Verluste. Unsere Kavallerie und gestern auch unsere Husaren haben dieselben Erfahrungen gemacht. Und mit welchem Jubel empfing die sich wieder sammelnde Ulanenschwadron gestern Abend den Kameraden, der ihr unversehrt die Standarte auf den Augkriegen zurückbrachte! Der Krieg wird unmöglich, er ist es eigentlich schon, aber der einmal begonnene muß nun schon zu Ende und zu einem guten Ende geführt werden. Die Unsern stürmen eine Position nach der andern, schlagen den Feind einmal nach dem andern; aber sieh die Verlustliste an, wie sie in den Kampf hineingehen und wie sie trotz allem Siegen wieder aus demselben herauskommen und dann sagt mir, welche Nation, wie unerschöpflich sie sein möge, noch im Stande wäre, auf Krieg und Sieg zu gehen, ohne sich selbst zu decimiren!

Wie berechnen wir unsere Kriegskosten?

Bleiben wir bis zum Ende des Krieges siegreich wie bisher, so ist der volle Ersatz der Kriegskosten an Deutschland außer Frage. Von Wichtigkeit ist es, schon jetzt wenigstens die Hauptpunkte anzudeuten und eine passende Berechnungsweise der Kriegskosten vorzubereiten.

In aller Zeit hatten die Dynasten für die Kriegführung eine doppelte Buchung der Einnahmen: Sie ließen sich nämlich die Kriegssteuern von ihren Unterthanen und die Kriegsentschädigung von dem unterliegenden Theile entrichten. Heut kommt es darauf an: daß das Volk für seine großen Verluste durch den unterliegenden Feind voll entschädigt werde.

Allerdings müssen wir davon ausgehen, daß selbst die reichlichste Entschädigung niemals allen Schaden zu ersetzen vermag, den uns der Krieg verursachte. Unersetzliche Güter sind in dem Leben unserer Brüder vernichtet; die Schmerzensgelder an unsere Verwundeten wären nicht zu berechnen, und unmöglich ist es, allen Einzelnen wieder zurückzuerstatten, was sie durch Arbeitslosigkeit und Störungen des Geschäftsbetriebes einbüßten.

Weil es unmöglich ist, den indirecten Schaden einzeln zu taxiren, muß man darauf so mehr ein Ihrl der Kriegsentschädigungsgelder als Kapital zur Hebung der Volksbildung und Volkswohlfahrt von vornherein bestimmt werden.

Im Uebrigen fest sich unsere Forderung an die französische Nation aus folgenden Hauptposten zusammen:

1) Tilgung sämmtlicher deutscher Kriegsanleihen, soweit sie bereits emittirt sind. Die wirkliche Veranlagung der Summen ist dagegen von unserer Seite nicht nachzuweisen. Der nicht verausgabte Theil der Kriegsanleihen ist gleichfalls zu erstatten auf Grund jener allgemeinen materiellen ökonomischen Schädigungen, die während der Kriegszeit die Steuerkräfte des Staates lähmen und noch für längere Zeit in unserem Volkswohlstand fühlbar bleiben müssen. Auch versteht sich von selbst, daß die Schädigungen und verbrauchten Kriegsmaterialien auch den noch nicht verausgabten Kriegsanleihen erspart sein müssen, ehe sich ein Ueberschuß ergeben kann.

2) Entschädigung der hinterbliebenen Familien gebliebener Krieger und sämmtlicher invalide gewordener deutschen Soldaten. Wir dürfen nicht weiter, wie 1866, die Versorgung der Invaliden von der Privatwohlthätigkeit ergänzen lassen, sondern müssen darauf bestehen, daß dieser Posten auf das Conto des unterliegenden Theiles falle. Am sichersten geschieht dies durch Zahlung eines Kapitals von französischer Seite, welches vermöchlt in Rentenverschreibungen an die Hinterbliebenen und Invaliden auszugeben und von den deutschen Staaten für die durchschnittliche Lebensdauer der Berechtigten berechnet wird.

3) Ersatz für die auf der See weggenommenen Prisen und den durch die Wegeahme entstandenen Schaden.

4) Ersatz für die während des Krieges begangenen Zuwiderhandlungen gegen das Völkerrecht. Dahin gehört: 1. die Beschießung offener von uns gar nicht vertheidigter Städte (Saarbrücken, Kehl), 2. die Ausweisung deutscher Staatsangehörigen aus Frankreich durch die Regierung.

5) Die Entrichtung von Strafgeldern für die im Kriege von französischen Staatsangehörigen verübten Verbrechen, z. B. Brandstiftung und Plünderung deutscher Staatsunterthanen auf französischem Gebiete oder die nachweisbar von französischen Truppen gegen verwundete Krieger begangenen Mordthaten. Solche Fälle dürfen mit dem allgemeinen Schadenersatz nicht vermischt werden. Daß solche Gräuel, als große Verbrechen, zu einer besonderen Genugthuung, zu einem höheren Ersatz verpflichten, muß selbstverständlich werden. Die französische Regierung muß die Verantwortlichkeit tragen, obgleich sie nicht, wie unter 4., den Auftrag dazu gegeben. Ihre Verschuldung liegt in ihrem Verhalten gegenüber den planmäßig aufgereizten Lügen ihrer Preßorgane.

6) Die Kriegscommunallasten (ausnahmsweise Einquartierung, Unterhaltung der hinterbliebenen Frauen eingezogener Landwehrmänner und Reservisten, Pferdegestellung).

Auch diese Communallasten sind nach einem gewissen Durchschnitt leicht zu berechnen und vom Feinde zu ersetzen. Ob nun die Leistungen der Einzelnen in jedem Falle zurückvergütet werden sollen, kommt nicht in Betracht. Jedenfalls müssen die Summen wiedervergütet und zu gemeinnützigen Zwecken durch „Staat und Kommune" verwendet werden.

Bei dieser Gelegenheit sei daran erinnert, daß auch in irgend einer Form die Königsberger, den Befreiungskampfe gegen Napoleon, den Onkel, entstammende Kriegsschuld aus demselben Gerechtigkeitsgefühl genommen von Deutschland übernommen werden sollte, welches gegenwärtig sich gegen die Rheinpfalz und die deutschen Grenzdistrikte in so schöner Weise bethätigt hat.

Auf eine Ausrechnung der nach obiger Aufstellung erforderlichen Summen ist gegenwärtig um so mehr zu verzichten, als der Krieg noch im Gange befindlich und eine Uebersicht nicht möglich ist. Vor mit einer einmischungsfüchtige Diplomatie durch die Höhe unserer Rechnungen nicht überrascht werde, scheint es aber ganz angemessen, wenigstens die Rechnungsposten festzustellen, die wir zur Kenntniß bringen müssen.

Eine Schlußbemerkung: Die Zahlung der Kriegsentschädigung in Gold setzt uns in Stand, die deutsche Münzwährungsfrage zu lösen.

Berlin, 31. Aug. 1870.

Dr. F. v. Holtzendorff,
Professor der Rechte.

Bedenken gegen einen neutralen Staat.

Aus der Berliner Volkszeitung.

Der Plan, Frankreich zu schwächen, ihm die Möglichkeit zu nehmen, noch ferner Deutschland zu überfallen, ist nicht gleichbedeutend mit dem Plane, Elsaß und Lothringen zwar von Frankreich losgelöst und zu einem selbstständigen Staat erhoben werden; allein es soll ein neutraler Staat sein, der eine Scheidewand zwischen Deutschland und Frankreich bildet, wie dies mit Belgien der Fall ist. Die Herstellung eines solchen Staates wäre die Schwächung Frankreichs, indem es dasselbe verkleinert, und wenn auch nicht eine Vergrößerung Deutschlands, so doch eine Sicherstellung gegen den bösen Nachbarn.

Die Vermirklichung eines solchen Planes finden wir wohl ideell in hohem Grade wünschenswerth, allein der Staatsmann ist sicherlich in der Welt und nicht geboren, der praktisch dergleichen für durchführbar hält.

Zunächst müssen wir uns Folgendes klar machen: Ein neutraler Staat kann nur durch Uebereinkunft der europäischen Mächte und keineswegs in einem Friedensschluß zwischen Frankreich und Deutschland allein gebildet werden.

Ein neutraler Staat ist ein solcher, dessen Gebiet gesichert werden soll vor dem kriegerischen Eingriff einer jeden anderen Macht! Diese Sicherheit würde in unserem Falle durch einen Friedensvertrag zwischen Deutschland und Frankreich gar nicht gegeben. Mit dem Moment, wo wiederum ein Krieg zwischen Frankreich und Deutschland ausbricht, hört natürlich der Friedensvertrag auf. Die Neutralität hat also gerade nur so lange gedauert, als sie nicht nöthig war und erreicht ihr Ende, wo sie wirksam sein soll. Der Zwischenstaat bildet eine Scheidewand im Frieden, die von selber zusammenfällt, wenn der Krieg anfängt.

Die Neutralität des Staates kann nur begründet werden durch die Garantie aller Mächte Europas. Diese europäischen Mächte müssen darüber wachen, daß die Scheidewand von den Kriegführenden von keinem derselben umgeführt wird. Solch eine Garantie allein bewirkt es, daß die Schweiz und Belgien gesichert sind von beiden Seiten. Wäre Belgien gegenwärtig durch nichts weiter gesichert, als durch den Vertrag zwischen Preußen und Frankreich, so wäre jetzt nicht blos der Vertrag dahin, sondern das gegen Krieg garantirte Gebiet wäre gerade der Schauplatz des Krieges sein.

Hieraus folgt denn von selber, daß wenn man wirklich aus Elsaß und Lothringen einen neutralen Staat bilden wollte, der Friede keineswegs von uns in Paris diktirt werden kann. Wir könnten, wenn es einthun wäre, ohne jede Einmischung einer europäischen Macht Elsaß und Lothringen behalten. Diese Möglichkeit bietet uns Kriegsrecht und Siegesrecht. Allein einen neutralen Staat daraus machen, das ist eine Unmöglichkeit, selbst wenn Frankreich damit einverstanden wäre. Zur Bildung eines solchen Staates ist ganz unbedingt die Garantie solcher Mächte nöthig, die an dem Streit über dieses Gebiet nicht betheiligt sind.

Bei näherer Betrachtung aber ergibt es sich, daß der ganze Plan ein Ideal ist, zu dessen Verwirklichung die Welt erst gelangen wird, wenn die Kriege überhaupt unmöglich und also neutrale Staaten unnöthig sein werden.

Dem Plan liegt der wohlmeinende Gedanke zu Grunde, daß Frankreich von einem Kranz neutraler Staaten eingeschlossen werden müsse, die ihm die Einmischung in Deutschland ganz und gar unmöglich machen. Belgien und die Schweiz bilden bereits von 2 Seiten solch einen neutralen Kordon. Würden Elsaß und Lothringen zu einem gleichen neutralen Staat vereinigt, so würde dieser die Abschließung vervollständigen und Deutschland würde dann völlig geborgen sein vor „Frankreichs" Kriegsangriffen.

So schön nun aber auch dieser Gedanke ideell ist, so wenig ausführbar ist er unter den realen Zuständen.

Ein derartiger neutrale Kordon, der Frankreich abschlösse gegenüber Deutschland, derselbe würde dann auch Deutschland abschließen von Frankreich. Nun aber können Fälle vorkommen, wo das dringendste nationale Interesse uns gebietet, einen Krieg gegen Frankreich zu führen. Frankreich könnte zur See unsere Handelsschiffe kapern, es könnte alle Handelsverträge verletzen, es könnte unsere Grenzlanden ermorden. Was thäten wir da? Es bliebe da nichts übrig, als unsere Armee auf Lustballons nach Frankreich zu befördern, um es für völkerrechtliche Umthaten zu züchtigen, wenn wir den Kordon nicht benauch durchbrechen und den europäischen Mächten das Unrecht anheimstellen wollen, ob wir das Recht dazu haben!

Selbstverständlich ist auch das Umgekehrte möglich. Auch Frankreich könnte durch völkerrechtliche Beleidigungen, die ihm ein deutscher Staat zufügt, den tiefsten Grund zu Klagen haben, allein es wohl bliebe es eingeschlossen durch den Kordon. Wenn es nicht per Luftballon über denselben hinüberkommen kann, müßte es auch seinerseits die europäischen Mächte, welche die Neutralität des Kordongebietes garantirt haben, zum Schiedsrichter anrufen.

Der Plan, einen solchen Kordon zu bilden, wurzelt demnach in einer anderen Voraussetzung von weit höherer Natur. In der That ist es das Ideal wahrer Friedenszeiten, solch einen europäischen Gerichtshof zu bilden, der über alle internationalen Streit entscheidet. Ohne einen solchen Gerichtshof wäre solch eine Schutzmauer von neutralen Staaten, die zwei Großmächte von einander unübersteigbar trennen, zugleich eine Schutzmauer, hinter welcher jeder Uebelthäter völkerrechtliche Umthaten begehen kann. Wenn Reiner von Beiden zum Anderen kommt, um einen Krieg zu führen, so hat auch Keiner von Beiden einen Krieg zu fürchten. Denk' man sich aber solch einen europäischen Gerichtshof eingesetzt, dann wird wieder die Schutzmauer unnöthig. Denn unbefugte Einmischungen Dritter in den Streit, der nach der Krieg zwischen zwei ungetrennten Nachbarstaaten unmöglich.

Hiernach wird man wohl zugeben, daß, wenn Elsaß und Lothringen von Frankreich abgetrissen und zu einem besonderen Staat gestaltet werden sollen, so kann dies ein neutraler Staat nicht sein, dessen Existenz und die Brücke nach Frankreich gar abschneiden würde, wenn wir die Neutralität achten sollen. Frankreich, hinter seiner Schutzmauer geborgen, brauchte wirklich uns nun nicht einmal zu behelligen, sondern könnte ruhig zur Eroberung von Spanien, durch eine Invasion in Italien uns schon nöthigen zu einer Kriegserklärung, der wir wegen der Schutzmauer keine Folge geben könnten, wenn uns die garantirenden Mächte nicht die Erlaubniß ertheilen, den Kordon zu durchbrechen. Erinnern wir uns doch nur der Thatsachen, die erst so kurz vor dem jetzigen Kriege gespielt haben und die zum Theil der Anlaß zu demselben geworden sind? Da war zuerst die Gotthardbahn ein Gegenstand der tiefen Bestimmung, dann kam die Einmischung Frankreichs in die spanische Thronkandidatur und den freien Entschluß des spanischen Volkes, der den Krieg bis zum vollen Ausbruch führte. Auf welchem Wege, müssen wir fragen, wäre uns denn

Frankreich erreichbar, wenn der Kordon schon bestände, den wir nun machen sollen? — Oder meint man, es solle der Kordon nur von Frankreich und nicht auch von uns respektirt werden? Nun, so spreche man nur nicht mehr von einem „neutralen" Staat!

Frankreich muß geschwächt, Elsaß und Lothringen können zu einem selbstständigen Staat gemacht werden, — aber ein „neutraler" Staat kann es nicht sein!

Ein Pariser Boudoir.

Paris, 13. Sept. Der „Revoil" trägt an seiner Spitze seit einigen Tagen folgende offenbar apokryphe Worte: welche Wilhelm I. zu seinen Gefangenen, dem Kaiser Napoleon gesprochen haben soll: „Ich will Sie keineswegs entthronen. Unsere gemeinsamen Feinde sind die Republikaner. Die französische Republik wird besiegt werden. Meine Soldaten werden Paris nehmen, ich werde Sie selbst wieder auf den Thron setzen, der durch eine Gebietsabtretung und Uebertragung von 2 Provinzen ausfprechenden Vertrag zur Ohnmacht verurtheilt sein wird." Dieselbe Note — wir wiederholen es — sind apokryph und waren ihrem Sinne nach gewiß unwahr. Ob sie es heute noch sind, müssen unsere Leser aus den Auslassungen der preußischen offiziösen Blätter ermessen. In dem Lichte einer nur allzumöglich gewordenen Restauration der Napoleoniden gewinnt ein kleiner Artikel des „Napper" erhöhte Bedeutung, den wir daher in seiner vollen Ausdehnung unseren Lesern vorlegen wollen.

„Es gibt eine Seite des Kaiserreichs, schreibt Locroy, die sich vollständig in einem kleinen, kaum einem Meter breiten Boudoir malt, welches man eben im Hotel de Ville entdeckt hat. Zwischen dem Cabinet Haußmanns und dem Saale des Gemeinderathes wurde, ob der Senator-Seinepräfekt ihn vorlassen werde, befindet sich ein kleines düsteres Vorzimmer, auf das 2 niedrige Thüren einmünden. Die eine zur Rechten führt zu einer Geheimtreppe, die andere links zu dem traglichen Boudoir. Alles in demselben ist Geheimniß. Ein finsterer Teppich thut dem Fuße wohl und dämpft den Schall des Tritts. Cretonnetapeten bedecken die Wände mit orientalischen Blumen in persischem Geschmack und suchen jedes Geräusch, jeden Klang der Stimme zu ersticken. Das enge Fenster läßt dürftiges Licht ein, welches ins Vertrauen gezogen werden kann. Bei Nacht verursacht vom Plafond hereinter eine Lampe durch ihren Reich von mattgeschliffenem Glas mit Blumenornamenten das Halbdunkel einer Stubenlampe. Die Möbel sind ebenfalls von einer Einfachheit, welche mit bemalchen Stoffe wie die Mauern bekleidet in gastlicher Breite und an der einen Seite mit einem weiten Kopfpfühl versehen, nimmt die Hälfte des kleinen Gemaches ein. Ihm gegenüber reflectirt ein ungeheurer bis zum Boden reichender Spiegel den Diwan in einer Entfernung von 50 Centimetern und erlaubt den Bewohnern dieses reizenden Refchens sich die ganze Zeit über an ihrem eigenen Anblicke zu erfreuen. Ein Vorhang verdeckt ein mittelmäßiges Cabinet in dem sich ein mit Wasserbecken versehener Toilettentisch befindet, der unten in einem Nachttisch mit 2 Abtheilungen übergeht. Beim Oeffnen der einen Schublade kann ich eine Haarnadel, welche ich als historische Merkwürdigkeit bewahre. Ein dicker Dunst von Moschus und Poudre de Riz ist in dem Gemache so eigen geworden, daß man beim Eintreten in das Empire sich sofort in dasselbe versetzt glaubt. Wer erzählt die galante Chronik dieses perfektorialen Boudoirs? Wird der Spiegel verrathen was er reflektirt? Gatten und Brüder die bestochen wurden, vergebene Stellen, widerruene Absetzungen, alles das gibt der Atmosphäre einen erinnerungsreichen Duft. Nichts vergeht, selbst nicht der Gedanke an die Bestseller, welche gähnend und den Plafond betrachtend in der Zwischenzeit in dem benachbarten Saale warten. Denn ungeachtet des Anschens sind wir nicht bei Chalsted, und dies geheime Cabinet, auf dem die Memoiren lasten, das Gerücht der Emeute erschreckt von dannen flohen, ist gezeichnet: Der Senator, Seinepräfekt, Mitglied des Geheimen Rathes." Wenn die sehr verständlichen Andeutungen den „Rezzg." und der „Redp. A. Ztg." richtig sind, ist das Blut unserer Bilder in ach Schlachten, heiß und mörderisch wie sie die Weltgeschichte worden kaum kannte, zum Theil in vollen Strömen vergießt worden, um den gefloheren Besitzer dieses Schaubgemaches wieder in den Besitz seiner liederlichen und verbrecherischen Herrlichkeit zu setzen! Namenloses, unsagbares, entsetzliches Elend ist über tausend und tausend deutsche Familien gekommen, nur um die verrottete Lotterwirthschaft des Bas-Empires, welche der 4. Sept. mit einem Schlage weggefegt, wieder an seine Stelle zu setzen! Fürwahr! eine wüthige Aufgabe wäre dies für das moralloste Volk der Deutschen die sein Debet im Buche der Geschichte furchtbar belasten würde." (F. J.)

Die französische Republik.

Wir haben bis jetzt noch kein Blatt gelesen, welches über die Republik in Frankreich nicht etwas auszusetzen gehabt hätte. Von denjenigen, welche sich als prinzipielle Gegner der Republik geberden, wollen wir gar nicht sprechen. Aber auch die Uebrigen rufen ihr entweder ein „Zu spät" oder „Zu früh" zu. Wollen wir das „Zu spät" etwas näher untersuchen. Jedermann wird und zugeben müssen, daß die Herstellung der Republik vor Beginn des Krieges, als Napoleon noch in seiner vollen Macht stand, nun bari sage, unmöglich gewesen wäre. Ohne blutigen Kampf hätte man nicht daran denken dürfen, den Cäsar zu stürzen, wenn aber dieser Kampf ausschlug es erschien, was die französische Linke sicher am besten zu beurtheilen wußte, so kann es ihr Niemand verdenken, daß sie auf bessere Zeiten wartete.

„Zu früh" sagen die Andern. Sie meinen damit, die Pariser hätten ruhig zusehen um Napoleon nach dem Friedensschlusse wieder zurückkehren lassen sollen, um ihn erst dann zu stürzen. Etwas Raffinirteres können wir uns nicht denken. Wenn Napoleon wieder zur Macht gekommen wäre, so hätte sein Sturz nach dem Kriege wieder dieselben Schwierigkeiten geboten wie vor demselben.

„Wenn man aber denn doch jetzt zur Republik griff, so hätte man also gleich auch Frieden schließen sollen." — Zum Friedenschließen gehören aber bekanntlich zwei. Wie nun, wenn Preußen mit der provisorischen Regierung nichts zu thun haben will, oder wenn man Metz und fest darauf besteht, erst in Paris Frieden zu machen? Man sieht, daß es unter solchen Umständen mit dem Friedensschlusse seine Haken hat.

Wir können es also billigen, daß der günstige Augenblick zur Republik benützt wurde. Jedenfalls sind die Chancen für Begründung und Aufrechterhaltung der Republik weitaus günstiger als sie früher waren oder später gewesen wären. Damit wollen wir nicht gesagt haben daß die Republik ein für allemal gesichert sei, im Gegentheil, wir wiederholen unsere Besorgnisse über ihre Dauer, aber ist viel Heft seit, daß diejenigen nicht zu ihrer Befestigung beitragen, welche an ihr herumnäkeln und bald dieses bald jenes auszusetzen haben, wahrscheinlich, daß von den Republikanern nicht für „unbedingt" gehalten zu werden.

Unserer Meinung nach hätte die deutsche Presse jetzt eine ganz andere Aufgabe. Sie sollte sich erinnern, daß der Krieg bloß als gegen den jetzt unrechtmäßig gewordenen Napoleon angesehen wurde, sie sollte an die früher so viel vernommenen Worte von Völkerverbrüderung u. dgl. denken, sie sollte dem Sieger Großmuth empfehlen und außerstem machen, daß ein billiger Friedensschluß die Republik und die Freiheit in Frankreich befestige und dadurch sowie durch Herstellung der Volksfreiheit im eigenen Lande der Friede am besten gesichert würde.*) Von alledem aber geschieht nichts oder wenig und so kann man wohl gelitten machen, daß die Presse ein großer Theil Schuld trifft, wenn sogar den Napoleoniden der Muthwig auf den Thron nach Deutschland ganz verspert ist. Wir mögen uns irren, aber das ist unsere innigste Ueberzeugung. (Südd. Post.)

*) Man hätte sich das Mindest zum sofortigen Frieden bereitwilligst gleich mit können gehen lassen.

**) Sie dürfte auch dann einsehen, daß das „republikanische" Frankreich mit Deutschland nie Krieg angefangen hat, sondern jederzeit nur das monarchische.

Anm. der Red. des „N. Demokrat."

Feuilleton.

VI.

Humoreske von Cäsar Flaxon.

(12. Fortsetzung.)

„In dem Fall," erklärte der junge Mann bestimmt, „werde ich gern ein Gesellschaft entlarven helfen, das ohne Zweifel schon viel Elend gestiftet hat. Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie tief ich die Wohlthat fühle, die Sie mir durch Ihre Enthüllung erwiesen; denn aufrichtig gestanden: die Schlange hat mich mit ihrer bezaubernden Stimme und Gestesgewandtheit dergestalt für sich eingenommen, daß sie bis zu dieser Stunde mein einziger Gedanke war. Ich hätte mein Herz und Leben für sie hingegeben!"

„Sie mögen in Zukunft vorsichtiger sein", ermahnte nun der edle Gönner; „doch es wird finster, ich muß nach Hause."

„Jetzt bitte ich, Sie begleiten zu dürfen!" sagte der Doctor.

„Ei, ei", entgegnete der Bergrath und hob den Finger, „Sie haben mich vor Ihnen gewarnt, Herr Doctor."

„O, vergessen Sie das!" fiel dieser fast heftig ein. „Es war eine Aufsicht, um einen aufdringend unbequemen Gesellschafter zu entfernen. Unredliges dränge ich mich Ihnen nicht auf. Nur Eins gestatten Sie mir bei unserm Scheiden!"

„Und was ist's?"

„Da Sie wissen, wer ich bin, bedürfen Sie meiner Karte nicht. Kann ich Ihnen irgend einmal einen Dienst leisten, so stehe ich mit Freuden zur Verfügung."

„Ich kann sich wohl finden," versetzte Mitte, mit Anhöft die Hoffnung durchschimmern lassend; „die Menschen wissen nie, wo sie einander brauchen können. Ich empfehle mich Ihnen höflichst, mein Herr Doctor!"

„Ihre Hand, würdiger Herr!" bat dieser aus aufrichtigem Dankgefühl, „ich bleibe Ihr Schuldner."

Betrüger und Betrogener schüttelten sich die Rechte, daß es eine Lust war; dann bog der Bergrath links ab; der Doctor aber blieb nachdenkend stehen und ging im Geiste noch einmal Alles durch, was ihm sein Wohlthäter offenbart hatte.

Mitte, der es ehrlich meinte, war, daß ihn des Hintergangenen Auge nicht mehr zu erreichen vermochte, ließ sich innig vergnügt die Hände und vergaß, daß Eigenlob keinen guten Geruch hat; denn er pries die Pfiffigkeit, womit er zu Werke gegangen, in halblauten Monologi: „Den war äußerst schlau eingefädelt. Er ist kurier, Aba wirds auch werden, wenn ich Ihr morgen mit gleicher Virtuosität etwas weißmache. Er ist, bei Licht besehen, gar kein übler Gesell, aber sie muß ihn dennoch hassen und verabscheuen lernen. Ich werde ihn thun so abmalen, daß sie glaubt, jeder Hund schäme sich, ein Stück Brod von ihm zu nehmen." Und selbstzufrieden lachend, schritt er dem Stadthof zu.

Der Doctor stand noch immer wie gebannt auf der Stelle, wo ihm Aufklärung über die rothe Rose geworden. Ein Gedanke, den Mädchen für eine adgeeimte Circe halten zu müssen, that ihm viel zu weh. „Wer hätte das geglaubt!" seufzte er auf. „Wie die Natur doch oft ihre herrlichsten Gaben verschleudert! — Und dennoch kann ich von Glück sagen, daß dieser Abenteurliche Mann mir die Binde von den Augen gelöst. Ich hätte sonst Gott weiß wie lange mit Phantasieen und Grübeleien, mit Sehnsucht und Hoffnung gemartert. — Bei alle dem muß ich schließlich wie Othello klagen: o Jago, es ist doch Habe!"

Da streifte ein leichter Fächerschlag seine Schulter. Er sah sich um. Eine verschleierte Dame, deren Wuchs Jugend verrieth, stand vor ihm und Violette etwas befangen: „Herr Doctor!"

„Sorvitore!" entgegnete er, noch halb abwesend.

„Sie kennen mich nicht."

Er suchte den Schleier zu durchdringen. Vergebens. Die Annäherung der Dame war mindestens so auffallend, wie die des Bergraths gewesen war. Der junge Mann schöpfte Verdacht, unterdrückte ihn aber fürs Erste noch und machte eine Verbeugung: „Nein, ich habe nicht die Ehre, aber mich schient die ganze Promenade zu kennen."

„Der Herr," forschte die Lispelnimme, „der vor einem Weilchen von Ihnen ging, hat sich in Freundschaft von Ihnen getrennt?"

„Forsich!" ich hatte eine innere Stimme dem Doctor zu. Er antwortete deshalb ausweichend: „Ich hatte Ursache, ihm aufs Wärmste die Hand zu drücken."

„O, dann ist Alles gut!" klang es muthiger unter dem Schleier hervor. „Sie haben also sein Vertrauen gewonnen?"

„Ich weiß nicht, was soll das bedeuten!" murmelte er feiwärts und gab dann laut zu: „Er hat mir sein Vertrauen in der edelsten Weise entgegengetragen. Aber wenn ich fragen darf, wie kommt ich zu Ihrer so ungemein gütigen Theilnahme?"

„Sie solgt Ihnen seit gestern," sagte die Dame herzhaft.

Er prallte zurück: „Gehören Sie etwa auch zu den Zeugen meines Rendezvous?"

„Freilich! Ich bin ja die Cousine —"

„Mit der bei — die rothe Rose mir hier begegnen wollte?"

„Versteht sich, Herr Doctor!"

„Ah, das ist nicht übel!"

„Was meinen Sie damit?" fragte Claudine flockend.

„Und wo ist denn Ihre Genossin, mein Fräulein oder Madame oder —"

„Fräulein, wenn ich bitten darf, Herr Doctor!"

Digitized by Google

„Ganz nach Belieben! Ist Ihre Cousine auch noch Fräulein?“

„Ja, natürlich!“

„Es gibt auch viel Unnatürliches in der Natur, meine Beste, namentlich in der Menschennatur und tierum in der weiblichen!“

„Ich verstehe Sie nicht im Mindesten, mein Herr!“

„Ich aber“, erörtert er gornig auf, „verstehe Sie nur allzugut, Mademoiselle! Sie wollen das ehrenvolle Geworbe Ihres andern Ich fortsetzen. Lassen Sie sich gesagt sein, daß ich gewarnt bin, und ersparen sich jedes weitere Ausstrecken Ihrer Polypenfongarme nach mir! Ich rathe Ihnen: verlassen Sie mich schleunigst, oder ich muß Maßregeln gegen Sie ergreifen, die —“

Um Himmelswillen!“ stirbt Claudine, am ganzen Körper vor Bestürzung bebend, auf.

„Still! Erheben Sie keinen Lärm!“ gebot der Doctor feil. „Sie sollen mit dem Schred davon kommen. Werden Sie unsichtbar, Mademoiselle! Ich wünsche Ihre Gesellschaft eine Minute länger.“

Das gefangliche Mädchen schluchzte, schrie, schlug die Hände zusammt dem Schleier vors Gesicht und wankte; die Füße versagten ihr den Dienst. Ihr harter Gegner ließ sich nicht erschüttern. Erbarmungslos begann er von Neuem: „Ich wiederhole Ihnen, sehen Sie sich ohne Zaudern weg, ich kenne Sie und Ihre Cousine! Fort, fort, Sie —Person!“

„Person? Ich eine Person?“ rief Claudine, bei dieser Beleidigung alle Kräfte zusammenraffend, und stürzte weg als ob ging, die Alles hinunter auf das Thor zu, wo sie sich in einen Winkel warf, her sie nach Hause brachte, noch ehe der langsam schleudernde Schmidt es erreicht hatte.

„Ist mir schon solche Frechheit vorgekommen?“ sagte der Zurückbleibende innerlich schaudernd. „Ob ich sie verfolge und sehe, in welcher Höhle sie sich birgt? — Nein, mag sie laufen! — Langsam ging er ihr nach und reflektirte unter verdoppeltem Herzschlag: „Was wäre heute aus mir geworden ohne den wackern Bergrath! Die abscheuliche Kreatur hätte mich in irgend welche Mördergrube gelockt, und ich wäre wahrscheinlich in die Hölle selber gegangen, um Die zu sehen. Es teil gestern mein ganzes Denken und Fühlen gehörte. — Wie gut, daß ich mich nach dem Namen des Bergrathes erkundigt! Der Mensch ist unfreiwig mein Lebenscretter geworden. Wir stoßen mit Die von uns, die es an redlichem mit uns meinen, in leiden dem schmeichelnden Betrug willig das Ohr!“

Die Leute, die dem so mit sich selbst Redenden begegneten, sahen einander an und sagten kachend: „Mit Dem ists nicht richtig!“ Aber nicht bloß Verrückte pflegen laut vor sich hin, sondern gerade Menschen von der höchsten Zurechnungsfähigkeit verfallen mitunter in denselben Fehler; sie scheinen geistesabwesend, wenn ihr Geist eben am lebhaftesten arbeitet. Man könnte sie weit eher körperabwesend nennen; denn sie kümmern sich um die Funktionen ihrer Leiblichkeit nicht, sie hängen — im wahren Sinne des Wortes nur ihren Gedanken nach.

Mechanisch durchwandelte der Fuß des Doktors einen Theil der Stadt und schlug die Richtung nach dem Gasthause ein, wo der junge Mann die Abendstunden zuzubringen pflegte, wenn des Tages Lust und Mühe hinter ihm. Gleich beim Eintritt forderte er den Bohnungsanzeiger und schlug den Buchstaben M auf. Da standen mehrere Dutzend Mitte verzeichnet; endlich fand er den Bergrath heraus. Es drängte ihn, dem braven Mann am nächsten Tage seinen Dank auszusprechen dafür, daß er ihn nicht aus der Verfolgung der Dirne unterrichtet, sondern ohne es zu ahnen, auch vor den Fallstricken der andern Dirne geschützt. Mündlich ließ sich mehr sagen, als schriftlich. Ich werde ihm morgen Vormittag meinen Besuch machen, war sein Entschluß.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte eines Rekruten von 1813.

Von Erckmann-Chatrian.

(Fortsetzung.)

Auch ich war misstrauisch und auf irgend etwas gespannt. Dessenungeachtet stößte und der Anblick der geschlossenen Kolonnen mit geladenem Gewehr und der Fahne vor der Front, der Generale voll Vertrauen zur Seite, und so uns im ruhigen und festen Schritt fortbewegend, ohne uns zu drängen, zuversicht und großen Muth ein. Ich dachte bei mir: „Vielleicht, wenn sie uns so ankommen sehen, gehen sie noch weiter zurück“, und dies würde das beste sein für sie und für uns.“

Ich stand im zweiten Gliede hinter Zebrde nach der Vorderseite, und man kann sich denken, ob ich die Augen aufmachte. Von Zeit zu Zeit warf ich einen Seitenblick nach dem anderen Carre, welches auf derselben Linie vorging — ich sah den Marschall mit seinem Stabe in der Mitte defselben. Alle hoben den Kopf mit ihren großen quer gestellten Hüten, um von ferne zu sehen, was vorging. Unsere Tirailleurs kamen kaum bis an den mit Gestrüpp und lebendigen Hecken eingefaßten Rande der Schlucht an. Schon einige Augenblicke vorher hatte ich etwas entfernter auf der anderen Seite sich etwas regen und blitzen sehen, wie wenn der Wind über ein Kornfeld streicht. Es kam mir der Gedanke, daß es die Russen seien.

In dem Augenblicke aber, als unsere Tirailleurs zwischen das Gestrüpp kamen und das Gewehrfeuer an mehreren Stellen begann, da sah ich deutlich, daß es Lanzen waren. Fast zu gleicher Zeit blitzte es uns gerade gegenüber auf und ein Kanonenschuß ertönte. Die Russen hatten also auch Kanonen und hoben auf uns geschossen. Ein Getümmel entstand, ich drehte den Kopf zu wenden, und ich sah in den Reihen links eine Lücke. Zu gleicher Zeit hörte den Oberst Jorsel ruhig sagen: „Schließt die Glieder!“

Dies geschah denn auch so geschwind, daß ich keine Zeit hatte, darüber nachzudenken. Inzwischen blitzte es 50 Schritte weiter wieder auf und es gab ein ähnliches Getümmel in den Reihen, wie wenn ein heftiger Wind sich in ein Kornfeld wirft, wieder ein Loch und zwar diesmal zur Rechten. Da bei jedem Kanonenschuß der Russen der Oberst immer rief: „Schließt die Glieder!“ — so begriff ich, daß es jedesmal eine Lücke gab. Dieser Gedanke beunruhigte mich, aber man mußte gehorchen. Ich mochte nicht weiter darüber nachzudenken, sondern wandte meinen Geist davon ab, als der General Chemineau in zwei Carre ritt und mit furchtbarer Stimme „Halt!“ rief.

Ich sah, daß die Russen in Masse herankamen. „Gewehr über, aufs Knie!“ — Fällt das Bajonett!“ rief der General. „Fertig zum Schuß!“ — Da sich Zebede aufs Knie niedergelassen hatte, so stand ich gewissermaßen im ersten Gliede. Ich sah sie in Linie heranklommen, diese ganze Masse von Pferden und Reitern, die nach vorn gebeugt mit Säbel und Lanze flach schwangen, und hörte noch hinter uns den General rufen, sagen, wie beim Exerzieren: „Aufgepaßt auf das Commando zum Feuern! — Schlagt an! — Feuer!“ Wir hatten Feuer gegeben, vier Carres auf einmal. Von Halte glauben hörte, daß der Lärm so fürchterlich war. Dann hatte sich der Rauch etwas verzogen, als wir die Russen in vollem Galopp wieder davonspreugen sahen. Unsere Geschütze aber donnerten und unsere Kugeln fingen schneller als ihre Pferde. — „Gut laden!“ rief der General. — Ich sah, daß Zebede ich eine größere Kreide gehabt zu haben. Sieh, sich, sie gehen davon, dachte ich bei mir selbst. Und von allen Seiten hörte man rufen: „Es lebe der Kaiser!“ In meiner Herzensfreude rief ich wie die Anderen.

Dies dauerte eine gute Minute. Die Carres hatten sich wieder in Marsch gesetzt, man glaubte schon, daß Alles vorbei sei. Da entstand auf dreifacher vierhundertfacher Schritt vor der Vertiefung ein großes Gerauch, und zum zweiten Mal rief der General: „Halt! — Aufs Knie! — Fällt das Bajonett!“

Die Russen kamen wie der Wind aus der Schlucht hervor, um über und herzufallen. Sie kamen alle auf einmal an, daß die Erde zitterte. Man hörte das Kommando nicht mehr, aber der natürliche Sinn der kunstlichen Evolutionen sagte mir, daß sie in Masse schießen mußten, und das Pelotonfeuer rollte dahin wie ein Trommelwirbel in langen Reihen. Diejenigen, welche dies nie gehört haben, werden sich keine Vorstellung davon machen können. Einige Russen kamen dicht an uns heran, man sah sie sich im Rauche verschwinden, dann aber sah man Nichts mehr. Nach einigen Augenblicken des lebhaftesten Feuerns trieb der General Chemineau mit gewaltiger Stimme: „Kast das Feuern!“ Man wagte kaum zu gehorchen; jeder beeilte sich noch einen Schuß zu thun. Als sich aber der Rauch zerstreut hatte, sah man diese große Masse Cavallerie auf der entgegengesetzten Seite der Vertiefung wieder hinaufstehen.

Sogleich löste man die Carres auf und marschierte in Colonnen. Die Tambours schlugen an und die unsere Kanonen donnerten beständig. „Vorwärts! — Vorwärts!“ — Es lebe der Kaiser!“ ertönte es von allen Seiten.

Wir stiegen den Abhang hinter über Haufen von Pferden und Russen, welche sich noch regten, und im Geschwindschritt die Höhe von Weißenfels hinauf. Alle Kosaken und Jäger galoppierten mit der Patronntasche auf dem getrümmten Rücken schnell vor uns her. (Fortsetzung folgt.)

Morgen erscheint eine Beilage.

Aus dem Frankfurter „Arbeitgeber“

* Vom Arbeitsmarkt. Die unseren Lesern bekannt, belassen wir uns mit der Vermittlung von Arbeit aller Art, und gegenwärtig speziell von Arbeit für die auf Frankreich ausgewiesenen Deutschen. Nach den uns zugekommenen Berichten ist in letzter Zeit zugekommenen Berichten läßt sich folgendes über die jetzige Lage der Arbeitsmarkts sagen. Als festgestellt muß angenommen werden, daß der Nachfrage nach Arbeitern größer ist als das Angebot. Diese Erscheinung läßt sich aus zwei Gründen erklären. Erstens hat die Mobilmachung eine große Masse Arbeiter abberufen. Der Krieg hat anderseits zwar wieder vielfach die Geschäfte stillen gehen lassen, allein durch die plötzliche Wendung, die er genommen, hat sich auch hier ein Mangel an tüchtigen Arbeiter entstellte. Ersterer Umstand geht ein in Folge des Krieges sogar stärker; so z. B. ist die Frage nach allen Leder- und Metallarbeitern eine ungeheure starke. Eine zweite Ursache des geringen Angebots von Seiten der Arbeiter und speziell der aus Frankreich ausgewiesenen Arbeiter ist folgende: alle Ausgewiesenen sind plötzlich in größeren Gruppen über unsere Grenzen gekommen, ohne daß sofort an den Grenzstationen Arbeit für dieselben angewiesen werden konnte. Die Arbeiter waren daher theils gezwungen noch ihren Geschäften zu gehen, theils thaten sie dies auch freiwillig, da sie auch langer Entfernung von der Heimath dieselbe gerne einmal wieder sehen und sich auch einige Tage erholen wollten. Kurz, aus dem sein wie ihm wolle, mögen wir uns in unsern Voraussetzungen irren oder nicht, Thatsache ist, daß die Arbeiter, die in großen Gruppen an den Grenzstationen angekommen sind, wo sie leicht zu haben waren, jetzt über ganz Deutschland in Städten, Städtchen, Dörfern und Dörfchen verstreut sind, wo sie schwer zu haben sind. Warum sind sie schwer zu haben? Weil sie, hauptsächlich diejenigen, welche auf dem Lande, vielfach nicht Zeitung lesen und sie darum nicht wissen, daß sie leicht zu haben sind. Es ist daher jetzt vor allem Pflicht der Lokalpresse, die kleinen Städte, die in ihren Kreis kommen, den Leuten mitzutheilen, wo sie Arbeiter haben. Wir z. B. können jetzt für folgenden Arbeitern zu guten Lohn Arbeit verschaffen: Graveure, Maler, Schuhmacher, Schreiner, Filzhutzurichter, Sattler (viele), Bandagenmacher, Maschinenschlosser (sehr viele), Lingeriearbeiterinnen, Bandgoldarbeiter, Bijouterie, Broderie, Lederzurichter, Buchbinder, Bronzearbeiter, Metallschleifer, Bandweber

Pfälzer Demokrat

und

Sonntags-Blatt.

Organ der deutschen Volkspartei in der Pfalz.

Wöchentliche Gratis-Beilage zur „Pfälzischen Volkszeitung."

Für Nichtabonnenten der „Pfälz. Volkszeitung" vierteljährlich 18 kr.

Nro. 39. Kaiserslautern, 25. September **1870.**

Abonnements-Einladung

auf den

„Pfälzer Demokrat."

Die Ausführung größerer Reformen hinsichtlich des „Pfälzer Demokrat" haben die unglücklichen Zeitverhältnisse, welche eine freie rückhaltlose Meinungs-Aeußerung unmöglich machten, leider nicht gestattet. Das Kriegsgewölk und mit ihm die Censur sind im Schwinden begriffen und freier können wir und der alltägigen Arbeit singehen.

Mit aller Entschiedenheit wollen wir denn mit dem nächsten Quartal den Kampf um Deutschlands Freiheit und Einheit wieder aufnehmen und im „Pfälzer Demokrat" die Wünsche des deutschen Volke mit aller Hingebung verfechten. So soll der Demokrat immer mehr seinen lokalen Charakter verlieren und ein „Deutscher Demokrat", ein Sprechsaal, ein Kampfplatz für das ganze deutsche Volk werden. Die Aufgabe, die wir uns in gegenwärtigen Augenblicke gestellt, ist eine schwierige, doch hoffen wir das gesteckte Ziel unter Mitwirkung unserer demokratischen Freunde von Nah und Fern, durch die freundliche Unterstützung unserer Leser und Parteifreunde zu erreichen.

Ein gediegenes Feuilleton wird auch im neuen Quartal das Blatt auszieren. So wird es im Verein mit einem überaus reichhaltigen politischen Theile seinen alten Ruf als Sonntagsblatt für Stadt und Land nicht nur auf's neue bewähren, sondern auch in jeder Beziehung übertreffen.

Wir richten an unsere Abonnenten die Bitte um rechtzeitige Erneuerung ihres Abonnements, um Störungen bei der Versendung zu vermeiden.

Der Abonnementspreis beträgt für Nichtabonnenten der „Pfälz. Volksztg." per Quartal 18 kr.

Redaktion und Expedition des Pfälzer Demokrat.

Elsaß und Lothringen.

In der „N. fr. Pr.", welche während des Krieges aus ihren Sympathien für die deutsche Sache kein Hehl machte, finden wir einen Artikel von Dr. Heinrich Jaques über die Friedensgrundlagen, denen wir die nachstehenden auf die Annexionsfrage bezüglichen Auslassungen entnehmen:

Die Forderung der Annexion des Elsaß und Lothringens hat eine rein militärische (strategischen) und eine politische Seite. Die erstere muß der Natur der Sache nach ausschließlich der Beurtheilung der Fachmänner überlassen bleiben; ein Laie auf dem Gebiete der Kriegswissenschaft darf sie nur mit der größten Behutsamkeit berühren. Zwei Dinge aber dürfen hierin wohl als feststehend mit voller Bestimmtheit ausgesprochen werden. Zunächst, daß man mit den strategischen Anforderungen heutzutage oft den allergrößten Unfug treibt und zumeist ganz vergißt, daß die politischen Mächte, wenn es sich um große internationale Conflikte handelt, unendlich schwerer zu wiegen pflegen, als die besten militärischen Combinationen — eine Thatsache, die Niemand besser zu würdigen weiß, als wir in Oesterreich, denen man Dezennien hindurch die Bedeutung des italienischen Festungsvierecks vordemonstrirt hat, bis daßelbe eines Tages, und zwar noch zwei glänzenden Siegen, dem Feinde ohne Schwertstreich übergeben wurde! Zweitens aber ist soviel wohl von vornherein klar, daß eine etwa bestehende rein strategische Forderung zur Sicherstellung der Vertheidigung Deutschlands unmöglich ihren Ausdruck finden könne in der Formel: Elsaß und Lothringen! In solchem Sinne hatte man zu reden etwa von der Vogesenlinie oder von der Maßellinie, von der Maas oder von den Argonnen, man konnte die Schleifung französischer Festungen discutiren und so fort; die Abtretung von ganzen Provinzen aber, die keine rein militairischen Grenzlinien haben, kann unmöglich der adäquate Ausdruck für blos militairische Bedürfnisse sein.

Das führt uns von selbst zur zweiten Seite der Frage, zur politischen. Nach unserer Ueberzeugung geht man von einer falschen Voraussetzung aus, wenn man annimmt, die französische Nation sei im Verfalle und man müsse sie so viel als irgend möglich schwächen, um sie gänzlich unschädlich zu machen. So scheinen uns die Dinge in der That nicht zu liegen. Das französische Volk ist in seinen Lehren einem Roue zu vergleichen, der sich durch Ausschwenkungen zeitweise fast zu Grunde richten mag, in dem aber ein Kern von tüchtiger Begabung und Größe liegt, der zu Tage tritt, sowie man einmal den Grundbrieb des Wesens, sowie man sein Eigenthum verwundet.

Die Republik von 1848 mit ihrer Maßlosigkeit, mit ihren socialistischen Kämpfen und Junischlachten, das war eine solche Zeit der Ausschweifungen, der die lange, den ganzen Organismus affressende Krankheit des napoleonischen Regimes gefolgt ist. Das ist nun vorüber, die Mercuricur mit dem Kriege vollbracht, und nun ist es eine ernste politische Frage, ob es gerathen sei, in der bis voraussichtlich alsbald aus sich heraus regenerirenden Nation ein Phantom des Hasses und der Rache zu zusammen, das nicht erlahmen wird, bis es seine Betriebigung gefunden hat. Hat man denn vergessen, was dieses Volk schon vollbracht, welche Kraft es besitzt hat, und zwar erst noch bethätigt im Beginne des letzten Jahrhunderts? Hat man vergessen, was es gelestet hat auf dem Gebiete der ernsten Wissenschaften, der Kunst, in der Industrie, und auf den Schlachtfeldern unter der Führung eines Genies wie der erste Napoleon? Oder liegen etwa überzeugende Indicien dafür vor, daß diese Kraft nunmehr gänzlich erlahmt und gebrochen sei?

Wenn man heute 2 Provinzen von Frankreich abreißt, die mit ihm Eins geworden, deren Bevölkerungen, wenn auch einst deutsch, sich mit dem Gedanken Frankreichs verschmolzen haben, wenn man die ehrgeizige und von feurigem Patriotismus erfüllte Nation bereit vor Europa demüthigt, dann versehe man sich dessen wohl: Frankreich wird ein Rachegelüste werden, um sich für den Vergeltungskampf zu waffnen; und mögen Jahre darüber hingehen, da wird sein Knabe zum Jüngling und sein Jüngling zum Mann heranreifen, in dessen Seele nicht der Haß gegen Preußen und Deutschland laben und der nicht mit Begier dem Tage entgegensehen wird, an dem es gilt, die Ehre des Landes zu rächen.

Wie war es doch in Preußen, als das Land in den Tagen von Jena und Friedland zerrissen zu den Füßen des Imperators lag? Da kamen die Stein und die Scharnhorst und die Gneisenau, und kaum vergingen 6 Jahre, und der preußische Staat erhob sich zu nie gekanntem Aufschwung. Gedeihen solche Naturen etwa nur auf deutschem Boden und wird der nationale Enthusiasmus eines Landes sich nicht erwecken können, das niemals im ganzen Verlaufe seiner Geschichte so schwere Schicksalsschläge zu erfahren hatte, wie heute?

Wir wollen nicht bange machen, und Niemand hegte und pflege wohl von der ersten Stunde dieses Kampfes an ein festeres Vertrauen in die deutsche und preußische Volkskraft, als wir. Aber um des Gedeihens und der Blüthe unserer deutschen Nation willen, die da gedacht worden sind, um der Gesittung willen, die ja vor Allem die hohe Aufgabe des deutschen Volkes ist, wünschen wir den Frieden, den ehrlichen baierischen, gesicherten Frieden. Und deßhalb möchten wir Alle, die da berufen sind, in dieser großen Zeit die Geschicke des deutschen Volks zu lenken, ermahnen, daß sie sich nicht verleiten lassen mögen vom Erfolge, daß sie die Nüchternheit und Kälte sich wahren mögen, die der echte Staatsmann zu verbinden wissen muß mit der glühenden Liebe zu seinem Vaterlande, daß sie sich nicht berücken lassen mögen von den Wünschen, welche die Phantasie erregter Massen emporträgt, und die man dann so leicht zu bezeichnen pflegt als das maßgebende Gebot der öffentlichen Meinung.

Es die Vertheidigung Deutschlands, was die Sicherung seiner Grenzen in Wahrheit und nach der unbefangensten Erwägung der gesammten heutigen Lage fordert, das begehre man, man begehre lernen den vollen Ernst der Kriegsstellen; begehre die Abtretung eines Theiles der französischen Flotte, aber man hüte sich um der friedlichen Weiterentwickelung Deutschlands willen, Forderungen zu stellen, die politisch das hundert- und tausendmal nehmen, was sie militärisch gewähren.

(Aus der Berliner „Volkszeitung.")

Wenn ich nach allem diesem mit Ihnen die Vertheilung des Elsaß und Lothringen an einen oder einzelne der Südstaaten und ebenso die Annexion an Preußen verwerfe, wenn ich aber in der von Ihnen vorgeschlagenen selbstständigen Republik unter deutschem Schutz nur ein Schwinden erkennen kann, aus dem der Drang der Umstände unter mannigfachen Gestalt bald etwas ganz anderes machen würde: so

Digitized by Google

bleibt für die künftige Gestaltung beider Länder nur eben jener von mir schon angedeutete Weg, daß wir sie gemeinsam durch die deutschen Waffen gewonnen, sie auch in gemeinsamen Besitz bleiben und so verwaltet werden, daß sich Elsaß und Lothringen zu unmittelbaren Reichslanden des neuen deutschen Reiches gemacht werden.

Es bleibt mir nun übrig, in Kürze die praktische Ausführung dieser Gedanken anzudeuten.

Ich setze dabei natürlich voraus, daß bisher glorreiche Kriege uns endlich die Erfüllung des unmittelbaren Rechtes des deutschen Volks bringen muß: Ein deutsches Recht, gebildet aus den jetzt vorhandenen Einzelnationen, mit einem gemeinsamen Parlament, mit dem Könige von Preußen als Bundesoberhaupt, der Titel des Präsidialrechtes muß in den Reichstage verantwortliches Ministerium. In diesen Organismus würden Elsaß und Lothringen wie folgt, einzuordnen sein. Sie bilden ein selbständiges Bundesland, wie Sachsen, Bayern Württemberg u., erhalten aber keinen Fürsten, sondern die sämmtlichen Regierungskräfte werden in denselben ausgeübt durch einen Statthalter, welcher Bundesbeamter ist und als solcher, wie schon die norddeutsche Verfassung vorschreibt, durch den König von Preußen ernannt wird.

Gegen Feuersbrünste mögen sie zum deutschen Reichstage ihre Abgeordneten, stellen zum deutschen Heere ihre Landeskinder mittelst der allgemeinen Wehrpflicht und nehmen so Theil an der Gesetzgebung wie an der Vertheidigung des Vaterlandes. Die allgemeinen deutschen Gesetze wie Strafgesetzbuch, Handelsgesetzbuch, werden eines nach Ablauf nach Provisoriums für die Uebergangszeit, auch dort eingeführt.

In allen übrigen Theilen ihrer Gesetzgebung und Verwaltung sind sie so unabhängig und selbstständig, wie jeder andere Einzelstaat. Es bauert also zunächst die französische Gesetzgebung in ihnen fort; zu jeder Fortbildung aber wird eine besondere Landesvertretung, natürlich auf demokratischer Grundlage des allgemeinen Wahlrechts, gebildet, die in Gemeinschaft mit dem Statthalter das Gesetzgebungsrecht hat, so daß zum Zustandekommen jedes neuen Gesetzes die Uebereinstimmung dieser beiden Faktoren nöthig ist. Ferner hat die Versammlung die Steuern zu bewilligen und das Budget festzustellen. Die Reichssteuern und Matricularbeiträge natürlich sind der Competenz dieser Versammlung entzogen, sie müssen, falls sie vom Reichstage ordnungsmäßig bewilligt werden, bei Vermeidung der Execution zur Verfügung gestellt werden, nur die etwaige Unterverthellung liegt dem Landtage ob. Beispielsweise würde eine der nächstliegen Aufgaben der neuen localen Gesetzgebung und eine der dankbarsten in dem durch Volksvermehrung geschaffenen neuen Landtage die Verfassung einer wirklich auf Selbstverwaltung begründeten Gemeinde- und Kreisverfassung sein. Diese also wäre lediglich zwischen Statthalter und der Landesversammlung zu vereinbaren.

Diese Art der Organisation gibt dem neuzuerwerbenden Landestheilen die größtmögliche Selbstständigkeit, eine größere Freiheit der Bewegung und Ausbildung der Selbstverwaltung, als ihr unter französischer Herrschaft zustand, während auf der andern Seite das nationale Interesse durch das Veto des Statthalters bei der localen Gesetzgebung gewahrt bleibt. Aber dafür, daß auch dieses Recht nicht mißbraucht werde, liegt wieder die Gewähr im Reichstage, in welchem ja auch ihre Vertreter sitzen. Der Statthalter ist Bundesbeamter, als solcher entweder selbst, wenn er Mitglied des Reichsministeriums ist, oder eben der betreffende Reichsminister, der Ressort er zugetheilt, dem Reichstage für seine Regierungshandlungen verantwortlich. Jedes einseitige herrische Walten, jede unnöthige Verkürzung der Selbstverwaltung der Bürger könnte hier zum Gegenstand der parlamentarischen Besprechung und Rüge gemacht werden. Daß dies keine Utopie, sondern daß die hier gedachte Organisation bereits in andern Ländern unter ähnlichen Verhältnissen gehandhabt wird, zeigt z. B. die englische Colonialverfassung. Fast alle englischen Colonien erlangen sich eines sehr ausgedehnten Selbstverwaltungsrechtes, sie haben ihre eigenen Parlamente, denen gegenüber der Gouverneur die Kronrechte ausübt, aber mittelst des Colonialministers steht diese wieder bei der Ausübung der Regierung unter der Controle des englischen Parlaments und so ist eine doppelte Gewähr für die Freiheit der einzelnen Glieder wie für die Wahrung der großen Reichsinteressen gegeben.

Hier haben Sie meine Gedanken über die Organisation der neuen Provinzen. Sie sind so einfach, daß ich hoffe, sie werden sich bahnen, und auf der andern Seite durch die unendlichen Schwierigkeiten, die sich bei jeder anderen Lösung entgegenstellen, fast von selbst empfehlen. Mit Befriedigung sehe ich, daß ichon von den verschiedensten Standpunkte aus ähnliche Vorschläge werden, und so bleibt das Blatt des strengsten preußischen Particularismus, die Kreuzzeitung, nicht von einer Annexion wissen. Sie sehen aber vor allen Dingen den unendlichen Vortheil, daß sie sich naturgemäß aus dem Gang der Dinge ergeben und allen Hader über die Vertheilung der Beute von vornherein ausschließen; — wie das deutsche Land zwischen Rhein und Vogesen gewonnen, so bleibe es gemeinsam im Besitze aller Deutschen! — Den noch entfernteren Stammesgenossen aber wird nicht zugemuthet, ihr Land zu zerspalten in einige Dutzend Staatenfetzchen, oder einen preußischen Patriotismus zu studiren, der ihnen ja doch fremd geblieben wird.

Nur verlangen wir, wenn nichts, als das sie alles dabei Erzogene, sie wollen Deutsche werden, als sie dann Franzosen waren.

Und das wird gelingen, je mehr wir selbst bewußt sind, unser großes deutsches Gemeinbewußtsein zu aufzurichten; daß es die Freude und der Stolz der eigenen und das nachahmungswerthe Beispiel der Nachbarnationen wird. Wie unsere Heeresorganisation, begründet auf der demokratischen Allgemeinen Wehrpflicht, jene Lande losriß von Frankreich, wie wir gerade darin die Träger der großen Principien von 1789 waren, die Louis Napoleon so oft und so klägerlich im Munde geführt, so hindre die sie unser Parlamentarismus, unsere Organisation, sie auf den Grundpfeilen ächter Demokratie, welche die Forderungen der eigenen Nationalität nicht verleugnet, sondern nur innerhalb derselben ihre Verwirklichung sucht.

Mag das Zeichen deutsch und daß die Losung: Gleich-goldene Sonne vom Münster zu Straßburg der Welt und dem Elsaß verkünden: wir haben wieder genommen, was einst in uns geblieb, weil von uns ab aber werden wir den Feudalismus und die Zerspitterung des Mittelalters, durch die wir euch verloren, nicht wieder einführen. Landesherrschaft, nehmen wir Euch unser, sondern einem neuen Reiche deutscher Kraft; unmittelbar unter diesen höchsten Reichsherr wollen Ihr den Ehrenplatz erhalten soll als freie und wolberechtigte deutsche Bürger!

Berlin, den 13. Sept. 1870. Franz Duncker.

(Diese Worte sind so wahr und gut, daß auch an dem Tage eine Stimme mittheilen, daß die „Berl. Volksztg." der obigen Ansicht Duncker entgegen getreten ist. Wir erwarten indeß auf die Entgegnung der „N. Berl. Ztg." D. R.)

Confiscirt

wurde die letzte Nummer des Verbandsorgans der Deutschen Gewerkvereine und zwar wegen des von dem Redacteur desselben, Hrn. Max Hirsch, geschriebenen nachstehenden Wochenschau-Artikels:

Den Siegeszug der Waffen ist die Ernächter ung auf dem Fuße gefolgt. Die Maßnahmen der deutschen Regierungen auf der einen, das Auftreten der französischen Republikaner auf der andern Seite haben viele der schönsten Hoffnungen in der ersten Hitze gekocht.

Mag auch der Bonapartismus und sein gegenwärtiger Vertreter, der Exkaiser Napoleon III., an dem furchtbaren Kriege, der Deutschlands und Frankreichs beste Kräfte verzehrt, und namentlich Unglück über die Häupter von Millionen gebracht, die Hauptschuld trägt, das ist gerade in den officiellen Kundgebungen des deutschen Oberbefehlern auf's Bestimmteste ausgesprochen. In der Thronrede, mit welcher die außerordentliche Session des Norddeutschen Reichstags am 19. Juli eröffnet wurde, sagte König Wilhelm wörtlich:

„Das deutsche, wie das französische Volk, beide die Segnungen dreifacher Gesittung und steigenden Wohlstandes gleichmäßig genießend und bearbeitend, sind zu einem friedlichen Wettkampfe berufen, als zu dem blutigen der Waffen.

Nicht das Volk der Franzosen haben es verschanden, das wohlberechtigte aber reizbare Selbstgefühl unseres großen Nachbarvolkes durch berechnets Mißleitung für persönliche Interessen und Leidenschaften auszubeuten."

Ganz ähnlich lauten auch die späteren Kundgebungen, auch mit solcher gegen den Kaiser nebst seiner Regierung und dem französischen Volke unterschieden, und die ersteren als die wahren Urheber des höchst frevelhaften Angriffs hingestellt. Aus diesem Grunde beabsichte das ganze deutsche Volk in der Gefangennahme Napoleons bei Sedan, dem schnell folgenden Sturze der kaiserlichen Mameluken-Regierung in Paris einen hervorragenden Akt des Weltgerichts, eine Sühne des begangenen Frevels und die Bürgschaft einer besseren Zukunft für ganz Europa.

Alle Welt erwartete, daß mit dem Tyrannen und Friedensstörer, an dessen Händen tausendfache Blutschuld haftet, nach dem Rechte der Kriegsgefangenschaft verfahren werde — nicht graulam noch hohnend, aber ernst und streng. Da kam die Kunde, zuerst von der persönlichen Unterwerfung zwischen ihm und König Wilhelm, bei welcher jener sich „gefaßt und würdig zeigte", dann, Anfangs als unglaublich aufgenommen, Gerücht, bald aber als vollständige Thatsache, daß dem Gefangenen nicht eine der vielen Festungen, sondern das königliche Prach- und Lustschloß Wilhelmshöhe bei Kassel als „Residenz" angewiesen sei! Es folgte die schleunige Abberufung sämmtlicher Leibköche u. s. w. aus Berlin nach Wilhelmshöhe, und der Befehl, daß dem Gefangenen, auch auch dem lautesten und schmählichen Sturz seiner Partiee Regentschaft, die Ehren eines regierenden Kaisers erwiesen würden.

Seiten wohl hat die Volksmeinung so einmüthig und rasch wie in diesem Falle. Die begeisterte Dankbarkeit und Bewunderung schlug plötzlich in strenge Kritik um. Das Volksgefühl, das Volksgewissen war bis in's Innerste beleidigt. Das Todesschreien der Tausende von Helden und Brüdern, das Wehgeschrei der Verwundeten auf ihren Schmerzenslagern, der unermeßliche Jammer der Mütter, Gattinnen und Bräute, die durch ihn die Liebsten verloren, erhob sich finster und kühn gegen solche Schonung, ja Bevorzugung des meineidigen Tyrannen. Alles Berufen auf diplomatischen Brauch konnte gegen solches Urtheil nicht verlangen; das Volk wird es nimmer lassen, daß die sittliche Entrüstung von gestern sich heute in feuchlose Gunst verwandelt.

Uebrigens stellt es sich jetzt immer deutlicher heraus, daß die „großmüthige Schonung" Napoleons nicht vom Gefühl, sondern von der Berechnung diktirt ist. Sie hat sich auch so klug, es bestellt allem Anschein nach der Plan, den Verwundeten durch die siegreichen deutschen Truppen nach Paris zurückführen, um mit ihm den Frieden abzuschließen. Jedenfalls ein in der Weltgeschichte neues Schauspiel, daß der Anstifter eines ruchlosen Krieges, vom siegenden Volke nicht gestürzt, sondern durch dieses beschirmten feindlichen Heere wieder auf den Thron gesetzt wird! Als Motiv dieses unerhörten Projects wird von den officiösen Blättern angeführt, daß wir einen dauerhaften Frieden nur mit einer soliden, anerkannten Regierung in Frankreich hätten. Wahrlich, unter Unterthanenverstand ist es beschränkt, um solche Weisheit zu begreifen. Wie, der handwerksmäßige Ruhestörer Europa's der Gewaltherrscher, den Volk und Armee in Folge seiner gänzlichen Unfähigkeit schmachvoll im Stich gelassen — der gerade sollte der Anker eines dauernden Friedens sein? Ein Napoleon in Frankreichs Herrscher, nachdem er Frankreich nicht nur um die Freiheit, sondern auch um Ruhm und Provinzen gebracht? Denn Napoleon für den Frieden garantiren soll, wer garantirt für Napoleon? Ja der That, nur der unverbesserliche Gott gegen die republikanische Staatsform kann solchen Plan ausgeheckt haben, und trotz der officiösen Versicherung können wir nicht daran glauben, daß „unsere ihneer erfochten Siege nur zur Knechtung des Nachbarlandes und zur dauernden Gefährdung des eigenen mißbraucht werden sollten!"

Aus dem Schuldbuche Louis Bonaparte's

Von Gustav Asch.

4. Hinrichtungen und Massenerschießungen im Jahre 1852.

Während in den Frühstunden des 2. Dezembers der Präfekt Maupas 78 Deputirte, Generale und hervorragende Männer der republikanischen Partei durch Haft beraubte, Deputirte in ihren Betten überfallen und in der benachbarten Kaserne Mazas schleppen ließ und der durch Fleury für die Ausführung des Verbrechens gewonnene afrikanische Abenteurer Espinasse — der Polizei- und Sicherheitsminister im Jahre 1858 — an der Spitze einiger Compagnien seines afrikanischen Regiments und einer Bande von Polizisten den Palast der gesetzgebenden Versammlung in wahrhaft bandenmäßiger Weise überrumpelte, setzte sich der in der vergangenen Nacht ernannte neue Staatssekretärminister, der schändliche Morny, der Stiefbruder Louis Bonapartes, im Bette des Ministeriums des Innern. Unter Begleitung waren sein mit der Gräfin von Lehon, der ehemaligen Geliebten des Herzogs von Orleans, diesen Nachfolger er gewesen war, erzeugter, unehelicher Sohn, sein Privatsecretär Leopold Lehon, und ein verlässmanner und jedenfalls überspringlicher Kalant, Achille Boucher. Als Morny dem eben aus dem Schlaf erwachten, über die Mittheilung ganz verdutzten Minister des Innern, Herrn von Thorigny, angekündigt hatte, daß er entlassen sei er selbst, Morny, sein Nachfolger, setzte er sich an die kleine Telegraphenmaschine im Gebäude des Ministeriums und telegraphirte sämmtlichen bonapartistischen Präfekten und Militärkommandanten in den Departements eine Resume sämmtlicher am Morgen des zweiten Dezember von dem meineidigen Präsi-

Digitized by Google

denen der Republik erlassenen Proclamationen und Decrete nebst dem ganz bestimmten Befehl: „Alles zu fusilliren, was sich in den Departements widersetzen würde.“ Gleich hinterher telegraphirte er ein ministerielles Rundschreiben an sämmtliche Präfecten, worin er sie jedes Departement eine gemischte Commission ernannte. Als Mitglieder jeder Commission sollte ein General, ein Präfect und ein Generalprokurator fungiren. Die Aufgabe dieser gemischten Commissionen sollte nach Morny's Befehl darin bestehen, ohne gerichtliche Prozeur, ohne den Angeklagten zu hören, ohne Zeugenvernehmung, ohne widersprechende Verhandlung, nicht öffentlich, sondern im Geheimen Alle, die sich dem Staatsstreich widersetzen würden, je nach ihrem Widerstande oder nach ihrer Gefährlichkeit — über den Grad der Gefährlichkeit hatten die Ortsbehörden zu bestimmen — zur Abtheilung durch die Kriegsgerichte, zur Deportation nach Algerien, zur Internirung irgendwo innerhalb Frankreichs, zu lebenslänglicher Verbannung aus Frankreich, zur Stellung unter Polizeiaufsicht oder zur Abtheilung durch die Correctionsgerichte, zu verurtheilen. Zu gleicher Zeit hatte Morny das Decret zu unterzeichnen, welches 17 Jahre hindurch die vor wenigen Monaten in Frankreich gegolten hat — daß als Maßregel der Sicherheit ohne Rücksprache mit nach Cayenne zu deportiren seien alle wegen Verstoßes von Decretsübertretung Angeklagten und alle Individuen, die schuldig befunden wären, einer geheimen Gesellschaft angehört zu haben. Mit diesen Decreten hatte der Staatsstreich Hand in Hand Frankreich gelegt; mittelst dieser Decrete waren sämmtliche französische Bürger den rohen Launen der bonapartistischen Generale, Schergen und Polizisten überliefert. Bis Mitte Dezember wurden in Frankreich ungefähr 150,000 allen Ständen angehörige Männer und Frauen eingekerkert; auf Paris allein kommen 26,000. Selbst die bonapartistischen Geschichtschreiber der Gewaltthat Louis Napoleon, geben die Ziffern nicht geringer an. In den Kerkern wurden sie in der rohesten und barbarischsten Weise behandelt. In dem Auszuge aus dem Tagebuch Emilie Ollivier's den ich vor einigen Monaten veröffentlichte, habe ich Schilderungen hierüber niedergelegt, welche ich nicht zu wiederholen mitgetheilt. Bevor ich die Art und Weise der Ausführung des Mornyschen Befehls „Alles zu fusilliren was sich widersetzen würde,“ in einer Reihe einzelner Brutalitäten, Hinrichtungen und Massenerschießungen schildere, will ich eine Ziffer aus der Arbeit der gemischten Commissionen mittheilen, damit der Leser sieht, in welcher Weise der bonapartistische Schrecken in den Jahren 1851 und 1852 im „schönen Frankreich“ gewüthet hat. Diese Ziffer befindet sich in einer Uebersicht, welche Gesammtthätigkeit der gemischten Commission des Herauldepartement, welche in Montpellier ihren Sitz hatte. Der Vorsitzende dieser gemischten Commission war der berüchtigte bonapartistische General Rostolan. Diese gemischte Commission schloß ihre mörderische und blutige Thätigkeit am 10. April 1852 mit folgender Zusammenstellung, die ich in wörtlicher Ueberseßung hier wiedergebe. Sie lautet:

„Die Commission — —“ in Anbetracht, des Verbalprozesses, das dem hervorgeht, daß die gemischte Commission 31 Sitzungen gehabt hat, nämlich am 3., 6., 7., 10., 13., 14., 17., 19., 20., 24., 25., 27., 28. Februar, am 1., 5., 8., 10., 12., 15., 19., 22., 26., 28., 30. März, am 1., 2., 3., 5., 7., 10., 12., 15., 19., 23., 26., 28., 30. April, am 1., 2., 3., 5., 7., 10. Mai, ferner in Anbetracht der Entscheidungen, welche sie bis zum heutigen Tage erlassen hat, und die sich also herausstellen: 1. Deportationen nach Cayenne 10; 2. Deportationen nach Algerien 798; 3. — — 776; 4. vor die Kriegsgerichte gestellt 97; 5. aus Frankreich verbannt 37; 7. auf Zeit aus Frankreich verbannt 9; 7. interniirt 42; 8. unter Ueberwachung der Polizei 1917; 9. vor die Correctionspolizeigerichte gestellt 327; 9. vor die Correctionspolizeigerichte gestellt 15; 10. aus den Gefängnissen entlassen worden, ohne zu sagen, durch wen 55; 11. durch den Divisionsgeneral entlassen 316; 12. durch den Präfecten entlassen 44; in Verwarnung gehabt, daß also 3,023 Entscheidungen getroffen sind, beschließt daß hiermit ihre Arbeiten beendigt sind und daß sie sich als gemischte Commission des Herauldepartements am heutigen Tage auflöst.

Montpellier, am 10. April 1852.

gez. Rostolan, Durand, Saint-Amand, Dufour.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Ereignisse in Bayeilles.

Ein ehemaliger badischer Offizier schreibt der „N. Bad. Landesztg.“ aus Würzburg:

Da ich hier in der Lage war, von verwundeten bayerischen Offizieren und Mannschaften, die bei dem Kampf um und in Bayeilles betheiligt waren, Einzelheiten über die Art zu erfahren, wie sich die Einwohnerschaft dieses Ortes am Kampf betheiligte, so theile ich Ihnen dieselben mit und bitte Sie, in geeignetere Weise davon Gebrauch zu machen. Bayeilles, von den Franzosen, insbesondere der Marine-Infanterie hartnäckig vertheidigt, wurde, schon an mehreren Stellen brennend, durch die Bayern stürmend genommen, bei welchem ersten Vordringen schon durch Einwohner, und nicht allein von Männern, sondern auch von Weibern, auf die Bayern geschossen wurde. Als letztere, wieder zurückgedrängt, den Ort verlassen mußten, wurden vor ihren Augen die Verwundeten von Ortseinwohnern ermordet, ja Brennende in die Flammen der brennenden Häuser geworfen, auch ein Offizier, der leicht verwundet war und nur langsam der Mannschaft folgen konnte, von Einwohnern treuloserweise überwunden, in ein Haus gezogen und dort auf scheußliche Weise ermordet. Als nun die Bayern gleich darauf wieder vordrangen und wieder von Einwohnern aus den Häusern auf sie geschossen wurde, drangen sie in die Häuser ein, machten dort Alles nieder und zündeten die Häuser an.

Eine Menge Einzelheiten, in welch' scheußlicher bandenmäßiger Weise die Einwohner von Bayeilles an Kampfe theilgenommen, werden von den Verwundeten erzählt. Daß die Einwohner als National-Gardisten und in der Uniform derselben am Kampfe theilgenommen, glaube ich nicht, denn bekanntlich existirt in den kleinen Orten keine National-Garde mehr und wird die neu errichtete nicht wohl uniformirt sein. War dies aber doch der Fall, so sind solche schon aus dem Grunde gleich wie die französischen Soldaten behandelt worden, daß sie Uniform im Gefecht wohl keinen Unterschied erkennen konnten, allein Factum ist, daß Männer ohne jede Uniform und auch Weiber in einer ganz scheußlichen und barbarischen Weise sich am Kampfe betheiligten, und deßhalb ist das Niedermetzeln der Orte und Niedermachen der betheiligten Einwohner nicht nach dem Kriegsgebrauch gemäß, sondern auch eine ganz gerechte Strafe, und würde ich unter den vorliegenden Umständen gerade so gehandelt haben, obschon ich in den 24 Jahren, da ich Offizier war, stets auf Seite der Schonung mich befunden habe. Besonders gegenüber dem Bürgerthume gehalten habe.

Ein preußischer Soldat äußert sich über die Catastrophe von Bayeilles in einem Briefe an seine Eltern, den die „Eberfelder Zeitung“ abdruckt, wie folgt:

„In einer Beziehung noch schrecklicher als ein Schlachtfeld, war das von den Bayern in Brand geschossene Dorf. Als die Bayern zu einem Angriff durch dieses Dorf marschiren wollten, wurden sie von Civilisten mit Flintenschüssen aus den Fenstern empfangen. Die Bayern drangen mit Gewalt hinein in die Häuser, warfen sie in's Feuer, oder zerschmetterten ihnen den Schädel. Nachdem die Bayern auf diese Weise große Verluste erlitten hatten, machten sie Feuer und schossen das Dorf in Brand. Nicht ein Haus (vielleicht zu nehmen) blieb verschont. Wir lagen eine halbe Stunde entfernt von diesem Dorfe im Biouvak, und ich erbat mir von unserem Chef die Erlaubniß, in's Dorf gehen zu dürfen, was mir bewilligt wurde. Auf der Straße sah ich verbrannte Leichen, an denen man ganz genau noch die Spuren ihres gewaltsamen Todes erkennen konnte, einem verwundeten Bayern war der Mund nach beiden Seiten hin aufgeschnitten. Daß die Bayern mit den bei solchen Gräuelthaten direct betroffenen Subjecten kein Federlesens machten, ist selbstverständlich. Sehr viele wurden auf der Stelle erschossen. Ja selbst war Zeuge, wie mehrere Bayern ein altes Weib, das wohl fünfzig und einige Jahre auf dem Rücken hatte, geschleppt brachten. Dieses Weib hatte aus einem Gartenhaus, wo es sich verborgen hatte, auf einen Arzt geschossen. Niedergezwackt hätte man dieses Scheusal sofort, wenn nicht ein bayerischer Offizier eingeschritten wäre. Sie wurde zunächst mit dem Zuge nach dem Quartier geschafft, und sehr wahrscheinlich hat sie ihre Freveltat mit dem Tode sühnen müssen. Und in der That haben die Bayern recht verfahren, indem sie das Dorf in Brand schossen und kein Mann von uns hat diese That verdammt.

Feuilleton.

Geschichte eines Rekruten von 1813.

Von Erckmann-Chatrian.

(Fortsetzung.)

Das Gefecht war gewonnen! Aber in dem Augenblick, als wir uns den Gärten der Stadt näherten, hielten die russischen Kanonen in einer Baumpflanzung an und saußten uns einige Kugeln entgegen. Ein davon zerschmetterte Sappeur Merlin die Art und riß ihm selbst den Kopf weg. Auch von einem Splitter der Art getroffen, daß ihm Abends zu Weißenfels der Arm abgenommen werden mußte. Man setzte sich in Lauf, denn je schneller man vorwärts kam, desto weniger Zeit hatten die Russen zu schießen.

Wir drangen jetzt von allen Seiten in die Stadt ein, durch Hecken, Gärten. Hopfenpflanzungen und über die Mauer. Der Marschall und die Generäle eilten hinter uns her. Unser Regiment betrat nun die Stadt auf einem mit Pappeln eingefaßten Wege längs des Kirchhofes. Als wir auf den Marktplatz einschwenkten, kam eine andere Colonne auf der großen Straße an. Wir machten dort Halt, und der Marschall entlandte, ohne eine Minute zu verlieren, das 27. Regiment, um eine Brücke zu besetzen und dem Feind den Rückzug abzuschneiden. Inzwischen kam der Rest der Division an und ordnete sich auf dem Markte. Der Bürgermeister und Rath von Weißenfels stand schon an der Thür des Rathhauses, um uns zu begrüßen.

Als wir die gute Ordnung aufgestellt waren, ritt der Marschall Ney von der Moskwa die Front unseres Bataillons hinab und sagte mit heiterer Miene: „Recht so! — Recht so! — Ich bin mit Euch zufrieden. Der Kaiser soll Euere gute Haltung erfahren. Es ist gut!“ — Dabei konnte er sich bei Lachens nicht enthalten hervor, daß man auf die Kanonen gelaufen waren. Als aber der General Souham zu ihm sagte: „Das geht vorwärts!“ antwortete er: „Ja, das liegt im Blut, das liegt im Blut!“ — Ich meinerseits war froh, daß ich mit guter Haut davon kommen war. Das Bataillon blieb bis zum folgenden Tag. Man quartierte uns bei den Bürgern ein, welche Furcht vor uns hatten und uns alles gaben, was wir verlangten. Das 27. Regiment kehrte Abends zurück und wurde in dem alten Schloß einquartiert. Wir waren nun noch 3 Pfeifen zusammen zusammen und uns dabei von unserem erworbenen Ruhm unterhalten hatten, gingen wir, Zebedee und ich, in die Werkstatt unseres Wirthes, eines Tischlers, um uns auf einem Haufen Hobelspäne niederzulegen. Wir schliefen bis Mitternacht, da kam zum Appell schlug. Man mußte aufstehen, der Tischler hatte uns Schapps und wir gingen fort. Der Regen fiel in Strömen. Noch dieselbe Nacht biwakirte das Bataillon vor dem Dorfe Kiepen, zwei Stunden von Weißenfels. Wir waren wegen des Regens nicht allzu vergnügt. Mehrere unserer Kameraden verlangten einzeln sich dort mit uns. Der Kaiser war zu Weißenfels angekommen, und das ganze 3. Armeecorps sollte uns folgen. Man sprach den ganzen Tag davon, mehrere freuten sich darüber. Den andern Tag gegen 6 Uhr brach das Bataillon auf und zwar wieder in der Vorhut.

Vor uns floß ein kleiner Fluß, Rhbach. Anstatt eine Brücke fleißwärts zu gewinnen, ging man gerade durchs Wasser; dies reichte uns bis an den Unterleib, und meine Schuhe aus dem Schlamme stiefeln, daß ich bei mir selbst: „Wenn man hier so etwas zu der Zeit erzählt hätte, als du bei Hrn. Gulden dich so sehr vor Schnupfen in Acht nahmst und deßhalb zweimal in der Woche die Strümpfe wechseltest; du würdest es nicht für möglich gehalten haben, sich widerstehen uns doch schrecklicher Dinge zum Leben!“

Als wir auf der andern Seite des Flusses uns den Weg durch Binsen bahnten, entdeckten wir auf den Höhen links Kosaken, die uns beobachteten. Sie folgten uns langsam, ohne uns anzugreifen, und ich erkannte, daß der Schimmel noch zu etwas gut sei. Wir marschirten so etwa eine Stunde, und da war heller Tag, als auf einmal ein furchtbares Kleingewehrfeuer und Kanonendonner unsere Aufmerksamkeit nach der Seite von Kiepen auf sich zog. Unser Commandeur beobachtete von seinem Pferde aus über das Rohrdickicht hinweg, was vorgehen möchte. Dies dauerte lange der Sergeant Pinto meinte: „Die Division geht vor und wird angegriffen.“ — Die Kosaken beobachteten auch und in einer Stunde waren sie verschwunden. Bald sahen wir die Division rechts in der Ebene in Colonnen aufgehen und Massen von russischer Cavallerie vor sich hertreiben.

„Vorwärts!“ rief der Commandant. — Wie liefen, ohne zu wissen warum, immer den Fluß hinab und kamen bald an eine alte Brücke, wo sich der Rhbach mit der Grana vereinigt. Hier sollten wir den Feind anhalten, allein die Kosaken hatten unsere List schon erkannt. Die ganze feindliche Armee zog sich hinter die Grana zurück, die sie durchwateten, und als wir uns wieder mit der Division vereinigt hatten, erfuhren wir, daß der Marschall Bessieres durch eine Kanonenkugel getödtet sei.

Von der genannten Brücke gingen wir nach bis vor das Dorf Gorschen und biwakirten dort. Es

Digitized by Google

ging das Gerücht, daß eine große Schlacht bevorstehe, und daß Alles, was sich bis jetzt zugetragen hatte, nur ein kleiner Anfang sei, um zu erproben, ob die Rekruten das Feuer gut aushalten würden. Darnach kann sich Jeder die Gedanken eines vernünftigen Menschen vorstellen, der wider Willen sich unter so sorglosen Menschen befand wie Fürst Zebedäe, Kitzkel, die sich über die bevorstehende Schlacht freuten, wie wenn dergleichen Vergnügungen ihnen etwas Anderes als Flint nützte, Säbelhiebe oder Bayonnetstiche eintragen könnten.

Während des übrigen ganzen Tages und selbst noch während eines Theiles der Nacht dachte ich an Katharinen und wünschte mein Leben und meine Hände erhalten zu sehen — meine Hände, die für den armen Mann, der von seiner Hände Arbeit lebt, so nothwendig und unentbehrlich sind.

Man zündete Feuer auf der Höhe vor Groß-Görschen an; eine Abtheilung ging ins Dorf und brachte uns 6 alte Kühe zur Suppe zurück. Aber wir waren so ermüdet, daß ein großer Theil mehr Lust zum Schlafen als zum Essen hatte. Zuweilen kamen immer neue Regimenter mit Kanonen und Munition an. Gegen 11 Uhr waren wir 12,000 Mann stark und im Dorfe 200; die ganze Division Souham. Der General und seine Ordonnanz Offiziere lagen in einer großen Hütte zur Linken an einem Bache, den man Flößgraben nannte. Die Wachen streckten sich auf Schußweite rings um die Anhöhe.

Endlich schlief auch ich vor großer Müdigkeit ein; aber jede Stunde erwachte ich und hörte hinter uns in der Richtung der Straße, welche von der alten Posermahlbrücke bis nach Lützen und Leipzig führte, ein großes Geräusch in der Nacht: das Rollen von Wagen, Kanonen und Munitionskarren, das bald stärker, bald schwächer mitten in der allgemeinen Stille sich vernehmen ließ. — Der Sergeant Winis schlief nicht; er trocknete seine Füße am Feuer und rauchte dazu. Jedes Mal, wenn sich der Eine oder der Andere rührte, sagte er: „Nun, Rekrut?“ — Man that aber, als hörte man ihn nicht, sondern drehte sich gähnend um und schlief weiter. Die Uhr in Großgörschen schlug 4 als ich erwachte, alle meine Knochen waren wie zerschlagen von dem Marschiren im Sumpf. Indessen setzte ich mich, gestützt auf die Hände, zurecht, um mich wieder zu erwärmen; denn mich stroh sehr. Die Feuer rauchten, es waren nur noch Asche und einige Kohlen übrig. Der Sergeant Winis und Fürstchen die weite Ebene, worauf die Sonne die ersten goldenen Strahlen warf. Alle Welt um uns her schlief, bis Einen auf dem Rücken, die Anderen auf der Seite, mit den Füßen nach dem Feuer zu; mehrere schnarchten oder träumten laut. Der Sergeant, der mich wach sah, nahm eine Kohle, legte sie auf die Pfeife und sagte dann zu mir: „Nun, Füßelier Bertha, wir sind also jetzt in der Nachbut!“

Ich begriff nicht gerade sehr, wie er das meinte. „Dies wundert Dich, Rekrut?“ fuhr er fort; „und doch ist es klar genug. Wir haben uns nicht gerührt; aber die Armee hat halbe Wendung gemacht. Gestern war sie da vor uns am Ribbach; jetzt ist sie hinter uns nahe bei Lützen; anstatt vorne zu sein, sind wir hinten.“ Und boshaft-pfiffig mit den Augen blinzelnd, that er drei oder drei große Züge aus seiner Pfeife. — „Und was gewinnen wir dabei?“ fragte ich ihn. — „Daß wir zuerst nach Leipzig kommen und über die Preußen herfallen,“ erwiderte er. „Du wirst dies später begreifen, Rekrut.“ —

(Fortsetzung folgt.)

VI.

Humoreske von Claudius Paroni.

(13. Fortsetzung.)

V.

Das Bureauzimmer des Bergrathes stand durch eine Seitenthür mit den Wohngemächern in Verbindung; die Hauptthüre aber führte auf den Flur hinaus, so daß alle Personen, welche den Gasthof in die Gerichtsangelegenheiten zu sprechen hatten, direct von der Treppe zu ihm gelangten, ohne die übrigen Familienglieder zu stören.

Witte saß auf dem Lederpolster vor seinem Arbeitspult, die Feder in der Rechten, aufgeschlagene Akte in der Linken. Neben ihm stand der alte Schmidt.

„Nun?“ fragte er in den Akten blätternd, „haben Sie's herausgebracht, Schmidt?“

„Nein, Herr Bergrath!“

„Sie sind aber auch zu gar nichts mehr zu gebrauchen!“ beerichte dieser den alten Diener an und stieß die Feder mit ins Tintenfaß. Ohne eine Miene zu verziehen, entgegnete der Mann mit dem krummen Rücken:

„Vielleicht sagt man dieses ebenfalls einmal von Ihnen, wenn Sie in meine Jahre kommen.“

„Was erlauben Sie sich?“ fuhr Witte zornig auf und warf die Akten auf's Pult, daß der Staub in die Höhe wirbelte.

„Ich meine nur so,“ versetzte der Alte ruhig. „Aber Sie werden dann wenigstens mit Anstand pensionirt und bekommen für langjährige treue Dienste einen Orden.“

Der Bergrath besaß zuviel Gemüth, um ein Unrecht, das er gethan, nicht einzugestehen. „Ich bin zu weit gegangen“, sagte er, „es thut mir leid, Schmidt!“

Dann ist's vergessen, Herr Bergrath!“

Witte mußte im Stillen über die biedere Haut lächeln und nahm den Ton eines gleichstehenden Freundes an, der dem Untergebenen in allen Fällen unendlich wohlthut: „Denken Sie sich in meine Lage, Schmidt, und Sie werden mir etwas zu Gute halten.“

„Thu ich auch, Herr Bergrath,“ erklärte der Beleidigte mit einer gewissen Würde und Ueberlegenheit, „thu' ich auch, sonst wär' ich schon längst nicht mehr bei Ihnen.“

Der Vorgesetzte ging nicht weiter auf die Bemerkung ein, sondern sagte zutraulich: „Legen Sie sich auf die Lauer, die Mädchen werden gegen Sie eher den Mund öffnen, als gegen mich. Ich muß wissen, woher der Baustaupf gestern Abend bei Claudinen rührte. Daß er im Zusammenhang mit dem fatalen Nendhosus steht, ist offenbar; dem sonst hatte mich Ada nicht, ehe ich noch ein Mädchen über den Doktor zu erfinden brauchte, für Alles um Verzeihung gebeten und mir heilig betheuert, sie wolle niemals mehr an den brutalen Menschen denken. Da hat sich Etwas hinter meinem Rücken zugetragen, aber was? Das bleibt mir unerklärlich, und Ada behauptet, sie könne es nicht sagen. Wenden Sie jedes Mittel an, Schmidt, um auf den Grund zu kommen! Der Mensch kann doch nicht à la Bosco zum Gestalten annehmen und gestern hier gegessen, wie, während ich unter den Platanen mit ihm sprach?“

„Er weiß ja unsere Wohnung gar nicht“, meinte Schmidt, „und doch war Fräulein Claudine schon in dem aufgelösten Zustande, als ich vor Ihnen nach Hause kam, Herr Bergrath! Räthselhaft ist da Vieles, Herr Bergrath!“

„Nein, bleiben soll sie's nicht!“ entschied Witte. „Alles geht natürlich zu, sogleich auch das. Versuchen Sie Ihr Heil jetzt noch einmal, Schmidt! Vorwärts!“

„In eine schwimme Commotion, Herr Bergrath!“ sprach der Diener gewichtig, schüttelte das graue Haupt und schlenkte seine knarrenden Stiefel, deren Spitzen beim Gehen sich nach innen statt nach außen kehrten, durch die Seitenthür hinaus in das Wohnzimmer.

Hinter Witte stieß sich mehrere Male die Stirn und biß die Zähne zusammen: „Welche Kette von Unannehmlichkeiten eine einzige Unbesonnenheit zur Folge haben kann! Doch will ich zufrieden sein, wenn keine neue mehr zum Vorschein kommt und die Sache ihr Ende erreicht hat.“ Dabei griff er wieder zur Feder und Akten, hatte aber noch nicht den ersten Strich gethan, als an die Hauptthür geklopft war. „Herein!“ rief er, sich auf dem Lederroß seitwärts wendend.

„Hochverehrter Herr Bergrath,“ grüßte der Eintretende.

„In des Dreiteufels Namen —“ empfing ihn Witte, vom Sessel springend.

„Werden Sie nicht ungehalten, edler Mann!“ begütigte der Doctor; denn er war es, der sich mit vorgestrecktem Rechten dem entsetzten Bergrath näherte. „Ich bitte nicht länger“, setzte er seine Rede fort, „ich folge nur dem Drang meinen dankbaren Herzens —“

Ungestüm schnitt ihm Witte das Wort ab: „Der Drang Ihres Herzens ist mir völlig Nebensache. Wer sind Sie? Was wollen Sie?“

„Wer ich bin?“ rage der junge Mann, erstaunt zurücktretend.

„Ja, ja, ich kenne Sie nicht!“

„Ich kenne Sie nicht wieder, der Mann, der mir gestern die Augen über eine Gefahr geöffnet, in der ich schwebte —“

Wieder ließ ihn der Bergrath, dem die Finger zitterten, nicht ausreden. „Wie haben Sie meine Wohnung, meinen Namen ausfindirt, Herr?“

„Mir ist nie Jemand vorgestellt worden“, entgegnete der Doctor ruhig, „der so bräsig seinen Dank für eine Wohlthat zurückweist. Dies heißt die Wohlthat aufheben.“

„Ich habe Ihnen keine Wohlthat erzeigt!“ entgegnete Witte barsch.

„Eine größere, als Sie glauben“, widersprach der Andre kein; „denn ohne Ihre Warnung wäre ich unmittelbar nach unserer Trennung in das Garn der Cousine jener verhexten Betrügerin gegangen.“

Der Bergrath, der bis dahin nicht hatte hören wollen, spitzte plötzlich das Ohr: „Was sagen Sie da von Cousine?“

Der Doktor verneigte sich flüchtig: „Um Ihnen diese Mittheilung zu machen, habe ich den Besuch gewagt.“

„Was ist mit der Cousine? Reden Sie!“ rief der Bergrath ganz diktatorisch, und Jener antwortete artig:

„Ich werde Ihrer Aufforderung Folge leisten, sobald Sie die Güte haben, Ihren geistigen Ton anzunehmen. Ihre gereizte Stimmung beeindruckt mich in einem Grade —“

Er kam nicht weiter; denn der Bergrath riß die Akteration über den unerwünschten Besuch fort: „Ich erlasse Ihrem Thermometer die Gradmessung meiner Stimmung und wünsche Aufschluß, welche Bewandtniß es mit der Cousine hat.“

Der junge Mann warf sich, den Kopf in den Nacken: „Herr Bergrath, ich erkläre Ihnen noch einmal, ich bin diesen Umgangston nicht gewohnt. Es thut mir außerordentlich leid, Sie beleidigt zu haben. Adieu!“

Er wollte zur Thür; Witte vertrat ihm den Weg und hielt ihn am Arm fest: „Mensch, Sie werden mich rasend!“

(Fortsetzung folgt.)

Daß wir der Freiheit nicht vergessen!

Der Freiheit Hauch liegt in der Luft,
Im Wald des Volkes ruft er tief;
Wohl taucht oft über seine Gruft,
Wenn er erhebt, gebrochen schief,
Die Gerechtigkeit ihr Haupt hervor,
Wird Band' und Bande um ihn her,
Und jubelt bei der Kunde,
Und hört die Knechte tief und schwer.

Doch wenn im Frohe Hagt das Land,
Im Eise schauert Strom und Flur,
Starr, todtlos, wie in Todesband';
Da wacht in sich, es schwimmt nur.

So ruht der Freiheit Geist und schwebt,
Für leichenhaft, wachsam da und her,
Bis wachsender das Unrecht steigt,
Gewaltiger ruft der Schmiedin Wort:
Dann gährt es plötzlich tief im Grund,
Und bricht und reißt mit Frühlingskraft,
Der Druck zerreißt zu seinem Bund
Alles einst Getrennte und erschlafft.

Wenn Frauwind in die Lande streicht,
So weht's durch alle Gauen hell,
Es schmilzt die Furcht, die Scheu entweicht,
Im Grunde donnernd springt das Eis.

Da ruft's und murrt in jeder Kluft,
Und stürzt und sprüht auf jeder Kuh',
Es fährt der Zimmling frohgemuth,
Es ahnt das Vieh der Freiheit Hauch;
In allen Lüften,
Der gleiche Wunsch die Seelen schwellt,
Was lange schon verborgen blieb,
Das steht nun sonnengleich erhellt.

Und heilig empor und schwingt sich fort,
Die Siegesmacht in's weite Land,
Und heil umfaßt das eine Wort
Die Welt wie Sonnenbrand.

Wie Wetterflammen fegt sein Strahl
Hinweg der stolzen Bargen Stolz,
Wie Morgen taucht's Gebirge auf,
Wenn broden noch der Donner grollt.
Durch Nacht zum Licht! Durch Kampfesglut
Der Wahrheit bis zum letzt.
Es singt ob wilden Hasses Wuth
Die Liebe, die im Weltall wohl.

So kämpft denn, daß aus Tod und Braun,
Erstehe der Freiheit Heiligthum,
An ihrem Tempel soetzudaun,
Das ist der Liebe Heldenruhm.

Albert Träger.

Telegramm

der „Pfälzischen Volkszeitung.“

** **Schwerin**, 24. Sept. Nach einem Telegramm des Großherzogs haben die deutschen Truppen bei der Einnahme von Tondern sich sehr tapfer benommen.

** **Ferrieres**, 23. Sept. Die Bedingungen Paris's für Kriegsgefangen nach den Bedingungen der Capitulation von Sedan.

** **Ferrieres**, 23. Sept. 10½ Uhr Abends. Vorgestern ließ sich von den belagerten Höhen vor Paris beobachten, daß in den Straßen der Stadt starkes Kanonen- und Gewehrfeuer stattfand. — Wer die kämpfenden Parteien oder Truppentheile waren, konnte man bis jetzt noch nicht ermitteln.

Verantwortlicher Redacteur Carl Lucbeck. Druck und Verlag von H. Stoder in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Gratis-Beilage zur „Pfälzischen Volkszeitung.“

Pfälzer Demokrat,

ein

Deutscher Demokrat.

Vom 1. Januar 1871 betritt der Pfälzer-Demokrat unter dem allseitigen Titel „Deutscher Demokrat“ das politische Schlachtfeld. Der Kampf zwischen der Reaction und der deutschen Demokratie ist entbrannt, treu werden wir für die heilige Idee der letzteren einzustehen wissen und der Partei unter den schwierigen Verhältnissen, in denen wir leben, das zu werden versuchen, was wir uns bewußt fühlen, Wächter der Freiheit, Führer zur Einheit.

Die hervorragendsten Führer der Demokratie, unter ihnen der Vorsitzende der Demokratie, der Gesangene von Ehen, Johann Jacoby, der wackere Rettenbach-Pfälzer haben uns ihre thatkräftige Mitwirkung zugesagt, auch haben wir Mitarbeiter aus allen Gauen unseres Vaterlandes gewonnen.

An unsere Leser richten wir die Bitte, unser patriotisches Unternehmen mit allen Kräften zu fördern.

Die Redaktion.

Nro. 40. **Kaiserslautern, 2. Oktober** **1870.**

An unsere Leser!

Aller Anfang ist schwer! So geht's auch uns, indem wir mit neuen Plänen, mit der Absicht, den „Pfälzer Demokraten“ zu einem allgemeinen deutschen Demokraten umzugestalten, in die Oeffentlichkeit treten. Der Wille ist aber gut und so wird und muß es gehen, wenn unsere Leser am Anfang mit uns Nachsicht haben.

Will man ein bestimmtes Ziel erreichen, so muß man wissen, wo und wie man die Sache anzufassen hat. Unser Ziel ist:

Die Freiheit und Einheit Deutschlands.

Dem Dinge ist schwer beizukommen, man weiß nicht so recht, wo man anfassen soll.

Ueber Eins jedoch sind wir uns klar geworden, fassen wir allein an, so wird nichts daraus. Hunderte, Tausende, Hunderttausende, die bisher für diese Sache nicht arbeiteten, von Mitternacht bis Mittag, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang müssen für dasselbe Ziel gewonnen werden, müssen einmüthig die Hand anlegen für denselben Zweck.

Und was wird die Aufgabe dabei sein?

Im Bunde mit den freisinnigsten Männern aus allen Gauen Deutschlands in unserem Blatte zu sammeln, was Gutes und Schlechtes in unserem gemeinsamen Vaterlande für Erreichung unseres Zweckes geschieht, anzudeuten, wie das Gute zu verwerthen, dem Schlechten entgegenzutreten ist.

Ferner wird es unsere Aufgabe sein, in Kreisen des ganzen, großen deutschen Volkes, die sich bisher allem politischen Streben fern hielten, Anregung hineinzutragen, daß sie die Hand anlegen, mitzuhelfen an dem großen Bau der Freiheit und Einheit, indem sie sich auf den entschiedensten politischen Standpunkt stellen und mitwirken, soweit es in ihrer Kraft liegt. Wir wollen leiten und führen, uns zur Freiheit!

In volksthümlicher Sprache werden wir unsere Ideen unseren Lesern vorlegen. Um aber den ersten Schritt für unsere heilige Sache machen zu können, brauchen wir Hilfe. Die freisinnigen Zeitungen müssen uns einführen helfen in Kreise, in die bisher kein Blatt drang, die freisinnigen Leitungen müssen die Anhänger der demokratischen Volkspartei darauf hinweisen, daß wir unter der schwarz-roth-goldenen Fahne marschiren, müssen wohlhabende Demokraten auffordern, unser Blatt auf ihre Kosten zu verbreiten, bis die Leute so weit gebildet sind, es nun selbst zu halten.

Möge unser heutiger Schritt dem deutschen Volke zum Segen gereichen!

Das walte Gott!!!

* Wochenschau.

Der Kriegssturm hat sich noch immer nicht ausgetobt, doch scheinen die letzten Ereignisse, welche uns aus Frankreich gemeldet worden sind: die Uebergabe von Straßburg und Toul das nahe Ende des Ungeheuren anzukündigen. Das in seinem fliehenden Heere gebrochene Frankreich wird jeden Frieden genehmigen, selbst wenn der Sieger sein Schwert in die Goldwaage würfe, selbst wenn er Provinzen von Frankreich risse, sie gewaltsam mit Preußen vereinigen wollte.

Das deutsche Volk muß ruhig abwarten, was die Mächtigen beschließen, es hat keine Stimme im Rathe der herrschenden Gewalt und selbst sein Warnungsruf findet kein Gehör, gewaltsam erstickt man ihn, wo er sich zu äußern wagt. Wie nutzlos war der Protest, Resolutionen, Adressen! Was im Rathe der Fürsten beschlossen ist, geschieht trotz alledem; das deutsche Volk ist freisinnig, es ist tapfer, es ist für Vaterland und Landesfürsten aufopfernd, aber es ist machtlos!

Es gibt in größeren Staaten göstliche Ideen und diesen Ideen wird das Wohl der gesitteten Bürger auf Jahre hinaus geopfert. Wir brauchen nicht weit zu greifen; Graf Bismarck ließ seiner Zeit die nothwendigen und nützlichen Aufgaben, zu selbst die kärglichen für Schulzwecke einstellen und das Volk ließ sich das trotz der vielgerühmten Nordbundesverfassung ruhig gefallen. Warum? Einfach weil seine Hände gebunden waren, weil die Nordbundsverfassung für das Volk keine Waffe erhielt, weil die Nordbundsverfassung das Volk gefesselt der herrschenden Gewalt überlieferte, mit einem Worte, weil das Volk machtlos war. Was kümmert es heute den Grafen Bismarck, ob Deutschland neuen blutigen Kriegen entgegen geht, wenn nur die höhere Staatsidee triumphirt.

So leben wir noch heute in denselben Verhältnissen. Johann Jacoboys Verhaftung spricht dafür deutlicher als lange Auseinandersetzungen. Es ist beschlossen worden, wenn wir unsere erste Nummer im neuen Quartal mit Protesten füllen, über die man noch zur Tagesordnung schreitet. Heute müssen wir ja noch Alles geduldig einstecken, was uns beschieden ist, und dürfen nicht einmal murren, wenn sich unser Gefühl dagegen empört.

Eins aber können wir teogdem, und das kann keine Gewalt uns verwehren, mit allen Kräften daran zu arbeiten, derartige Zustände für die Zukunft unmöglich zu machen. Dies kann aber nur dann geschehen, wenn wir vereint zu Werke gehen. Der Augenblick zu handeln ist günstiger denn je zuvor und wir dürfen ihn nicht unbenutzt vorüber gehen lassen, wenn wir nicht selbst auf Freiheit und Selbstständigkeit des deutschen Volke für alle Zukunft verzichten wollen.

Das deutsche Volk steht heute vor der Entscheidung seiner Geschicke, der Schwerpunkt liegt in Süddeutschland. Sind die Süddeutschen, Völker und Fürsten, verblendet genug, sich rücksichtslos in die Nordbundsverfassung schmieden zu lassen, so ist jede Hoffnung für ein freies Deutschland für immer verloren, das Freiheitsgeschrei wird nur lauter, das Stöhnen, das Seufzen nach Recht und Freiheit immer vernehmlicher werden.

Wir wollen ein freies einiges Deutschland, das aber ist undenkbar unter dem Drucke einer Million Bajonette und nur möglich, wenn das Volk die Entscheidung seiner Geschicke selbst in die Hand nimmt.

Um deshalb fordern wir ein deutsches Parlament, hervorgegangen aus dem gesammten deutschen Volke, einschließlich unserer in der Armee kämpfenden Brüder. Ein Parlament, das über die Geschicke des Vaterlandes, über Krieg und Frieden zu entscheiden hat. Unter seiner Verwaltung kann allein Friede und Freiheit gedeihen und der Mensch das werden, was er von Geburt an ist, ein gleichberechtigter, ein wirklicher Mensch. Lassen wir jedoch die Süddeutschen allein handeln, würden wir einen Fehler begehen.

Die nationalliberale Lüge macht sich im Süden breiter denn je und die Fürsten sind äußeren, für sie selbst verderblichen Einflüssen ausgesetzt. Die leicht kann das Unerhörte geschehen und Deutschlands Zukunft, Deutschlands Freiheit vernichtet werden.

Darum mögen die Demokraten in allen Gauen Deutschlands ihre Stimmen erheben und den Herzenswunsch des deutschen Volkes nach nationaler Einigung, nach einem in Freiheit geeinigten Deutschland zur Geltung bringen. Ein deutsches beschließendes und kein nur berathendes Parlament sei Deutschlands Losung.

Wir wollen eine Woche schon den Lesern geben, die Entwickelung unseres nationalen Strebens hat jedoch unseren karg gemessenen Raum völlig in Anspruch genommen. Zu nächster Nummer hoffen wir alle Wünsche unserer Leser befriedigen zu können.

(Für den „Deutschen Demokrat.“)

* Zu einen Märtyrer der Freiheit!

In dem ganzen deutschen Lande ging kein Zweiter so wie Du,
Ohne Furcht und ohne Wanken, dem gesteckten Ziele zu.
Noch bleibt Du der Freiheit Banner auch nach der gewonn'nen Schlacht;
Auf dem Altar des Erfolges bist kein Opfer Du gebracht.
Nur dem Wohl des Volkes waren Deine Blicke zugewandt;
Nur für das hast Du gekämpfet, was als Recht Du anerkannt.

Jahr der Schmach! das diesen Kämpen, solchen Mann in Fesseln schlug,
An den Ehren Hand gelegt hat, der der Freiheit Fahne trug;
Keine Stimme wird sich nennen, ohne daß die Hand sich ballt;
Ohne daß das Herz verstummt, solche Thaten der Gewalt.
Winde schmachvoll jene Männer, deren Mund für Freiheit spricht.
Ihre Worte kannst Du fesseln, doch den Geist der Freiheit nicht! —

** Was haben wir zu erwarten.

Eine Stimme aus Ostpreußen.

Sie haben Ihren Lesern die Verhaftung Jacobys und Herbigs, sowie die angeblichen Gründe derselben mitgetheilt; Ihre Leser kennen auch den Wortlaut der Jacobyschen Erklärung und werden dieselben theilen mit ringestimmt haben in den Ruf der allgemeinen Entrüstung, der bei diesem Gewaltakte Deutschland durchhallte.

Gestatten Sie mir, die Ansicht eines vorurtheilsfreien Mannes über diese Verhaftungen zu äußern:

Auf Befehl Mogdes von Falkenstein — jetzigen Reichstagsabgeordneten der guten Stadt Königsberg — wurden Herbig und Jacoby verhaftet und in der Dessenfassionaire auf Herzogsacker gesperrt. Am 21. Sept. Mittags wurden die schweren Verbrecher (?!) nach der Festung Lyben weiter transportirt. Als Grund der Verhaftung ist ihnen angegeben: „direkter Befehl des Generals Vogel von Falkenstein, weil sie während des Kriegszustandes eine politische Versammlung abgehalten.“

Das scheint mir folgatisch Logik, denn
1) sind so und soviele politische Versammlungen in dieser Kriegszeit zum Zweck von Adressen abgehalten; hierorts sogar vom Oberbürgermeister Riechle

Digitized by Google

berufen und selbiger, ebensowenig als die Andern verhaftet.

2) Die beraubte Versammlung war polizeilich angemeldet und dies beschimpft. Nichts ist in derselben vorgekommen, was vom den bewachenden 3 Polizeibeamten (darunter 2 Polizeisecretäre) als anstößig bemerkt wäre.

3) Die betreffenden Paragraphen der Verfassung (5, 6, 7, 27, 28, 29, 30 und 36) sind mit der Verhängung des Kriegszustandes weder ganz noch theilweise durch ausdrückliche Bekanntmachung seitens der Militärbehörde, wie das Gesetz vorschreibt, aufgehoben worden. Daher genügte die polizeiliche Anmeldung und Beschreinigung der Versammlung und hatte nicht die Militärbehörde, sondern die Polizeibehörde Anklage zu erheben, und durfte gegen Jacoby und Herbig allein das gewöhnliche polizeiliche oder gerichtliche Verfahren eingeleitet werden, — wenn ein Grund dahin vorgelegen hätte — nun und nimmer aber das kriegsgerichtliche Verfahren.

4) Gesetzlich gibt es noch einen 4, nach dem Vogel von Falkenstein für seine Handlungen verantwortlich ist. Königsberger Bürger haben ihn bei Bismarck beschwert. Ob man den besagten § 4 in Anwendung bringen wird?!? — —

Wir haben nun wie die Geschichte! Es ist wirklich ein Stück Zukunftsgeschichte, ein Beispiel, was wir nach dem siegreichen Kriege unter Umständen zu erwarten haben. — — Sehen wir uns die Sachlage näher an.

Den blutigen Mieder des 2. Dezember hat man mit allen Ehren auf Wilhelmshöhe, einen der schönsten Punkte Deutschlands gefeigt. Fast möchte man sagen, man hat damit den 2. Dezember für Deutschland in Permanenz (Ständigkeit) erklärt.

Nach der Kriegserklärung, als das ganze deutsche Volk in allen Parteien einmüthig aufstand um den blutigen Verbrecher, der ihm den Krieg erklärt, von seinen Grenzen fern zu halten, gab König Wilhelm von Preußen eine Amnestie, sprach von „Treue für Treue, von deutscher Einheit und Freiheit.“ Wie verschieden die Auffassung dieser Worte bei der preußischen Regierung und bei dem Volke war, das lehrt Vogel von Falkenstein. Das deutsche Volk denkt bei der Einheit sicher an mehr, als daß Nord- und Süddeutschland auf Grund der norddeutschen Verfassung geeinigt werde und daß König Wilhelm das ganze deutsche Heer commandire. Mit der Freiheit deutlich, man der Regierung wohl nur wer bei der Treue der Gedanke von unbedingtem Gehorsam vorgeschwebt haben und sicher nicht der von Selbstverwaltung und freier politischer Entwickelung. Die Blutade hat in der That aufgehört, eine französische Lesung zu nicht mehr zu bestatten. Der Kriegszustand konnte also, um uns in unserm Bischen Freiheit nicht noch mehr zu beschränken aufgehoben werden. Statt dessen lerkert Vogel von Falkenstein willkürlich und ungesetzlich Ehrenämner ein, die Rechte weiter verbrochen, als daß sie warme Worte gesprochen haben für das wahre Wohl Deutschlands.

Macht vor Recht! Das haben wir unter dem Kriegszustande. Es sieht fast so aus, als wollte Vogel von Falkenstein mit solchen ungesetzlichen Maßregeln weiter fortfahren, wie das Volk sich treten läßt. Macht vor Recht! Das ist es, was wir nach dem siegreichen Kriege allein zu erwarten haben, wenn wir ruhig die Hände in den Schooß legen und warten, bis uns die deutsche Freiheit und Einheit in Gestalt einer gebratenen Taube in den Mund fliegt. — Doch wer sollte es glauben, daß dem nicht so wird? das Volk? So erfahrt denn, daß zwar die Rechtsordnen in Königsberg mit den neuesten Einkerkerungen nicht zufrieden sind, daß sie sie ungesetzlich nennen, aber die Nationalliberalen jubeln und glauben das über sie verhängte Gebot unserem greisen 63jährigen Patrioten Jacoby, und vollends jubeln die nationalliberal angefränkelten Königsberger Fortschrittler, die ihm nicht verzeihen können, daß er, entschiedener als sie, sich der Fahne der Volkspartei angeschlossen.

So aber ähnlich ist es aber leider aller Orten in unserem lieben deutschen Vaterlande! Ermannt sich das deutsche Volk nicht, nimmt es in seiner Mehrzahl nicht bald, noch vor dem Frieden eine entschiedene Stellung ein, sich von allen fauten Parteien loszlagen, so werden wir mit dem in Stiefmen gestoffenen Blute unserer Söhne erobert haben eine Art unbefriedigender deutscher Einheit ohne Freiheit, und

Macht vor Recht!

G.R. **Berlin**, 30. Sept. Ueber die Lage der in Königsberg in der befestigten Kronprinzenkaserne im Fort Herzogsader gefangenen Hannoveranern geben Dr. Jur. Gustav Rasch folgende authentische Mittheilungen aus Hannover und Königsberg zu.

Außer dem Staatsminister v. Münchhausen, dem Redacteur der unterdrückten Deutschen Volkszeitung, Dr. E. Eschwig, dem Obergerichtsanwalt Dr. Schnell befinden sich als Gefangene im Fort: Dr. Oetker, Universitätsbibliothekar aus Göttingen, der Kaufmann Ringlake aus Wellinghausen bei Osnabrück, der Redacteur der unterdrückten Hannoverschen Landeszeitung, Dr. Weichelt. Am 31. August sind ferner der Advokat Fischer und der Pastor Grote aus Hannover dort eingeliefert worden, welche am 1. September nach der kleinen Festung Lötzen weitertransportirt worden sind, wo sich bereits 5 Nordschleswiger, der bekannte Abgeordnete Kryger, ein bänischer Hauptmann und ein ungarischer, gemüthskranker Lieutenant befinden. Schließlich ist aus der Landesbrückichen Stadt Hagen, befinden. Der Advokat Fischer und der Pastor Grote haben bereits vor ihrer Abführung aus Hannover 3 Wochen im Arresthause in Hannover zugebracht. Die Verhaftung und Ueberführung sämmtlicher Hannoveraner nach dem Fort Herzogsader hat auf Befehl des Generals Vogel von Falkenstein, Generalgouverneur in Hannover während des dort durch Verordnung vom 21. Juli eingeführten Kriegszustandes stattgefunden. Staatsminister von Münchhausen, Dr. Schnell und Dr. Eschwig sind bis jetzt von der durch den Generalgouverneur erlassenen Verhaftsbefehl die Gründe ihrer Verhaftung mitgetheilt worden. Als Directoren des Hannoverschen Wahlvereins hatten sie an die 24 Auschußmitglieder eine gedruckte Anspruche gerichtet, in welcher sie als Pflicht des Vereins bezeichnet hatten: „die Parteistellung während des Krieges gegen Frankreich ruhen zu lassen und treu zu der Sache des gemeinsamen deutschen Vaterlandes zu stehen, nach dem Kriege aber werde der Verein seine frühere Stellung wieder einnehmen.“ Diese letztere Aeußerung enthielt der Generalgouverneur in seinem Verhaftsbefehl für „eine boshchtigste Schmähung des patriotischen Aufschwunges,“ welche er nicht dulden könne. Dr. Weichelt ist gar keine Ursache seiner Verhaftung mitgetheilt worden, ebenso wenig dem Pastor Grote und dem Advokat Fischer. Dr. Oetker ist gleich nach seiner Ankunft in Königsberg ist in Folge einer Aeußerung, die er gesprächsweise gegen den Polizeibeamten v. Herman in Göttingen gemacht hat, daß die Regierung wohl thäte, nicht alle Männer der partikularistischen Partei in Hannover zu verhaften“, geschärfter; der Kaufmann Ringlake aus Ringlake, weil er in Verwahrung seiner verbotene Schriften zu vertheilen. Von Einleitung eines gerichtlichen oder militärgerichtlichen Verfahrens gegen einen der Gefangenen ist bis jetzt gar keine Rede gewesen. Es hat nicht einmal eine Vernehmung stattgefunden. Die Gefangenschaft Dauer der Einkerkerung der Gefangenen im Fort Herzogsader hat sich General Vogel von Falkenstein auf ein Anfuchen des Ministers v. Münchhausen bin gelaßert, daß er dieselbe von der Dauer des Krieges abhängig machte. Wahrscheinlich ist die Gesundheit der seit Jahren leidenden und kränklichen Dr. Eschholz durch seine Gefangenschaft so geschwächt, daß er, falls der Krieg noch lange dauert und der Generalgouverneur seine Absicht durchsetzt, seine Freilassung vielleicht nicht erlebt. Abgesehen von den ganz unklaren und jinnlosen Gründen sämmtlicher Verhaftungen treten die Willkür und die Ungesetzlichkeit der von dem Generalgouverneur gegen sämmtliche Herren in Scene gesetzten Maßregelungen um so schärfer hervor, als in der Verordnung, welche über Hannover den Kriegszustand verhängt hat, die Strafbestimmungen der Art. 5., 6., 7., 27., 28., 29., 30. und 36. der Verfassung gar nicht einmal erfolgt ist, also auch in formeller Beziehung jeder Anhaltspunkt fehlt, um das Verfahren des Generals Vogel v. Falkenstein zu rechtfertigen. Die Deutsche Presse aber hat die unabweisbare Pflicht, die sofortige Freilassung der in Königsberg und Lötzen gefangenen Hannoveraner zu fordern und die Bestrafung des gegenwärtigen Generalgouverneurs von Hannover Seitens des Kriegsministeriums wegen dieses ganz unmotivirten und ganz ungesetzlichen Verfahrungen zu bringen.

Aus dem Schuldbuche Louis Bonaparte's.

Von Gustav Rasch.

(Fortsetzung.)

Welch entsetzliche Ziffern! Aber noch weit entsetzlicher ist folgende, sich an diese ungeheure Ziffer knüpfende Wahrnehmung. Jede Sitzung der genannten Kommission zu Montpellier hat ungefähr 5 Stunden gedauert. 31 Sitzungen hat die gemischte Kommission zu Montpellier überhaupt abgehalten. 3023 Entscheidungen sind überhaupt gefällt. Zu jeder einzelnen Entscheidung sind also nur 3 Minuten Zeit verwandt worden. 3 Minuten, um einen französischen Bürger in das Fieberland Cayenne oder in die unwirthbare afrikanische Steppe auf 5 oder 10 Jahre zu senden; 3 Minuten, um Jemanden lebenslänglich aus Frankreich, aus seiner Heimath zu verbannen; 3 Minuten, um Jemanden vor ein Kriegsgericht zu stellen, welches ihn zur Guillotine oder zum Tode durch Pulver und Blei „bei angezündeter Laterne“ verdammte! Welcher Gerichtshof kann sich rühmen, ähnliche Blutarbeite binnen 3 Minuten abgemacht zu haben. Keiner! Die Sitzungen der drei bonapartistischen Schergen der gemischten Kommissionen, welche im Jahre 1852 fünfzigtausend französische Bürger zum Tode durch die „trockne Guillotine“ verdammten, haben alle Hexengerichte und Bedgerichte des Mittelalters; sie haben die ganze finstere Zahl des menschlichen Despotenpalastes, sie haben „den weißen Schrecken“ der bourbonischen Restauration, „den rothen Schrecken“ der großen französischen Revolution; sie haben „den rothen Schrecken“ des weißen Czar in dem unglücklichen Polen; sie haben die Hetzjagden österreichischen und preußischen Kriegsgerichte im Jahre der rothen Reaction in Deutschland weit hinter sich gelassen. Aber diese von mir wörtlich nach dem Original übersetzte Zusammenstellung der Thätigkeit der gemischten Kommission zu Montpellier enthält noch die Ziffer 7??, die bei mir nicht angegeben ist, mit diesen Unglücklichen geschah. Wahrscheinlich sind sie „bei angezündeter Laterne“ Nachts erschossen“ worden. Derartige Fälladen sind in allen Departements ebenso wie in den Departements in Paris vorgekommen. Man erinnere sich an Canrobert's mündliche Befehle gingen dahin, „Alles niederzuschießen, was sich widersetzen würde und keine Gefangenen zu machen.“ Von diesen entsetzlichen Fälladen ist, außer meinen Mittheilungen in der deutschen Presse seit einigen Monaten, bis jetzt in Deutschland nichts bekannt geworden. Nur in Paris sind sie bald selbst in Frankreich erst seit anderthalb Jahren, seitdem die bonapartistische Regierung durch die Gewalt der Umstände gezwungen wurde. Das Kirchhofschweigen das seit dem 17. Februar 1852 auf der ganzen französischen Presse und Journalistik und politischen Literatur lastete, aufgehoben. Ja wenn wir hört an den Fälladen und Hinrichtungen des Jahres 1852 eine Reihe von Einzelnheiten mittheilen Ein Schreckensgemälde in seiner Totalität zu entwerfen, ist bis jetzt unmöglich. Nur der Hinrichtungen und Fälladen gefangener Republikaner macht, sind also vollkommen glaubwürdig. Aus diesem Buche entnehme ich beispielsweise die Schilderungen einiger Hinrichtungen und Massenerschießungen, die noch im Dezember 1851 stattgefunden haben. Die Schonung der Bevölkerung für die Verfassung gegen den meinedigen Präsidenten der Republik war niedergeworfen. Die Zifer der allein in diesem Departement durch die bonapartistischen Schergen eingekerkerten Republikaner hat nach Jacques's Angaben Tausend schwindenden nicht weniger betragen. Die Fälladen machten den Anfang, als die Bonapartisten unter diesen Unglücklichen aufzuräumen begannen. Am andern Morgen des 19. Dezember wurde von den Soldaten in der Nähe von Aups ein Mann gefangen genommen, der mit Aufforderung an der Aufständischen einem Unteranführer den Befehl überbringen sollte, sofort mit seiner ganzen Truppe auf Aups zu marschiren. Der Bote hieß Martin, gehörte zu Montagnac. Man fand die Depesche in seiner Tasche. Der Truppenzusammenbruch befahl Bidoure sofort niederzuschießen. Die Exekution fand sofort statt. Bidoure blieb anscheinend todt auf dem Platze. Die Mörder zogen ab. Aber die Kugel hatte den Unglücklichen nur gestreift. Als die Soldaten abgezogen waren, kam er zur Besinnung und schleppte sich bis zum Schloß von Baume, wo der Pächter den Verwundeten aufnahm und verpflegte. Am Nachmittag las der Pächter eine Bekanntmachung des im Departement commandirenden Generals, worin alle diejenigen mit Einkerkerung, Tod und Deportation bedroht wurden, die einen flüchtigen Aufständigen verbergen oder ihm zur Rettung oder Flucht geben würden, seine Flucht fortzusetzen. Als der Pächter diese entsetzliche Bekanntmachung gelesen hatte, erfaßten ihn Furcht und Entsetzen. Er lief zum Maire und erzählte ihm, daß der „erschossene“ Bidoure nicht todt, sondern verwundet, bei ihm

Digitized by Google

Aufnahme gesucht und gefunden habe. Der Maire ging zum Präfekten. Der bonapartistische Präfekt befahl, Bidoure zu verhaften und ins Hospital zu bringen, und nach 3 Tagen befahl der Präfekt, Bidoure zum zweiten Mal hinzurichten. Die Hinrichtung hat wirklich stattgefunden. Am 14. Dez. erzählt Marquan weiter, wurde Martin, genannt Bidoure, zum zweiten Mal zum Tode geführt. Mit Ruhe, Festigkeit und Ergebung ging er zum Richtplatz.

Ich schlage eine andere Seite des Buches von Marquan auf und lese: „Unter den 24 Gefangenen, welche die Truppen mit sich führten, als sie Salernes verließen, um auf Lorgues zu marschiren, befand sich ein Kleinweber, Namens Giraud. Der die Truppen kommandierende Bonapartist, Oberst Trauers, beschloß eine summarische Execution. Giraud wurde dazu auserlesen, erschossen zu werden; mit ihm Antoine N . . . aus Vernon. Der letztere war ein junger Zeuge, der seine Mutter, die blos dem Anstande verbankte, daß er mit Giraud an denselben Strick gebunden war. Eine Abtheilung Gensdarmen, commandirt vom Kapitain Hourlez, führte die beiden Unglücklichen von der Marie aus der Stadt. Nach einigen Minuten Marsch hielt die Truppe an. Ein Gensdarm vom Gebirtsorte Giraudo wurde vorgerufen und ihm vom Kapitän Hourlez befohlen, beide Gefangene zu erschießen. Mehr zitternd als die beiden Opfer, naherte er sich den beiden Unglücklichen. „Giraud," sagte er, „verzeihe mir. Ich bin Soldat und muß gehorchen."

„Ich verzeihe Dir," erwiederte Giraud; „aber bereite Dich und laß mich nicht lange leiden."

Nun wechselten Beide noch leise einige Worte, umarmten sich, und dann legte der Gensdarm sein Gewehr auf das Opfer Giraudo und feuerte. Giraud fiel. Eine Sekunde später fiel ein zweiter Schuß. Antoine N . . . . lag, noch im Tode mit ihm zusammengefesselt, neben Giraud. Die Gensdarmen ritten davon.

Beide Niedergeschossene waren nicht todt. Dem Gensdarmen hatte die Hand gezittert. Die eine Kugel war Giraud durch den Hals gegangen, ohne ein Lebensorgan zu verletzen; die zweite Kugel hatte Antoine das Trommelfell verletzt und war im Kinnbacken stecken geblieben. Giraud kam zuerst wieder zu sich, machte sich von den Todten los und schleppte sich nach Lue, seinem Wohnort. Seine Frau nahm ihn auf und pflegte ihn, während sie Trauer anlegte und Messen für die Ruhe der Seele ihres Mannes lesen ließ. Um einen Arzt holen lassen und die Wachsamkeit der Behörden täuschen zu können, stellte sie sich krank. Giraud wurde geheilt und entkam glücklich über die italienische Grenze. Auch Antoine N . . . . ist hergestellt worden, blieb aber taub.

Sollte man nicht glauben, wenn man in Marquan's Buch diese schändlichen Morde liest, daß man sich unter Kannibalen befände? Gemiß! Aber diese Kannibalen waren sämmtlich bonapartistische Schergen, und die bonapartistischen Lohnschreiber, wie Marquan, mißigten sich noch, über diese Kannibalenfrische Nachricht zu geben.

Aus Marquans Buch entnehmen wir nun noch eine Massenexekution. In der Nähe von Lorgues sollten 4 Gefangene erschossen werden. Ein Gensdarm hatte sie unter den Personen, die ihn während des Aufstandes verwundeten, wieder zu erkennen „angelaubt" und sich so das Privilegium beanstandet, alle 4 mit eigener Hand zu erschießen. Ich überlasse in der Schilderung der Hinrichtung nach dem Wortlaut des Bonapartisten Marquan. Der Zug der aneinandergefesselten Gefangenen war an der Mauer des Kirchhofes unter einer hölzernen Thorgebäud angekommen. In demselben Moment fiel ein Schuß. Dem Schuß folgte ein zweiter, dann ein dritter Schuß. So fielen nach einander sieben Schüsse. Eine Menge Menschen stürzen herbei. Wenige Schritte von der Straße und dem mit Dividenbäumen bepflanzten Felde inmitten einer Blutlache liegen 4 Leichen, mit dem Antlitz den Boden bedeckend, immer noch aneinander gebunden. Der jüngste von ihnen war noch nicht 24 Jahre alt. Er war das Opfer eines Irrthums.

Aus dem letzten Male schlage ich Marquan's das Bonapartisten, fürchterliches Buch auf und lese folgende Scene aus Draginan: In Draginan wurde ein in eine schlechte blaue Blouse gekleideter Greis von den Gensdarmen verhaftet, der einen Säbel unter der Blouse trug. Eine tobende Menge umringte den armen, alten Mann und schrie: „Man muß den Menschen erschießen; man muß ein Exempel statuiren, schießt den Rothen nieder." Das waren keine Insurgenten, keine Arbeiter, keine Republikaner, welche auf diese Weise toben und schrieen! Nein, die Menge bestand aus wohlgekleideten Leuten, aus Legitimisten und Bourgeois von Draginan.

Der Gensdarmeriekapitän Hourlez — derselbe Scherge, der den armen Giraud einige Tage spater bei Lorgues erschießen ließ — hatte gegen diesen Mord gar nichts einzuwenden. Hatte er doch vor ein Paar Tagen die Mornysche Depesche erhalten: „Alles niederzuschießen, was Widerstand leiste." Der vor Todesfurcht zitternde Greis wurde an eine Mauer gestellt. Ihm gegenüber stellten sich die Gensdarmen auf, luden die Gewehre und commandirten das Commando, Feuer zu geben. Da kommt der Substitut des Präfekten vorüber. An die gefangenen Bonapartisten und Legitimisten denkend, die in den Häusern der Rusständischen sind, verlangt er von Hourez einen Aufschub der Execution und stürzt zum Präfekten. „Gnade, um Himmelswillen, Herr Präfekt, Gnade," ruft der Substitut, „denken Sie doch an unsere Gefangenen, die in den Händen der Aufständischen sind."

Der Präfekt eilt auf die Straße und befiehlt, die Execution aufzuschieben und den Gefangenen ins Gefängniß zu führen. Der bonapartistische Geschichtsschreiber Marquan sagt der Erzählung dieses Ereignisses die Worte hinzu: „Einige Tage später wurde der alte Mann in Freiheit gesetzt, da die Behörde sich überzeugte, daß er gänzlich unschuldig war."

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Geschichte eines Rekruten von 1813.

Von Erckmann-Chatrian.

(Fortsetzung.)

Ich richtete mich jetzt auch auf, um die Gegend zu betrachten, und sah vor und eine große sumpfige Ebene, vom Grunabach und Flößgraben durchschnitten. Einige große Hügel schlossen den Lauf der Bäche ein und im Hintergrunde zog sich ein breiter Fluß hin, den der Scherge die Elster nannte. Die Morgennebel lagen auf der ganzen Ebene. Mich umdrehend nahm ich hinter mir in dem Thal die Thurmspitze von Groß-Görschen wahr und etwas weiter rechts 5 Dörfer in den Vertiefungen zwischen den Hügeln. Groß-Görschen, wo wir biwakirten, lieat am weitesten vorwärts in der Ebene nach der Elster zu; am entfernesten war Kaya, hinter welchem die große Straße von Lützen nach Leipzig führt. Man sah keine Feuer weiter auf den Anhöhen als die unserer Division; aber das ganze Corps hielt die Dörfer besetzt und das Hauptquartier war in Kaya.

Gegen 6 Uhr schlugen die Tambours und bliesen die Trompeter die Artillerie zu Pferde und des Trains Reveille. Man ging ins Dorf hinab, die Einen, um Holz, die Anderen, um Stroh oder Heu zu holen. Gleichzeitig kamen Munitionswagen an, und man vertheilte Brod und Patronen. Wir mußten dort bleiben, um die Armee auf Leipzig vorrücken zu lassen. Deshalb sagte der Sergeant Pinto, daß wir in der Nachtzeit sein würden. Es kamen jetzt 2 Regimenter junger aus der Depot zu uns, und da ich noch 5 Schießpatronentäsche hatte, so bot ich dem Kilpel und Zebede ein Gläschen, um den Nachtnebel niederzuschlagen. Ich erlaubte mir auch dem Sergeanten Pinto eins anzubieten, der es mit der Bemerkung annahm, daß Schnaps auf Brod das Herz ermuntere.

Wir waren alle guter Laune und Niemand ahnte, was für schreckliche Dinge uns an diesem Tage bevorstanden. Man glaubte die Russen und Preußen seht weit weg, ohne daß sie uns hinter dem Grunabach vermuthet hätten, und wir wußten recht gut, daß wir uns befanden; denn plötzlich gegen 10 Uhr kam der General Souham mit seinen Offizieren in vollem Galopp den Hügel herangejagt, da man ihm eine unerwartete Nachricht gebracht hatte. Ich war gerade auf Posten bei den zusammengefetzten Gewehren und sah ihn deutlich sehen — mit seinem grauen Haar und seinem weiß eingefaßten Hut, wie er auf der Höhe ankam, ein großes Fernrohr aus der Tasche zog und beobachtete, dann sehr schnell zurücktrete und ins Dorf ritt, indem er rief zum Appell zu schlagen.

Alle Schildwachen wurden eingezogen, und Zebede, der Falkenaugen hatte, sagte: „Ich sehe da unten ganz nahe bei der Etiier sich große Massen bewegen und barunter einige, welche in guter Ordnung vorrücken, andere, welche auf drei Brücken aus den Sümpfen hervorkommen. Welch Plagerei, wenn uns das Alles auf den Hals kommt!" „Nun", sagte der Sergeant Pinto, der die Nase in die Luft emporstreckte und die Hand über die Augen hielt, — „nun, da ist eine Schlacht im Anzuge, aber ich verstehe nichts mehr davon. Während unsere Armee auf Leipzig marschirt und sich mehr als drei Stunden ausdehnt, wollen diese Hallunken von Preußen und Russen uns mit ihrer ganzen Stärke in der Flanke fassen und in 2 Theile zerspreugen. Seht gut ausgedacht; sie legen alle Tage mehr die Kniffe und Bosheiten des Krieges!" — Aber wir, was werden wir thun?" fragte Klipfel sehr ängstlich.

„Das ist sehr einfach," erwiderte der Sergeant, „wir sind hier 15,000 Mann unter dem alten Souham, der nie in seinem Leben um einen Fuß breit zurückgewichen ist. Wir werden wie die Bäume feststehen. Einer gegen 6 oder 7, bis der Kaiser Nachricht erhält und uns zu Hülfe kommt. Seht, da gehen schon die Ordonnanz-Offiziere ab." — Dies war wahr; 6 Offiziere sprengten hinter uns durch die Lützener Ebene in der Richtung auf Leipzig. Sie flogen dahin wie der Wind, und ich wünschte aus Herzensgrund, daß sie rechtzeitig ankommen und uns die ganze Armee zu Hülfe rufen möchten. Denn zu wissen, daß man unterlegen wait, ist schrecklich, ich wünsche meinem ärgsten Feinde nicht, in einer solchen Lage sich zu befinden. Der Sergeant Pinto sagte noch zu uns: „Ihr habt Glück, Kerlaben; denn wenn der Eine oder der Andere von Euch glücklich durchkommt, so kann er sich rühmen, ein gut Stück Arbeit mitgemacht zu haben. Seht nur jene blauen Linien da, die mit übergenommenem Gewehr am Flößgraben entlang kommen; jede Linie ist ein Regiment, es sind deren etwa 20, das macht 60,000 Preußen, die Cavallerieregimenter ungerechnet, wovon jede eine Schwadron ist. Und die Andern da, welche zu ihrer Linken nahe am Ribbach herankommen und in der Ferne glänzen, das sind Dragoner und Kürassiere der kaiserlich russischen Garde; die habe ich zuerst bei Austerlitz gesehen, wo sie so tapfer waren. Es sind wohl 20,000 Mann. Da hinter ihnen liegen die Lanzenmassen, das sind frisch Kosakenbanden. So werden wir das Vergnügen haben, in einer Stunde das Weiße im Auge von 100,000 Mann zu sehen die für die hartnäckigsten und zähesten unter den Russen gelten. Das wird ein Gefecht, und es kurz zu sagen, wo man das Kreuz gewinnt, und gewinnt man es nicht, muß man auf immer darauf verzichten."

„Das Kreuz also, meinen Sie, könnte man sich wohlerwerben, Herr Sergeant?" fragte Zebede, der noch nie ganz vernünftige Worte aus dem Munde Pinto's gehört hatte und sich schon eingebildet, das Kreuz zu haben. Seine Augen glänzten wie die Augen wilder Thiere, die Alles im Glanze sehen.

„Allerdings", antwortete der Sergeant, „denn man weiß dort anerkennender gerathen, uns angenommen, daß man in den Reihen einer Division, eine Kanone, eine Fahne oder sonst etwas sieht, was ins Auge fällt, so springt man darauf los, quer durch Bajonettstiche, Säbelhiebe, Kanonenschüsse oder was es sonst sein mag. Man faßt es und wenn man mit heiler Haut davon kommt, wird man vorgeschlagen."

Während der Sergeant dies sagte, sah ich wir ein, daß der Bürgermeister von Fellenburg das Kreuz erhalten hatte dafür, daß er sein Dorf dapfer gebrach hatte, auf Kürichen-und-Klingen Mayen Marie-Louise, unter dem Grunge aller Lieder entgegenzuziehen. Ich fand diese Art das Kreuz zu bekommen wenigstens viel bequemer, als die des Sergeanten Pinto.

Indessen hatte ich seine Zeit weiter darüber nachzudenken, denn von allen Seiten schlug es zum Appell. Jeder eilte zu den zusammengesetzten Gewehrbausen seiner Compagnie und beeilte sich, seine Waffe zu nehmen. Die Offiziere ordneten uns zur Schlacht, man saw mit den Kanonen im Galopp aus dem Dorfe herbei und pflanzte sie oben auf der Anhöhe auf, ein wenig linken, damit ihnen die Hand der Anhöhe zur Brustwehr diene. Die Pulverwagen kamen auch an. Etwas weiter rückwärts in den Dörfern Rahna, Kaya und Klein-Görschen war ebenfalls Alles in Bewegung; aber wir waren die Ersten, auf welche sich jene oben bezeichneten Massen stürzen mußten. Der Feind hatte auf jenen Kanonenschußweiten Halt gemacht, und seine Cavallerie sagte in Haufen von je hundert um die Anhöhe herum, um zu recognosciren. Bei dem Anblick dieser Massen von Preußen, welche beide Ufer des Flußgrabens ganz schwarz bedeckten und deren erste Linien sich in Kolonnen formirten, sagte sich zu mir: „Diesmal, Joseph, ist Alles verloren, Alles vorbei, es gibt keine Hülfe mehr. Alles, was Du thun kannst, ist, dich zu rächen, dich zu vertheidigen und kein Mitleid zu haben. Also wehre dich, wehre dich!"

(Fortsetzung folgt.)

V 1.

Humoreske von Cäsar Parous.

(1h. Fortsetzung.)

Kaltblütig erwiderte der Doktor: „Um Vergebung, Sie scheinen es bereits zu sein.“

Keuchend ließ der Erregte die Hand sinken: „Ich will mich fassen, nehmen Sie Platz!“ Aber die Fassung lag so fern, daß er den Stuhl, den er seinem Gast anbieten wollte, mit der fürchterlichen Heftigkeit hinstieß. Nur eine rasche Seitenbewegung rettete den jungen Mann vor unangenehmer Kollision seiner eigenen und der Holzbeine.

Da öffnete sich die Seitenthür und auf der Schwelle erschien Schmidt mit der Botschaft: „Herr Berg — “ das Uebrige blieb ihm in der Kehle stecken, er stand wie angewurzelt und glotzte den Doktor ins Gesicht. Dieser spürte ebenfalls einen merkwürdigen Eindruck von der Erscheinung des alten Mannes und maß sie von Kopf zu Fuß. Dann trat er rasch auf den zur Salzsäule Erstarrten zu:

„Sprechen Sie noch einmal, Mann, bleiben Sie nicht am Berg hehen!“

„Was wünschen Sie?“ fragte Schmidt mit vibrierender Fistelstimme.

Den Doktor überkam ein unendlicher Humor. Alle seine Züge belebten sich, die Augen leuchteten, und er rief: „Besonders Kenntschen — krummer Zucker! Das ist genau so gravierend, wie der plötzliche Stimmwechsel.“

Mitte stand auf Kohlen daneben. „Hören Sie nicht, daß ich Besuch habe?“ wies er den Eindringling zurecht und zeigte nach dem Ausgang. Schmidt machte Kehrt.

„Schmidt!“ rief der Doctor. Schmidt machte wieder Kehrt.

„Hinaus!“ tobte der Bergrath.

„Er sieht, er sieht!“ jubelte der Doctor, sich vergessend, bekam sich aber rasch und ging mit seinem Lächeln auf Mitte zu: „Herr Bergrath, dies Intermezzo ändert unsere Situation wesentlich. Es gehört kein übermenschlicher Scharfsinn meinerseits dazu, die Dinge zu combiniren und sowohl die Ursache Ihres gestrigen Wohlwollens wie Ihres heutigen Zornes zu ergründen.“

Der Bergrath sank vernichtet in einen Stuhl, preßte das Gesicht in die Hände und stöhnend entrang sich ihm: „Ich bin ein geschlagener Mann!“ Gleich darauf fuhr er wild empor: „Ich fluche dem Tag — “

„Welche Sprache! und wehhalb?“ hemmte der Doctor den Ausbruch.

Behend sagte Jener: „Sehen Sie sich, mein Herr, ich bitte! Es soll nun klar werden zwischen uns!“

„Es bedarf keiner Aufklärung weiter“, entgegnete der junge Mann schonend, indem er sich jetzt niederließ.

„Doch, doch!“ ächzte Mitte.

„Ich versichere: nein!“

„Ihnen Sie mir das Wort,“ sprach der Bergrath, sich zur Ruhe zwingend, „der Arzt meines Hauses steht auf dem Spiel!“ Er äußerte niedergeschlagenen Auges diese Befürchtung, die denn auch der Doctor sofort durch die Frage zu widerlegen suchte:

„Haben Sie die Fähigkeit, unerschreckt zu handeln in mir entdeckt?“

„Nein.“

„Wovor zittern Sie also?“

Beklommen gab Mitte die Auskunft: „Der gute Name der Meinen hängt an Ihrer Verschwiegenheit, das heißt an meinem Haar. Lassen Sie mich aussprechen!“ fügte er bittend hinzu, da sein Zuhörer durch eine Geste andeutete, er wolle die Behauptung nicht zugeben. „Gesetzt auch, ich traue Ihrem Wissen, zu schweigen, so wird es doch beständig in der Furcht leben, daß eine Stunde in lustiger Gesellschaft, wo junge Männer sich gern mit Abenteuern brüsten, Ihren Vorsatz erschüttert, Ihre Zunge löst und das Geheimniß preisgibt. Die Schmach erträg ich nicht, überlebt ich nicht.“

„Welche Schmach?“ ward der Doctor besänftigend ein. Mitte fuhr fort: „Sie würden sich von denselben Gedanken gemartert fühlen, wären Sie Vater einer erwachsenen Tochter.“ Er hielt wie erschöpft inne. Der Andere legte seine Hand auf seinen Arm und sprach:

„Ich würde es nicht, sähen Sie als jüngerer Mann mir gegenüber, wie ich Ihnen. Und was die lustige Gesellschaft betrifft, die Ihren Grauen erregt, so kann ich dies Phantom leicht verscheuchen. Ich bin weder Renommist, noch verkehre ich mit leichten solchen Schlags; denn ich halte einen Mann, der mit der Gunst einer Dame prahlt, für einen Schurken, und selbst die Meinlaune entschuldigt ihn in meinen Augen nicht. Ueberdies lebe ich ziemlich abgeschlossen: ich ziehe den stillen Umgang mit geistvollen Todten dem lauten Geschwätz mit langweiligen Lebendigen vor. Die Gesellschaftsmenschen sind aber sammt und sonders langweilig, da sie stets nur von unbedeutenden Gegenständen zu plappern wissen.

Der Bergrath hatte im Lauf dieser Auseinandersetzung mehr und mehr Vertrauen zu dem jungen Mann gewonnen. Er nickte sogar ein paarmal beifällig und erwiderte nun mit viel sichrerem Accent: „Ich theile Ihre Ansicht vollkommen, doch wenn Sie mich auch von einer Furcht befreit, bleibt doch eine andere Besorgniß in mir zurück.“

„Und welche? Sprechen Sie sich rückhaltslos aus!“ ermuthigte der Doctor ihn, da daß er in der That ganz gesammelt anhört.

„Der Ruf eines Weibes ist zarter, als Spinngewebe. Die Zungen der Klatschschwestern zieht kein Bedenken in Betracht, bestoweniger mehr aber die Meinung urtheilsfähiger Männer; denn jede Frau und jedes Mädchen steht so hoch oder so niedrig, wie die Achtung der Männer sie stellt. Einen andern Rang nimmt sie nicht ein, und wenn sie Fürstin wäre! Noch allem, was meine Tochter in den letzten Tagen gethan, müssen Sie, Herr Doctor, eine Vorstellung von ihr gefaßt haben — “

„Die durchaus günstig ist!“ vollendete der junge Mann den Nachsatz.

„Nein“, entgegnete Mitte, „Sie müssen mein Kind verachten, müssen eine Dreistigkeit in ihr voraussetzen, die uns an jedem Weibe beleidigt. Frauen flößen nur durch Zartheit Reize ein. Ich bin aus Tiefe über Aloas Betragen entrüstet, ich begreife nicht, wie sie es hat wagen können. Wenn ich Ihnen sage — — o Gott, wie schwer werden mir die Worte!“

„Dort ich sie Ihnen abnehmen?“ sagte der Doctor freundlich. „Sie wollen mir erklären, daß Ihre Tochter nur durch einen Zufall jugendlichen Uebermuths ausgeführt, ohne die Nachwirkung zu ermägen, daß sie trotzdem nicht zu den unweiblichen Naturen zählt. —“

„Ja, das wollte ich sagen!“ fiel Mitte aufathmend ein. „Daß die Sünden mir unmäßig glauben,“ schloß er halbert zu sich.

„Wie leicht ich Ihnen glaube,“ beruhigte der Andere, „muß Ihnen daraus hervorgehen, daß ich Sie errathen.“

Mitte sieh den Kopf sinken: „Ihre Höflichkeit beschämt mich; meinem Argwohn nicht. Im Stillen werden Sie denken, „der Vater spricht aus ihm,“ und Ihre Meinung über mein Kind bleibt dieselbe, zumal nun gar noch Ada's Cousine, die in meinem Hause lebt, sich in den widerwärtigen Handel gemischt.“ Er schwieg, und der Doctor überlegte einige Sekunden bei sich, was zu thun. Dann verfuhr er entschlossen:

„Herr Bergrath, es gibt ein höchst einfaches Mittel, Ihre Sorgen zu bannen.“ Mitte sah ihn halb mit Hoffnung, halb mit Mißtrauen an. „Gestatten Sie mir, mich Damen vor, so wird ein Spuk seine Gestalten, das falsche Urtheil, von dem Sie mich trotz meines Protestes gefangen glauben, zu berichtigen. Ich werde das wirkliche Wesen der jungen Mädchen kennen lernen, und sobald ich durch Sie selbst, Herr Bergrath, bei den Zügen eingeführt sein werde

Gratis-Beilage zur „Pfälzischen Volkszeitung."

Pfälzer Demokrat,

ein

Deutscher Demokrat.

Vom 1. Januar 1871 betritt der Pfälzer-Demokrat unter dem alleinigen Titel „Deutscher Demokrat" das politische Schlachtfeld. Der Kampf zwischen der Reaction und der deutschen Demokratie ist entbrannt, trau werden wir für die heilige Ihee der Freiheit, Führer zur Einheit.

Die hervorragendsten Führer der Demokratie, unter ihnen der Veteran der Demokratie, der Gefangene von Löhen, Johann Jacoby, der wackere Reitenbach-Flüchtling haben uns ihre werthvolle Mitwirkung zugesagt, auch haben wir Mitarbeiter aus allen Gauen unseres Vaterlandes gewonnen.

An unsere Leser richten wir die Bitte, unser patriotisches Unternehmen mit allen Kräften zu fördern.

Die Redaktion.

Nro. 41. Kaiserslautern, 9. Oktober 1870.

* Zwei Gefangene

1830 und 1870.

Auf der hohen Weichselfestung „Graudenz-Jungfrau unbezwungen"

Saß ein deutscher Dichterjüngling, tief von bitterm Weh durchdrungen.

Sah! die schönen Jugendjahre schwanden langsam unter Trauern

Und er lab die reiche Welt nur durch den Gitter seiner Mauern.

Was verbrachst Du armer Jüngling, daß Du langer Jahre Schmachten

Tragen mußt und Deiner eigner Freunde politisches Verachten?

Hast von Schwarz-Roth-Gold gesungen und von deutscher Einheit lassen!

Sieh' als Greis nunmehr — Fritz Reuter! — all' Dein Hoffen eingetroffen.

Fern im Osten zwischen Seen hält man ihn in Festerhaft

Der mit Einer Schrift sein Volk tief, tief in's Herz sich aufgerafft;

Der „Vier Fragen aus Ostpreußen" noch der Staatsverfassung Bau

Bis ins Völker-Frühlingssturmen ganz Preußen sich sein Recht er — hat!!

Hat er noch, im Angedenken an den heilig schönen Mai, —

Noch als Greis nicht zwingen können sein bedrängtes treues Herz?

Hält noch fest des Völkerfrühlings glühig schönen Einheits-Wahn

Träumt am Grabe noch: Europa's ewgen Frieden sehr er nah't?

Hoffe nicht — Johann Jacoby! — Was der Jüngling hat gerissen,

Sieht er wohl als Greis vollendet, Siegesjubel schwillt und schäumt!

Aber was Du Greis erwartest, werden erst die Enkel sehen —

Erst im zwanzigsten Jahrhundert wird Europa's Banner wehen! —

Den Unterzeichnern der Thorner Bittschrift für J. Jacoby's Freiheit gewidmet. P.

* Hochmuthan.

„Ein großer Teufel ist schon Gog,
Ma-Gog ist ein viel größerer noch,
Was aber ist der De-Ma-Gog?
Das ist der allergrößte doch."

So sprach bereinst der Engel Mund,
Und das vernahm der deutsche Bund,
Der machte schnell den Engelsfund
Aus armen, armen Teufen kund.

Wem fiele nicht in unserer neuesten glorreichen Aera der Demokratenhetze dieses prächtige Lieblein des alten Hoffmann's v. Fallersleben ein. Ja wohl deutsches Volk, Du hast alle Ursache vor diesen allergrößten Teufeln, vor diesen Demagogen oder Demokraten, wie man diese Leute leider in Folge unserer modernen Toleranz zu nennen pflegt, auf der Hut zu sein.

In Italien hatten diese gefährlichen Menschen die Kühnheit, das von Gott, durch Garibaldi eingesetzte Königthum als eine der schmachvollsten und unwürdigsten Fesseln des italienischen Volkes zu bekämpfen. Natürlich Verläumdung! Die italienische Dynastie kann kein Blutbad treiben und um nur nicht der Rotte Korah Eingang in das römische Heiligthum zu verschaffen, hat sich der biedere Victor Emanuel zur Annexion des römischen Gebiets verstanden, sicher ein Entschluß, der ihm sehr sauer geworden ist. Der Papst welcher unglücklicherweise den Demagogen mehr Vertrauen als seinem frommen Söhnlein Viktor Emanuel zu schenken schien, hatte sich in einem heb- und wehmüthigen Briefe an den König von Preußen um Rettung gewandt. Dieser hatte jedoch geantwortet, daß der König von Italien sein guter Freund sei und daß es seinen Aufgabe sei, in Seiner Heiligkeit Staaten einzurücken, um die Ausschreitungen der revolutionären Partei Europas niederzuhalten. Da mußte es dem der Papst wohl glauben, daß Victor Emanuel sein Retter sei, so schwer es ihm auch wurde. Was blieb ihm auch weiter übrig; das römische Volk kehrte ihm den Rücken, Rom, der Brennpunkt der katholischen Christenheit fiel in der Volksstimmung vom Felsen Petri ab, und verläugnete den Oberhirten durch viele Tausend „Ja's", die es für den Anschluß an Italien in die Stimmurne legte.

Jetzt wird natürlich der Papst seinen Zorn gegen die Demokraten kehren müssen, die Urheber seines Unglücks und Victor Emanuel hat schon einen wortvollen Länderzuwachs gleichgiltig einen liebenden Vater gewonnen, der ihm zur Bekämpfung der Demokratie gern seinen Krummstab leihen wird u. muß.

Garibaldi ist aus dem Verzeichniß der italienischen Ehren-Bürger, seine Demokrat Mazzini eingekerkert und in schönster Geistesharmonie Johann Jacoby auf Löhen! Ist das nicht eine große Offenbarung? fragt die „Zukunft."

Wohl dürfen wir wie in Italien treiben es die Demokraten in Sa nanien, wo ein reiner Monarchie nun einmal Nichts wissen wollen. Am ärgsten jedoch sind die Demokraten Deutschlands, die nach Frieden rufen und für das Volk Recht und Gerechtigkeit begehren.

Da lobe ich mir die Nationalliberalen in Deutschland. Das sind wahrlich rechtschaffene Leute und treue Diener ihres Zukunftskaisers. Was kümmert es sie, wenn die Bürger und Bauern keine neuen Steuern zur Erhaltung des siebenden Heeres aufbringen können, mögen sie betteln gehen, wenn nur der Glanz des Kaiserthrones erstrahlen wird. Was kümmert es sie, wenn die Schullehrer hungern, wenn die Bevölkerung und Verarmung des Volks aber ein mächtiges Kaiserthum u. dieses wenn auch die ganze Bevölkerung dabei unterging. Bleich warner Patriotismus bei dem Drängen des Volks in die Nordbundesverfassung! Heil unseren Nationalliberalen, die so Großes wollen! Stimmt ein Bürger und Bauern Nordbeutschlands' an der achten Haut sitzt Euch das Messer, was kümmt es jetzt noch auf die nennte an, die man Euch noch abziehen kann. Kleinigkeit, wenn nur der Glanz des Kaiserthums dadurch erhöht wird.

Also hinein in den Nordbund, auf Gnade oder Ungnade! Unser Zukunftskaiserthum wird uns schon für die vermeintlichen Opfer, die wir unserer Freiheit und Selbstbestimmung bringen, zu belohnen wissen.

Eins dürfen wir jedoch nicht vergessen, die deutschen Demokraten, die von berechtigten Forderungen des Volks, von Freiheit und Grundrechten sprechen, zu steinigen, wo wir sie finden. Was brauchen wir auch Freiheit wenn wir nur gehorchen können.

So sind sich die Demokraten überall gleich, darum: „Hoch der Nordbund!"

Der Gefangene der Wilhelmshöhe.

„Da es mir nicht gelang, von einer Kugel getroffen zu werden, bleibt mir nichts übrig, als nun Euer Majestät meinen Degen zu Füßen zu legen."

Jedermann, der die Schilderung der blutigen Schlacht bei Sedan gelesen, wird sich sagen, daß es viel schwieriger gewesen sein müsse, den Tod zu derselben zu vermeiden, als ihn darin zu finden, vorausgesetzt, daß man ihn gesucht. Allein um den Tod zu suchen, wenn es nicht länger möglich ist, mit Anstand zu leben, muß man eine Eigenschaft besitzen, welche den Napoleoniden fehlt, nämlich Muth. So gar der Spieler, wenn er sein Vermögen verloren hat, erhenkt sich. Aber Napoleon III. lebt weiter. Man wird einwenden, daß Napoleon durch seinen Tod nichts mehr hätte retten können, was er nicht nachrend seines Lebens hoffnungslos schon eingebüßt. Der bankerotte Betrüger, der sich den Tod gibt, der Verbrecher, der zum Selbstmörder wird, bevor die Hand der irdischen Gerechtigkeit ihn getroffen, was wollen sie? Den unerträglichen Qualen des Gewissens entrinnen, die Zeit abkürzen, der Sache ein Ende zu machen. Aber selbst dazu gehört Muth, der Muth der Verzweiflung. Und auch diesen haben die Napoleoniden nicht.

Es ist aber natürlich gar keine Rede von einem idealen Muthe, welcher gleichsam die Blüthe des Charakters und die Signatur jedes edlen Strebens ist — von jenem Muthe des „integor vitae scelerinque purus." Wie beschämend für den französischen Nationalcharacter hat Voltaire einmal in dieser Sinne gesagt: es ist eines der hauptsächlichsten Mißgeschicke für die ehrbaren Leute, daß sie Feiglinge sind." — Und Wellington dagegen: „Die Uniformen sind nur zu oft Masken —, wenn meine Memoiren erscheinen, so werden manche Statuen niederstürzen." Der Muth auf dem Schlachtfelde ist der höchste. Er kann gewonnen werden; er theilt sich gleichsam durch Berührung mit. Er ist endlich ein Ausbruch der Wuth, und mitten in dem Blutbade ein Erwachen der thierischen Leidenschaften, gegenüber dem Angriffe eine Form der Nothwehr. Man sieht doch, wie Erkennungszeichen, vielleicht die besten Schlachtenmaler unserer gegenwärtigen Literatur, die Empfindungen ihres Conterbirten schildern. Die Natur hat diesen Armen nicht zum Helden gebildet, er ist schwach von Körperbau, hat nicht das Maß und hinkt. Dennoch hat man ihn, da nach der furchtbaren Niederlage von 1812 der Kaiser eine neue Armee gebraucht, zum Rekruten gemacht, und aus einem friedlichen Hausbalte, von der Seite seiner Braut in den unglücklichen Feldzug von 1813 geschleppt.

Napoleon I, verglichen mit Napoleon III., war eine formidable Natur: er verkörperte den Genius des Schreckens. Er war ein Sieger in fünfzig Schlachten, war ein Feldherr. Allein was persönlichen Muth anbelangt, so war er dem Helden von Sedanbrücken kaum überlegen. Auch in dieser Be-

Digitized by Google

ziehung wußte er die Welt zu täuschen; nicht nur daß er die Geschichte gefälscht hat, auch die Kunst wußte sich dazu herzugeben, „die Augen zu blenden“, wie Chateaubriand sich ausdrückt. Wer kennt nicht jene Bilder, welche dazu dienten, die napoleonische Legende zu verewigen, und welche man noch heute in billigen Lithographien und schlechten Farbendrucken sie und da aufstauben sieht? Napoleon berührt die Pestkranken von Jaffa. Er hat sie niemals berührt. Napoleon überschreitet den Sanct-Bernhard auf einem sich bäumenden Rosse im Schneegestöber, und es muß das schönste Pferd von der Welt sein. Wenn man wüßte, wie es mit der berühmten Rede Bonapartes im Palais-Bourbon steht, „Ich habe gesiegt, so laßt uns danken.“ Man vergesse jenem 18. Brumaire dieser Manöver gezittert, als in dem Sitzungssaale der Fünfhundertete einige der entschlossensten von den Volksvertretern ihm entgegenstürzten und ihn am Kragen faßten! Bonaparte erblaßte, sich zurück und rief die Grenadiere, die er vorm im Saale zurückgelassen, zu seiner Hilfe. Einen Engländer, einen Palm, einen Hofer, einen Schill konnte er mit kaltem Blut fällisten lassen; aber jene Keuschheit der Ehre, welche einen Fliehen stählt wie eine Wunde vor ihm fremd. Jene 600 Verschwörer der Verfassung, die mit Gesetzen und überlegener Waffengewalt auseinanderzusprengen, das war eine That, bei er sich — mit seinen 6000 Grenadieren hinter sich — gewachsen fühlte. Als ihm aber einige Deputirte umringten und einer von ihnen ihm entgegendonnerte: „Fort mit diesem Dictator außer dem Gesetze!“ — da erbleicht der General, welcher gekommen war, um einzuschüchtern; er fällt ohnmächtig in die Arme seiner Grenadiere, die ihn aus dem Saale schleppen. Heißt das Muth haben?

Man suchte freilich am andern Tage schon diese Ohnmacht Napoleons des Großen dadurch zu decken, daß man einen Mordanfall auf ihn fingirte. Dolche der Volksrepräsentanten sollten auf ihn gezückt und er nur durch den Heroismus eines Grenadiers, Namens Thome, gerettet worden sein, der sich aufopfernd. Allein auch diese Lüge ist längst enthüllt. Im Jahr 1819, als in der Deputirtenkammer die von Napoleon seinem angeblichen Lebensretter bewilligte Pension zur Sprache kam, erhob sich Dupont de l'Eure), einer von den Alten, die damals im Rathe der 500 gesessen, und sprach sehr ernst: „Herr Thome, Grenadier des gesetzgebenden Körpers im Jahre VIII, verlangt heute den Preis einer Gefahr, in der er sich nicht befunden, und den Lohn einer schlechten Handlung, zu deren Werkzeug er sich gemacht. Und er schändet den Muth der Grenadiere, mit ihm Mitglieder im Rath der 500, zu sagen, ob der angebliche Mordversuch auf den General Bonaparte nicht eine Lüge gewesen sei. Nach dieser Rede wies die Kammer die Forderung gebührend zurück.

Es war, noch brauchen im Hofe dauerte die Muthlosigkeit und der Schreck des künftigen Cäsars noch fort so daß wahrscheinlich das ganze scheußenswürdige Complott verloren gewesen sein würde, wenn nicht Napoleons Bruder, Lucian, einen Degen gezogen und ihn gegen die Brust seines geistes Bruders gehalten hätte.

Wen erinnert der Degen Luciani nicht an die Pistole Fleurys, die vielleicht allein Ursache war, daß der Staatsstreich des 2. Dezember wirklich zur Ausführung kam? Morde, Niedermetzelungen des Volkes und Transportation nach Cayenne planen, somie die Gräuel derselben genießen, sind nur der Gefangene des Königs von Preußen gang der Mann; als aber die Stunde der persönlichen Gefahr gekommen war, als es hieß: Leben gegen Leben — da fehlte ihm selbst der niedrigste Grad von Muth, der Muth des Mörders.

Arnold Auge, in seiner Uebersetzung der Tenotschen Schrift vom Staatsstreich, führt folgende Stelle aus Kinglake's „Invasion of the Crimea“ hierher an: „Die Nacht rückte vor. Wichtige Schritte waren gethan; dennoch, obwohl sehr gefährlich, war es nicht buchstäblich unmöglich für den Verschwörer, inne zu halten. Sie konnten die Briefe, welche die Minister entliefen, zerreißen, und wenn sie auch nicht hoffen konnten, die Drucker am Plaudern zu hindern, so war es doch noch nicht zu spät, die Worte und selbst den Hauptinhalt der Proclamationen zurückzurufen. Aber die nächsten Schritte waren unwiderruflich . . . Hier, zu dieser Zeit der Nacht, soll einem Theile der Verbündeten der Muth entsunken und einer von ihnen vor dem Weitergehen zurückgeschreckt sein; Fleury soll dann diesen Unschlüssigen allein genommen, die Thüre verschlossen, eine Pistole gezogen und seinen ausgezeigten Freund auf der Stelle zu erschießen gedroht haben, wenn er sich länger weigere, vorwärtszugehen.

Das also sind die Mittel, mit denen man die Bonapartes zwingt, muthig zu sein: ein Degen und eine Pistole! Die blutige Bahn zu betreten, die zu dem Verderben Tausender führte, hatten sie hinlänglich Muth; aber den ersten Schritt, der ihre Person möglicherweise in Gefahr bringen konnte, zu thun, dazu mußte ihnen Fleury oder irgend ihre Freunde sie entweder zu ersuchen oder zu erschießen drohen!

Und ein solcher Feigling will davon reden, daß es ihm nicht gelung, „von einer Kugel getroffen zu werden!“

Nach der Februarrevolution im Jahre 1848 nach bevor Jules Favre allzu ergebmüthige Besuch ihm die Rückkehr nach Frankreich ermöglicht, besuchte sich der Prinz Louis Napoleon zu Besuch auf dem Landsitze des englischen Freundes, des Obersten Parkinson. Hamerton. Hier war damals sehr mild gegangen. Die Tage durch die Jagd, des Abends Whist und rauchte fortwährend Cigarretten. Bei einer solchen Gelegenheit, in einer langen politischen Discussion, sagte er zu M.: „Es ist vom Schicksal beschlossen, daß ich in nicht allzuferner Zeit Kaiser von Frankreich bin. Die Oesterreicher aus Italien treiben und die Niederlage von Waterloo rächen werde.“

Der Oberst schüttelte den Kopf zu diesen Worten seines Gastes und äußerte sich am andern Morgen gegen einen Bekannten: „Prinz Louis ist ein ganz liebenswürdiger und ein unermüdlicher Raucher von Cigarretten; aber was die Politik betrifft, so ist er so toll wie ein Hutmacher.“

Obwohl wir nun nicht wohl einsehen, in welchem Zusammenhange ein Hutmacher mit der Tollheit oder der Politik steht, so hat doch jener brave Oberst erleben müssen, daß sein Gast sein ganzes Programm, bis auf die Rache für Waterloo erfüllt hat; aber großmüthiger, als seiner Zeit der Prinz-Regent von England, hat der König von Preußen dem neuen Themistokles nicht das stolzeschen Asyl-ser in Deutschland zum Aufenthalt angewiesen. Oder sollte selbst hier ein seiner Zug Bismarckscher Ironie mitspielen, daß man ihm statt des St. Helena des einen Oxkels das Capua des anderen gab?

Man kann sich nichts Lieblicheres denken, als dieses Schloß mit seinen Thürmen, seinen Bosquets, seinen Wasserkünsten, seinen Parken, dem Rasen von hundertjährigem Alter umrauschen es. Von seiner schattigen Terrasse herab hat man einen wundervollen Blick über den Park, in welchem die Wasserfälle murmeln, die Fontainen springen, und gegen das gegenüber Thal, durch welches sich in glänzenden Windungen der Weserstrom schlängelt, der Wanderer von hier, bei Münden, im Zusammenfluß mit der Werra die Weser zu bilden — sie, die wie der heimathliche Poet (Dingelstedt) singt, „der traulichen Werrin verwandte Ströme fill gebohren.“ Ein wundervoller Gedanke ist es, daß der Kaiser der Wilhelmshöhe: zweimal im Verlaufe von nicht ganz hundert Jahren hat es das Kurfürstenthum und das Kaiserreich untergehen sehen. Ein Napoleon vertrieb von hier einen Kurfürsten, und ein anderer Napoleon folgte von hier einem anderen Kurfürsten in den Untergang. Die muthlos wandten unseres Romanschriftsteller solchen Combinationen gegenüber werden? Was sind ihre kühnsten Erfindungen, verglichen mit dieser riesigen Phantasie der Geschichte! Undenvohnt kann dieses Schloß auf waldiger Höhe seit jenem Sonntag, den 1. September letzt, Kurfürst es als Gefangener König Wilhelms verließ, bis zu jenem Septemberlag im Jahre 1870, wo es der letzte Napoleon als Gefangener König Wilhelms bezog!

Wenn Napoleon an den schönen Herbsttagen, welche nun eingetreten sind, in den laubigen Gängen promenirt, die sein Schloß umgeben, wenn er die Cigarrette rauchte, während das aus Tiefen den Habichtswaldes der würzige Tannengeruch zu ihm herüberweht, so wird er sich vielleicht an die Worte erinnern, die er, als er noch ein Kind war, mit seinem Heer hatte, beim Beginne dieses Krieges seinen Soldaten zurief: „Welchen Weg wir auch immer außerhalb der Grenzen unseres Vaterlandes einschlagen, wir finden stets die ruhmreichen Spuren unserer Väter.“ Die Spuren seiner Väter wird Napoleon nun hier in Cassel und auch in der Wilhelmshöhe finden; ob sie jedoch ruhmreich sind, das mag er sich jetzt überlegen. In den schlimmsten Zeiten seines Uebermuthes und seiner Willkürherrschaft schnitt Napoleon I. aus den deutschen Kerndanden ein Königreich Westphalen zusammen, gab demselben als Hauptstadt Cassel und als Souverän seinen jüngsten Bruder Jerome, welchen er in guter Laune „le petit polisson“ und in schlechter Laune einen Deutschen nannte, „besten Ausschweifung schreiend, dessen Liederlichkeit erkennend“ seien. Auf Wilhelmshöhe, welches von nun ab und so lange sein Reich währte, „Napoleonshöhe“ hieß, hielt der neue herrliche König Hof, die zu seinem solennen Einzug nach Cassel; hier, in den nunmehr öden Sälen, wurden jene Orgien gefeiert, welche dem „Garneval Königs Jerome“ eine so traurige Berühmtheit gegeben. Diese Plünderungen und diese Räubereien, diese Bälle und diese Parquets — wie viele Geheimnisse könnten sich seiner eigenen Sprache dem Kaiser erzählen! Er ist nach so langer Zeit wieder betritt. Hier wurden jene französischen Komödien und obscönen Ballette aufgeführt, die an einem Abende auf Hundertlausende verschlangen, während das unglückliche Land, vom Kriege ausgeleogen, von unerschwinglichen Steuern erdrückt, hungerte und darbte. Hier war es, wo Jerome ganz mit seinen Damen die Rollen in den Possenspielen zu übernehmen pflegte. Hier wurden Feste, von solcher Pracht, daß der König von Preußen, als er seinen Spaziergang zu Wilhelmshöhe überschritt, werden konnten, und welche der ganze Hofadapter, anstatt sie zu leben, dem Festgeber ins Gesicht warf, die Feste, die ärmsten Soldaten zuletzt sollten, die Feste, welche die Thränen der Unterthanen Provinzade reingelegt werden mußte. Und dann trennt sich spät am Abende dieser musterhafte Regent von seinen Kameraden mit dem einzigen denkbaren Satze, den er ungefähr ausgesprochen konnte: „Gut Nacht, Jungens! Ueber Mittag!“

Dies Alles fand auf Wilhelmshöhe statt, und dieses sind die ruhmreichen Spuren seiner Väter, die er dort finden wird. Ob aber diese Erinnerungen nicht doch ein wenig getrübt werden durch den Gedanken an den unglücklichen Prinzen, den Sohn des Königs von Westphalen, der, ungeachtet in Florenz weilt und dort, anstatt für die Dynastie zu sorgen, einen Schneider kommen ließ, um sich einen bürgerlichen Anzug machen zu lassen? Doch Louis Napoleon ist ein Stoiker, wie er am Kamin seines englischen Freundes seine Cigarretten rauchte, in rauchte er sie in dem Wagen, der ihm zur Begegnung mit König Wilhelm bei Sedan fuhr, so wird er sie jetzt rauchen unter den Bäumen der Wilhelmshöhe und sich dabei sagen, wie einst sein Onkel auf dem Wege nach Elba: „Bei der Schlußrechnung komme ich noch gut davon; ich begann das Spiel mit sechs Franc in der Tasche und ziehe mich als ein reicher Mann zurück.“

Nur mit dem Unterschiede, daß für Napoleon den ersten nach Elba noch St. Helena und daß für Napoleon den Letzten nach Wilhelmshöhe nichts mehr kommen wird. Für Napoleon I. wird der einsame Fels im Meere mit all der bauernden Erschütterung entgegen. Nicht weit von Sedan, wo der Kaiser gefangen wurde, liegt Worth, wo Mac Mahon XV. auf seiner verunglückten Flucht festgehalten und nach Paris zurückgebracht wurde. Der König ging auf das Schaffot, der Kaiser ging es vor — nach Wilhelmshöhe zu gehen. Das liegt zwischen dem einen Datum und dem anderen? Welch' Schreckensjahr, das erste Kaiserreich, die Restauration, die Julimonarchie, die 2. Republik, der Staatsstreich, das 2. Kaiserreich, die 3. Republik! Es scheint nicht, als ob für Frankreich schon die Bedingungen einer festen und dauernden Constitution eingetreten wären; jedenfalls Deutschland ist es, so haben Alle das Gefühl, daß der von Frankreich seit dem Jahre 1789 gegebene Anstoß nun seiner Vollendung nahe sei. Unter diesem Stoße sank das alte, baufällige deutsche Reich in Trümmer. Wir wissen nicht, welche letzten Kämpfe nach Außen, welche Veränderungen noch im Innern uns bevorstehen mögen; aber in dem Herzen lebt der Wunsch und die Zuversicht, daß aus diesen Kämpfen und Veränderungen das neue deutsche Reich in aller Herrlichkeit hervorgehen möge!

Julius Rodenberg.

Aufruf

an alle Freimaurer in Frankreich und Deutschland. Geliebte Brüder!

Soll dieser Krieg, in welchem die Künste des Friedens die Gräuel der Verwüstung verbunderttaucht haben, fernerhin noch Europa mit Blut tränken? Die Zahl der Gebliebenen wird sich feststellen lassen; sie wird auf Hunderttausende sich belaufen; man wird von beiden Seiten die Ausgaben des Krieges berechnen, das Deficit läßt sich auf Milliarden anschlagen. Was man aber unmöglich feststellen kann das ist die Summe der physischen und moralischen Leiden zweier Völker: Die Trauer und das Bedauern, die Mittmen und Waisen, die Fabriken, die in

Digitized by Google

Träumern liegen, die Früchte des Bodens, die verloren gegangen, die Väter ohne Arbeit, die Mütter, die obdachlos und ohne Brod für ihre Kinder bestehen, der Wohlstand der in Kunst und Wissenschaft aufgehäuft, in einem Tage vernichtet worden ist, die Fassionirte, die Hungersnoth und entsetzenden Krankheiten die Europa heimsuchen, während Städte in Rauch aufgehen und große Leichenhaufen die Flüsse stauen.

Jeder Gebildete fühlt sein Herz dabei bluten.

Aber der Mensch soll jeder Gefahr beherzt ins Auge sehen. Diese Unheil, das das Herz verwüstet, muß von der Vernunft unterstützt und in seinen Ursachen erkannt werden. Jede Nation, jeder Staatsbürger ist es der empörten Menschheit schuldig, sich vor dem strengen Richterstuhle seines Gewissens zu verbeichen, in wie fern er für dieses Uebel verantwortlich ist, ohne die Anstrengungen zu scheuen, welche schweren Opfer er zu bringen hat, um dem Kriege ein Ende zu machen.

Hier gilt es nicht Gegenbedingungen, nicht verzögerliche Discussionen. Das Wohl der ganzen Menschheit ist bei der Sache betheiligt. Ganz Europa kann nicht ohne Gerüthter Civilisation, nach einer so langen Praxis der Gesetzlichkeit, Völker, die gewöhnt sind, die unbedeutendsten Privatstreitigkeiten vor Gericht zu bringen, unter einander von keinem schiedsrichterlichen Spruch hören wollen und so der blinden Gewalt überlassen über ihre größten Interessen zu entscheiden.

Es ist eine Schande für das Jahrhundert, welches den edlen Wetteifer aller Nationen auf jenen wahren Feldern der Ehre, die man Universalausstellungen nennt, gesehen hat, welches die Eisenbahnen, die Dampfschiffe, den elektrischen Telegraphen erfunden, Landengen und Bergketten durchschnitten und durch Riesenwerke entfernte Meere, Flüsse und Völker mit einander in Berührung gebracht hat, daß es in Europa auf seiner eigenen Werke achtet, eine Schande ist es, daß es das allgemeine Solidaritätsgefühl, welches die Philosophie in der sittlichen Weltordnung anerkändigt, welches unter der Hand der Industrie sich so zu sagen verkörpert und materiell greifbar wird, nicht besser vertheidigt; eine Schande ist es endlich, daß die Nationen, die sich als die Ersten in einem edlen und friedlichen Wettstreit ansehen dürfen, auch die Ersten sind welche, sobald ihre Interessen oder ihr Stolz in Frage gestellt werden, oder sich widersprechen, alle Bande der Natur zerreißen, keine gesetzliche Gewähr anerkennen, keinen anderen Richter wollen, als ihre Kanonen und so von der Gesetzlichkeit in die blinde Gewalt von der Civilisation in die tiefste Rohheit zurückfallen.

Vor einem solchen Schauspiel muß man sich schaudernd fragen ob es nicht die gehäufige Begierde ist einer gerechten Lösung auszuweichen und mit dem Glücke der Waffen alle Widerrechtlichkeiten, die dem Siegen als erlaubt gelten, man auf seine Seite zu bringen?

Nein, Angesichts eines solchen Schauspiels giebt es keinen Menschen, der sich für unverantwortlich halten könnte, keinen der sich nicht sagen sollte, wie in solchem Falle eines jeden Pflichtgefühl hätte einsprechen müssen.

Müssen wir dann annehmen, daß das 19. Jahrhundert nicht civilisirt genug ist um in Frieden zu leben?

Gebietende Brüder, die Friedensrufe darf diese entsetzliche Vermuthung nicht unbeantwortet lassen. Ueber alle Parteien, Sprache oder Namensverschiedenheiten, politische oder religiöse Formen, erhaben, hat sie zum Zweck die Menschen durch das Band der Liebe aneinander zu knüpfen, sie über angeborne Vorurtheile zu erheben und mit glauben ihr eine größere moralische Kraft zutrauen zu können, als Denen, welche die Menschen nur zu trennen verfuchen.

Unsere Prinzipien, die in dem alten maurerischen Wahlspruch: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, enthalten sind, konnten in den Worte: Gesetzlichkeit zusammengefaßt werden. Mit halten sie für unumgänglich nothwendig für die Wohlfahrt der Welt und glauben, daß es nie eine feierlichere Gelegenheit gegeben hat dieselben bei den Menschen wieder in Erinnerung zu bringen.

So haben wir, geliebte Brüder, es uns vorgenommen, Euch unsere innerlichsten Gefühle mitzutheilen.

Wir halten es für einen der edelsten Vorzüge der Menschen, ihr Leben für eine gerechte Sache zu wagen und lieber den Gedanken mit ihren Leichen zu bedecken, als auf demselben ihr Leben in Knechtschaft dahin zu schleppen. Was von dem moralischen Wesen nach der Verletzung seiner Rechte, nach dem Raube seines Vaterlandes und nach der Entwürdigung seines Gewissens noch zurückbleiben mag, ist von so geringem Werthe, daß es wohl des Fortbestehens für unwürdig gehalten werden darf, und der freie Mann als berechtigt erscheint, einem solchen Zustande den Tod vorzuziehen.

(Schluß folgt.)

* Keine Täuschungen!

Deutsches Parlament! Deutscher Volksstaat! Ein Zeitalter des Friedens und der Freiheit! Welches deutsche Herz jubelt nicht auf, wenn es sich seinen hoch ersehnten Idealen näher gerückt sieht. Wohl sind wir ihnen scheinbar nahe gekommen, doch wenn wir die Hand danach ausstrecken wollen, werden all die schönen Bilder, die uns heute umgaukeln und unsere klaren Blicke so gefangen halten, wie Träume zauberhaft vor unseren entzückten Augen zerfließen.

Der Staat des deutschen Berufs wurzelt auf einem Felsen, jede Staatsaktion ist nur nach einem einzigen Ziele hingelenkt und dieser Felsen, zu besiegen Befestigung die Staatsmänner und Diener bis zum Pfaffen der Lehren predigten, ist die Dynastie. Alles was darauf abzielt, diesen Felsen zu untermühlen, von seiner stolzen Höhe zu stürzen, kann vor den Augen seiner Besitzer keine Gnade, wohl aber die strengste Verurtheilung finden. (Siehe Johann Jacoby auf Königsb.)

Wenn nun heute die preußische Fortschrittspartei abermals die alten Grundrechte des Volks aus dem Raritätenkasten holt und „gesicherte Rechtszustände, getragen und entwickelt durch ein Parlament, volle Thronmacht an der Gesetzgebung, Budgetrecht, Mitentscheidung über Krieg und Frieden" u. a. m. verlangt, ist das wohl recht lobenswerth, denn das deutsche Volk weiß kaum, daß es Grundrechte giebt, auf die es Anspruch machen kann. Doch weiter hat es auch keinen Zweck: glaubt die preußische Fortschrittspartei ernstlich auch nur den kundigsten Theil ihrer Forderungen durchzusetzen, die sämmtlich auf die Schwächung der Dynastie hinauslaufen?

Nach den bitteren Erfahrungendie sie seitzwanzig Jahren mit der Verwirklichung der deutschen Grundrechte gemacht, können wir es kaum glauben, daß sich in diesen Forderungen irgendwie Hoffnung auf Erreichung dieses Zieles finden würde.

Wenn ein Feldherr einen Operationsplan entwirft, muß er sich auch über die Schritte klar werden, die er zu thun hat, wenn sein Unternehmen mißlingt. Wer sich nicht darüber klar ist, der Fortschrittspartei, über die Verwirklichung ihrer Pläne keine Illusionen macht, sie werden eben fromme Wünsche bleiben, was sie bisher gewesen sind, selbst, wenn einige Tausend Stimmen aus Süddeutschland in die allgemeine Hetze um Erfüllung aller Verheißungen mit einstimmen würden.

Was wird nun die preußische Fortschrittspartei thun, wenn ihre Forderungen wiederum unerfüllt bleiben? Wird sie sich dann kühn in den nationalliberalen Strom stürzen und mit denselben schwimmen, um wie sie für die Einheit führen? Hat ersinnen, das Tischtuch zerschneiden, sich der Demokratie anschließen und mit dieser gemeinsame Sache machen?

Wir hoffen dies wenigstens von einem großen Theil der Männer, die heute jenen Erlaß unterschrieben haben; sie werden niemals einer neuen Komödie als Decorationsstück dienen.

Auch wir treten mit für ein deutsches Parlament ein, jedoch faßt bis an's Herz hinan. Wir wissen im Voraus den Gang der Dinge; die Niederlage jedoch, der unsere Freiheitswünsche entgegengehen, soll unserer guten Sache zur Stärkung gereichen, und dazu dienen, in Gambetta-Deutschland eine mächtige Freiheitspartei zu schaffen, mit der die Gewaltthaber rechnen müssen.

Treten wir denn mit allen Kräften für ein deutsches Parlament ein, forbern wir nach den schweren Opfern die das Volk bisher an Gut und Blut gebracht und noch immer bringt die endliche Verwirklichung der deutschen Grundrechte, ein in Freiheit geeintes Deutschland. Hierbei muß es sich zeigen, wie weit wir mit unserem constitutionellen Traume kommen.

Hoffen wir, daß der Augenblick der Ernüchterung auch die Männer der Fortschrittspartei in Preußen als Demokraten findet, die entschlossen sind, mit der Politik der Halbheit zu brechen.

Aus dem Schuldbuche Louis Bonaparte's.

Von Gustav Rasch.

(Fortsetzung.)

Auf der Esplanade von Auys führten die Soldaten ganz dieselbe Scene auf, wie die Soldaten der Brigaden Canrobert und Reybell auf den Boulevards von Paris. Alle 164 Gefangene sie auf unbetheiligte ruhige Menschengruppen, auf Häuser und Menschen, in die Thüren, Läden und Kellerluken hinein. Sie schossen sogar zwei Legionnären nieder, welche sie fälschlicher Weise für Aufständische hielten, die Herren von Gasquet und von Andeol. Auf der Ebene von Achane wurden die Niedersten Aufständischen von den sie verfolgenden Gendarmen und Gusaren ohne Weiteres niedergehauen und von hinten erschossen. Wenigstens fünfzig bedecken mit ihren Leichen den Boden; noch weit beträchtlicher war die Ziffer der Verwundeten. Auch hier hatten die Truppenkommandanten von dem Staatsstreichsgesetz minister den Befehl erhalten, auf alle Aufständischen zu schießen. Vierundachtzig wurden gefangen und sämmtlich zu zwei und zwei mittelst Stricke aneinander gebunden. Als einige Bürger von Aups, welche selbst vorher Gefangene der Aufständischen gewesen waren, die gebundenen Gefangenen verschlossen sahen, konnten sie sich doch eines Gefühls von Scham nicht erwehren." Weshalb sind diese Leute gebunden?" sagten sie zu den Gendarmen, „von uns ist, als wir ihre Gefangenen waren, Niemand gebunden worden."

In allen Departements, welche sich gegen das Verbrechen erhoben, wurden die Verbrecher am zweiten Dezember zur Vertheidigung der Republik erhoben — am 20. Dezember war die Ziffer dieser Departements bereits zweiundbreißig — wurden Seitens der bonapartistischen Militärkommandanten und Präfekten an drei Tagen hintereinander publicirt, daß in der Geschichte dieses Jahrhunderts selbst unter barbarischen Völkern nicht ihres Gleichen gefunden haben. Eins von diesen bonapartistischen Blutdekreten bedrohte jeden französischen Bürger mit Einkerkerung, Deportation und Tod, der einen flüchtigen Aufständischen sich zu gastfreundlicher Aufnahme oder Nahrung oder Geld gebe, um den Schergen Bonaparte's und seiner Spießgesellen zu entfliehen; ein zweites in allen Aufständischen Departements publicirtes Dekret erklärte die Güter aller Flüchtlinge unter Sequester, die nicht binnen zehn Tagen freiwillig den gemischten Kommissionen gestellt haben würden, und kündigte sogar an, daß die Häuser der flüchtigen Republikaner bis sie sich gestellt haben würden, von Soldaten besetzt und diese Soldaten aus ihren Mitteln ernährt werden sollten; ein drittes Blutdekret, das vom 3. Dezember, befahl, daß der bewaffneten Macht die Flucht nehme, ohne Weiteres Feuer zu geben. Wer sich davon, daß diese Blutdekrete wirklich in den aufständischen Departements publicirt worden sind, überzeugen will, der blättere die eingehenden Berichte des officiellen Moniteur, aus dem Dezember des Jahres 1851 durch, und er wird in diesem amtlichen Regierungsblatt alle diese Blutdekrete finden. „Vous ferez immédiatement connaître qui donnerait sciemment asile à un insurgé, serait réputée complice et traitée comme tel" befiehlt es ausdrücklich in einem Rundschreiben des ehemaligen berüchtigten Pariser Polizeipräfekten Carlier, der am 4. Dez. 1851 von Morny als Generalkommissär mit unumschränkter Vollmacht in Begleitung einer Horde von Polizisten, Schergen und Mordbrennern in den Süden geschickt wurde, an alle Präfecten, Maires, Polizeikommissäre und Gendarmerieoffizierkommandanten. „De faire feu sur quiconque essaierait de fuire" telegraphirte St. Arnaud am 4. Dez. von Paris aus an sämmtliche Truppenkommandanten in den Departements. Man sieht, daß aber es nicht nöthig hat solcher entsetzlichen Blutdekrete nur, um zu schrecken, auf dem Papier standen und nicht ausgeführt worden sind. Die elenden Buschen und niederträchtigen Gesellen welche zusammen das Verbrechen des 2. Dezember begingen, schrecken vor Niemand und Niemand in der Welt zurück. Sämmtliche Blutdekrete sind ausgeführt, und in allen Departements mit der größten Schonungslosigkeit ausgeführt worden. Ich durchblättere die Nummern der Gazette des Tribunaux aus den ersten 4 Monaten des Jahres 1852 und die Regierungsblätter der bonapartistischen Trumpen-Präfecten an ihren Chef, den früheren Possenreißer St. Arnaud, und finde überall, wohin ich den Blick wende, die Beweise zu meiner Behauptung. Das Kriegsgericht zu Lyon, dem der bonapartistische Dragoneroberst Ambert präsidirte, hat am 30. Dezember 1851 den Flurschützen Ariet von Briel im Drometepartement zu 20 Jahren Strafarbeit verdammt, weil er einem flüchtigen Aufständischen Obdach gegeben hatte, während der Bauer Heinrich Brun wegen desselben Verbrechens zu 10 Jahren Strafarbeit verdammt worden ist. Am 10. Jan. 1852 wurden nach der Niederwerfung des Aufstandes in Clamecy, der Hauptstadt des Yonne- und Nievredepartements, 200 Gefangene gemacht. Einer von diesen Gefangenen machte einen Fluchtversuch. Der Fliehende wurde von Jägern des 10. Regiments niedergeschossen. (Schluß folgt.)

Digitized by Google

Feuilleton.

Geschichte eines Reekruten von 1813.

Von Erckmann-Chatrian.

(Fortsetzung.)

Während ich so dachte, rief der General Ehemmerer ganz allein unsere Reihen entlang und rief: „Bildet Carres!“

Alle Offiziere rechts und links, vorn und hinten wiederholten den Befehl. Man bildete 4 Carres von je 4 Bataillonen. Ich befand mich diesmal in einer der inneren Reihen, was mir sehr angenehm war, denn ich dachte ganz natürlich, daß die Preußen, welche in 3 Kolonnen anrückten, sich zuerst auf die Vorderseite stürzen würden.

Kaum hatte ich dies gedacht, als ein wahrer Kugelhagel in das Carre schlug. Zu gleicher Zeit sind der Donner der Kanonen, welche die Preußen auf einer Anhöhe zur Linken aufgefahren hatten, ganz nahe als der Wirbelwind zu rollen an. Die Getöse hörte gar nicht mehr auf! Sie hatten auf dieser Seite dreißig schwere Geschütze; man kann sich denken, was für Löcher diese machten. Die Kugeln pfiffen dald durch die Luft, bald sausten sie durch die Reihen, bald wühlten sich in die Erde, bis sie mit einem schrecklichen Satze aufwarfen und wegflogen. Auch unsere Kanonen schossen in einer Weise, daß wir das Pfeifen und Brummen und Schnauben der andern nur zur Hälfte hörten, aber dies Getöse zu machen, das wollen Kinder auch und uns machte, war das unaufhörliche Rufen der Offiziere: „Schließt die Reihen! Schließt die Reihen!“ Wir waren bereits in einem unbeschreiblichen Pulverdampf, bevor wir noch einmal geschossen hatten. Ich dachte bei mir: „Wenn wir hier noch eine Viertelstunde bleiben, so sind wir alle abgeschlachtet, ohne uns vertheidigen zu können!“

Dies schien mir ein schrecklliches Schicksal. Da auf einmal kamen die ersten Colonnen der Preußen zwischen den ersten beiden Carres mit einem seltsamen Geschrei, einer aufregenden Ueberschwemmung ähnlich. Sogleich gaben die 3 ersten Seiten unseres Carres, die vordere und die rechts und links, zu gleicher Zeit Feuer. Gott weiß, wie viel Kugeln in die Vertheidigung fielen! Allein Nichts konnte halten, fuhren ihre Kameraden fort gegen uns anzustürmen unter dem Donnerrufe: „Vaterland! Vaterland!“

Dabei gaben alle ihre Bataillonsfeuer auf 100 Schritte ab — uns, so zu sagen in den Bauch. Darauf begannen die Bayonnetstiche und Kolbenhiebe, denn sie wollten uns niederwerfen und vernichten; sie schienen rasend zu sein. Mein ganzes Leben werde ich dadran denken, wie ein Bataillon dieser Preußen gerade mit gefälltem Bayonnet anstürmte. Wir wichen uns, ohne zu wanken, und zwei Kanonen 50 Schritte hinter uns fegten jene sämmtlich mit Kartätschen hinweg. — Da mochte kein anderer Trupp in die Carres eindringen.

Sie gingen wieder zurück den Hügel hinab, und wir luden unsere Gewehre, um sie auf den letzten Mann zu verlügen; als ihr Geschütz aufs neue zu donnern begann, und wir ein großes Getöse zu unserer Rechten vernahmen. Es war ihre Cavallerie, welche heranritt, um aus den in unsere Reihen entstandenen Lücken Vortheil zu ziehen. Ich sah nicht von diesem Angriff, der auf der anderen Seite der Division geschah; aber die Kanonenkugeln kosteten uns hinwiederum 30 Quarreure ein. Dem General Ehemmerer war bereits bei der Scheidung getödtet; wir konnten in diesem Zustande nicht länger ausdauern, man gab Befehl zum Rückzug. Wir folgten dem Befehl mit unbeschreiblich großem Vergnügen.

So wir gingen um Gros-Görschen herum, von den Preußen verfolgt, mit denen wir unaufgesetzt Kugeln wechselten. Die 2000 Mann, welche sich im Dorfe befanden, hielten den Feind durch ein heftiges Feuer aus allen Häusern und Fenstern auf, während wir die Höhen wieder hinaufstiegen, um bei nächste Dorf, Klein-Görschen zu gewinnen. Aber da kam die ganze Preußische Cavallerie von der Seite herangesprengt, um uns den Rückzug abzuschneiden und uns zu zwingen, unter dem Feuer ihres Geschützes zu bleiben.

Dies rief in mir einen unglaublichen Zorn hervor, und Jedwede schrie: „Lieber gerade drauf los, als hier stehen bleiben!“ Dies war in der That gleichfalls äußerst gefährlich, da diese Husaren- und Jägerregimenter in guter Ordnung vorrückten, bevor sie über uns herein brachen. Wir marschirten immer rückwärts, als man uns auf dem Rücken des Höhenzuges „Halt!“ zurief. In demselben Augenblick erbeuten die Husaren, welche schon auf uns los sprengten, eine so entsetzliche Kartätschsalve, daß sie zu Hunderten stürzten. Es war die Division des wackern General Girard, welche von Klein-Görschen her zu unserer Hülfe herbeikam; sie hatten 16 Geschütze etwas zu unserer Rechten aufgefahren. Dies brachte eine sehr gute Wirkung hervor; die Husaren eilten schneller davon, als sie gekommen waren. Die 6 Carres der Division Girard vereinigten sich mit den unsrigen zu Klein-Görschen, um die Infanterie der Preußen aufzuhalten, die drei ersten Colonnen voraus, die drei andern ebenso muthig hinterdran.

(Fortsetzung folgt.)

Y 1.

Humoreske von Cäsar Barous.

(16. Fortsetzung.)

Aus der Wimper des Mädchens rieselt eine Thräne über die bleiche Wange. Er sieht nicht mehr den Vater, nicht die Cousine neben Ada, sie allein ist für ihn im Zimmer, auf der Welt, und tiefseufzend ergreift er ihre Hand aufs Neue: „Meinen Sie! Es ist das erste Mal, daß schöne Augen sich meinetwillen trübe zumkoren, seit jenen Tagen, da meine todte Mutter noch über die durchtriebenen Streiche ihres wilden Buben weinte. O, könnte ich sie heut noch einmal weinen sehen, noch eine einzige lebenswarme Thräne, ich wollte zehnfach ungelogener sein, als in den schlimmsten Zeiten meiner Jugend.“

Der schmerzliche Humor, der seine letzten Worte durchbebte, rührte Die, der sie galten, zu solcher Theilnahme, daß für Beide ein Boden sich und den seinen begegnete, doch nun auch nicht mehr von ihm ließ, sondern sich tief, tief hineinsenkte, als jage der eine Blick ihre ganze Seele nach und sie gabe Auge und Seele, Leben und Alles von Stunde an dem Manne hin, der dieselben heiligen Seelenthränen fühlte, wie sie, und plötzlich überwältigt Alles beide Hände an seine Brust drückte und leise sprach: „Du bist mein bis zum Tod!“

„Herr, sind Sie bei den Sinnen?“ fiel Mitte gleich einem Akt der in Frühlingsnacht dazwischen. „Sie heuchelten den Mann von Ehre —“

„Ich heuchle nie, ich bin ein Mann von Ehre,“ entgegnete der Doctor, sich rasch aus dem Wunderkraum, den zwei Augen erschaffen, in die Wirklichkeit zurückfindend. „Meine Seele ist zur Stunde erndgestimmt wie eine Orgel und spiele Phalmenmelodien, aber in meinem Kopf schwirren tausend Nachtgallen und schmettern so lustig, daß ich mich nicht zu retten weiß vor dem Jubel hier drinnen und falschen Thränen hinter beiter Narr.“

„Legen Sie breist 60 Procent zu!“ rief Mitte lachend.

„Mit Vergnügen“, antwortete Jener fein, „da ich jetzt, daß Sie Anlage zum Hanswirsten haben. Und so gehen Sie denn dem ganzen Narren die Hand Ihrer Tochter; um die er Sie seit bittet.“

„Herr, dort ist die Thür!“ schrie empört der Bergrath.

„O, ich bitte!“ sagte der Doktor sehr entschieden. „Lassen Sie uns als gebildete Menschen verhandeln, nicht wie — ich meine den Bergleich, Herr Bergrath!“

Diese Art, aufzutreten, imponirte dem echaufftten Mitte denn doch. Er stockte einen Moment, zuckte — und der Doctor sagte — und fuhr fort: „Sie haben Recht, Herr Doctor, wir wollen nicht gar zu häßlich werden. Herr Bergrath —“ (Fortsetzung folgt.)

Marktbericht.

* **Königsberg**, 8. Okt. Preise auf 1000 Pfd. gerechnet. — Weizen 59 bis 66 Thlr., für 85 Pfd. 70½, 84½, 86pf. Roggen 38 bis 44 Thlr., für 80 Pfd. 42½ Thlr. Gerste 30 bis 36 bis 40 Thlr., für 70 Pfd. 41 bis 44 Sgr., kleine 36 bis 45 Thlr., für 70 Pfd. 38 bis 41 Thlr. Erbsen 33 bis 36 Thlr. Bohnen weiße 37 Thlr., für 90 Pfd. 42 bis 50 Sgr., graue 33 bis 36 Thlr., für 90 Pfd. 63—70 Sgr., grüne 37—45 Thlr. — Heu 30—40 Thlr. — Stroh 18—45 Thlr. — Spiritus 63—64 — Donnerst 72—81 Thlr., heu für 70 Pfd. 70—83½ Thlr. Rübsen 98—106 Thlr., heu für 72 Pfd. 114—116 Sgr. Kleesaat, weiße für 200 Pfd. 20—28 Thlr., rothe für 100 Pfd. 28—36 Thlr. — Thymothesum für 200 Pfd. 10—12 Thlr. — Schaaf 24 Thlr., Rehbock 26 Thlr. für 200 Pfd. — Heu, Landheu 28—30 Sgr. — Mittwoch 63—64 — Der Centner. Spiritus 15½, Thlr. für 8000 ½ Tr. ohne Faß.

Telegramm

der „Pillauischen Volkszeitung.“

** **Freiburg**, Die Uebergabe von Neubreisach wurde verweigert, und demgemäß vorerst mit leicht Geschütze bombardirt; es brennt an verschiedenen Stellen.

** **Versailles**, 7. Okt. (Officiell.) Der Fürst fährt fort mit Festungsgeschützen auf einzelne Forts zu feuern?

** **Tours**, 8. Okt. Aus Marseille wird vom 7. Oktober gemeldet, daß Garibaldi dort eingetroffen sei.

Verantwortlicher Redacteur: Carl Lud. Dietz. Druck und Verlag von Ed. Rod'n in Insterburg.

Digitized by Google

Gratis-Beilage zur „Pfälzischen Volkszeitung.“

Pfälzer Demokrat,

ein

Deutscher Demokrat.

Vom 1. Januar 1871 betitelt der Pfälzer-Demokrat unter dem allseitigen Titel „Deutscher Demokrat“ das politische Schlachtfeld d. Dez. Kampf zwischen der Reaktion und der deutschen Demokratie ist entbrannt, treten werden wir für die heilige Idee der letzteren einzutreten wissen und der Partei unter den schwierigen Verhältnissen, in denen wir leben, treu zu werden versuchen, wenn wir uns brennen sollten, Schäden der Freiheit, Führer zur Einheit.

Die hervorragendsten Führer der Demokratie, unter ihnen der Veteran der Demokratie, der Gesinnung von Hilgen, Johann Jacoby, der wackere Reitter-Lasch-Bicken haben uns ihre thatkräftige Mitwirkung zugesagt, auch haben wir Mitarbeiter aus allen Gauen unseres Vaterlandes gewonnen.

An unsere Leser richten wir die Bitte, unser patriotisches Unternehmen mit allen Kräften zu fördern.

Die Redaktion.

Nro. 42. Kaiserslautern, 16. Oktober 1870.

(Für den „Deutschen Demokrat“.)

An die Entpuppten der Mainbrücke.

An einen Tag will Ihr die Brücke schlagen?
Begeisterung soll des Werkes Mörtel sein?
Seht doch wie rasch! — Doch kennt Ihr auch wohl sagen
Ob fest sie wird die Brücke über'n Main?
Leicht schwirrt das Wort, es kommen Millionen —
Und jeder fühlt zur Arbeit sich gedrückt —
Tönt nur der Ruf, es weht der Deutschen wohnen,
Ins Land hinaus: „Der Main wird überbrückt!“
Siegesmarken fodert ihr: Dem Volk in Waffen
Muß man ein würdig Kriegs-Denkmal weih'n,
Und dieses Denkmal, das Ihr ihm wollt schaffen
Soll Deutschlands Einheit — eure Freiheit sein.

Soll ich Euch wohl die Einheitsbrücke malen
Die Ihr begeistert über Ströme baut?
Entsprießet unserer Dichtung Emblem.
Ihr habt der Brücke Pfeiler dann geschaut.
Und lasch ein Werk, das wollet Ihr erbauen
Das sich mit Ehren im Gewitzbeben erhält?
Wünd schenkt Ihr dem Meister des Vertrauen
Der er der Freiheit Pfeiler aufgestellt?
Ihr wollt ein Jubel über eure Siege
Das Werk der innern Einigung vollziehn?
Und wißt doch nicht, ob hinten Pfeiler Riege
Der Krieg der innern Freiheit wird, enthüllt'n!

Mit flarem Blick laßt uns den Bau vollenden —
Der Baustirung ist der Grund gelegt.
Laßt dann und, daß das Werk der Meinenten
Im Sturme seinen Widerstand auch geht.
Thürmt Stein auf Stein, daß sie nicht weht des Stromes Tücke
Am Abend wieder Euer Werk zerschellt;
Nehmt Stein an Stein, nur so bei dauert Ihr die Brücke
An Ihnen fest, daß sie zusammenhält.
Soviel mag es kommen, daß in wen'gen Jahren
Auf breiter Bild Ihr's eigen Werk erschaut:
Und daß Ihr unbedacht und unerfahren
Selbst Eurer Knechtschaft Brückenkopf erbaut!

* Wochenschau.

Die Hamburger Kaufmannschaft hat auf ihre Anfrage an den Grafen Bismarck hinsichtlich der Aufhebung des Art. eine umgehende Antwort erhalten. Johann Jacoby, jedoch ist seines Bescheides gewärtigt worden. Das Verfassungsrecht des preuß. Staates ist abermals mit Füssen getreten worden; eine sei dem Bismarck'schen Regimente, dessen Segnungen sich die Preußen nun schon gottlob seit Jahre erfreuen, jemlich altgewohnte Geschichte. Und wenn der General Vogel v. Falkenstein die erste grobe Verfassungsverletzung durch eine neue noch gröbere verbessert und die Entrüstung aller liberalen Parteien in Deutschland mit Hohn beantwortet, ist das ebenfalls nichts Neues.

Die weiße Seele des Grafen Bismarck hat so ihre sündige Anwandlungen. So lange das preußische Volk seine Steuern zahlt und seine Haut zu Markt trägt, hat sie für dasselbe die mürrischen Sympathieen; sie erträgt sogar die Schwabhaftigkeit der Nationalliberalen und geräth nicht einmal in Aufregung bei den frommen Wünschen der preußischen Fortschrittspartei, sie sieht den eine gutmüthige gedulvige Seele. Doch nur keine Rechte, keine Volksfreiheiten darf Preußen oder Nordbeutschland verlangen, am allerwenigsten in diesem Augenblick, wo sich der Süden mit dem Norden vereinigen will. „Wir sind den Süddeutschen zu liberal“, sagte die weiße Seele einmal, als noch nicht in Entfernteften an eine Verschmelzung von Nord und Süd gedacht werden konnte: Was Wunder, wenn man sich heute, wo man dem Ziele näher gerückt, nüssig daran macht, jede Spur von liberalen Einrichtungen in Preußen, in Norddeutschland mit Stumpf und Stiel auszurotten! Die weiße Seele des Grafen Bismarck ist wahrlich eine gute Seele!

Der betreffende Ukas des Generals Vogel von Falkenstein ist übrigens zu interessant, um nicht veröffentlicht zu werden. Er lautet:

„Das Braunschweiger Manifest vom 5. Septbr. und die Königsberger Versammlung vom 14. Sept. thaten mich veranlaßt, im militärischen Interesse durch meinen Gouvernementsbefehl vom 24. Sept. die Volksversammlungen der sozialdemokratischen Partei zu verbieten: Dieses Verbot wird aufgehoben. Dagegen erwarte ich, daß die zur Uebernahme solcher Versammlungen bestimmten Polizeibehörden in dem mir untergebenen Besitz nicht verabsäumen, diejenigen Personen zu meiner Kenntniß zu bringen, welche durch öffentliche Kundgebungen Frankreich in seinem Widerstande gegen die von Deutschland gestellten Friedensbedingungen ermuthigen, mithin der feindlichen Kriegsführung zum Nachtheil unserer deutschen wesentliche Dienste leisten, um solche Personen auch ferner in geeigneter Weise für die Dauer des Kriegszustandes unschädlich machen zu können. Hannover, 5. Okt. 1870. Der General-Gouverneur (gez.) Vogel v. Falkenstein.“

Ergänzen wir einfach den Erlaß durch den bekannten Vers:

Legten Ochs und Esel sich
Auf das Räsonniren
Sieße man gelegentlich
Sie auch arretiren.

Und der Seele handelt Vogel v. Falkenstein der guten „Nordd. Allg. Ztg.“ die da verlangte, daß Alle, die vom heiligen Hunger nach Einheit und Kaiserthum schreien, flugs hinter Schloß und Riegel gebracht werden, in ihr befindet sich ein die sächsisch-Socialdemokraten-Liebel, Liebknecht und Walther) angehender Passus, der die „Zukunft“ genau zu der Bemerkung veranlaßte, Herr Vogel von Falkenstein schreine in Bezug auf die genannten personas ingratas einen mißglückten Annexionsdrang gemacht zu haben. Die „Zukunft“ hat richtig gerathen, schnabt man hier der Fr. Ztg. Nur wurde der Versuch nicht erst jetzt, sondern mit solbatischer Raschheit des Handwerkers schon gleich am 2ten Tage gemacht, wo der Braunschweiger Manifest proclamirt ward. Ein sehr kategorisches Telegramm verlangt die sofortige Verhaftung und „Einliefernung“ der Unbequemen. Indeß dem Verlangen ward nicht entsprochen. Gleich den andern Tag aber erschrackten unsere Behörden, wie es scheint, ob ihrer Kühnheit und erlichen das bekannte Verbot sozialdemokratischer Versammlungen. Erwähnt sei noch, daß auf Grund jenes, nach dem Gesetze nicht zu rechtfertigenden Verbots auch öffentliche Vereinsversammlungen sozialdemokratischer Vereine (in Dresden, Leipzig und Meerane) verboten, und sogar ein Verein (der Volksverein in Meerane) polizeilich aufgelöst worden ist.

August Bebel ist zur Anerkennung seines mannhaften Auftretens und consequenten Verhaltens im Reichstage ein silberner Vorderkranz nach Leipzig gesandt mit dem beigegebenen Motto:

„Und kann Dein Wort hier nichts erstreben,
Dann trete in das Volk zurück,
Daß Du vom Rechte Rights vergeben,
Ist Dir ein lohnnib stolzes Glück.“

In Süddeutschland ist der Abreisefieber zur herrschenden Krankheit geworden, die selbst sonst klar sehende Kreise nicht unverschont gelassen hat. Glückscherweise hält das Uebel dem Tageslicht nicht Stand und so hat sich denn auch längst wieder eine ruhigere Auffassung Bahn gebrochen. Je mehr im Volke die Ueberzeugung erstarkt, daß die freiheitliche Einigung Deutschlands am Fassen des Bismarck'schen Regierungsgeists scheitern muß, desto mehr wird der Ernüchterungsprozeß beschleunigt. Der Kaiserwahn wurzelt heute nur noch in hirnverbrannten nationalliberalen Köpfen, während der freie Volksstaat, der allein Deutschland zum Heile gereichen kann, in unverfälschter Reinheit im freiheitlich gesinnten Theil des Volks wieder erwacht ist.

Es entfaltet die Demokratie in Bayern, in Baden und Württemberg wieder das Banner der Freiheit, bei der freiheitlich gesinnten Deutschlands. Hoffen wir, daß diese Bewegung die Bevölkerung durchdringt und Deutschland endlich an das Ziel seiner Wünsche, seines heißen Strebens führt.

Hindurch! hindurch! was steht Du still?
Der Fluß will nie verrinnen.
Wer durch die Flut nicht schwimmen will,
Der wird sein Land gewinnen.

Darum fasch auf ans Werk, ein jeder in seinem Kreise! Warten wir uns muthig der Stunde der Lose und Thaten, welche jedwede Seele heute liegt Deutschlands Freiheit, Deutschlands Zukunft!

Ausland.

Die Nachrichten aus dem Ausland sind, den Krieg abgerechnet, selten blutige Spuren immer breiter und klaffender werden, ziemlich dürftig. Erwähnenswerth ist ein Manifest aus der Feder des großen Joan Le Mollenanna Gambetta. „Von 63 föderalistisch-republikanischen Deputirten unterzeichnet, verlangte Gambetta die Berufung des Corps, um endlich „die aus den Principien der Septemberrevolution sich folgerichtig ergebenden Consequenzen zu verwirklichen“, d. h. die Republik definitiv zu stellen. Daselbe sagt am Schluß: Mähler! Die jüngsten Ereignisse haben die Einwohner, auf welche unsere Feinde sich zunächst stützten, zu nichte gemacht und die Stärke der Demokratie in der ganzen Welt erhöht. Es gibt keine monarchischen Armeen mehr, welche die Parteisysteme einschachteten und den Schwachen als Bollwerk dienen könnten, sich den unbeweglichen Anforderungen des nationalen Willens zu widersetzen, einer Regierung des Volkes durch das Volk zu widerstehen, die mit allen monarchischen Trugbildern brechend, eine Aera der Gerechtigkeit und des Rechtes aufzuweisen hat. — Eure Repräsentanten, ihren Heern getreu, zu energischen Vorgehen entschlossen, werden, jeder gewaltsamen Ueberstürzung wie jeder Schwäche gleich ferne bleibend, alle in Eurem Mandate liegenden Mittel anwenden, um durch eine Revision der Gesetzgebung den großen Gedanken ins Leben zu rufen, den sie beharrlich festgehalten, seitdem diese constituirende Tribüne den (Gesenden) der freien Völker angehört, den großen Gedanken, jene Staatsform zu gründen, die allein an die Stelle des Krieges die Arbeit, an die Stelle des Privilegiums das Recht setzt: die föderale iberische Republik in den freien Europa.“

Rußland habe seine Sympathien für Deutschland sagen viele Uebelgesinnte. Wer daran zweifelt,

Digitized by Google

den mäge folgende Beröffentlichung des württembergischen Sanitätsvereins belehren.

Ihre Maj. der Kaiserin von Rußland haben Ihrer Maj. der Königin zur Verwendung in der verwundeten Krieger überlassen: gerollte Charpie 13½ Pfd., gewöhnliche Charpie 275 Pfd., Compressen 27 Pfd., leinene Binden 1000 Archines, dreieckige Tücher 500 Pfd. Außerdem hat Ihre Majestät die Kaiserin 200 fl. zu gnädigst bestimmt, um für diese Summe wollene Gegenstände anzuschaffen, hiezu Flasche, Leibbinde, Gamaschen, Pulswärmer u. s. w.

Volkspartei und Fortschrittspartei.

Man spricht im Volke davon, daß die preußische Fortschrittspartei im entscheidenden Augenblicke nicht Stand halten, daß sie heute geballte Faust schnell wieder in die Tasche gleiten und der Anlauf, den diese Partei heute genommen hat, mit aller bekannter Gallhöhe endigen könnte.

Dieser Eventualität gegenüber müßten wir heute schon Stellung nehmen. Unser klar ausgesprochenes Programm ist ein auf dem Boden der Freiheit, Gleichheit und des Selbstbestimmungsrechtes der Völker stehendes engeres einiges Deutschland, der deutsche Volksstaat mit möglichst voller souveräner Volksvertretung.

Wir acceptiren Alles, was zu diesem Ziele führen kann. Wenn man heute die preußische Fortschrittspartei die alten Grundrechte wieder aufrichtet, bedeutet das nichts Anderes, als daß sich die preußische Fortschrittspartei der deutschen Demokratie nähert. Die Grundrechte des deutschen Volks bilden den einen Theil unseres Programmes. Das Hinwegräumen aller Schranken, welche sich der freiheitlichen Entwickelung des Volks entgegenstellen, ist ja unsere Lebensaufgabe eben so gut wie die Herbeiführung eines in Freiheit geeinten Deutschlands.

So liegen alle die Bedingnisse vor, unter welchen die preußische Fortschrittspartei versucht sich der demokratischen Partei zu nähern, nicht die demokratische der Fortschrittspartei.

Halten wir diese unumstößliche Thatsache fest, können wir ruhig die Zukunft abwarten. Unsere demokratische Partei ist vermöge ihrer Grundsätze eine ewige. Welch die preußische Fortschrittspartei zurück, können wir sie nicht halten, wir werden unermüdet unsere Straße gehen, einsam und erfolgreich wie bisher. Die preußische Fortschrittspartei aber würde durch eine abermalige Politik der Halbheit sich selbst den Todesstoß, gleichzeitig jedoch den Anlaß zur Bildung einer mächtigen demokratischen, der einigen mahren Freiheitspartei in Deutschland geben. Deshalb sind wir Fortschrittsmänner im Kampfe um die Volksfreiheit, um die Volksrechte, voll für uns willkommen sein. Verläßt sie uns, gewinnt unsere Partei als solche sicher mehr als sie verliert. So können wir es denn ruhig darauf ankommen lassen, wie sich die Dinge entwickeln werden.

Zur Friedensfrage.

(Aus Oppenheim.)

Die Reaction, die reactionären und halbamtlichen Zeitungen schreien und schreiben mit den nationalliebenden um die Wette in die Welt hinein, daß man beim Friedensschluß Frankreich Elsaß und Lothringen nehmen müsse. Freiheitlich gesinnte Männer verlangen nur die Wiedervereinigung mit den deutschen Brüdern im Elsaß und Lothringen und weisen jede Annexion französischen Gebiets als schädlich und als gefährlich für den Frieden und die Freiheit zurück.

Die Demokratie kann und will nimmermehr wollen, daß jener wilde Fürstenbrauch, Menschen wie Heerdenthiere zu verschachern, wieder in sein Recht trete. Das Jahrhundert der Intelligenz, des friedlichen Wettkampfes der Menschen auf dem Boden der Arbeit und der Industrie darf nimmermehr durch einen Gewaltakt befleckt werden. Mit Entschiedenheit hat das deutsche Volk dem frivolen Friedensstörer die Thür gewiesen; soll es nun nach glorreichem Kampfe in die Fußstapfen des meineidigen Verräthers an Vaterland und Freiheit treten und gewaltsam Stücke von Frankreich reißen, in denen keine Spur von Deutschthum zu finden, Landstriche die wie Metz und die Moselgegend seit tausend Jahren französisch gewesen, die ein Habsburger durch legalen Vertrag an Frankreich verschachert hat?

Wir antworten Nein!

Mit Begeisterung stand das ganze „gesittete“ Deutschland auf zum Kampfe gegen Napoleon. Ganz Deutschland jubelte zu den Siegen seiner Söhne, und den Manöver vom 2. December, dem blutigen Zusammenbruch Frankreichs. Wenige ergaß sich der so schnell. Kaiser und Volk, Alle waren berauscht. Nur einzelne Naren wurden und er behandelt, während man ihn nach unseren, nach dem Gefühle der meisten Deutschen, wie einen räudigen Hund mit dem Fuße zurückstoßen, ihn zur Erfüllung seines wohlverdienten Schicksals hätten kommen lassen sollen. Statt dessen ließ man Napoleon wollte Deutschland Krieg führen — Der Krieg sollte also zu Ende sein!!! Es wurden fort und fort Verbrüderungsfeste für den ganzen Deutschland begeistert war, ist ein Capitel der Thorheit geworden, ein Kampf für die Obergewalt der germanischen Volksstämme in Europa! Frankreich soll geschwächt, Land, soviel als möglich soll zu Deutschland geschlagen werden, unter dem Vorwande es sei deutsches Land; es ist Deutschland von Frankreich vor langen, langen Zeiten durch List und Gewalt genommen. Die Schuld hat mag Deutschland getragen sein! Die jetzigen Bewohner dieser Schuld sind aber Franzosen, wollen Franzosen bleiben. Wenn wir wollen, daß unsere Siege errungen, so kann nur sein Ausnahmen, sein — auch als Sieger — die Einheit und Freiheit der Nachbaren, Ehebrecher wie unsere Fürsten, dagegen, daß das siegreiche Deutschland Land erobern und sei es eine Hand breit sie welche Absichten sich einmal Fürsten und Völker gegen uns verbinden lassen.

Friede! Friede! Friede mit der Republik Frankreichs!!! Halte unser Ruf von einem Ende Deutschlands zum andern!

Im Schooße der Zukunft, hoffentlich aber alsbald zu erreichen, Ziel, schlummert zum Theil noch der demokratische Grundsatz: „daß die Völker selbst ihre Grenzen bestimmen.“ Bei der Friedenskriege möchten wir ihn schon auf unsere Fahne geschrieben sehen! Aufen wir nach Frieden ohne die Bürger Frankreichs zwingen zu wollen gegen ihren Willen Deutsche zu werden. Achten wir die Einheit Anderer, wenn sind wir der Freiheit nicht würdig!

Nicht darum liegt, die Bewohner Frankreichs auf polizeilicher Grundlage, man schleife die Festungen und stelle namentlich ein in Freiheit geeinigtes Vaterland, das beste Bollwerk gegen jeden frivolen Angriff, her. Wie Deutschland in seiner Zerrissenheit ist das Vaterland, als die Banden Frankreichs klar vor Aller Augen lagen, in einem Augenblick zur gewaltigen opferwilligen Einheit zusammenwuchs und einen Felsen bildete, an dem der Ansturm des Feindes zerschellte, so wird es, durch eine freie Verfassung geschützt, eine unüberwindliche Macht auch ohne die französischen Provinzen sein. Es wäre für uns ja das traurigste Armuthszeugniß, wenn wir unsere Sicherheit nur von Festungen abhängig machten, die Frankreich selbst kennt. Schutz gewähren sollen Herzen.

Friede mit Frankreich — ruft hinaus in die Welt, damit der Ruf so lange die Völker noch nicht über Krieg und Friede zu entscheiden haben, in die Ohren Derer dringt, die heute und noch heute diese Macht liegt!!!

Der Arbeiter und die Politik.

I.

Wenn man heute in die unteren Schichten unserer Gesellschaft hinabsteigt und den gewöhnlichen Tagarbeiter fragt, was er über die Zukunft Deutschlands denkt, welche Staatsform ihm in Deutschland die liebste wäre, wird er meist höchst verwundert aufschauen und erwidern, daß ihm dies sehr gleichgiltig sei. Wenn er nur sein Auskommen, sein tägliches Brod habe, sei er zufrieden, das Uebrige überlasse er den großen Herren.

Diese ist eine betrübende, doch wahre Thatsache, ein Zeichen, daß der Zustand der Gesellschaft sein gesunder ist, denn nur bei lebendiger Theilnahme aller Standbürger an den Angelegenheiten des Staates ist ein gesundes, dauerhaftes Staatswesen denkbar.

Wir wollen vorerst nicht die Ursachen dieser bauerlichen Erscheinung untersuchen, sondern deren nothwendige Folgen beleuchten.

Die Wichtigkeit eines Staates kann dann nur eine große sein, wenn sie eine allseitige, eine freie, ist Aufopferung begeisterte ist. Dies ist aber nur möglich, wenn in einem Staate eine ganze große Gesellschaftsclasse, ja man kann sagen, der überwiegende Theil des Volkes, für die Staatsangelegenheiten kein Interesse besitzt. Der heutige moderne Militärstaat weiß sich zu helfen. Von der Jugend an wird der Knabe und Jüngling in die Liebe zur herrschenden Dynastie für gewisse Staatsideen eingeimpft. Man redet den Leuten so lange ein, bis sie es als unumstößliche Wahrheiten annehmen und schließlich in einem künstlichen Fanatismus gelangen, der sie zu Verächterung in den Tod begeistert und Alles gern wagen läßt.

Der Kaiser von Frankreich hat diese Bahn betreten und das Resultat liegt klar zu Tage.

Keine Hand hat sich nach seiner Niederlage zur Rettung erhoben und die Masse des Volks, das sie vielleicht sicher, gebaut, die ihn soeben noch durch das Plebiscit ein Vertrauensreichen gegeben, sucht ihm und seiner Dynastie. Vielelbe Masse aber, und das ist bedeutungsvoll, vermag sich auch für keine andere Staatsform zu begeistern, da die künstliche Begeisterung für Napoleon eingeschlafen ist. Mit der gestürzten Dynastie hat die politische Denkfähigkeit dieses Theils der französischen Nation aufgehört. So sehr auch die republikanische Verwaltung ihn wohlwollen mag, es wird ihr schwerlich gelingen, die Masse für die Vertheidigung des Vaterlandes im Vertheidigungskampfe, zur freudigen Aufopferung für Vaterland und Freiheit zu begeistern.

Wir können uns, wenn wir speziell Nordeutschland betrachten, wo die Lage der arbeitenden Bevölkerung eine ähnliche und sclavische ist, der Ueberzeugung nicht entschlagen, daß die Verhältnisse hier ziemlich dieselben sind.

In Preußen speciell klafft der künstliche Antagonismus auf die Andeutung und Verherrlichung der Monarchie und ihrer Mission hinaus. — Weiter aber erstreckt sich das politische Bewußtsein nicht, daher sorgen die Priester und wohlgeschulte Seminar-Pädagogen.

Freiheit und Volksrecht sollen zwar recht schöne Dinge sein, doch darüber darf man nicht sprechen, wenn man sich nicht nach oben hin bei dem gestrengen Herrn Landrath in Mißcredit bringen will. So urtheilt der Bauer und ähnlich der Landwerker und Arbeiter.

Diesen wir nun jetzt nach der Ursache dieses Mißstandes um.

(Schluß folgt.)

Aus dem Schuldbuche Louis Bonaparte's.

Von Gustav Rasch.

(Schluß.)

Am 11. December wurde ein großes Treiben auf die flüchtigen Republikaner von den bonapartistischen Scherfen und Polizisten in den Wäldern von Clamecy angestellt. Viele wurden dabei auf der Flucht erschossen. Unter von den Fliehenden wurde durch drei Kugeln in den Kopf getroffen, als er in die Flüsse Yonne sprang. Da er schwimmend das andere Ufer zu erreichen. Kolonnen, aus Gendarmen, Polizisten und Soldaten zusammengesetzt, durchstrichen alle Gemeinden. In Entrains verfuchte ein Gefangener Widerstand zu leisten. Ein Flintenschuß machte den Widerstand des Gefangenen ein Ende. Ein Anderer sprang in den Fluß eine Flintenkugel in den Kopf. Der Flüchtling sank unter und ertrank. Bei der Besetzung von Nevers wurden nach dem eigenen Bericht des Seine-Präfecten Haussmann 26 Republikaner ohne Verfahren auf Befehl dieses Subjekts — es hieß Pasquard — niedergeschossen. Dann begann dies Subjekt noch sechs andere Einwohner von Nevers zu fusiliren. Die Soldaten weigerten sich, und ihre Weigerung rettete ihnen das Leben. Aber der Präfecturbeamte Thiers, Neffe des Ministers, war zu feigen Hause gehalt und ohne alle gerichtliche Procedur auf Pasquard's Befehl auf dem Markte niedergeschossen. „Die Jagd auf die Rothen“ ist noch heute in der Erinnerung aller Einwohner des Nievre- und Yonnedepartements lebendig. Auch die blutige Gallotine ist im Dezember 1851 in Clamecy von den Bonapartisten aufgerichtet worden, Gerntain Giroste wurde von bonapartistischen Schergen zum Tode verurtheilt, auf dem Markt von Clamecy hingerichtet. In den Städten des Yonne- und Nievredepartements wurden die Rothen ebenfalls wie wilde Thiere gejagt, auf die Flüchtigen geschossen und Gefangene ohne Weiteres fusilirt. Ganz in derselben Weise wurden „die Rothen“ in den Wäldern des Departements des Nièvre und Yonne verfolgt, die Bonapartisten theilten sich in Banden. Der Hauptstadt des Departements, wiederum ernannt hatten. Drei

Digitized by Google

Gefangene wurden ohne Weiteres in Digne füsilirt, drei andere auf der Flucht niedergeschossen. Ich entnehme alle diese Thatsachen dem amtlichen Blatt, dem Moniteur.

Baudier, Charlet, Perrin und Champin, die sich in Genf aufhielten und nach der Kunde vom Verbrechen des 2. Dezember nach Frankreich zurückkehrten, um an der Vertheidigung der Republik theilzunehmen, wurden drei von den Gendarmen ergriffen und vor das Kriegsgericht zu Lyon geschleppt. Das Kriegsgericht zu Lyon verurtheilte alle drei zu lebenslänglicher Galeerenstrafe. Doch diese Strafe war dem in Lyons Commandanten der Bonapartisten, General Castellane, nicht genügend. Er cassirte das Urtheil des Kriegsgerichts und schickte die drei Republikaner vor ein anderes Kriegsgericht, welches er vorsichtiger zusammengesetzt hatte, das nun das Kriegsgericht verurtheilte alle drei zum Tode durch die Guillotine. Pothier und Champin wurden der „trockenen Guillotine" überliefert; sur Charlet wurde die „blutige Guillotine" in Bellen aufgerichtet. Der unglückliche junge Mann Krieg, ohne zu wanken, auf das Schaffot. Sein letzter Ruf, bevor er den Kopf unter das Beil legte, war: „Hoch lebe die Republik!!") Auch der berüchtigte Haußmann, spätere Seinepräfect, der sich aus den Diebskünsten seines Pariser Communalvermögen Millionen zusammenstahl, hat, wie wir in den Dezembertagen 1851 gesehen hat, mutig in den Straßen Paris' und seiner Spießgesellen auf sich zu stehen. Er war im Dezember 1851 Präfekt von Bordeaux. Am 6. Dezember erschien er mit seinem Departement eine Proklamation, worin er befahl, jede Zusammenrottung ohne vorherige Aufforderung durch die Schußwaffen auseinanderreiben zu lassen und jedes „Individuum", welches mit den Waffen in der Hand ergriffen würde oder in dessen Wohnung man Waffen fände, nach der ganzen Strenge des Kriegsrechts zu behandeln. — „Tout individu, saisi portour d'armes apparentes ou cachées, sera traité avec toute la rigueur des lois de la guerre". — Das war die Sprache, die den Schießsprossen St. Arnaud's, des „Lebemännern zweiter Classe" Morny und Fleury und ihren Herrn und Meister wohlgefiel. „Individuum. Strenge des Kriegsrechts. Alles niederschießen." Das war ja die Lieblingsart ihrer eigenen Proklamationen. Der Oberscherge Haußmann stieg es an der Ausführung seines Bluthefehls nicht fehlen. Der „rothe Schrecken" lastete dem niedergeworfenen Aufstande auf dem Fuße. Am 10. Dezember wurde in Bordeaux die Proklamation des Truppencommandanten Bourrecley angeschlagen, worin es hieß: „Mit Aufständischen parlamentirt man nicht; man greift sie ohne Weiteres an; man tödtet sie. Alles, was Widerstand leistet, soll sofort erschossen werden. Der Militärcommandant Bourrecley." Nun zogen mobile Truppenkolonnen durch das Land, Tausende wanderten in die Kerker und aus den Kerkern nach Afrika und Cayenne, und Haußmann machte Louis Bonaparte auf seiner Rundreise durch die westlichen Departements die persönliche Bekanntschaft Haußmann's, und Niemand schien ihm so würdig und so geeignet zum Präfecten Paris', wie der Präfect von Bordeaux. Beide schickten ihre Adjutanten, die Vertheidigung des Pariser Communalvermögens, welche allen Beiden Nutzen eingebracht und die zum Februar dieses Jahres siebenfuy Jahre hindurch gedauert hat.

*) Gazette des Tribunaux des 29. et 30. janvier 1852.

Aufruf

an alle Freimaurer in Frankreich und Deutschland.

(Fortsetzung.)

Jedenfalls setzt ein heldenmüthiger Widerstand einer verbrecherischen Angriff voraus, und nur in diesem Falle kann es der Menschheit zur Ehre gereichen, daß sie einen auf sie gerichteten Mordanschlag so zurückgewiesen hat. Dabei ist aber zu bemerken, daß, so oft solche Eigenschaften und Gefühle sind, sie doch ihre großen Gefahren haben, und nimmermehr können die Waffen der blinden Gewalt ohne Gefahr gebraucht werden; ihre Anwendung verdirbt die edelsten Herzen, nur zu bald kommt man dazu, Alles von der Waffenmacht zu erwarten; das Recht der legitimen Vertheidigung wird dann mit den Begierden des Angriffs verwechselt und geht dann in den Repressalien des Sieges auf, und so kommt es, daß der Krieg und mit ihm das Vergeltungsrecht und die Eroberungssucht in die Sitten aufgenommen wird. Läßt man die Befreiungskriege bei seite, so ist es selten, daß die Geschichte einen Krieg als durchaus begründet anerkennt.

Sicherer und reiner ist die Wirkung der Civilisation. Sie besteht darin, daß sie die Anwendung der Gewalt dem Einen unmöglich macht, dem Andern aber möglich, denn der Mensch ist nicht zur beständigen Qual geschaffen, sein Geschick ist es nicht immerwährend Frevelthaten zurückzuschlagen: etwas Höheres als dieser Kampf der Gewalt ist die gegenseitige Pflicht.

Die rationelle Verfassungsart der Civilisation ist aber nicht so leicht zu gewinnen, als eine Fessung. Was den Krieg möglich macht, das ist insowohl das Vorurtheil der Menschen als der Hochmuth ihrer Führer.

Was ihn möglich macht, ohne von der Unmöglichkeit und dem Elend reden zu wollen, — ist das Prinzip das wir im Namen der menschlichen Freiheit bekämpfen, das Prinzip der Autorität, das so lange, sie besitze von Gottes Gnaden die Kenntniß der wollen Wahrheit und die sich selbst den Auftrag gibt, besagte Wahrheit Andern aufzuzwingen, oder auf irgend eine andere Weise die Menschen ohne ihr Wissen zu beglücken. Dann heißt es: Gesta Dei per Francos vel per Allemanos! Eine jede Nation, die von diesem Wahn befallen ist, hält sich für die Vorsehung der anderen, wirft sich selbst einem Gebieter in die Arme, der lenken die Leitung oder den Fortschritt bringen soll, indem er die Rolle eines Erlösers oder einen Gesandten spielt, und so kommt es, daß staatlich gestalten kann und nur durch ihren völligen Untergang groß wird; daß sie ihr Recht nur durch die Knechtung der unterworfenen Landstriche, ihre Kraft durch die Zahl der streitbaren Männer die sie ins Feld stellen kann, fand gibt, und sich der Gegenwart und der Zukunft versichert, nicht durch moralische Gewalt, wohl aber durch die materielle Größe des Territoriums und der Menschenzahl die dann als erneuerte Titanen unter dem Namen „großer Nationen" auf der übrigen Menschheit lasten.

Seit so langer Zeit greift dieses System in die Weltgeschichte ein, als daß wir nicht endlich wüßten wo es uns hinführt. Europa hat nach einander der verschiedene Mächte gesehen, die, sei es im Namen der Religion, der Ordnung, der Gerechtigkeit, der Civilisation oder einer oder einer Gedanken, den Weltthron einstützen wollten; denn es gibt keinen noch so heiligen Namen, der nicht zu einem solchen Zweck gemißbraucht worden wäre. Es läßt sich also wohl fragen — ohne von Zweien und Mauren sprechen zu wollen, — in wie fern solche Greuthat den Germanen unter Karl dem Großen, den Engländern unter Eduard dem III., den Deutschherren unter den Habsburgern, den Spaniern unter Karl dem V. und Philipp dem II., den Franzosen unter Ludwig dem XIV. und Napoleon genützt haben? Nichts anders ist dadurch entstanden als seine endlose Verwirrung, die ganz Europa in seiner natürlichen Entwickelung gehört hat und es durch die Schuld dieser sogenannten Civilisatoren und ephemeren Sieger immer wieder in das blutige Chaos großer oder kleiner Territorialkriegen und Reichtzerlegungen hinzte.

Und doch ist es ein solches System nach welchem die Karte von Europa entworfen worden ist, und nach welchem man ihre Fehler verbessern will, als hieße es nicht die Verwirrung und das Unrecht vervielfachen, wenn man von der Anordnung die Herstellung der Ordnung erwartet und von neuen Raubsystem die schwierige Ausgleichung der Interessen, welche durch frühere Siege beeinträchtigt waren.

Alle menschliche Gefühle, alle Gerechtigkeits-Prinzipien empören sich gegen dieses System des Protraites. Seit Jahrhunderten haben wir ihm die rationelle Methode der freien Unterjuchung, der freien Abstimmung und der gegenseitigen Prüfung entgegengestellt.

Diese Prinzipien sind von unserem Gewissen allgemein anerkannt. Es ist heute zu Tage unbestritten, daß die Menschen über sich selbst zu verfügen haben, daß keine einzelne ihr Eigenthum in Anspruch nehmen darf, daß die Eroberung nur eine rohe Form des barbarischen Rechts über Leben und Tod den Vertheidigern gegenüber ist. Jeder weiß es, daß der Grund und Boden Denen gehört, die darauf wohnen, daß ihnen allein das Recht zusteht, die ihnen zusagende Nationalsahne aufzupflanzen, die Regierungsform, die ihrem Geiste, die socialen Einrichtungen, die ihren Sitten entsprechen, zu gründen.

Auch weiß Jeder, daß die Nationen gemeinsame Interesse haben, daß unter der Schmach, der Trauer und dem Verfall der Einen auch die Anderen leiden, daß man nie den Weg des Rechts verlassen kann ohne sein eigenes Unglück im Unglück Anderer zu finden, daß die Menschheit ein Ganzes bildet, wovon kein Glied klarer oder brauchig werden kann, ohne daß Aufschauung zu beschränken wäre und deren Seele die Gerechtigkeit selbst ist.

Diese Gedanken sind eine sichere Vorbereitung zum Besitzreiden. Und ist der Krieg entfesselt, so haben solche Männer, die keine andere Dogmen wollen, weil sie keine besseren kennen, die Pflicht durch Wort und That Gesinnung zu verschaffen, ihren ihre National-Vorurtheile und Privat-Interessen zu opfern und die, alle Menschen an die Rothwendigkeit der Pflichterfüllung zu erinnern.

Wir sagen also, und wir laden unsere Brüder in beiden Welttheilen ein, mit uns Deutschland zuzustimmen — überzeugt, daß unsere Brüder in diesem edlen Lande ihre Stimme mit der unserigen vereinigen werden:

„Das Hauptsinderniß des Friedens in Europa ist gestallen: Das Kaiserthum ging seinem Falle entgegen, langsam untergraben von der öffentlichen Meinung, es glaubte sich zu retten durch den Krieg; der Krieg hat es gestürzt. Ströme edlen Menschenblutes sind vergossen worden um der napoleonischen Idee Gewalt zu thun. Dieses Blut darf nicht umsonst geflossen sein. Es wird den Acker der Menschheit befruchten, wenn die kriegerische Politik für immer darin ertödtet ist; es würde Rache schreien, wenn der besiegten Idee aus den blutigen Thau ein neues Haupt entsprosse, das den Namen des Siegers trüge.

„Germania sei du nicht die Erbin jener Politik, die dich bedrohte und die du vernichtet hast! Sei du nicht jenes Ungeheuer, das aus dem Blute der Völker neu entsteht!

„Militärische nicht, was das Kaiserthum würde gethan haben, wenn es siegreich geworden wäre.

„Frage dich vielmehr, was du wünschen würdest, daß Frankreich thäte, wenn du in seiner Lage Frankreich wärest, und du selbst siegreich wärest.

„Berufe dich nicht auf Stammverwandtschaft, auf Nationalität, auf deine Sicherheit, um zu fordern, daß deine Grenzen erweitert werden, daß Dieziehen, die von deinen Brüder sind, zum gemeinsamen Erbe zurückfehren. Frage dich, um ihr achten zu lernen, welche die Rechte, welche die Wünsche dieser Brüder sind. Frage dich, ob du es würdest gerecht gefunden haben, wenn das Kaiserthum, falls es siegreich geworden wäre, die entrissen hätte, was es sein Vollwerk, seine Sicherheit, seine natürlichen Grenzen nannte.

„Dein Kant ist es, Du Vaterland der Philosophie, der also spricht: Handle so, daß deine Handlungen der Menschheit als allgemeine Regel dienen können."

(Schluß folgt.)

Georg Jr. Kolb.

In den Hauptforderungen, welche das deutsche Volk nach Abschluß des Friedens an diejenigen stellen wird und muß, die ihm Freiheit und Erleichterung feierlichst verheißen haben, gehört die Einführung eines Volksheeres.

Bisher hatten die Gewaltsaber und ihr Anhang einen Grund für die Vertheidigung des stehenden Heeres, den französischen Militärstaat. Weil er gerüstet war, mußte Deutschland gleichfalls gerüstet sein. Wir wollen hier nicht den alten Hader wieder aufwärmen, sondern uns einfach auf den Boden der Thatsachen stellen. Der Rival Preußens auf dem Wege zur Weltherrschaft, der Feind Deutschlands ist die französische Dynastie ist gestürzt und im letzten verzweifelten Ringen, dessen Ausgang zweifellos ist, liegt das französische Volk selbst gebunden am Boden. Der Grund unserer Kriegsbereitschaft ist somit geschwunden und unser stehendes Heer ist überflüssig geworden. Wir müssten wenigstens nicht, woher uns ein neuer Feind kommen sollte. So ist denn noch dem Frieden auch der Zeitpunkt gekommen, die Entwaffnungsfrage wieder aufzunehmen.

Vergegenwärtigen wir uns, daß im Norden sowohl wie im Süden die Bevölkerung in allen Schichten, dieselbe Frage auf ihr Programm geschrieben hatte. Erinnern wir uns, daß selbst der bevorzugte

Nationalliberalen für die Verminderung der Dienstzeit und für größere Absriche am Militäretat gewesen sind, als die bayerische Volkspartei.

Das Bedürfniß nach Erleichterung ist also ein klassenführtes und, mit Ausnahme der interessirten Klassen, ein allgemeines.

Es handelt sich in dieser Frage heute nur darum für Nord- und Süddeutschland eine gemeinsame Agitation zu schaffen und für Nord- und Süddeutschland ein gemeinschaftliches Ziel hinzustellen. Nord- und Süddeutschland sind heute einander näher gerückt; die geistige Einheit ist geschaffen und unter einem Banner müssen die Volksfreunde diesseits und jenseits des Mains in jeder die freiheitliche Weiterentwickelung des Volks berührenden Frage marschiren. Als Ziel für Gesammtdeutschland kann man in der vorliegenden Frage nichts Besseres und Vollkommeneres aufstellen, als das Forderung des Frankfurter Abgeordneten Georg Friedrich Kolb, welche er in der bayerischen Abgeordnetenkammer vor Ausbruch des Krieges formulirt hatte. Eine Forderung welche im Prinzip die Billigung der bayerischen Abgeordnetenkammer, die Zustimmung sämmtlicher Nationalliberaler in derselben gefunden hatte.

Hören wir, was der Abgeordnete Georg Friedrich Kolb verlangte.

(Schluß folgt.)

Die Süddeutsche Volkspartei

in ihrer Versammlung am 12. Okt. 1870 in Kaiserslautern beschloß:

Die national-Einigung Deutschlands ist nur im Volksstaate auf der Basis der Freiheit und Gleichheit sowie des Selbstbestimmungsrechtes der deutschen Volksstämme zu erstreben. Gegen den Eintritt Süddeutschlands in den Nordbund auf Grund seiner gegenwärtigen Verfassung protestirend, bedauert die Volkspartei bei ihren allen Programme einem in Freiheit geeinten Deutschland. Die Bestrebung einer solchen zu erinnerten, ist nur das gesammte deutsche Volk bei ihnen sowohl ein als ihm durch directe allgemeine Wahl die vorausgegangenes Parlament. Für die Verwirklichung dieser Forderung wird die Volkspartei mit allen Kräften eintreten.

Die Resolution wurde ohne Debatte einstimmig angenommen.

Feuilleton.

Geschichte eines Rekruten von 1813.

Von Ferdinand Thurnau.

(Fortsetzung.)

Wir hatten Groß-Görschen verloren; aber zwischen Klein-Görschen und Rahna sollte es noch schrecklicher kommen. — Ich meinerseits dachte an Nichts, als mich zu rächen. Ich war, so zu sagen, ganz närrisch geworden vor Zorn und Wuth gegen diejenigen, welche mir das Leben nehmen wollten, dasjenige Gut des Menschen, welches Jeder sich erhalten muß, so gut er kann. Ich fühlte eine besondere Art von Haß gegen diese Preußen in mir, deren Feldgeschrei und trotziger Blick mir das Herz empörte. Jedoch gerächte es mir zur Freude, Jedes nach an meiner Seite zu sehen, und als mir in Erwartung neuer Angriffe Gewehr beim Fuß nahmen, schmückte ich ihm die Hand. Er aber sagte: „Wir haben Glück gehabt! . . Doch vorausgesetzt, daß der Kaiser bald ankommt, denn jene sind imanigemal so viel als wir . . . voraussgesetzt also, daß er bald kommt und zwar mit Kanonen!“ — Er sprach nicht mehr davon, das Kreuz zu erhaschen! — Ich blickte ein wenig seitwärts, um zu sehen, ob der Sergeant noch da sei; ich bemerkte ihn nicht, wie er sein Bayonett abwischte. Sein Aussehen war unordentlich dert, und das freute mich. Ich hätte gern, gewußt, ob Rüssel und Fürst sich auch noch in ihren Reihen befanden, aber da erscholl der Commando-Ruf: „Gewehr auf!“ Ich konnte an nichts Anderes mehr denken.

Die drei ersten feindlichen Colonnen hatten auf der Anhöhe von Groß-Görschen Halt gemacht, um die drei anderen zu erwarten, welche mit überge nommenem Gewehr herankamen. Das Dorf zwischen uns im Thal brannte, die Strohdächer flammten hoch auf und der Rauch stieg zum Himmel empor. Auf einer Anhöhe zur Linken sahen wir quer durch die Felder eine lange Reihe von Kanonen heranfahren, um uns von der Seite zu nehmen. — Es mochte zur Mittagszeit sein, als die sechs Colonnen sich in Marsch setzten und auf beiden Seiten von Groß-Görschen Massen von Husaren und reitenden Jägern aufmarschirten. Unsere Artillerie, die hinter den Carrés auf der Höhe stand, hatte ein furchtbares Feuer gegen die preußischen Kanoniere eröffnet, welche es ihrerseits auf der ganzen Linie erwiderten.

Unsere Tambours in den Carrés fingen an zu schlagen, um anzuzeigen, daß der Feind herankommen hörte sie wie das eines neuen Zuges gewitterndes Feuer, und in der Tiefe des Thales riefen die Preußen alle zusammen: „Vaterland! Vaterland!“ — Ihr Bataillonsfeuer dauerte nun, während sie den Hügel heraufkletterten, mit Pulverdampf ein, da der Wind uns zuwand, so daß wir sie nicht sehen konnten. Detonnengeschütz hatten auch wir unser Feuer begonnen. Man hörte und sah sich seit wenigstens einer Viertelstunde nicht mehr, als plötzlich die preußischen Husaren in unserem Carré warfen. Ich weiß nicht, wie dies geschommen war, aber sie waren rein und schmeichten rechts und links, sich auf ihren kleinen Pferden vorneigend, um uns ohne Erbarmen niederzuhauen. Wir gaben ihnen Bayonettstiche und schrien, sie schossen mit den Pistolen auf uns; Alles war entsetzlich. Jeder, der Sergeant Pinto und noch etwa zwanzig Andere, wir hielten uns zusammen. Ich werde mein Leben lang die blassen Gesichter vor Augen haben, mit den Schnurrbärten, die bis hinter die Ohren reichten, und den kleinen Helmen, die mit den schuppigen Sturmbande unter dem Kinn befestigt waren, werde stets die Pferde vor mir sehen, wie sie sich wiederum auf den Haufen von Todten und Verwundeten hinwarfen und wie rasend schnoben. Ich werde immer den Geschrei hören, das wir ausstießen. Jeder, der Einen Deutsch, die Anderen Französisch. Jene nannten uns „Schweinepreise!“ Der alte Sergeant Pinto aber rief immer nur: „Muth, Kinder, Muth!“ — Ich habe niemals begreifen können, wie wir dort wegkommen sind; wir rückten auf gut Glück im Pulverdampf vor und wanden uns mitten unter Flintenschüssen und Säbelhieben durch. Nur darauf besinne ich mich, daß Jedoch jeden Augenblick rief: „Hierher, hierher!“ und daß wir uns endlich auf einem abschüssigen Terrain fanden, hinter einem Carré, das sich noch hielt. — Jedoch und ich mit dem Sergeant Pinto und noch sieben oder acht Anderen von der Compagnie.

(Fortsetzung folgt.)

VI

Humoreske von Cäsar Parvus.

(17. Fortsetzung.)

Vor Wittes Ohren brauste und sauste es. Er griff an die Stirn, als befiele ihn Schwindel. Kurt ließ sich durch den Kampf, in dem er ihn erblickte, nicht beirren, sondern umschlang die Geliebte und rief freudig: „Mein Herzen, die entschieden sind, wie wir, trennt Vaterzorn und Vatersfluch nicht wieder! Bleibt dieser Mann von thörichter Unerbittlichkeit befangen, dann geht Du, wie Du bist, mit mir aus dem Hause. Vor Mangel werd' ich Dich zu schützen wissen!“

„Mein einzig Kind mir stehlen?“ rang sich's aus Witte's Brust, und seine Widerstandskraft war gebrochen. Er sank erwattet in einen Stuhl und stöhnte: „Mag das Schicksal es zum besseren Ende führen, als ich fürchte! Ich kann nun nichts mehr thun!“

Kurt drückte ihm die Hand hin: „Vertrauen Sie mir! Die Zukunft wird Sie belehren, daß mich nur die göttliche Gottes, die wir liebe nennen, zu Ihrer Tochter treibt.“

Der Bergrath stand auf und nahm die dargebotene Hand: „Ich trete das Höchste, was ich besitze, an Sie ab; bedenken Sie dessen stete!“

„Vater! Mein lieber, theurer Vater!“ schluchzte Ada und umschlang stürmisch seinen Nacken. Witte küßte sie lange, lange, als nähme er einigen Abschied von ihr. Dann drängte er sie sanft von sich und rief: „Schwidt!“

Der alte Diener mußte schon draußen an der Thür gestanden haben. Er schlug augenblicke auf die Klinke und stündigte sich mit einem „Hier hängt er!“ an.

„Schmidt, wir verlieren unser Ada!“ sagte der Bergrath traurig.

Der Mann mit dem krummen Rücken glotzte umher und stotterte: „An das Pyrkion?“

Ada ging lachaft auf ihn zu, zog die treue Seele in den Kreis der Ihrigen und sagte mit tiefer Wärme: „Nein, Ihr verliert mich nicht! Ich schließe Euch Alle jetzt noch tiefer in meine Liebe ein. Mein Vater — Du, Jugendfreundin — Sie, Hüter meiner Kindheit — ich liebe Euch zauserschäftig gegen sonst! Ich falle nicht, wen Glück verharren kann. Was ich es uns! Weil ich so glücklich bin, daß ich Euch alle so unsäglich!“

„Mädchen!“ rief Kurt begeistert und preßte sie an sich, „mehr Du häßlich, wie Du reigend bist, mir wärst Du durch Dein Gemüth schön, Gleichviel. Die „Seele“ giebt dem Menschen seinen Werth; Geist ohne Seele schimmert und blendet nur, wie Blendlaterne, die nichts erwarmt. Nichts Großes,“ fuhr er in leidenschaftlicher Glut fort, „wird von Einem allein erzeugt; die Seele ist die Mutter aller Werke, die uns verehren, bilden und erfreuen! Und weist Du, wer des Mannes Seele ist? Ein echtes Weib! Daher der ewige Zander, den Frauen auf uns üben, und die Wonne, mit unvergleichbar hoher Seligkeit, wenn die ahnungsvolle Sehnsucht, die den Jüngling, den Mann durch die Welt treibt, sich löst, wenn wir die langgesuchte Seele finden! Ich habe sie gefunden!“ Er lehnte ihre Locken an seine Schulter, in schweigender Umarmung schworen sie einander ihre Herzen fürs Leben zu.

„Ich werde sie wohl nie finden!“ klagte es plötzlich ganz in ihrer Nähe. Es war Claudine, die mit Besteckung auf Kurts legte Worte ihr Tuch an die Augen drückte. Theilnehmend näherte sich ihr der alte Diener und tröstete:

„Sie sind ja selber Seele. Sehen wir einmal die neueste Zeitung nach, vielleicht werden Sie von Y 2 gesucht.“

„Ach nein, lieber Schmidt!“ seufzte sie, ihre Thränen trocknend, „Solch Glück wird mir nicht zu Theil!“

„Nun, nun,“ sagte der Alte, ihr gutmüthig auf die Schulter klopfend, „geben Sie die Hoffnung nicht auf, Fräulein Claudine — schlimmsten Falls stehe ich Ihnen zu Dienstleistungen!“

Der komische Einfall des grauen Gesellen wandelte den Ernst, der sich über die Gemüther gelagert, in Heiterkeit, und der Bergrath ließ auch ein gemiedenes Lächeln, nachdem er Kurts Wesen in stundenlanger Unterredung hatte prodchert, die Furcht schwinden, sein Kind könne durch den abenteuerlich hergewehten Bräutigam unglücklich werden.

Ada ließ auch nicht gewonten, vielmehr im Gegentheil so glücklich durch ihren Gatten, wie er durch sie. Von Jahr zu Jahr hat ihre Liebe eher zu, als abgenommen, und sie muß es in jeder ehelichen Ehe sein, daß Mann und Weib sich immer tiefer und inniger ineinander hineinleben, daß Jeder dem Andern unentbehrlich wird, Jeder den Andern immer tiefer verstehen lernt bis zum gegenseitigen Erahnen der Gedanken.

Aber wieviel Menschen führen eine rechte Ehe? Philemon und Baucis waren im Alterthum schon ein vereinzeltes Beispiel und werden in der modernen Welt auch nur sehr selten wiederangetroffen. Am allerseltensten möchte es geschehen, daß sie sich auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege durch die Vermittelung eines Y oder X zusammenfinden. Hier wird in den meisten Fällen sich herausstellen, daß das für ein U gemacht worden, und wer auf Sand gebaut, wird bald sein Haus fallen, wenn das Gebäude noch Kurzem ihm über dem Kopf zusammenstürzt.

Nachschrift.

Die Geschichte von Y ist zu Ende. Daß sie nicht aus der Luft, sondern aus dem Leben gegriffen ist, wird kein Leser, der in einer großen Stadt zu Hause, bezweifeln. Den Bewohnern kleinerer Orte kann sie ebenfalls nicht unwahrscheinlich vorkommen, wenn sie einmal auf die häufigen Heirathsgesuche achten, welche der gemeinen täglich erscheinenden Blättern ins Publikum getragen werden. Es ist mit derartigen Aufforderungen zur Ehe in der That meist so ernst gemeint, daß sich z. B. in Berlin verschiedene Specialitäte Köpfe der Heirathsstage bemächtigt haben, um auf sie ihre Existenz gebaut haben. In welcher Art, muß ein Kaiser Parvus sich jetzt zum Abschied zu erzählen erlauben.

(Schluß folgt.)

Marktbericht.

* Königsberg, 8. Okt. Alle Preise auf 2000 Pfd. gerechnet. Weizen 59 bis 68 Thlr., bez. für 85 Pfd. 65 bis 66 Sgr. — Roggen 40 bis 42 Thlr., bez. für 80 Pfd. 45 bis 51 Sgr. — Gerste, große und kleine 36 bis 45 Thlr., bez. für 70 Pfd. 38 bis 39 Sgr. — Hafer 33 bis 40 Thlr., bez. für 50 Pfd. 24 bis 26½ Sgr. — Erbsen, große 37—45 Thlr., graue 38 bis 55 Thlr., grüne 37—45 Thlr. — Bohnen 38—48 Thlr., bez. für 90 Pfd. 62—65 Sgr. — Wicken 36—45 Thlr., bezahlt für 90 Pfd. 52½—55 Sgr. — Buchweizen 38—41 Thlr. — Linsaat 52—81 Thlr., bez. für 70 Pfd. 51—52½ Sgr. — Rüben 98—109 Thlr. — Rapssaat, rothe 30—38 Thlr., weiße 28—36 Thlr. für 200 Pfd. — Thymotheum 10—14 Thlr. für 200 Pfd. — Leinöl 24 Thlr., Rüböl 26 Thlr. per 200 Pfd. — Kleesaat 70—75 Sgr. — Rübkuchen 63—65 Sgr. per Centner. Spiritus 15½ Thlr. für 8000% Tr. ex eone Faß.

† Verantwortlicher Redacteur Karl Lueder'l. Druck und Verlag von Ph. Reyher in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Gratis-Beilage zur „Pfälzischen Volkszeitung."

Pfälzer Demokrat,

ein

Deutscher Demokrat.

Vom 1. Januar 1871 betritt der Pfälzer-Demokrat unter dem allerneuen Titel „Deutscher Demokrat" das politische Schlachtfeld. Der Kampf zwischen der Reaction und der antiken Demokratie ist entbrannt, treu wollen wir sie wie bisher Ihre der letzteren einzusehen wissen und der Partei unter den schwierigen Verhältnissen, in denen wir leben, das zu werden verschaffen, wozu wir uns berufen fühlen. Wächter der Freiheit, Führer zur Einheit.

Für hervorragenden Führer der Demokratie, unter ihnen der Veteran der Demokratie, der Oekonomie von Lipen, Johann Jacoby, der wackere Reittag-Bielefeld haben und ihr thatkräftige Mitwirkung zugesagt, auch haben wir Mitarbeiter aus allen Gauen unseres Vaterlandes gewonnen.

An unserer Leser richten wir die Bitte, unsere patriotische Unternehmen mit allen Kräften zu fördern.

Die Redaktion.

Nro. 43. | Vierteljährlich 5 Sgr. — 18 kr. in Preußen 6 Sgr. 9 Pf. | Kaiserslautern, 23. Oktober | Insterate 3 Sgr. = 12 kr. die 1spaltige Zeile. | 1870.

* Wochenschau.

Deutschland.

Die liberale Partei in Preußen hat einen großen Verlust erlitten, schreibt die „Zukunft." Zweck ist am Freitag Abend gestorben. Seit der Vereinbarung, die er in dem bekannten Duell mit Gemal von Manteuffel erhalten und deren Heilung sich sehr langsame und angreifende war, war seine Gesundheit eine sehr zweifelhafte, ein Schwindsuchtleiden bekundete sich vor anderthalb Jahren, und dieses hat ihn dahingerafft. Ein reiner Charakter, ein edles, mutiges Herz, ein feingebildeter, hochbegabter Kopf: so gerüstet ist er in den Kampf für das Recht eingetreten und hat sich um das Vaterland wohlverdient gemacht.

Die preußischen Abgeordnetenwahlen stehen vor der Thür und da ist es Pflicht eines jeden wackeren Staatsbürgers sich umzuthanen, Wem er seine Stimme gibt. Die langen Jahre haben dem Volke genugsam gezeigt, daß sein Heil nur in einer demokratischen Volksvertretung liegt. Mag man sich deshalb nicht abermals von der Regierung Sand in die Augen streuen lassen, sondern demokratisch, freiheitlich wählen, wie es jedem Bürger geziemt, der noch einen Funken Ehrenwürde und Vaterlandsliebe in sich spürt. Wie traurig es um die preußische innere Verwaltung steht, zeigt deutlich wieder einmal die Nichtbestätigung zweier liberaler Stadträthe in Mühlhausen und Siddingausen. Der Herr Landrath von Bodelschwingh hat die Bestätigung versagt. Was hat man nicht aus solchen Vorfällen zu lernen? Die Landgemeindeordnung, welche den Bürger zum Spielball jeder landrathlichen Laune macht, muß beseitigt werden. Der Bürger ist nun Gottlob wohl reif genug, seine Gemeindeangelegenheiten ohne Einmischung des Landraths zu verwalten. Wählt man zum Abgeordneten aber einen Landrath, wird dieser doch nicht in sein eigenes Fleisch schneiden. — Also wähle man demokratisch.

In dieser trüben und bedrängten Zeit steht Ostpreußen ein Fest seltener Art bevor. Manroch, der Vicekönig jener Provinz beabsichtigt, von Königsberg nach Bromberg zu übersiedeln. Die Königsberger und die Landleute beabsichtigen, wie man hört, den Mann, der die arme Provinz so musterhaft schlecht bewirthschaftet hat, ein großartiges Abschiedsfest zu geben. Der Undankbarkeit dieses Mannes wäre auch in der That ein Festessen werth.

Wie haben berichtet, wie sich in Süddeutschland die öffentliche Meinung wieder frischer zu regen beginnt, doch gibt es auch hier eine Menge Leute, die nur mit den Muße Demokraten waren, ein Geschäft aus ihren demokratischen Gesinnungen machten, aber vielleicht Mühlen damit zu erringen dachten. Das ist eine traurige Erscheinung, doch dürfen wir uns dadurch in unserer freisinnigen Thätigkeit nicht beirren lassen. Auch über die neuesten Abtrünnigen wird die Geschichte, die öffentliche Meinung richten, wenn sie zur Erwägung gekommen, den Stab brechen. Ueber derartige Abtrünnige haben besonders die Schwaben zu klagen.

Aus den Beschlüssen der württembergischen Volkspartei heben wir folgende, für uns beachtenswerthe Stellen hervor:

„In den deutschen Wäldern ist, wie ein weiser Staatsmann sagt, die Heimath der verfassungsmäßigen Freiheit und des konstitutionellen Staates. Der norddeutsche Bund aber kennt ein aufrichtiges Verfassungsleben nicht.

Er gewährt das Maß der Freiheit nicht, an welches das süddeutsche Volk gewöhnt und dessen das norddeutsche Volk würdig ist; er schneidet jede Aussicht ab, auf kommende Vereinbarung der Bedürfnisse mit der wirthschaftlichen Wohlfahrt des Volkes.

In der That, das deutsche Volk hat höhere Ziele, als der Nordbund den ihm angehörigen Bevölkerungen einräumt. Daher kann auch kein Versuch glücken, denselben durch gewisse Abänderungen der Ausnahme neuer Elemente anzupassen. Wie würden es daher beklagen, wenn nicht blos eine Partei, wenn wirklich die Regierungen Süddeutschlands selbst ihren Völkern diesen Eintritt zumuthen wollten."

Und weiter heißt es:

„Eben der hehren Vorstellung vom Vaterlande, welche Jünglinge und Männer, Krieger und Bürger während des Krieges beseelt und begeistert, wird nun — so hofft das Volk — eine innere Erneuerung entsprechen, welche den Ruhm Deutschlands, den ihm seine Heere auf den Schlachtfeldern erworben, durch eine ebenso große bürgerliche Schöpfung vervollständigen und der Nation den ihr zukommenden ertauchten Rang unter den Völkern der Erde verleihen soll.

Wenn auch auf die Wiederbelebung von Formen verzichtet wird, in welchen vor noch nicht langer Zeit eine Garantie der Freiheit erblickt wurde, — auf die Freiheit selbst darf eine Nation derzichten, welche zum Bewußtsein ihrer selbst gekommen ist und dem Gefühl ihrer Größe, Macht und Würde durch Thaten, wie sie diese Zeit gesehen, einen Ausdruck und ein Fundament gegeben hat.

Ein großer, mehrheitlich innig verbundener, die Freiheit erhellender und erweiternder Bundesstaat — das ist es, was das Volk erwartet und was ein allen Nationen an Tugend und Bild voranleuchtendes Volk jetzt, mehr als je zu verlangen berechtigt und gesonnen ist.

Die von der Stuttgarter Versammlung angenommene Resolution lautete, daß

1) ein Bundesverhältniß mit Norddeutschland einzugehen sei, auch wenn Deutschösterreich vorerst außer der Verbindung bleibe, daß aber

2) die staatsrechtliche Verbindung nicht auf Grund der bestehenden Norddundsverfassung möglich sei, vielmehr

3) der neue Bund die Garantien eines wahren Constitutionalismus zu geben habe.

In Oesterreich soll wieder ein Ministerwechsel in Aussicht stehen. Die inneren Verhältnisse soll bereits so verworren, daß es eigentlich wunderbar erscheint, wenn die Regierung dabei noch den Verstand behielt. Planlos und verworren genug ist allerdings schon längst ihr ganzes Handeln. Am meisten tragen zu den allgemeinen Reichswirren die Böhmen bei, welche von einer Wiederherstellung ihrer alten böhmischen Monarchie träumen. Seitdem ihnen die Regierung diesen kleinen Gefallen nicht mehr erweisen will, verlangen sie in ihren Blättern offen den Anschluß an Rußland. Wenn es ginge, wünschten wir ihnen zur Abkühlung ein Paar Jahre das begeisternde Regiment der russischen Knute.

Der Krieg.

Es fehlt in Deutschland und Frankreich nicht an Menschen, die sich ein Geschäft daraus machen, den Haß zwischen den beiden sich bekriegenden Völkern bis zum Vernichtungskampfe „zu schüren. Wohl kommen auf beiden Seiten bedauerliche Ausschreitungen vor, doch diese dürfen uns keinen Maßstab geben, darnach die beiderseitigen Völker zu bemessen. Wer kann unserm hungernden Sohn daten einen Kriegswurf daraus machen, wenn die Noth sie zu schrecklichen Requisitionen treibt, welche selbst das eigene Mitleid der abgehärteten Krieger wachrufen? Wer vermag auch auf die Franzosen einen Stein zu werfen, wenn sie jeden Fußbreit ihres Landes vertheidigen, wenn sie Freischaaren gegen uns bewaffnen, um uns auf jede Weise zu bekämpfen, und zu schaden?

Mit Recht erinnern einige Blätter an das heroische Gesetz von 1813 über den preußischen Landsturm, aus dem einige Bestimmungen hier in Erinnerung gebracht seien:

§ 39. „Eigens für den Landsturm verfertigte Uniformen oder Trachten werden nicht gestattet, weil sie den Landsturmer lächerlich machen und der Verfolgung des Feindes leichter preisgeben können."

§ 7. „Ist der Fall des Aufgebotes eingetreten, so ist der Kampf, wozu der Landsturm berufen wird, ein Kampf der Nothwehr, der alle Mittel heiligt. Die schwedischen sind die vorzüglichsten, wenn sie beenden die gerechte Sache am sichersten und schnellsten." § 8. „Es ist daher Bestimmung des Landsturmes, dem Feinde den Umgang wie den Nutzen zu verderben, ihn beständig außer Athem zu halten, seine Munition, Courier und Rekruten aufzufangen, seine Hospitäler aufzuheben, nächtliche Ueberfalle auszuführen, kurz, ihn zu demuthigen, zu peinigen, schlaflos zu machen, einzeln und in Trupps zu vernichten, wo es nur möglich ist. Drange selbst der Feind vorwärts, und wäre es 50 Meilen weit, so bringt es ihm geringe Vortheile, wenn der Strich, den er einnimmt, keine Breite hat, wenn er nicht mehr wagen darf, kleine Detachements zum Fouragiren und Recognosciren auszusenden, ohne die Gewißheit, daß sie ihm erschlagen werden, und wenn er nur in Masse und auf gebahnten Wegen vordringen kann, wie das Beispiel von Spanien und Rußland lehrt u. s. w. § 65 ordnet die Vernichtung und Zerstörung der Dörfer als Vertheidigung des Feindes an. § 70. Unter den Vorräthen ist das Mehl zuerst fortzubringen oder zu verderben. Die Getränke, Bier, Wein und Branntwein, lasse man auslaufen. § 71. Die Mühlen werden in den zu verlassenden Gegenden verbrannt, die Brunnen verschüttet. § 73. Pferde und Rindvieh, die in die Hände der Feinde fallen, werden niemals gerettet. Jeder, der sie nicht bei Leiden wegbringt, hat sich einer solchen Verlust selbst beizumessen. § 74. Obstbäume sind nicht umzuhauen. Die zeitigenden Früchte werden abgeschlagen. Genutzige liefe man der Kuhr zu Liebe hängen.) Korn und Getreide jeder Art, wenn es der Reife nahe, wird schnell in Fische verwandelt.

Und der Schluß dieses Gesetzes vom 21. April 1813, auf das Preußen heute stolz sein mag, lautet: „Ein solches Volk sind solche Anstrengungen gegnet Gott!"

Noch hat der Siegeslauf der deutschen Waffen nicht sein Ende erreicht, jeder Tag bringt neue Lorbeeren und mit Hingebung opfern unsere Soldaten Blut und Leben der Sache des Vaterlandes. Doch immer zahlreicher werden die Grabhügel und damit um so lauter im Volke der Ruf nach Beendigung des schrecklichen Kampfes, der Wunsch nach Frieden. Möchte er auch beiden Seiten ein geneigtes Ohr finden. Friede ernährt, Unfriede verzehrt!

Ausland.

Eine Bulle des Papstes vertagt das Concil, welches seine Arbeiten noch nicht vollendet hat, auf unbestimmte Zeit, voraussichtlich auf Nimmerwiederkehr. Vielleicht im Zusammenhange damit arbeitet man in Rom eifrig an einer Denkfaule zur Erinnerung an die ruhmreiche Zeit der Unfehlbarkeitserklärung. Wahrscheinlich wird diese Denkfaule gleichzeitig der Grabstein des Papsthums sein.

Wie sehr in Rom die Verwilderung der Sitten eingerissen war, geht aus folgenden Thatsachen hervor: Das Bicariat, dessen Aufgabe es war, über die Sitten zu wachen, konnte jeden Abend wohlgemuthet und ohne Furcht, Gefahr oder Hindernisse zu begegnen, bei den Mädchen zu Gaste gehen, ihretwegen zu Hetzthaten oder in den Kerker zu wandern. Der Beichtstuhl, die Protection und die Gendarmen verursachten durch oft ganz willkürliche Verurtheilungen zur Aussweisung oder Einkerkerung die Ruin ganzer Familien.

Das kleine Dänemark scheint entschlossen, seine Großmachtspolitik an den Nagel zu hängen und im Staate eine ordentliche Volkswirthschaft einzuführen.

Im Volksthing, welcher gegenwärtig tagt, wurde kürzlich die Berathung des Staatsbudgets in Angriff genommen. Es kam hierbei unter den allgemeinen Betrachtungen über den finanziellen Zustand des Staats auch die Bemerkung vor, daß es jetzt an der Zeit sei, die Ausgaben für das Heer zu ermäßigen. Der Kriegsminister erklärte: Wenn auch von planmäßigen Aenderungen der Heeresordnung nicht eher die Rede sein könne, als bis der Ausgang des gegenwärtigen Krieges vorliege.

Das Gegentheil einer so vernünftigen Ansicht trafen wir im Süden Europas, in Spanien, das sich unter allen Umständen zum volkswirthschaftlichen Luxus ergeben will. Die bekannten spanischen Königsschulden haben sich zu einer letzten Königsschuld aufgemacht, und anscheinend nicht vergeblich an Italiens Thür geklopft. Doch zwischen dem Aufsinden eines Landstriches und seiner Eindeckung befindet in Spanien noch ein großer Unterschied und so wird es wohl noch eine Weile beim Alten bleiben.

Gar viel wird in den Blättern über Rußlands Kriegsgelüste geschrieben. Jetzt wirft ein Wiener Blatt ein interessantes Streiflicht auf die wirthschaftliche Lage des Kaiserreichs, aus der hervorgeht, daß Rußland nicht gut einen Krieg führen kann. Es heißt da:

An directen Steuern trägt das russische Reich (ohne Polen mitzurechnen) jährlich 142 Millionen. Von diesen 142 Millionen zahlen die Bauern 118 Millionen, die Grundbesitzer (speziell 12 Millionen und der Bauernstand allein 112 Millionen. Es gibt Gegenden, wo der Bauer für seine Desätine Landes gegen 3 Rubel Steuern zahlt, und da man mehr als 3 Desätinen als nothwendig zum Unterhalt einer Arbeitsfamilie rechnet, so kann sich jeder Bauer vorstellen, daß das Landmanness wohl vorstellen. Außer dieser Grundsteuer haben die Bauern noch von der Emancipation her eine Menge Nachzahlungen, ferner Salz- und Branntwein-Accise, dann auch Rekrutensteuer und Naturallieferungen zu leisten. In den deutschen Provinzen hatte man die Bauernemancipation ruhiger, heller eingerichtet, und dort kommt der Fleißige fort. Jetzt möchten die Moskauer ihre Bauernverhältnisse auch auf die deutschen Ostseeprovinzen gern übertragen, während ihre moskowitische Landbevölkerung offenbarung den Ruin zu befürchten hat. Es hat obendrein der Russe den Acerbau und treibt lieber etwas Anderes; dabei dauert die Haftpflicht der ganzen Gemeinde für die Steuern ihrer sämmtlichen Angehörigen gesetzlich fort. Dem Faulen wird dann noch das Gute weggenommen, was er hat, ohne daß es dem Fleißigen (der vermöge der Haftpflicht der Gemeinde für den Faulen die Lasten mitzutragen hat) besonders nützt. Daß sind Verhältnisse, die in unvergleichlich höherem Grade die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich ziehen müßten, als die glorreichen Kriegsthaten. Von Jahr zu Jahr machen die Staatsausgaben und damit auch das innere Elend. Der Kaiser hat beim letzten Budgetabschlusse eigenhändig und schriftlich die größte Sparsamkeit empfohlen; wie heerlich wäre es, wenn die leitenden Staatsmänner es beräuchtigten!

Nach den Berichten einer neuen, mit dem londoner „Bureau Reuter" mit dem Dampfer „Nero" eingetroffenen westindischen Post mit den Daten Valparaiso 2., Callao 11., Panama 21., Jamaika 25., und St. Thomas 29. Sept. waren in den peruanischen Provinzen Barranca und Pativilca ernstliche Chinesen-Revolten ausgebrochen. Die Culies hatten sich in mehreren Plantagen empört, alle Weißen mit grässlicher Brutalität massacrirt und den Versuch gemacht, die Stadt Barranca zu plündern; sie wurden aber zurückgeschlagen und zerstreuten sich in kleinen Banden in die umliegenden Berge.

Das Ereignis hat große Bestürzung hervorgerufen. Die Plantagen, haben durch Vernichtung der Felder und sonstigen Eigenthum sehr gelitten. Der Congresse wurde ein Gesetzentwurf eingebracht, welcher die fernere Einwanderung von Chinesen in Peru verbietet. — Die interoceanische Eisenbahn in Honduras macht günstige Fortschritte, und sieht man ihrer Eröffnung von Meer zu Meer im Oberst 1872 entgegen. — In Martinique war eine Regierungsrevolution ausgebrochen, die großen Verlust an Menschenleben und Eigenthum verursachte. Der Gouverneur hat das Standrecht proklamirt und von Barbadoes Verstärkungen requirirt. — Die Regierung von Haiti beabsichtigt, eine Anleihe von zwei Millionen Dollars zum Gründung einer Landwirthschafts- und Handelsbank aufzunehmen. (Wozu doch solche Republik Geld hat!)

*** Offener Brief an meine preußischen Mitbürger, namentlich auf dem Lande.**

Meine Freunde!

„Welt, was sieht du betrunken aus," muß ich sagen, wohin ich auch blicke. Nicht aber, wie in dem Liede unseres Cultusministers von Mühler wackelt mein Kopf und die Welt steht still, sondern die Köpfe der meisten lieben Mitbürger wackeln, und das macht den betrunkenen Eindruck. Die schwere Kriegszeit, die Siege haben sie trunken gemacht, sie wissen nicht mehr was sie thun, was sie verlangen sollen. Alles verändert sich! Die frömmsten Leute sogar vergessen das 7. Gebot und das ist ein schlimmes Zeichen. Werden die Köpfe nicht bald klar, und es kommt wahrhaftig noch von allem Möglichen, so glaube ich, es wird unvermeidlich sein, daß dieser Taumel aufhört, daß nüchterne, rabige Beobachtung eintritt, dahin führen alle Deutschen zu streben. Deutschlands Freiheit und Einheit soll zu aus all dem Wirrwar hervorgehen. Baut besonnen daran. Legt Euch keinen Stein entzwischen, den Ihr zu dem Baue braucht, legt aber auch keinen mit Unsehung des 7. Gebotes erlangten Stein in das Fundament, da das nicht Glück bringen, sondern über kurz oder lang den ganzen Bau stürzen machen muß. Bausteine zu dem Freiheitsbau werden aber nur vernünftige Leute durch die Abgeordnetenhäuser aller deutschen Lande, die ein deutsches Parlament die Sache in die Hand nehmen wird und kann. Vernünftige, freisinnige Abgeordnete zu wählen, ist also in allen deutschen Landen zur Zeit mehr als je eine höhere Pflicht. Alle Siege haben sie trunken gemacht, sie wissen nicht mehr was sie thun, was sie sprechen richte ich diesmal meine Worte, da für Preußen eine neue Abgeordnetenwahl vor der Thüre steht. Vor allen Wahlen hat man von gewisser Seite die Köpfe verwirrt, denn sonst hätten immer freisinnige Wahlen erzielt werden müssen. Diesmal fehlt es von Verwirrungsmitteln von ernährenden Seiten auch aber auch der Kriegswirrwar hat — wie gesagt — die Köpfe verwirrt, und gerade diesmal sollte man mit ruhigem klaren Kopfe an die Wahl gehen.

Diesmal müßt Ihr gerade die freisinnigsten wählen! Zumalen in Zeiten wie gar jetzt, wo sich gar manches gewordet, ich habe mich genug geplagt, ob ich so oder so wähle, es kommt doch nichts heraus, ich schmeiße die Flinte ins Korn," Freunde, solche Redensarten dürfen nicht vorkommen, so darft Ihr nicht handeln, sonst werden bitter Reue. Ihr müßt nicht eher Ruhe finden zu lassen und sich ganz von den Wahlen und freisinnigen Versammlungen abzuhalten. Seht, Freunde, wenn wir Freiheit haben wollen, und daß unser Wille und unsere Wünsche Geltung bekommen sollen, müssen wir kämpfen, denn wenn wir still die Hände in den Schooß legen, so kommen gleich die Reaktionären, Nationalliberalen und die Priester hintedrein, und machen Alles wie sie es wollen, und lachen uns aus. Die waeten ja blos darauf. „Aber wen sollen wir denn wählen?" sagt Ihr. Nehmt einmal zu. Die Wahl ist für Euch, für Arbeiter und Arbeiter, das heißt das Volk, die Hauptsache im Staate sind, das die Beamten, die Regierung alle bloß unsertwegen da sind, damit wir, die ganze Gesellschaft im Staate in Frieden und so glücklich wie möglich leben. Wenn die Beamten im Ministerium und in den Regierungen so klug und allwissend wären, dann brauchten wir freilich ganz ruhig zu sein, und könnten sagen: „Ja, die werden ja schon am besten wissen, was uns noth thut!" Aber diese Beamten und selbst die Minister alle sind nur Menschen und können irren, und wenn sie auch den besten Willen hätten, so wissen sie oft gar nicht, wie es im Volke zugeht, sie wissen gar nicht, was für Gesinnungen wir im Ganzen so recht haben, denn sie leben da in Berlin in ihren schönen Häusern und kommen nicht viel unter die Bürger und Bauern und wenn sie einmal hören wollen, wie wir denken, und was wir meinen, so werden sie sich nicht zu uns, sondern an ihre Beamten, z. B. an die Regierungsräthe und Landräthe, und die kennen unsere Meinungen ebenfowenig. Deshalb regieren die Herren nach ihrem Willen und wie wir aus dem Unterrichtsgesetz und aus der Kreisordnung sehen, ist das durchaus nicht unser Wille, nicht nach unserm Sinne.

Wie sollen wir es nun machen, um unsere Meinung und unsern Willen in die Gesetze zu bringen? Es ist doch ganz einfach! Wir wählen Männer, die uns versprechen, dies mit allen gesetzlichen Mitteln, die nur möglich sind, durchzusetzen. Durchsetzen müssen dies die Männer und sie können es. Wir haben ja ein solches gesetzliches Mittel in unserer Hand. Wenn die Minister uns Gesetze geben wollen, die nicht nach unserem Sinne sind, so haben unsere Abgeordneten das Recht, die Steuern zu verweigern, bis unser Wille durchgedrungen ist. Wir müssen daher solche Männer wählen, die wirklich gesinnt sind, unsern Willen zu thun. Nun klugen Reden kommt nichts heraus. Wenn wir Minister wären, möchten wir's am Ende unter solchen Umständen auch so machen. Wir ließen die Leute schön reden, und wenn man uns dabei nur die Steuern zu erheben erlaubte, so hätten wir die Möglichkeit, trog aller Gegenreden doch zu regieren, wie wir wollten. Wenn aber die Steuern verweigert werden, so muß der Minister zuletzt thun, was nach unserer Meinung gut ist und uns behagt, oder er muß abdanken und einem anderen Platz machen; der in unserem Sinne und Geiste regieren will. Daß es solche Männer setzt noch gibt, werdet Ihr doch hoffentlich nicht bezweifeln.

Also nach dem, was uns zusagt, sollen und müssen sich die Minister und die Regierungen richten, und nicht nach dem was den Herren am Hofe den lieben Gesichten und Wünschen des Hofes hilft es Dir, Bruder Landwirth, wenn Dir z. B. ein hochgelehrter Baumeister, der Deine Wirthschaft nicht kennt, ein stolzes Haus baut, für das Deine Sachen nicht ausreichen. Das mag so ein Herr v. X oder v. Y sein, der in der Stube viel Platz sich finden, aber Dir schmeckt darin nicht essen und Trinken und wenn Du es bezahlen sollst, ist die Elle länger als der Kram. So sitzt auch mit dem, was die Herren da Oben bauen, wenn sie auf uns gar nicht hören. Denen sitzt natürlich sehr angenehm, wenn der Landrath und der Gendarm eine Nacht haben, daß wir gegen sie nicht Muff sagen dürfen. Dann geht in ihrem Sinne Alles stramm und prupper zu. Sie brauchen dann blaß zu pfeifen und wir müssen tanzen. Aber das paßt uns gar nicht. Der Gendarm gut und von den Gespenstopf und zählt und die Groschen im Beutel und schickt uns bei schlechtem Wetter in die Stube, daß wir nicht die Kolik bekommen, und paßt auf wie wir singen und was wir singen und verbietet uns lustig zu sein und zuletzt kann man ohne seine Erlaubniß nicht mal sterben, sonst kriegt man nichts gehen. Ihr wißt Alle, weswiel Aerger wir durch ihn schon haben, und daß Vieles besser gehen möchte, wenn sich die Herren in unsere Sachen nicht soviel mengen wollten.

So ist's auch den Herren da Oben ganz recht, wenn sie ein großes Heer haben und es in Garnison aufmarschiren lassen können, aber unsere Grossen werden dadurch immer dünner und die ganze Einrichtung mit der Behandlung unserer Kinder und die besondere Gerichtsbarkeit paßt und doch schon lange nicht. Und nun erst die Schulen und Geistlichkeit. Da, die Herren da Oben sind mit ihrer Einrichtung sehr schön. Sie können uns vorschreiben, was wir und was unsere Kinder glauben sollen und wenn die geistlichen Herren einmal Alle zusammen kommen und gehört über Gottes Wort sprechen, dann gefällt ihnen das wunderschön, aber uns nicht. Wir wollen kein Geld für die hohen Geistlichen ausgeben, sondern sie sind nach unserem Sinne gar nicht nöthig und wollen uns nicht vorschreiben lassen, was wir glauben sollen, und wollen vernünftige Lehrer und nicht Mucker, die bloß nachsprechen, was die Geistlichen ihnen vorsagen, und wollen nicht, daß unsere Kinder lernen sollen, was sie doch nimmer verstehen können.

Was half es nun, immer zu sagen, wir wollen das Alles nicht, wenn kein Mensch darauf hört?

Digitized by Google

Was helfen uns Abgeordnete, die zuletzt den Herren da Oben doch immer die Freiheit und damit das Recht geben, ihren Willen durchzusetzen. Solche Abgeordnete können uns gar nichts helfen. Ich meine, gerade ist nun zuletzt doch schon lange genug. Nun heißt es einfach: Entweder Euer Wille, Ihr Herren da Oben oder unser Wille, der Wille von uns hier Unten, die wir es ausbaden müssen. Wir müssen daher solche Männer wählen, die endlich fest entschlossen sind, unsern, das heißt den Volkswillen durchzusetzen, sonst ist's am Ende besser, wir haben gar keine Kammer, denn jetzt bemühen sich die Herren da Oben auf die Abstimmungen in den Kammern und sagen zu uns: Was wollt Ihr, Euer Abgeordneter, die Ihr gewählt habt, haben uns ja das volle Recht und auch die Mittel gegeben, so zu handeln. Liegt die Sache nun nicht klar?

Wir müssen wahre, ächte Demokraten wählen, die wirklich einmal mit Ernst unsern Willen durchsetzen wollen! Versteht Ihr, — ich hab' mich ja vorher darüber ausgesprochen — wie ich es nun meine?!!!

Also müssen wir es machen, unseres engeren Baterlandes Preußen wegen. Nun denkt aber noch daran, daß wenn unser Abgeordnetenhaus in der großen Frage deutscher Freiheit und Einheit auch nicht den Ausschlag geben, direct vielleicht gar nicht mitreden wird, es unsere Aufgabe ist, in unserm engeren Baterlande Preußen durch unsere Abgeordneten diese Zustände zu schaffen, die der beengten deutschen Frage zu gute kommen müssen.

Also, Freunde, Landsleute, namentlich auf dem Lande, beherzigt, was ich Euch gesagt habe: Alle heran an den Wahltisch. Laßt Euch nicht beeinflussen, aber wohl belehren. Prüft, ob ich Euch ein unrechtes Wort gesagt, ob nicht Alles wahr ist, wie ich es schrieb. Thut nicht Euern Augen, so müßt Ihr nicht recht gehen. Dann erhebt auch nach meinem Rathe Eure Stimme. Nochmals: „Alle heran an den Wahltisch. Gebt dort Eure Stimme nur wahren, echten Demokraten, die nicht nur für Euch reden, sondern auch handeln wollen, die Euern Willen, Euern gerechten Begehren nach mehr Freiheit und Gleichheit Geltung zu verschaffen wissen."

Lebt wohl, wir sehen uns am Wahltisch wieder!

Ein Preuße, der es mit einem freien, einigen Deutschland ehrlich meint.

* Der Arbeiter und die Politik.

(Schluß.)

I.

Die Ursache, weshalb der gewöhnliche Arbeiter und Tagelöhner kein Verständniß für das Wohl und Wehe seines Vaterlandes hat oder haben kann, liegt in seinem Elend, seiner täglichen Nahrungssorge. Sie zwingt ihn, sein Leben, sein Dasein ausschließlich seiner Arbeit zu widmen, sich und die Seinigen vor dem Hungertode zu schützen und er hat ganz recht, wenn er sagt, daß ihm alles gleichgültig sei, wenn er nur sein Auskommen habe. Der Leser wird sich fragen, es muß doch im Interesse jeder vernünftigen Regierung liegen, das Loos ihrer Angehörigen, gleichgültig, ob arm oder reich zu verbessern, allen ihren Unterthanen ein menschenwürdiges Dasein zu verschaffen, um sie für die Sache des Vaterlandes zu begeistern, ihnen eine natürliche Vaterlandsliebe zugänglich zu machen, warum thut man dies nicht? Der Leser wird sich weiter fragen, warum verwendet man statt der zahllosen Millionen für Militärzwecke nur einen kleinen Theil dafür, nicht lieber alljährlich den halben Betrag für Schulen, für Genossenschaften, für die Hebung des Elends im Arbeiterstande? Liegt es nicht auf der Hand, daß ein für die Sache des Vaterlandes in allen seinen Schichten begeistertes Volk größerer Opfer fähig ist, als ein Volk, dessen größter Theil der Sache des Vaterlandes fern steht? Leuchtet es nicht ein, daß ein Soldat, der begeistert und aufopfermuthig für sein Vaterland in den Kampf zieht, ein anderer und besserer ist als derjenige, dem der Gorporalstock die Liebe für den König beigebracht hat?

Wohl lieber Leser; aber gerade weil dies Alles so ist, darum geschieht eben Nichts, darum sucht man den Zustand, wie er bisher gewesen, das Elend der Arbeiter und Tagelöhner, die Noth und den Kampf gegen den Hunger in den ärmeren Volksschichten zu erhalten.

Wir werden im zweiten Abschnitt unserer Untersuchung sehr schnell die Wahrheit unserer Ansicht entdecken.

Zur deutschen Zukunftsfrage.

Pr. **Flyel**, 16. Okt. Nur herein, Ihr lieben Brüder aus dem Süden, nur herein in den Norddeutschen Bund, mit Stiefel und Sparn herein ohne jegliche Bedingung, denn jetzt ist's genug, es schreien's und sagen's der Menschen gar Viele, von Oben herab, von Unten hinauf, die gern dahin schielen „in den jetzigen gewaltigen Zeiten hat der Bund die Kraft und Tüchtigkeit seiner Grundlagen so erfolgreich bewährt, daß alle ernsten und praktischen Politiker im Bundesstaate diese für die weitere Einigung festgehalten wissen wollen."

Also, das soll unsere Errungenschaft sein! Das bietet man dem deutschen Volke für all das unsägliche Elend und Leid, für all die großen Opfer, die man freudig gebracht, um den Feind hinwegzuweisen aus unserer Landesmark! Das ist die „Treu um Treue", die man gelobt, — das die Freiheit die man auf blutgetränkter Erde zu erudten hoffte? Doch nein, wir wollen nach nicht glauben, daß dieser Feldzug uns Das anzuwinden wird, dem wir bislang widerstrebten, nur wollen auch hoffen, daß jetzig erklinge und nicht nachtlos verhalle der Ruf nach einer andern Einigung, die mehr den Erwartungen entspricht, die das deutsche Volk bei Ausbruch des Krieges gehegt, und durch Berufung einer constituirenden Versammlung zu Stande gebracht werden müßte. All unser Hoffen und Sehnen, unser Sinnen und Trachten, unser Ringen und Kämpfen gilt einer Verbesserung der Lage des Volkes, materiell und geistig, durch Abschaffung überlanger Dienstzeit, durch Hebung des Volksunterrichts. Durch die nachtheilige Mißstimmung des Volkes an der Verbesserung seiner Geschicke. Berufen, diese gerechten Forderungen zu erstreben, wird die demokratische Partei die Grundrechte des deutschen Volkes, wie sie anno 49 aus der ersten Reichsversammlung in Frankfurt hervorgegangen sind, als Basis eines künftigen Deutschlands mit Freuden begrüßen und durch die Wahl verschiedener Verfechter ihrer Ideen dem zweiten deutschen Parlament getrost den weitern Ausbau im Lande überlassen.

So treten wir dem Ziele näher, das wir uns gesteckt; es ist möglich, die verhängnißvolle norddeutsche Bundesverfassung nicht allein fernzuhalten von dem Süden unseres Vaterlandes, sondern auch unsere Brüder im Norden davon zu befreien, ihre Brust von dem Alp zu lösen, der bislang blut- und eisenschwer auf ihnen gelastet.

Unsern Grundsätzen unwandelbar getreu, erheben wir ferner unsere Stimme gegen jede gewaltsame Annexion fremden Landes, wenn diese nicht durch die freie Selbstbestimmung seiner Bewohner zum Recht geworden ist. Wir wissen lieber unschuldig zu machen, ehr wir aufgeben die heiligsten Gefühle, welche uns heute noch beseelen und so viele Tausende z. B. in Angelegenheiten Schleswig-Holsteins, mit uns beseelt hatten. Unser Standpunkt bleibt fest derselbe, er allein, Länder er an mehgliebenster Stelle Gehör, kannte dem blutigen Kriege mit einem Schlage ein Ende machen, da wir den Kaiser und seine Soldaten nicht mehr zu bekämpfen haben; könnte Glück und Segen über unsere Fluren durch absehaltigen Friedenschluß mit der französischen Republik bringen; könnte durch Berufung des Parlaments Deutschlands Einheit sichern, der Freiheit uns näher bringen, sowie die Freiheit und Einheit des Nachbarvolkes wahren. Zwei Völker, groß, frei, im friedlichen Wettstreit geeint, würden die Hoffnung auf die „Vereinigten Staaten von Europa" in manchen Männern Brust erwecken und so stets neue Kämpfer der Fahne der Freiheit und des Rechts zuführen, die wir Demokraten nicht senken gegenüber der Gewalt, sondern rein und makellos halten jetzt und in allen Zeiten. —

Feuilleton.

Geschichte eines Rekruten von 1813.

Von Erckmann-Chatrian.

(Fortsetzung.)

Wir waren zu Schlichtern geworden! — „Jetzt wieder geladen!" sagte der Sergeant zu uns. Und erst jetzt, als ich wieder lud, sah ich, daß ich Blut und Haare an der Bayonettspitze hatte, was mir bewies, daß ich in meiner Wuth schrecklich Stöße mußte ausgetheilt haben. Nach einer Minute sah der alte Pinto fort: „Das Regiment ist in Auflösung; die verdammten Preußen haben die Hälfte niedergehauen. Wir werden es später schon wiederbekommen. Jetzt muß man vor allen Dingen den Feind verhindern, in's Dorf zu kommen. — Links in Reihen gesetzt, marschirt Marsch!" — Wir stiegen eine kleine Treppe hinab, welche in einen Garten von Klein-Görschen führte, und traten in ein Haus ein, dessen Thür nach dem Felde hinaus der Sergeant durch einen großen Küchentisch verbarrikadirte. Dann sagte er zu uns, indem er auf die Thüre nach der Straße hin zeigte: „Dort ist unser Rückzug!" und darauf stiegen wir in den ersten Stock und besetzten ein ziemlich geräumiges Zimmer an der Ecke nach dem Hügel hinaus. Es hatte zwei Fenster nach der Straße und zwei andere Fenster nach der Anhöhe hinaus, über der eine dicke Rauchwolke lag und wo das Gewehrfeuer noch immer nicht aufhörte zu knattern und der Kanonendonner fortfuhr zu rollen.

Im Hintergrunde des Zimmers befand sich in einem Alkoven ein zerstörtes Bett und vor demselben eine Wiege; die Hausbewohner hatten sich ohne Zweifel beim Beginne der Schlacht geretet; nur ein Hund mit großem wollen Schwanz, aufrechtstehenden Ohren und spitzer Schnauze, halb unter den Bettvorhängen versteckt, beobachtete uns mit blitzenden Augen. Der Sergeant hatte seinen ein Fenster geöffnet und schaß schon in die Straßen hinab, wo zwei oder drei preußische Jäger hinter einem Karren und Mist hervorzudringen suchten; Zebede und die Anderen standen hinter ihm und hatten das Gewehr schußfertig in Bereitschaft. Ich beobachtete die Höhe, ob das Carré nach Stand hielt, und sah, daß es in einer Entfernung von 3—600 Schritten sich in guter Ordnung zurückzog und von allen 4 Seiten aus Feuer auf die Masse von Cavallerisen gab, die es umringten. Durch den Pulverdampf erkannte ich den Oberst, einen kleinen dicken Mann, zu Pferde in der Mitte des Carres mit dem Säbel in der Hand, und hörte oben ihn sein Pferd ja scheuen, daß es nur noch ein von der Stange herabhängender Fetzen war. Weiterhin links rückte eine feindliche Colonne vor und marschirte auf Klein-Görschen. Diese Colonne wollte offenbar den Unsrigen den Rückzug ins Dorf abschneiden; aber Hunderte von zerspreugten Soldaten waren bereits gesich und angekommen, und es kamen deren noch ununterbrochen von allen Seiten an, die Einen sich alle fünfzig Schritte umwendend, um ihre Schüsse abzugeben, die Anderen sich verwundet fortschleppend, um Schutz und Erquickung zu suchen. Diese alle besetzten die Häuser, und als die Colonne näher kam, wurde sie von einem rollenden Feuer aus allen Fenstern empfangen. Dies hielt sie auf und zwar um so mehr, als zu derselben Zeit auf der Höhe rechts sich die Division Compagnie Marschall Ney dem Kaiser in der Richtung nach Leipzig gesagt, aber sogleich bei dem Kanonendonner zurückgekehrt war.

Die Preußen machten also Halt, und das Feuer hörte von beiden Seiten auf. Unsere Carrés und Colonnen erstiegen wieder die Anhöhe gegenüber Starsiedel, und Alles, was im Dorfe war, beeilte sich die Häuser zu verlassen, um sich seinem Regimente wieder anzuschließen. Das unsrige war mit drei anderen so sehr gemischt, daß wir Mühe hatten uns wieder herauszufinden, als die Divisionen vor Kaya anhielten. Man hielt bei unserer Compagnie Appell ab, es waren nur 42 Mann übrig, der große Fürst und Jäger waren nicht mehr darunter, nur Corporal, Klipfel und ich, wir waren noch heiler Haut davon gekommen. Unglücklicher Weise war es noch nicht zu Ende, denn die Preußen, voller Kampfluft wegen unseres Rückzuges, trafen schon neue Anordnungen, um uns in Kaya anzugreifen. Sie erhielten große Verstärkungen. Als ich dies sah, dachte ich, daß für einen so großen General der Kaiser denn doch eine sehr schlechte Idee gehabt habe, sich bis Leipzig hin auszudehnen und uns einer Armee von mehr denn Hunderttausend Mann preiszugeben.

(Fortsetzung folgt.)

Y. B.

Humoreske von Cäsar Parous.

(18. Fortsetzung.)

Er sand war nicht gar langer Zeit in einem Organ der Presse, welches hauptsächlich von Angiegen lebt, zwei junge Damen, gebildet und guten Standes, förmlich ausgebeten. Das disponible Vermögen Beider war bis auf Heller und Pfennig angegeben und bedeutend genug, um als Lockspeise zu dienen.

Der pp. Parous fühlte nun zwar für seine Person kein Bedürfniß, in den Kober zu hagen — denn einmal ist er geschworener Hagestolz, und zum Andern stimmt er in seinen Ansichten über Liebe u. s. w. mit dem Aegyptologen Kurt Georgi überein — aber eine Laune des Augenblicks reizte ihn, des Pudels Kern zu untersuchen, und er sandte kühnlich seine Adresse unter der gewünschten Chiffre ein.

Digitized by Google

Wenige Tage später erschient der orangefarbene Postwagen, bei ihm und bietet einen aufgeputzten Stadtbrief an. Parvus erlegt den gebührenden Silbergroschen, löst den Packsiegellack, der mit dem bloßen Druck des Fingers, sondern erst der schneidigen Scheere weicht, und liest wörtlich und buchstäblich:

„Auf Ihr Gehetz (soll Gehrtes heißen) bitte (statt bitte) um Ihren (der Erspornisphalber ohne h) baldigen Besuch."

Der Vornamie des Absenders ist nur durch den Anfangsbuchstaben bezeichnet, läßt also zweifelhaft, ob ein Männlein oder ein Fräulein um den Besuch bittet. Die Handschrift ist ebenfalls so zweifelhaften Charakters, daß sie kein Gr-theit verräth. Familien- und Straßennamie nebst Hausnummer sind endlich entziffert. Parvus steckt das Billet zu sich und wandert dem Schicksal entgegen. Zween Treppen erklimmt er und steht vor einem grünen Wechselschild, worauf in goldnen Lettern der Name des Correspondenten prangt, darüber aber: „Haupt-Engagements-Comptoir des In- und Auslandes."

Im ersten Moment stutzt Parvus und schaudert zurück wie Bileams Grautier; dann drängte ihn die Neugier vorwärts. Im Hinsetz- ein Hinein in mittlere Zimmer mit dunklem Haar und Bart öffnet und ladet in gebrochenem Deutsch zum Eintritt. Parvus hört dem Dunkelbärtigen den Palen an, und es entspinnt sich folgendes Zwiegespräch.

Parvus: „Haben Sie mir meinen Brief geschrieben?" Er weiß ja voryus alleis besser.

Der Pole: „Sind Sie der Ser selbst?"

Parvus: „Ich habe bisher immer geglaubt, ich selbst zu sein."

Der Pole: „Ich meinte, ob Sie sein der Ere, welcher wünscht zu erlernen eine von der Damen."

Parvus: „Wenn ich sie nach meinem Geschmack finde, warum nicht? Haben Sie die Damen bei sich?"

Der Pole: „Ja Bild ja wol, kommen sie seihen, welche sein wird nach Ihrem Geschmack." — Er zieht aus einem Schubfach seines Pults zwei Photographien in Visitenkarten-Format. Parvus nimmt sie, bietet sie rasch um, aber — der Pole lächelt — die Rückseite ist sorgfältig mit einem Papierstreifen, damit die Firma des Photographen Geheimniß bleibt. „Nu?" sagte Parvus. „Ja, ja!" grinkt der Polack, stellt ein Vergrößerungsglas vor seinen Gast und hält's ihm durch eine Ecke an, er möge das Instrument zu detaillirterer Bekugelung des nieblichen Gestalten benutzen. Parvus thut's.

„Wahrhaftig nicht übel!" bemerkt er; „diese Dame hier scheint blond, jene brünett zu sein. Hübsche Gesichter beide! Ja wird ich Ihnen sagen."

Der Pole breitet sich, sie zu erleichtern, indem er unterrichtet: „Die schwarze Dame ist sechsundzwanzig Jürt, die blonde neunzehn; diese at achtzen Taulend Thaller, die schwarze Dame zwanzig."

„Das schwarze Gesicht wohl mehr, weil sie älter ist?" wirft Parvus ein.

„O, Sie glauben nicht an die Reellität von mein Geschäft?" vertheidigt der Pole seine Ehre. „Ich ade gemacht dreiundvert Partien und kann Sie zeigen zweiundvert Billdnisse von Damen und Eren, welche eben Vertrauen in mir."

Parvus: „Verehrungswürdiger, das hab' ich auch, und deshalb lassen Sie uns ganz ehrlich miteinander verfahren! Wie komm-n demutelle und hübsche junge Damen dazu, durch Sie Männer zu suchen? Se?"

Der Pole: „Die schwarze at eine fere alte Großmutter, welche will sehen ihr Kind versorgt, bevor sie sterbt. Und da sie lebt in eine kleine Stadt, wo das junge Mädchen nicht findet Gelegenheit, sich zu vervierathen mit ein gebildetr Mann —"

Parvus: „Ja, ja, nun weiß ich Bescheid. Aber die jüngere Dame, die Blondine?"

Der Pole: „Ire Vormund will, daß sie soll finden einen nahen Mann, welcher in der Ausstand wohnt, da sie ist vom Lande. Dere Vatter war Gutsbesitzer. Ich abe gemacht schon die Partien von ire drei ältere Schwestern."

Parvus: „Sie kennen also die Familie genau?"

Der Pole: „Ser genau, mein Ürr!"

Parvus: „Nun gut; mich aber kennen Sie nicht im Mindesten. Wenn ich wirklich die Absicht äußerte, dies blonde Mädchen zu wählen, wie können Sie als ehrlicher Mann mich ihr empfehlen, wes doch unbedingt nöthig wäre?"

Der Pole stellt die langen weißen Zähne: „Glauben Sie nicht, mein Err, daß ich thue, wenn ich mir sind abe vorher erkundigt nach Sie?"

Parvus: „Das ist billig. Aber gesetzt auch, Sie erführen mehr Vortheilhaftes, als Nachtheiliges, über mich, wer steht dafür, daß, ich der jungen Dame gestalte Dann ist Ihre Mühe verlaren."

(Schluß folgt.)

Vermischtes.

* Insterburg. Die „Zukunft" erzählt, daß trotz Krieges das Herbst-Rennen im Hoppegarten bei Berlin stattgefunden, und Pferde des Herrn Gratien Renar, z. B. Präfekten in Neurthe wie des Grafen Henkel von Donnersmarck, zeitigen Präfekten vom Elsaß gelegt haben. Auch das Rennen bei unserem Städtchen fand Anfangs Okt. statt und gewann Hauptpreis ein Pferd des Herrn von Simpjan „auf der" Georgenburg.

Aber wir machen es gründlicher. Unser Landsmann, fast Ostpreußen, vor Kurzem in seiner Eigenschaft des Johanniter-„Rechtsritter" nach Sedan berufen, brauste per Bahn heran, nahm die Rennentage wahr und kehrte dann auf seinen „Bahlthatigkeitsposten" zurück. Solch Eifer für die edle Rennsache, scheint in Berlin doch nicht entwöhnt zu sein, denn auch auf unserer großen Tribüne nur 2 Zuschauer anwesend waren. Blos Blunder, wenn man hier jetzt über die Lage unserer verwundeten Krieger bei solcher aufopfernder Leistungsfähigkeit ganz beruhigt ist und singt:

„Lieb Vaterland magst ruhig sein."

Georgenburg liegt jetzt am Rhein!"

† Insel Rügen, 27. Sept. Gestern Abend zwischen 7 und 8 Uhr und nach später zeigte sich hier im N.-Os. ein Nordlicht meistens in hellgelbem Scheine. Zuerst war nur der charakteristische helle Bogen mit dem dunklen Segment sehr deutlich zu erkennen; allmählich kam auch die Strahlung in demselben Lichte, jedoch hier und da in's Blaßrothe spielend. Darauf verschwand Bogen und Segment, und es blieben nur einzelne Strahlen, die sich bis zum 40° Höhe erhoben. Der hiesige Gelegenheit gab ein Vater seinen siebzehnjährigen in höchster Spannung lauschenden Söhne folgende wichtigen Aufschlüsse über die Erstheinung des Nordlichts. Sohn: „Vadding, kek eens, wat is dat?" Vater: „Mon Söhn, dat is een Nordlicht. Sühst Du den gelben Bogen? Das ist das Zeichen unserer düster is, un wur de Strahlen ummer to Hochten scheeten?" Sohn: „Dat sech id woll, äwerst wur kümmt dat Nordlicht her?" Vater: „Mon Söhn, dat will id dy segen. Du weest doch, dat unse Gods' Gott is, un ehre Herrgott Zu an, menigmal is ou den Ring, wurin de All' sitzen, ook inmeng, denn mut dat maakt warden. Nu wahnt hoch in'n Aurden, wur de Jff' ut de Erde' kick, een Rielenwall, weil grötzer as Gotiath wos, dat mät dit be lorgen. Dat Volk dat Pieben as een Kriegthorn geet, un wenn dat Krieg is, denn mut wenigstens fiefmal langer. Wenn nu wat to smeten is an de Jff' obder an den Ring, obder sös wat, un meistens is dat an den Ring, denn ward dat Jiken glaubnig mookt un up dat grote Ambalt (Amboß) legt dat is dat Pissen, wur unsere Jungen Bagen fält; un denn slan de Rielen up de Jiken, dat man de Funken darvun stöben, dat sünd de Strahlen, de to Hochten scheeten und wedder dal faller. Un wenn se denn kloar (fertig) sünd, denn stöken se sick 'ne Piep an un lüten dat Für un den Mond in de Lucht, dat is dat all en beten hälter, un denn gahn se gemächlig to Bedd' (sprich: Bett — Bette) un denn is dat ut."

Chronologische Uebersicht der Kriegs-Ereignisse im Monat September.

(Siehe Nr. 36 des „Komptoir.")

30. August: Roontgarden-Gefecht des XII. (sächs.) Armeecorps bei Rouart. — 2 Escadrons preußischer Husaren, abgelöst, Tours angegriffen. — Schlacht bei Mezieres.

31. Schlacht bei Mouzon. — Königliches Hauptquartier in St. Menehould. — Beginn der Schlacht bei Rossfeuille und bei Mez.

1. September: Schlacht rund um Sedan. — Beendigung der Schlacht vor Rossfeuille.

2. Capitulation der Armee Mac-Mahon. — Kaiser Napoleon unterzeichnet den Königs Wilhelm. — Aufstand der Belagerten in Straßburg auf der Insel Wauken abgelehnt. Tours angegriffen. — Schlacht bei Mezieres.

3. Zusammenkunft des Kaisers mit König Wilhelm. — Napoleon erhält Wilhelmshöhe als Aufenthaltsort angewiesen.

4. Neise Napoleons durch Belgien. — Proclamation der Republik in Paris. — Kaiserin Eugenie verläßt Paris. — Ernennung des Königs zu Ehrenm. — Ankunft Napoleons in Wilhelmshöhe.

6. Absetze des kaiserlichen Prinzen von Oldenbe nach Englan.

7. Gefecht zwischen Truppen und Franctireurs bei Martirch. — Schlettstadt noch immer bombardirt. — die letzten Abtheilungen des Corps Douay treffen in Paris ein.

8. Die beiden Rielenmörser von Straßburg in Thätigkeit.

9. Uebergabe und Kapitulation von Toul.

10. Ausfall der Straßburger Garnison an der Porte nationale.

13. Spuitzen verwundete die Uebergabe. — Die beiden letzten französischen Schiffe verlassen Helgoland.

12. Einziehen der italienischen Truppen in Rom.

13. Russische Truppen in Regens, Gouvn, Kurenetzers, Provinz. — Sprengung der Brücke bei Gorbel.

14. Vollendung der 3. Parallele vor Straßburg. — Colmar von deutschen Truppen besetzt.

15. Glacisfeuerung vor Thorn 53 aufgeführt. — Das königl. Hauptquartier nach Meaux verlegt.

16. Die italienischen Truppen besetzen Civita-Vecchia. — Nordsee-Blokade aufgehoben.

17. Circularschreiben Jules Favre's. — Die Truppen des Ahlefs-Mosel über die Seine mit 50 Geschützen. — Rückbauten von deutschen Truppen besetzt.

18. Der Ministerpräsident und englische Botschafter, sowie der russische Geschäftsträger gehen von Paris nach Tours.

19. Die vollständige Cernirung von Paris aufgeschlossen. — Zurückziehen des 5. Armee-Corps nach Sedan. 6. preußische und 2. bayerische Corps bei Villejuif und Montrouge (Secour).

20. Bombardement von Straßburg genommen.

21. Lunette 52 besetzt. — Ostsee-Blokade aufgehoben.

23. Capitulation von Toul.

24. Capitulation von Straßburg's.

28. Telegraphische Leitungen im Süden Platte aufgefunden und zerstört worden.

Landwirthschaftliches.

mg. Eine Lebensfrage für landwirthschaftliche Maschinen. Die landwirthschaftliche Creditnot in Preußen beschäftigt, wie die „Berliner landwirthschaftliche Zeitung" mittheilt ein solches Unternehmen zu begünstigen und mit deshalb einem Theile seiner Mittel gemeinschaft durch Gewährung auf Wechsel bei Vermittelung der Seehandlung, Berlin, auch will sie diesem Wechsel zum Escompt übernehmen, welche die Bildung landwirthschaftlicher Maschinen einem solchen Bertine am Zahlungsstatt ertheilen. Der zeitweilende Landwirth soll, wenn ihm die Maschinen entsprechen, dieselben auch kaufen können, wobei der Verein reibt Ratenzahlungen auf längere Fristen gestatten will. Man beabsichtigt, diese Lebensfrist auf Reisen zu errichten, welche seine großen Vortheile bietet, daß sie in Gestalt eines Geldbedarf sich an die landwirthschaftliche Creditkunst wenden kann. Man erachtet einen Fonds von 100,000 Gulden genügend, um der Sache einen wünschenswerth weiter. Die einheimischen Maschinenfabrikanten können mehrere wunderthätigen Gaben nicht verbergen, würden aber bei dieser arbeiten, wie sie sich bewähren, bis sie sie sicher verlassen. Gewinn bringende Erfolge erzielen und erwartet daher auch von einem solchen Vereine, welcher sich mit dem Vertrauen der landwirthschaftlichen Kreise, welcher sich mit dem Vertrauen der landwirthschaftlichen Maschinen besitzt, bei einer guten Leitung nur gute Maschinen. Es ist auch in Berede zu stellen, daß ein solches Unternehmen Maschinenbesitzer werden

Pfälzer Demokrat,
ein
Deutscher Demokrat.

Erscheint wöchentlich dreimal und wird den auswärtigen Abonnent n Freitags mit der Post zugesandt.

Beim 1. Januar 1871 betritt der Pfälzer-Demokrat unter dem nämlichen Titel „Deutscher Demokrat“ das politische Schlachtfeld. Der Kampf zwischen der Demokratie und der deutschen Demokratie ist entbrannt, tirn werden wir für die heilige Idee der letzteren einzustehen wissen, und der Partei unter den schwierigen Verhältnissen, in denen wir leben, das zu verschaffen, was wir uns bereiten fühlen. Schützer der Freiheit, Führer zur Einheit.

Die bewerrragendsten Führer der Demokratie, unter ihnen die Notabeln der Pfalz, Johann Jacoby, sowie Reitendach-Plicken haben uns ihre thätige Mitwirkung zugesagt, auch haben wir Mitarbeiter aus allen Gauen unseres Vaterlandes gewonnen.

An unsere Leser richten wir die Bitte, unser patriotisches Unternehmen mit allen Kräften zu fördern.

Die Redaktion.

Nro. 50. 5 Sgr. Einzelnstäglich 18 kr. in Preußen 6 Sgr. 9 Pf. **Kaiserslautern, 11. Dezember** Inserate 3 Sgr. 12 kr. die lispaltige Zeile. **1870.**

An die Leser!

Mit dem 1. Januar 1871 nimmt unser Blatt den Titel

Deutscher Demokrat

an und ist als solcher bei den Postexpeditionen zu bestellen.

Nur ein geringer Bruchtheil unseres Volkes ist heute politisch rege, bei der wichtigsten Frage des gesammten Volkes, der Neugestaltung des deutschen Vaterlandes betheiligt, während der größte Theil des Volkes, jene sogenannten niederen Schichten in Gleichgültigkeit und Stumpfheit versunken, dem politischen Leben fern stehen und über sich ergehen lassen, was jene Minderheit, die zudem noch meist von den Regierungen abhängig ist, über sie beschließt.

Wollen wir in freiheitlicher Beziehung wirklich vorwärts kommen, die Bevormundung von uns abschütteln und ein freies großes Volk werden, müssen wir das Volk erst in seinen untern Theilen zum politischen Bewußtsein, zum politischen Denken und Handeln erwecken.

Dieses Ziel hat sich unser Blatt gestellt. Ein in Freiheit geeintes Vaterland im Auge behaltend, wird es zum Volk in seiner Sprache reden, auf die volksthümlichste Weise die brennenden Tagesfragen erörtern, die Rechte des Volkes hervorheben, von denen letzteres häufig kaum eine Ahnung besitzt u. ihnen Geltung zu verschaffen suchen. So wird es ein einiges deutsches Volk schaffen, fest geeint nicht durch diplomatische Künste, sondern durch innerlich festen durch das Band des gemeinsamen Strebens nach Freiheit und Unabhängigkeit des Einzelnen, des ganzen deutschen Volkes.

Gelingen kann unser Vorhaben aber nur durch die Unterstützung aller Freunde des Volks, besonders aber durch die Mitwirkung der demokratischen Presse. Der Volksfreund und die Presse, beide müssen dazu beitragen, unserem Blatte die Kreise zu erschließen, für welche es bestimmt ist.

An unsere Leser und Freunde, an die demokratische Presse richten wir die Bitte, in diesem Sinne bei dem bevorstehen Quartalswechsel zu wirken.

Das Blatt — Verlag und Redaction von C. Lucked — erscheint wöchentlich einmal und zwar Freitags in Kaiserslautern, kostet pro Quartal bei Abholung von der Post in Süddeutschland 18 kr., im Norden 6 sgr 9 pf., in den Städten mit Botenlgeld 8 Sgr., auf dem Lande mit Bestellgeld 9 Sgr. 3 pf.

Inserate finden mit 12 kr. oder 3 Sgr. die Petitzeile Aufnahme und bei der großen Ausdehnung unseres Leserkreises die weiteste Verbreitung.

---

* Wochenschau.

Deutschland.

Die letzten Vertheidigungskämpfe der Pariser in Verbindung mit der Loire- und Nord-Armee haben am 29. November mit altem Unglück begonnen. Blutige Schlachten sind in den letzten Tagen geliefert worden, mit wahrer Verzweiflung haben sich die Franzosen gewehrt, doch umsonst war ihr Ringen, denn ist wohl Frankreichs Schicksal entschieden. Die Ausfälle der Pariser sind zurückgeschlagen und die letzten Hoffnungen der Belagerten durch die fast bis zur Aufklärung gesteigerten Niederlagen beider Entsatz-Armeen vernichtet. So standen wir denn endlich am Ausgange dieses blutigen Krieges und wenn wir auf die zahllosen Opfer zurückschauen, welche er auf beiden Seiten gefordert, wird unser ganzer Abscheu gegen den Krieg entflammt.

Welch schreckliches Elend der Krieg über die Menschen bringt, zeigt uns ein Rückblick auf die Menschenschlächterei bis zum Krimmkriege. Da finden wir:

I. Menschenverlust:

Auf dem Schlachtfelde getödete Menschen aber an ihren Wunden oder durch Krankheiten gestorbene:

Krimm (Franzosen, Engländer, Italiener, Türken und Russen)	784,991
Italien	35,000
Schleswig-Holstein	3,500
Nordamerik Nordstaaten	281,000
„ Südstaaten	151,000
Krieg von 1866	45,000
Entfernte Expeditionen diverser Kriege:	
Mexico, Cochinchina, Marokko, St. Domingo, Krieg von Paraguay	65,000
Das sind 1,743,491, die von 1853—1866 den civilisirten Völkern durch den Krieg geraubt sind.	

II. Finanzielle Verluste.

Krimm-Krieg	8	Milliard.	500 Mill
Nordamerik. Krieg	23	„	500 „
Südamerik. „	11	„	500 „
Italienischer „	1	„	500 „
Holsteinischer „	—	„	180 „
Krieg von 1866	1	„	650 „
Fremde	1	„	— „
Total:	47	Milliard.	830 Mill.

Drei und eine halbe Milliarde und hunderttausend Menschen jedes Jahr dem Gott der Armeen geopfert! Mit diesen Armeen und diesen Kapitalien hätte man die Sahara, die ungeheure Wüste in einen Garten verwandeln können!

Gegenüber diesen unvidderglichen Zahlen scheint es die Pflicht jedes Parlaments zu sein, die Abschaffung des Krieges zu fordern. Das preußische Abgeordnetenhaus hat sein Mittel, einer derartigen Forderung Nachdruck zu verleihen. Es hat in heute kein weiteres Finanzrecht, als die Pflicht, die Militärbeiträge, welche der Reichstag ausschreibt, oder richtiger, welche die norddeutsche Bundesverfassung festlegt, flüssig machen zu helfen. Ob das preußische Volk diese schmachvolle Thatsache fühlt? Nach dem traurigen Wahlergebnis glauben wir es nicht. Bei der Annahme der verfassungsvollen Norddbundesverfassung hatte die Menge noch ein Lebenszeichen, sie klatschte dem siegreichen Reiser Beifall, doch heute ist Stille liegt und das Volk weiß rückwärts ins graue Mittelalter gekloppiert ist, ist es gar still geworden, dem Ruhmesrausch ist ein politischer Katzenjammer gefolgt, den nur die Steuerschraube erfolgreich verscheuchen wird.

Kann und wird der Reichstag in dieser Frage etwas thun? Er kann und wird es nicht. Einmal kann er es nicht, weil ihm jede gesetzgeberische Macht fehlt und er nur in Fragen des Militär-Absolutismus die Pflicht der Zustimmung besitzt und dann weil er es nicht, weil er der Machtpolitik, dem Eroberungskriege kein Dasein verbaut und als Endziel des deutschen Berufs der preußischen Dynastie die Weltherrschaft erkannt hat. Da ist jede friedliche Regung ja von selbst ausgeschlossen. Mag das Volk bluten und ganz oder theilweis zu Grunde gehen, wenn das Ideal jedes gut reichsständischen Gemüths, dynastischer Seelenverwandtschaft, nur erreicht wird.

Aus der sächsischen Geldbewilligungsdebatte im Reichstage heben wir noch zur Bezeichnung der Stellung, welche die Opposition vertritt, den von den Abg. Bebel und Liebknecht eingebrachten Antrag hervor, welcher folgendermaßen lautet:

Der Reichstag wolle beschließen, der Gesetzentwurf, betreffend den ferneren Geldbedarf für die Kriegsführung, abzulehnen und folgenden Antrage seine Zustimmung zu geben: „In Erwägung, daß der am 19. Juli von Louis Bonaparte, damals Kaiser der Franzosen, erklärte Krieg durch die Gefangennahme Louis Bonaparte's und durch die Niederwerfung des französischen Kaiserreichs thatsächlich sein Ende erreicht hat; in Erwägung, daß nach der eigenen Erklärung des Königs von Preußen in der Thronrede am 17. Juli und in der Proclamation an das französische Volk vom 11. August der Krieg deutscherseits nur ein Vertheidigungskrieg und sein Krieg gegen das französische Volk sei; in Erwägung, daß der Krieg, welcher trotzdem seit dem 4. Sept. geführt wird, in schroffem Widerspruch mit dem völkischen Wort, nicht ein Krieg gegen die kaiserliche Regierung und die kaiserliche Armee, welche nicht mehr existiren, sondern ein Krieg gegen das französische Volk ist, nicht ein Vertheidigungskrieg, sondern ein Eroberungskrieg, nicht ein Krieg für die Unabhängigkeit Deutschlands, sondern ein Krieg zur Unterwerfung der edlen französischen Nation, die nach dem Worte der Thronrede vom 17. Juli beruten ist, die Segnungen christlicher Gesittung und freiheitlichen Wohlstandes gleichmäßig zu genießen und zu bewahren, und zu einem heilsameren Werkkampf als zu dem blutigen der Waffen, geschickt der Reichstag, die verlangte Geldbewilligung für die Kriegführung abzulehnen, und fordert den Bundeskanzler auf, dahin zu wirken, daß unter Verzichtleistung auf jede Annexion französischen Gebiets mit der französischen Republik schleunigst Friede geschlossen werde.“ Wir dachten nichts zu erwarten war, hat man den Antrag todtgeschwiegen!

Ein doch täglichen Ende hatte die Interpellation der Fortschrittspartei im Reichstag in Betreff der widerrechtlichen Gefangenhaltung von Jarobo und Herbig gehabt. Das einzige Resultat ist, daß der preußisch-norddeutsche parlamentarische Jammer in seiner ganzen Größe blosgelegt worden ist. Nirgends eine Ansicht auf Genugthuung und Sühne, weder im Reichstage noch im Landtage. Volk besteht es!

Man spricht davon, daß der Reichstag bereits in den nächsten Tagen geschlossen werden und den Landtage Platz machen wird, dessen Eindauerung in Kürze bevorsteht. Wie er mit seiner Etatsberathung fertig werden soll, wissen die Götter.

In Berlin ist wieder einmal der Staatsgerichtshof thätig gewesen. Ein des Hochverraths angeklagter Hamburger Sergeant wurde zu einem Jahr Einschließung verurtheilt.

Uebrigens mangelt's auch heute nicht an Preßmaßregelungen. Das Lesen der Berliner „Volkszig.“ ist in sämmtlichen Lazaretten verboten worden. Statt Grundes: Wie es General v. Canstein! Dann ein Preßprozeß gegen Volkszig., Volksfreund, Social-Demokrat, Frankfurter u. Köln. Ztg., wegen eines Artikels von Dr. Carl Ruß, „angehende Vaterlands-Vertheidiger!“

Digitized by Google

Die Angeklagten stellten den Antrag, die ganze Compagnie der Jäger zu vernehmen!

Die preußischen Landtagswahlen haben durch eine demokratische Stadtverordnetenwahl in Frankfurt, wo die Nationalliberalen bei der Classenwahl zum Abgeordnetenhause gesiegt, ein treffliches Nachspiel erhalten, was auf den Jubel der Machthaber wohl sehr niederschlagend wirken wird.

Auch die Gemeinderepräsentanten-Wahl in Mannheim ist trotz der gewaltsamen Anstrengungen der Nationalliberalen, demokratisch ausgefallen.

Am 6. u. 10. tagte in Mannheim der Niederrheinische Fabrikantentag. Er fand in der Annexion von Elsaß und Lothringen ein großes volkswirthschaftliches Haar. An anderer Stelle theilen wir seine Beschlüsse mit.

In Württemberg sind die Kammerwahlen theils zu Ungunsten der Volkspartei entschieden. Den guten Schwaben werden bald die Augen über die norddeutsche Herrlichkeit aufgehen!

In Bayern treten die Kammern am 10. d. Mts. zusammen. Die deutsche Frage wird in allen süddeutschen Kammern den Hauptgegenstand der Berathungen bilden. Ueber die Annahme der in Versailles vereinbarten Verträge waltet wohl kein Zweifel, das Volk will betrogen sein, drum werde es betrogen. Daß die Anderer Bismarcks mit den Abmachungen nicht zufrieden sind, betrembet uns nicht, daß aber die preußische Fortschrittspartei, die gegen den Norddeutschen Bund agitirte, nun in einem Mal so sehr dafür begeistert ist und das Centralisations-System nicht kräftig genug erblicken kann, ist doch wunderbar.

Möchten die Herren doch lieber an die Verwirklichung ihrer freiheitlichen Bestrebungen denken. Das wäre wohl besser als Deutschlands freiheitlicher Wiedergebrt die letzte Lebensader zu unterbinden und das preußische Centralisations-System zu vollenden.

Inzwischen ist in Berlin die Lesung der Verträge mit Baden, Württemberg und Hessen erfolgt. Die Genehmigung ist ertheilt und ein tüchtig naiver Bericht Wigards, die Grundrechte der preußischen Verfassung einzuschmuggeln, glücklich gescheitert. Auch ein Antrag Dunkers auf Preßfreiheit und Vereinsrecht ohne Polizei-Erlaubniß ist abgewiesen, dagegen die Competenz-Erweiterung des Bundes Preße und Vereinswesen angenommen. Wie sich darüber die Süddeutschen freuen werden!

Ausland.

In Zürich besaß die Universität einen Staatsrechtslehrer, welcher diese Wissenschaft in so kanservativ-monarchischer Anschauung lehrte, daß sich die Republik zur Anstellung eines Professors des demokratischen Staatsrechts entschloß. Als solcher wurde der bisherige Föderativ-Republikaner Gustav Vogt, Redacteur der „Vereinigten Staaten von Europa“ ernannt. Wie können diesen Schritte der Schweiz nur unsere volle Anerkennung und unseren Glückwunsch zollen.

In Wien feierte der academische Lesеverein vor einigen Tagen in sehr stürmischer Weise seinen vierten Commers.

Seit vier Jahren ist Deutschland das Losungswort der Wiener deutschen Studentenschaft geworden, die Parteischattirung des National-Liberalismus und des Großdeutschthums hatten, anfangs unsichtbar, sich immer mehr entwickelt und nur der Eintritt des Bürger-Ministeriums in die Regierung hat eine gewisse Zeit hindurch die Bildung einer großen österreichischen Partei gestört.

Bei der Festlichkeit trafen die politischen Gegensätze mit voller Heftigkeit auf einander. Ein großer Theil der Jugend nahm mit Begeisterung alle Meinungen auf, welche die Einheit oder die Freiheit gestellt wissen wollen; sie war entzückt über den Gedanken eines Redners, daß auch die sogenannten Republikaner, wenn sie im Boote sitzen, weggerudert werden müssen, sie berauschte sich bei der Idee, das deutsche Volk die Hand ans Schwert gelegt sich zu denken. Ein anderer Theil hatte allerdings leisen Protest zu erheben gewagt, als die schwarz-weiß-rothe Fahne als das Symbol hingestellt wurde, dem man folgen müsse, und „Schwarz-Roth-Gold!“ erschall es von einigen Seiten als Antwort. Der Zündstoff war damit in die erregte Versammlung geworfen. Da bestieg ein Redner die Tribüne und donnerte in dieselbe das Wort hinaus, „daß jene schwarz-weiß-rothe Fahne, für die man sich begeistere, nichts Anderes sei, als das Produkt despotischer Willkür.“ Der Tumult, welcher diesem Worte folgte, war ein unbeschreiblicher. Jubel auf der einen Seite, Gezische und Gepfeife auf der anderen. Der Redner blieb unerschüttert, ohne weiterreden zu können. Die schwarz-weiß-rothen Fahnen wurden in Stücke gerissen, Thätlichkeiten blieben nicht aus und der Tumult wuchs so sehr, daß die Polizei die Auflösung der Versammlung eintreten lassen mußte. So lebt auch in Oesterreich noch der demokratische Gedanke!

Die Stimmung in der Bevölkerung über die orientalische Frage hat sich beruhigt, doch sprechen die ungarischen Blätter die Ueberzeugung aus, daß der Czar, nachdem er seinen Willen in so entschiedener Weise kundgegeben, auch die Demonstration von Petersburg, welche ihm eine Zustimmungskundgebe überschätze, hullwoll empfangen habe, nicht zurückweicher werde. Es bleibe daher für die österreichisch-ungarische Monarchie nichts Anderes übrig, als sich für den Entscheidungskampf rüstig bereiten.

Die Türkei, die Hauptperson in der neuen Verwickelung ist plötzlich ganz zufriedengestellt. Ein höchst beachtenswerther Artikel des türkischen officiellen Organs beleuchtet die der Türkei drohende Gefahr und deren Abwendung in folgender treffenden Weise:

„Vor dem französisch-preußischen Kriege hätte man bei uns ein großes Geschrei darüber erhoben, wenn Rußland es sich hätte beikommen lassen, den Pariser Verträgen zu kündigen; aber seitdem es es erwiesen, daß die Erfindung der Torpedos die Panzerflotten nicht mehr zu fürchten sind, und darum hat diese im Jahre 1856 so wichtige Neutralitätsmaßregel, die für die Türkei eine Lebensfrage war, heute fast keine Bedeutung mehr. Es ist nun Europa, das sich die viel furchtbarer sind als die Panzerschiffe, bat man die französische Flotte, die doch der türkischen noch weit überlegen ist, unthätig bleiben gesehen. Haben die vielen Millionen, welche die französische Marine verschlingt, auch nur den geringsten Einfluß auf die Bewegungen der deutschen Landheere ausüben können? Nein: Warum sollte also die Türkei über den Wunsch Rußlands, eine Flotte im Schwarzen Meere zu haben, außer sich gerathen, wenn wir den Bosporus und die Dardanellen haben, die wir mit Torpedos spicken und so für die Schiffe der ganzen Welt unzugänglich machen können?“

So dürfte die Conferenz, welche in London zusammentritt, leichtes Spiel haben. Man wird zum bösen Spiele gute Miene machen und den gewaltsamen Bruch eines völkerrechtlichen Vertrages dulden. Damit ist der Grundstein zu Verwickelungen für die Zukunft Thür und Thor geöffnet!

Rußland hat auf die Einmischungen Englands bereits durch den Fürsten Gortschakoff eine Antwort ertheilt, die, wie wir voraussehen, das Früheren nur in anderen Ausdrücken wiederholt, als der vorherige.

In England ist Nachricht von dem Tode einer regierenden Königin eingetroffen, für welche die europäischen Höfe wohl keinen Trauer anlegen werden. Königin Emma, Beherrscherin der Sandwichs-Inseln, hat nach längerer Krankheit das Zeitliche gesegnet.

Johann Jacoby's Wiedermahl.

Abermals dürfte in Berlin um Johann Jacoby's Wahlkreis entbrennen, welcher für den Sitz Jacoby's größere Chancen bietet, als der vorherige.

Die Fraction des zweiten Berliner Wahlbezirkes, welche ihrem alten Abgeordneten Jacoby treu geblieben, hatte, als sich die Nothwendigkeit einer Nachwahl herausstellte, an Dr. Jacoby die Frage gerichtet, ob er geneigt, daß an seiner Candidatur auch bei der Nachwahl festgehalten werde. Nachdem die Entwicklung erfolgt, ist gestern von der Fraction einstimmig der Beschluß gefaßt worden, ohne Rücksicht auf irgend welche andere Candidatur nur für Jacoby zu stimmen. Hrn. Waldeck's Candidatur haben sich, in dankbare Anerkennung seiner treuen Hilfsarbeit, auch diesem Beschlusse officiell Kenntniß gegeben werden.

△ Vom norddeutschen Reichstage und dem preußischen Abgeordnetenhause.

Sie haben die Angelegenheit, über welche ich ein Paar Worte sprechen möchte, zwar schon mehrfach berührt, doch erscheint es nothwendig, sie dem deutschen Volke ganz klar zu machen, damit es einsehen lernt, in welchen Händen sein Geschick liegt.

Zwar sagt ein Sprichwort: „Gesetze sind dazu da, um umgangen zu werden“, das ist aber denn doch nicht richtig. Eigentlich sind sie dazu da, um gehalten zu werden, selbst — wenn sie nichts taugen, das bessere geschaffen sind. Die Norddeutsche Verfassung — man gebe zu, daß sie unter die untaugslichen Gesetze gehört — bestimmt nun, daß die Abgeordneten für den norddeutschen Reichstag auf eine gewisse Zeit gewählt werden. Die Reichstagsabgeordneten selbst haben dieses Gesetz machen gesollen und was soll man dazu sagen, wenn sie selbst es verlegen?! Ihre Frist ist abgelaufen und doch treten sie zusammen, machen sie in voriger Stymg ihr Mandat aus eigener Machtvollkommenheit, sagen wir: ungesetzliche Willkühr, auf ein Jahr verlängert haben. Sind das noch die Abgeordneten der Wähler des norddeutschen Bundes? Nun und nimmermehr! Und doch sind sie zusammengetreten und werden Millionen für den unseligen Krieg gegen Frankreich, das Land verwüstet, während das ganze deutsche Volk Frieden haben will. Einer, nur Einer war ehrlich genug, sein Mandat niederzulegen!

Deshalb mag die Regierung nicht eine Neuwahl vermeidet haben? Wir denken, weil sie die alten Abgeordneten gut zu kennen, und sie überzeugt ist, eine reactionaire Gesellschaft nicht nochmals zusammen zu bekommen. Ueber wichtige Fragen werden aber die Herren weiland Abgeordneten — denn sie sind's nicht mehr — entscheiden, also Protest gegen den ganzen jetzig zusammengetretenen Reichstag als ungesetzlich, Protest gegen seine Berechtigung!

Ob ein Geldmensch auf eine Anleihe, genehmigt von einer nicht zu Recht bestehenden Versammlung, Geld borgen wird? Warum denn nicht; sagen wir. Der Geldbeutel hetet die Macht an, und sucht die zur Zeit noch wo anders als auf Recht und Gesetz. Volk erhebe protestirend deine Stimme, so laut, daß die Herren erzittern! Herren haben die Geldmenschen zwar nicht, aber an Stelle dessen sitzt ihnen der Geldbeutel. Dein Ruf, eine Anleihung auf Souveränetät — über dich — lang wird sie da sein — schnürt den Geldbeutel zu und verspart die Bier und Verdruß. Schrei es hinaus in alle Welt, daß du die Gesetze gehalten haben willst, selbst die schlechten, die sie durch bessere ersetzt sind. Denke daran, daß die norddeutsche Verfassung, wie es allen Anschein hat, sich selber über deine Freiheit anbreiten wird, denn Deutschland soll einig sein — von der Freiheit ist natürlich nicht die Rede — auf Grund der norddeutschen Verfassung. Also — Protest auch vor der schlechten Verfassung, die die Volksherrschaft eine auf Freiheit gegründete geschaffen.

Im ersten Haus ist es nicht, es muß es auch anders werden! Preußisches Volk sieh du die Abgeordneten an, die du zum Landtage gewählt, und dann — gehe in dein Kämmerlein und weine! Trauere in Sack und Asche über deine eigene Dummheit! Sie kommen nun nicht wieder, sondern verlängern, in unverheit ihr eigenes Amt, ihr Mandat, ihren Diätensatz, ihre Freiheit, ihre Ehre, ihr Gut ein Linsengericht geht ihr Euren wahren Vortheil hin.

Aber zwischen Reaction und Fortschrittspartei liegt, wehe, wehe! aber sie. Für sich und Kindeskinder schreiben sie sich selbst das meine teckel upharsin an die Wand des Stymgsaales. Sie können es sich auch ausdeuten: aber verblendet durch die feurige Schrift gehen sie Jerwege, huldigen Machtpolitik, Ruhm, Freiheit und ziehen durch die Machtpolitik die Knechtschaft bei den Haaren herbei. Wehe über die, die sie gewählt.

Die Anhänger der Fortschrittspartei, Volk, die du in die Kammer gewählt, mit denen rede ein ernstes Wort, sonst ist auch diese Stadt eine colossale Verrätherin. Wer weiß nicht, daß die Fortschritt manch guten Gesetzentwurf eingebracht, manch guten Antrag gestellt. Wo sind aber diese Erfolge? Sie haben auf eigene Schuld nur den Mond angebellt. Im Herrenhause ist theils untergegangen, was das Volk der Fortschrittspartei Gutes in ihren Händen hätte könnte; das Herrenhaus Kammer-Sauperlork schlummert's zum andern Theil, wenn's nicht schon zum Ostenmachen benutzt. Was hilft's wenn Einer der Partei sagt: „Bühler darf nicht mehr im Amte bleiben“ und — bewilligt ihm nachher alle für sein als scheußl. gebrandmarkten Maßnahmen verlangten Gelder? Der Autspruch des Fortschritteles war gut, aber nachher — hätte er kein Geld geben müssen, sonst wurde er lächerlich!

Der eine Fall kennzeichnet die ganze Partei, denn so lassen sie es immer gemacht. Volk, verlange von Deinen fortschrittlichen Abgeordneten, sie sollen wahre Demokraten werden, sie sollen zum Besten des Volkes Zwang anwenden, auf daß Deine Wünsche zur Wahrheit werden.

Verlange, daß sie in dieser Session es so machen, und thun sie es für sich und für Dich nicht, so wähle nie mehr Anhänger der Fortschrittspartei. Wirf mit allen Parteien, und wähle als demokratisches Volk nur — Demokraten!

So zum preußischen Volke! Paßt's aber nicht auch für alle deutschen Stämme?!

Die deutsche Frage in Süddeutschland.

Noch ist es Tag, da rühre sich der Mann
Die Nacht tritt ein, wo Niemand wirken kann.

Wir hatten der diplomatischen Vertretung Süddeutschlands in Versailles bei der deutschen Verfassungsarbeit doch gewisse Einsicht und Festigkeit zugetraut, als sie in Wirklichkeit an den Tag gelegt. Die Hoffnungen des süddeutschen Volks, daß die Minister sich mannhaft der preußischen Verschlingungsgelüste erwehren würden, haben sich nicht erfüllt; beim Feilschen um kleine Nebensonderungen hat man die Hauptsache, die Selbstständigkeit des Südens zu wahren, gänzlich, eine Selbstständigkeit, welche vor dem Kriege von Preußen feierlich gewährleistet worden, also unantastbar war und gar nicht mehr Gegenstand irgend einer Berathung sein konnte. Die bayerischen Minister hatten in Versailles die einzige Aufgabe, einzige Vorsichtige Verwahrung in der nationalen Einigungsfrage, Vorsichtige zur Belohnung des deutschen Volks für seine unerhörte Aufopferung entgegen zu nehmen und denselben, soweit sie eine freiheitliche Gestaltung der Verhältnisse herbeiführten, zuzustimmen. Die Annahme der Nordbundverfassung, welche das Gegentheil der bekundeten Wünsche des Volkes bedeutet und niemals das Deutschland schaffen kann, welche der freiheitlich denkende Theil des Volkes erstredt, war von vornherein von jeder Erörterung auszuschließen.

Die bayerischen Minister haben sich, da in Versailles nicht wahrscheinlich und begreiflich von Freiheiten für das gesammte Volk nicht die Rede gewesen sein wird, darauf beschränkt, zwischen dem übrigen Deutschland und dem Süden ein Verhältniß herzustellen, welches den Volkswünschen gerathen und so sicher schützte. Süden und Norddeutschland handelt schaffen kann, welche der freiheitlich denkende Theil des Volkes erstredt, war von vornherein von jeder Erörterung auszuschließen.

Die bayerischen Minister haben sich, da in Versailles nicht wahrscheinlich und begreiflich von Freiheiten für das gesammte Volk nicht die Rede gewesen sein wird, darauf beschränkt, zwischen dem übrigen Deutschland und dem Süden ein Verhältniß herzustellen, welches den Volkswünschen gerathen und so sicher schützte. Süden und Norddeutschland handelt sich darum, ob Bayern das Recht zusteht, kann sich jedes Kind klar machen. Was ist der König von Bayern noch dieser Bestimmungen nach als ein preußischer General, der seine Offiziere selbst ernennen kann, sonst aber kein unmittelbares Recht besitzt? Das Schlimmste bei der Sache ist nur, daß das bayerische Volk am meisten darunter leidet, die blauen Uniformen daß es gerettet, daß aber der Süden so bedeutende Opfer, die beträchtige Dienstzeit eingetauscht. Die schwarz-weiß-rothe Flagge hat es sich durch seinen Patriotismus erworben, die deutsche Flagge aber, und damit der wahre deutsche Gedanke ist in den Stand getreten.

Es haben die bayerischen Minister der preußischen Dynastie, nicht aber dem deutschen Vaterlande Opfer gebracht, Opfer, welche es nach den preußischen Versprechungen niemals bringen durfte.

Das süddeutsche Volk aber müßte hier der Richter sein und Vertrauen und Zustimmung versagen, die dem Volke seine Freiheit, seine Nationalität aber eine Befestigung des preußischen Militär-Absolutismus bringen. Leider läßt sich ein kräftiges Ertönen des Volks, ein entschiedener Protest durch die Volksvertreter kaum erwarten. Die Zahl der Jagdhasen, welche das Spiel, das man mit Deutschland getrieben, durchschaut, ist ebenso gewachsen, wie die Zahl der bismarckischen Mamelucken. So kann uns der süddeutschen Verfassungsberathung nur Unheil für die freiheitliche Entwickelung des Volks hervorgehen.

* Die Anerkennung der Familien unserer zu den Fahnen einberufenen Reservisten und Landwehrmänner.

Wenn das Vaterland durch den Feind bedroht ist, steht das Staatswohl höher, als das seiner Bürger und der Staat kann nicht danach fragen, ob durch die Einberufung zu den Fahnen die Angehörigen seiner Vertheidiger in Noth und Mangel gerathen. Aber er kann Bestimmungen treffen, daß das Elend unter den Zurückgebliebenen durch sofortiges Eingreifen, durch Staatsunterstützung gehoben, wenn nicht gar von vornherein vermieden wird. Will man die vorhandenen Familien der Privatwohlthätigkeit überlassen, so wären sie den Schwankungen der Tagesstimmungen und der Gefahr ausgesetzt, heute verlorrt zu sein und morgen hungern zu müssen. Der norddeutsche Reichstag hat sich mit dieser seitgemäßen Frage anläßlich einer Petition beschäftigt, welche die Unterstützung der Familien zur Fahne einberufener Reservisten und Landwehrmänner regelt. Dem Reichstage aber fehlt, trotz seiner außerordentlichen Machtbefugniß, die sich sogar darauf erstreden soll, sich selbst ganz abzuschaffen und einen absolaten Kaiser über Deutschland zu setzen, bekanntlich nicht einmal das Recht zu, einer Petition Berücksichtigung zu verschaffen. Deshalb hat man denn nichts weiter thun können, als die Petition dem Bundeskanzler zur Kenntnißnahme und Berücksichtigung zu überweisen. Da die Angelegenheit eine militärische ist und unter Umständen sehr wohl zur Rüstigung des Wühlen Absolutismus kann, wird der Herr Bundeskanzler diese Petition wohl berücksichtigen, möglicherweise auch nicht, da die Regierung für Militärzwecke gern den Geldbeutel der Bürger in Anspruch nimmt. Unter diesen Umständen erscheinen die Ausführungen des Abgeordneten der Berliner Stadtdepesche 137—141 von großem Interesse, indem er der Frage eine bestimmtere Form gibt. Der Vorstand fordert nach sachgemäßer treffender Begründung, die wir in nächster Nummer ausführlich wieder geben werden, alle deutschen Staatsbürger auf, dafür zu sorgen, daß die Familien bedauftragt werden, Gesetze zu beantragen, durch welche — (von Dotationen wird wohl diesmal keine Rede sein) —

1) bestimmt wird, auf welche Weise nach Beendigung des gegenwärtigen Krieges die der Hülfe Bedürftigen aufgesucht und deren Bedürftigkeit absichtig wird;
2) die Mittel beschafft werden, durch welche von Staatswegen, sei es aus Steuererträgen, sei es aus den für die Wahl-Kriegsfonds der aus Kriegsentschädigungen bereit gestellten Fonds die Angehörigen der zur Fahne einberufenen Ernährer unterhalten, die aus dem Kriege zurückkehrten Invaliden, sowie die Hinterbliebenen der im Kampfe Gefallenen, je nach Verdältniß ihrer Wohnorte und Standes in angemessener Weise entschädigt werden.

So erheischen es die Pflichten eines Staates, der seine Bürger unter das Gesetz der allgemeinen Wehrpflicht gestellt hat.

Praktischer erscheint es uns aber, alle Bürger Europa's aufzuforbern, dahin zu wirken, daß der Krieg überhaupt aus der Welt geschafft wird.

Der Anken der Annexion von Elsaß und Lothringen für Deutschlands Handel und Industrie.

Mannheim, 5. Dez. Die heutige Hauptversammlung des deutschen Fabrikantentages weist eine Theilnahme von 150 Abtheilungen aus allen deutschen Gauen auf. Wir heben die gefaßten Resolutionen in Nachstehendem mit:

Die Versammlung deutscher Fabrikanten erklärt:

1) Die Annahme des Elsaß und Deutschlothringen durch eine Schutz- und Zollgrenze einzelner Industriezweige insbesondere der Baumwollindustrie herbeiführen. Es wird daher den Vertretern dieser Industrie, welche durch eine Einverleibung der neuen Provinzen sich benachtheiligt erachten, überlassen, ihre Interessen an maßgebenden Stellen geltend und geeignete Vorschläge zur Abhülfe zu machen.

2) Um die neu zu erwerbenden Landestheile vor den ihnen jedenfalls in Folge einer Abschedung von ihrem bisherigen Absatzgebiete drohenden Gefahren zu behüten, hält es die Versammlung durchaus für wünschenswerth, daß bei dem Friedensvertrage mit Frankreich, eventuell bei Erneuerung des Handelsvertrages, eine billige Reciprocität auf der Basis des Zollvertragsstarifs und das Princip einfacher spezifischer Zölle gewahrt, insbesondere die französischen Eingangszölle für wollene, baumwollene und leinene Garne auf die bisherigen Sätze ermäßigt werden."

(!) Wie manche Zeitungen referiren!

In einem Berichte über die Versammlung der Volkspartei (am 13. Novbr. ds. J.) theilt die Königsberger Hartungsche Zeitung ihren Lesern mit, Dr. Johann Jacoby habe u. A. Folgendes gesagt: „Bei der Machtstellung der gegenwärtigen Regierung sei es gleichgültig, wer gewählt würde; — wir könnten es nicht schlechter haben, als wir es jetzt schon hätten" ꝛc.

Um zu zeigen, wie gut der Berichterstatter der genannten Zeitung es versteht, Gesagtes durch Abkürzung zu entstellen, lassen wir die oben erwähnte Aeußerung mit den Worten folgen, die Jacoby wirklich gebraucht hat:

„Bei der Machtstellung der gegenwärtigen Regierung ist es gleichgültig, ob ein National-Liberaler gewählt wird, oder ein Fortschrittsmann; die Anhänger der Fortschrittspartei sind nur verschämte Nationalliberale, — wie diese werden sie allemal Ja sagen, so oft Bismarck es ernstlich verlangt." — „Herr Schmidt meint, wir müßten schon deswegen liberale Abgeordnete durchdringen suchen, damit es uns nicht noch schlechter ergehe, als jetzt; eine reaktionäre Kammer könnte leicht die Regierung zum Zweifeln erheben. Allein, meine Herren, wäre dies wirklich ein so großes Unglück? Ich sollte meinen, wir können es nicht schlechter bekommen, als wir es jetzt schon haben. Seit 20 Jahren stehen bei uns die Regierung in voller Kraft und Wirksamkeit, und wer zweifelt daran, daß sie fortbestehen werden, so lange Herr von Mühler Minister ist. — Kommt aber einmal ein Umschwung der Dinge, dann werden die Regulative beseitigt werden — gleichviel ob sie inzwischen Gesetz geworden oder nicht." — —

Man vergleiche und urtheile!

† Die Schweiz über den Krieg.

Von einem deutschen Emigranten.

Zürich, 1. Dezember.

Sie wünschen zu wissen, wie man in der Schweiz über den französisch-deutschen Krieg denkt. In der französischen Schweiz hielt man immer mehr zu Frankreich, selbst in Genf, trog der früher bort aufgetauchten Sympathien für einen freien Schweizer-Canton einmal ein französisches Arrondissement werden zu müssen. Die italienische Schweiz hielt sich im Ganzen ziemlich gleichgültig. In der deutschen Schweiz waren die Sympathien zu Anfang des Krieges entschieden für Deutschland, — nicht für Preußen, — Gegentheil, wenn man bis aus das wieder lau, war der Grund eine Furcht vor preußischen Eroberungsgelüsten, die einmal in unseren schönen Bergen festen Fuß fassen möchten, wenn die Intrigen über die Gotthardbahn schon im Beginne dieses Jahres bedrohliche Dimensionen getroffen hatten. So die Schweizer selbst.

Anders war es zum Theil mit den Deutschen in der Schweiz, namentlich mit der hier noch immer ziemlich verstreuten Emigration. Sie konnte zum großen Theil sich geradezu der Furcht nicht erwehren, daß ein Sieg von Preußen das letzte Mittel der Freiheit auf dem europäischen Festlande vernichten würde. Da kam im Gefolge der deutschen Siege die entsetzliche Belagerung von Straßburg, jene blutigen Schlachten vom 16.—18. August bei Metz, in denen sich die Franzosen unter nach keine Strategieführung gelannt hatte, der Soldat nur als Futter für Pulver betrachtet wurde. „Mögen sie vernichtet werden, wenn wir nur siegen!" Ein Heerführer fiel der beleidigtet Menschheit zum Opfer. Die Thatsache selbst ist dadurch jedoch keine andere geworden!

Dann kam der Verrath bei Sedan, das unwürdige Intriguenspiel mit Louis Napoleon. Dann kam der neue unerhörte, durch eine widerwärtige Verschwörung gewonnene Verrath Bazaines! Da wurden laut und lauter die unserer Gesinnen, die im Raubleben unciviliserter Völker Anklang finden mögen, die preußischen Annexionsgelüste auf Elsaß und Lothringen erklärt und bethätigt, da wurde durch brutcherliche Scheinheiligkeit von preußischer Seite jede Friedensunterhandlung von vornherein durch Forderungen unmöglich gemacht, die auf eine Zerstückelung Frankreichs und auf eine Entwürdigung und Demüthigung des französischen Volks gerichtet waren! Da erschien endlich das Rundschreiben Bismarcks über die Ausbungerung von Paris, was das empfindlichste moderne Seitenstück des in Russland so gepriesenen Generals Winterkönig ist!

Schlag auf Schlag wandte sich jedem dieser Ereignisse das sittliche Gefühl mehr von Preußen sich ab und leider auch von Deutschland, das für ein solches Verfahren, für solche Zwecke Preußen seine Hülfe lieh. Das Rundschreiben Bismarcks schlug vollig dem Fasse den Boden aus!

Eins begreift dabei Niemand, wie die süddeutschen Fürsten, die nur für einen Angriff gegen Deutschland Preußens Verbündete waren, ihre Heere nicht längst von diesem preußischen Eroberer gotrieue zurückberufen und wenn die süddeutschen Völker es nicht verlangen. Da haben Sie die Stimmung der Schweiz!

Es gibt natürlich Ausnahmen, merkwürdigerweise gerade unter jener deutschen Emigration. Der Erfolg ist ihnen zu Kopf gestiegen, sie sind auch unter ihnen noch manche, die ihren republikanischen Gesinnungen treu geblieben sind, den Krieg verdammen, der sein dem Verrathe von Sedan nur noch ein dynastischer ist. Sie halten das französische Volk für ebenso berechtigt zu existiren, wie das deutsche und erkennen den Völkern ihr Selbstbestimmungsrecht zu. Sie wollen mithin von gewaltsamen Annexionen nichts wissen! Nennen Sie, damit man in Deutschland nicht im Unklaren über sie ist, die bedeutendsten Namen: „Rüstow, L. Simon (Trier), B. Stein, Temme, Carl Vogt.

Digitized by Google

Feuilleton.

Geschichte eines Rekruten von 1813.

Von Erckmann-Chatrian.

(Fortsetzung.)

Wir standen beide ganz verguügt auf und stiegen die Treppe zum Hofwohl hinauf, als der Oberwärter herabkam und Zimmer fragte: „Sind Sie nicht Christian Zimmer, Kanonier vom 2. Artillerie-Regiments zu Pferde?“ — „Zu dienen, Herr Oberwärter, ich habe diese Ehre.“ — „Nun, hier ist etwas für Sie,“ sagte jener, indem er ihm ein kleines Packet mit einem großen Brief übergab. — Zimmer stand ganz bestürzt, da er nie in seinem Leben weder zu Hause, noch sonst irgend Etwas zugeschrieben hatte. Er öffnete das Packet, worin sich eine Schachtel befand, dann diese Schachtel, es war das Ehrenkreuz darin. Zimmer wurde ganz bleich, seine Augen strahlten und einen Augenblick hinter er sich mit der Hand auf das Treppengeländer, dann aber rief er: „Es lebe der Kaiser!“ mit einer so schrecklichen Stimme, daß die drei Säle wie eine Kirche davon widerhallten.

Der Oberwärter lief ihm herzugut an und sagte: „Sie sind zufrieden?“ — „O! ich bin zufrieden hier, Oberwärter! Es steht mir nur noch Eins.“ — „Was denn?“ — „Die Erlaubniß einen Gang in die Stadt machen zu dürfen.“ — „Da müssen Sie sich an Herrn Tardieu, den Oberarzt, wenden.“ — Damit stieg er lachend hinab.

Da gerade der Visitenzimmer war, so gingen wir Arm in Arm an den Oberarzt einen alten Mann mit grauem Kopf, hinan und baten um die Erlaubniß. Er hatte den Ruf: „Es lebe der Kaiser!“ gehört und betrachtete uns mit ernster Miene. „Was bedeutet das?“ fragte er. — Zimmer zeigte ihm sein Kreuz und sagte: „Verzeihung, Herr Doktor, aber ich fühle mich wie verzaubert.“ — „Ich glaub's Euch,“ sagte Herr Tardieu. „Ihr wollt ausgehen?“ — „Wenn Sie für mich und meinen Kameraden Joseph Bertha die Güte haben wollten!“ — Der Arzt hatte den Tag ganz meine Wunde untersucht; er zog seine Briefstasche hervor und nahm zwei Erlaubnißscheine heraus.

Wir stiegen wieder hinab, stolz wie Könige. Zimmer auf sein Kreuz der Ehrenlegion und ich auf meinen Brief. Unten im großen Hof trafen wir den Thorhüter an: „Nun, nun, wohin wollen Sie denn?“ Zimmer zeigte ihm unsere Schreine, und wir gingen, glücklich, die frische Luft draußen einathmen zu können.

Während der sechs Wochen, welche wir in der Rosenthaler Kaserne zubrachten, machten wir, Zimmer und ich, häufig Ausflüge in die Umgegend der Stadt, und wir langweilten uns in derselben und den Aufenthalt in der Stadt weniger unangenehm zu machen.

Jumeilen folgten wir dem Laufe der Pleiße bis Mark-Kleeberg. Dies war über eine Stunde entfernt. Ueberall war man mit der Ernte beschäftigt. Wir brote thaten uns große Schagen, als sie uns sahen sie und nicht, und wenn wir sie nach Etwas fragten, so gaben sie sich den Anschein, als verstünden sie uns nicht. „Schon gut!“ sagte er dann. „Wenn der Krieg vorüber kommt, mögen sie sich in Acht nehmen. Wir haben sie mit Wohlthaten überhäuft und das ist der Dank dafür.“

Eines Tages sagte mir der Arzt Tardieu, als er die Runde machte, daß mein Arm wieder stark genug sei. Den nächsten Tag schickte man mich in einen Saal, wo sich alle Arten von Verstümmelungen gemustert befanden. Ich erhielt ein Gewehr, zwei Packete Patronen und eine Marschroute für das 8. Regiment nach Guerenig an der Elbe. „Es war am 1. Okt., als wir unter großer Mühe abmarschirten; ein Unterofficier des 27. Regiments führte uns. Auf dem Marsche gingen drei Tage durch Wiesen und Wald, an sich keinen Truppentheil wieder zusammen. Zuletzt setzten wir uns 5 an der Zahl unserm Marsch nach dem Dorfe Guerenig fort.

Nach langem Marschiren am abscheulichsten Regenwetter kahen wir Abends gegen 10 Uhr auf einer Höhe die Bivouacfeuer rechts von Guerenig und zur Seite eines alten Schlosses, worin auch einige Lichter brannten. Der Himmel hatte sich aufgeklärt und bald wurden wir mit „Wer da?“ angerufen. „Frankreich!“ antwortete der Unteroffizier. Mein Herz schlug gewaltig bei dem Gedanken, daß ich bald meinen alten Kameraden wiedersehen sollte, wenn sie anders noch am Leben sein sollten. Eine Wache kam uns aus einer alten Scheune entgegen, um uns in Augenschein zu nehmen. Der kommandirende Officier, ein alter grauer Unteroffizier, trat mit einem Arm unter dem Mantel an der Binde trug, fragte uns, woher wir kämen und ob wir Kosaken unterwegs gesehen hätten. Der Unteroffizier antwortete für mich. Der Officier theilte uns darauf mit, daß die Division Souham den Morgen die Umgegend von Guerenig verlassen hätte, und forderte uns auf, ihm zu folgen, damit er unsere Meldung abgeben könne. Wir gingen schweigend und vorsichtig um die Scheune herum, in deren Innern sich wohl 20 bis 30 Mann, denen Kelch bedeckt lagen und schliefen, ohne daß sich auch nur Einer gerührt hätte. In der alten Hofgelegenheit war eine angenehme Temperatur, die wir wohl that. Alles schlief, nur ein alter Soldat, trocken und sonnenverbrannt, machte ganz allein Ehr'sche die mit unterzeichnen Gesichtern und harte zwischen seinen Knieen einen Schuh, den er mit Pfriem und Pechdraht zu flicken suchte.“

Wir gab der Officier mein Papier auch zurück und sagte, daß ich den nächsten Tag mein Bataillon auf Meilen von hier entfernt bei Torgau antreffen würde.

Der alte Soldat, der mich dabei betrachtet hatte, zeigte mir der Hand auf den Boden neben sich, um mir anzudeuten, daß dort noch Platz sei. Ich folgte seinem Winke, setze mich, öffnete meinen Tornister, nahm meine Lebensmittel heraus, gebratenes neues Schuhe heraus und fühlte mich nach diesem Wechsel sehr behaglich. — Die Alte frogte mich „ob mein Regiment Ihr?“ — „Zum 8. nach Torgau.“ — „Und wober kommt Du?“ — „Aus dem Lazareth zu Leipzig.“ — „Dann seid man, Du bist alt und fett wie ein Dompfer. Man hat Dich mit Hühnerbraten gemästet, während wir hier mit Erbsen Kaffee vorlieb nehmen mußten.“

Den nächsten Morgen marschirten der Unteroffizier und ich nebst drei anderen Soldaten von der Division Souham. Wir folgten anfänglich der Straße längs der Elbe. Das Wetter war feucht und der Wind peitschte den Fluß bis der Schaum bis auf die Chaussee flog. Wir waren etwa eine Stunde marschirt, als der Unteroffizier plötzlich rief: „Aufgepaßt!“

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redacteur und Verleger Carl Lucdeck.
Druck von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Winter-Artikel,

als: wollene Hemden, die selbst empfindliche Leute und die beim Tragen und Waschen nicht eingehen, Unterjacken und Unterhosen für Männer und Knaben, Strümpfe, wärmer, Shawls, Kapuzen, Strümpfe, Handschuhe, Pulswärmer aus Wollstoff, mit und ohne Daumenlöcher und Stulpen, Gardinen, wollene und baumwollene Umhangtücher in farbig und schwarz, alle Sorten Stoffe zum Kleidermachen empfiehlt in reicher Auswahl zu billigsten Preisen.

Otterberg, im November 1870. [678

F. W. Bockius.

Mein nun wieder vollständig assortirtes Lager in

Tuch, Buckskins, Damenkleider-Stoffen, Lama's ꝛc. ꝛc.,

bringe hiermit in empfehlende Erinnerung.

Otterberg, im November 1870. [677

F. W. Bockius.

Ein Rittergut

in der Provinz Posen,

in der Nähe der Oderbahn und eines großen schiffbaren Stromes, ist unter den günstigsten Bedingungen zu verkaufen. Die Bodenbeschaffenheit ist vorzüglich und sämmtliche Gebäude, Fabriken u. s. w., befinden sich in bestem Zustande. — Näheres in der Expedition d. Bl. [675

Demokratischer Arbeiter-Bildungs-Verein Kaiserslautern.

Samstag den 10. Dezember: General-Versammlung.

Um 11. Vorstand.

Echten Havannah-Hoaig, Indischen Zuckersyrup, empfiehlt billigst

Carl Hohle

in Kaiserslautern. [674

Marktbericht.

* **Frankfurt,** 7. Dez. Getreidezufuhren nach dem Eisenbahnen etwas stärker. (Schienenzug hielt in Gudden sind. Witterung der letzten Tage war mit Ausnahme des Sonntags sehr ungünstig. Es fehlte: Schwere Weizen, Roggen, Hafer, Rüböl und Kartoffeln unverändert.

Es wurde bezahlt: Weizen (netto) effekt. lief. und Mittelwaare 14½, 15½, fränkischer 14½, 15½, fremder 14½, 15½, B. u. G. (auf Lieferung) per diesen Monat 15½, Br., G. per Nov. — per April —, per Mai 15½, B. G.

Roggen (200 Pfd. netto) effekt. lief. prz. 12½, fränkischer 12, auf Lieferung) per diesen Monat 12½, B. ½ G., per Nov. —, per April —, per Mai 12½, B. ½ G.

Gerste (200 Pfd. netto) effekt. lief. und Wetterauer —, Rüböl —.

Hafer (200 Pfd. netto) Neue effekt. lief. — Rüben —.

Kleesaat (200 Pfd. netto) effekt. lief. 9½—11½, fremd —, per diesen Monat 9½, per Nov. —, April 10½, G., per Mai 10½, B. G.

Mehl (200 Pfd. netto) effekt. lief. (ohne Faß) in Partien von 100 Ctr. 30—, effekt. fremde (ohne Faß in Partien von 100 Ctr. auf Lieferung") per diesen Monat 30—, per Nov. —, per April —, per Mai 32½ B. G.

Kleie (200 Pfd. netto) effekt. lief. und Wetterauer —, Rüböl —.

Oel (ohne Faß) 19½ (Pfd. netto) Neue effekt. — Rüben —.

Kaffee (200 Pfd. netto) effekt. lief. 97—111½, fremd —, per diesen Monat 98½, per Nov. —, April 101½, G., per Mai 101½, B. G.

Zucker (200 Pfd. netto) effekt. lief. (ohne Faß) in Partien von 100 Ctr. 30—, effekt. fremde (ohne Faß in Partien von 100 Ctr. auf Lieferung") per diesen Monat 30—, per Nov. —, per April —, per Mai 32½ B. G.

Petroleum 50 Pfd. Tralles per 100 Pfd. Netto effekt. ohne Faß 31—.

* Bingen, 6. Dez. Weizen loco mindestens 140 Pfd. Gewicht per 100 Liter, 88 mindestens 37½ nach der Schaarlichen Ostrange und mit Uebernahme, incl. Faß.

* **Mainz,** 7. Dezbr. (Amtliche Notirung in der Handelsmakler.) Weizen: Sämereih.

Weizen unverändert, per 100 Pfd. mit Faß in Eisenbahn effekt in Partien von 100 Centner 17 Br., Mai 16 B., 15½ G.

Kleie niedriger, effekt. in Partien von 100 Centner 11½ B. Br.

Weizen unverändert, effekt. 7½—8½, Br., fremder 7,76 B. bez. 8½, Br., per Nov. 7,76 B. Br., per Dez. 8,16 B. u. G., per Mai 8,16 B. u. G. 8,41 Gd.

Roggen loco, effekt. 6,20 Br., fremder und gekauft 5½—, per Nov. per Dez. 5,59 B. u. 5,78 G., per Mai 6,16 B. u. G.

* **Berlin,** 5. Dezbr. (Neuer Berliner Börsencourier.) Die in Folge der Kriegsereignisse eingetretene Stockung in der Zufuhr der Saat hatte schon seit einigen Wochen, aber doch in verstärktem Maße seit Sonntag und Montag, bemerkbarer. Es waren 1,700 Zoll Getreide und Mehl angekommen und gestern 2000 Zoll. Circulirt war dabei gestern und brachte etwas höhere Preise wie in unserer Börse, vorgestern zwar auch beste Qualität sich auf vorigen Preise hielt. Da der Verein noch immer mangelhaft ist, so wurden heute ca. 200 Stück von Mannheimern angekauft, sind auch die Preise noch immer schlecht; es wurden bezahlt: für alte Waare 14 Thlr. 15 Sgr. bis 15 Thlr. 5 Sgr., für neue 13—15 Thlr., für dritte 9—10 Thlr. pro 200 Pfd. Schlachtgewicht.

Den Sonntag waren nur 3718 Stück aufgetrieben, und montag 2441 Stück, worunter 1000 Stück und in Mehrheit Fette als am vorhergehenden Montage; es wurden 16—17 Thlr. pro 100 Pfd. Schlachtgewicht bezahlt, auch verblieb nur ein ganz geringer Ueberstand.

Den Rüben waren am vorherigen Freitag nicht viele Stück übrig geblieben; auch die heute angetriebenen 572 Stück wurden prompt zu hohen und auch Mittelpreisen verkauft.

Der Markt für Schafvieh hat sich gleichfalls heute etwas besser gehandelt; es waren 2844 Stück hinzugekommen, die mit den Ueberstand von gestern 3484 Stück größtentheil verkauft wurden und ca 5½—6 Thlr. pro 45 Pfd. bezahlt.

* **Königsberg,** 3. Dez. (Amtliche Preisnotirung.) Weizen per 85 Pfd. 8—9 Sgr. — Roggen per 80 Pfd. 55—60 Sgr. — Gerste, große und kleine 48—50 Pfd. 44—50 Sgr. — Hafer per 50 Pfd. 26—32 Sgr. — Erbsen, weiße per 90 Pfd. 55—60 Sgr., graue, 50—75 Sgr., graue 55—65 Sgr. — Bohnen per 90 Pfd. 65—75 Sgr. — Wicken per 90 Pfd. 45—50 Sgr. — Buchweizen per 50 Pfd. 40—45 Sgr. — Kartoffeln per 70 Pfd. 50—90 Sgr. — Rüben per 70 Pfd. 112—122 Sgr. — Kleesaat, rothe 10—16 Thlr., weiße 15—22 Thlr. per 100 Pfd. — Timotheusaat 5—9 Thlr. per 100 Pfd. — Heu 1½ Thlr., Stroh 14½ Thlr. per 100 Pfd. ohne Fuhr. — Kleesaat 70—76 Sgr., Rübkuchen 68—71 Sgr. per 100 Pfd. — Spiritus 15 Thlr. per 8000% tr. ohne Faß.

Digitized by Google

Pfälzer Demokrat,
ein
Deutscher Demokrat.

Erscheint wöchentlich einmal und wird den auswärtigen Abonnenten Freitags mit der Post zugesandt.

Vom 1. Januar 1871 beginnt der Pfälzer-Demokrat unter dem alleinigen Titel „Deutscher Demokrat" das politische Schlachtfeld. Der Kampf zwischen der Reaction und der deutschen Demokratie ist entbrannt, wem werden wir sie die heilige Zeit der letzten einzuziehen wissen und der Parteien unter den schwierigen Verhältnissen, in denen wir leben, das zu werden wirksam, wozu wir uns berufen fühlen, Bürger der Freiheit, Führer zur Einheit.

Die bedeutendsten Führer der Demokratie, unter ihnen die Gebrüder der Demokratie, der unvergeßliche Johann Jacoby, sowie Reitenbuch-Flicken haben uns ihre thatkräftige Mitwirkung zugesagt, auch haben wir Mitarbeiter auf allen Gauen unseres Vaterlandes gewonnen.

In unserer Leser suchen wir die Bitte, unser patriotisches Unternehmen mit allen Kräften zu fördern.

Die Redaktion.

Nro. 51. 5 Sgr. Vierteljährlich 18 Kr. in Bayern 6 Sgr. 9 Pf. **Kaiserslautern, 18. Dezember** Inserate 3 Sgr. — 12 kr. die 1spaltige Zeile. **1870.**

Der „Pfälzer Demokrat," ein „Deutscher Demokrat," erscheint vom 1. Januar ab in Kaiserslautern unter dem alleinigen Titel:

„Deutscher Demokrat,"

wobei bei Bestellungen zu achten. (Nordd. Zeitungs-Preiscourant pro 1871 Nro. 689 a.)

Das Blatt hat sich, seinem Namen entsprechend, die Aufgabe gestellt, in ganz Deutschland für die Demokratie zu wirken, die mit dieser Richtung mögliche Freiheit erreichen zu helfen. Für **ganz** Deutschland wird das Blatt geschrieben, mit Mitarbeitern aus allen Gauen, besselben, und werden die Leser deßhalb außer einem Wochenbericht, die Interessen der einzelnen deutschen Gauen stets vertreten finden; außerdem ein Feuilleton, nicht allein mit spannenden Erzählungen, sondern stets auch mit politisch lehrendem Inhalte.

„Seine Aufgabe war es und wird es bleiben, politische Bildung, demokratischen Ansichten in Schichten hineinzutragen, die sich bisher um Politik gar nicht kümmerten, oder irregeleitet, die Macht statt der Freiheit anbeteten, wo sie ihre Stimme einlegten, gemißbraucht wurden, gegen die demokratische Freiheit zu stimmen.

„Hoch das schwarz-roth-goldene Banner!" bleibt unsere Losung!

Demokraten! vernachlässigt nirgends die Verbreitung eines guten, freisinnigen Blattes. Verlaßt aber auch den „Deutschen Demokraten" nicht. Sein Wille ist rein und gut.

Die Redaction, wie Freunde des Blattes haben ein Vierteljahr lang Probenummern ausgesandt. Demokraten! **nun halter das Blatt und verbreitet es in Kreisen wo es nützen kann.**

Redacteur und Verleger: **C. Luebeck.**

---

* **Vorsicht.**

Deutschland.

Da ist uns Deutschland über Nacht ein Kaiserreich geworden, nachdem der Reichstag mit gemahnter Dampfschnelligkeit und Gewissenhaftigkeit die Uebergangsgesetzgebung nach Süden dermirkt! Nirgends eine warme Begeisterung für das neue Gestirn am fürstlichen Himmel! Die Menge, welche heute noch stammend im Anblick der Erscheinung verstaunen sieht, scheint doch wohl zu fühlen, daß diese Kaiserkrone mit Volksfreiheiten erkauft wurde, die sich auf friedlichem Wege niemals wieder gewinnen lassen!

Sonderbar! Der Magistrat und die Stadtverordneten zu Königsberg hatten bekanntlich an den Reichstag die Petition gerichtet: „zu erklären: 1) daß das gegen Kaufmann Herdin und Dr. Johann Jacoby beobachtete Verfahren des General-Gouverneurs Vogel v. Falkenstein den Vorschriften der bestehenden Gesetzgebung widerspricht, und 2) den Bundeskanzler zu ersuchen, dafür Sorge zu tragen, daß der Generalgouverneur dafür zur Rechenschaft gezogen werde.

Die Kommission beantragte dann, der Reichstag wolle beschließen: „Da das auf Befehl des Generals Vogel v. Falkenstein gegen Dr. J. Jacoby und den Kaufmann Herdin eingeleitete Verfahren den bestehenden Gesetzen nicht entspricht, die Petition dem Herrn Bundeskanzler zur geeigneten weiteren Veranlassung zu überweisen."

Der Antrag ist sonderbarerweise angenommen worden; sonderbar, weil der Bundeskanzler bereits seine Hände in Unschuld gewaschen und die Verantwortlichkeit für die Handlungsweise des Generals dem Könige zugeschrieben! Was wird dabei wohl herauskommen?

Sonderbar! ein mächtiges Kaiserreich und eine Volksvertretung, die nicht einmal den Bürger in seinen Petitionszusammenhängen Rechten schützen kann.

Der preußische Landtag wird zusammentreten sein; wenn dieses Blatt in die Hände der Leser kömmt.

Man will in seiner Einberufung eine Art Gewissenhaftigkeit des preußischen Finanzministers erblicken, der gegen der Verfassung noch im laufenden Jahre den Staatshaushalts-Etat für 1871 vorlegen will.

Handelt der Landtag getreu dem Sinne des Budgetrechts, so kann er das Budget des laufenden Jahres nur um einige Zeit verlängern.

Ob die Regierung auch die Verträge mit Süddeutschland der Berathung der Kammern unterbreiten wird? Das Prüfungsrecht des Landtags ist wohl zweifellos. Es läßt sich jedoch mit Bestimmtheit annehmen, daß sich die Regierung daran nicht kehren wird. Sonderbar! der König von Preußen wird ein großer mächtiger Kaiser und die Begrüßung seines Volkes verliert immer mehr an ihren Rechten und ihrer ehemaligen Bedeutung!

Aus der sozialdemokratischen Gefangenschaft ist jetzt wieder ein Opfer, der wackere der Löhner Gefangenen, Buchhändler Geib aus Hamburg freigelassen worden. Er ist auf Staatskosten als „Flüchter" d. h. im Waggon zweiter Classe in seine Heimath zurückgeführt. Nun sitzt in Löbau ganz allein noch der Buchdruckereibesitzer Sievers aus Braunschweig, ein sechzigjähriger, halbleidig gelähmter Mann, nicht angeschuldigt der Theilnahme an socialdemokratischer oder sonst „unpatriotischer" Gesinnungsschaft, sondern nur eingekerkert, weil in seiner Druckerei das vielbesprochene, aber bis jetzt noch nirgends zur Auflage gekommene Manifest der Braunschweiger gedruckt worden ist. Ist das nicht auch sehr sonderbar?

Wir erwähnen an dieser Stelle eines Nachspiels aus dem Löbener Handel in Form eines Preßprozesses gegen den Börsenhetzer und Sozialdemokrat. Der Anklageklage, Dr. G. Rasch, verglich das Vorgehen des Generals Vogel v. Falkenstein mit dem des Königs Bomba und der österreichischen Standgerichte in Italien.

Der Angeklagte Dr. J. Jacoby wurde zu 50 Dr. G. Rasch zu 25 Thaler verurtheilt. Der Verdacht des Sozial-Demokrat, freigesprochen.

Auch die Klerikalen gehen sich ein Deutschland. Die klerikalen Wahlliege am Rheine finden in Berlin ihren Wiederhall in der Gründung einer katholischen Zeitung, welche von Neujahr ab unter dem Titel „Germania" täglich erscheinen soll. Die Herren Legationsrath von Kaiser, Ebm. Eisund und Joh. Strobel fordern zur Theilnahme an derselben auf, deren Gründung durch „Schuldscheine" ermöglicht werden soll, welche „Bonifazius-Cantisius vermittelt." Das wird ein schönes Deutschland werden!

Wahrscheinlich ist über Süddeutschland bereits entschieden, wenn diese Zeilen unsern Lesern zu Gesicht kommen. Die Kammern in Baden und Bayern haben ihre Berathungen angenommen. Doch nirgends zeigt sich eine Hoffnung auf Rettung. Sehenden Auges rennt das Volk in sein Verderben!

Der bayerische Abgeordnete Kolb, ein erprobter Demokrat, bekannt durch seinen vernichtenden Angriff gegen das Rebende Herr, beabsichtigte bei der Charakterlosigkeit seiner Wahlmänner, auf fernere Vertretung seines Wahlkreises Würzburg zu verzichten. Adressen aus München und Kaiserslautern beschworen den alten Veteranen der Freiheit, nur in dieser schweren Stunde noch dem Volke treu zur Seite zu bleiben. Die Kammer in München ist seinem definitiven Entschlusse zuvor gekommen, indem sie in ehrenvoller Weise seinem Austritt nicht genehmigte. Auch seine unverbiegbaren Befürchtungen über die Folgen der Zustimmung werden den Weitsinnen zum Militärabsolutismus keinen Einhalt thun. Sein Wort aber wird wenigstens hinaus in das Volk dringen und die Stunde des Erwachens beschleunigen, die unausbleiblich ist.

Auch der Süden ist nicht arm an Preßprozessen. Unsere wackere Genossin, die „Süddeutsche Volkszeitung" über Preßmißregelung manch schönes Lied singen können. Kürzlich erhielt sie wieder eine Masse Nummern vom Untersuchungsrichter zurück, nachdem die Untersuchung, da keine Gründe vorlagen, eingestellt war. — Es sind dies dieselben Nummern, schreibt sie, welche die Polizeidirektion wiederholt confiscirte, wobei zugleich die Confiscationen als Motiv angegeben wurden, für unser Blatt die Colportagebewilligung zurückzunehmen.

Digitized by Google

Ausland.

Unbekümmert um die päpstlichen Verfluchungen fährt Victor Emanuel fort, sein Schäfchen in Sicherheit zu bringen. Die italienischen Kammern sind zusammengetreten und sie werden, wie weiland der norddeutsche Reichstag die Erfolge von 1866, die Früchte von 1870 im Wege der Gesetzgebung befestigen. Deine Papste soll seine kirchliche Machtbefugniß verbleiben, womit dieser jedoch gar nicht zufrieden ist.

Uebrigens ist der Papst auf dem besten Wege ein wenn auch nur indirecter Verbündeter der spanischen Republikaner zu werden. Er hat Victor Emanuel und seine Familie verflucht, auch den Herzog von Aosta, den sich die Spanier zum Könige genommen. Die Republikaner wollen ihn nicht, die Anhänger der alten Dynastie noch weniger, und nichts weniger als günstig für den neugebackenen König erscheint es, daß er mit den päpstlichen Flüchen belohnt wird. Die Republikaner sind jetzt, wo anders in der Welt sind! Der neue König von Spanien wird sich seinen Volke als Christkind zeigen und sich zu Weihnachten Spanien bescheren.

Die österreichische Ministerkrisis ist bisher zu keinem Resultate gediehen. Graf Potocki soll mit Mitgliedern der Verfassungspartei über ihren Eintritt in das Ministerium verhandeln. Bekanntlich bedarf es jedoch noch nicht in die Oeffentlichkeit gedrungen.

Einer alter österreichischer Minister, Mitglied des ehemaligen Bürgerministeriums, Dr. Joh. Nepom. Berger, ist am 9. d. Mts. gestorben. Bekannt wurde er durch seine wenig ruhmvolle Thätigkeit als sogenannter Preßminister.

Die Bestimmung in Oesterreich, besonders jedoch in Wien ihren die neueste Antwort Gortschakoffs ist groß, man drängt den Grafen Beust zum entschedenen Vorgehen. Höchst wahrscheinlich wird der Degen aber in der Scheide bleiben.

Recht bezeichnend für die russische Friedensliebe ist, daß die Militärgrenze Polens, Kiew und Wolhynien sich schon seit einem Monat auf vollständigen Kriegsfuß gesetzt. Die russischen Festungen des Südens und Westens sind mit Kriegsmaterial reichlich versehen. Die ganze russische Armee ist nunmehr mit Hinterladern bewaffnet und die Artillerie derselben nach dem neuen System reorganisirt.

Ein kaiserlicher Ukas ordnet auch Ersparungen in sämmtlichen Ministerien an, um recht viel Geld für den Kriegsminister flüssig zu machen. Das sind sicher keine Sammetschlüchen, die Rußland zieht.

Der Reform-Antrag des Abgeordneten Frère in der belgischen Kammer auf Umänderung des Wahlgesetzes ist geschietert, jetzt hat derselbe Abgeordnete den zeitgemäßen und richtigen Antrag eingebracht, die Handelskammern, deren Mitglieder von der Regierung ernannt werden um die bisher ausschließlich aus Vertretern des Kapitals bestandenen umzugestalten. Er schlägt zu diesem Zwecke zweierlei vor: Entweder Zusammensetzung der Handelskammern zugleich aus Arbeitgebern und Arbeitnehmern oder Niederlegung der Arbeitskammern. Im letzteren Vorschlag erklärte sich die Regierung nur wenig einverstanden, da dadurch der Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit nur gesteigert werde. Aber die Gerechtigkeit?

England befand sich in einer so heftigen Wahlbewegung, als wenn es sich für die Parteien, welche im Streit liegen, darum handelte eine parlamentarische Mehrheit im Hause der Gemeinen oder die Majorität in den Gemeinderäthen der Städte und Flecken zu erwerben, oder das erstrebte Ziel ist auch geringer, die Geister leidenschaftlich zu bewegen. Es handelt sich um den öffentlichen Unterricht, um die Mittel, ihn zu entwickeln, um die Bürgschaften, die er unter dem Schutz der Gewissensfreiheit im Interesse der Sicherheit und des Gedeihens der Gesellschaft zu fordern hat. Auch hatten sich die hervorragendsten Geister in diesen brennenden Streit geworfen, indem sie es als die höchste Ehre betrachten, in den Schulcomites zu sitzen, welche nach dem neuen, während der letzten Session angenommenen Gesetze über den ersten, obligatorischen Unterricht, einen überwiegenden Einfluß auf die Leitung des Unterrichts der Kinder des Volkes ausüben sollen.

Die Lage Hollands ist neuerdings nichts weniger als beruhigend. Ohne Regierung, ohne diplomatische Vertretung in London und St. Petersburg, dabei Ebbe im Staatsschatze mit einem Deficit von 21 Millionen — wo will das hinaus?

Ob die preußische Note der holländischen Ministerlosigkeit ein Ende machen wird?

Aus China wird gemeldet, daß in Tientsin wieder feindselige Kundgebungen gegen die Christen stattgefunden haben.

Der Krieg.

Die Kämpfe der Armee des Großherzogs von Mecklenburg, dessen Commando das 1. bayerische Armeecorps, sowie die 17. und 22. Division unterstellt waren, haben für den weiteren Vormarsch in südwestlicher Richtung keinen entscheidenden Erfolg gehabt. Es scheint im Wesentlichen sich nur um den festen Platz von Orleans gehandelt zu haben, der von Abtheilungen der französischen Armee im Südwesten äußerst bedroht war. Verfolgte zuerst Heerführung nicht allein diesen Zweck, und wir nehmen ihn an, so wurde der Marsch auf die Stadt deren Besetzung durch die Bayern gemeldet wird, zu keinen Kämpfen führen und es wäre einer Wiederholung gleichen, der Bericht, welchen der General Chanzy der Regierung von Tours am 7. darüber zugesandt, sieht die Sache der Franzosen freilich in allzu rosigem Lichte, jedenfalls aber haben wir noch keine Nachricht davon, daß die Loire-Armee wirklich zurückgegangen.

Ein neueres Telegramm meldet zwar einen Rückzug, doch aber scheint die Sache noch einen Haken zu haben. Wir lassen das Telegramm im Wortlaut folgen:

Versailles, 12. Dez. An die Königin Augusta in Berlin. Nach viertägigen Gefechten bei Beaugency, bei jedesmal siegreich für uns endigten, wenn auch bei der Uebermacht des Feindes sein bedeutendes Terrain gewonnen wurde, ist der Feind unerwartet gegen Blois und Tours abgezogen, wahrscheinlich in Folge der Niederlage der Seinen bei Vendôme, wodurch die unsrigen gezwungen waren. Sehr viele Ueberläufer melden sich dort, ebenso bei Rouen. Die Mobilgarden warfen vielfach ihre Waffen und Ausrüstungsgegenstände fort und gehen nach Hause. Aber es bleiben heran immer noch genug übrig. Heute obsiegloses Thauwetter. Wilhelm.

Straßburg, 12. Dez. Pfalzburg wurde heute auf Gnade oder Ungnade übergeben. Morgen 10 Uhr findet die Besetzung statt.

Luxemburg, Preußen will, durch Rußlands Vorgehen in der orientalischen Frage ermuthigt, die Neutralität Luxemburgs nicht mehr anerkennen.

* Wie sich das deutsche Volk einigt und eine Verfassung gibt.

(Eine traurige aber wahre Geschichte.)

Wenn eine Anzahl Leute zusammentritt, um aus einem gemeinsamen Geschäfte Nutzen zu ziehen, vereinbaren sie unter sich, daß sie zu diesem Behufe eine Verbindung und treffen Bestimmungen, welche das Wohl aller Theilnehmer fördern. Sie geben sich gewissermaßen eine Verfassung im Kleinen, deren Hauptgrundsatz der ist, daß sich alle Angehörigen in der Gemeinschaft wohl befinden, d. h. eine bestimmten gleichmäßigen Nutzen ziehen. Zur Ausführung ihrer Verbindungszwecke geben sie sich schließlich einen Beamten aus ihrer Mitte, der nur für die Gemeinschaft thätig sein und sich streng nach den getroffen Bestimmungen richten muß. Er ist verpflichtet, der Gemeinschaft über sein geführtes Rechenschaft zu geben und von seinem Amte zurückzutreten, wenn er sich nicht die Zufriedenheit seiner Auftraggeber erwirbt. Das ist ein natürliches, alltäglich im Volksleben vorkommendes Verhältniß.

Ist es nun nicht geradezu widersinnig und zeugt es nicht von dem Tollsten, was sich ersinnen läßt, zur Erzielung gemeinschaftlichen Nutzens zusammengetretene Gesellschaft ein Statut, ein Grundgesetz vereinbart, welches bestimmt, daß alle Mitglieder einem Herrn zu gehorchen haben, daß dieser Herr über sie verfügen kann wie über eine Waare, daß er nicht verantwortlich ist, über sein Thun und Treiben irgend Jemandem Rechenschaft zu geben, und daß sämmtliche Mitglieder für ihn, für die Erhaltung der Herrschaft und damit auch der Knechtschaft arbeiten müssen?

Man müßte annehmen, daß so Etwas im gewöhnlichen Leben undenkbar sei, daß sich Jedermann fügen würde, sich statt der Quelle des Nutzens eine Schraube zu schaffen, die der Oberherr nur zu drücken braucht, um die Vortheile der Gemeinschaft in seine Tasche fließen zu lassen! So unglaublich das auch klingt, es giebt nicht blos einzelne Menschen, die so hinwerfend sind, sondern ein ganzes großes Volk und dieses Volk ist das deutsche!

Dieses Volk hegte seit langer Zeit den sehnlichen Wunsch, seine zerstreuten Glieder zu sammeln und ein einiges Volk zu werden. Durch eine innige Verbindung hoffte es, im Besitz der Achtung aller Nachbarvölker, sich dadurch eine Bürgschaft für ein Zeitalter friedlicher und freiheitlicher Arbeit zu verschaffen. Doch was geschieht! Kaum haben die Fürsten von diesem Wunsche Kunde erhalten, als sie auch nach Art hinterer Landesväter an die Erfüllung desselben dachten, für dachten dabei aber gar nicht an das Volk, sondern nur an sich selbst. In Preußen, dessen Königshaus es allen anderen darin voraus that, wurden flugs in den Schulen Lesebücher eingeführt, worin geschrieben stand, daß Preußens Königshaus die göttliche Aufgabe habe, Deutschland zu einigen. Der Pastor, der Lehrer, der Gendarm und alle Diener des Königs wiederholten es und zwar so lange bis das Volk es glaubte und das war sehr schlimm! Denn nun konnte die preußische Regierung mit ihrem wahren Plane, Deutschland zu erobern ohne Bedenken hervortreten. Sie bekriegte 1864 Schleswig-Holstein — für sich, das Volk klatschte Beifall. Sie brach 1866 die österreichische Herrschaft in Deutschland und begründete an deren Stelle — die eigene — das Volk klatschte wie rasend, sie befreite Hannover, Kurhessen und Frankfurt vom Joch der Kleinstaaterei und belastete diese Staaten mit der grosstaatlichen Fessel — da war des Jubelns kein Ende; Preußen hatte ja die Aufgabe, wenn auch durch Blut und Eisen Deutschland zu einigen!

Es kam das Jahr 1870 und es brachte den Abschluß der großen Comödie, auch Süddeutschland wurde Preußen dotmäßig, ein abhängiger Vasallenstaat. Preußen hatte das Ziel seines Strebens erreicht, in der Sprache der gesunden Vernunft seine Macht über ganz Deutschland ausgedehnt, in der Sprache der verbildeten Menge aber Deutschland geeinigt!

Worin aber besteht nun das Glück des deutschen Volks? Es hat sich wie jene vorerwähnte Gesellschaft eine Verfassung gegeben und sagt heute den Staatslenkern Dank, daß diese Verfassung fein nicht etwa fest, was das Volk aus dieser Vereinigung für einen freiheitlichen Nutzen ziehen, sondern, man höre! was es zur Erhaltung seiner gerechtgen Herrschaft leisten soll. Kein Sterbenswörtchen spricht diese Verfassung von der Verantwortlichkeit des Oberherrn. Wirklich klingt es mit der Volkes Gut und Blut wirthschaften und alles das, was ihm zur Befestigung seiner Macht nothwendig erscheint, bestimmen.

Statt der Freiheit, Knechtschaft und Willkür, statt des Friedens, die Aussicht auf ein ruheloses Dasein, wie es bei den französischen Nachbarn nach der Weltherrschaft nicht anders zu erwarten ist. Das sind die Errungenschaften des Volkes aus seinem Streben nach Einheit.

So die traurige aber wahre Geschichte von der deutschen Einigung und dem deutschen Verfassungswerke.

(Einer, der nicht mitrathet!)

* Die deutsche Kaiserkrone.

Recht langweilige öffentliche Vergnügungen pflegt man mit einem „Brillant-Feuerwerk" zu beschließen, und den Festgenossen, welche mit großen Erwartungen zum Feste erschienen waren, der vorangegangene Langeweile in Vergessenheit zu bringen.

Die deutschen Stämme hatten sich auch einmal zu einer großen Feier zusammengefunden. Sie wollten sich Treue und Ehre wiedergeben, ihrer staatlichen Einigung feiern, nach der sie sich seit langer Zeit herzlich gesehnt. Das Volk war brav und gut, hatte immer alle Mißhandlungen mit erstaunlicher Geduld ertragen, als ob sich das von selbst verstünde. Es trug eben, obgleich es längst schon aber das Schmachvolle kannte war, Lust zur Verherrlichung seiner Fürsten immer und die politischen Kinderschuhe. Man hatte ihm eben seit der Geburt die Füße so fest zusammengeschnürt, daß es ohne Gängelband nun mal nicht laufen zu können glaubte. Bei seinem dunklen Streben nach Einigung war ihm nur der Zeit das Verständlichste zu sagen, daß es sich selber zur Einigung die ersten Schritte gethan, aber ob dieselben von den Fürsten ausgegangen wären. Sie kann es nicht verwundern, wenn es selbst zu schieben glaubte, während es von den Fürsten geschoben wurde. So tanzelte es denn in unbefestigter Versammelung zum Feste, das Herz voll schöner Hoffnungen, denn eins hatte es doch mit Bestimmtheit erwartet, es wollte ja nicht nur ein großes, sondern auch ein freies Volk werden. Da hing ihm denn der Himmel voller Geigen, das wußte nach den unerhörten Opfern, die es eben den Fürsten gebracht, ja wahrhaft Freiheiten genießen.

Die Thoren wurden bald aus ihrem Wahne gerissen. Wohl brachte das Einigungsfest freiheitliche Abwechselung, das Vereins-Recht und die Preßgesetzgebung, die letzten Bollwerk wurden dem Volke entrissen. Es war geschehen worden, geschehen in die Gewalt der Reaction und alle seine Zukunftsträume erwiesen sich als Seifenblasen. Ehe das Volk aber so recht zur Besinnung über die schwere Enttäuschung kommen konnte, wurde zur Verherrlich der Comödie das „Brillant-Feuerwerk" losgebrannt. Ein flammendes Ah! der Millionen Zu-

Digitized by Google

schauer, dann stürmischer Beifall! Vergessen war alles Unigemach, man freute sich wie sich Kinder zu freuen pflegen; die Thoren! sie wußten nicht, daß Bismarck das Feuerwerk nur zur Verherrlichung der preußischen Dynastie, zur Siegesfeier der Reaction, des Militär- Absolutismus über das Freiheitsstreben der gaffenden Menge abgebrannt hatte. Wie herrlich doch die Krone im blutigen Scheine strahlt!

Erklärung.

Der „Königsberger Arbeiterverein“ spricht dem übereugungstreuen Vertreten der Reichstagsabgeordneten Bebel und Liebknecht seine Anerkennung hierdurch aus und erblickt in dem Verfahren der Majorität und des Präsidenten des Reichstages eine Beeinträchtigung des Redefreiheit und Herabwürdigung der Volksvertretung.

Königsberg, 13. December.

Vorsitzender des Arbeiter-Vereins: Schmidt.

* Petitionen im norddeutschen Reichstage.

Wir können nicht umhin, von einem Vorgange im Reichstage unseren Lesern Kenntniß zu geben, der in der parlamentarischen Geschichte einzig dasteht und für diesen parlamentarischen Körper im höchsten Grade bezeichnend ist.

In der Sitzung vom 30. Nov. lagen 12 Petitionen zur Erledigung vor; eine derselben die Erwerbung der französischen Flotentation von Saigon, welche die Großmannssucht gewisser Kreise Ausgeordneten erregte, wurde trotz ihrer anerkannten Unsinnigkeit behandelt. Ueber elf andere, Volksangelegenheit betreffend, ging der Reichstag, ohne von ihnen Kenntniß genommen zu haben, zur Tagesordnung über, da er im Augenblick Wichtigeres zu thun habe, als sich mit solchen Kleinigkeiten zu beschäftigen. Der Widerspruch des vielgeschmähten Wende vermochte nur den hohen Herren die kühle Heiterkeit zu entlocken.

Das deutsche Volk aber wird von diesem Vorgange Kenntniß nehmen und ihn als einen neuen Beweis mehr betrachten, daß seiner Vertretung alles Andere näher liegt als das wahre Interesse des Volks.

Als ob die Verpreußung Deutschlands nicht noch einige Stunden Zeit gehabt hätte!

Correspondenz.

—t. Vom badischen Oberland, 7. Dez. Die Carlsruher „Landeszeitung“ — auch Landgrabenblatt genannt — bleibt consequent, indem sie alles preismürdig findet, was von Bismarck kömmt; so jetzt auch das zu Versailles ausgeheckte Verfassungsprojekt für Deutschland; worüber sonst alle Unbefangenen aller Parteien einig sind, daß es schlechterdings unannehmbar für's deutsche Volk, das überhaupt aber alle Ursache hat, fürstliche Geschenke zu fürchten.

Es ist aber ganz gut, daß die durchlauchtigsten Herren zu Versailles wieder einmal ihr wahres Gesicht schauen ließen, damit man weiß, woran man mit ihnen ist und mit ihren feilen Lobverkündern à la Landgrabenhafe.

Ein mündiges Volk braucht keine Obervogte, um solche Verfassungsprojekte zu schmieden, sondern es macht sich ganz einfach seine Verfassung selber, wie es ihm, und nicht den Fürsten frommt.

Unser einem Deutschland, wie Bismarck will, wollen wir einmal nicht leben. Wenn darin der Lohn festlende für die unsäglichen Opfer an Gut und Blut, so das deutsche Volk gebracht, wären wir gründlich betrogen. — Der Vertheidigung der Vaterlandes haben wir freudig unsere Söhne und Brüder geopfert, jetzt führen wir aber nur einen Krieg, um Preußen bessere Grenzen zu verschaffen. Die bisherigen Grenzen haben sich aber trefflich bewährt und deshalb ist weiteres Kriegen reine Blutverschwendung und nur eine Kräftigung des bismarckischen Militär-Einheitsstaats mit seiner Kaiserschraube!

Müßte man uns nicht geradezu für Narren halten, wenn wir unser Gut und Blut der eigenen Knechtschaft zum Opfer bringen wollten? Die Herren Volksvertreter in Carlsruhe verstehen es aber besser; was die Landgraben-Hase vorbetet, werden sie sicher mit Ja! und Amen! bestätigen.

* Der Arbeiter und die Politik.

III.

„Das Hauptaugenmerk der Demokratie in Preußen, welche den Kampf gegen die Anmaßung der Regierung eröffnet hat, muß vor allen Dingen darauf hinzielen, die große Masse des Volkes für das politische Leben zu erwecken. Bleibt die Menge gleichgültig, ist jeder Schritt gegen die herrschende Gewalt umsonst.“

Das war der Ausgang unserer letzten Betrachtungen und wir wollen nun zusehen, wie wir diese Aufgabe lösen können. Um das politische Leben im Volke zu erwecken, muß man den Menschen vor allen Dingen zu einem politischen Geschöpf zu einem freien selbstständigen Menschen machen. So lange der Mensch in den Fesseln der Lohnarbeit schmachtet, wird er niemals frei denken, frei handeln können. Seine gesammte Thätigkeit ist auf die Befriedigung des täglichen Bedarfs gerichtet und wenn wir einen Arbeiter betrachten, der für Tagelohn arbeitet, sei es in welchem Geschäft es auch wolle, finden wir für das Gedeihen und Blühen dieses Geschäftes keinen Sinn hat. Er arbeitet stumpf und gleichgültig vor sich hin, unbekümmert, ob man nicht durch Sparsamkeit bei Verbrauch seiner Gegenstände, durch verdoppelten Fleiß die Fabrik, die Landwirthschaft, oder was es auch sein möge, heben könnte.

Er arbeitet nur seine ihm aufgetragenen Arbeiten ab, was darüber hinausgeht, ist für ihn gar nicht vorhanden. Verdient sich jedoch mehrere Arbeiter zu einer gemeinsamen Thätigkeit, zu einem gemeinsamen Geschäft auf eigene Gefahr und Rechnung, bilden sie eine sogenannte Genossenschaft, mit dem Verhältniß mit einem Schlage ein umgekehrtes. Interessenverhältniß, Stumpfsinn, Gleichgültigkeit gegen die Arbeit und Mangel jedes politischen, jedes menschlichen, freiheitlichen Bewußtseins. Hier jedoch, wo der Arbeiter weiß, daß mit seinem Fleiß und seiner Abstimmkeit sich sein Gewinn steigert, sich sein Wohlstand vermehrt, wird sein Blick freier, sein Geist reger und die Arbeit, welche sonst als eine unerwendliche Qual betrachtet, wird ihm lieb und werth. Er fühlt sich jetzt als Mensch und er lernt die Schranken kennen, die sich seiner Arbeit, seinem Nutzen entgegenstellen. Das Verlangen erwacht in ihm, diese Schranken zu beseitigen, sich in den Streben darnach wird er ein politisch regsamer, ein politisch denkender und handelnder Mensch.

Da wird man uns nun entgegenhalten, ja warum thun dies die Arbeiter denn nicht selbst, warum erlosen sie sich nicht aus ihrem Elend?

Wer so fragt, hat kein Verständniß von der Lage der Arbeiter. Einmal sind die Arbeiter so tief in ihr Elend versunken, daß sie kein Verständniß von den Menschenrechten besitzen, auf welche sie Anspruch machen können, dann auch jedes Selbstvertrauen in dieser Beziehung ein Hauptmittel. Zuerst also ist es nothwendig, Arbeitern klar zu machen, daß sie überhaupt auf ein besseres Loos Anspruch machen können.

Dies erreicht man am besten durch die Schule, sei es durch die Volks- oder Gewerbeschule. Man sieht, wohl für eine wie geringe Zahl eine Schule im Leben eines durch starke Leitung regierten Staates hat. Je mehr Schulen und zwar von jedem kirchlichen und staatlichen Einfluß freie Schulen, desto gebildeter das Volk, desto geringer das Elend, die Verbrechen, die Masse. Hier also liegt ein Hauptshebel, die Menschen zu einem menschenwürdigen Dasein zu bringen.

Doch gesetzt, das Verständniß wäre erwacht und der Mensch bereit, das Lohnverhältniß abzustreifen, und selbstständig zu werden, so stoßen wir auf die neue bereits angedeutete Schwierigkeit, auf den Geldpunkt.

Es ist eine alte Erfahrung, daß man zu jedem Geschäft, welches man selbstständig beginnt, Geld gebraucht, soviel oder so wenig es auch sein mag. Nun wird jeden Kind wissen, daß es den Arbeiter daran an Geld gebricht und daß bei der Leute meistentheils nicht einmal so viel besitzen, um sich und die Ihrigen vor Hunger zu schützen. Wo sollen sie da die Mittel hernehmen, ein selbstständiges Geschäft zu gründen? Kein Geldgeber wird ihnen auf ihr bloßes Versprechen hin, sie nothwendigen Vorschüsse machen. Hier hat der Staat die Pflicht einzugreifen. Die Regierung eines auf vernünftiger, natürlicher Grundlage ruhenden Staates hat die ausschließliche Aufgabe für das Wohlergehen aller Staatsangehörigen zu sorgen. Je mehr Elend, je mehr Bettler im Lande, desto weniger erfüllt die Regierung ihre Pflicht. Der Staat muß selbst die Bildung von Genossenschaften anregen und dort, wo die Mittel dazu fehlen, die erforderlichen Vorschüsse machen oder die zu verarbeitenden Stoffe, die zu bebauenden Landstrecken anschaffen. Durch dieses Wirken wird der Staat nicht nur seine Einbuße erleiden, sondern Handel und Wandel werden einen noch nie dagewesenen Aufschwung nehmen und der Zuwand des Landes dürfte ein blühender werden.

Wenn die Staatsregierung in diesem Sinne handeln würde, wäre die Aufgabe gelöst und das gesammte Volk für das politische Leben, für die Freiheit gewonnen.

Eine Gewaltherrschaft wird sich immer gegen die Befreiung der Massen erklären, wie wir dies in den vorausgegangenen Absichnitten nachgewiesen haben, aber sie wird die Massen durch schöne Worte betrügen und sie, wenn man ihrer nicht weiter bedarf, bei Seite stoßen, wie es Napoleon in Frankreich gethan.

Ein ehrliches Streben für die Sache des gesammten Volkes kann nur eine aus dem deutschen Volke selbst hervorgegangene Regierung entfalten, die keine andere Lebensaufgabe hat, als das Volkswohl aus allen Schichten zu fördern. Ein Staat mit einer solchen Regierung aber wäre ein Volksstaat!

Feuilleton.

Geschichte eines Rekruten von 1813.

Von Erckmann-Chatrian.

(Fortsetzung.)

Er stand still und hielt die Nase in die Luft empor, wie ein Jagdhund, der Etwas wittert. Mir hörten alle Nichts vor dem Brausen der Fluthen und dem Sausen des Windes in den Bäumen. Aber ihre Ursichter hatte ein geübteres Ohr als wir. — „Man trailliert da drüben,“ sagte er, indem er nach einem rechtshin liegenden Gehölz zeigte. „Der Feind steht vielleicht nach unserer Seite zu; hüten wir uns grade zwischen hineinzugerathen. Am besten gehen wir ins Gehölz und setzen dort vorsichtig unsern Marsch fort. Wir werden so bald sehen, ob Freund oder Feind. Wir haben, daß er Recht hatte und folgten ihm.

Wir marschirten behutsam mit schußfertigem Gewehr und hielten alle hundert Schritte an, um zu horchen. Das Donnerwetter näherte sich, Schuß um Schuß und im Walde wiederhallend. Der Unteroffizier sagte: „Es sind Tirailleure, die eine Kavallerieabtheilung beobachten, denn die Anderen erwiedern das Feuer nicht.“

Es war so; jeden Minuten nachher bemerkten wir zwischen den Bäumen ein Bataillon französischer Infanterie, das damit beschäftigt war, abzukochen, und ganz in der Entfernung auf der grauen Ebene Abtheilungen von Kosaken, die von einem Corps zum andern zogen. Einige Tirailleure, die am Waldsaume entlang standen, pafften auf sie, aber sie waren fast außerhalb der Schußweite.

Es waren in der That die Unsrigen. Ich traf Zebede und Klipfel in der traurigsten Lage, kaum, daß ich die Knochengerippe wiedee zu erkennen vermochte. Die Begrüßung war kurz, doch herzlich und verfuhr durch die von mir mitgebrachten Fleischvorräthe.

Eine halbe Stunde später schlug man zum Appell. Die Tirailleure wurden eingezogen und unter ihnen fand ich den Sergeanten Pinto, der mich wieder erkannte. „Ei,“ rief er aus, „seid Ihr doch noch davon gekommen? Der Brut weicht nicht. Aber Ihr kommt in einem schlechten Augenblick an! — Ein schlimmer Krieg, sehr schlimmer Krieg!“ setzte er kopfschuttelnd hinzu. — Der Oberst und die Commandeure stiegen zu Pferde, und wir setzten uns in Marsch.

Am 16. Morgens 10 Uhr hatten wir in einem kleinen Dorfe Halt gemacht, um uns von den ewigen Marschiren etwas zu erholen, als wir plötzlich ein Getümmel wie von einem herannahenden Sturme hörten. Der Oberst, der noch zu Pferde saß, horchte auf und der Sergeant Pinto sagte: „Der Teufel hat begonnen!“ — Zu demselben Augenblick zog der Oberst seinen Degen und rief: „Vorwärts!“ — Alles begann zu laufen, und Tornister, Patronentaschen, Gewehre und Schmuy flog; man hatte gut Nichts mehr Acht. Nach einer halben Stunde bemerkten wir einige 1000 Schritte vor uns eine Kolonne, die ohne Ende zu sein schien: Munitionswagen, Geschütze, Infanterie und Cavallerie. Hinter uns auf der Straße von Dunden kamen andere Regimenter und zwar Alles im Galopp. Selbst zuerst über die Felder kamen ganze Regimenter im Laufschritt heran. Ganz hinten am Ende der Straße sah man die beiden Thürme der St. Nikolas- und St. Thomas-Kirche von Leipzig, während sich rechts und links von der Stadt große Rauchwolken erhoben, zwischen denen Blitze zuckten. Das Geräusch und Getümmel vermehrte sich nun mit jedem Augenblick.

Noch waren wir mehr als eine Meile von der Stadt, und schon mußte man laut sprechen, um sich gegenseitig verstehen zu können. Man sah sich ganz bleich an, als wollte man sagen: „Das ist, was man eine Schlacht nennen kann.“ — Der Sergeant Pinto rief zuerst aus: „Das ist toller als bei Eylau!“ Keiner von uns lachte; Alle liefen und die

Digitized by Google

Offiziere wiederholten unaufhörlich: „Vorwärts, vorwärts!“ Es ist, als ob in solchen Augenblicken die Menschen gar nicht mehr bei Sinnen; die Liebe zum Vaterlande war wohl in uns, aber mehr noch die Wuth uns zu schlagen.

Gegen 11 Uhr entdeckten wir das Schlachtfeld, eine Stunde vor Leipzig. Wir sahen deutlich die Menge Menschen, welche auf den Kirchthürmen und auf den alten Wällen standen, auf denen ich so oft spazieren gegangen war. Unsere Truppen bildeten gewissermaßen einen großen Kreis um Leipzig herum, und die Feinde, welche von allen Seiten zugleich anlangten, suchten sich zu verwinden, um einen noch größeren Kreis um und herumzubilden und uns in der Stadt und um die Stadt wie in einer Mausefalle einzuschließen.

Es wurden an diesem Tage drei blutige von einander getrennte Schlachten geschlagen: die eine gegen Österreicher und Russen bei Wachau; die zweite gegen die Preußen bei Möckern, an der Straße nach Halle, und dritte an der Straße nach Lützen, um die von General Giulay angegriffene Brücke zu vertheidigen. Dies erfuhr ich erst später; indessen im mich Jeder das, erzählen, was er selbst erlebt hat, denn nur auf diese Weise erfahren die Welt die Wahrheit.

(Schluß folgt.)

Vermischtes.

⚠ Gumbinnen. Unser Mauruch war wohlrend der Wahl auf Reisen und hat gar nicht gewählt. Seine Beamten, die aus Ueberzeugung nicht wählten, mußregelt er.

⚠ Es kommt doch Alles auf verwünschtes Denken an und dann geht auch Alles. Ein Armer erfuchte seinen Gesinnungsgenossen, ihm die Taufgelder zu schenken, was natürlich, wie sich in den meisten Fällen, auch abgeschlagen wurde. Das Verwünschte bei der Sache aber war der gute Rath. Der vernünftige begründete seine Ablehnung nämlich der Art, daß er dem Vater sagte: „Der Segen Eurer Frau ist ihr nicht gekommen, ohne daß Ihr es lange wußtet. Hättet Ihr von dem Tage, wo Euch dieser Segen bekannt wurde bis Woche nur einen Silbergroschen bei Seite gelegt, so hättet Ihr nicht nur das Taufgeld für den Geistlichen, sondern noch einen Ueberschuß zu einem Taufseste. Daß Ihr es nicht so macht, darunter kann ich nicht leiden.“ — Sehr, sehr, wie praktisch sich das der Herr Geistliche ausgedacht, und beiden Parteien zu helfen. Ihr Bürger, die Ihr in ähnliche Lagen kommt, merkt Euch den guten Rath, und verehrt den klugen und sehr frommen Geistlichen!

Literarisches.

An alle Freunde der Schule und die preuß. Abgeordneten.

Allen, denen es wirklich Herzensernst ist, in dem bevorstehenden Hauptkampfe zwischen Kirche und Schule sich mit Wort und That zu betheiligen, insonderheit aber preuß. Abgeordneten empfehlen wir zum Lesen die Schrift: „Kritik des preußischen Volksschulwesens und Vorschläge zu einer Verbesserung derselben nach freisinnigen Grundsätzen.“ Berlin, von Friedrich Brandstetter. Leipzig. Preis 12½ Sgr.) Dies Buch ist bereits von verschiedenen Schulautoritäten eingehend beleuchtet worden. Der Pädagogische Jahresbericht von Lüben sagt: (Seite 69.) Der Verfasser erweist sich als vollkommen betraut mit den gegenwärtigen Volksschulverhältnissen, hat sich ein umfassendes Material darüber gesichtet und bewahrt, und beleuchtet die so

Mein nun wieder vollständig assortirtes Lager in

Tuch, Buckskins, Damenkleider-Stoffen, Lama's ꝛc. ꝛc.,

bringe hiermit in empfehlende Erinnerung.

Ottenberg, im Rovember 1870. (672 ab

F. W. Bocklus.

Eine Partie Lama's und Buckskin's

zu herabgesetzten Preisen bei

Fried. Welsch

in Kaiserslautern.

Ein Bittergut

in der Provinz Posen,

in der Nähe der Ostbahn und eines großen schiffbaren Stromes, ist unter den günstigsten Bedingungen zu verkaufen. Die Gebäude, Wohnhaus, Stallungen, Scheunen, Gebäude, Fabriken u. s. w., befinden sich in ersten baulichen Stande. — Näheres in der Expedition d. Bl.

Ein Schriftsetzer

findet Beschäftigung in der Buchdruckerei Ph. Rohr.

Bestellungen auf die in **Köln** erscheinende

Rheinische Zeitung,

Organ der Demokratie,

wolle man für das bevorstehende erste Quartal bei der nächsten Postanstalt möglichst frühzeitig machen, damit in dem regelmäßigen Empfange der Zeitung keine Unterbrechung eintrete.

Der vierteljährliche Abonnementspreis beträgt bei allen Postanstalten einschließlich Porto und Zeitungsstempel 1 Fl. 8 Kr. **Anzeigen** 1½ Sgr. für die Petitzeile.

Köln, im Dezember 1870.

Rheinische Gesellschafts-Druckerei,
eingetragene Gesellschaft.

Unterzeichneter empfiehlt sein

Weinlager in weißen und rothen Weinen

aus verschiedenen Jahrgängen.

Da er die Weine selbst zieht, so garantirt er für die Aechtheit. Unentnum wird nach Belieben abgegeben.

Maikammer (Pfalz, Marxdorfstation). (247m

Joh. Ziegler.

Marktbericht.

* **Frankfurt**, 14. Dezbr. Notirungen nach dem öffentlichen Ausgleich. (Notirungen sind in Gulden süd. Währung per Centner und für Partien pfälzig.)

Weizen: Mayen, Mayen und Roggen behauptet, Hafer unverändert, Rüböl höher, Braunerwein unverändert.

Roggen (240 ℔-Sack, netto) effekt. hies. und Wetterauer 14½ — 15, fränkischer — fremder 14½—15½, auf Lieferung* per diesen, Monat 14, per Nov. —, per April 15½, per 15 Mai, per Mai 15½, B. ½ G.

Haber (250 ℔-Sack, netto) effekt. hies. 12, — fränkischer 12, auf Lieferung*) per diesen Monat 12, per Nov. —, per März 12½, B. —½ G., per Mai 12½, B. ½ G.

Gerste (280 ℔-Sack, netto) effekt. hies. und Wetterauer —, fränk. —

Rüböl (200 ℔-Sack, netto) effekt. hies. (ohne Faß) in Partien von 10 Ctr. 31—, effekt. fremdes (ohne Faß in Partien von 50 Ctr. —½ auf Lieferung*) per diesen Monat 31—, per Okt. —, per Mai 30.

Braunsamen 50 pfd. Tralles per 160 Liter effekt. ohne Faß 31—.

*) Wetzen mindestens 150 pfd., Roggen mindestens 140 pfd. Normalgewicht per 160 Liter, **) mindestens 37½ und der fremden Tara, Lieferung und mit Eisenband, incl. Faß.

* **Köln**, 13. Dezbr. (Amtliche Notirungen der Handelsmakler.) Wetter: Thau.

Weizen hies. per 100 Pfd. mit Faß in Eisenband effekt. in Partien von 100 Centner 17 Thlr., per Mai 16 B., 15½ G., per Okt. 14½, Br. 14½, G.

Roggen hies. effekt. 7.25—8.15 Br., fremder 7.77.6 bis 8.10 Br., per März 8.2 Br., 8.1 G., per Mai 8.4 B. 8.16 Gr.

Roggen hies. effekt. 6.20 Br., fremder und gedörrt 5.25 bis 6.20 Br., per März 6 Br., 5.29 G., per Mai 6.4 B. 6.2 G.

Erbsen unverändert. 80%, Tr. eff. in Partien von 3000 Centr. 21 P.

Notirungen der Produktenhändler.

Weizen matt, effekt. 81½—½ Br., fremder 8—8½ Br., per März 81 B., 80½ G., per Mai 84 Br., 83½ G.

Roggen flau, effekt. hies. 67½ Br., fremder 6—6½ Br., per März 6 B., 5.29 G., per Mai 6.2 Br. u. G., 6.26 B. Oktober, Nov. hies. 64½ Br., Braunes 7½ Br.

Hafer effekt. 6 Br.

Rüböl matt, effekt. in Partien v. 100 Centner in Eisenband 17 B., per Mai 16 bez. u. B., 15⅝ G. per Oktober 14⅜ Br., 14⅛ G.

* **Berlin**, 13. Dez. Weizen loco unverändert. Termine still. Roggen loco spärlich offerirt. Termine steif. Loco per Lefo verkehrslos. Termine laut ohne Geschäft. — Roggen mehl begehrt und höher. — Petroleum matt. — Rüböl mäßige Lieferung gefordert. — Spiritus in fester Haltung.

Weizen: nachfalt.

Roggen loco per 2100 Pfd. 66—82 thlr. weichgrauer pom. 73—76 thlr., feiner 77—78 thlr., bezieher 65 thlr. ab Bahn bez. pr. Dez. 76½—76—½ thlr. bez.

Roggen loco per 2000 Pfd. poln. 50—50½, thlr., heiterer 51—51½ thlr., feiner 53 thlr., ab Bahn bez. pr. Dezember 51—½ thlr. bez.

Rüböl loco per Dez. 3 thlr. 27—27½ thlr. bez.

Gerste: große und kleine pr. 1750 Pfd. 37—54 thlr.

Hafer loco 1750 Pfd. lefo 23—31 thlr., poln. rein. 23½, 24½ thlr., bedeckt eßterruh. 23—23½, thlr., ordin. schles. 25—25½ thlr., mittl. 26½—27 thlr., ab Bahn bez. pr. Dez. 27½ thlr. bez.

Erbsen pr. 2250 Pfd. Kochwaare 60—70 thlr., Futterwaare 52—58 thlr.

Petroleum lefo 7½, thlr., pr. Dez. 7½, thlr. bez.

Rüböl pr. Ctr. lefo 15⅜, thlr. bez., per Dez. 15⅜—15½ thlr. bez.

Spiritus lefo 11⅜, thlr. bezahlt.

Delsaaten pr. 1800 Pfd. Winterraps 108—112 thlr., Winterrübsen 106—110 thlr.

Spiritus pr. 10,000 Liter %, lefo ohne Faß 16 thlr. 19 Sgr. bez., per Dez. 17 thlr. — Sgr. bez.

* **Berlin**, 12. Dezbr. (Amer Berliner Börsenzeit.) Der heutige Markt verlief anfangsmunterer schwach und glanz es wurde in Klagenliedern an Abwechslung und warum die Preise gegenüber den letzten Märkten noch unbedeutend sicherer. Händler machten heut wiederum die Erfahrung, daß sie preußische Kundschaft heute theuer bezahlen müssen, da sie ihre Waare zur Markt senden; trotz erneuter sich heute besonders Rinds- und Schlachtvieh.

Es waren zugetrieben 1423 Stück aufgetrieben; es wurden für die Schlachtmarktpreis ca. 500 Stück gekauft, einiges auch für den Export, ja bei der letzte Bestand war eben schon so gut wie verkauft, war nur noch Ausschuß, für welche Waare wurden bis 17 Thlr. gezahlt, während geringe auf der Basis des letzten Marktes verblieb; es wurden bezahlt: für 1. Qual. 17—17½ Thlr., für 2. Qual. 15—16 Thlr., für dritte und 9—10 Thlr. pro 100 Pfd. Schlachtgewicht.

Von Schweinen waren 4141 Stück hingetrieben; auch hier verlief der Markt matt und der Ausverkauf ging schleppend, es wurden pro 100 Pfd. Schlachtgewicht gerne 16—17½ thlr. gezahlt.

Auch der Markt für Kälber brachte sich schnell; es waren 634 Stück aufgetrieben, und brachten meist gute Mittelpreise.

Den Schlachtviehs waren nur 2411 Stück zur Stelle; es vom letzten Markte sind gar kein Ueberstand verblieben, nur wurde auch hier Ausverkauf erzielt, obwohl beträchtliche mehr früher Waare bezahlt war; es wurden pro 45 Pfd. 5—6½ Thlr. bezahlt.

* **Ottenberg**, 10. Dez. Fruchtmarkt. — Weizen für 45 Pfd. 85—96 Sgr. — Roggen für 80 Pfd. 55—58 Sgr. — Gerste, große und kleine für 70 Pfd. 44—48 Sgr. — Hafer für 50 Pfd. 26—30 Sgr. — Erbsen, Pfd. 40—45 Sgr. — Linsen 55—56 Sgr. — Heu, 60—75 Sgr., — Stroh 55—60 Sgr. — Bohnen für 90 Pfd. 65—75 Sgr. — Wicken für 90 Pfd. 45—56 Sgr. — Kartoffeln, Scheffel 30—40—45 Sgr. — Leinsaat für 70 Pfd. 90—90 Sgr. — Rübsen für 72 Pfd. 112—122 Sgr. — Kleesaat, rothe 10—16 Thlr., weiße 15—22 Thlr. für 100 Pfd. — Timotheum 6—9 Thlr. für 100 Pfd. — Rüböl 11½ Thlr. Mohnöl 14½ Thlr. für 100 Pfd. mit Faß. — Bruchbohnen — Sgr., Stückbohnen — Sgr. für 100 Pfd. — Speiseöl 2 Thlr. für 80,0 Pfd. Tara

Digitized by Google

Pfälzer Demokrat,

ein

Deutscher Demokrat.

Erscheint wöchentlich einmal und wird den auswärtigen Abonnenten Freitags mit der Post zugesandt.

Nom 1. Januar 1871 betritt der Pfälzer-Demokrat unter dem alleinigen Titel „Deutscher Demokrat“ das politische Schlachtfeld. Der Kampf zwischen der Reaction und der deutschen Demokratie ist entbrannt, treu wollen wir für die heilige Idee der letzteren einzutreten wissen und der Partei unter den schwierigen Verhältnissen, in denen wir leben, dazu zu werden verstehen, wozu wir uns berufen fühlen. Mächtet der Freiheit, Führer zur Einheit.

Die hervorragendsten Führer der Demokratie, unter ihnen die Veteranen der Demokratie, der unvergeßliche Johann Jacoby, sowie Reitenbach-Flicken haben uns ihre thatkräftige Mitwirkung zugesagt, auch haben wir Mitarbeiter aus allen Gauen unseres Vaterlandes gewonnen.

An unsere Leser richten wir die Bitte, unser patriotisches Unternehmen mit allen Kräften zu fördern.

Die Redaction.

Nro. 52. 5 Sgr. Vierteljährlich 18 kr. in Preußen 6 Sgr. 9 Pf. **Kaiserslautern, 25. Dezember** Inserate 3 Sgr. = 12 kr. die spaltige Zeile. **1870.**

Der „Pfälzer Demokrat,“ ein „Deutscher Demokrat,“ erscheint vom 1. Januar ab in Kaiserslautern unter dem alleinigen Titel:

„Deutscher Demokrat,“

wobei bei Bestellungen zu achten. (Nordd. Zeitungs-Preiscourant pro 1871 Nro. 689 a.)

Das Blatt hat sich, seinem Namen entsprechend, die Aufgabe gestellt, in ganz Deutschland für die Demokratie zu wirken, die mit dieser Richtung mögliche Freiheit erreichen zu helfen. Für **ganz** Deutschland wird das Blatt geschrieben, mit Mitarbeitern aus allen Gauen desselben, und werden die Leser deßhalb außer einem Wochenbericht, die Interessen der einzelnen deutschen Gauen stets vertreten finden; außerdem ein Feuilleton, nicht allein mit spannenden Erzählungen, sondern stets auch mit politisch lehrendem Inhalte.

Seine Aufgabe war es und wird es bleiben, politische Bildung, demokratische Ansichten in Schichten hineinzutragen, die sich bisher um Politik gar nicht kümmerten, oder irregeleitet, die Macht statt der Freiheit anbeteten, wo sie ihre Stimme einlegten, gemißbraucht wurden, gegen die demokratische Freiheit zu stimmen.

„Hoch das schwarz-roth-goldene Banner!“ bleibt unsere Losung!

Demokraten! vernachlässigt nirgends die Verbreitung eines guten, freisinnigen Blattes. Verlaßt aber auch den „Deutschen Demokraten“ nicht. Sein Wille ist rein und gut.

Die Redaction, wie Freunde des Blattes haben ein Vierteljahr lang Probenummern ausgesandt. Demokraten! **nun haltet das Blatt und verbreitet es in Kreisen wo es nützen kann.**

Redacteur und Verleger: **C. Luebeck.**

Ein Kaiserfest.

Der Amboß verrostet, die Kelle ist blank,
Die Forke verlechzt auf heilwunder Palette,
Die Bürmer ertrotzen die Hobelbank,
Das Boot ist leck und verfault an der Kette.
Den Webstuhl umnisten der Spinnen Gewebe,
Geschehen und Gichter sind aufgebraucht:
Wohin ist das Treiben und Schaffen und Leben?
Ist Feierabend im deutschen Land?

Fort ist der Meister, fort der Geselle,
Sie jagen dahin, für immer dahin:
Der Feindwirsch' detzelt von Schwelle zu Schwelle,
Wenn's dunkelt, detzelt die Kleinerin.
In fernen Landen kämpfen und schlagen,
Sie einst daheim geschmiedet das Brod.
Schon glänzt ihr Adam in goldenen Sagen,
An ihrem Herde kauert der Noth.

Was thut's! — Ist doch der germanische Jammer
Durch Gottes Fügung in Jubel verkehrt.
Für rosen aus blutbitter Kampfeskummer
Den Kaiser hervor mit Scepter und Schwert.
Die fränkische Schwalach vom Rothhäuser
Wird endlich dem Volke der Träumer gestillt:
In hundert Schlachten wird für den Kaiser
Das Volk der Denker zur Garde gebrillt.

Sag' an, mein Nachbar, und laß das Schwärmen,
Klang die aus all dem begeisterten Lärm,
Den Siegesfunken, den lodernden Funken,
Schon einmal das Mörchen „Freiheit!“ aus Ohr?
Berichte Eine der vielen Kunden.
Sag Jedes Kind, der Greis so voll,
Ist Leiden reich, die Brust voll Wunden,
Daß es durch Freiheit genesen soll?

Kein Hoffnungsschimmer aus jenen Zonen:
In steter Nacht soll heid und Feld
Nach sein verdorrener Frühling wohnen,
In dieser Nacht kein Morgenroth.
So spielt und betrunkscht euch denn im Rubme,
Ihr schändet die Heimath nach Brauch und Pflicht.
Doch auf dem Schlachtfeld sprießet die Blume,
Die flammende Blume der Freiheit — nicht.

Wien, 19. Dezember 1870. Moriz Hartmann.
Ja der „N. Fr. Pr.“

* Wochenschau.

Deutschland.

Gar huldreich ist in Versailles die Kaiserdeputation empfangen worden. Was Wunder! hat sie doch die Haut zu Markt getragen und dazu noch eine Krone gebracht, die noch nicht einmal vom ganzen deutschen Volke bewilligt war. In Darmstadt, Stuttgart und München hat man noch nicht einmal die Verträge genehmigt; was kömmt es aber auch auf die nachhinkenden Südstaaten an, der Bien muß! Im gewöhnlichen Leben würde man ein derartiges Verfahren eine Nase im Sack nennen, wenn nicht gar unehrlich nennen, in der Hofsprache nimmt man eine derartige Krone aber vom Tische des Herrn! Betrachtungen über das neue deutsche Reich, welche sich der leichtsinnige Unterthanen-verstand etwa erlauben sollte, werden politisch verboten! Als passirt dem Berliner demokratischen Arbeiterverein, dem das Versammlungslokal polizeilich geschlossen wurde.

Der reichsthätige Eifer in der Kronangelegenheit ist übrigens für die Mehrheit der deutschen Volksvertretungen bezeichnend genug. Man traut nämlich den süddeutschen Kammern dieselbe Gesinnungslosigkeit, genannt Patriotismus, zu, wie dem norddeutschen Reichstage! Da wird die Reaction für ihre finsteren Pläne bald den besten Boden finden, und bald wird sie dem kampfermüdeten Volke das Bürgerlich singen:

Du hast genug gelitten
Qualen in Kampf und Streauß
Du hast genug gestritten —
Schlafe, mein Volk, schlaf aus!

Was sind noch Stürm' und Drachen,
Riesen mit Schwert und Speer?
Die Volkoertreter wachen:
Schlafe! was willst du mehr?

Was das Volk von seiner heutigen Vertretung zu erwarten hat, weiß jedes Kind. Jammert doch selbst die äußerste Linke in Preußen, die Fortschrittspartei mehr darüber, daß das Erschließungs-System nicht kräftig, der Kaiser nicht mächtig genug ist, als darüber, daß es nicht gelungen ist, auch nur einen freiheitlichen Paragraphen in die Verfassung zu bringen! Arten kann das Volk nur die Demokratie, die fern von Kaiserphantasien, nur das Recht und die Freiheit des Volkes im Auge hat! — Ein wahres Jammerbild gewährt in dieser traurigen Zeit der preußische Landtag. Die wenigen Rechte, welche, die Reaction nicht in den Staub getreten, hat der absolute Geist der Norddundsverfassung erstickt. Die Budgetberathung hat begonnen; in dampfgeschwinder Geschäftsmäßigkeit wird sie zu Ende geführt und der Landtag kann nach Haus geschickt werden. Wird sich auch ein muthiger Mann in der Kammer finden, der das Recht des Landtages über die süddeutschen Verträge abzustimmen, geltend machen wird? Wir bezweifeln es. Darum erwache deutsches Volk, wach auf!

Männer, die es wagen, der Strömung entgegen zu treten, werden in alter Weise verhaftet. Das Gewaltrecht hat drei neue Opfer gefordert.

Am Advocat-Staatsanwalt Gast sind Bebel, Liebknecht und Heppner wegen Hochverrath, landesverrätherischer Handlungen zum Hochverrath verhaftet worden.

Ob sie auch noch Löhen kommen?

Löhen spielt in der Presse noch immer weiter. Dr. Gustav Jacoby, Redacteur des Berliner „Börsen-Kurier“ und der Schriftsteller Dr. Gustav Rasch haben beide gegen das Erkenntniß des Berliner Stadtgerichts Appellation eingelegt. Zugleich hat Dr. Rasch die Staatsanwaltschaft in Hannover aufgefordert, wegen der in Hannover unrechtmäßig und ungesetzlich vorgenommenen Einkerkerungen der Hannoveraner vom Kriegsministerium die Niederlegung eines Kriegsgerichts über den General Vogel von Falckenstein zu verlangen. Eine Krähe hackt der anderen die Augen nicht aus!

Dem Abgeordneten-Hause ist ein Gesetzentwurf vorgelegt worden, welcher die Umlaufsfrist der durch Gesetz vom 23. Dec. 1867 zur Abstifte der ausgegebenen österreichischen Noten-Darlehenskasse bis zum Ende d. J. 18.3 verlängert.

Kürzlich brachte die „römische Zeitung.“ aus Versailles folgende Mittheilung: Auf eine Anfrage der päpstlichen Regierung, ob dem Berliner Cabinette die Uebersiedlung des Papstes nach Preußen genehm wäre, wurde dem sich darüber unterrich-

Digitized by Google

tenden Erzbischofe Lebedowski sehr entgegenkommend geantwortet und den Papste Köln oder Fulda als die geeignetsten Plätze anempfohlen. Glücklicher Preußen! —

Die nationalliberale badische Abgeordnetenkammer hat in ihrer letzten Sitzung die Verfassungsvorlage mit Einstimmigkeit, die Militärconvention mit allen gegen eine Stimme (bei des Abg. Kaiser) angenommen. Ein Abgeordneter enthielt sich der Abstimmung.

Auch die erste Kammer ist den Beschlüssen beigetreten.

Die Berathungen der hessischen Kammer nähern sich ihrem Ende, auch dort ist eine fast allseitige Annahme erzielt worden. Da wird der alte Herzog seine Knoppsoldaten wohl an den Nagel hängen müssen, über die Anzahl der Truppe bestimmt zu nun Preußen. Gegen die Verträge waren, wie nicht anders zu erwarten, die bewährten Demokraten Dumont und Oeckiner sowie der Abgeordnete Backe.

Württemberg Kammern sind am 19 Dezember durch den König eröffnet worden. Auch hier wird die nationalliberale Partei den Sieg erringen, doch dürfte der Handel noch manchen Sturm erzeugen, da die Volkspartei entschlossen scheint, den größten Widerstand zu leisten.

Die meisten Schwierigkeiten bereitet heute noch die hessische Kammer. Eine gesundere Anschauungsweise hat Platz gegriffen, man will sich denn doch nicht so ohne Weiteres Bismarck und seinen Mammeluken zu Gefallen verschlucken lassen.

Von Seiten des Magistratscollegiums der Stadt Fürth war der Beschluß gefaßt worden, der deutschen allgemeinen Invalidenstiftung die Summe von 4000 fl. aus städtischen Mitteln zuzuwenden. In der Berathung des Gemeinde-Collegiums wurde indeß folgender Antrag angenommen: In Erwägung, daß 1) die Unterstützung der Invaliden zunächst eine Pflicht des Staates ist, den sogar moralischerweise in Kriegsentschädigungsgeldern ausreichende Mittel geboten werden können, 2) daß Denjenigen oder Private erst in zweiter Linie herangezogen werden können und sollen, in dem Falle, daß die Mittel des Staates für eine genügende Unterstützung der Invaliden nicht genügen, 3) daß von der zu gründenden allgemeinen deutschen Invalidenstiftung bis jetzt außer dem Namen nichts bekannt ist, also über Zweck und Vertheilungsmodalitäten gar nichts mitgetheilt werden kann — aus allen diesen Gründen hält der hies Collegium für verfrüht, auf den Antrag des Magistrats weiter einzugehen und ist vielmehr in dem Beschlusse gekommen, diesem Antrage zur Zeit nicht zuzustimmen."

Die Kriegslast hat sich in Bayern merklich abgestuft. — Die Wunden des Krieges werden immer jahrelicher und schmerzender.

Der Verlust des 1. bayer. Armee-Corps vom 1. bis 4. Dez. beträgt 127 Offiziere und 2868 Mann, von da bis zum 10. Dez. 96 Offiziere und 2100 Mann, somit der Gesammtverlust vom 1. bis 10 Dez. 223 Offiziere und 4968 Mann.

Tiefe Trauer und Niedergeschlagenheit hat sich der ganzen Bevölkerung bemächtigt und noch immer keine Aussicht auf Frieden!

Ausland.

Die größte Besürzung über das preußische Vorgehen in der Luxemburger Frage herrscht in dem Ländchen selbst. Die Kammer ist einberufen worden.

Der Telegraph berichtet, daß in jetzer Kammersitzung die Regierung erklärte, sie könne den Text der Bismarck'schen, und der hierauf bezüglichen Antwortsnote vor Donnerstag nicht vorlegen, eventuell könne jeder Deputirte sie in Sectionen lesen. Auf das Enthusiastischste wurde das hierauf verlesene Telegramm des Königs begrüßt und insbesondere folgende Stelle: „Ich billige in allen Beziehungen und in allen Punkten das in Betreff der preußischen Note eingehaltene Verfahren. Wir vertheidigen zusammen den Vertrag, die Ehre, die Unabhängigkeit von Luxemburg." Preußen scheint in der Frage in jetzer Zeit verhältnißmäßig zurückzutreten, doch wird es wohl bei der Annexion bleiben.

In der österreichischen Ministerkrise ist auch heute noch kein Ende zu verzeichnen. Die Delegationen haben sich nach der ausgesprochenen zweimonatlichen Budgetbewilligung auf die Zeit bis Neujahr vertagt. Graf Beust hat endlich einmal ein Zeichen von Festigkeit gegeben, indem er den Umzugsgelüsten der Czechen, die in einem Memorandum Ausdruck fanden, eine ziemlich energische Abweisung zu Theil werden ließ. Graf Beust hätte sich leichten Brod mit den Wenzelsbrüdern ersparen können, wenn er nicht vorher mit ihnen in so gefährlicher Weise geliebäugelt hätte.

Im Prager Stadtverordneten-Collegium ist es zu den stürmischsten Scenen gekommen. Die czechische Majorität hat die deutsche Minorität auf die gröbste Weise beschimpft, was zu einem Austritt der letzteren führen wird.

Der Ministerpräsident Graf Potocki und der Justizminister von Tschabuschnigg haben bekanntlich vor einigen Wochen einer Deputation des demokratischen Vereins von 9. Bezirk Wiens, welche um Amnestirung der eingekerkerten Arbeiterführer bat, die Unterstützung eines im ordnungsmäßigen Wege eingebrachten Gesuches zugesagt. Der Verein betrat den ordnungsmäßigen Weg und erhielt gestern den Bescheid, daß das k. k. Oberlandesgericht sich nicht bestimmt finde, die Begnadigung der wegen Hochverraths verurtheilten Arbeiterführer höheren Ortes zu beantragen.

Interessant ist es, daß die österreichische Regierung ein Volksverlangen, dessen Bedeutung nicht zu unterschätzen ist!

Die italienische Kammer berath den Gesetzentwurf über die Garantien für den Papst. Der Entwurf führt den Titel: „Bürgschaften für die Unabhängigkeit des Heiligen Vaters und für freie Ausübung der geistlichen Autorität des heiligen Stuhles."

Die Begünstigungen, welche der Gesetzentwurf dem Papste einräumt, sind ziemlich bedeutend. Namentlich die Bewilligung eines eigenen Post- und Telegraphen-Bureaus im Vatican, die Befreiung, ohne Erlaubniß des Staates Concilien einzuberufen, Capitel und andere geistliche Versammlungen abzuhalten. Das den jeweiligen Amtsinhabern des Papstes gegen jede italienische Behörde gewährte Asylrecht soll sich auch auf die Orte erstrecken, wo Papsthume schwerlich Besitzl finden können. Anderzeits ist den glaubigen Katholiken die ganze Procedur gegen die Curie ein Dorn im Auge, und man kann sich aus ihren Blättern überzeugen, daß die ultramontane Partei in den Gesetzentwurfe des italienischen Ministeriums eine als offenen Bruch jeden Eingriff in die Rechte des päpstlichen Stuhles sieht und das Vorgehen der italienischen Regierung verdammt.

Victor Emanuel bereitet indes seinen Einzug in Rom, während der Papst an einem neuen Bannfluch für Italien arbeitet.

Kein Pfeifer soll mehr lausen, trauen, Ablaß ertheilen, den Segen geben; keine Glocke soll mehr läuten; es in gewissermaßen eine religiöse Hungersnoth, ob der die Glaubigen verurtheilt werden sollen. Man trägt es sich, wie Heinrichen Gemüther vor dem Stuthalter Christi Buße thun, oder ob die moderne Generation findet, sie könne vorerst sich ohne das Pfaffen- und Papstthum leben.

Von den Eisenaten waren zur Feier des Festtages Marsch Empfangsfeuerlichkeiten bereitet. Sie landen am 8. d. Abends vor der Residenz statt und begannen mit den lebhaften Rufen: „Es lebe der Papst! Tod den Liberalen! Nieder mit Victor Emanuel!" Es kam zu einem ziemlich blutigen Handgemenge, auch Revolverschüsse sielen sich hören; schließlich schritt die Nationalgarde, ihm Herstellung der Ruhe wieder her. Ein Todter und acht oder neun Verwundete sind die Opfer dieser bellagenswerthen Kundgebung.

Die unbefugtigten Arbeiter-Londons haben auf ihrem letzten Meeting die Resolution gefaßt, gegen „die barbarische Behandlung der Bevölkerung von Frankreich seitens der preußischen Armee zu protestiren und zu gleicher Zeit das Verhalten der britischen Regierung bezüglich der drohenden Verletzungen von Verfragsbestimmlichkeit durch Rußland und Preußen in Erwägung zu ziehen."

Der Krieg.

Immer mehr wird, auch in deutschen Blättern, die Thatsache anerkannt, daß der Krieg in Frankreich den Charakter eines Nationalkrieges angenommen hat. Frankreich macht den vollsten Ernst mit der Erhebung in Masse. Alles was Waffen führen kann, wird aufgeboten wie in den Zeiten der ersten Republik. „Nach Carnot," laut die „Nat.-Ztg.," „will Gambetta den Krieg in Masse führen und den Feind überall beunruhigen, ihm überall zu Leibe zu gehen. Er hat Heere und Schwärme aus dem Boden gestampft; an der Loire gleichwie im Norden und im Westen sind sie erschienen. Haben sie auch noch gar Krieg, so halten sie sich doch bereitet, nach Carnot, in der Ueberzahl auf den Wege zu sein, und wenn sie nicht immer und täglich Luft zum Angriff haben, so steht es ganz bei ihnen, auszuweichen und sich vom Feinde aufsuchen zu lassen. Mögen sie auch hier und dort zersprengt oder verschwacht werden: sie sammeln und fassen sich wieder und kehren zurück. Dann ersehen sie die Gelegenheit, dem Feinde eins auszuwischen, halten ihn immer in Athem, immer in Sorge um die Behauptung seiner eingenommenen, zahlreichen Stellungen: ein Spiel, ein Ruin und Her, das sich bei ihrer großen Menge und auf dem weiten Raum, über den sie verbreitet sind, schon eine Weile fortsetzen und wiederholen läßt." Diese Schilderung des nationalliberalen Blattes wird natürgetreu sein. Es läßt sich eben von Niemanden mehr verlernen, daß ein anderer Geist in Frankreich weht, und daß sich deshalb eine Widerstandskraft entfaltet, von der man, im Vertrauen auf die Gefangennahme des größten Theils der regulären Truppen des Kaiserreichs, keine Ahnung hatte.

Die Lorgänge aus dem Kriegsschauplatz sind heute noch in Dunkel gehüllt. In den Vordergrund tritt nur großer Pulverdampf und die Nachricht vom Bombardement von Paris, zu dem die letzten Belagerungsgeschütze unterwegs sein sollen. Die französische Nordarmee hat sich von General Manteuffel zu entziehen gewußt und plötzlich ihren Marsch nach Süden angetreten. Hierbei hat sie die Festung Ham, welche von den Preußen besetzt war, wieder erobert. Nähere Nachrichten fehlen noch.

„ Friede auf Erden!

Friede auf Erden! So tönt der Weihnachtsgruß aus aller Zeit zu uns herüber. O wie glücklich wäre die Menschheit, wenn er eine Wahrheit enthielte, wenn wirklich Friede auf Erden wäre! Aber wie manches Weihnachtsfest ist schon verflossen, wo kein Friede waltete, wo die Länder wiederhallten vom wilden Kriegsgetöse. Und ach! auch in diesem Jahre, wenn die Weihnachtsbäume strahlen, ist kein Friede auf Erden! Unsere Väter und Gatten, unsere Brüder und Söhne — sie weilen noch in Feindes Land, und wie manche Braue schlägt dort schon Wochen und Monde lang den ewigen Schlaf. Da ist denn freilich in unzähligen Familien das Weihnachtsfest, dieses schönste Fest des deutschen Gemüthes, kein frohes und glückliches, wie sonst, und in vielen Herzen wird das Weihnachtslied, es all' das entsetzliche Elend, das der Krieg angerichtet, bitterer Groll und Haß sich regen, Haß gegen unser Nachbarvolk, das, wie es ja überall zu hören ist, schuldig sein soll an diesem Kriege. Doch — lasse Niemand diese Gefühle in seiner Brust aufkommen, lasse er Frieden einziehen in seinem Herzen sein! Wenn wir ruhigen, unbefangenen Sinnes die Verhältnisse prüfen, werden wir sehen, daß jene Behauptung eine grundlose, daß also auch der Haß nicht zu rechtfertigen ist.

Nicht in Haß ist der unheilvolle Kampf ausbrach, da stehts sich der deutsche Gars allgemein gegen den verbrecherischen Menschen, der schon allzulange die edle französische Nation geknechtet und unterdrückt. Auf sein Haupt lud man alle Anklagen, ihn machte man verantwortlich für das unermeßliche Unglück, das der Krieg mit sich bringen mußte. So bezeichnete auch die Thronrede, mit welcher der König von Preußen am 18. Juli den Reichstag eröffnete, Bonaparte als den allein Schuldigen, während sie mit Hochachtung vom französischen Volke sprichl. Dieselbe Auffassung finden wir in andern Kundgebungen des Königs und des Kronprinzen. Aber gar bald, mischten sich häßliche Klänge in die freudige Begeisterung des deutschen Volkes. — Klänge, die Einen an die tiefste Nacht des Mittelalters gemahnen. Die Franzosen sind unser Erbfeind, heißt es da, sie haben den Krieg gewollt; „sie leugnen uns das Recht zu leben und athmen, auf diesen französischen Uebermuth gehören deutsche Hiebe!") Und als nach der Schlacht bei Sedan die Ermattet Bonaparte dem Herrn von Bismarck anvertraute, es sei ihr bei den Friedens geweten, alleine die Ermächtigung französischer Fürsten habe ihn zum Kriege gedrängt, und als Herr v. Bismarck sein Ja und Amen! dazu sprach (er wußte wohl, warum), da wurde jene Behauptung zum Glaubensatze, den die Spatzen überall von den Dächern pfiffen, und den auch unsere preußischen Blätter nicht müde waren, in die Abstimmung der französischen Kammer**), und noch neuerdings veröffentlichten die Herren Offiziösen mit wahrem Wohlbehagen in St. Cloud aufgefundene Adressen, die allerdings für den Krieg schwärmten. — Trotzdem bemerken wir, daß das französische Volk am Kriege unschuldig ist, daß Bonaparte vielmehr der Urheber desselben ist. Im Jahre 1866 sah er sich in Preußen einen gefährlichen Nebenbuhler entstehen, und es war seinem mit ziemlicher Sicherheit vorauszusehen, daß er es früher oder später zum Zusammenstoß zwischen den beiden Militär-Monarchieen bringen würde. Schon

*) So wörtlich in der „Breslauer Ztg." die sich ein „national-demokratisches Organ" nennt!

**) Und auch noch viele andere Dinge, die ich um möglich alle hier anführen kann, zumal sie aller Wegen bekannt sind.

Digitized by Google

1867, bei Gelegenheit des Luxemburger Streites, schien der Krieg unvermeidlich. Aber Bonaparte war nicht gerüstet, er rüstete eifrig weiter, und als bei den letzten Wahlen die republikanische Partei verhältnißmäßig bedeutende Siege errang und er mit Schrecken gewahr wurde, auf wie schwachen Füßen sein Thron stand, da hielt er in diesem Sommer die Zeit für gekommen loszuschlagen. Freilich stand ihm seine Partei, die ja auch die Majorität in der Kammer bildete, zur Seite und brüllte begeistert Beifall, als er das arme Frankreich Hals über Kopf in den Krieg stürzte; freilich erhielt er Adressen, die für den Kampf schwärmten — von Präfecten, nämlich von Maires, von Gendarmen und Feldhütern. Aber das französische Volk war weit entfernt, diese Begeisterung für den Krieg zu theilen. Machtlos, wie es war, mußte es sich zur Schlachtbank schleppen lassen; doch trug das eiserne Drucken, der nun überall ausgeübt wurde, protestirten die Redeiter von Paris, die Freimaurer und mehrere unabhängige Journale auf's Entschiedste gegen den unsinnigen Kampf. Und wenn wir ruhig überlegen — konnte das Volk dem Kriege Beifall zuwenden? Mußte es nicht fürchten, daß Handel- und Gewerbsthätigkeit, kurz ein jeder Stand kann nichts im Kriege gewinnen, dagegen sehr leicht Alles verlieren.*) Fragt doch ein Jeder unserer Leser sich selber, ob er nicht von Grund seines Herzens gewünscht, daß der Krieg vermieden worden wäre — ein Jeder wird Ja! antworten. Und bei unserem Nachbarvolke sollte es anders sein? Die Völker sollten ein Interesse daran haben, übereinander herzufallen, sich gegenseitig hinzuschlachten und ihren Wohlstand zu vernichten?! Nein, nein, gewiß nicht! Mit das Verwerflichste war die Siegesstrophe von Sedan sich selbst wieder gegeben war, verlangte es den Frieden. Wenn es die Bedingungen des Siegers als zu hart zurückwies, wenn es sich mit aller Kraft gegen die Losreißung des Elsaß und Lothringens von Frankreich aufbäumte, war es deshalb aufzugeben? Selbst unsichere Gegner anerkennen ehrend die heldenmüthigen Anstrengungen Frankreichs, Anstrengungen, deren eine „sittlich verkommene" Nation — wie man die Franzosen jetzt vielfach nennen hört — nimmermehr fähig wäre.

Auf die andern unzähligen, theilweise geradezu gemeinen Anschuldigungen, die man gegenwärtig auf das französische Volk schleudert, wollen wir nicht näher eingehen. Aber lebhaft beklagen wir, daß man so unritterlich gehandelt, seinen Gegner in dem tiefsten Augenblicke, in der Angst, in der Noth, noch schmähen und zu lästern, daß man ganz und gar vergißt, wie Frankreich wacker an der Freiheitsarbeit der Menschheit mitgeholfen hat und wie seine Arbeit auch uns zu Gute gekommen ist. Die französische Nation mag in vier Jahren Republik verdient haben, wie selber denn selbstfrei? Sehen wir doch gerecht!

In der „Rheinischen Ztg." vom August finden wir eine auf unser Thema bezügliche Stelle, die wohl verdient, in den weitesten Kreisen bekannt zu werden. Es heißt da: „Es ist eine Himmelwirende Krankheit. Wie könnten sonst diejenigen, die daran leiden, in einem Athem die Franzosen beschuldigen, daß sie nach dem ungerechten Rahme strebten, die Ersten in Europa zu sein, und zugleich für die Deutschen die Rolle in Anspruch nehmen, dieses „verrottete, sittlich verkommene" Volk zur Barmherzigkeit in eine untergeordnete Stellung zu bringen, wie es sie durch seinen lasterhaften Wandel verdient habe?! Ist das nicht die alte Geschichte von dem Splitter und dem Balken? Aber noch mehr. Heute wissen wir, daß Louis Napoleon eigentlich ein Einverständniß mit Preußen geplant hatte, und daß dieser Krieg nur ein Schachzug ist, zu dem er sich in dem Verlauf eines längeren diplomatischen Spieles gedrängt fand, und doch hören diese Weisen der bezeichneten Sorte nicht auf, das französische Volk als den Urheber des Krieges zu verscheuen! Wissen sie denn garnichts davon, daß es ist, wenn ein Volk in den Krieg geschleppt wird? Wahrlich; wir haben eine sehr gute Sache und ein sehr gutes Gewissen, ich meine, wir, das deutsche Volk. Wir haben diesen Krieg nicht herbeigeführt, wir sind also Gott sei Dank unschuldig, wie die Franzosen als Volk es sind, und doch müssen wir ihn führen, mit aller Kraft und Entschlossenheit. Aber darum können wir es auch als Männer thun, die wissen, was sie wollen, ruhig und kraft, und brauchen nicht so zuwanmäßig zu brüllen."

Und so laßt uns denn, meine lieben Landsleute, nicht hören auf die falschen Propheten, die in so „zuwenmäßiger" Weise den „Nacenkampf" predigen, laßt uns eingedenk sein, daß die Völker berufen sind, friedlich und brüderlich bei einander zu wohnen und die Werke der Freiheit und des Wohlergehens der Menschheit zu fördern, laßt uns eingedenk sein, daß der Haß tödtet und nur die Liebe die Menschen glücklich macht! Und dann laßt uns hoffen, daß wir als freie Männer selber die unsere Geschicke entscheiden. Nur so kann endlich der schöne Weihnachtsgruß zur Wahrheit, nur so kann endlich Friede werden auf Erden!

G. T.

△ Marianne.

Oft hörten wir, daß Mütter den Kindern die da fragen, was es zu Mittag geben wird, die Antwort geben: „kalte Klöße und warme Haselnüsse," womit sie ab und zur Ruhe verwiesen waren. Verdammte Zusammenstellung. Und was bietet man jetzt ganz Deutschland, nein nicht ganz Deutschland, sondern Nord- und Süddeutschland, denn vom süddeutschen Deutschland ist keine Rede, für ein Gericht an? Ein sogenanntes Freiheitsgericht, so gut gekocht wie jene kalten Klöße und warmen Haselnüsse, mit einem Beigange von blauen Bohnen von 1866, für etwaige Fälle kalt gestellt.

Wieder einen Versuch, unsere Leser zu bereden, daß das Süddeutsche Volk nicht über die Kinderschuhe ausgetreten. Es läßt sich, und darf sich nicht so abweisen lassen, denn es wünscht einen Gang Freiheit und hat ein Recht auf diese Speise. Daran ist aber nicht zu denken. Man sehe den edlen norddeutschen Reichstag, die Küche des ernährten ungenießbaren Gerichtes an, man sehe wie die hohen Schlachtenbummler, die mittelalterlichen, durchlauchtigen Johanniter, wirkliche und Rechtsritter, die sich auf den Schlachtfeldern benn thaten zur norddeutschen Reichstagsküche eilen, um dem Klöße- und Bohnen-Gericht, Deutschland zerstig anzubieten, man sehe wie Graf Bismarck, der Oberkoch, die genannten hohen Herren von dem Bummelplätzen in den Reichstag schichert. Er spricht aus, wie das Gericht, welches man uns „für die Freiheit" anbieten will, angerichtet sein wird, — einer Hetzen zufrieden, auch Ihr Koch im norddeutschen Reichstage schreibt: er: „Das wichtigste ist gegenwärtig die Pläne der Fortschrittspartei, welche darauf angeht, alle in Frankreich errungenen Erfolge für den liberalismus auszubeuten, zu vereiteln. Darum erlache ich Sie, lieber guter Christ, dringend, Ihren Einfluß Reichstage einzuathmen und dazu beizutragen, daß unserm Könige nicht die reine Freude über die Erfolge, die wir mit Gottes Hülfe errungen haben, getrübt werde."

Nun das ist doch klar, und ein Beweis für nach der Seite der kalten Klöße und warmen Haselnüsse, was man uns auftischen will, und da wir Demokraten lange nicht mit dem zufrieden sind, was die Fortschrittspartei will, da wir wirkliche Freiheit verlangen, halten wir eine Zugabe von blauen Bohnen nicht für nur annähernd, denn „die reine Freude über unsere Erfolge" ist nicht vorhanden werden.

So stehts und mit oder ohne blaue Bohnen bleibt das Gericht gleich ungenießbar. Was machen wir, um bald das erwünschte Gericht Freiheit zu bekommen?

So lange die Welt steht, haben sich die Menschen gleicher Gesinnung zur Erreichung ihrer Zwecke in öffentliche und geheime Gesellschaften zusammen gethan. Eine der von den Machthabern gefürchtetsten geheimen Gesellschaften war seiner Zeit die **Marianne**, am meisten in Italien und Frankreich verbreitet. Um das unparteiische Gericht vom Leibe zu schaffen, um uns das erwünschte Freiheits-Gericht bald auf den Tisch zu bringen, ist es nöthig die freisinnigsten Ideen im Volke zu verbreiten, in Schichten des Volks verbreiten, die vorher fast die Hände in den Schooß legten. Wenn wir die Freiheit wollen, gibt es keine Macht, die sie uns vorenthalten könnte. Bilden wir deßhalb eine neue Marianne. Aber keine geheime, sondern eine offen zu Tage liegende, einen Verein, der es sich zur Pflicht macht, die Grundsätze der Freiheit offen in's Land hinaus zu rufen.

Nehmen wir dabei einen Grundsatz der alten geheimen Marianne als Regel, als Gesetz. In jener alten geheimen Gesellschaft, war jedes Mitglied verpflichtet, der Gesellschaft jährlich ein neues Mitglied zuzuführen. Kehre jeder von uns die Gesetze der Freiheit und führe ihm wenigstens jährlich einen wahrhaft gewonnenen und übergezeugten, nicht beredeten oder bestochenen Anhänger zu. So kommen wir vorwärts und bilden bald, sehr bald eine Macht, der keine Macht die Freiheit vorenthalten kann.

Für uns, für unser Blatt, welches mit aller Kraft für die Freiheit kämpfen wird, wünschen wir den oben erwähnten Grundsatz der Marianne aber auch angewandt. Wegen der Vorbereitung für die Freiheit, wäre sich jeder Abonnent verpflichten, auf vierteljährlich einen neuen Abonnenten zuzuführ. o, damit auch wir das Unsere thun können, auf daß wir nicht zu lange zu warten brauchen auf:

Einheit und Freiheit für ganz Deutschland.

*T Die Zukunft in Süddeutschland.

Zürich, 16. Dez. Süddeutschland steht vor einem überaus wichtigen Ereignisse. Es soll über seine ganze Zukunft entscheiden. Das süddeutsche Volk soll seine Stimme darüber abgeben, ob es frei und selbstständig bleiben und damit den Grund zu einer freiheitlicheren Gestaltung Deutschlands legen, oder ob es sich unter preußische Oberhoheit begeben will. Möge es reiflich prüfen, ehrlich stimmen! Wer einmal in der preußischen Falle gefangen ist, entrinnt ihr nicht wieder und so wie ihr, nicht der russischen, deren Schleppenträger Preußen ist. Möge bei dieser Prüfung das süddeutsche Volk sich wohl klar machen, was es durch den Eintritt in den deutschen Bund oder, wie es jetzt schon heißt, in das deutsche Reich, zu erwarten hat. Jede preußische Zeitung sagt es ihm. Wir heben hier nur zwei Aussätze aus Leitartikeln der Berliner Nationalzeitung, eines Blattes der preußischen liberalen Partei, hervor. Die größte Zurück der Preußen hat man vor einer Verwerfung der von den Fürsten Süddeutschlands geschlossenen Bundesvertrage durch die süddeutschen Kammern. Da schreibt das Blatt:

„Der Reichstag ganz allein vertritt die Stimmen und die Gesinnungen des deutschen Volks, während die Regierungen seine Verträge geschlossen haben. Wenn nun einmal Differenzen entstehen, wenn man's genau nimmt, nicht blos seine Wähler zu vertreten. Auch das süddeutsche Volk hat er mit zu vertreten und wird es jedenfalls wirksamer thun können, als die süddeutschen Kammern. Wer es leugnet, wie die Fortschrittler, der ihnen zugehen werden, gar nicht mehr ablehnen, nachdem die Fürsten bereits beschlossen haben, den König von Preußen um die Annahme der Kaiserkrone zu ersuchen. Die Fürsten haben damit unwiderruflich ihren Willen kundgethan, eine neue Verfassung zu errichten und sind jetzt mit ihrer ganzen Ehre daran gebunden, daß diese Verfassung in der That zu Stande kommt. Auch wäre es nicht zu verantworten, wenn etwa eine Minorität der Kammern sich jetzt noch gegen die Unterordnung unter ein deutsches Reich sträuben wollte. Die deutschen Einzelstaaten sind nicht vom Volke geschaffen worden, sondern von den Fürsten. Die Selbstständigkeit und der Gebietsumfang, den sie nach und nach erlangten, beides war weder eine Leistung, noch ein Verdienst, noch ein Besitz des Volkes, sondern es waren fürstliche Thaten und Besitzthümer."

So schreibt, wie gesagt, ein liberales preußisches Blatt. Soll man mehr über den Blödsinn oder die elende Servilitätslosigkeit erstaunen? Volk und Land sind nichts, eine Heerde und eine Heerde hat ein Herrn, die er verhandeln kann, wie er will, an Rußland, an die Türkei, an Preußen, an Frankreich, an alle Welt. Verfassungen! es, sie sind dem Willen der Fürsten gegenüber nicht da, oder sie haben sie zerrissen, wie Aufsätze der Zeitungen sie täglich zerreißen. Welche sittliche Verkommenheit muß in diesen Fürsten herrschen, wenn seine liberalen Blätter sich nicht schämen, solche Niederträchtigkeiten laut zu verkünden!

Wozu man aber Euch Süddeutsche haben will? Ein zweiter Artikel der Nationalzeitung verkündet es:

„Der Krieg, der noch immer nicht beendet ist, erinnert uns täglich daran, daß wir sehr viel Truppen nöthig haben, um Frankreich zu überwinden. Wie viel schwieriger noch würde die Aufgabe Deutschlands sich gestalten, wenn die Truppen derjenigen Staaten, welche sich nicht unwahrscheinlich, daß Deutschland schon in diesem Jahre nicht zum Siegen gelangen sein würde, wenn der norddeutsche Bund im Verhältniß seiner großere Streitmacht aufgeboten hätte als von Seiten der süddeutschen Staaten geschehen ist. Aus Preußen wird bis zu dieser Stunde fort und fort Ersatz und Verstärkung den deutschen Kriegern in Frankreich nachgeschickt; in unserm alten Provinzen werden die bejahrtesten Landwehrmänner von ihren Familien abgerissen, um zu Fuß und zu Pferde und hinter den Geschützen das große, ferne Feindesland zu bekämpfen; und dieser mächtigen Leistungen des preußischen Staates und Volkes verdankt Deutschland seine heutigen Siege, seine Ehren und glücklichen Aussichten. Indessen wird es sowohl gerecht wie nothwendig sein, daß in Zukunft die süddeutschen Brüder hinter den

*) Ganz abgesehen davon, daß es mit der Freiheit auch des fleißigen Volkes sehr schlimm bestellt ist, wie wir Deutschen mit Schrecken immer mehr gewahr werden.

Digitized by Google

Anstrengungen der westphälischen und schleſiſchen nicht zurückbleiben; und da die Berſailler Verträge, die dem Reichstag vorliegen, dies zu erfüllen verſprechen, ſo ſind dieſe Verträge infoweit ſehr werthvoll und wir ſprechen gerne den bayerniſchen, württembergiſchen und badiſchen Staatsmännern unſere Freude darüber aus."

Soldaten und immer Soldaten für preußiſche Eroberungen und preußiſche und ruſſiſche Bergewaltigungen!

Feuilleton.

Geſchichte eines Rekruten von 1813.

Von Breckmann-Chatrian.

(Schluß.)

Am 14. Januar 1814, zwei und einen halben Monat nach der Schlacht von Hanau, erwachte ich in einem guten Bette, im Hintergrunde einer kleinen ſehr warmen Kammer. Indem ich die Augen über mir betrachtete und dann die kleinen Fenſter, die mit Eisblumen überzogen waren, dachte ich bei mir, daß es Winter iſt. Gleichzeitig hörte ich ein Geräuſch wie Kanonendonner und das Praſſeln des Feuers in einem Kamine. Als ich mich umdrehte, ſah ich ein junges, bleiches Frauenzimmer vor dem Kamine ſitzen, die Hände gefreut im Schooße haltend, — ich erkannte Katharinen; auch erkannte ich die Kammer, wo ich ſo manchen ſchönen Sonntag verlebt hatte, bevor es in den Krieg ging. Die Kanonade allein, die ich von Minute zu Minute hörte, ließ mich furchten, daß es doch nur ein Traum ſei.

— Lange Zeit betrachtete ich Katharinen, welche mir ſehr ſchön vorkam, und dachte dabei: wo nur Tante Grethel ſein möchte, wie ich wieder in die Heimath gekommen und ob ich mit Katharinen verheirathet ſein möchte? O, wenn das nur nicht Alles ein Traum wäre! — Endlich faßte ich Muth und rief ganz leiſe: „Katharine!" — Sie wandte den Kopf und fragte: „Joſeph, erkennſt Du mich?" — „Ja!" ſagte ich, ihr die Hand entgegenſtreckend. — Sie trat zitternd an's Bett, und ich umarmte ſie lange Zeit. Wir Beide vergaſſen Thränen. — Da hörte ich wieder das Getöſe eines Kanonenſchuſſes, das mir das Herz zuſammenſchnürte. — „Was iſt das, Katharine?" fragte ich. — „Es iſt die Kanonade von Pfolsburg," erwiederte ſie, mich noch heftiger umarmend. — „Kanonade?" — „Ja, die Stadt wird belagert." — „Pfolsburg belagert?" — „Sind die Feinde denn in Frankreich?" Ich konnte kein Wort mehr ſprechen. Soviel Leiden alſo, ſoviel Thränen, 2 Millionen auf den Schlachtfeldern getödtete Menſchen — das Alles hatte nur dazu gedient, unſerem Vaterlande einen gewaltſamen Einfall zu bereiten! . . . Aber ſprechen wir nicht mehr von dieſen Dingen, die Zukunft wird darüber urtheilen; ſie wird ſagen, daß nach Lügen und Lauheit die Feinde uns Belgien laſſen wollten einen Theil von Holland und Italien, ganze linke Rheinufer bis Köln, damit Savoyen und dem Königreich Italien, und daß der Kaiſer dieſe Bedingungen, die doch ſehr günſtig waren, zurückwies, weil er die Genugthuung ſeines Stolzes über das Glück Frankreich's ſtellte.

Nur auf meine Geſchichte zurückzukommen, will ich noch mittheilen, daß 14 Tage nach der Schlacht bei Hanau Tauſende von Wagen, mit Verwundeten und Kranken beladen, auf der Straße von Straßburg nach Nancy zogen. Sie dehnten ſich von dem Elſaß bis in Lothringen hinein aus. — Tante Grethel und Katharine beobachteten dieſen traurigen Zug von ihrer Thüre aus; was ſie dabei empfunden, brauche ich nicht zu ſagen. Mehr als 1200 Wagen waren ſchon vorbeigegangen, ich war auf keinem. Tauſende von Wärtern und Müttern waren von 30 Stunden in der Runde herbeigeeilt und ſuchten dieſe langen Züge. Wie viele mußten nach Hauſe zurückkehren, ohne ihr Kind gefunden zu haben. Am dritten Tage erkannte mich Katharine auf einem dieſer Wagen, die von Mainz herkamen, mitten unter mehreren Unglücklichen, die wie ich, eingeſchlafene, Waſſer und die Haut auf den Knochen hatten, ferbend vor Hunger. — „Er iſt's, es iſt Joſeph!" rief ſie; aber Niemand wollte es glauben. Tante Grethel mußte mich lange betrachten, bevor ſie antwortete: „Ja, er iſt's! . . . Man bringe ihn zu heraus! . . . es iſt unſer Joſeph!" — Sie ließ mich in ihr Haus hineingen und wachte Tag und Nacht bei mir. Ich wollte nur Waſſer und rief immer: „Waſſer! Waſſer!" — Niemand im Dorfe glaubte, daß ich davon kommen würde; dennoch rettete mich das Glück, die Luft der Heimath wieder zu athmen und dieſelben wiederzuſehen, welche ich lieb hatte. Ungefähr 6 Monate nachher, den 8 Juli 1814, verheiratheten wir uns, Katharine und ich. Herr Gulden, welcher uns wie ſeine Kinder liebte, hatte mich an ſeinem Geſchäfte theilnehmen laſſen; wir lebten alle zuſammen in demſelben Hauſe und kurz, wir waren die Glücklichſten von der Welt.

A Gombinnen, 21. Dez. Unſer Maurach, das auch die halbe Welt intereſſieren, denn er hat ſich bekanntlich genug gemacht, iſt abgezogen, wie es heißt, nach Bromberg, als Präſident. Wie raten den Brombergern zu:

Den Mann, kein Engel iſt ſo rein,
Laßt Eurer Huld empfohlen ſein!

Verantwortlicher Redacteur und Verleger Carl Ludwick.
Druck von Ph. Rohr in Kaiſerslautern.

„Die Zukunft."

Demokratiſche Zeitung, gegründet von **Dr. Joh. Jacoby**, herausgibt von **Dr. Guido Weiß.**

Auch in neuer Zeit den alten Bieten, der Freiheit und des Friedens, getreu, meine das Blatt in den erhöhten Schwierigkeiten ihrer Stellung auch ein erhöhtes Anrecht auf die Theilnahme der Freunde und Gesinnungsgenoſſen zu finden und nimmt dieſes beim Eintritte in den fünften Jahrgang in Anſpruch.

Die „Zukunft" erſcheint auch fernerhin ſechsmal wöchentlich, in den Vierteljahresperiode von 1 Thlr. 15 Sgr.; wir bitten um eine recht zeitige Beſtellung bei den Poſtämtern. Solche Anzeige ſind in dem Blatte ihrer Wirkung ſicher.

Berlin, im Dezember 1870.

Die Expedition der Zeitung „Die Zukunft."

Stralauerſtraße 16.

Abonnement auf die Heſſiſchen Volksblätter.

(Landes-Zeitung.)

Dieſelben werden fortlaufen, unabhängig nach allen Seiten, die politiſchen Tagesfragen im Sinne freiheitlichſter Entwickelung nach Innen und nach Außen zu beſprechen.

Dreimal wöchentlich, in Darmſtadt, im Dezember 1871.

Marktbericht.

* **Frankfurt**, 21. Dezbr. Notirungen nach dem öffentlichen Gremialeid. (Notirungen ſind in Gulden ſüdd. Währung per Centner oder für Partie in Thlr.).

Weizen: Regen. Weizen, Roggen, Hafer, Rüdöl und Braunwein unverändert.

Roggen (200 Pfd. netto) effekt. hieſ. und Wetterauer 14½, per 200 Pfd. hänſiſcher —, ferner 14—15, auf Lieferung") per diesen Monat 14⅝, per Nov. —, per April 15— B., 15⅛ B., per Mai 15⅜ B., 15 ⅝ G.

Hafer (200 Pfd. netto) effekt. hieſ. 11⅝, hänſiſcher —, auf Lieferung") per laufen Monat 11⅜, per Nov. —, per April 12⅛ B., 12 G., per Mai 12⅜, B. ⅛ G.

Gerſte (200 Pfd. netto) effekt. hieſ. und Wetterauer — ſehnt. —

Bohnen (200 Pfd. netto) Neue eff. —, Rübſen —.

Mehl (200 Pfd. netto) effk. hieſ. 9½—9¾ Pfd. fremd. —, per laufen Monat 9⅝, per Nov. —, April 10 B., 9⅞ G., per Mai 10⅛ B., —.

Rüdöl (200 Pfd. netto) effekt. hieſ. (ohne Faß) in Partien von 10 Ctr. 31—, effekt. fremdes (ohne Faß) in Partien v. 10 Ctr. —, auf Lieferung") per diesen Monat 31— per Ctr. —, per Mai 30.

Braunwein 50 Pfd. Tralles per 100 Liter effekt. ohne Faß 31—.

*) Bezogen mindeſtens 150 Pfd., Roggen mindeſtens 140 Pfd., Braunwein per 100 Liter; **) mindeſtens 37° nach der Fiſcher'ſchen Controage und mit Uebernahme, incl. Faß.

* **Köln**, 20. Dezbr. (Amtliche Notirungen der Handelsmäkler Treviſe: Ebbw.

Rüdöl loko, per 100 Pfd. mit Faß in Gildenhaus effekt. in Partien von 100 Centner 17 Thlr., per Mai 15½ B., 15¾ G., per Okt. 14⅜, per 14⅝ B.—.

Kornöl unverändert, effekt. in Partien von 100 Centner 22 Thlr.

Weizen per Mai matter, effekt 7⅞—8⅛ Thlr., fremder 7⅞, per 8⅛ Thlr., per 2Bzg 7/4 8⅛ Thlr., 7.23 Thlr., per Mai 7.27, 28 bez., 7.27⅛ B., 7.27 G.

Roggen loko, effekt 5.20 Thlr., fremder und gutbezt 5.25 bez., per 2Bzg, per Mai 5.24 B., 5.23 G., per Mai 5.27 B., 5.26 G.

Spiritus unverändert, 36⅝, Thlr. in Partien von 5000 Quart 21 B.

* Notirungen der Produktenbörſe.

Weizen matter, effekt. 8—8⅛ Thlr., fremder 7⅞—8¼ Thlr., per Mai 7.25 B., 7.24 B., 7.23 Gld., per April 7.27 B., 7.26 Gld., per Juni 7.27 B., 7.26 G.

Roggen bleibt, effekt. hieſ. 6⅛ Thlr., fremder 6—6⅜ Thlr., per 2Bzg 5.23 B. bez. 5.24 B., 5.23 G., per Mai 5.27 bez. per Juni 5.24 B., 5.23 G., per Juli 5.20 B., 7.19 G.

Gerſte, effekt. hieſ. 6¾ Thlr., Brauer 7¼ Thlr.

Hafer effekt. 4⅜—6 Thlr.

Rüdöl matt, effekt. in Partien v. 100 Centner in Gildenhaus 17 B., per Mai 15⅛ bez. u. B., 15⅛ G. per Oktober 14⅝ B., 14⅜ G.

* **Berlin**, 21. Dez. Weizen loko unverändert. Termine matt. — Roggen loko nur kleine Waare bracht. Termine geſchäftslos. — Hafer loko preishaltend. Termine feſter. — Roggen mehl unverändert. — Rüdöl unverändert. — Spiritus in feſter Haltung.

Weizen loko ſchwerverkäuflich.

Termine ſehr geſchäftslos.

Roggen loko per 2000 Pfd. netto, 66—82 Thlr., weißbunt polln. 72—74 Thlr., beſſerer ſeiner. 75—76 Thlr., ab Bahn bez. per Frühjahr 69 Thlr. nominell.

Rüdöl loko per 200 Pfd. netto, 29½—29⅝ Thlr., loko ohne Faß 28½—28⅝ Thlr., ab Bahn bez. per Dezember 28½—28⅝ bez. per Frühj. bez.

Roggenmehl per 2 Ztr. 3 Thlr. 29 Sgr. bez.

Gerſte große und kleine per 1750 Pfd. 57—64 Thlr.

Hafer loko per 1200 Pfd. ab Bahn 23—31 Thlr., ordin. polln. 24—24½ Thlr., mittel. 26—26½ Thlr., ſchles. 25½—26 Thlr., pomm. 27½—28 Thlr., ab Bahn bez., per Dez. 27½, Thlr. bezahlt.

Erbſen per 2250 Pfd. Kochwaare 60—70 Thlr. Futterwaare 52—58 Thlr.

Dotterbohnen loko 77½ Thlr., per Dez. 78½ Thlr bez.

Rüdöl per Ctr. loko 14⅝ Thlr. bez., per Dez. 14⅞, — 14⅝ Thlr. bez.

Leinöl loko 12⅜ Thlr. bezahlt.

Spiritus per 8000 Pfd. Tralles 108—112 Thlr., Winterwaare 106—110 Thlr.

Petroleum per 10,000 Liter %, loko ohne Faß 16 Thlr. 5 Sgr. bez. 16 Thlr. 9 Sgr. bez., per Dez. 16 Thlr. 20—22 Sgr. bez.

* **Berlin**, 19 Dezbr. (Neues Berliner Sonntagsblatt.) Dem heutigen Markt machte ſich in Bezug auf den Anſturm der Weihnachtseinkäufe bemerklich, — es waren 1731 Thlr. Waare viel aufgeboten, die indeß, wenn ſchon wenig Kaufsluſt vorherrſchte, doch nur geringe Preiſe brachten, ſo wurden beſpielsweiſe Kalbfelle mit 16½—18½ Thlr. per Stück, gewöhnliche 14½—15½ Thlr., die beſte 8½—9½ Thlr. per 100 Pfd. Schlachtgewicht.

Von Schweinen waren 5206 Stück zur Stelle; auch hier wurde das Geſchäft nur flau. Die Preiſe ſtanden auf der Höhe des vorigen Montages; es wurden ca. 16—17½ Thlr. per 100 Pfd. Schlachtgewicht bezahlt.

Der Kälbermarkt war heute matter wie gewöhnlich und hinterließ auch einen nicht unbedeutenden Ueberſtand, welcher bis zum heute, bei der ſehr ſtrengkaltwetterlich ziemlich kalt werden ſehr war und andrerſeits die Käufer auch darin nachgaben, den kommenden Sonntag Kalbfleiſchgenuß treffen können. Es waren 2876 Stück zur Stelle und wurden kaum Mittelpreiſe bezahlt.

Der Markt für Schafvieh war noch ſchleppender; es war ſehr wenig Ware, da das von den Feſttag bringen kommenden 3767 Stück ein großer Ueberſtand verblieb und als beſſerer 15—17½ Thlr. per 100 Pfd. Lebend bezahlt.

* **Königsberg**, 17. Dez. Bei ſehr ſtark feſtiver. Weizen für 85/90 Pfd. 85—86 Sgr. — Roggen für 80 Pfd. 55—58 Sgr. — Gerſte, große, für 70 Pfd. 42—46 Sgr. — Hafer für 80 Pfd. 26—32 Sgr. — Erbſen, weißl für 90 Pfd. 55—61 Sgr., grau, 55—75 Sgr., graue 55—68 Sgr. — Bohnen für 90 Pfd. 60—72 Sgr. — Linſen für 90 Pfd. 48—58 Sgr. — Buchweizen für 70 Pfd. 41—43 Sgr. — Leinſaat für 70 Pfd. 90—90 Sgr. — Rübſen für 72 Pfd. 112—122 Sgr. — Kleeſaat, rothe 10—16 Thlr., weiße 13—22 Thlr. Tilſit für 100 Pfd. — Thymotheum 6—9 Thlr. Rohleinöl 11⅜ Thlr., Rüdöl 14½ Thlr. für 100 Pfd. mit Faß. — Spiritus 79—82 Sgr., Rübkuchen 68—71 Sgr. für 100 Pfd. — Spiritus 15½, Thlr. für 8000 Tr. ohne Faß.

Digitized by Google

Gratis-Beilage zur „Pfälzischen Volkszeitung."

Pfälzer Demokrat,

ein

Deutscher Demokrat.

Vom 1. Januar 1871 betritt der Pfälzer-Demokrat unter dem allerneuen Titel „Deutscher Demokrat" das politische Schlachtfeld. Der Kampf zwischen der Reaction und der deutschen Demokratie ist entbrannt, irren werden wir für die heilige Sache der letzteren einzustehen wissen und der Partei unter den schwierigen Verhältnissen, in denen wir leben, das zu werden versuchen, wozu wir uns berufen fühlen, Wächter der Freiheit, Führer zur Einheit.

Die hervorragendsten Führer der Demokratie, unter ihnen der Bürger der Demokratie, der Gesandte von Bern, Johann Jacoby, der wackere Reittenhaus-Bielefeld haben uns ihre thatkräftige Mitwirkung zugesagt, auch haben wir Mitarbeiter aus allen Gauen unseres Vaterlandes gewonnen.

An unserer Ehre ziehen wir die Ritter, unser patriotisches Unternehmen mit allen Kräften zu fördern.

Die Redaktion.

Nro. 44. Vierteljährlich: Kaiserslautern, 30. Oktober Inserate 1870.

5 Sgr. = 18 kr. in Preußen 6 Sgr. 9 Pf. 3 Sgr. = 12 kr. die 1spaltige Zeile.

* Wochenschau.

Deutschland.

Je näher in Preußen die Abgeordnetenwahl rückt, desto mehr hat das Volk Ursache und Lust sich über seine Lage klar zu werden. Seit Wochen schon ist die französische Flotte aus der Ost- und Nordsee verschwunden, die Kriegsgefahr ist also beseitigt. Trotzdem hält der General Vogel von Falckenstein, wahrscheinlich zu seinem Privatvergnügen oder auch um seiner ungesetzlichen Handlungsweise gegen Jacoby und Genossen einen gewissen gesetzlichen Anschein zu geben, den Belagerungszustand aufrecht und zwar in gesetz- und rechtloser Weise. Wer seine Stimme zu einer freien Meinungsäußerung erhebt, wird einfach eingesperrt und unter solchen Verhältnissen soll man wählen? Wer kann es da wagen, gegen die Regierung oder ihre Candidaten, die Reactionäre zu sprechen? Darum verlange das Volk die Aufhebung des Belagerungszustandes, volle Wahlfreiheit, denn sonst ist die Wahl ein Hohn.

Ein Zubehör des Belagerungszustandes ist die Preßverfolgung, welche in letzterer Zeit wieder üppig in Blüthe gerathen ist. So ist die „Frankfurter-Zeitung" in den letzten Wochen häufig confiscirt worden, weil sie die Briefe ihres Pariser Berichterstatters abdruckte, aus denen hervorging, daß das nothdürftige Telegraphenamt häufig gelogen und daß die sozialistischen Unruhen in Paris, wovon der Telegraph gemeldet hatte, Schwindel waren. In Frankfurt gibt es merkwürdigerweise Richter, welche von vielen ihrer Collegen in Norddeutschland eine Ausnahme bilden. Die haben denn die Beschlagnahme bald wieder aufgehoben. Der Verleger des demokratischen Blattes aber hat den Schaden.

Der „Staatsbürger Zeitung" ist ihr so frühzeitiger Siegesjubel, in dem sie selbst einen Mißton durch die Verbindung Napoleons mit Wilhelm ohhhe fand, gründlich verleidet worden. Ihr Redacteur Debo Müller hat einen Prozeß wegen Majestätsbeleidigung erhalten.

In den vielen Zöpfen, welche Preußen am Nacken baumeln hat, gehört der den Bevorzugung der Adligen vor den Bürgerlichen. In letzterer Zeit hat man wieder sämmtliche höhere Verwaltungsbehörden in Elsaß und Lothringen mit Adligen besetzt. Das bürgerliche Lumpenpack drängt sich nun zwar nicht nach der Theilnahme an der Gewaltherrschaft, jedoch gerade aus diesem Verfahren die Lehre ziehen zeugung, daß die Verfassung, in welcher jeder Staatsbeamterschied aufgehoben ist, erst dann zur vollen Wahrheit wird, wenn Demokraten in die Kammer geschickt werden, die aus dem todten Papier eine lebendige Wahrheit machen.

Es ist üblich geworden, das Kriegsleid aus fremden Beuteln zu lindern. Sehr viele preußische Gemeindevertretungen haben in einem Anfall von Großmuth tief in die Gemeindesäckel gegriffen und sich damit mit dem erhobenen Gedanken, eine gute That vereibt zu haben, zu Bett gelegt. Das hört sich zwar recht schön an, ist aber bei Licht besehen, nichts weniger denn schön. Aus eines Andern Geldbeutel ist gut Opfer bringen. In die eigene Tasche greifen und besteuern, das ist ein Opfer, welches gewiß bei Jedermann Anerkennung finden wird. Das Opfern aus dem Gemeindesäckel ist nun nicht blos kein Opfern, sondern sogar eine höchst ungerechte Handlungsweise, ein willkürliches Verschenken fremder Gelder. Will die Gemeinde Geld verschenken, muß sie vor allen Dingen darum befragt werden. In diesem Sinne hat sich kürzlich der Berliner demokratische Arbeiterverein sehr entschieden ausgesprochen. Möchte das Beispiel aller Orten Nachahmung finden.

Die Zahl charakterfester Männer ist in Preußen doch noch nicht ausgestorben. Der Pfarrer von Unkel, Dr. Tangermann, hat die vom Erzbischofe zu Köln wegen der päpstlichen Unfehlbarkeit verlangte Erklärung verweigert. Sein darauf bezügliches, an das erzbischöfliche Generalvicariat gerichtetes Schreiben lautet, wie folgt: „Der hochwürdigste Herr Erzbischof verlangt von dem unterzeichneten Pfarrer in Betreff der Vaticanischen Glaubensdecrete vom 18. Juli c. eine unbedingte Unterwerfung, obwohl der Apostel sagt: „daß wir reden und handeln sollen als solche, die nach dem Gesetze der Freiheit gerichtet." Diese christliche Freiheit schließt das Moment der sittlichen Selbstverantwortung in sich, wodurch die Forderung eines urtheilslosen und absoluten Gehorsams ausgeschlossen wird. Da ich nun nach Pflicht und Gewissen erklären muß, daß ich das neue Dogma von der persönlichen Unfehlbarkeit des Papstes weder glauben noch lehren kann und ich somit in die Alternative mich gedrängt sehe: entweder vor Gott und den Menschen ein Heuchler zu werden oder Amt und Brod zu verlieren, so will ich doch lieber — wenn es sein muß — das Letztere wählen. — In Demuth des Herzens bringe ich mich vor dem Herrn, für den ich seit mehr als 25 Jahren nach Wort und Lehre in der Kirche Zeugniß gegeben, und der wohl nicht ohne irgend eine weise Absicht die Glaubensprüfung auch über mich verhängt hat.

Unkel, 22. Okt.

Dr. W. Tangermann, Pfarrer.

Bekanntlich hat in Schlesien eine ansehnliche Zahl von Männern, die an der Spitze des wissenschaftlichen Unterrichts stehen (in anderen Provinzen nahe an 1300 Katholiken und unter ihnen nicht minder eine große Zahl von Geistlichen, Professoren, Directoren höherer Lehranstalten rc.) — gegen das Dogma der Unfehlbarkeit des Papstes protestirt. Sie nennen sich „Altkatholiken", dagegen die Bekenner der Unfehlbarkeit „Neukatholiken". Unter den Protestirenden befinden sich nicht allein die angesehensten katholischen Professoren der Universität, sondern auch der Mehrzahl der Lehrer des Breslauer katholischen) Mathias-Gymnasiums, an der Spitze der würdige Director der Anstalt.

In einem kleinen Orte des Hildesheimschen, Harsum, haben die Bauern gezeigt, daß sie Haare auf den Zähnen haben, und sich von ihrem Rechte nichts nehmen lassen. Die Bevölkerung, welche katholisch ist, macht das oft zum Zeit das Recht geltend, ihren Pfarrer zu wählen, während das bischöfliche Vicariatamt in Hildesheim dieses Recht bestreitet, mindestens es nur unter Beschränkungen auszuüben lassen will. Die Neubesetzung der erledigten Pfarre war dadurch seit längerer Zeit unmöglich gewesen, verschiedene Termine, in denen die Harsumer unter Leitung des Hildesheimer Kreishauptmanns unter den vom Vicariatamte beliebten Beschränkungen wählen sollten, waren durch Tumulte vereitelt worden und schließlich bestellte die bischöfliche Behörde einen Pfarrverweser in der Person eines hiesigen Caplans Schmitz; die tapfern Harsumer waren aber nicht gewillt, diesem Herrn ihr Seelenheil anzuvertrauen, leisteten vielmehr sehr activen Widerstand; es entstand ein mehrtägiger heftiger Tumult, welcher die Absendung eines Militärcommandos von 50 Mann von Hildesheim nach Harsum veranlaßte; da dieses jedoch natürlich nur die Wiederherstellung der Ruhe, nicht die Einsetzung des Herrn Schmitz zur Aufgabe hatte, so zog der letztere es vor, im Gefolge des Commandos nach Hildesheim zurückzukehren. Einige Verhaftungen waren vorher vorgenommen worden.

Die Minister Süddeutschlands befinden sich im Hauptquartier der Armee vor Paris, um die Verschmelzung des Südens mit dem Norden anzubahnen. Während des Waffenlärms schweigen die Gesetze! Diese Erfahrung, welche wir im Norden machen, dürfte sich auch bei diesen Verhandlungen zeigen. Was kann für das Volk dabei Gutes heraustommen?

Baden hat durch eine Bürgermeisterwahl, die erste directe allgemeine Gemeinde-Wahl, gezeigt, daß die demokratische Gesinnung im Lande noch nicht erstorben ist, sondern sich in einem großen Theil der Bevölkerung wurzelt. Wir verweisen auf die Wahlnachrichten und sprechen nur noch die Hoffnung aus, daß Baden, wie sich seine Zukunft auch gestalten möge, sicher der Freiheit nicht vergessen wird.

In Württemberg war die Kammer als Steuerbewilligungsmaschine einige Tage in Thätigkeit. Als sie dieser Unterthanenpflicht gehörtenermaßen Genüge geleistet hatte, ist sie nach Hause geschickt worden. Eine neue Kammer soll aber Deutschlands Zukunft mit entscheiden, also kein Parlament!

Oesterreich.

Die österreichische Regierung lenkt in unseliger Verblendung immer mehr und mehr in den Pfad der Reaction, der jesuitischen Herrschaft. Das nach 1859 wiedergeborene freie Oesterreich ist nicht mehr wieder zu erkennen. Der Jesuitismus beherrscht heute die ganze Staatsmaschine und bei der Verwortreiheit der Verfassungsverhältnisse, dem von dem Ministerium genährten Parteienhader ist das Schlimmste zu befürchten.

Der Freie

scheint endlich der schwer heimgesuchten Menschheit wiederkehren zu wollen. Und es ist auch genug des Blutes geflossen, die Erde ist damit bis zur Uebersättigung getränkt. Das deutsche Volk hat seinen Gefallen an dem entsetzlichen Morden. Es hat den Feind zurück, zu Boden geschlagen und sehnsüchtig ersteht es vom Himmel den Frieden. Mögen sich die Gewaltsaber keine Täuschungen machen; die Masse ist vom Aufmerksamkeit unterrichtet geblieben! Dazu weise man nicht die Friedens- die Vermittelungsthand von sich, welche England in diesem Augenblicke den kriegsfahrenden Mächten bietet.

Metz ist gefallen und damit das Geschick der französischen Republik entschieden. Sedan und Metz! zwei neue furchtbare Anklagen im Schuldbuche des Freiheits- und Landesverräthers Napoleon!

Mag er auch noch so schlau seine schändlichen Pläne durchführen. Das deutsche Volk, dessen Frieden er so freventlich gestört, welche Söhne zu vielen Tausenden die Schlachtfelder Frankreichs bedeckt, darf nicht dulden, daß jemals wieder, der meinedige

Digitized by Google

Verräther oder seine Nachkommenschaft zum Urtheile der Welt den Thron Frankreichs bestiege!

Ausland.

Die Nachrichten aus dem Auslande lassen sich kurz dahin zusammenfassen, daß sich die warmen Gefühle für die Sache Deutschlands fast ganz in ihr Gegentheil verwandelt haben, seitdem Deutschland aus dem Vertheidigungs- in einen Eroberungskrieg umschlägt.

Der Papst sieht wirklich in der That Wunder, die Gesangenen in Löwen sich mit den dürftigsten Räumen begnügen müssen, und sie sogar noch Almosen zum Geschenke zu bringen wissen. Der Schutzgeist Belgiens, der Cardinal Erzbischof Sterckx, hat unter anderen Geschenken verschiedenster Art, dazu eine Menge weitläufiger Höfe und prächtiger Gärten, darin könnte doch wohl der Sultan mit seinem gesammten Harem ohne Einschränkung Platz finden!

Wahrscheinlich nun den slavischen Völkerschaften zu zeigen, daß sie Land entschlossen ist, hinfort an der Spitze der „Civilisation" zu marschiren, hat die russische Regierung ihre ganze Ausmerksamkeit der gestigten Ausbildung der — Soldaten zugewandt. Alle Rekruten sollen lesen und schreiben lernen.

Dänemark beschäftigt sich mit einer Umwandelung seines aus dem 17. Jahrhundert stammenden Militairgesetzes. Der neue Entwurf will die Prügelstrafe, die Versetzung in die zweite Classe und das Krummschließen abschaffen. Was die Dänen doch für unzufriedene Leute sind. Gerade solche Dinge sind es, welche den Soldaten, so wenigstens sagen die Offiziere und Unteroffiziere in Preußen und da muß es wohl wahr sein. Die Soldaten begehren dann natürlich den Selbstmord nur um die Vorgesetzten zu ärgern!

P. Noch Einmal Fritz Reuter und Johann Jacoby.

Die rothe Gewalt bereitet einen Aufstand
Vom Vogel zur Weichsel — zur Leia und zum Rhein,
Sie lockert den Bauernfrieden in Pommern ein
Und bietet so erlöst zum Verhalten zu sein!

Die Schergen des Vaters im Kunstgliedern Gold
Die Schergen des Sohnes sind ihr Blut nicht hold
Die ihr rothglühend Band um die Völker rollt.
Die Schergen des Vaters — sie fahn wohl im Märs,
Für Schmutzgesindel, schlau Gesindel und Heer,
Die Schergen des Sohnes — sie verbinden den Schmerz
Der Gindustriebrucht durch Wuth und Gry! —
Der Bolkerfluch für brennend blutige Thaten
Da entrollt er im Sturm seine fingreiche Fahn'
Es scheine des Gysel der herrliche Wahn
Daß ihändisch zerbiest verachtet Gesindel,
Und was gegen Rothe der Adel vollbracht,
Hat glücklich der Enkel sich eigen gemacht:
Aus der Vergangung, wo das Denken so macht,
Schickt er „Mathe" zum Denken in Kerkernacht.

Da denken sie denn im stillen Verlies.
Daß in Köpfen sich Mancher den Schädel zerstieß,
Weil er nicht von dem Traume der Einheit ließ,
Den der Vater verbot und der Sohn doch pries.

Da denken sie denn — daß dem Elend gewehrt —
Denn Hunger, dem Krieg, seinem Geschwisterpaar,
Wer je sich gestürzt in den heiligen Streit
Für der Völker Freiheit und Brüderlichkeit . . . .
Da denken sie denn, wie den Weg erzwang
Hoch stolz die Idee durch Jahrtausende lang.
Der Martyrer, welche die Flamme verschlang
Und vergeistert zu Adamn frommschaffender Sang.
Da denken sie denn, daß in unsrer Zeit
Ein Märtyrerum mächtigen Zauber verleiht
Der Idee, die vertauft im heimlichen Streit,
Und von Neuem verklärend sie heilig und weiht.

*Zu den Wahlen in Preußen.

I.

Der geschenkte Bauer.

Abermals ist eine Wahlschlacht in Aussicht und schon beginnen sich die Vorboten derselben zu zeigen. Da kommt der geltenge Herr Gensdarm aus der Stadt, der die Aufgabe hat, in jede gleichgültige Angelegenheit des Bürgers und Landmanns seine Nase zu stecken und nach oben zu berichten, was Hans und Jacob außer ihrer Arbeit treiben, mit wem sie Umgang haben und was für Zeitungen sie lesen. Heute sieht der Mann der Polizei aber gar nicht so menschenfeindlich wie sonst aus, er hat sein friedlichstes Sonntagsgesicht aufgesteckt und trägt nur so im Vorübergehen den alten Bauern, der von der Arbeit nach Hause gekommen und in der Hofthür steht, nach der Ernte oder dem Wetter. Dann dreht er sich und wendet sich, als ob er etwas auf dem Gewissen habe und wenn er wie die Katze nun den heißen Brei gekommen, erzählt er von dem wackeren Landrath, der dem Kreise ein so lieber Vater und Herr gewesen, wie er sich für Chausseen und Eisenbahnbau für den Kreis trage und nichts Schöneres auf der Welt als die wohlte Gemeindefreiheit kenne. Das wäre so ein Mann für die nächste Wahl, meint er dann zuletzt, besser könne der Kreis nicht fahren, als ihn zu wählen, zumal im bevorstehenden Landtage die wichtige Kreisordnung beschlossen werden könne.

Der Bauer aber lacht still in sich hinein und läßt den Gensdarmen weiter ziehen. Was der Landrath unter Gemeindefreiheit, versteht weiß der Bauer sehr wohl; da Landrath ist ein Stiefpotentat und haben, wenn er die Landrathswirthschaft nicht zum Ueberdruß kennen sollte, Statt den Gemeinden Freiheit mit Gensdarm Gemeindeknechtschaft. In die Gemeindefreiheit will einmal jeder kommen und wo Hunderter Bürger und Bauer versammelt sind, da wird auch über die Landrathswahl beigeredet. Dann wird er schleunigst abgeholt und man sehen wo er bleibt. Geh mir der Landrath mit der Gemeindefreiheit, denkt der Bauer, das hieße so den Bock zum Gärtner machen. Den Landrath wählt Niemand!

Kommt bei unser Freund den Versuche die Thür gewiesen, da kömmt ein zweiter schon und will den Bauer für den reactionären Gutsherrn gewinnen. Der denkt dann hat der Bauer schon längst durchschaut. Weiß schon genau, daß er den Bauern als nur möglichen Verleichterungen versprochen und wenn er dann mit leeren Händen heimgekehrt, hat er die Schuld immer auf die Demokraten und die Juden in der Kammer geschoben. Hinterher hat sich aber immer herausgestellt, daß der saubere Herr für die Steuererleichterungen gar nicht gestimmt. Unverfroren in der Kammer bezogen, nur die Bänke gedrückt hat. Wenn er denn einmal den Mund aufgethan, hat er immer gegen die Rechte des Volkes gestimmt. Der soll mir nur kommen, spricht der Bauer, den Reactionär wähle ich nicht!

Jetzt kömmt gar der arme Lehrer aus dem Dorfe und will für den fetten Pastor sprechen. Da steht ihn der Bauer ganz verwundert an und fragt den Schulmeister, ob er nicht bei Verstande sei, so etwas zu verlangen. Denke er sich doch Schulmeister, sorgt er diesen, was das bedeutet. Als der vorige Landrath das Schulgesetz war, haben sie ein neues Unterrichtsgesetz berathen, das war unseren Pfaffen ganz aus der Seele gesprochen, weil es unsere Kinder noch länger in der Dummheit erhalten und den Lehrer ganz unter den kirchlichen Pantoffel bringen sollte. Da haben wir Bauern uns Alle dagegen ordnete gegen das Gesetz erhoben und es umzugehalten anfingen, haben die Kirchenmänner schier Himmel und Erde in Bewegung gesetzt, um dieses Vorhaben zu vereiteln. Glücklicherweise ist damals aus der neuen Unterrichtsgesetze nichts geworden, doch wird es wohl beim nächsten Abgeordnetenhause nochmals zur Berathung kommen und wählen wir da Schwarzröcke, dann schneiden wir in unser eigenes Fleisch. Den Wolf im Schafspelz wähle ich nicht!

Der Schulfreund mußte dem Bauer Recht geben und während er seinen Freund fragte, wen man denn eigentlich wählen sollte, trat ein seingekleideter Mann, der Kreisrichter aus der Stadt, an die beiden heran. Sie kannten ihn, es hatte schon öfter Gerichtstage im Orte gehalten und beide begrüßten ihn als einen Bekannten. Der Schulmeister konnte es nicht übers Herz bringen, der Rechtsmann müsse doch am besten Bescheid wissen, er frug den Kreisrichter um seine Meinung. Ja, sagte dieser, liebe Freunde, wählt einen Nationalliberalen. Mit dem Kopf kann nicht durch die Wand rennen, das werdet Ihr einsehen. Jetzt hat auch der Staat seine Zeit, sich mit der inneren Freiheit zu beschäftigen. Seht was für ein großer Geist dieser Bismarck ist. Schleswig-Holstein hat er erobert, dann Hannover, Kurhessen, Nassau u. s. w. jetzt steht er Elsaß und Lothringen ein, Süddeutschland hat er so gut wie in der Tasche, Luxemburg fällt uns von selbst in den Schooß, Nordschleswig geben wir nicht wieder heraus und bald geht in Preußen die Sonne nicht mehr unter. Wem aber verdankt man das? Niemand anders als ihm, wir seine Freiheit kommt unterstützt haben und noch weiter unterstützen werden, so lange es noch überhaupt etwas zu erobern gibt. Ja, Preußen wird Kaiserthum, wir gelangen zur Weltherrschaft" — Und wir" fügte der Landmann hinzu, „an den Weltesstisch" — „Jetzt schon," fuhr er fort, „sind die Steuern und Abgaben unerschwinglich geworden, Freiheit und Erleichterung sollten wir noch 1866 bekommen, neue Steuern haben wir davon getragen. Einer von meinen Söhnen liegt bereits draußen in Schleswig, der andere ist in Böhmen gefallen und dem Dritten hat eine Kugel in Frankreich den Arm zerschmettert — er ist ein Krüppel und ich muß bereits ohne Stütze zur Grube fahren. Gehen Sie, Herr Kreisrichter, wir brauchen keinen Krieg, keinen Kaiser, der uns viele Millionen mehr kostet und das letzte Band auszieht, mit diesen Freiheit und ein Bischen Freiheit, daß wir wenigstens als Menschen leben können." Höhst verdutzt sah der Kreisrichter weiter. Wir wählen Nationalliberale! sagte der Bauer ernst zum Schulmeister. Die Reactionäre betrügen uns ihres eigenen Vortheils wegen, die Nationalliberalen sind geistestrank und fähig uns Haus und Hof verkaufen und uns lobdrücken zu lassen, wenn sie damit Lorbeerung gewinnen. Was kümmert uns aber Ehrgeiz, wir wollen Brod und Freiheit.

Der Schulmeister schüttelte sein Haupt, der Kopf will es denn mit einem Mann von so Fortschrittsprogramm sprechen? Der Bauer schüttelte abermals den Kopf, und ließ sich schon nicht hören, wenn Gensdarm ein entschiedener Gegner der Bismarckschen Politik sei. Der Gensdarm ist Thüre setzte, wenn sie nicht so will, wie es in unserer Landesverfassung vorgeschrieben ist. Ich für meinen Theil gebe nur einem echten Demokraten meine Stimme, der es ehrlich mit dem Volke meint und keine großen Sprünge von Ruhm und Kaiserreich im Kopf hat, einem Mann, der für die arme gedrückte Menschheit, die sich im Schweiße ihres Angesichts mühsam ernähren muß, ein fühlendes Herz besitzt und für die Armuth mehr als die Nebensart besitzt. „Bill Pie selbst, dann hilft Dir Gott!" Ein echter Satz! Den Mann für den ist mein Mann! Den wollen wir wählen!

L. C. Der Nutzen der Kriegsflotten.

In dem gegenwärtigen Kriege muß die geringe Thätigkeit auffallen, welche die Flotten beider Länder gezeigt haben. Die große französische Flotte hat sich fast gänzlich darauf beschränkt, einige wehrlose Kauffahrer fortzunehmen und einige Wochen lang unseren Häfen zu blokiren, ohne auch nur den Versuch einer Landung oder eines Angriffs zu machen; unsere eigene Flotte aber hat stets im Hafen gelegen und keinen Schritt zur Säuberung der Nord- und Ostsee vom Feinde gethan. Es will uns nun nicht ein, der französischen oder unserer Flottenmacht Mangel an Muth vorzuwerfen, die Tapferkeit der beiderseitigen Landsolaten muß jeden derartigen Zweifel beseitigen. Wir müssen also den Grund dieser Unthätigkeit in einem Mangel suchen, und wir glauben, daß die Aufgabe der Küstenvertheidigung sowohl eine Anzahlerung der feindlichen Flotte verhindern, als auch ein Auslaufen unserer Flotte unzweckmäßig erscheinen ließen. Wer sind nun weit entfernt, diese trefflichen Haltung der beiden Flotten zu tadeln, im Gegentheil, wir freuen uns der geschonten Menschenleben, aber wir meinen auch, man solle aus diesem Vorgange eine finanziell sehr wichtige Lehre ziehen. Wenn nämlich die Vervollkommnung der Vertheidigungsmittel die Seekriege ernsthaft verhindern, wenn so die Flotten nur noch den Zweck haben, den Handel zu schützen, nur zu stören, so werden diese Flotten, auf welche jetzt sehr viele Millionen verwendet werden, ganz unnütz, sobald ein Mal alle Staaten darüber einig sind, daß im Kriege das Privateigenthum zur See ebenso geschont werden muß, wie auf dem Lande. Schon jetzt haben viele Staaten diesen Grundsatz gebilligt; sobald er als unerlanntes Völkerrecht gilt, wird man ernsthaft daran gehen müssen, die Frage der Abschaffung der Kriegsflotten zu erörtern.

* Der Arbeiter und die Politik.

II.

Je dümmer der Arbeiter und Bauer ist, je weniger Erfahrungen beide vom politischen Leben haben und je geringer ihre Kenntniß von den leichtlich beschwornen Volkrechten ist, desto größer und bodenschreiender ist ihre Bekanntung durch die Beamten! Wer aber bezahlt diese Beamten? Ja es nicht das Volk, welches diese Menschen mit seinem Gelde besoldet?

Je weniger ein Volk von seinen Rechten und Freiheiten weiß, desto willkürlicher wird es von seiner Regierung behandelt, desto mehr alle Fesseln getragen, geschunden und geplagt. Wer aber bezahlt diese Regierung? Wer hat sie ins Leben gerufen? Werden nicht alljährlich viele Millionen für den König, für das königliche Haus, für die Minister, Präsidenten u. s. w. von den Landessteuern verwendet in Abzug gebracht? Wer ist eher auf der Welt gewesen, der König oder das Volk? Das Volk, wird jeder vernünftige Mensch sagen. Die Regierungen, welche wir im Auge haben, denken aber ganz anders. Die meinen, das Volk gehöre dem König und nicht umgekehrt der König dem Volke. Solche Regierungen bilden sich dann auch ein, ihre Unterthanen wären Landsthiere, die auf der Welt keine andere Aufgabe hätten, als die, für den König und seine Regierung zu arbeiten und sich lobdrücken zu lassen.

Digitized by Google

Denkende Völker, welche klug genug sind, die Verhältnisse zu durchschauen und die wissen, was Sie vom Staat beanspruchen können, lachen eine solche mittelalterliche Regierung aus und gehen sich eine andere. Dumme Völker dagegen wehren alle Anmaßungen und Mißhandlungen der Regierung ihm, als ob das ganz recht, ganz selbstverständlich wäre.

So liegt nun fast aller der Hand, weshalb man in Preußen z. B. die Schulen soviel wie möglich unterdrückt und die Masse des Volks im Lichtscheuen und geistigen Elend erhält. Wenn sich das Volk in Preußen in seinen unteren Schichten erst einmal klar bewußt wird, daß es auch Menschenrechte gibt, auf die die Lebermann ein heiliges Anrecht hat, ist es mit der Willkür der Regierung vorbei, denn die Regierung ist des Volkes, nicht das Volk der Regierung wegen da.

Das Hauptsächlichste jammert der Demokratie in Preußen, welche den Kampf gegen die Anmaßung der Regierung eröffnet hat, muß vor allen Dingen das ganz simplelen, die große Masse des Volkes für das politische Leben zu erwecken. Macht die Menge gleichgültig, ist jeder Schritt gegen die herrschende Gewalt umsonst.

Sehen wir nun, wie wir am Besten für die Belebung des Volkes wirken können.

Kirche und Schule.

Wien, 23. Okt. (Die Sanctionierung des niederösterreichischen Schulaufsichtsgesetzes.) Das von dem niederösterreichischen Landtage in der abgelaufenen kurzen Session beschlossene Schulaufsichtsgesetz hat die Sanction der Krone erhalten. Bekanntlich wurde die Sanktionierung des 1868 und 1869 von dem Landtage beschlossenen niederösterreichischen Schulaufsichtsgesetzes deshalb verweigert, weil im Orts- und Bezirksschulrathe die Mitstimme des Geistlichen aus der Regierungsvorlage gestrichen worden war. In der diesjährigen Landtagssession wurde das Auskunftsmittel getroffen, daß zwar der geistliche Ausschuß in den Bezirksschulrath kam, die Mitstimme des Pfarrers im Ortsschulrathe aber auf die Religionsunterrichts-Angelegenheiten beschränkt wurde. Mit dieser Modification hat nun das Gesetz die allerhöchste Sanction erhalten. Die Schulen auf dem Lande leiden durch den Mangel der Ortsaufsicht ganz außerordentlich, und erst jetzt wird in Niederösterreich das so freisinnige unter den 17 Schulaufsichtsgesetzen, Dank der Thätigkeit des niederösterreichischen Landtages.

* Die Gefangenen von Löben und Königsberg.

Johann Jacoby ist auf Befehl des Königs von Preußen mit mehreren anderen Gefangenen von Löben in Freiheit gesetzt worden.

Jens Petersen, ist aus Flensburg gebürtig und war sein Leben lang als Schiffscapitän in dänischen Diensten, als solcher hat er die ganze Welt bereist. Papiere, die er bei sich hat, geben ihm das Zeugniß, daß er der beste dänische Patriot gewesen. Ueber den Grund zu seiner Verhaftung ist nichts bekannt. Kurz, das Faktum steht aber fest — er saß.

Ein anderer Gefangener war in ähnlicher Weise in Königsberg erkannt. Jetzt nach Löben gebracht, ist er wieder hergestellt.

Von Wachenheim, in der Pfalz, aus, ist an Jacoby nach Löben eine Kiste Wein und eine Kiste Trauben gesandt worden. Das ist ehrenwerth!

In Hannover ist in der Anwaltskammer der Antrag gestellt worden, mit allen gesetzlichen Mitteln die Freilassung des Obergerichtsanwalts Dr. Schnell und den Advokaten Fischer zu erwirken. Der Ersterer sitzt in Königsberg, der Andere in Löben.)

Wahlnachrichten.

Peenigen.

„Wenn von den bevorstehenden Wahlen zum absolutistischen die Rede ist, schreibt der „Nat. Corr.“, so hört man oft die Behauptung aufstellen, daß diese Wahlen nur keine große Bedeutung mehr haben, da ja doch der Absolutismus Reichsrath, bezeichnungsweise das deutsche Parlament, alle wichtigen Gesetze zu berathen hätte und die Einzelkandidaten sich künftig nur noch mit untergeordneten Dingen zu beschäftigen haben würden, weshalb man sich um so mehr den Wahlen fernhalten könne, ohne dem Staatswesen zu schaden. Die Unrichtigkeit dieser Behauptung läßt sich sehr leicht nachweisen. Gerade dem diesmal zu wählenden Landtage liegt voraussichtlich die Aufgabe ob, zwei Gesetze zu machen, welche nicht minder die Kompetenz des Landes fallen und doch zu den wichtigsten für unsere Gemeinde- und Familienverhältnisse gehören, nämlich das Schulgesetz und die Kreisordnung. Sollen nicht diese Gesetze zu Stande kommen lassen in dieser Kammer, welche in allen Geschäften der Regierung gefällig ist? Wir hoffen, daß dies nicht die Meinung unseres Volkes ist, und darum hoffen wir auch, daß dasselbe sich, um solches zu verhüten, recht lebhaft an den bevorstehenden Wahlen betheiligen wird.“

Wir fassen hinzu: nur solche Männer wählt, die entschiedenen sind, der Regierung nicht eher einen Groschen zu bewilligen, bis sie sich zur Gewährung der lang gehegten Volkswünsche bereit erklärt. Solche Männer aber sind Demokraten. Die muß man wählen!

Wie vorgekommen noch folgende Wahlnachrichten:

In Magdeburg will Herr v. Bocum das Mandat für den Landtag nicht mehr annehmen, man wünscht an seiner Stelle neben Lasker den Herrn von Forckenbeck aufzustellen, der in Köln von den Socialdemokraten und Altramontanen nicht mehr werde bekämpft werden. Bekanntlich ist Herr Forckenbeck ein Kompromiß zu Stande kommen lassen, um zu Jordan in Magdeburg durchdringt werden. — In Breslau hat, der „Nat. Ztg.“ zufolge, Waldeck sich in einer Wahlversammlung gegen das Programm des Centralwahlcomitees, eine Fortsetzung der Bismarck-Politik, ausgesprochen. Der Conflict über Heeres- und Budgetfragen müsse beigelegt werden. Von Seiten des Abgeordneten Waldeck kann er beseitigt, ist auch nicht klar, wie wollte man, daß ihre Ehrenämter in Stadt und Land, ihre Existenz gefährdet. Der Text in den „Amtlich. Nachrichten“ für das General-Land-Consistorium „Ehrist“ bringt, nach Katholizismus der Herr Cultusminister aufgefordert, die Bischöfe, die „Ihnen“ sind, zu ernennen. Der Text in den „Amtlich. Nachrichten“ für das General-Land-Consistorium „Ehrist“ bringt, nach Katholizismus der Herr Cultusminister aufgefordert, die Bischöfe, die „Ihnen“ sind, zu ernennen. Der Text in den „Amtlich. Nachrichten“ für das General-Land-Consistorium „Ehrist“ bringt, nach Katholizismus der Herr Cultusminister aufgefordert, die Bischöfe, die „Ihnen“ sind, zu ernennen.

Schließlich noch Dem, der Reichstag nachgesagt zu haben, unsere Verhältnisse seien so, daß wir uns einer Kreis für abermals in das Schicksal zu fügen hätten, daß er unwiderstehlich über Deutschland hereinbrechen werde. Dagegen als Mandatsträger der 18. Kreis, der Herr v. Bocum, Reichstag, Landtag und Stadtrath eingewählt. Wahlen kann er beliebig, ist auch nicht klar, wie wollte man, daß ihre Ehrenämter in Stadt und Land, ihre Existenz gefährdet. Der Text in den „Amtlich. Nachrichten“ für das General-Land-Consistorium „Ehrist“ bringt, nach Katholizismus der Herr Cultusminister aufgefordert, die Bischöfe, die „Ihnen“ sind, zu ernennen. Der Text in den „Amtlich. Nachrichten“ für das General-Land-Consistorium „Ehrist“ bringt, nach Katholizismus der Herr Cultusminister aufgefordert, die Bischöfe, die „Ihnen“ sind, zu ernennen.

Geschäfte eines Rekruten von 1813.

Von Erckmann-Chatrian.

(Fortsetzung.)

Während wir noch damit beschäftigt waren, uns hinter der Division Brenier zu ordnen, kamen schon achtzehnhundert Mann alle Soldaten der preußischen Garde im Sturmschritt die Anhöhe herauf, die Cuirassiere unserer Gefallenen auf ihren Brüstern als Siegeszeichen tragend. Zu gleicher Zeit erneuerte sich der Kampf zur Linken zwischen Klein-Görschen und Starsiedel. Die Masse russischer Cavallerie, welche wie Wolken vor der Sonne hinter dem Granabach hatten glänzen sehen, machte Miene, auf uns den Rücken zu fallen. Allein das sechste Corps war zu unserer Deckung herangekommen und die Marine-Regimenter standen da wie die Mauern. Die ganze Ebene bildete nur eine Woge, in der man Helme, Kürasse und Lanzen zu Tausenden blitzen sah. Wie unsererseits wichen immer zurück, als auf einmal Etwas wie der Donner vor uns vorüber brauste. Es war der Marschall Ney. Er kam in vollem Galopp an, begleitet von seinem Stabe. Ich habe niemals ein schöneres Gesicht gesehen; seine Augen funkelten und seine Muskeln zuckten vor Zorn. In einer Sekunde hatte er unsere ganze Linie nach ihrer Tiefe durchritt und hielt vor der Front unserer Colonnen. Alle Welt folgte ihm wie von einer außerordentlichen Gewalt fortgerissen; anstatt zurückzuweichen, ging man den Preußen entgegen, und in zehn Minuten war Alles im Feuer. Auf dem Hügel hielt Stand; er glaubte sich schon Meister und wollte den Sieg nicht aus den Händen lassen; um so mehr als er immer Verstärkungen erhielt und wir schon durch einen fünfundzwanzigen Kampf erschöpft waren. Diesmal kam unsere Situation in gewisser Weise, die Kugeln gingen über uns fort; aber ein viel schrecklicheres Gemetzel, das wir durch die Nerven schmolz, war das Klappern der Kartätschen in den Bayonnetten. Das pfiff wie eine Art schrecklicher Musik, und man hörte es schon von weitem.

Mitten in dem Gedränge, dem Commando-Lärm und dem Feuer fingen wir an, selbst über einen Haufen von Todten bergab zu schreiten. Unsere ersten Divisionen rückten in Klein-Görschen ein; man schlug sich Mann gegen Mann; man sah in der großen Straße des Dorfes nur Bayonnetten in der Luft und Generale zu Pferde mit dem Degen in der Faust wie gemeine Soldaten. Das dauerte einige Minuten; wir sagten in den Reihen: „Es geht gut! es geht gut!“ — Man kommt vorwärts.“ Die feindlichen Truppen kamen auf der Seite der Preußen an; wir waren genöthigt, zum zweitenmal zurückzuweichen, und unglaublicherweise so geschwind, daß eine große Menge unserer Leute bis nach Kaya flüchtete. Das Dorf lag auf der Höhe und war das letzte auf der Straße nach Lützen. Es bildet eine lange Reihe von einzelnen durch kleine Gärten von einander getrennten Häusern. Wer von der Feuer nach Kaya, so war die Armee in 2 Theile gespalten. — Beim Laufen erinnerte ich

Dame, sobald sie mich kennen gelernt, verschmäht mich, was dann? So sind meine fünfundzwanzig Thaler zum Fenster hinaus; respective in Ihre Tasche gefallen, wir sangen mit dem Bezahlen von vorn an?

Der Pole, sinnschüttelnd: „O, Sie wissen sich machen keine Sorge, mein Herr, wo die fünfundzwanzig Thaler schaffe ich Sie eine Frau. Ist es nicht diese, so muß ich suchen eine andre, die ich ab gefunden.“

Parous: „Und wenn mich schließlich gar keine mag, mein Beste.“

Der Pole, seinend: „Ich werde schon machen wenn ich nur ab in Arenden Ihre Photographie und Sie aben unterschrieben den Kontrakt.“

Parous: „Ich führe wohne fünfundzwanzig Thaler, noch mein Contrakt bei mir; folglich werden wir heut schwerlich zum Abschluß des Handels kommen.“

Der Pole: „Wenn Ihnen liegt daran, zu beschleunigen die Angelegenheit, so will ich nehmen Ihre Uhr als Pfand!“

Kaum aufhachend Pfand hing Parous den Polen auf die Schulter und rief: „Reichen Sie mir Ihre bedere Rechte, Sie sind ein kreuzbraver Mann!“ — Der brave Mann guckte ihm etwas mißtrauisch an, ließ sich widerstandslos das fünfzigfache Glied schütteln, daß es in allen Gelenken krachte, und wollte soeben einen andern Vorschlag thun, als Herr Parous jeder fernern Mühe überhob. Hut und Stock ergriff und an der Thüre sich noch einmal zurückwandte mit den Worten: „Es war mir interessant, einen Einblick in Ihr Geschäft zu erhalten. Ich wünsche Ihnen stets gute Waare und reichen Absatz. Sobald ich mich habe photographiren lassen, mit ich zu letzterem beitragen helfen. Bis dahin leben Sie wohl!“

Parous ist jedoch bis heut noch nicht dazu gekommen, sich dubenzweis anfertigen zu lassen.

Feuilleton.

VI.

Humoreske von Chlor. Parous.

(Schluß.)

Der Pole: „O, glauben, Sie das nicht, mein Ehr! Sie müssen nie bezahlen, eh' ich sie bringe zusammen mit das Mädchen, fünfundzwanzig Thaler.“

Parous: „Nur?“

Der mißverstehende Pole: „Und wenn ich abe gemacht die Partie, bezahlen Sie mir nach fünf Procent von das Vermögen.“

Parous: „Voila! Fünf Procent! Nichts weiter, als die gewöhnlichen Zuhresszinsen!“ Der Pole reicht ihm schweigend ein Blatt Papyer. Es ist ein gedrucktes Schema mit Lücken, die durch Feder und Dinte auszufüllen bleiben. Die Beschreibung lautet:

„Ich . . . verpflichte mich hierdurch, dem Herrn . . . . für die Vermittlung meiner Heirath mit dem angebrachten Vermögen meiner Frau besthend in . . . Thalern, dem Heirathsgrad oder spätestens acht Tage nach der Hochzeit fünf Procent baar zu zahlen. Von der Summe . . . . werden in Abrechnung gebracht fünfundzwanzig Thaler, welche Herr . . . . von mir für seine Bemühung am heutigen Tage vorausempfangen hat.“

Nachdem Parous, in sich hineinlachend, gelesen, sah er den Polen von unten herauf an und fragte: „Wenn ich dies Blättlein unterschreibe, und die

mich der Worte des Herrn Gulden: „Wenn uns das Unglück wiederfährt, von den Verbündeten geschlagen zu werden, so kommen sie sich bei uns für Alles zu rächen, was wir ihnen seit 10 Jahren getan haben.“ Ich hielt die Schlacht für verloren; denn der Marschall Ney selbst mich mitten in einem Carré zurück und die Soldaten trugen, um aus dem Gewühle zu kommen, verwundete Officiere auf ihren Gewehren wie auf Tragbahren. Kurz das Ding nahm eine schlechte Wendung.

Ich betrat Kaya auf der rechten Seite des Darfes, indem ich über Hecken und kleine Zäune wegsetzte, welche die Leute zur Trennung der Gärten gemacht hatten. Ich wollte gerade um die Ecke eines Schuppens biegen, als ich etwa 50 Officiere zu Pferde auf einer Anhöhe mir gerade gegenüber ankommen sah, und etwas weiter entfernt hinter ihnen Massen von Artillerie, die in vollem Galopp auf der Straße von Leipzig herkeilamen. Dies machte mich aufmerksam und ich erkannte den Kaiser etwas den Anderen voraus. Er saß wie in einem Lehnstuhle auf seinem Schimmel. Ich sah ihn gegen den trüben Himmel sehr gut; er rührte sich nicht und beobachtete mit seinem Fernrohr das Schlachtfeld. Dieser Anblick machte mich so ergreifend, daß ich aus allen Kräften rief: „Es lebe der Kaiser!“ Dann ging ich zwischen zwei Häusern hindurch auf die große Straße von Kaya. Ich war einer der ersten und sah noch verschiedene Leute des Dorfes, Männer, Weiber, Kinder, die sich eiligst in ihre Keller flüchteten. — Meine Personen, denen ich dies später erzählte, machten mir Vorwürfe, daß ich so schnell gelaufen sei, aber ich antwortete ihnen, daß wenn der Marschall Ney sich zurückzöge, Joseph Bertha sich auch wohl zurückziehen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Schlachtfeldspäne.

Episode aus dem gegenwärtigen Kriege von einem Officier.

Von N. ab folgte unserem Regiment eine Marketenderin, eine junge, braune Dirne mit blauen Augen, rothen Backen und prächtigen braunen Zöpfen. Sie mochte etwa 18 Jahre alt sein, nicht mehr und nicht weniger, aber sie kredenzte ihr brennendes Naß mit so einer Anmuth und Grazie, die „die Tochter des Regimentes“ zu Schanden machten. Wir machten sie gern; sie besaß einen unverwüstlichen Humor, selbst in den unbequemsten Lagen plauderte sie natürlich und offen wie eine junge Landschöne, ohne deren gewöhnliche Dummheit durchschimmern zu lassen. Kurz, „Jeder sie sah nicht über die Ohren“ — ein kleiner Prosit schien Alles was sie beanspruchte. Kurz und gut, wir schätzten uns glücklich, ein solches Exemplar erwischt zu haben, da die Marketenderinnen und Marketenderinnen, obgleich unentbehrlich, dennoch die größten Kampfer der Armee sind. Nur einer meiner Cameraden schien einen förmlichen Haß auf das Mädchen gewarfen zu haben, er sagte sagar, lieber verhungern und verdursten zu wollen, als einen Trunk von ihr anzunehmen, ohne einen anderen Grund dafür anzugeben als instinktive Abneigung. Anfangs spaßte ich oft darüber, indem ich ihm sagte, daß seine hübsche Marie habe seinen Zärtlichkeiten kein geneigtes Ohr schenken wollen, aber, als ich sah, wie ihn solche Worte unangenehm berührten, da schwieg ich lieber ganz still.

Seit dem Tage wo wir auf dem Kriegsschauplatze anlangten, demerkte auch ich eine sonderbare Unruhe an unserer Marketenderin. Sie sprach wiederholt den Wunsch aus, daß es endlich zur Schlacht käme, und obgleich wir dieselbe Hoffnung hegten, so dünkte es uns bei einem Mädchen doch etwas Unbegreifliches, das sich allenfalls nur durch Unkenntniß der schrecklichen Greuel des Krieges entschuldigen ließ.

Die Ereignisse drängten sich bald in erschreckender Schnelligkeit, eine Schlacht folgte der andern — Marie zog früh und wohlgemuth mit uns weiter, ohne daß man je bei ihr eine Anwandlung von Schwäche über den entsetzlichen Anblick der endlosen Leichenfelder demerkt hätte. Auch mir wurde der Mangel an Weiblichkeit unheimlich und ich theilte meinem Freunde, der sich von unserer Regimentsschönen stets in möglichster Entfernung hielt, meine Beobachtungen mit.

Er lächelte bitter.

„Es hat langer Zeit bedurft, um einen Zweifel über den Charakter dieses Frauenzimmers in Deiner Brust zu erwecken,“ sagte er mit leichtem Spott. „Ich bitte ihn Deinet- und unserer Kameraden wegen sich nicht leicht einer aufzugeben — meine Meinung ist — unsere Marketenderin dürfte den Namen Schlachtfeldhyäne führen.“

Ich lachte laut auf. Traute ich auch dem Mädchen nicht mehr, so lag mir ein solcher Gedanke doch völlständig aus dem Gedächtnisse. Eine Schlacht folgte der anderen, für uns, natürlich mit großen Verlusten, aber doch siegreich. Auch mein Freund, der Feind unserer Marketenderin, war gefallen. Ich hatte ihn todt gesehen mit — zwei abgeschnittenen Fingern, an welchen er seinen Verlobungsring und einen Ring seiner verstorbenen Schwester zu tragen pflegte, denn Räuberhorden des Schlachtfeldes hatten ihm der Ringe wegen die Finger abgeschnitten. Diese Thatsache hatte mich recht verstimmt, das Andenken an meinen Freund, der eines schönen Todes gestorben war, getrübt — ich konnte nicht an ihn denken, ohne daß mir die Verstümmelung vor das innere Auge trat und ich schwur, erbarmungslos zu verfahren, wenn mir ein solcher bahgieriger Bluthund in Menschengestalt vor die Augen kommen sollte.

Kaum dämmerte der Morgen des 1. Septembers herein, als bereits Kanonendonner die müden Schläfer weckte und wir im Sturmschritt dem Feinde entgegen eilten. Bereits nach wenigen Stunden befanden wir uns inmitten eines außerordentlich heißen Kampfes. Der Feind wollte nicht nachgeben — wir erst recht nicht. Dach konnte er auf die Donner dem heftigen Anprall unserer Soldaten nicht Stand halten — sie begannen zu weichen. Die Schlacht hatte bereits bis 2 Uhr Mittags gedauert, als eine einstündige Pause eintrat. Um 3 Uhr wurde der Kampf wiederaufgenommen und der Feind wehrten sich wie Verzweifelte, wir kämpften wie solche. Es war mir nicht vergönnt, bis zum Schlusse der Schlacht in den Reihen meiner Kameraden zu kämpfen. Eine Kugel traf meinen linken Oberarm und betäubt von dem momentanen Schmerz sank ich zusammen.

Wie lange ich in dem Zustande von Bewußtlosigkeit gelegen, ob und wie ich aus den Reihen der Kämpfenden entfernt wurde, davon weiß ich nichts zu sagen. Genug, ich erwachte zum Bewußtsein, als bereits dämmernde Schatten über die blutgetränkten Felder glitten. Es mochte, nach meiner Berechnung, etwa 7 Uhr sein. Von ferne her hörte ich Siegesklieder herüberschallen und ich gewann es durch die Ueberzeugung, daß unsere Armee wirklich gesiegt. Ich wollte mich emporrichten — es gelang aber nicht, meine Kräfte hatten durch starken Blutverlust zu sehr abgenommen. Da blieb ich liegen, ohne Aussicht auf Hülfe, zu selbst meine Lage Ersorgt von mir getrieben zu können. Die Nacht, die ich jetzt auf der kalten nassen Erde liegend, verbrachte, ringe um mich Todte und Verwundete, deren zerstümmelte Leichen und Stöhnen schauerlich durch die Nacht klang, wird nie aus meiner Erinnerung kommen. Am Horizonte sah ich helle, züngelnde Flammen nach drei, vier verschiedenen Richtungen, ich schloß daraus, daß Dörfer und Ortschaften ein Raub der Flammen waren.

Endlich, endlich begrüßte ich den ersten hellen Schimmer im Osten, dem obgleich ich mich nicht bestimmtweist sagen konnte, daß ich mir Hülfe nahe, so kam mit dem Tage doch wieder Aussicht auf Rettung aus meiner schrecklichen bejammernswerthen Lage. Deutlich hörte ich etwas in meiner Nähe — ein Barüberkriechen, mehr nichts. Dann war Alles still. Aber gleich darauf hörte ich ein Wimmern leisen Stöhnen, ich fühlte instinktiv, daß ich Jemand mit den Verwundeten zu thun machte und eben so schnell dachte ich an die Marodeure des Schlachtfeldes. Abermals machte ich den Versuch, mich zu erheben — unmöglich, ich konnte kein Glied bewegen, mein leicht zuwag mich eine Art Sterrkrampf zu dieser entsetzlichen Unbeweglichkeit. Und jetzt? — Ein Grausen überlief mich. — Jetzt fühlte ich Hände in meiner Tasche, ich sah wie meine Uhr weggenommen wurde, dann ergriff man meine Hand, an welcher ein Ring steckte, — ich sah ein Messer funkeln und — ein heller Angstschrei brach sich nun meinen Lippen. — Die Erstarrung wich, ich fühlte neue Kräfte durch meine Adern rieseln und fast in demselben Momente erhielt mein Angreifer einen solchen Schlag mit meinem rechten Bein, daß er taumelte und dann niedersank. Ich aber stand hochgereckte aufgerichtet, die entsetzliche Angst hatte mir meine verlorenen Kräfte zurückgegeben. Ich beugte mich zu dem Marodeur, der leise wimmerte, nieder und — sah — meine Marketenderin! Der Ueberraschung unterdrücken, — erkannte ich in dem jungen Menschen unsere Regiments-Marketenderin in Männerkleid. Zu gleicher Zeit sah ich einen Ring an ihrer Hand funkeln, den ich sofort als meinem gefallenen Freunde gehörig erkannte.

Ich befahl ihr aufzustehen, indem ich sie mit eisernem Griff erfaßte, während sie so zerschmettert war, daß sie nicht den leisesten Versuch machte, zu entkommen.

Kaum eine halbe Stunde später befand sich diese Schlachtfeldhyäne in sicherem Gewahrsam — gewiß wird man ihr nicht gestatten, jemals wieder Todte und Verwundete zu berauben, sondern hoch man Kriegsrechte mit ihr verfahren.

Verantwortlicher Redacteur Carl Lundeck. Druck und Verlag von H. Rohr in Kaiserslautern.

Marktbericht.

Frankfurt, 26. Okt. Nothirungen nach dem öffentlichen Courszettel. (Positivrucken sind in Gulden süddt. Währung per centnerl nur für Partien gültig).

Weizen: Mayen, Mainzer hoher, Roagen fester, Hafer hoher, Rüböl und Brannwein unverändert.

Waizen (200 ℔. Pfd. netto) effekt. bes. und Wetterauer 13⅜, —14½, fränkischer —, fremder 13½—14½, auf Bieferung") per diesen Monat 14 bz. per Nov. 14 bz. u. G. 14 bz. G., per April 14½ B. ½ G.

Roggen (200 ℔. Pfd. netto) effekt. hies. 11, fränkischer — auf Lieferung") per diesen Monat 11½ B. 11 G. per Nov. 11½ B. 11 G. per April 11½ B. 11 G.

Gerste (200 ℔. Pfd. netto) effekt. hies. —, Wetterauer —, fränk. —.

Hafer (200 ℔. Pfd. netto) effekt. hies. 9½—10½, fremder —, per diesen Monat 9½, per Nov. 9½ B. ½ G.

Oelsaaten (200 ℔. Pfd. netto) Alles eff. —, Rübsen —.

Rüböl (200 ℔. Pfd. netto) effekt. hies. (ohne Faß) in Partien von 60 Ctr. —, effekt. fremder (ohne Faß in Partien v. 60 Ctr. —, auf Lieferung") per diesen Monat 29½, per Nov. 29½.

Brannwein 50 pfll. Tralles per 160 Liter effekt. ohne Faß 31½.

*) Weizen mindestens 150 Pfl., Roggen mindestens 140 Pfd. Naturgewicht per 10 Liter; **) mindestens 37° nach der Fridericianischen Delmesser und mit Steuerband, incl. Faß.

Köln, 25. Okt. (Amtliche Notirung'n der Handelsmakler.)

Weizen: Trüb.

Rüböl hoher, per 100 Pfd. mit Faß in Eisenband effekt. in Partien von 100 Centner 19⅛, Br., per Oktober 15⅝ bz. 15⅝ B. 15½ G. per Mai 14⅞ B. 14⅞ G. Leinöl unverändert, effekt. in Partien von 100 Centner 11⅞ Br.

Weizen loko, effekt. 7½—8 Br., fremder 7—8 Br., per Nov. 7,6 Br., 7,5 Gd., per Dez. 7,17,6 bz., 7,19 B. 7,18,6 G., Mai 7,21 B. 7,20 Gd.

Roggen loko, effekt. 6½ Br., fremder und gedörrt 5½—6 Br., per Nov. 5,8,6 bz. 5,9 B., per März 5,18,6 bz. und G. 5,19 Br.

Spiritus unverändert, 80er, Tr. effekt. in Partien von 3000 Quart 20 B.

Notirungen der Provinzialbörse.

Weizen höher effekt. 7½—8 Br., fremder 7½—8 Br., per Nov. 7,6 bz. 7,7 B., per Dez. 7,17,6 bz., 7,19 B. 7,18,6 G., per März 7,18½ G. per Mai 7,19 bz. 7,21 B. 21½ Gd.

Roggen hies effekt. hiesi. 6½ Br., fremder 6½—6 Br., per Nov. 5,9 6½ 5,9 bz. und G. 5,10 Br., per März 5,18, 18 6 bz., 5,19 G., 5,19 G., per Mai 5⅝ B. 21½ Gd.

Rüböl loko effekt. hiesi. 15⅞ Br. per Oktober 15⅞ Br.

Rüböl höher effekt. in Partien von 100 Centner in Gindhoven 15⅞ Br., per Okt. 15⅞, ⅛ ⅜ ⅛ bz. und G. per Mai 15⅞ B. 15⅞ Gd.

Wollmarkt 1860 Ctr. Rüböl.

(Handelsbl. Weizen höher verkäuflich, Thlr. 7–7,12. Roggen Thlr. 5,25–5,27½ Gerste Thlr. —. Hafer ruhig Thlr. 5,7,6–5,15. pr. 200 Pfd.

Berlin, 25. Okt. Weizen loko unverändert. Termine etwas niedriger. Roggen wenig verändert. Termine fest, einzelne schließen matter. — Hafer loko und Termine fest. — Rogatermehl höher. — Rüböl fest — Spiritus etwas matter.

Weizen: Trüb.

Weizen loko per 2100 Pfd. mittelbunt. polnischer 71½, 74½ thlr., feiner 76 thlr. ab Bahn bez., Oktober 78—77 thlr. bez.

Roggen loko pr. 2000 Pfd. 48–52 thlr. nach Qualität gef., prin. 48½–49½ thlr., feiner 50–51 thlr. ab Bahn bez., Okt. 50½ bz. u. G.

Regenmehl pr. 2 Ctr. 3 thlr. 22½ thlr. bez.

Gerste große und kleine pr. 1750 Pfd. 40–54 thlr.

Hafer loko pr. 1200 Pfd. nach Qualität 24½—28 thlr., bunte. 27½, 28½, ab Bahn bez., pr. Okt. 27½ bez., Oktober pr. 2250 Pfd. Kochwaare 60—70 thlr., Futterwaare 51—56 thlr.

Rüböl pr. Ctr. loko 14½ thlr. bez. Okt. 14⅛—¼, —⅛ thlr. bez.

Leinöl loko pr. Ctr. loko 11⅛ thlr.

Delsaat pr. 1800 Pfd. Winterraps 100—107 thlr., Sommerrübsen 98—100 thlr.

Spiritus loko ohne Faß 16 thlr. bez., per Okt. 16 thlr. 5—2 thlr. bez.

Königsberg, 25. Okt. — Weizen 60—70 Thlr. bez. 86–87 Pfd. hell. 84–85 Pfd. bunt. Roggen 42—46 Thlr. bez. 48–50 Gr. für 80 Pfd. — Gerste, große und kleine 36–45 Thlr. bez. 40–42 Egr. für 70 Pfd. — Hafer 33—40 Thlr. bez. 26—27½, Egr. für 50 Pfd. — Erbsen, weiß 30—48 Thlr., bez. 57—61 Egr. für 90 Pfd., graue 38—55 Thlr., bez. 68—76 Egr., gelbe 37—45 Thlr. bez. 58 Egr. — Bohnen 40—50 Thlr., bez. 65—69 Egr. für 90 Pfd. — Wicken 36—45 Thlr., bez. 48—52 Egr. für 90 Pfd. — Buchweizen 38—44 Thlr. bez. — Leinsaat 42—51 Thlr., bez. 67—80 Egr. für 70 Pfd. — Rübsen 39—49 Thlr. bez. 113—117 Egr. für 72 Pfd. — Kleesaat, rothe 20—30 Thlr., weiße 26—36 Thlr. für 100 Pfd. — Spiritus 10—14 Thlr. für 200 Pfd. — Leinöl 11½ Thlr., Rüböl 13½ Thlr. für 100 Pfd. — Leinkuchen 70—76 Sgr. Rübkuchen 63—65 Sgr für 100 Pfd. Spiritus 15½ Thlr. für 8000 % Tr. ohne Faß.

Digitized by Google

Pfälzer Demokrat,

ein

Deutscher Demokrat.

Erscheint wöchentlich einmal und wird den auswärtigen Abonnenten Freitags mit der Post zugesandt.

Vom 1. Januar 1871 bereit der Pfälzer-Demokrat unter dem alleinigen Titel „Deutscher Demokrat" das politische Schlachtfeld. Der Kampf zwischen der Reaction und der deutschen Demokratie ist entbrannt, man werden wir für die heilige Sache der letzteren einzutreten wissen und der Feind unter den schwierigen Verhältnissen, in denen wir leben, hat zu werken verstehen, wenig wie und worüber berufen sichten, Wächter ihr Freiheit, Führer zur Einheit.

Die hervorragendsten Führer der Demokratie, unter denen der Veteran der Demokratie, der Gesangene von Rastatt, Johann Jacoby, der wackere Reitenbach-Pfälzer haben und über thatkräftige Mitwirkung zugesagt, auch werden wir Mitarbeiter aus allen Gauen unseres Vaterlandes gewinnen.

An unsere Leser richten wir die Bitte, unser patriotisches Unternehmen mit allen Kräften zu fördern.

Die Redaktion.

Nro. 45. Vierteljährlich 5 Sgr. = 18 kr. in Preußen 6 Sgr. 9 Pf. **Kaiserslautern, 6. November** Insérate 3 Sgr. = 12 kr. die 3spaltige Zeile. **1870.**

* Wochenschau.

Deutschland.

Das deutsche Volk soll mit aller Macht in die Norbbundesverfassung gezwängt werden. Die Verhandlungen, welche in Versailles darüber stattfinden, lassen gar keinen Zweifel mehr übrig. Die „A.-Z." berichtet über die Sachlage folgendermaßen:

„Hessen-Darmstadt ist zur Stunde bereits als dem norddeutschen Bunde mit seinem ganzen Gebiete beigetreten zu betrachten. Der betreffende Vertrag wird wahrscheinlich hier von beiden Seiten unterzeichnet werden. Wie sich dies voraussetzen läßt, nehmen die bayerischen Vertreter jetzt eine ganz besondere hervorragende Stellung ein. Da Preußen in keiner Weise herrschend auftreten mag, sind sie Herren der Situation. So weit sich die Sachlage bis jetzt übersehen läßt, ist im Prinzip die Anbehnung der norddeutschen Bundesverfassung auf die süddeutschen Staaten allgemein angenommen und damit auch der Eintritt der letzteren in das engere Bundesverhältniß bedingt. Demnach macht das Münchener Cabinet einige Vorbehalte. So möchte es die Selbstständigkeit in Betreff des Eisenbahn-, Post- und Telegraphenwesens nicht völlig aufgeben und deren Verwaltung nicht in die Hände des Bundes übergehen lassen. Demnach scheint es, als ob der Widerstand der bayerischen Diplomaten hinsichtlich dieser mehr technischen Gegenstände nicht so groß und unvermittelt dastünde als auf einem anderen Felde; demjenigen des Kriegsbudgets im Frieden, da ja im Kriege jedes derartige Bedenken selbstverständlich in Wegfall käme. Während die württembergischen Bevollmächtigten namentlich für die Uebertragung der norddeutschen Einfuhrbesteuerung nach Süddeutschland mit Wärme und Entschiedenheit eintreten, gibt ein Abschnitt derselben, derjenige über das Obligationsrecht, bei den Münchener Staatsmännern gleichfalls noch zu mancherlei Bedenken Anlaß."

Auch die Süddeutschen werden hoffentlich diesen Verhandlungen, welche der Volkskreche mit seiner Silbe erwähnen, ihre Zustimmung verlagen. Die Aufnahme Süddeutschlands in den Nordbund ohne daß dessen Verfassung gründlich geandert wird, heißt mit den selbstsüchtigen Wünschen des Volkes seinen Spott treiben.

So ist Johann Jacoby glücklich in Freiheit gesetzt worden und zwar in Folge eines Machtgebots des Königs. Wir haben es hier nicht mit einem Gnadenakt, sondern mit der Erfüllung der preußischen Verfassung zu thun; daß dazu ein besonderer königlicher Befehl nothwendig war, ist allerdings traurig genug. Wie kommen in nächster Nummer auf diesen Gegenstand ausführlich zurück.

Auch die Wahlen sind durch den königlichen Befehl in ihr Recht getreten, der Minister des Innern hat sogar angeordnet, daß bei den bevorstehenden Wahlen zum Landtage von den sonst üblichen statistischen Aufnahmen über die Wahlthätigkeit Abstand genommen werden soll. Ob damit auch die üblichen Denunziationen aufhören? Mit der Wahl selbst sieht es freilich traurig genug aus. Die Berliner Fortschrittspartei hat Joh. Jacoby Wiederwahl verworfen, jedoch ist die Strafe dafür auf dem Fuße gefolgt, indem Ehrenmänner, an die sich die Berliner gewendet, die Wahl abgelehnt, da Jacoby unter allen Umständen gewählt werden müsste. Wenn Jacoby aber richtig handelt, darf er überhaupt kein Mandat von seinen früheren Wählern annehmen, denn nicht er, sondern sie selbst haben ihre Gesinnung geändert.

Die Friedensverhandlungen, die gerichtsweise in der Luft schweben, verbinden nicht, als Mittel zur Fortsetzung des Krieges aufgeboten. Von neuen Rüstungen liest heute nur die Bildung zweier neuen Reserve-Jägerbataillone vor; außerdem schreibt die Intendantur des Gardecorps in Berlin, Breslau, Posen und Königsberg die Lieferung von Pelzen und Pelzjacken aus.

Der König hat im Granatfeuer gestanden! Auf einem Recognoscirungsritt bei Versailles richtig in der Nähe des Reiterzuges eine Granate ein, so daß die Pferde scheu wurden!

Von der Armee wird wieder einmal ein Schlachtmord gemeldet. Der Aktuar Hess des Ersatzbataillons 4. Gaubergeiments zu Fuß, welcher wegen Desertion im Kriege zu einer Militärstrafe verurtheilt und seit kurzem im Garnisonlazareth untergebracht war, hat sich vorgestern in einem Bahnanfalle zum Fenster des Garnisonlazareths hinausgestürzt und ist in Folge dessen bereits gestorben. Wie mag der Selbst mohl bestraft worden sein?

Die „Spen. Ztg." enthält Folgendes: Die Kapitulation von Metz und die Landwehr. Eine Anzahl Landwehrmänner aus den älteren Jahrgängen Fabrikanten, Handwerker, sämmtlich Familienväter, welche die Kämpfe von 1864 und 66 schon mitgemacht haben und jetzt schon seit 3 Monaten in Frankreich stehen (ungefähr 35,000 Mann mit 15,000 der Hilfe bedürftigen Frauen und 20,000 Kindern), bedauern recht lebhaft, daß sie nicht in der Heimath, damit sie nebenbei ihre Geschäfte im Gange erhalten, und die Zahl der schon feiernden Arbeiter und Arbeiterinnen in dieser schon nahrungslosen Zeit nicht noch größer werde, und die Moral mehr leide als schon geschieht! Se. Maj. wolle in seiner allerhöchsten Güte für alle seine ihm von Gott Untergebenen diese Worte, wenn es sich um die Lage der Dinge und dem Wohle des Vaterlandes verträgt, nicht unbeachtet hingehen lassen, sondern ihnen ein gnädiges Gehör leihen.

Wie schrecklich diese Bitte doch den Kriegsnaren ins Gesicht schlägt, die den Krieg in den Himmel erheben und das Elend verschweigen, welches er nach sich zieht!

Außer einem Preßprozeß gegen Dr. Max Hirsch in Berlin wegen eines Artikels in der Bewerkjeitung über Wilhelmshöhe, welcher dem Verfasser wegen Ehrfurchtsverletzung gegen den König troh Laskers glänzender Vertheidigung zwei Monat Gefängniß eintrug, ist aus Preußen nur noch ein neues Preßmaßschreiben des Vereins für Freiheit der Schule erwähnenswerth. Der Verein will einen Lehrplan für confessionslosen Religionsunterricht in der Volksschule aufstellen. Wer die Aufgabe am besten löst, hat einen Preis von 50 Thlr. zu erwarten. Möchte jeder Lehrer mit Hand anlegen, die Frage zu lösen!

In Bayern erhält sich noch immer der Adressenschwindel in höchster Blüthe und wie er betrieben wird, darüber bringt der „B. Kur." aus Sauerlach ein kleines Histörchen. Kommen da bekannte Haufirer der Nordbundsadresse angerückt und gehen mit derselben bei den Bauern herum. „Leute," sagen sie sie, „das müßt's unterschreiben — das ist die Friedensadresse!" — „Ei freilich," sagen die Bauern, „da unterschreiben wir mit Freuden!" Mit welchen Titeln sie nachher, als sie erfuhren, was man sie hatte unterzeichnen lassen, die Adreßhausirer belegten, kann man sich denken, und wenn im Verzeichniß der „Neuesten" auch Sauerlach aufgeführt wird, so wolle man sich erinnern, wie boch die Unterschriften erschwindelt wurden. Gleiches soll übrigens noch in mehreren Gemeinden der Umgegend von Sauerlach vorgekommen sein.

Die Umtriebe für — Wiedererrichtung der Pfalzgrafschaft in Bayern ist nicht schwer ins Werk zu legen, es stehen den Ultramontanen bekanntlich Elemente genug zu Gebote. Es ist auch eine solche durchs ganze Land bereits in der Bildung begriffen. Die katholischen Vereine in München haben sich dahin geeinigt, „dezüglich der brutalen Behandlung des heil. Vaters" einen Aufruf zu erlassen, der einerseits einen Protest gegen dieselbe enthalten wird und anderseits zu Bittprozessionen und Gebeten für den Papst auffordert." — Die Mühe hätten sich die Herren sparen können, da die Weltgeschichte nicht mit sich spielen läßt. Womit will der Papst die gegen ihn zeugenden Stimmen der Römer aus der Welt schaffen?

In Makkmmer, einem freundlichen Platze der Vorderpfalz mit einer wackeren freisinnigen Bevölkerung fand am 30. Okt. eine Versammlung der Volkspartei statt, welche unter Vorsitz von Herrn Ziegler von Maikammer, einen alten demokratischen Veteranen, die bekannten Beschlüsse der Kaiserslauterer Volksparteien in der deutschen Frage annahm. Dem thatkräftigen Erwachen ein herzliches Glück auf!

Ausland.

In Seraing in Belgien waren am 25. Okt. unter den Kohlenbergleuten Unruhen ausgebrochen. Der Grund der Arbeitseinstellung war eine Verminderung der Löhne, welche die Grubenverwaltung unter den gegenwärtigen Umständen für nöthig gehalten hatte. Es heißt, die Arbeiter hätten sich dahin verständigt, eine Verminderung der Arbeitszeit zuzulassen, jedoch auf den vorigen Lohnsatz zu bestehen.

In Italien hat mit dem Papst noch immer seine liebe Noth, trotzdem es ihm alle nur mögliche Zugeständnisse mit Ausnahme der Wiedereinräumung seiner weltlichen Herrschaft gemacht. Victor Emanuel ist nicht recht wohl bei dem Gedanken, daß er mit dem Papste einmüthig in der ewigen Stadt wohnen solle, und er läßt es ihn an Stelle und Orten gegenüber offen erklärt, daß Oberhaupt der Kirche gern scheiden, ehe er in seine neue Hauptstadt einkehre. Der heilige Vater zeigt inzwischen nicht die mindeste Lust, das Feld zu räumen. Morgens bedeben sich seine Kardinäle, Monsignores und Prälaten zeitig in den Vatikan, und halten dort längere Erörterungen über zukünftige Ereignisse. Kardinal Bonaparte ist Herr und Meister im Vatikan. Er hat seine Wohnung und speist mit Msgr. Rauchi und Msgr. Cenni in dem an das Gemach des Papstes stoßenden Zimmer. Kardinal Bonaparte soll dem Papste gesagt haben, daß die italienischen Truppen in drei Monaten aus Rom gejagt würden, falls er in einem Circular die französische Gesetzlichkeit auffordere, sich auf die Seite der gefallenen Dynastie zu stellen. Der Papst hat sich hierüber nicht entschlossen, aber sein fester Entschluß in Rom zu

Digitized by Google

bleiben, nachdem er erst ganz vor Kurzem die Absicht bekundet, die Stadt zu verlassen, legt wiederholt die Absicht nahe, daß ihm der Gedanke einer Wiedereinsetzung nicht fremd sei.

In Spanien wird wieder mit allen Kräften an der Königsfrage gearbeitet. Man will den italienischen Prinzen, Herzog von Aosta, wählen und es folgt ihm nur, ob er in den Cortes und im Volke die Majorität findet. Das wäre das einzige und voraussichtlich auch unüberwindliche Hinderniß, welches sich seiner Candidatur entgegenstellt.

Der Kaiser von Rußland räumt mit seinem Ordenswesen auf, insbesondere hat er es dahin auf den St. Georgenorden abgesehen. Faßt jeden russischen Fürsten, welcher sich bei der Armee im Feldzuge befindet, wird solch ein Vogel umgehängt, da hilft denn auch kein Sträuben und gleichgültig, ob verdient oder nicht — der Bien muß! Nur der Herzog von Coburg hat trotz seiner weltberühmten Tapferkeit noch keinen Orden erhalten, was dem großen Cigarren aller Russen hiermit zur verdienten Berücksichtigung bestens empfohlen wird.

Bekanntlich gleicht das Freundschaftsverhältniß zwischen den Czaren und dem Czarischen stets dem Katz und Hunde. Als der Sultan seine Reise durch Europa machte, hat er den russischen Hof nicht besucht, darob wurde Rußlands Kaiser sehr ergrimmt und hat nun seinen Sohn den Sultan ersuchen lassen, von einem Besuche, den dieser dem Kaiser in Dresden zu machen beabsichtigte, Abstand zu nehmen. Der Sultan aber soll sich gar nicht gestoert haben.

Weniger zufrieden dürfte es jedoch über das sein, was die „Times“ meldet. Der Czar hat nämlich die Gesetze genehmigt, welche die Mobilisirung der Armee beschleunigen. Durch dieselben werden 427,297 Mann, darunter 170,000 aus Polen, unter die Fahnen berufen.

Der Krieg.

Zur rechten Zeit ist die Moselfestung Metz gefallen, zur rechten Zeit für unsere armen Soldaten, welche die Festung unsicheren und unsäglichen Leiden und Entbehrungen zu erdulden hatten. Mit Jubel haben die wackeren Landwehrmänner und ihre Kameraden von der Linie das unerwartete Ereigniß begrüßt. Wir wollen heute ununtersucht lassen, ob der französische Kommandant seine Schuldigkeit gethan hat oder nur der Thatsache Rechnung zu tragen, daß den Frieden nähret. Wie mit unsere braven Söhne und Brüder beglückwünscht, müssen wir es auch in vollsten Maße der Bevölkerung gegenüber thun. Was sie erduldet, geht deutlich daraus hervor, daß über 5000 Civilpersonen bei, theilweise Entbehrungen erlegen sind. 20000 Verwundete und Kranke vom Militär füllen die Hospitäler und ihnen gesellen sich noch ca. 5000 Civilpersonen zu. Und trotz aller Entbehrungen, aller leiden ständte sich das patriotische Gefühl der Bürger gegen eine Uebergabe der Festung. Die Festung sie wurde erst auf Befehl des Marschalls Bazaine die Erhebung der Bürger niederschlagen, die selbst die Festung vertheidigen wollten, als sie sahen, daß der Marschall die Sache des Vaterlandes zu Gunsten des Kaiserthums verrieth.

Auch den Feind soll man ehren, wo er es verdient und auf die Hochachtung der Deutschen haben die Bürger von Metz sicher den größten Anspruch.

Nach einer durch das „Militär-Wochenblatt“ in Berlin wiedergegebenen Berechnung sind gegenwärtig 4 französische Marschälle, etwa 140 Generale, 10,000 Officiere, 363,000 Mann Franzosen in deutscher Gefangenschaft, während die Franzosen nur 2100 deutsche Soldaten gefangen halten.

Da findet der Kaiser dermaleinst eine tüchtige Stütze zur Wiederherstellung seines Thrones. Wer ewige Schmach wäre es, wenn die Deutschen das Volk eine so unerhörte That zugeben! Daß sich der Kaiser mit dem Gedanken seiner Wiedereinsetzung trägt, unterliegt keinem Zweifel. Auch seine Frau ist jetzt von London nach Wilhelmshöhe gekommen. Die Aussichten in die Zukunft sollen ihr durchaus nicht spanische vorkommen, sintemalen und weshalb recht. Der Dritte im Bunde auf Wilhelmshöhe ist der ehemalige Commandant von Metz, der schurkische Bazaine, welcher seiner Zeit den armen Maximilian in Mexico ins Verderben stürzte. Was die drei für Frankreich ausdecken werden, dürfte nicht blos für dieses Land, sondern sogar für ganz Europa verhängnißvoll werden. Klar zu Tage aber wird dies erst treten, wenn Paris seine Thore geöffnet haben wird. Damit steht es zwar noch ziemlich weit aus, doch dürfte die Uebergabe kaum noch lange hinauszuschieben sein. Das Bombardement der Forts von Paris steht nach sicheren Berichten aus Berlin unmittelbar bevor. Am 30. Oktober soll bereits die letzte Aufforderung zur Uebergabe erfolgt sein. Wie es scheint will man aber noch den Ausgang der Waffenstillstandsunterhandlungen abwarten, bevor man mit der Beschießung beginnt. Vielleicht hat das Ding auch noch einen anderen Haken?

Aus der Zauer vom deutschen Reichstag.

II.

Es war Abend, als der Bauer mit dem Schulmeister in der Wohnstube beisammen saßen, rauchten und sich von diesem und jenem erzählten. Bald kam das Gespräch auch auf die Politik und mit einemmale sprach der Bauer den Wunsch aus, ihm einen von Deutschlands alter Macht und Herrlichkeit erzählt, was damals die Bauern im Staate für eine Stellung eingenommen hätten. Der Schulmeister besann sich lange; „eigentlich haben sie gar keine Stellung eingenommen,“ antwortete er endlich, „sie waren Unterthanen. Eigenthum der Adeligen und fürstlichen Herren, die sie vertauschen und verkaufen konnten. Für die Herren mußten sie arbeiten und sie sollen es damals gar schlimm gehabt haben; sie hatten gar keine Rechte und Freiheiten. Das war damals aber auch nothwendig, sie weniger die Bauern Rechte hatten, desto glanzlicher war der Adel und die Ritterschaft und je reicher und mächtiger Adel und Ritterschaft, desto glänzender der Kaiser, desto gefürchteter das große mächtige Deutschland.“

Dem Bauern mußten allerlei Gedanken durch den Kopf gefahren sein, denn er stand plötzlich auf und mühte unter den Papieren in seinem Schrank. Mit einem alten Amtsblatt kam er zurück. Ja sieh, Schulmeister, sagte er, da habe ich hier die Theorede, welche unser König bei der Eröffnung des ersten Reichstages gehalten hat. Hört, was da steht! Der Bauer las die Anfangssätze der Rede, welche lauteten:

„Einst mächtig, groß und geehrt, weil von starken Händen geleitet, sank das deutsche Reich, nicht ohne Mitschuld von Haupt und Gliedern, in Zerrissenheit und Ohnmacht. — — Niemals aber hat die Sehnsucht des deutschen Volkes nach seinen verlorenen Gütern lebendiger gelebt, als in der Erhebung unserer Zeit ist erfüllt von denselben Betrebungen, Deutschland und dem deutschen Volke die Größe seiner Vergangenheit wiederzugeben.“

„Was sagt Ihr nun, Schulmeister?“ fragte er, nachdem er gelesen, seinen Freund. „Habt Ihr auch solche Sehnsucht nach dem mächtigen, großen, geehrten Deutschland? Habt Ihr auch die Liebe unserer ein Sklave war und wo die Bauern keine Schulmeister haben durften? Ich sehne mich gar nicht nach diesen verlorenen Gütern!“

„Ja,“ antwortete der Lehrer, „Leibeigene werden wir zu Deutschland, welches Deutschland, welches wir jetzt schaffen, soll groß und mächtig werden, aber durch seine Freiheit nur!“

„Laßt Euch nicht aufwachen, Schulmeister, entgegnete der Bauer. Hier steht es ja schwarz auf weiß und wie unser König spricht, ja meint er es auch. Mächtig, groß, geehrt, weil von starken Händen geleitet!“ Da habt Ihr's ja. Eine starke Leitung muß doch immer nach unten hin den größten Gehorsam finden. Seht in meiner Wirthschaft arbeitet die ganze Familie mit, da ist der Schwager, die Frau und die Kinder, Jeder freiwillig, jedes hat zu Vortheil davon und ich bedarf nur einen Wink zu geben und das Nöthige geschieht fast von selbst. Wie anders aber wäre es, wenn ich Knechte hätte, da muß eine starke Leitung sein, denn geht nicht Alles nach dem Schnürchen, geht die Wirthschaft rückwärts. Da kein Knecht mehr seinen eigenen Willen handeln, er hat nur zu gehorchen, thut er dies nicht, muß ich ihn abschaffen. Nun denkt Euch einen Staat, der auf eine starke Leitung angewiesen ist, was sind wir da mehr als Knechte? Dürfen wir einen freien Willen haben, müssen wir nicht immer gehorchen?

Wenn die starke Leitung sagt, der Bauer muß noch dreimal so viele Steuern zahlen als bisher, da das zum Glanze des Kaiserthums nothwendig ist, muß es der Bauer doch thun. Wenn die starke Leitung sagt, der Bauer braucht gar nicht so fleißig zu werden, er braucht keine Schulmeister, ich werde schon für ihn sorgen, dann werden die Schulmeister abgeschafft. Wenn die starke Leitung sagt, der Bauer muß Haus und Hof verlassen, Weib und Kind kann ihnauthen hetten, er aber muß in den Krieg ziehen, weil der Großfürst sich mit dem Russen in den Haaren liegt u. die starke Leitung nicht dulden darf, daß der russischen Bettersack sein Weib geschieht erfolgt es. Nein! Nein! geht mir mit der alten Reichsherrlichkeit, ich setne mich nun mal nicht nach solchen Zuständen. Ich bin ein Mann des Friedens und wie ich es zu Haus liebe, liebe ich es auch im Staat. Wir wollen als ruhige, friedliche Bürger leben und die vielen Millionen, welche uns so eine starke Leitung kostet, lieber für Waffenbrüder und Straßenbauten, Schulen und Fabriken verwenden. Seht Euch doch mal die Bettler im Lande an, jetzt sind sie schon nicht mehr zu zählen, laßt uns nun erst einmal eine starke Leitung mit noch mehr Steuern und Plackereien haben, dann kommen wir ganz auf den Hund, da sind wir denn mehr als Leibeigene, die unter des täglichen Brodes willen blindlings gehorchen müssen!“

Der Schulmeister wußte gar nicht was er antworten sollte, so unrecht hatte der Bauer nicht, er hatte auch schon darüber nachgedacht, daß das deutsche Kaiserreich ein Ding sei, das ganz bunt aussehe. Er war sich wohl bewußt, daß so glanzvoll die Aktenseite auch war, die Rehrseite doch vielleicht weniger anlacht. Es war für den Schulmeister aber doch sehr schwer, sich von seinem Lieblingsstudium zu trennen. Auf dem Examen war es ihm dennoch mal eingeredet worden, daß die Könige von Preußen die göttliche Aufgabe hätten, Deutschland zu einigen und er selbst hatte dies den Schulkindern oft genug erzählt. Was ihm der Bauer aber da sagte, stieß seiner ganzen Lebensanschauung gerade vor den Kopf und doch konnte er ihm nicht widersprechen, der Bauer hatte den Kopf des Nagels getroffen.

„Doch Schulmeister wischt nicht eher,“ als bis er gründlich überzeugt ist. Er faßte sich deßhalb auf und sagte: „Ich kann Euch hierüber nicht gerade nicht. Euer Exempel ist aber doch falsch. Der Kaiser reziert nicht allein, das Volk hat ja auch ein gewichtiges Wort mit drein zu reden. Das wir Recht und Gesetz im Lande behalten und Freiheit und nicht mehr, das Leibeigenschaft zurückkehren, dafür ist ja das deutsche Parlament da, dafür haben wir ja unsere Reichsverfassung, die vor 3 Jahren beschlossen ist und sich bisher immer so trefflich bewährt hat.

Der Bauer ließ sich aber nicht so leicht aus der Fassung bringen. „Ich habe die norddeutsche Reichsverfassung noch nie gelesen, geht hin, holt sie und dann wollen wir uns weiter verständigen.“

Der Schulmeister eilte sporenstreichs nach Haus, um sofort mit dem Buche wieder zu kehren, aber er kam ohne Buch wieder. Am andern Morgen ging des Schulmeisters Frau zum Bauern, die rief dem der Bauer heran. Sie erzählte, ihr Mann sei in aller Hast nach Hause gekommen und hätte, ohne auf ihre Fragen zu achten, in einem Buche geblättert und gelesen und gelesen, daß ihr ganz angst um Leib und Leben geworden sei, plötzlich sei er, nachdem er wohl zwanzigmal gelesen, aufgesprungen und habe das Buch mit einem unchristlichen Fluche in die Ecke geschleudert und sich den Schweiß von der Stirn gewischt.

Der Bauer hatte schweigend zugehört, jetzt aber flog ein helles Lachen über sein runzliges Gesicht. „Schau! schau! sagte er, da hat der Schulmeister sicher das deutsche Parlament nicht gefunden!“ Dann ließ er die verdutzte Schulmeistersfrau stehen und ging seiner Arbeit nach.

Wahlnachrichten.

„Preußen.“

Das Centralwahlcomitee der Fortschrittspartei veröffentlicht folgenden Aufruf:

Wähler von Stadt und Land!

In wenigen Wochen wird das preußische Volk die Aufgabe zu erfüllen haben, die Männer zu nennen, welche als Wahlmänner die Mitglieder des preußischen Abgeordnetenhauses wählen sollen. Wir zweifeln nicht daran, daß trotz der gewaltigen Kriegsereignisse, welche in diesem Augenblicke vorzugsweise die Aufmerksamkeit und die Theilnahme Aller in Anspruch nehmen, unsere Mitbürger ihre Pflicht thun und sich zahlreich an der Wahl betheiligen werden, gilt es doch, nicht blos für sich allein, sondern auch für die Brüder und Söhne im Felde zu sorgen, damit sie nicht, heimkehrend von der siegreichen Vertheidigung unserer Grenzen, zu Sauve Zuständen ferner hin in welche die Fürsten und die Junker sie vergeben eine Stätte suchen. Lasse sich Niemand durch den Glauben, daß die Neugestaltung Deutschlands zu die Bedeutung des preußischen Landtages herabdrücke, von einer eifrigen Thätigkeit für die Wahl und von seiner Theilnahme bei der Wahl abhalten. Es gibt dreierlei Abgeordnetenhaus zu wählen, welches jedenfalls die zwei für das Gemeinde- und Familienleben wichtigsten Gesetze festzustellen haben wird, nämlich die „Kreisordnung und das Gesetz.

Möge jeder Wähler daran denken, daß es jetzt in seiner Hand liegt, darüber zu entscheiden, ob e künftighin selbst mit bestimmen soll über die Lasten der Kreisverwaltung, über die Anlagen, welche in Kreise zu treffen sind, und darüber, ob seine Kinder zu selbstständigen freien Bürgern, oder zu gehorchenden Dienern mit beschränkten Unterthanenrechten erzogen werden sollen. Das bedenkt deshalb und

Digitized by Google

thut Eure Pflicht. Gebt sowohl selbst zur Wahl, als regt auch Eure Mitbürger an, dasselbe zu thun!

Berlin, im Oktober 1870.

Das Centralwahlcomitee
der deutschen Fortschrittspartei.

Die Berliner „Zukunft" bemerkt dazu: Uns scheint in dem Aufruf ein eigenthümlicher Irrthum obzuwalten. Abgesehen davon, daß die Angabe, Kreisordnung und Schulgesetze würden die Hauptarbeit des neuen Abgeordnetenhauses bilden, sich nur auf den Umfang gründet, daß derartige Vorlagen in der letzten Session zur Berathung anstanden, wodurch aber die Regierung noch keineswegs verpflichtet ist, auch dem nächsten Landtag wieder diese Vorlagen zu machen — es ist durchaus unrichtig, das Lirennende des Schulgesetzes in der Frage zu formuliren, ob die Kinder zu „gehorsamen Dienern mit höchstmöglem Unterthanenverstande" erzogen werden sollen. Nicht um politische, um geistliche Eingriffe in die Schule handelt es sich, und wollte man das nicht aussprechen — bekanntlich hat die Fortschrittspartei es in ihrer letzten Generalversammlung ausdrücklich abgelehnt, zu dieser Seite der Frage Stellung zu nehmen — so mußte man doch auch nicht etwas gar zu Nebensächliches unterschieben, nur um einen tapferen Hieb in die Luft damit zu machen. Wie steht die Fortschrittspartei zur Trennung von Schule und Kirche, und wird sie Petitionen in der Klosterfrage auch künftighin mit Stillschweigen übergehen? Wie sehr sich auch durch die dortige Wahl gestärkt fühlen würde, ist auch ihr bekannt, sie kann nur der Bilderwahl Jacoby's gerichtet wäre, entschieden ablehnen. Mit den politischen Anschauungen des von mir so hochverehrten Mannes stimme ich in den meisten Punkten überein, so daß ich als sein politischer Gegner gewiß nicht betrachtet werden kann, wenngleich unter Umständen über Mittel und Wege zur Erreichung unserer gemeinschaftlichen Ziele auseinander gehen mögen. Außerdem aber scheint mir unter den gegenwärtigen Verhältnissen die Wiederwahl Jacoby's von allen liberalen Parteien gewünscht werden zu müssen, da sie eine kräftige Antwort des Volkes auf den beklagenswerthen Versuch geben würde, die Freiheit der Meinungs-Aeußerung durch rohe Gewalt zu unterdrücken. Ich bitte Sie, diese Erklärung in Ihr Blatt aufnehmen zu wollen, und verbleibe mit vorzüglicher Hochachtung Ihr ergebener Ed. Winds horst (Lüdingshausen.)

Auch Eugen Richter hat die Wohl als „unschicklich" abgelehnt. (Bravo!)

Für den Gumbinnen-Insterburger Wahlbezirk haben Sie berichtet, daß Frentzel-Norutschken und v. Saucken-Olschöpchen abgefallt. Das ist dahin zu berichtigen, daß man selbst den Demokrat Frentzel hat fallen lassen, oder richtiger, daß Frentzel selbst, da seine Freunde (!) bekannt, seine Wahl wäre zweifelhaft, Rücksprache genommen, den Abgeordneten der letzten Legislaturperiode zur Wiederannahme bewog und zurückzutreten. Der Wahlkreis nahm durch seine Vertrauensmänner diese Aenderung an! (Das ist traurig.)

Aufruf

an alle Freimaurer in Frankreich und Deutschland.

(Schluß.)

„Erinnere dich auch, daß das freie Frankreich jeden Eroberungsgedanken von sich weiset. Wirf einen Blick auf das Manifest vom 4. März 1848. Die jugendliche Republik verzichtet in ihrer Begeisterung feierlichst auf territoriale Vergrößerung, und Lamartine sagte, indem er seine ausmärtige Politik rechtfertigte: „Ein anderer Wohlspruch, den ich selbst angenommen und den ich meinem Lande geben möchte, ist dieser: Einigkeit zwischen Frankreich „und Deutschland um jeden Preis!"

„Höre auf die Stimme deiner Demokraten, auf die Stimme eines Jacoby, eines Venedey. Sie sagen dir, daß dem Sieger die größere Gefahr droht, daß die falsche Größe eine Versuchung ist, die Rechte beschädigt, daß die natürlichen Grenzen bei jedem Sieg sich erweitern, und daß auf solche Weise das Aufgedrängte eines Weltreiches ein kriegerisches Volk dem Verfall zuführt.

„Deutschland hat gesiegt; Frankreich bezwungen; was bleibt nun übrig von den Kriegsstrebenden? Es bleiben zwei Völker, die ihr Recht siegreich vertheidigt oder wiedererlangt haben, und die fortan frei sind, ohne Hemmniß den Ausbau ihres innern Werkes fortzuführen, das hier durch einen achtzehnjährigen Staatsstreich, dort durch einen Krieg unterbrochen wurde, der in einem Monat die Zerstörungen eines Jahrhunderts zusammenbrängt.

„Germania, unsere Schwester! höre noch einen trüben Gedanken an, der uns das Herz zerreißt. Eine der Ursachen der Erfolge ist die Organisation deines Volkes für die nationale Vertheidigung. Aber diese Gleichheit Angesichts der Blutheuer, so nothwendig, so gerecht sie auch ist, wie theuer kommt sie dir zu stehen! Zähle die Gelehrten, die Denker, die Schriftsteller, die Künstler, die beiden deiner Arbeiter auf allen Gebieten, die schon gefallen sind! Nun da der Angreifer nicht mehr ist, nun da Frankreich jeden Gedanken an eine Herausforderung von sich weiset, — müßt du einen Kampf fortsetzen, der dich, der Europa, deiner besonderen Jugend, vielleicht so vieler genialer Männer herauben würde? Welche Eroberung könnte eines solchen Preises werth sein? Was kann gegen die Schrecken, die Verluste die gefährliche Genugthuung wiegen, eine große Hauptstadt zu demüthigen oder einen Streifen Landes zu erobern?"

Gleicher Weise richten wir Alle unser Wort an Frankreich, und mögen unsere Brüder in diesem schönen Lande ihre Stimme mit der unserigen vereinigen, um ihm zuzurufen:

„Nicht dem Vaterland droht im Kriege die „größte Gefahr, sondern der Freiheit."

„Frankreich! Als Lamartine so in deinem Namen zu den Mächten sprach, welche die Kirchen können, daß der Ruhm des ersten Kaiserreiches, nachdem er so schrecklich gebüßt worden, nach dreißig Jahren des Friedens, sich abermals gegen dich wenden und nicht nur die Freiheit lähmen, sondern das Vaterland in Gefahr bringen würde?

„Aber du wirst dich von diesem Unglück erheben, in das ein neuer Cäsar dich gestürzt hat; und deine Ehre ist wieder deinen eigenen Händen anvertraut.

„Noch ein Jahr des Friedens, und du hättest deine Rechte, eine nach dem andern, wieder erobert. Du hättest sie wieder erobert, ohne Blut gegossen, wenn auch um einen fuchtbaren Preis. Aber wie hoch er auch sei, du kannst das Ende einer Regierungsweise nicht zu theuer erkaufen, deren Thaten Dragonnaden, ein achtzehnter Brumaire, ein zweiter Waterloo sind, und deren Untergang Malplaquet, Waterloo und Sedan heißt.

„Mit dieser Vergangenheit für immer gebrochen zu haben, das ist dein großer Sieg, der höchste Sieg, weil vorzuziehen allen Siegen des militärischen Genies. Um diesen Preis bist du wiederum befreit als Besiegt.

„Es ist dein Recht, du Volk von 1789, von 1830 und 1848, deine künftige Verantwortlichkeit klar zu stellen und von jeder Verbindung mit einer Regierung zu lösen, welche gegen deinen Willen gegen dich selbst, gegen Europa wieder begreifall hat. Denn du kannst nicht zu feierlich brechen mit diesem Geiste des kriegerischen Ruhmes, der der Freiheit tödlich ist.

„Aber es ist deine Pflicht, Europa deiner Mutter gegenüber, und Deutschland deiner Schwester gegenüber, die Verantwortlichkeit auf dich zu nehmen für Fehler die in deinem Namen begangen wurden. Die Verantwortlichkeit lösen heißt, in der Sprache der Pflicht: Genugthuung leisten. Um sein Land von Despotismus und von der Invasion zu befreien, scheut man sich nicht, Alles hinzugeben, wenn nur die Ehre unbefleckt bleibt.

„Frieden also! Frieden! Und du wirst ihn nicht zu theuer erkaufen wenn er bedeutet: Ewige Verbannung des Militarismus!

„Frieden! Frieden! Und wenn der Frieden von dem Bestehen einiger Festungen abhängt, nimm du selbst die Hacke, zerstöre die Werke deiner Unterdrücker. Die wahre Festung muß ein aufgeklärtes und freies Volk sein.

„Frieden! Und wenn man noch mehr von die verlangt . . . möge die Freiheit dir die Kraft zu allen Entschließungen wiedergegeben haben! Was du selbst wünschest, davon gib Andern das Beispiel. Du verwirfst die Politik Cäsar's, weise auch seine Geschenke zurück! Verzichte auf die Ländererstrecken, die jene Parodie einer Volksabstimmung, deren Opfer du 18 Jahre lang gewesen bist, dir gegeben hat; entwaffne die Eroberung, indem du Garibaldi sein Vaterland zurückgibst und werde groß durch eine Rückkehr zu den Grenzen, welche dem Frankreich von 1830, dem Frankreich von 1848 gemäß haben.

„Der Friede, den Europa, den die Welt begehrt, der das siegbeständige Deutschland, das freigewordene Deutschland, das freigewordene Frankreich besuchen wird, das ist der aufrichtige, der unbewaffnete Friede, ein Friede, der nicht eine Verlagung der Wiedervergeltung ist, ein Friede ohne Demüthigung und ohne Haß.

„Ehe Schwestern, erinnert Euch des Wahlspruchs von 1848: „Einigkeit zwischen Deutschland und Frankreich um jeden Preis!" Dann werdet ihr das erste Protokoll des ewigen Friedens unterzeichnen können."

Brüder in ganz Europa!

So glauben wir in der Erregung unseres Gewissens zu zwei Völkern reden zu müssen, die berufen sind, auf dem Gebiete der Kunst und des Gedankens mit einander zu wetteifern.

Wir stehen sozusagen an der Schwelle dieses grauenvollen Krieges, wir sind die Ersten gewesen, die seine Schrecken mit Augen sahen; unser Bestreben ist es, daß die Philantropie nicht zurückbleibe hinter der Größe des Unheils und der Leiden. Unsere Tempel verwandeln sich in Lazarethe; wir leiern kein Fest, das nicht ein Aufruf zur Mildthätigkeit werde; unsere Frauen und Kinder machen Charpie und viele unserer Mitbürger eilen auf die Schlachtfelder, um den Verwundeten Pflege und Hülfe zu bringen.

Wir haben noch andere Pflichten. Brüder in der ganzen Welt, ob Ihr nun Mourer, ob Ihr unserem Orden fremd seid, — Alle, die Ihr Euer Vaterland liebet, oder zugleich Euch als Bürger der Menschheit erkennet und es mißbilget, wenn sie in einem blinden Glauben lebet! Angesichts dieser unermeßlichen Trauer, dieser Zerstörung, die Trümmer auf Trümmer häuft, gilt es, alle Stimmen zu vereinigen in dem wiederholten Rufe: Der Krieg civilisirt nicht, die Eroberung ist verwerflich und verderblich!

Dieser Kampf hat seinen Grund mehr fortzubauern. Es ist Zeit, daß Alle die ein Herz haben, die weiße Fahne erheben und den Kriegsherren wie Völkern zurufen: Friede! Pflicht! Freiheit!

Wir wollen ein Jeder in seinem Kreise Alle! Wir wollen es thun im Interesse Aller! Wir wollen es thun im Interesse der Freiheit, die verwüstet und zu Grunde gerichtet sind, und die ein unverzögerter Friede nur mit Mühe wieder aufrichten wird. Wir wollen es thun im Interesse des Siegers, damit er in den Grenzen der Gerechtigkeit bleibe, im Interesse des Besiegten, damit er Freiheit zurückkehre. Wir wollen es thun im Interesse aller Völker, die ein allgemeiner Ruin bedroht und die sich ängstlich fragen, welchen neuen Gewaltthaten der Mißbrauch des Sieges für die Zukunft den Weg eröffnet.

Es ist Zeit, daß die Völker ihren Heldenmuth für Eroberungen auf dem Gebiete der Ihee und der Wissenschaft aufsporen. Wir haben Euch Alle ein, eine höhere Anstrengung zu machen zu Gunsten des Friedens der Welt!

Der öffentlichen Meinung ist es möglich, dieses Ziel zu erreichen. An sie ergehe die Aufforderung, zu beweisen daß die Civilisation Europa's der Aufgabe gewachsen ist; wir aber wollen nicht vergessen, daß Rechte gethan ist, so lange noch Etwas zu thun bleibt für die Gerechtigkeit!

Kirche und Schule.

Darmstadt, 23. Okt. [Gesetz über die Pensionirung der Volksschullehrer.] Art. 1. Jeder definitiv angestellte Schullehrer, welcher ohne eigenes Verschulden wegen körperlicher Gebrechen oder wegen Schwäche seiner körperlichen oder geistigen Kräfte zur Erfüllung seiner Amtspflichten dauernd unfähig ist, und deshalb, sowie auch auf sein Ansuchen oder ohne solches, in den Ruhestand versetzt wird, kann einen Ruhegehalt nach Maßgabe der nachstehenden Bestimmungen in Anspruch nehmen. Art. 2. Auch ohne Rücksicht auf Dienstunfähigkeit kann ein Schullehrer die Versetzung in den Ruhestand beantragen, wenn er das 70. Lebensjahr vollendet hat. Art. 3. Der in den Ruhestand versetzte Schullehrer erhält als Pension: a. wenn die Pensionirung in den ersten 10 Dienstjahren erfolgt, 40 Procent des dienstlichen Einkommens, welches er zur Zeit seiner Pensionirung hatte, b. für jedes weitere zurückgelegte Dienstjahr 1½ Procent weiter bis zur Höhe seines bisherigen Diensteinkommens, c. sollte noch den Bestimmungen dieses Gesetzes eine Pension die Höhe von 200 fl. nicht erreichen, so ist die Pension bis zu diesem Betrage zu erhöhen. Art. 4. Bei Festsetzung der Pension wird das dienstliche Einkommen in der Art berechnet, daß der Anschlag in der Besoldungsnote zu Grund gelegt und die Dienstalterszulage mit in Anrechnung gebracht wird; sonstige persönliche Zulagen kommen nicht in Betracht. Die Pension kann nur in baarem Geld bestehen und hat der Pensionär auch keinen Anspruch auf Belassung der Dienstwohnung.

(Schluß folgt)

Feuilleton.

Geschichte eines Rekruten von 1813.

Von Erckmann-Chatrian.

(Fortsetzung.)

Klapfel, Zebedei, der Sergeant Pinto und Alle, welche ich in der Kompagnie kannte, waren noch draußen, und ich hörte einen so furchtbaren Lärm, daß man sich davon keine Vorstellung machen kann. Massen von Rauch wälzten sich über die Dächer hin, die Ziegelsteine rollten und fielen in die Straße herab und die Kugeln warfen die Mauern um oder zerspliterten die Balken mit einem furchtbaren Krachen. Zu gleicher Zeit drangen unsere Soldaten von allen Seiten durch die Gassen, über die Zäune und Hecken in das Dorf ein, sich von Zeit zu Zeit umdrehend, um Feuer zu geben. Ganze Regimenter waren ohne Chakos, zerzeift, mit Blut bedeckt und wüthenden Blickes.

Die Preußen, geführt von alten Offizieren, die immer „Vorwärts! Vorwärts!“ riefen, folgten auf dem Fuße. Wir flankirten sie jeweilig in der Ecke einer Scheune und feuerten auf sie, um sie zu verhindern, über eine kleine Mauer zu klettern und das Dorf zu nehmen. Wie viele von ihnen, wenn sie auf die Mauer gelangten, wieder in die Massen zurückfielen, weiß ich nicht zu sagen; aber es kamen immer neue. Hunderte von Kugeln pfiffen uns um die Ohren und schlugen sich an den Steinen platt. Der Mauerpup fiel hinab, das Stroh hing an dem Dache herunter, der große Thorweg zur Linken war durchlöchert. Wir luden hinter der Scheune, traten vor und schossen in den Haufen hinein. Ennemis waren schon fünf von uns gefallen, mit der Nase gegen die Erde; aber unsere Wuth war so groß, daß wir nicht darauf achteten. Als ich wohl zum zehnten Male zurückkehrte, um anzuschlagen, fiel mir das Gewehr aus der Hand. Ich bückte mich, um es wieder aufzunehmen, fiel aber den Augenblick nieder, als ich eine Kugel in der linken Schulter. Das Blut rann mir über die Brust wie warmes Wasser. Ich versuchte mich aufzurichten, aber Alles, was ich vermochte, war, mich gegen die Mauer zu lehnen. Nun floß das Blut schon an den Lenden herab und es kam mir der Gedanke, daß ich an diesem Flecke sterben sollte. Es überlief mich ganz kalt.

Die Cameraden fuhren fort über meinen Kopf hinweg zu schießen und die Preußen erwiderten unaufhörlich das Feuer. In den Gedanken, daß eine zweite Kugel mir den Rest geben könnte, suchte ich mich mit Hülfe der rechten Hand in ein Winkel der Mauer zu schleppen, um mich dort gegen die Kugeln zu bergen; ich fiel aber dabei in einen kleinen Graben, der das Wasser von der Straße in den Garten leitete. Mein linker Arm war schwer wie Blei, mein Kopf schwindelte; zwar hörte man noch immer das Schießen, aber ich war wie im Traume. Dies dauerte ohne Zweifel noch einige Zeit und als ich wieder zum Bewußtsein kam, schoß man nicht mehr; aber zwischen Klein-Gröschen und Kaya erhob sich ein schreckliches Geschrei. Ich hörte schweres Fuhrwerk rollen, Pferde wiehern, Säbeln und Pistolen knallen. Ohne zu wissen warum, schleppte ich mich aus dem Graben und sah wie einige preußische Kanonen über Haufen von Todten und Verwundeten hinwegfuhren, daß die Knochen knackten! ... Daher das große Geschrei, das ich gehört hatte; mit standen die Haare zu Berge.

„Hierher!“ rief jetzt ein alter General auf Deutsch. „Zielt dort zwischen diesen beiden Häusern neben dem Brunnen hinab!“ Die beiden Geschütze wurden herumgedreht; die Pulver- und Kartätschenwagen kamen im Galopp an. Der Alte kam, den linken Arm in der Schlinge, um nachzusehen, und als er die Gasse wieder hinauf ritt, hörte ich ihn zu einem jungen russischen Offizier in furzem abgebrochenen Tone sagen: „Melden Sie dem Kaiser Alexander, daß ich in Kaya bin. Die Schlacht ist gewonnen, wenn man mir Hülfe schickt. Man überlege nicht, man handle! Wir müssen um jeden Preis unsteenden Angriff gefaßt machen. Napoleon ist da, ich merke das. In einer halben Stunde werden wir es mit seiner Garde zu thun haben. Es solle, was es wolle, ich werde ihm die Spitze bieten; aber man verliere ja keine Minute, und der Sieg ist unser!“

Der junge Mensch ritt im Galopp in der Richtung nach Klein-Gröschen davon, und in demselben Augenblick sagte Jemand neben mir: „Der Alte da ist Blücher. Ah, Falunke, wenn ich mein Gewehr hätte!“ Den Kopf umwendend sah ich einen alten trockenen Grenadier mit grauen Augen im Gesicht, der sich gegen den Thor der Scheune gelehnt und seine beiden Hände wie Krücken auf die harte Erde gestützt hatte; eine Kugel hatte ihm die Nippen zerschmettert. Seine blauen Augen folgten scheidend dem preußischen General; seine gebogene Nase krümmte sich und sein Gesicht nahm einen grausen Schnurrbart; er hatte ein schreckliches und rohes Ansehen. — „Wenn ich mein Gewehr hätte,“ sagte er noch einmal, „du sollstest sehen, ob die Schlacht gewonnen wäre! — Er und ich — wir waren die einzigen Ueberlebenden der Reihen mit Todten angefüllten Winkel. Bei dem Gedanken, daß man mich den nächsten Tag vielleicht schon mit all den Anderen im Garten gegenüber begraben möchte, und daß ich Katherinen nicht wiedersehen würde, nahmen mir die Thränen über die Wangen und ich konnte mich nicht enthalten auszurufen: „Jetzt ist alles vorbei!“

Der Sergeant betrachtete mich von der Seite und da er mich noch so jung sah, sagte er mich: „Was hat Du denn, Aekrut?“ — „Eine Kugel in den Schulter, mein Sergeant!“ — „In der Schulter ist's besser als in den Nippen; man kann davon kommen.“ — Er betrachtete mich von Neuem und sagte mit weniger rauher Stimme hinzu: „Fürchte Nichts, Du wirst Dein Vaterland wieder sehen!“ — Ich dachte, daß er mit meiner Jugend Mitleid hatte und ich fing an zu weinen. Ich drückte mir meine Brust wie zerschmettert, und dies nahm mir alle Hoffnung — Der Sergeant sagte Nichts mehr; nur mochte er von Zeit zu Zeit eine Anstrengung den Kopf aufzurichten um zu sehen, ob unsere Kanonen ankämen. Dabei suchte er zwischen Zähnen und mit Mühe einen Brief aus seiner in den Hemdel des Thorweges, indem er sagte: „Mit mir ist's aus; aber der große Schuft hat mir's nicht gleichfalls bezahlt!“ — Er richtete dabei seine Blicke auf die gegenüberstehende Hede, wo ein preußischer Grenadier ausgestreckt lag, das das Bajonnet noch im Unterleibe hatte.

Es mochte 6 Uhr sein; der Feind hatte alle Häuser, Gärten, die große Straße und die Gassen besetzt. Ich fror am ganzen Körper und war erstarrt zusammengekunken, mit dem Kopfe auf die Kniee, als der Kanonendonner mich aufs neue aufschreckte. Die beiden Geschütze des Gartens und noch mehrere weiter hinten im höheren Dorfe gaben Feuer und erhellten mit ihren Blitzen die große Dorfstraße, wo Preußen und Russen sich drängten. Auch aus allen Fenstern wurde gefeuert. Aber dies war nicht im Vergleich mit dem Feuer der Franzosen auf den gegenüberliegenden Hügel. Am Fuße desselben drang die junge Garde in geschlossenen Kolonnen im Sturmschritt hervor. Die Offiziere, Kommandirenden und Generäle zu Pferde inmitten der Bajonnette mit dem Degen in der Faust; eine große Masse, die von Zeit zu Zeit von dem Ausblicken von 80 Kanonen beleuchtet wurde, die der Kaiser zu ihrer Unterstützung aufgefahren hatte. Diese Batterie hatte aufgehört zu feuern, 80 Geschütze verursachten ein furchtbares Krachen, so daß ungeachtet der Entfernung die alle Wände gegen die ich mich lehnte, bis in den Grund zitterte. In den Straßen nahmen die Kugeln ganze Reihen von Preußen und Russen hinweg, wie die Sense das Gras mäht. Jetzt war es an ihnen, die Ruhe bei sich zu fassen. Hinter mir dörfte ich die feindliche Artillerie antworten und wünschte, daß doch nur die Franzosen den Sieg davontragen möchten; die würden doch ihre armen Verwundeten auflesen, während die Preußen und Russen Alles in ihre eige-en Hände nun und alle umkommen lassen würden. — Auf den Sergeanten gab ich schon seine Acht mehr, sondern beobachtete nur die preußischen Kanoniere, wie sie ihre Geschütze laden, richteten und abfeuerten, immer sie sie kannten meiner Seite verflucht. Dagegen vernahm ich mit Freuden den Ruf: „Es lebe der Kaiser!“ Dieser Ruf begann aus der Thatliefe her näher zu kommen; man hörte ihn in den Zwischenräumen des Kanonendonners. Endlich nach etwa 20 Minuten fingen die Preußen und Russen an, sich zurückzuziehen, sie sprangen in Massen durch die Seitengasse wo ich war, und suchten die Anhöhe zu gewinnen. Der Ruf: „Es lebe der Kaiser!“ kam näher. Die Kanoniere vor mir beeilten sich fortzukommen, als 4 Kugeln unter sie einschlugen. Rad zerschmetterten und sie fielen mit Erde bedeckt. Das Geschütz fiel und die Kanoniere waren getödtet, zwei andere verwundet. Da fühlte ich eine Hand meinen Arm fassen, ich drehte mich um und sah den alten Sergeanten wie er halbtodt mit mit lächelnder Miene andeutete, daß sie sich zusammen einzuflüchten. Der Alte Mauer neigte sich nach einer Seite, — wir achteten nicht darauf. Wir sahen nur auf den gewonnenen Feind und hörten mitten unter dem furchtbaren Krachen der Geschütze nur die immer näher kommenden Rufe der Franzosen. Endlich sagte der sterbleich der Sergeant: „Da ist er!“ Und sich auf den Knieen vorneigend und auf die Hand gestützt rief er, die andere emporhebend, mit lauter Stimme: „Es lebe der Kaiser!“ Darauf fiel er auf die Erde und verschied.

Ich sah bog mich vor, um zu sehen, und fiel in der That Napoleon, wie er mit dem Gewehrfeuer vorrückte, seinen Hut auf den großen Kopf in's Gesicht gedrückt, seinen grauen Ueberrock offen, ein breites rothes Band quer über seiner weißen Weste ruhig, fest und entschlossen wie von dem Wiederrufen der Bajonnette. Alles wich vor ihm zurück; die preußischen Kanoniere verließen ihre Geschütze und sprangen über die Gartenmauer — ungeachtet der Ruhe ihrer Offiziere, welche sie zurückhalten wollten.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redacteur und Verleger Carl Lueder.
Druck von Th. Kohr in Kaiserslautern.

Marktbericht.

* **Frankfurt**, 2. Nov. Die Preise nach dem öffentlichen Verkehr 1.

(Notirungen sind in Gulden fuß. Währung per centnerl. nur für Partien gültig).

Amtl. Börse.

Waizen (200 3-Pfd. netto) effekt. hies. und Wetterauer 13¾, —14″, fränkischer —, fremder 13½—14¾, auf Lieferung¹) per diesen Monat 14, per Nov. 14, per April 14¼ B. ¾ G.

Haaren (200 3-Pfd. netto) unverändert, effekt. hies. 11, fränkischer —, auf Lieferung²) per diesen Monat 11¾, B. 11 G. per Nov. 11¼, per Dez. 11 G. per April 11¾ B., ¾ G. Gerste (200 3-Pfd. netto) effekt hies. und Wetterauer — nichts. —.

Hafer (200 3-Pfd. netto) unverändert, effekt. hies. 9½—10, fränkisch —, per diesen Monat 9¾ B. per Nov. 9¾ B. Erbsen (200 3-Pfd. netto) Neue eff. —, Röhren —.

Mehl (100 3-Pfd. netto) effekt. hies. und Wetterauer in Partien von 10 Ctr. 29¼, effekt. fremdes (ohne Faß) in Partien v. 20 Ctr. 29½, auf Lieferung³) per diesen Monat 29½, per Nov. —.

Brennholz 50 rhl. Tralles per 160 Liter effekt. ohne Faß 31½.

¹) Waizen mindestens 150 Pfd. Roggen mindestens 140 Pfd. Naturgewicht per 10 Ctr.; ²) mindestens 37° nach der Fässerschen Oelwaage und mit offenbundig, trok. Faß.

* **Köln**, 2. Nov. (Amtliche Notirungen der Getreidemäkler.)

Weizen: unverändert.

Rüböl höher, per 100 Pfd. mit Faß in Eisenbond effekt. in Partien von 100 Centner 15½, Br., per Mai 14⅝, B. 14⅜, G.

Leinöl unverändert, effekt. in Partien von 100 Centner 11½, Br.

Roggen loko pr. 2000 Pfd. 47¾—48¼, ab Bahn pr. Nov. 48, November 49¹/₄—¹/₂, Dez. und Geld.

Gerste gerige und kleine nr. 1750 Pfd. 40—54 thlr.

Hafer pr. 1200 Pfd. loko 24—24½, ab Bahn, mit 26—26½ thlr., bez. pomm. 27½—28½, thlr. ab Bahn bez., pr. Nov. 26½ thlr., bez.

Erbsen pr. 2250 Pfd. Kochwaare 60—70 thlr. Futterwaare 50—55 thlr.

Rüböl pr. Ctr. loko 14½, bez. Oktober 13⅝—⅞ thlr. bez.

Leinöl loko 11¾ thlr.

Oelsaat pr. 180 Pfd. Winterraps 100—106 thlr., Sommerraps 98—101 thlr.

Spiritus pr. 8000% loko ohne Faß 16 thlr. bez., per Oktober 16 thlr. 2—5 ½r. bez.

* **Königsberg**, 29. Okt. — Morgens Reif, heiter. — Weizen für 2000 Pfd. 60—70 Thlr. bez. für 80 Pfd. 94 Sgr. — Roggen 42—46 Thlr., bez. für 80 Pfd. 83—85 Sgr. — Gerste, große und kleine 36—45 Thlr. bez. für 70 Pfd. 4—45 Sgr. — Hafer 33—40 Thlr. bez. für 50 Pfd. 26—28½ Sgr. — Erbsen, weiße 39—45 Thlr. bez. für 90 Pfd. 82—87 Sgr., grüne 50—55 Thlr. bez. 62—68 Sgr., gem. 87—45 Thlr. bez. 57—61 Sgr. — Bohnen 40—50 Thlr. bez. für 90 Pfd. 60—67 Sgr. — Wicken 36—45 Thlr. bez. bezahlt für 90 Pfd. 40—52½ Sgr. — Buchweizen 72—80 Thlr. — Leinsaat 72—81 Thlr., bez. für 70 Pfd. 75—80 Sgr. — Rübsen 98—109 Thlr. — Kleesaat, rothe 20—25 Thlr., weiße 28—36 Thlr. für 200 Pfd. — Thymothee 10—14 Thlr. für 200 Pfd. — Heidel 11½ Thlr., Rübsen 13½ Thlr. für 100 Pfd. — Leinkuchen 70—72 Thlr. Gr. Rüböl 61—65 Sgr. für 100 Pfd. Spiritus 15½ Thlr. für 8000% Tr. ohne Faß.

Digitized by Google

Gratis-Beilage zur „Pfälzischen Volkszeitung."

Pfälzer Demokrat,

ein

Deutscher Demokrat.

Erscheint wöchentlich einmal und wird den auswärtigen Abonnenten Freitags mit der Post zugesandt.

Vom 1. Januar 1871 betritt der Pfälzer-Demokrat unter dem alleinigen Titel „Deutscher Demokrat" das politische Schlachtfeld. Der Kampf zwischen der Reaction und der deutschen Demokratie ist entbrannt, treu werden wir für die heilige Sache der letzteren einzutreten wissen und der Partei unter den schwierigen Verhältnissen, in denen wir leben, Lob zu ertheilen verstehen, wenn wir uns berufen fühlen, Wächter der Freiheit, Führer zur Einheit.

Die hervorragendsten Führer der Demokratie, unter ihnen der Veteran der Demokratie, der Gesinnungsgenosse von Itzstein, Johann Jacoby, der wackere Reichensbach-Oberschlesien haben uns ihre thatkräftige Mitwirkung zugesagt, auch haben wir Mitarbeiter aus allen Gauen unseres Vaterlandes gewonnen.

An unsere Leser richten wir die Bitte, unser patriotisches Unternehmen mit allen Kräften zu fördern.

Die Redaktion.

Nro. 46. Vierteljährlich 5 Sgr. = 18 kr. in Preußen 6 Sgr. 9 Pf. **Kaiserslautern, 13. November** Inserate 3 Sgr. = 12 kr. die 1spaltige Zeile. **1870.**

An die Leser!

Mit der heutigen Nummer ist der „Pfälzer (Deutsche) Demokrat" in den alleinigen Besitz des unterzeichneten Redacteurs übergegangen. Statt vieler Versprechungen gelobt derselbe nur, in dem nunmehr völlig unabhängigen Blatte mit unwandelbarer Treue für die Grundsätze der Demokratie einzutreten. Die Demokraten Deutschlands aber bitter er, das jetzt nur auf sich selbst angewiesene Blatt mit allen Kräften zu unterstützen und zu verbreiten.

C. Luebed.

* Wochenschau.

Deutschland.

Das Ereigniß des Tages in Preußen ist sicher das Wiedererwachen des Rechts- und Freiheitsgefühls in der Berliner Wählerschaft. Der Wahlkreis Jacoby's hat die nationalliberale und fortschrittliche Schlechtigkeit verleugnet und durch allen Abgeordneten ein ehrendes Vertrauenszeichen gegeben und sich für seine Wiederwahl erklärt. Hoffen wir, daß der ganze Wahlkreis sich zum Standpunkt Jacoby's erhebt und durch die möglichst einstimmige Wiederwahl sowohl das Urtheil des Volks über die schmachvolle Rechtsverletzung, die dem Veteranen der Freiheit widerfahren, als auch die Thatsache bestätigt, daß das demokratische Bewußtsein im Volke noch nicht ganz erstickt ist.

Wie nothwendig es ist, gerade in diesem Augenblick demokratisch zu wählen, brauchen wir wohl nicht auseinanderzusetzen. Ist denn die Verfassung heute etwas anderes, als ein leblofes Stück Papier, welches die Regierung in ihrem Interesse auslegt und verdreht? Rafft sich Preußen heute nicht auf, wählt es heute nicht Demokraten, dann vermag es sich nimmer der Angst seiner Regierung zu erwehren, dann wird ihm noch der Fetzen Papier aus der Hand gerissen, den es bisher behauptet hat. Will Preußens Volk, das Volk der Denker und Philosophen nicht zum reinen Kanonenfutter werden, will es sich nicht für alle Zeiten seines Rechts und seiner Freiheit beraubt sehen, muß es heute Freiheitsmänner wählen, die entschlossen sind, den Fetzen Papier, Verfassung, die zum Aeußersten zu vertheidigen und jeden Paragraphen wieder zur lebendigen Wahrheit zu machen!

Wie vergiftet ist heute doch der gesunde Geist des preußischen Volks, betet man nicht die Gewaltsaber an statt ihnen berechtigtes Mißtrauen entgegenzustellen? Da hat sich der Berliner Magistrat, eine Körperschaft, auf welchem sonst in Preußen viel Stolz zu blicken pflegte, bewogen gefunden, die Poesie zur Hebung und Läuterung des Patriotismus in Anwendung zu bringen. Er hat nämlich in den Communalschulen Mag Schneckenburgers schönes Lied „Die Wacht am Rhein" vertheilen lassen, nachdem ein hiesiger Poet daffelbe durch folgenden Vers verhunzt und verdorben hatte:

So führe uns, Du bist bewährt,
Zu Gottvertrau'n greif' zu dem Schwert,
Hoch Wilhelm! Nieder mit der Brut!
Und tilg' die Schmach mit Feindesblut!

Lieb Vaterland magst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein.

Wen erfaßt beim Lesen dieser jammervollen Machtanbetung nicht ein Gefühl der tiefsten Entrüstung? Ja, lieb Vaterland, so lange die Stadt der Intelligenz solche Blüthen treibt, wird deine Freiheit immer das bleiben, was sie bisher gewesen, — ein leblofes Schattenbild!

Die Regierung führt diesmal nicht nur ihre Kopmächer ins Feld, sie hat auch ihrer Schwerter Garde, den von dem Arbeiter-Agitatorhom Schweitzer geworbenen Arbeitern einen würdigen Antheil am Waffenkampfe eingeräumt. Ihre neueste Parole besteht darin Arbeiterabtheilung der Regierung in einer Wahlversammlung des dritten Berliner Wahlkreises, welche sie zur Auflösung brachte.

Vierzig französische Logenbrüder haben gegen den König und den Kronprinzen von Preußen im Namen der beleidigten Menschheit, im Namen des Rechts und der verkannten Gerechtigkeit eine Anklage erhoben. Wir können dies nicht begreifen, da wir noch nie in der Lage waren, von der preußischen Dynastie eine Anerkennung der Menschheit als solche, eine Achtung der Gewissensfreiheit, wie sie die preußische Verfassung vorschreibt, noch der Heilighaltung des Rechts und der Gerechtigkeit im Gegensatz zu den Interessen der Dynastie erfahren zu haben!

Noch unverbarer erscheint dem gegenüber eine zweimalige Confiscation des „Märkischen Kirchenblattes." Daffelbe hat um den Schutz des Himmels gegen den Bann, den die französischen Machthaber über den König und den Kronprinzen verhängt haben sollen.

In Bayern macht sich in der nationalliberalen Partei ein erfreulicher Zersetzungsprozeß bemerkbar. Es scheint der Partei noch nicht an Männern zu fehlen, die vor einem neuen Freiheitsverrath am deutschen Volke zurückbeben. Möchte die Ernüchterung nur weiter um sich greifen, damit das bayerische Volk endlich einsehen kann, welch frevelhaften Spiel die Partei der Machtanbeter mit seiner Freiheit und Zukunft getrieben!

Ausland.

Wir berichten an anderer Stelle über das Schicksalen der Waffenstillstandsverhandlungen. In Paris gab das preußische Angebot zu einer Besorgung der Bevölkerung Anlaß, weil die provisorische Regierung die Verantwortlichkeit für einen Waffenstillstand nicht zu übernehmen wagte. Die Bevölkerung von Paris hat der Regierung mit ungeheurer Stimmenmehrheit ihr volles Vertrauen ausgesprochen und sie ersucht, die Vertheidigung des Vaterlandes weiter zu führen.

Unter den geheimen Briefschaften des Kaisers befindet sich auch ein Brief Napoleons an seine Frau, die sich zur Zeit in Capputen befand. Der Kaiser, der zu jener Zeit St. Cloud bewohnte, wo bekanntlich keine Damen zugelassen werden, sagt darin: „Louis (der k. Prinz) bedauert die Abwesenheit des schönen Geschlechts." Ein hoffnungsvolles Pflänzchen, dieser 15jährige Verehrer des schönen Geschlechts!

England, welches sich um die Menschheit durch sein eifriges Bestreben für den Frieden verdient gemacht, (ob im Interesse Deutschlands oder Frankreichs sei dahin gestellt) — leidet wieder einmal an seiner irischen Krankheit. Trotz aller Pflaster will sich das Geschwür am Leibe Englands, das unverantwortlich leichtsinnig vom Mutterlande behandelte Irland, nicht schließen.

Aus Dublin wird uns durch den Telegraphen Kunde von der Ermordung eines Gutsverwalters des Captain Ledwell zu Dimplemore in der Grafschaft Tipperary. Man fand den Unglücklichen, Namens Patrick Murphy, auf der Landstraße in bestimmungslosem Zustande vor, er starb aber auf dem Transport. Er scheint durch Steinwürfe getödtet worden zu sein. Nur eine totale Umgestaltung der Verhältnisse kann hier helfen!

Aus dem italienischen Einigungsprozeß droht England eine höchst unsaubere Erbschaft zuzufallen. Von Italien aus findet nämlich eine Massenauswanderung der Jesuiten nach Malta statt. Die englische Regierung hat schleunigst Maßregeln ergriffen, sich diese ungebetenen Gäste vom Halse zu schaffen.

Bekanntlich hat der Papst dem räuberischen Einfall des Königs von Italien gegenüber in so fern einen dummen Streich gemacht, als er von der Regierung Victor Emanuels sein Monats-Gehalt von 50,000 Scudi angenommen hat. Die bis jetzt eingenommen und für die Zukunft in Aussicht gestellten Liebesgaben haben der Curie die Ueberzeugung verschafft, daß sie auch diese Brücke zwischen ihr und dem Königreiche Italien abbrechen kann, ohne in Gefahr zu kommen, ein wirkliches Martyrium leiden zu müssen. Da freilich das Geld einmal angenommen ist und die Thatsache nicht ungeschehen gemacht werden kann, so sucht man wenigstens die Bedeutung derselben durch die Behauptung zu schwächen, daß der Staatssecretär damals lediglich den Rest der noch vorhandenen Peterspfennige eingezogen habe.

Es ist dies jedenfalls nur ein vorübergehendes Schmollen, dem die Versöhnung auf dem Fuße folgen dürfte. Die Menschen sind nun einmal so an das Zahlen der Peterspfennige gewöhnt, daß sie auch keinen Anstand nehmen werden, dieselben fortzuzahlen, wenn der Papst auch längst aller Nahrungssorgen enthoben ist. Dafür zahlt man denn auch um so weniger für Schulzwecke!

Einen praktischen Nutzen hat die Unfehlbarkeitserklärung des Papstes doch noch sich gezogen und zwar für Rußland. Der für die katholische Kirche verhängnißvolle Beschluß hat den russischen Wühlereien in Böhmen Thür und Thor geöffnet. Es wird schleunigst in Prag eine russisch-orthodoxe Kirche erbaut werden, um die irrenden Schafe Böhmens in den Schooß der heiligen Kirche zu gewinnen, denn das ist des Pudels Kern! In dieser Richtung will man auch demnächst wieder sämmtliche „Brüder unitiges" des Slavenreichs auf einem Congreß versammeln, wo Rußland als der Schutzherr aller Slaven die erste Geige spielen soll.

Rußland entfaltet in letzter Zeit überhaupt eine rührige Thätigkeit zu Gunsten einer allgemeinen Slavenverbrüderung, die Deutschlands ganze Aufmerksamkeit erfordert. Was man für unmöglich gehalten, wird von Rußland versucht, ein Russisch mit den Polen! In dieser Richtung schreiben heute alle russischen Blätter und wir haben wohl Ursache, uns mit der Angelegenheit eingehender zu beschäftigen.

Wenn Preußen jemals eine geschichtliche Aufgabe besessen, ist es die gewesen, eine Wacht Deutschlands gegen die Moskowiter-Horden zu sein. Was aber hat Preußen statt dessen gethan? Es hat die natürliche Vormauer Deutschlands, das unglückliche Polen emreichen helfen und den russischen Einfluß in Deutschland Thür und Thor geöffnet. Dem deut-

Digitized by Google

schen Vater Nikolaus ist in der deutschen Regierung der lustige Bruder Alexander gefolgt und wie beide befohlen, hat Preußen getanzt, ja es hat durch den unwürdigsten Schergendienst von der Welt sich die Wiederherstellung eines engeren Polens, dessen Spitze ausschließlich gegen Russland gerichtet war, verhindert. Es hatte nicht einmal für die schweren Rechtsverletzungen des Russen gegen die Deutschen in den Ostseeprovinzen eine Vorstellung! Dafür aber war Russland auch dankbar, es gestattete Preußen den Eroberungskrieg von 1866 und in gegenseitigem Kriege ist es Thatsache, daß Preußen, so oft auch gegen die Annexion von Elsaß und Lothringen nichts einwenden, sowie aber den letzten deutschen Geist erdrosselt in den russischen Ostseeprovinzen finden, nach preußischen Mustern will machen die Ostseeprovinzen, russische Thatsachen nachahmen, die Bismarck in Elsaß besolgen wird, um die Franzosen deutsch zu machen.

Deutschlands Kraft wird durch den gegenwärtigen Krieg sicher nicht erstarken, wenn es sich im Westen einen unversöhnlichen Feind, im zweiten Polen, durch die Eroberung französischen Gebietes schafft. Jeder Deutsche an der polnischen Grenze weiß, daß der Deutsche als der Urheber von Polens Unglück in Polen mehr gehaßt wird als der Russe und daß der Pole leichter geneigt ist, sich mit Russland als mit Deutschland zu verständigen. So wäre Deutschland zwischen zwei Schrauben geraten, die beide an seiner Vernichtung arbeiten. Darum immer wieder: keine Eroberung, sondern Befreiung der Bevölkerung über ihre Zukunft!

Den Polen gegenüber aber Freiheit im Innern, einen Staatsbau, dem sie mit Liebe angehören können?

Am 16. Nov. fall Spanien mit einem neuen Gottesgnadenthum beglückt werden. Die Königswahl ist auf diesen Tag bestimmt worden, doch scheint die Candidatur des italienischen Prinzen, Herzog von Aosta, noch wenig Aussicht auf Erfolg zu haben.

Pater Claret, der einst vielgenannte Beichtvater der Exkönigin Isabella, ist am 24. Okt. in dem Kloster von Fontdroide bei Narbonne gestorben.

Aus Amerika werden Waffen und Kriegsmaterial ungestört nach Frankreich verschifft. Es heißt, daß der nordamerikan. Gesandte gegen die Ausfuhr protestiren wird.

Trotzdem fehlt es in Amerika nicht an Stimmen, welche den Frieden befürworten. Am 23. Oktober fand in Washington eine Versammlung unter dem Vorsitz von William Cullen Bryant statt, welcher ein Friedenscongreß der Frauen der ganzen Welt in Anregung brachte. Unter den Rednerinnen befand sich Julia Ward Howe, welche als Präsidentin des zu wählenden Comités genannt wurde. Der Congreß soll entweder in London, Brüssel oder New-York stattfinden.

Solch Congreß hat eine große Bedeutung, leiden doch die Frauen, deren Männer und Söhne auf den Schlachtfeldern bluten müssen, am schrecklichsten darunter, daß es in der Macht der Herrscher liegt, über Krieg und Frieden zu bestimmen!

Zwei von einer Reise im Orient zurückgekehrte Engländer, Palmer und Drake, berichten von einem Aufstande gegen die Christen in Damascus. Am 26. Okt. verbreitete sich das Gerücht, daß sieben der Moslemrädelsführer eine allgemeine Massacre der Franken beabsichtigt werde, und die Affaire nahm auch wirklich einen so ernsten Anstrich an, daß ein dortchristlicher Theil der Christen über Hals und Kopf aus der Stadt floh.

Die Rebellion, angeblich durch aufgeregte Araber verursacht, wurde jedoch im Keime erstickt.

In Folge des europäischen Krieges hat die japanische Regierung eine Neutralitätserklärung erlassen. Die Regierung hat auch mehrere hohe Officiere, unter diesen einen kaiserlichen Prinzen, nach Europa gesandt, um den Krieg zu studiren und über diesen Resultate zu berichten.

Der Krieg.

Preußen hat der französischen Regierung einen 30tägigen Waffenstillstand angeboten. Die Verhandlungen sind jedoch gescheitert, da die Bedingungen für Frankreich unannehmbar waren, und so wird der Krieg von Frankreich bis zur vollständigen Erschöpfung fortgeführt werden. Während auf diese Weise das Frankreich ein Riesengrab zu werden droht, sitzt der meineidige Verbrecher Napoleon, dem Frankreich all das schreckliche Elend verdankt, hart über seine reich gelegneten Fluren hereingebrochen ist, in aller Seelenruhe in dem herrlichen Wilhelmshöhe und harrt in athemloser Spannung der Botschaft, welche Frankreichs Todesurtheil meldet. Jede Nachricht von französischen Niederlagen ist für den Mörder vom 2. Dezember Himmelsmusik, die ihm das nahe Ende des verzweifelten Widerstandes, des verregneten Volkes meldet.

Liegt Frankreich gebrochen am Boden, ist für den Kaiser die Stunde der Wiederergreifung der Regierungsfähigkeit gekommen. Zur Rettung seiner blutgetrübten Herrschaft hatte er einen neuen Blutbades bedacht. Durch Lug und Trug hatte er das Volk in den Krieg gestürzt, den er mit frevelhafter Lust vom Zaun gebrochen. Die Göttin der ewig waltenden Gerechtigkeit hatte den Elenden ereilt. Am Leibe der deutschen Begeisterung war sein schmachvolles Unternehmen gescheitert. Er sah den Boden unter seinen Füßen wanken und seiner feinen klugen Sinn einen Greif heraufsteigen zu Fleisch zu. Blut annehmen den er mehr zu fürchten hatte als die Armeen der Deutschen. Dieser Geist war das Erwachen des französischen Volks aus der erlichenden Umnachtung der napoleonischen Regierung, die französischen Volksgeist zu ersticken, einer tiefen Ohnmacht, die großen Armee den Deutschen bei Sedan übertieferte, wie er um den Preis von französischem Grund und Boden die Erhaltung seiner Dynastie vom Sieger erkaufte. Das war der Schlangenbiß gegen das Herz, das war der neue Verrath des Mörders vom 2. Dezember!

Doch nicht genug damit. Frankreich erhob sich zum Vernichtungskampf, Siegen oder Sterben war die Losung, welche Frankreich von einem Ende zum andern durchhallte. Die letzten Mechten haben uns glänzende Proben einer unvermüstlichen Aufopferung gegeben. Nach stand Frankreichs Sache im tiefsten Schlechtesten; noch wußte das Volk, daß im Osten des Landes in einer unüberwindlichen Festung ein zahlreiches Heer von fast 300,000 Mann lag, daß dieses Heer jeden Augenblick die feindlichen Linien durchbrechen und dem Kriege eine andere Gestalt geben konnte. Doch damit war dem Kaiser nicht gedient, er konnte nur dann wieder zur alten Herrlichkeit gelangen, wenn das gezwungene Frankreich auf den Tod getroffen wehrlos am Boden lag. In der Festung Metz war unterdessen ein williges Werkzeug Napoleons, der Marschall Bazaine, Trug der glänzendsten, aufopferndsten Tapferkeit unserer deutschen Soldaten wäre es dem Marschall dennoch leicht gewesen, durchzubrechen, die Deutschen waren nur 90000 Mann, er 150,000 Mann stark, die Deutschen besetzten 10 Stunden Umfang, Bazaine 2 zur Aufstellung. Der Marschall hat den Durchbruch nicht versucht, sondern im Interesse und mit Genehmigung des Kaisers, die Festung übergeben, und Frankreich somit der letzten Waffe beraubt. Jetzt ist die Zeit der Napoleoniden wieder gekommen, die Hofschranzen Generale schauen sich um nach dem dreisten Werkzeug Frankreichs, die Kaiserin ist auf Wilhelmshöhe eingetroffen, und heller Jubel ist das Echo, welche der Verzweiflungsschrei des französischen Volkes auf Wilhelmshöhe findet; noch eine kurze Zeit und Frankreich ist zum zweiten Male verrathen.

Mit Freude und Jubel hat jeder Deutsche die glückliche Abwehr des feindlichen Angriffs begrüßt und die schweren Opfer, welche der Krieg an Blut und Leben gefordert, mit dem Trotze hingenommen, daß diese Opfer einer heiligen Sache gebracht sind.

Diese Opfer werden noch geschwächt, wenn wir mit dazu gedient haben sollten, den Verräther an Freiheit und Vaterland, den Friedensstörer Europas dem Arme der Gerechtigkeit zu entziehen und seine und seiner Nachkommenschaft Wiedereinsetzung in Frankreich zu heiligen!

Darum keine Wiedereinsetzung der napoleonischen Dynastie! Berufung des Friedensbrechers und einen billigen Frieden mit der französischen Republik!

△ Norddeutsche Freiheit.

Aus der Gegenwart kann man lernen, was man in der Zukunft zu erwarten hat, wenn's den Herren Bismarck und Genossen gelingt, die norddeutschen Einheit Deutschlands, ohne eine Spur von Freiheit, die bekanntlich in der norddeutschen Verfassung gänzlich scheint, glückt.

Deutsche Landsleute, laßt Euch zu dem Zweck aus Gumbinnen ein „Stückchen norddeutscher Freiheit“ erzählen.

Am Freitag, den 4. November d. Js. zogte der reaktionäre Verein, auch patriotischer (?) genannt, auf dem Bahnhofe im allen Empfangsgebäude. Daß die Direktion der Kgl. Eisbahn, (zu Brandberg Eigend), diesem Vereine und seinem andern ihr Lokal zu seinen Versammlungen zur unentgeltlichen Benutzung anheimgiebt, giebt zu denken, ist aber noch nicht das Schlimmste. Vor Eröffnung der Versammlung betrat ein bekannter Demokrat vom Lande das Lokal, stellte seinen Stock in eine entlernte Ecke und mischte sich unter die Anwesenden, Bekannte anprechend. Bald trat zu ihm der Polizeiamtmann und Domainen-Intendant des Gumbinner Kreises und eröffnete ihm, daß er das Lokal verlassen müsse. Seiner Erwiderung, er wolle nur hören, und glaube dazu berechtigt zu sein, da die Versammlungen seiner Partei Jedermann heuchen dürfe, wurde von dem Herrn entgegengefahren, daß dem in diesem Vereine nicht so sei. Der nicht als Mitglied unterzeichnete, dürfe nicht anwesend sein, fügte sich also unter Demokrat in das Unvermeidliche, ging seinen Stock holen um sich dann zu entfernen. Ein Gendarm der die übrigens ruhig geführte Unterredung angehört, packte ihn aber, sprach von Einwand er wolle eben nur seinen Stock holen, nicht, sondern weil ihn mit der Bemerkung „solche Hunde gehören nicht hierher“ aufs Portion. Dort trat unser Demokrat einen ihm bekannten Bauer, ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein, machte ihn durch Mienenspiel, wie die Namen Polizeiamtmann und Gendarm Mißfallen zeugen, sich dann ruhig entfernte. Mißfallenäußerungen sind heilig ganz unbekannt, theils sich nicht des besten Rufs erfreuten, legte ihm den Aufruf der Fortschrittspartei vor und wies darauf hin wie gutem Klang die Namen aller Unterzeichner hätten, als derselbe Gendarm hervorsprang, ihm die Papiere aus der Hand riß, ihn anherrschte, daß er solche Schriftstücke noch mehr habe, er solle sie sofort herausgeben. Unser Demokrat lehnte das ab und wollte sich der rohen Gewalt weichend durch einen Laufgang nach Vorausgehen zu entfernen. Doch hielt ihn der Gendarmen, ihn in anderer Richtung fortschiebend, bis er gerade Sie nicht, sondern über den Bahnhof zur Stadt, dort haben Sie unter Blättern noch solche Papiere versteckt. Unser Demokrat mußte sich, da kein Protestiren half, der Gewalt abermals fügen, kehrte aber bald um, um den von ihm beabsichtigten Weg zu gehen. Dort traf er denselben Gendarm mit seiner Säbelscheide unter abgefallenenem Laube nach den demokratischen Blättern wühlend, natürlich aber nichts findend. Hier begnügte er sich aber mit einigen ungehörigen Redensarten zu ihm zu eine Straße gehen. — Soweit das Lied des „Freiheit!“

Soviel uns bekannt, hat der erwähnte Demokrat über ihm widerfahrene ungesetzliche Behandlung und ein bisches Straßenrand, durch einen Gendarm vollführt, bei der Staats-Anwaltschaft Beschwerde erhoben. Unsere Zeit werden wir also das Resultat dieser Beschwerde berichten.

§ An die preußischen Wahlmänner.

Landsleute! das Vertrauen Eurer Mitbürger hat Euch zu Wahlmännern gemacht. Ihr sollt die Abgeordneten wählen, die mitzureden haben über das Wohl und Wehe des Landes. Der Wahlmann ist den Gesetze nach seinen Wählern gegenüber keine Verpflichtungen eingegangen, einer bestimmten Person seine Stimme zu geben. In letzter Stunde könnt Ihr also noch Eure Ansicht wechseln, Euch zu einer vernünftigeren Ansicht bekehren, von reactionären Wahlmännern erwählt, Euch Eure Stimme freisinnigen Candidaten für den Landtag geben. Nicht zu den abhängigen und gefesselten Wahlmännern — an Geld denke ich dabei nicht — spreche ich, denn die sind nicht zurechnungsfähig, also auch nicht zu bekehren, sondern zu den unklaren, zu den irregeleiteten Wahlmännern. Wenn Ihr es gut mit Euch selbst, mit Eurem Mitbürgern, mit Eurem engeren Vaterlande Preußen, mit Eurem großen Vaterlande Deutschland, so laßt Euch in letzter Stunde bekehren und wählt freisinnige Männer. Ihr müßt es, wenn das ganze Ziel, welche Freiheit und Einheit erreicht werden soll, wenn die Ströme Blut unserer Söhne und Brüder nicht umsonst gestossen sein sollen! Ihr an, wieso Ihr das wußt:

Ein großer Krieg ist gekämpft, wüthet in Augenblicke, wo ich diese Worte an Euch richte, noch fort. Wenn durch einen Tyrannen, Napoleon dazu gezwungen, war er am Anfange ein Vertheidigungskrieg und heute, — hört es und haltet den Gedanken fest — ist es ein Eroberungskrieg. Eroberungskriege gehören der Vorzeit an, den gelegneten Zeiten des Raubritterthums. In den Nachkommen der Raubritter, — den Adel — das Blut im schlechten Sinne gebraucht, denn es gibt auch vernünftige Adelige — und den Anhängern dieser Sorte, den Reactionären, klecken noch heute diese Gelüste. Der ehrliche Deutsche will nicht rauben, sondern er will ausdauen in Freiheit was sein gehört. Wie Ihr wißt freisinnige Abgeordnete wählen, damit sie, so weit die Beantwortung dieser Frage an sie herantritt, abwehren eine Annexion fremden Landes bei besiegten Volkes, damit sie von uns, von Deutschland abwehren helfen die Folgen, die eine solche Annexion nach sich ziehen müßte.

Bismarck, Vogel von Falkenstein, denen das preußische Volk durch seine Abgeordneten, — leider waren damals die freisinnigen Abgeordneten nicht

Digitized by Google

in der Mehrheit, sonst wäre es nicht geschehen — nach dem Kriege von 1866 große Geldsummen aus dem Staatssäckel bewilligte, haben z. B. dem Volke dafür ihren Dank dargebracht. Hört wie Vogel v. Falckenstein über das Gesetz hinausgriff und freisinnige Männer einkerkerte, die für den Volkes Wohl gesprochen. Bismarck hat die ungeheuerliche Maßregel nicht auf. Auf des Königs Befehl erst wurden die Männer nach langen Wochen in Freiheit gesetzt. Dem Rechte ist damit nicht Genüge geschehen! Also — Ihr müßt freisinnige Abgeordnete wählen, damit sie dem Rechte sein Recht erkämpfen! Das ist nöthig für unser engeres Vaterland Preußen, das ist nöthig für den Ausbau der deutschen Freiheit und Einheit, denn ohne Recht keine Freiheit, weder im Kleinen noch im Großen!

Aus dem Vertheidigungskriege ist ein Eroberungskrieg geworden, sage ich nochmals, um eine andere Schlußfolgerung zu ziehen. Eroberungskriege werden erst unmöglich sein, Kriege überhaupt werden fast zu den Unmöglichkeiten gehören, wenn die Völker über Krieg und Frieden zu entscheiden haben. Damit werden auch die übergroßen stehenden Heere, zur Ruin der Staaten, unnütz. Wie mit der That, action, wie werden die Nationalliberalen dafür sein, diese Macht in die Hände des Volks zu legen. Also — Ihr müßt nicht nur freisinnige, sondern freisinnigste Abgeordnete wählen, um für Preußens, für Deutschlands Wohl auf Erden das Gesetz zu machen.

Napoleon, der Schächter seines eigenen Volkes, behauptet, zum Kriege gegen Deutschland gezwungen zu sein. Eröffnungen aus seinen Papieren haben ergeben, daß der Mann der Lüge auch in diesem Falle gelogen. Diejenigen wurden von ihm aufgefordert über die Pfähle zu gehen im Lande, was den Krieg gegen Deutschland betrifft, zu berichten, und die große, große Mehrzahl berichtete, daß das Volk gegen den Krieg sei. Er betrog sein Volk, führte es auf die Schlachtbank und ins Elend. Noch mehr, man will ihn nachrechnen, daß er sogar sein Volk um Geld betrogen, durch Ausgabe falscher Kassenscheine. Und diese Bestie sitzt jetzt als Gesangener in allen Ehren auf Wilhelmshöhe. Jetzt scheint es, als läge die Möglichkeit vor, daß Deutschlands Fürsten mit ihnen Frieden schlössen, daß er wieder Herrscher geschätzt, mit Blut losgekauft werden könnte. Also — Ihr müßt freisinnige Abgeordnete wählen, damit sie ihre Stimme erheben, daß Napoleon, dieses scheußlichste Ungeheuer der Neuzeit, ferner nicht in Ehren gehalten, sondern zur Rechenschaft gezogen werde für die Verbrechen gegen seine eigene Nation, gegen uns. Auf sein Haupt falle die Verantwortung für alles Kriegselend, für alles vergossene Blut. Freisinnige Abgeordnete müßt Ihr deshalb wählen, denn nur reactionär angekandidirt, sieht man selten oder niemals solchen in Ihm seinen Mann, den Henker, der sich nicht gescheut und nie scheuen wird, um die Freiheit zu unterdrücken und Blut in Strömen zu vergießen.

Was nun endlich uns angeht, unseren eigenen Vaterlande Preußen, so denkt an unsere Schulen, die im Argen liegen, denkt an die Kirchen, die die Freiheit des Glaubens beschränkt ist, denkt an die neue sehr reactionäre Kreisordnung, die dem vorigen Abgeordnetenhause vorlagen, vollständig ungenügend von demselben geändert wurden. Unter einem in seiner Mehrheit reactionären Hause kann es in allen diesen Fragen nur noch schlimmer, nie besser werden. Also — auch zum Besten unseres engeren Vaterlandes müßt Ihr den freisinnigsten Abgeordneten Eure Stimme geben.

Wäre der Raum nicht zu beschränkt, noch hundert und tausend Gründe könnte ich anführen. Denkt aber nun nach über das was ich Euch gesagt und wer nicht gefaust ist, aber ein Brett vor dem Kopf hat, muß sagen, daß ich Recht habe.

* Wahlnachrichten aus Deutschland.

Preußen. Die Reactionären und Nationalliberalen befleißigen sich, dem Volke einzureden, daß die Wahlen zum preußischen Abgeordnetenhause den Bestimmungen sind. In gewissen Beziehungen haben die Herren Recht. Früher besaß der preußische Landtag ein, von seiner Regierung allerdings niemals geachtetes, Steuerbewilligungsrecht. Die schattenhaften Ueberreste dieses Rechtes sind durch die norddeutsche Bundesverfassung so gut wie vernichtet. Dieser Verfassung gemäß muß Preußen wie jeder andere Staat des norddeutschen Bundes der preußischen Regierung alljährlich einen Militärbetrag leisten, der fast drei Viertel der Gesammtausgabe ausmacht. Da sieht es denn mit dem höchsten Verfassungsrecht traurig genug aus, doch muß dies um so mehr Veranlassung zu einer demokratischen Wahl geben. Wollen die Preußen nicht ganz in der Umarmung der Gewaltherrschaft erstickt, müssen sie Demokraten wählen, die mit allen Mitteln dahin trachten, dem Volke sein verkümmertes und durch die Blut- und Eisenpolitik geraubtes Recht wieder zu gewinnen.

Bayern. Der Landtag wird noch im Laufe dieses Monats einberufen werden, um über den Anschluß Bayerns an den Nordbund zu beschließen.

In **Württemberg** sind die Neuwahlen zur zweiten Kammer auf den 5. Dezember anberaumt. Man sieht, daß Württemberg wenig Begierde nach den Glückseligkeiten des norddeutschen Vasallenthums zu besitzen scheint.

Baden ist noch immer mit seinen Bürgermeisterwahlen beschäftigt. Der neue Bürgermeister von Mannheim, Herr Moll, ist verpflichtet und in sein Amt eingeführt worden.

Aus **Hessen** haben bisher Neuwahlen in der deutschen Zukunftsfrage nicht ausbleiben, hoffen wir, daß sie eben so demokratisch ausfallen mögen, wie die Mannheimer Bürgermeisterwahl.

* Zur Wiederwahl Jacobys

fand am 2. d. Mts. in Berlin eine Versammlung von Wahlmännern und Urwählern des zweiten Berliner Wahlbezirks unter Vorsitz des Stadtverordneten Dr. Tappert statt.

Nachdem die Versammlung sich constituirt hatte, stellte Wahlmann Bollmann folgenden Antrag: „Die heutige Versammlung der Wähler aus dem zweiten Berliner Landtagswahlbezirk beschließt, für die Wiederwahl ihres bisherigen Abgeordneten Jacoby und Runge mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln einzutreten; jeder Einzelne verpflichtet sich, in seinem betreffenden Urwahlbezirke in diesem Sinne kräftig wirken zu wollen. — Der Antragsteller hob hervor, daß Jacoby als freisinnigster unter den Abgeordneten nicht nur wiederzuerwählt zu werden verdiene, sondern daß es eine zuvingende Nothwendigkeit sei, nach den bekannten Vorgängen in Königsberg resp. Lögen diese Wiederwahl zu vollziehen. Vor den Gerichten könne Jacoby sein Recht nicht vertreten, da dieselben sich für inkompetent erklärt hätten; er müsse daher an den einzigen Platz gestellt werden, wo dies noch möglich sei, und zwar im preußischen Abgeordnetenhause. (Beifall.) — Dr. Kuhn erklärt sich gegen den Antrag. Er habe zwar früher die zwei genannten Abgeordneten gewählt und habe auch jetzt die größte Ehrfurcht vor Jacoby, besonders deshalb, weil der Genannte nicht stehen geblieben, sondern sich weiter entwickelt habe. Trotzdem aber müsse er sich gegen die Wiederwahl Jacobys erklären, dessen Thätigkeit im Landtage keine Uebereinstimmung mit seinen Ansichten mehr erlaube. Jacoby wählen, weil er auch einen republikanischen Standenbund Deutschlands wünsche. — Dr. Bram dankte dem Vorredner für das Hervorheben der Verdienste Jacobys. Man habe es hier aber nicht mit republikanischen Staatsformen zu thun, wenn man auch preußischen Abgeordnetenhause wählen wolle. Hier im Saale sind viele Republikaner, wie Jacoby, d. h. wir meinen, unter dieser Form kann sich die Freiheit am meisten entwickeln; wir denken jedoch nicht daran, beim Standpunkt der Bevölkerung Preußens im gegenwärtigen Moment die Republik anzustreben. Jacoby ist Anhänger aller freien Bestrebungen ist die Republik, das sagt schon Gervinus Niemand hat mehr für die größmöglichste Freiheit gethan, als Jacoby, als keiner für dieselbe einzutreten wagte in Preußen, trat er auf, Jacoby ist ein Mann der Consequenz, er ist consequent geblieben sondern — abwesend ist. (Lebhafter Beifall.) Daß Herr Windthorst gegen diesen Vertreter der Freiheit nicht kandidatiren will, ist kaum zu verdenken, wohl aber ist es erklärt. Jacobys Wiederwahl müsse unter den gegenwärtigen Verhältnissen von allen liberalen Parteien gewünscht werden, da sie die einzig richtige Antwort des Volkes auf den beklagenswerthen Versuch sei, die Freiheit der Mehrheitsabstimmung durch rohe Gewalt zu unterdrücken. Eine Nichtwahl Jacobys diese kamit den Akt guthießen. Wahren wir den guten Ruf Berlins und geben wir dem Lande ein Beispiel, wie man am Rhein sich thut, indem wir Jacoby einstimmig wiederwählen.

Es entwickelte sich eine längere Debatte aus der wir nur eine sehr laxme Vertheidigung des Centralwahlcomitées der Fortschrittspartei durch den Abgeordneten Parisius verzeichnen.

Der Antrag Bollmann von allen Seiten auf das lebhafteste unterstützt, wurde mit sehr großer Majorität angenommen, der Antrag auf Gegenprobe wurde zurückgewiesen, weil die bisherigen Gegner nach dem Verlaufe der heutigen Versammlung leicht ihre Ansichten noch berichtigen konnten und man sie dadurch nicht provozirten solle, sich jetzt schon durch eine Abstimmung zu binden. Hierauf trennt sich die Versammlung unter einem dreimaligen Hoch auf den Abg. Dr. Johann Jacoby.

* Die deutsche Frage in Bayern.

Wohl nach nie sind in Deutschland die patriotischen Wogen so hoch gegangen und nach nie hat die Begeisterung für das gemeinsame Vaterland einen so allseitigen, einen so glänzenden Ausdruck im deutschen Volke gefunden, wie in diesem Augenblick.

Und doch steht Deutschland heute ferner denn je der Verwirklichung seiner kühnsten, seiner schönsten Hoffnungen als gegenwärtig. Im Rathe der Fürsten, welche grundsätzlich die Freiheit des Volkes bekämpfen müssen, wird Deutschlands Gestaltung, Deutschlands Zukunft berathen und diejenigen, welche das Siegel des Volks von fürstlichen Machtgelüsten beizudrücken haben, verdienen das Vertrauen des Volkes nicht und mißbrauchen es für Sonder-Interessen.

Im norddeutschen Reichstage herrschen die Malicken Bismarcks, die Anbeter des Blut- und Eisenregiments und hinter den Augenblick, der ihre Thätigkeit zur Erstiedung der deutschen Freiheit, der deutschen Zukunft erheischt. Angstvoll wendet Deutschlands Volk heute seine Blicke nach dem Süden, nach München, wo der Hauptpunkt der Entscheidung liegt. Klingt es da nicht wie schneidender Hohn auf die herrlichsten Träume und Hoffnungen, wenn von einer Anzahl Kirchenfanatiker und einer verknöcherten Reichsritterschaft über Deutschlands Volk entschieden werden soll? Und doch ist dem so, die überwiegende Mehrheit der bayerischen Abgeordnetenkammer besteht aus Dunkelmännern, die alles andere, nur nicht die wahre Freiheit des Volkes wollen. Die Reichsritter stehen an Verjumpfung in ihren Lebensanschauungen den preußischen Feudalherren nicht nach und sie werden Deutschlands Interesse von dem ihrigen abhängig machen und behängen. Und die Parteien der Linken, welche heute in Adressen die Regierung befürmt, die Norbundsverfassung anzunehmen, ist eine Abart jener bismarckischen Mamelucken des Nordens, nur ungleich elender, gesinnungslos, verächtlicher.

In diesen Händen liegen heute Deutschlands Hoffnungen, Deutschlands Freiheit, Deutschlands Zukunft. Das ist die nackte Wirklichkeit, über welche uns keine Vertrauensseligkeit, keine Selbsttäuschung hinwegführt. Machen wir uns keine Illusionen, was in dieser Woche für Deutschland gebraut wird, ist entweder Halbheit oder der Reichthum der reactionären Gedankens, der deutschen Freiheit, der deutschen Zukunft. So nagen die Würmer am deutschen Lebensbaum und im Wammemand seiner Blüthe, der deutschen Begeisterung wird Blätter- und Blüthenschmuck von den Unglücksvögel zerrauft, zerfressen zur Ede sinken und der Baum kahler und trostloser denn je dastehen.

Wie anders wenn ein aus allgemeiner directer Wahl hervorgegangenes deutsches Parlament über das Geschick des Vaterlandes hatte entscheiden können. So wäre wenigstens die Möglichkeit einer freiheitlichen Gestaltung der Zukunft gegeben gewesen, wie die Verhältnisse aber heute liegen, ist für Deutschland niemals Heil zu erwarten!

* Wahlnachrichten aus Preußen.

II.

Wie der Reactionär durchfällt.

Da sitzt ein ostpreußischer Bauer ganz gemüthlich in Eisenbahnwagen dritter Classe am zum Wahlort zu fahren. Er rauchi seine Pfeife und denkt an gar nichts Arges und ist sogar sehr vergnügt, denn seine Gemeinde hat ihn zum Wahlmann gewählt. Er zerdreht sich eben den Kopf, wen er wohl wählen solle, als plötzlich die Waggonthür aufgerissen wird. Wer schaut hinein? Ist es nicht der Landrath? und bahmter steht gar der Distriktscommissarius, der den Bauern immer so heillos viel zu schaffen gemacht hat, und da ist auch der Oberförster und der Landrathssecretär und der Regierungssecretär dabei. Den Bauern wurde ganz unheimlich, wie er diese Gesellschaft sah, doch das war nur ein Augenblick; was waren sie denn auch mehr als er, waren sie doch auch nur Wahlmänner. Die der Landrath aber den Bauern zu sehen bekam, kletterte er flugs in den schmierigen Wagen hinein und tief den andern zu: „Liebe Freunde, hier wollen wir bleiben, hier sitzt ja mein alter Landsmann aus Dingböa und den dürfen wir doch nicht allein fahren lassen.“ Ehe der Bauer noch daran denken

Digitized by Google

rath," sagte er fest, „Sie mögen ein ganz guter Mann sein, aber zum Abgeordneten wähle ich Sie nicht." Statt den Bauer nun wie von einer Schlange gebissen los zu lassen und ihn anzuhetzen, umklammerte er nur fester seinen Arm und neigte seinen Mund ganz nahe zum Ohr des Bauern. „Ihr wißt doch," flüsterte er faſt zischend, „daß die Rathhauns-Darlehen gekündigt sind, und daß Ihr 2000 Thlr. zu zahlen habt, wählt Ihr mich, hat die Geschichte Zeit, ich nehme es auf meine Verantwortung, wählt Ihr mich nicht — nun dann mögt Ihr sehen, wie Ihr sertig werdet!" Mit diesen Worten ließ er den Bauern stehen. Dieser schaute gar traurig vor sich nieder und schlich dann mit dem Hute in der Hand ins Rathhaus. Hier ging es schon heiß her, der Landrath war als Landrath aufgetreten und die Demokraten hatten auch einen Kandidaten. Die Stimmen wurden abgegeben, die Zahl blieb sich gleich und nur noch eine Stimme brauchte der Landrath um durchzukommen. Da wurde der Name des Bauern aufgerufen, der in sich verfunken in der Ecke bei Schmucker stand und die Erhebung des Landraths und seinen im Kriege zum Krüppel geschossenen Sohn dachte. Aller Augen richteten sich auf den schlichten Landmann, dessen Stimme die Entscheidung geben mußte. Er fühlte es, wie aller Blicke auf ihn gerichtet waren, wie man auch ihn wies und über ihn flüsterte. Den Landrathston gegenüber blieb war bei gewarden, er war den Siegen gewiß. Wollte sich der Bauer nicht unglücklich machen, mußte er für ihn stimmen. Der Bauer aber ging hoch aufgerichtet nach dem Vordergrund und mit lauter Stimme gab er sich für den Demokraten. Ein Beifallssturm von den Demokraten, aber der durchgefallene Reactionär war wie der Blitz damit dem Distriktscommissarius, dem Oberförster, und Regierungssecretär verschwunden.

Glücklich wie nie zuvor kehrte der wackere Bauer zur Heimath zurück. Der Landrath aber wüthete daheim wie ein angeschossener Eber, konnte dem braven Bauern aber nichts anhaben, da dieser sein Rothstandsdarlehen auf Heller und Pfennig zurückzahlte und zwar gleich am andern Morgen. Ein wohlthuender Jubel durchzog die Stadt, als das unerschrockene Verhalten des Bauern gefallen, hatte es ihm vorgeschossen. So mußte der Landrath mit langer Nase abziehen.

Vermischtes.

† Die Großherzogin von Baden hat kürzlich der zerstörten Stadt Straßburg einen Besuch abgestattet. Im ihrer leutseligkeit erbrete sie auch eine alte Frau an. Als die Frau hörte, mit wel-cher Person sie zu sprechen die Ehre hatte, fraute sie die Großherzogin, ob sie auch viel Geld mitgebracht habe. Die Großherzogin wünschte den Grund zu wissen, worauf die Frau auf elsäßisch-plattdeutsch bemerkte, um Alles das zu bezahlen, was ihre Leute zerstört hätten. Da nun die Großherzogin äußerte, soviel Geld habe sie wirklich nicht mitgebracht, entgegnete die Alte recht ernst und bestimmt: „Dann hätten Eure königliche Hoheit auch besser gethan, zu Hause zu bleiben."

Gumbinnen. Unserm frommen Consistorialrath Heinrici hatten unsere Landschulen nicht Segen genug an den berüchtigten Stiehl'schen Regulativen, die leider nur auf Verdummung berechnet sind, und Pfarrer und Lehrer in unserm Kreise einen neuen Schulsyndikus ein, von seinem Schulamte einen Pfarrer Schiller in Sernvitschlehmen verfaßt, in dem möchentlich eine, schreibe eine Stunde für Schreiben aufgeworfen war, abgesehen davon, daß nun in Bibel, Gesangbuch und Kinderlehre — den man man auch bibl. lesen, um eine Ahnung davon zu bekommen, was zur Verdummung gelesen werden kann — gelesen und auswendig gelernt wurde, faſt alle Lehrstunden der Religion — wenn man wörtliches Auswendiglernen biblischer Geschichte auch so nennen kann und will — genommen waren. Das war faul, oberfaul, aber preußisch faul! nichts, daß der Lehrer wußten darnach unterrichten. Zwar soll es Spezialexamen im Regierungscollegium gegeben haben, da der Stundenplan ohne sein Wissen eingeführt war, aber die Gerichtskraft fragte, es folgte ein zweiter Stundenplan, eine Verbesserung zu beiden, beide Sachen noch verschlimmerte, wurde möglich war. Jetzt heißt es ein dritter verbeſserter (!) Stundenplan wird folgen. Gott schütze unsere Kinder!

Und nach solcher empörenden Erfahrungen traute die Urwählerschaft, die die Landschaften zum Abgeordnetenhause anneciren wollen oder nicht, wonach sie sein Mensch fragen wird, und vergessen die wesentlichste Frage, ob die Abgeordneten mit aller Kraft für Lostrennung der Schule von der Kirche, für confessionslose Schulen eintreten oder nicht. Das ist nicht Wahlrecht gefragt! Nur schade, daß das Volk für seinen Unverstand selbst büßen muß, wenn's den Dummen sagt. Bielleicht wird's mit der Zeit durch Schaden klug!!!

Verantwortlicher Redacteur und Verleger Carl Lucke & Druck von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Marktbericht.

• **Frankfurt**, 9. Nov. Weitrungen nach dem öffentlichen Lagerhaus. Schiffermann sind in Folgen klug. Währung per centnent nur für Pariser gültig).

Weizen: Lieb. Weizen, Roggen, Hafer, Rüböl und Braunkohlen unverändert.

Weizen (200 A.-Pfd. netto) effekt. hies. und Wetterauer 141/2—15½, fränkischer — —, fremder 137/8—15, auf Lieferung 1042) per diesen Monat 14¼, per Nov. —, per April 14⅝, per Mai 14⅞, per Juni —, per Juli —.

Roggen (200 A.-Pfd. netto) effekt. hies. 11½, fränkischer —, auf Lieferung?) per diesen Monat 11¼, per Nov. —, per April 11½, per Mai 11¾, per Juni —, per Juli —.

Gerste (200 A.-Pfd. netto) effekt. hies. und Wetterauer —.

Hafer (200 A.-Pfd. netto) effekt. hies. 9½—10⅝, fremder —, per diesen Monat 9½, per Nov. —, per April 9⅝, per Mai 10 Gr., 3/4 Gr.

Rübsamen (200 A.-Pfd. netto) hies. —, Rüben —.

Rüböl (200 A.-Pfd. netto) effekt. hies. (ohne Faß) in Partien von 50 Ctr. 29⅝, effekt. fremder (ohne Faß) in Partien von 50 Ctr. —, auf Lieferung?) per diesen Monat 29¼, per Ctr.

Petroleum 50 Pfd. Tralles per 160 Liter effekt. ohne Faß 3/—.

*) Weizen mindestens 150 Pfd. Roggen mindestens 140 Pfd. Natur-gewicht per 1,0 Liter; **) mindestens 37½ und bei Lieferung 38 Gramm und mit gesundem, unt. Faß.

• **Köln**, 7. Nov. (Amtliche Notirung v. d. Handelskammer.) Weizen: inländ.

Rüböl höher, per 100 Pfd. mit Faß in Gielandt 28,2 in Partien von 100 Centner 28⅝, per Mai 29¼, per Oktober 29¾.

Winter-Artikel,

als: **wollene Hemden**, die selbst anfertigen lasse und die beim Tragen und Waschen nicht eingehen, **wollene Unterhosen** und **Jacken** für Männer und Frauen, **Seelenwärmer, Chawls, Kapuzen, Strümpfe, Handschuhe, Pulswärmer** und **Stiefel**, mit und ohne Lederbesatz und Sohlen, **Cachenez**, wollene und baumwollene **Umhängtücher** in starken und leichten, alle Sorten **Strick- und Stickwolle** empfehle in reicher Auswahl zu billigsten Preisen.

Otterberg, im November 1870. [672]bd

F. W. Bockius.

Zwei Klaviere

billig zu vermiethen in der Buch- und Musikalienhandlung **Ph. Rohr.**

Mein nun wieder vollständig assortirtes Lager in

Tuch, Buckskins, Damenkleider-Stoffen, Lama's 2c. 2c.,

bringe hiermit in empfehlende Erinnerung.

Otterberg, im November 1870. [677]bd

F. W. Bockius.

Echten
Havannah-Honig,
Jurischen Zuckersyrup,
empfiehlt billigst
Carl Hohle
in Kaiserslautern.
46⅔)

Ein Rittergut

in der Provinz Posen, in der Nähe der Oderbahn und eines großen schiffbaren Stromes, ist unter den günstigsten Bedingungen zu verkaufen. Die Bodenbeschaffenheit ist vorzüglich und sämmtliche Gebäude, Fabriken u. s. w., befinden sich in bestem Zustande. — Näheres in der Expedition d. Bl.

Demokratischer Arbeiter-Bildungs-Verein.

Samstag den 12. November, Abends 8 Uhr, im Vereinslocal

Discussions-Abend.

Tagesordnung:

1) Geschäftliches. 2) Vortrag über Napoleon.

Der I. Vorstand.

Strick-Wolle,

in reichhaltiger Auswahl und von anerkannter vorzüglicher Qualität, nach Gewicht billigst bei

Ph. Schmidt.

Digitized by Google

Pfälzer Demokrat,

ein

Deutscher Demokrat.

Erscheint wöchentlich einmal und wird den auswärtigen Abonnenten Freitags mit der Post zugesandt.

Vom 1. Januar 1871 betritt der Pfälzer-Demokrat unter dem allerdings Titel „Deutscher Demokrat“ das politische Schlachtfeld. Der Kampf zwischen der Reaction und der deutschen Demokratie ist entbrannt, treu werden wir für die heilige Idee der letzteren einzustehen wissen und der Partei unter den schwierigen Verhältnissen, in denen wir leben, das zu bieten vermögen, was wir zu bieten haben. Möchte der Freiheit, Führer zur Einheit.

Die hervorragendsten Führer der Demokratie, unter ihnen die Vertreter der Demokratie, der unvergeßliche Johann Jacoby, jowie Reitendach-Elicken haben uns ihre thätige Mitwirkung zugesagt, auch haben wir Mitarbeiter aus allen Gauen unseres Vaterlandes gewonnen.

An unsere Leser richten wir die Bitte, unser patriotisches Unternehmen mit allen Kräften zu fördern.

Die Redaktion.

Nro. 47. Vierteljährlich 5 Sgr. = 18 kr. in Preußen 6 Sgr. 9 Pf. **Kaiserslautern, 26. November** Inserate 3 Sgr. = 12 kr. die 1spaltige Zeile. **1870.**

An die Leser!

Die im Blatte fortlaufende Erzählung „der Verkrüppelte“ erreicht mit drei Nummern ihr Ende. Wir beginnen alsdann sofort eine für den „Deutschen Demokraten“ gearbeitete höchst interessante Erzählung aus der Gegenwart „Der Volksflüchtling.“ Für das neue Quartal haben wir von den bewährtesten deutschen Schriftstellern Beiträge, u. A. von Herrn Professor Temme in Zürich, und G. Rasch in Berlin, zugesagt erhalten, so daß der politische Theil des Blattes wie das Feuilleton allen Wünschen der Leser entsprechen werden.

An unsere Leser und Freunde richten wir die Bitte, das Blatt mit allen Kräften zu verbreiten. Die täglich wachsende Verbreitung unseres Blattes nach allen „heilen Deutschlands empfiehlt es zu Insertionen aller Art. Wir bitten unsere Freunde, uns auch in dieser Beziehung zu unterstützen, Inseraten jedoch immer den Wohnort des betreffenden Einsenders hinzuzufügen.

* Wochenschau.

Deutschland.

Die Wahl in Preußen ist für die Demokratie ungünstig ausgefallen; noch einmal triumphirt das bismarckliche Regiment und noch einmal verbannten über des Volkes Wohl und Wehe nationalliberale Mameluken und Reactionäre!

Was das Volk von diesen Vertretern zu erwarten hat, liegt auf der Hand; neue Mißhandlungen und Rechtsverletzungen durch das persönliche Regiment, durch einige gewählte Fortschrittsmänner mit constitutioneller Tünche bepinselt. Das Volk wird zu spät sehen, was ihm diese Vertreter nützen werden!

Der Wahlkampf um Jacoby nahm nicht blos in Preußen das fortgesetzte Interesse in Anspruch, auch das deutsche Weltblatt, die „N. Fr. Pr.“ in Wien, widmete ihm kürzlich einen zündenden Artikel, der die Bedeutung dieses Wahlaktes als einen „besonderen Renneklemm“ für Wesen und Natur der künftigen Fortschrittsarbeit in Preußen scharf darlegt. Der Artikel schließt:

„Nicht viele sind noch da von jener äußersten Linken von 1848. Gar Manchen deckt das kühle Grab, Andere leben ferne. Wo ist Robert Blum? Wo Schüler? Wo Heinrich Simon? Den Letzteren Freund, Johann Jacoby, er lebt Euch noch, Preußen, der Einzige und fürwahr nicht der Geringste. Er saß nie im Geheimrathswinkel der Leuten, nie bei den „Vertrauten“ der Cabinette, nie bei den Gothaern oder Nachgothaern, auch nicht bei den spätschwärmenden Nationalliberalen, die so laut konstitutionell brüllen, um mit dem Lieber Zettel zu reden, wie die säugenden Turteltäubchen. Ihm war die Freiheit nie ein Instrument, nie die Gesinnung eine Flöte, was man so breiteste legt, wenn man sich hat lassen. Gehet hin und wählet ihn, um den wir Euch beneiden, noch mehr als um Eure Wolfe, ehret ihn, damit Ihr Euch selbst ehret!“

Was fruchtete diese Empfehlung? Noch liegt ja das Volk im politischen Starrkrampfe. Johann Jacoby ist nicht gewählt und in Frankfurt ist Gudo Weiß erlegen. Das sind zwei Thatsachen, die jeden Freund der menschlichen Fortentwicklung mit tiefer Trauer erfüllen müssen. Für uns sind sie eine erneute Mahnung, in unserem Streben, das Volk zum Denken, zum politischen Leben zu erwecken, nicht zu ermüden.

Möchten alle Gesinnungsgenossen ihre Kräfte mit den unserigen zur Erreichung dieses Zieles, von wo aus allein ein freiheitlicher Weiterbau erst möglich ist, vereinigen!

Zu den tollsten Ideen, welche das Machtandichtungsheer in jüngster Zeit erzeugt, gehört unstreitig die Idee von der Berufung des Reichstages nach Versailles. Doch im Grunde erscheint die Idee so übel nicht; Napoleon hat die Hauptschuld an den Mißlingen des Feldzuges in einer Denkschrift auf die französische Kammer geschoben, welche an der Minderung der französischen Streitkräfte gearbeitet hätte. Da sich Frankreich eine neue Regierung geben soll, dürfte die Tagung des norddeutschen Reichstages in Versailles den Franzosen zur heilsamen Lehre gereichen. Der Reichstag ist ein Körper, der in Geldangelegenheiten und in der Verminderung des stehenden Heeres, sowie in der Abänderung der Dienstzeit nichts zu sagen hat und seinen einzigen Rechte, die Geldzeuellen des Bundespräsidiums flüssig zu machen, mit einer nachahmungswürdigen Dampfgeschwindigkeit obliegt. Mit einer solchen Kammer hätte Napoleon niemals den Krieg gegen Deutschland verloren.

Wahrscheinlich wird das französische Volk sich aber hüten, eine so macht- und rechtlose Volksvertretung zu schaffen, die in der Hand jedes ruhmbegierigen Despoten das beste Mittel zur Ausführung friedenbrecherischer und freiheitfeindlicher Pläne ist.

Den wahrscheinlich am 24. Nov. in Berlin zusammentretenden Reichstage wird eine neue Geldforderung vorgelegt werden, da erscheint es denn an der Zeit, an den Kronschatz zu erinnern, in dem 30 Mill. Thlr. unverzinst liegen. Es ist besser wenn diese Gelder in Anzeiff genommen werden, als daß dem Lande eine neue Schuldenlast aufgebürdet wird, für welche es noch obendrein schwere Zinsen zu bezahlen hat.

Wahrscheinlich wird die Regierung dem Abgeordnetenhause gleich nach Bewilligung des Krieges, vielleicht noch während desselben eine Vorlage wegen der Ausrüstung der Armee mit Chassepotgewehren machen, die den Zündnadelgewehren überlegen sein sollen. Die freiwilligende Volksvertretung aber wird eine derartige Forderung entschieden ablehnen, da wir unsere Eroberungen doch „erst befestigen müssen, ehe an wirklichen Frieden gedacht werden kann.“ Die „Nordd. Allg. Ztg.“ hat für die „Straßburger Zeitung“, ein von Nationalliberalen gekauftes Blatt, eine warme Anerkennung, da sie „in einem sehr gut geschriebenen Artikel“ den Nachweis liefert, daß die französische Nation und nicht blos ihre Regierung die Schuld an dem gegenwärtigen Kriege trägt. Wie wenig das Volk in seinen unverständigen Schichten dieser Ansicht beipflichtet, mögen folgende Mittheilungen bestätigen: Den Gefangenen waren Transporte französischer Gefangenen angekündigt, mit hingebender Opferwilligkeit wurden die Gefangenen aufgenommen. Die Gemeinde Euren aber that es allen Andern voran. Um die fremden und größtentheils erkrankten Gefangenen nicht wieder ohne warme Erquickung auf ihrem heimat auf der kalten Erde übernachten zu lassen, vertheilten die Männer und Frauen ihre Betten, brachten die Gefangenen in Stuben und Scheunen unter, und während letztere dort ruhten, waren die Frauen in der Küche beschäftigt, um ihre Gäste Morgens vor dem Abmarsch mit warmem Kaffee zu erquicken. Ein ähnliche Thatsache hat man den großen und zahlreichen Transporten auf dem weiteren Marsch überall erwiesen.

Man behandelte eben die Gefangenen als Menschen die zur Schlachtbank commandirt worden waren. Wenn man zur Begründung der Weiterführung des gegenwärtigen Krieges das französische Volk, beschuldigt, so ist dies eine absichtliche Verdrehung der Wahrheit oder eine volle Unkenntniß über die fluchwürdigen Wirkungen der napoleonischen Volksverführung.

Aus Landshut in Bayern schreibt man in derselben Frage:

„Daß bei uns kein Racenhaß besteht, konnte man gestern bei der Beerdigung des an einem Herzübel gestorbenen Mobilgardisten, Charles Louis, bemerken. Außer den französischen Offizieren und Soldaten folgten dem Sarge, der Veteranen-Verein und zahlreiche Mannschaften des hiesigen Kürassier-Regiments und des Jägerbataillons, welches ihm auch die Ehrensalven ins Grab gab. Aus der zahlreichen Theilnahme der Bevölkerung am Begräbniß konnten die französischen Offiziere die Ueberzeugung gewinnen, daß nach eingetretenem Frieden es nicht so schwer fallen wird, aufs Neue freundnachbarliche Völker zu werden.

Die Preßprozesse beginnen sich in Bezug in recht erfreulicher Weise zu mehren. Dem „Märk. Kirchenbl.“ ist der „Börsenkurier“ wegen eines Artikels: „Die Staatsgefangenen in Herzogsacker“ gefolgt. Angeklagt sind Jacoby und Gustav Tasch. Der Artikel beleuchtete die vorgenommenen Verhaftungen vom thatsächlichen und juristischen Standpunkte aus und verlangt die Bestrafung des Generalgouverneurs. Die Anklage des Staatsanwalts stützt sich auf die beliebten Paragraphen 101 und 102 des Strafgesetzbuchs und lautet auf öffentliche Schmähung obrigkeitlicher Anordnungen und auf öffentliche Beleidigung des Generals Vogel v. Falckenstein als Mitglied der bewaffneten Macht!

Die von dem Großherzog von Mecklenburg-Strelitz unter dem 6. Nov. v. J. octroyirte Verfassung des Fürstenthums Ratzeburg konnte bekanntlich wegen des Widerstandes der Bevölkerung niemals in Wirksamkeit treten. Zweimal berief die Regierung die auf Grund der Verfassung gewählten Vertreter, aber es erschienen beide Mals nur wenige, weil die Mehrzahl erst eine Abhülfe der wider die Verfassung erhobenen Beschwerden verlangte und die Versammlung resolvirt nicht die nach der Verfassung zur Beschlußfähigkeit erforderliche Anzahl anwesender der Vertreter. Die großherzogliche Regierung versucht daher jetzt, die neue Verfassung auch ohne Vertretung ins Leben zu führen und zu handhaben. In dieser Richtung ist ein Erlaß erschienen, auf den die meisten Angehörigen wohl schwerlich die Antwort schuldig bleiben werden.

Auch aus Lauenburg, jener Domäne des preußischen Königshauses, welche von Oesterreich gekauft wurde, dringt ein Lebenszeichen in die Oeffentlichkeit und zwar in Gestalt einer förmlichen Ueberreinkunft zwischen dem Staatsminister für das Herzogthum Lauenburg und den preußischen Ministern der Innern wegen Unterbringung von Gesangnißsträflingen und Corrigenden aus Lauenburg in

Digitized by Google

preußischen Gesangnißanstalten, beziehentlich Arbeitshäusern abgeschlossen worden.

Die „Nhn. Ztg." bezeichnet die Mittheilung als Entiefstät; uns will ein derartiger Vertrag zwischen der Domäne Lauenburg und der Domäne Nordbeutschland ganz natürlich erscheinen. Ekelhaftes komisch ist der Zweck des Vertrages. Was kann man in den beiden Domänen heute auch Besseres thun, als für die Unterbringung der überhandnehmenden Sträflinge zu sorgen?

Die Berspätungen und Zahlungen auf den Postwagen Königsberg u. s. w. werden nun doch in der richterlichen Beurtheilung vor die Kriminalabtheilung des Berliner Stadtgerichts kommen.

In Süddeutschland nimmt die deutsche Einigung noch wie vor das allgemeine Interesse in Anspruch. Die bayerische Regierung ist von einem gewissen unheimlichen Drange besessen und sie sträubt sich nicht mit Unrecht, die Höhle des Nordbunds zu betreten, wo der Freiheit des Volkes und der staatlichen Selbstständigkeit der Bundesmitglieder ein schnelles Ende bereitet wird. Darob wüthen und toben denn die Nationalliberalen, aber binnen kurze jede Aussicht auf Erfolg. Bismarck findet hier einen zahen Widerstand, mit dem das Projekt, einen Fürstentag nach Versailles zu berufen, wohl im Zusammenhang steht. Dort wird man den süddeutschen Fürsten so viel Weihrauch streuen, bis sie sich gegen den Regierungsantritt Bismarcks nicht länger sträuben. Dann aber wird es Sache des Volkes sein, durch nachtheilige Abmachungen einen Strich zu machen.

Der Zweifpalt im Lager der nationalliberalen Abgeordneten Bayerns ist so offenkundig, daß der leichlich bemüht sich die nationalliberalen Blätter, diese Thatsache vor den Augen der Welt zu verbergen.

Graf Beust, der österreichische Premierminister weilte vor einigen Tagen in München und hat er dort mit den bayerischen Ministern Unterhandlungen gepflogen, die ja sowohl auf die deutsche Einigung, als auch auf die orientalische Frage bezielen konnen, welche Rußland wieder zu schüren beginnt. Graf Beust ist wieder abgereist.

Die württembergischen Abgeordneten Ammermüller, Becher, Bürkle, Mohl, Osterlen, Probst und T. Schott erlassen ein „Beobachter"-Nachrichten Aufruf: „In Folge einer Berabredung, welche wir mit unseren politischen Freunden nach der Auflösung der Ständeversammlung getroffen, wenden wir uns mit wenigen Worten an unsere Gesinnungsgenossen im Lande. Da es zur Zeit an sicheren Anhalten über den Stand der Frage fehlt, welche alle Gemüther bewegt, so enthalten wir uns für jetzt einer Erörterung derselben. Was aber immer das Ergebniß der Verhandlungen sein möge, die in diesem verhängnißvollen Augenblick obschweben, so sind wir der Ueberzeugung, daß unsere Freunde sich der Theilnahme an den bevorstehenden Wahlen weniger als je entziehen darf. Indem wir unsere Gesinnungsgenossen bitten, in diesem Sinn mit uns zu wirken, und uns baldige Nachrichten über den Stand der Wahlangelegenheit in den einzelnen Bezirken zukommen zu lassen, sind wir bereit, unserer Seits mit jeder gewünschten Auskunft an die Hand zu gehen u. zu dem gemeinsamen Zwecke nach Kräften beizutragen.

Stuttgart, 9. Nov. 1870."

Der Ehrenbürgermeister Moll, dessen Wahl in Mainz wir mit Bedauern, welcher sich in eifriger Thätigkeit den ihm obliegenden Geschäften widmet, hat das Präsidium der Handelskammer niedergelegt. Herr Moll hat 13 Jahre unermüdlich in der Handelskammer gearbeitet und sich um die Förderung commerzieller und industrieller Angelegenheiten große Verdienste erworben. Herr Moll wird in seiner neuen Stellung denselben Angelegenheiten die gleiche Aufmerksamkeit bewahren und auch in dieser Richtung die für das Wohl der Stadt Mainz ihm gebotene Thätigkeit entwickeln.

Ausland.

Der demokratische Verein in Wien hatte eine Deputation an den Ministerpräsidenten Grafen Potocki wegen Beanstandung der verurtheilten Arbeiterführer gesandt. Der Graf Taaffe überreichte die Petition, indem er unter Anderem bemerkte, daß die Mißstimmung, welche im Volke durch die Verurtheilung um sich gegriffen, nichts weniger als zuträglich für den inneren Frieden Oesterreichs sei. Die Gesinnung der vorstehenden Mitte wäre vollkommen geeignet, das geschwundene Vertrauen des Volkes wenigstens theilweise wieder herzustellen.

Schließlich empfahl der Minister-Präsident der Deputation, auch den Zutiumminister diese Wahrnehmung zu unterbreiten, und verabschiedete dieselbe mit der Zusicherung seiner Besturwortung der Petition.

Der 4. Nov., der Jahrestag der Schlacht von Reuilly, in der Franzosisch Kaiser zum ersten Male seine Chassepots an den Leibern der italienischen Freiheitskämpfer probiren ließ, ist auch diesmal feierlich begangen worden.

Trotz der stürmischen und feuchtkalten Witterung sind an dem Ufergen viele Leute z. B. den Gefilden von Montecotondo und Mentana hinausgeströmt, um das Andenken jener Patrioten zu ehren, welche sich vor drei Jahren dem unüberlegten Unternehmen Garibaldis angeschlossen hatten und, nachdem sie der besser bewaffneten päpstlichen Armee tapferen Widerstand geleistet, von den französischen Chassepots hingestreckt wurden.

Die Erbitterung der römischen Bevölkerung gegen die Jesuiten, beziehungsweise gegen die Fliegenirner Regierung, die sich nicht entschließen kann, diesen verhaßten Freiheitsräubern das Handwerk zu legen, steigert sich von Stunde zu Stunde, während die Sympathien der päpstlichen Regierung wachsen. Auch die republikanischen Blätter Italiens verurtheilen entschieden die gewaltsame Annexion des Kirchenstaates durch Victor Emanuel; doch sind wohl alle Hoffnungen, welche der Papst aus der Unzufriedenheit desjenigen Theiles der italienischen Volkes gehegt, der Italiens Wiedergeburt nur in der Freiheit aller seiner Glieder erblicke, trügerisch. Die Republik kann ebensowenig eine mit weltlicher Macht ausgestattete Priesterherrschaft in Italien dulden, da diese mit allen republikanischen Grundsätzen im direkten Widerspruch steht.

Es gewinnt den Anschein, daß Rußland die allgemeine Verwirrung und die vollständige Machtlosigkeit seines größten Gegners aus dem Krimmkriege, Frankreichs, zu einem Handstreich gegen die Türkei zu benutzen gesinnt. Der Zusammenbruch, welcher nothwendig, als ein Segen für die russische Neutralität, scheint man sicher zu sein und die neutralen Mächte, daß Rußland weniger denn je zu fürchten. Wir wissen aus zuverlässiger Quelle, daß vor der russisch-türkische Frage zwischen dem preußischen Kabinette und St. Petersburg vor mehreren Wochen bereits ein lebhafter Depeschenwechsel stattgefunden hat und daß schon damals die preußische Zustimmung zu einer russischen Kriegserklärung an die Pforte erheblich worden ist.

Wahrscheinlich erstreckt sich diese Zustimmung auf ein engeres Bündniß zwischen Preußen und Rußland. Dies Vaterland magst ruhig sein, aus dieser Zuchten-Allianz erblüht Deutschland das herrlichste — Sozialenthum! Welch erzebenes Feld übrigens für jenen gutmuthigen Allerdarin Magnitrat des lieben Deutschlands, der „Adel am Rhein" abermals zu ergnaden. Wir würden den modernen Poeten eine Umarbeitung des Hoffmann von Fallersleben'schen Verses

„Und die Mostowiterbanden
Haben uns das Heil gebracht,
Sind sie doch vertrieben worden
Durch die deutsche Freiheitsschlacht"

empfehlen.

Wie russische Blätter melden, ist die Voruntersuchung gegen die Theilnehmer an der sozialistischen Verschwörung Netschajeffs nach immer noch zum Abschluß gebracht und dürften die schwurgerichtlichen Verhandlungen gegen dieselben kaum vor April k. J. stattfinden. Die Zahl der in Untersuchungshaft befindlichen Theilnehmer an der Verschwörung soll über 60 betragen.

In den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika sind die Wahlen der Staatsbeamten vor sich gegangen, bei denen nach den bisherigen Mittheilungen des Telegraphen die Republikaner in den meisten Staaten den Sieg errangen. Die Wachthirtspartei, in Amerika die demokratische genannt, erlebte nur in New-York einen glänzenden Wahlsieg. In allen Staaten nahmen auch die Neger an der Wahl Theil.

In der französischen Colonie Algier hat man wie im Mutterlande das Militärregiment an den Nagel gehängt und General Wallon-Estrebazu zur Uebernahme des interimistischen Militär-Commandos von Oran nach Algier gekommen war, kam der Volkswille zum entschedenen Durchbruche. Die Menge verammelte sich vor dem Gouvernementspalaste und verlangte in stürmischen Kundgebungen, um den leinewegs beliebten General zur Abdankung zu nöthigen. Die beschwichtigenden Worte des Maire von Algier fruchteten nichts; die Nationalgarde, welche verlangte, den Bachdienst im Palais zu übernehmen, legte eine dem General nichts weniger als günstige Stimmung an den Tag, und dies ier sah sich nach langem Sträuben endlich gezwungen, seine Entlassung zu geben. Zum Civilcommissär für zur Algier ist Herr Henri Didier ernannt worden.

In China dauern sich die Fremden fortgesetzt in großer Gefahr, da die Haltung der Einwohner eine entschieden feindliche ist.

Ein Privattelegramm aus Shanghai vom 19. Okt. meldet, daß daselbst vier Kanonenboote, jedes mit 10 Kanonen armirt, vom Stapel gelaufen worden. Die Chinesen importiren große Quantitäten Pulver, Waffen und Geschütze ein.

Der Krieg.

Ueber die Verluste, welche Frankreich durch den jetzigen Krieg bisher bereits erlitten hat, stellt ein Journal in Bordeaux folgende Rechnung an:

Rüstungen zu Land u. zu Wasser

(1868—1870)	1,000,000,000 Fr.
Zerstörte und wieder zu errichtende Befestigungswerke	1,500,000,00 „
Geschütze, Gewehre, Kriegsmaterial, das von den Deutschen erbeutet oder zerstört worden ist	1,500,000,00 „
Zerstörung von Gebäuden, Verheerung der Felder &c. durch die Invasionen oder durch den Feind	2,000,000,000 „
Verluste der Industrie, Grundzinsrenten &c.	1,500,000,000 „
Fernere Verluste in Folge der gegenwärtigen Niederlagen	2,500,000,000 „

In Summa: 10 Milliarden Frs.

Diese summarische Schätzung dürfte in Wirklichkeit noch zu gering sein. Die Verluste des Landes sind colossal in der That, aber auch die Produktionsfähigkeit desselben ist colossal, und es ist wahrscheinlich ein ganz falsches Mittel, durch Rüstung gegriffene, aber nicht wirklich eingetretene Verschlechterungen über ihre Verluste die Franzosen schrecken zu wollen. Sie wissen sehr wohl, daß es anders ist. Wir haben hier nicht die statistischen Hilfsmittel, um das Wort zu begründen, aber unter den Deutschen in Frankreich herrscht darüber nur eine Stimme, daß unter Vergleich zu Frankreich bisher arm ist und daß Frankreich ganz ungeheure natürliche Hilfsmittel besitzt, die ihm, sobald der Friede, und sei es auch unter den allerschwerstenbilden Bedingungen, hergestellt ist, es möglich machen werden, sich überaus schnell zu erholen.

Ueber die im Gefolge des Krieges liegenden Grausamkeiten macht der Correspondent der demokratischen „Frkf. Ztg." folgende richtige Bemerkungen: „Fragen an diesem Wegeln und Brennen hat Niemand. Offiziere und Soldaten sprechen mit Recht von Bürgerpflichten, von der heiligen Pflicht des Krieges. Aber die Armee muß erhalten werden, Zufuhren lassen sich nicht bewerkstelligen, da bleibt nun nichts Anderes übrig, als zu fouragiren und requiriren. Der Bauer, der sein Eigenthum vertheidigt, ist im Recht, aber der Bauer, der sein Eigenthum vertheidigt, werden rächt, nicht minder. Die Erhaltung der Armee ist im Kriege das erste Gesetz. Die Handhabung dieses Gesetzes ist oft schrecklich; aber man darf darüber nicht Diejenigen verantwortlich machen, welche das Gesetz anzuwenden gezwungen werden, sondern Die, welche den Krieg nothwendig machen." Es klingt dies schrecklich und doch ist es richtig. Außer dem auf der Wilhelmshöhe sitzenden Erkaiser trifft nur diese traurigen Notwendige in erster Linie nicht die säumtenden Soldaten, die gern in ihre friedlichen Verhältnisse zurückkehren und die Feld beitellen würden, auch nicht die Franzosen im Allgemeinen, sondern jene „tonangebenden Klassen" in Frankreich, die in der Kammer und in der Presse, nach einem militärischen Spaziergang nach Deutschland schwören und den Uebermuth der Besiegten um jeden Preis züchtigen wollten, die allein die Verantwortung.

Der Gegenstand führt uns auch zur Kriegskostenfrage und da wissen wir leider eine wahre Buth vorzeichnen, die sich in den Aufrufen aller Nachmanzen bemerkbar macht. 1815 hat Deutschland mit Frankreich seinen Frieden gemacht; damals mußte Frankreich 600 Millionen Francs Kriegscontribution zahlen, wovon auf Preußen 80 Millionen fielen. Zur Jetzt jenes Friedens war es Sache der Deutschen gewesen, ihre gelammte Unkosten den Franzosen zu Rechnung zu stellen, nicht zahl, wo man es mit einem am damaligen Kriege gänzlich schuldlosen Volke zu thun hat. Glaubt irgend em Privatmann aus Preußen von jenem Kriege her noch Ansprüche machen zu können, so mag er sich nur getrost an das preußische Königshaus wenden, welches die sprüche Kriegscontribution dann benutzt hat, um die Schulden der preußischen Prinzen zu tilgen und zu den Königs die große Herrschaft Flatow zu kaufen. die heute noch Privateigenthum des Königs Wilhelm ist. Der Rest jenes Geldes wurde zu Canalbauten verwendet, welche der Staat aus eigenen Mitteln zu bestreiten hatte.

Da können wohl noch eher die armen Invaliden etwas verlangen, die bei der Contributionsthätigkeit nur das Recht bekamen, sich mit der Trebordei erschießen zu dürfen!

Von den neueren Ereignissen erwähnen wir, daß die Festungen Verdun am 8. Novbr., Neu-

Digitized by Google

Breisach am 7. Nov. kapitulirt haben, am 9. und 10. Nov. wurden die Bayern unter dem General v. d. Tann, da ihnen Unterstützung zum kräftigen Widerstande fehlte, aus Orleans mit einem Verluste von 2000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen getrieben.

* Georg Friedrich Kolb.

Der bayerischen Abgeordnetenkammer droht ein großer Verlust. Der Abgeordnete der Volkspartei, Georg Friedrich Kolb ist nach der „Frkf. Ztg.“ gewißt, sein Mandat niederzulegen, was in dieser verhängnißvollen Zeit, in der überzeugungstreue Männer mehr denn je nothwendig sind, schwer zu beklagen ist. Für die Freunde Kolb's mag folgende kurze Biographie interessant sein, die wir der Tagespresse entnehmen: Georg Friedrich Kolb ist der erste Statistiker Deutschlands und steht in erster Reihe unter den deutschen Patrioten. 1808 geboren, war sein ganzes Leben unausgesetzt der freiheitlichen Entwickelung seiner engeren Heimath, wie die des großen Gesammtvaterlandes gewidmet. Im Jahr 1848, als Bürgermeister seiner Vaterstadt Speyer, ins Parlament gewählt, blieb er treu auf seinem Posten bis zur Katastrophe in Stuttgart, worauf er nach Speyer eilte, um in der bayerischen Kammer einzutreten. Aufs Bitterste angefeindet von der Reaction, der namentlich die Unerbittlichkeit lästig fiel, mit welcher er den öffentlichen Sackel gegen willkürliche oder überhäufige Eingriffe schlägte und auf seine wohlfeile Staatswirthschaft drang, mußte er schließlich ihren Verfolgungen weichen und begab sich 1853 nach Zürich, von wo er 1860 mit reichen Erfahrungen wieder nach Deutschland zurückkehrte. Das Jahr 1864 berief ihn gleichzeitig in den Siebener-Ausschuß für Schleswig-Holstein und wieder in die bayerische Kammer, der er seither ununterbrochen angehört. Die letzten Jahre seiner politischen Thätigkeit waren besonders dem Widerstande gegen die Bevormundung Deutschlands, sowie der Einführung eines zugleich wohlfeileren und die Volksfreiheit sichernden Heerwesens nach dem Vorbilde des Schweizer Militärsystems gewidmet. Unter seinen vielen höchst interessanten und werthvollen historischen, wie volkswirthschaftlichen Schriften ragen besonders sein Handbuch der Statistik und seine Culturgeschichte hervor.

* Die Wirren in Oesterreich.

Das Centralisationssystem, das System der Einschnürung der einzelnen Völker hat der österreichischen Regierung von jeher die bittersten Früchte getragen. Dieß ist es verstanden die Culturrische der slavischen Völker zu heben und sie für Verschmungsversuche, welche auf gemeinschaftliche Freiheit gerichtet sind, empfänglich zu machen, wurde der Staat heute in Bundesfreiheit und kräftiger Lage sein. Dieß ist es verstanden hatte die österreichische Regierung einen pfäffischen und Kanzler-Erziehung der Völker Thür und Thor geöffnet und selbst der Anlauf, den die österreichische Regierung nach 1866 zu einer freiheitlichen Wiedergeburt nahm, ist durch Halbheit, Mißtrauen und die Zwitter der Verfassung unfruchtbar. Die österreichischen Völker slavischer Nationalität, jeder höheren freiheitlichen Idee entfremdet, sind eine Beute voller Nationalliberaler oder Feudaler geworden, welche die Losreißung von Oesterreich und die Wiederherstellung alter absoluter Königsthrone erstreben.

Viele Ministerien haben am Leibe Oesterreichs ihre Kunst versucht, keins von ihnen hat etwas Ersprießliches ausrichten können und so plötzlich sie auf der österreichischen Staatsbühne erschienen sind, sind sie auch wiederum verschwunden. Keins dieser abgetretenen Ministerien namentlich aber eine solche staatliche Verwirrung wie das gegenwärtige Ministerium Potocki-Taaffe bei seinem nahe bevorstehenden Nachtritt hinterlassen wird. Dieses Ministerium hat mit den Böhmen und Polen Ausgleichsverhandlungen auf Grund ihrer unbilligen Lossreißungs- und Königsgelüste angekündigt, obgleich es im Voraus wissen mußte, daß damit nur die Berechtigung dieser Plane anerkannt und die Ausführung derselben der Verwirklichung näher gerückt werden mußte. Das Ministerium hat sich davon überzeugt, daß auf Grund jener Ausgleichspolitik sich nichts erreichen lasse. Die Deutschen in Oesterreich, welche den staatlichen Untergang Oesterreichs befürchten, schaaren sich im Angesichte der ernsten Gefahren, welche dem staatlichen Bestande drohen, um die Staatsverfassung, welche jede Lossreißung unmöglich macht. Die Parteithätigkeit in den eben zusammengetretenen Reichstage sind derart, daß die Verfassungs-Partei den Uebergewicht hat. So hat man einen Zufiand der Abrede geschaffen; das Ministerium Potocki-Taaffe wird von der Leitung des Staates zurücktreten, ob ihm ein Ministerium folgen wird, das den Brud und die Kraft in sich fühlt, den demokratischen Geist im Volke zu erwecken und um die österreichischen Völker das Band der Freiheit zu schlingen, muß man bezweifeln, ebenso daß sich in der heutigen parlamentarischen Verfassungspartei eine Majorität für demokratische Reformen, für eine wahrhaft freiheitliche Umgestaltung des Reiches finden wird. Gegenwärtig sind beide Häuser des Reichsrathes mit der Abfassung von Adressen an den Kaiser beschäftigt. Das Abgeordnetenhaus ist entschlossen, dem gegenwärtigen Ministerium die Forterhebung der Steuern nicht zu bewilligen. Vom Kaiser verlangt man, daß er den Eid auf die Reichs-Verfassung leiste.

Entschieden hat das Herrenhaus in seiner Adresse die Handlungsweise des Ministeriums getadelt, so ist sein Sturz unzweifelhaft. Ueber seinen Nachfolger verlautet, daß die Regierung zur Einberufung eines reinen Beamtenministeriums entschlossen sei. Die Verfassungspartei will ein Ministerium aus ihrer Mitte, welches rücksichtslos gegen die verfassungsfeindlichen Parteien, das Schwert in der einen, die Verfassung in der anderen Hand vorangehen entschlossen wäre.

* Die Wahlgesetzreform in Belgien.

Bei den letzten Kammerwahlen in Belgien hatte die clericale Partei einen glänzenden Sieg erkämpft, welcher zur Einsetzung eines clericalen Ministeriums führte. Das vorige liberale Ministerium war aber eines der traurigsten Art. — Hartnäckig hatte es sich den dringendsten Reformen, namentlich der Hauptforderung des Volkes nach einem liberalen Wahlgesetze verschlossen. Der Sturz dieses Ministeriums im Juni 1870 wurde als wohlverdiente Strafe von der großen Mehrheit des Volks begrüßt und heute müssen die Mitglieder jenes Ministeriums das Unerhörte erleben, daß das auf Dunkelmännerei hervorgegangene Ministerium nun sofort die Wahlreform in die Hand nimmt. Der gegenwärtig tagenden Kammer ist ein neues Wahlgesetz vorgelegt worden. Der Entwurf des Ministeriums, welcher den Wahlsteuersatz auf die gleichmäßige Taxe von 10 Frc. für die Communalwähler, von 20 Frc. für die Provinzialwähler herabsetzt, und für die Kammerwahlen alles beim Alten läßt, wurde folgendes Resultat mit sich bringen: Die Zahl der Communalwähler betrug im Jahre 1867 230,422. Nach der Steuerherabsetzung würde dieselbe 365,153 betragen. Für die Provinzialwahlen sind heute 111,461 Bürger Wähler. Nach der Verminderung würde die Zahl der Wähler 214,052 erreichen. Was die Kammern betrifft, so würde ihre Ernennung den 105,931 Wählern hierdurch anvertraut bleiben, als auf die Einwohner und die Wähler, ein allen übrigen civilisirten Ländern untergeordnetes Verhältniß. Aus der Kammer selbst ist von dem Brüsseler Abgeordneten Demeur ein noch weit einschneidenderes Gesetzentwurf in dieser Beziehung vorgeschlagen worden.

Bei der bisherigen Wahlart ist von dem Multerstaate Belgien schwerlich eine Radicalkur, die Einführung des allgemeinen direkten Wahlrechts, noch lange nicht zu erwarten.

Feuilleton.

Geschichte eines Rekruten von 1813.

Von Reckmann-Chatrian.

(Fortsetzung.)

Alles blieb hat ich, es ist meinem Geiste noch wie mit Flammenschrift eingegraben; von da ab aber erinnere ich mich nichts mehr von der Schlacht. In der Hoffnung auf unsern Sieg verlor ich die Empfindung und lag gleich einem Todten unter den andern Todten.

Ich erwachte in der Nacht, von tiefem Schweigen umgeben. Einzelne Wolken zogen am Himmel hin und der Mond beleuchtete das verlassene Dorf, die umgestürzten Kanonen und die Haufen von Leichen, wie er von Anbeginn der Welt das Wasser beleuchtet, das dahinfließt, das Gras, das emporsprießt und die Blätter, die im Herbst abfallen. Ich konnte mich nicht mehr rühren und litt sehr; nur den rechten Arm konnte ich noch etwas bewegen. Dennoch gelang es mir, mich aufzurichten und auf den Ellenbogen zu stützen. Ich sah die Leichen bis tief in die Gasse hinein aufgehäuft. Der Mann schien daraus, sie waren weiß wie Schnee. Ich sah dies mit Schaudern und klapperte mit den Zähnen vor Entsetzen.

Ich wollte nun um Hülfe rufen, meine Stimme war schwach wie die eines Kindes das schluckt; ich sank vor Verzweiflung zusammen. Allein dieser schwache Ruf, den ich in die Stille rings um mich ausgestoßen hatte, erweckte andere von nah und fern und wiederholte sich von allen Seiten. Alle Verwundeten glaubten, es sei Hülfe in der Nähe, und die, welche noch klagen konnten, tönten nach dieser Hülfe. Diese Rufe dauerten noch einige Augenblicke, dann schwieg wieder Alles, und ich hörte nur noch in meiner Nähe hinter dem Zaune ein Pferd langsam schnauben. Es wollte sich aufrichten, ich sah seinen Kopf sich emporstrecken, aber es fiel wieder schwer zurück.

Mir hatte sich durch die eben gemachte Anstrengung die Wunde wieder geöffnet, ich fühlte von neuem das Blut unter meinem Arme herabrinnen. Jetzt schloß ich die Augen, um zu sterben, und alle Erlebnisse seit meiner ersten Kindheit, das Alles kam mir wie ein Traum vor. „Arme Mutter, armer Vater,“ dachte ich, wenn ihr gewußt hättet, daß ihr eurer Kind mit so viel Liebe und Kummer und Schmerz groß gezogen habt, damit es eines unglücklichen, armen, ferne von aller Hülfe, wie groß würde nicht eure Verzweiflung gewesen sein und wie wäre der ihr nicht denen gekommen, welche es in diesen beklagenswerthen Zustand gebracht haben! Ach, mein Gott, ich sehe es ja! — Wenn ich euch nur um Verzeihung bitten könnte für den Kummer, den ich euch bereitet habe!“

Bei diesen Gedanken rannen mir die Thränen über das Gesicht und meine Brust schwoll; lange schluchzte ich ganz leise in mich hinein. Auch der Gedanke an Fortbrion, an Tante Gretel und den guten Herrn Gulden beschäftigte mich gleichzeitig in meinen Fieberträumen auf die schmerzlichste Weise. Es war, als höre es wie ein Schauspiel an meinen Ohren vorüber. Ich sah ihren Schrecken und ihre Betrachtungen, als sie von der großen geschlagenen Schlacht hörten; die Tante Gretel, die so täglich zur Post lief, während Kathrine betend ihre Rückkehr erwartete; Herrn Gulden, wie er ganz allein in seinem Zimmer in der Zeitung las, das dritte Capitel habe von allen am meisten gelitten, und wie er mit zusammengefalteten Händen und mit sich endlich langsam und in Gedanken verlaufen an sein Arbeitstisch setzte. Meine Seele war dort bei ihnen, sie wartete gewissermaßen mit Tante Gretel vor der Post, sie lebte mit ihr niedergeschlagen ins Dorf zurück, sie bei Kathrinen in ihrer Trostlosigkeit. Dann kam eines Morgens der Postbote Röhg nach den Vier-Linden in seiner Bluse und mit seiner kleinen ledernen Tasche; er öffnete die Stubenthüre und reichte der Tante Gretel ein großes Papier hin. Diese fand lautlos und erschrocken, Kathrine aber hinter der Thüre verborgen, sah nicht das Todtenschein, der soeben angekommen war! Ich hörte das herzbrechende Schluchzen der zu Boden gestürzten lieben Kathrine und die Verwünschungen der Tante Gretel, die mit aufgestähmen grauen Haare tief, daß sie für ehrliche und brave Männer bestehe wäre, niemals geboren zu sein, daß der Herrgott ihnen doch nicht beistande. — Der gute Vater Gulden lam, um sie zu trösten; aber laum eingetreten fing auch er an mit ihnen zu schluchzen und Alle weinten in unaussprechlicher Trostlosigkeit, indem sie riefen: „Armer Joseph, armer Joseph!“ — Dies gerieth mir das Herz.

Gegen Morgen hatte es angefangen zu thauen. Dies einförmige Fallen der Tropfen von den Dachern, im Garten und in der Gasse unterbrach die Stille, die auch über meine Seele gekommen war. Da der Thau tief war, so fülte es allmälig den Graben. Von Zeit zu Zeit hörte man eine Mauer im Dorfe fallen, ein Dach zusammenbrechen. Es war noch Nacht, aber es dämmerte doch ein wenig am Himmel. Gegen 11 Uhr Vormittag sah ich durch den dichten Morgennebel ein Pferd mitten auf der Felde; es wankte unstät, bald hier, bald dort umherhaltend; ich sah schwarze Gestalten um dasselbe Zoar waren es nur undeutliche Schatten, ob außer mir sahen noch andere dies Pferd, denn von allen Seiten wurden Seufzer laut und klage de Rufe, so schwach, daß man hätte glauben sollen, kleine Kinder riefen ihrer Mutter.

Ich in meiner glühenden Liebe zum Leben beobachtete das Pferd, wie ein Unglücklicher nach dem Ufer strebt, wenn er im Begriff ist zu ertrinken. Es schien mir, als könne die Laterne den Zuschauern nach dem Garten zu, und als ob das Pferd bei jedem Schritte größer würde. Allein nachdem es noch einige Zeit auf dem Schlachtfelde umhergeirrt war, ging es langsam in eine Erdvertiefung und verschwand. Da fiel ich bewußtlos zurück.

In einem großen Schuppen, eingaum von Stabern getragen, kam ich wieder zu mir. Es gab mir Jemand Wein mit Wasser zu trinken. Dies that mir sehr wohl. Als ich die Augen öffnete, erblickte

Digitized by Google

ich einen Soldaten mit grauem Schnurrbart, der mit den Knöpfen spielte und mit den Füßen an den Wand stieß. „Aha“, sagte er mit zufriedener Miene, „aha, es geht besser!“ (Fortsetzung folgt.)

Vermischtes.

⚠ (Gambinen.) Chevalier de Graff, Redakteur der mit Regierungsmitteln unterhaltenen, tiefsinnigen „Provinzialcorrespondenz für Preußisch-Litthauischen Zeitung, bisher vom Preßvirus beladen, geht ab, da er einen Ruf nach Rheine erhalten.

⚠ Rußland cultivirt sich! Die Russen haben es uns abgelesen, daß wir, wenn dort die Kinderpest herrscht, die Grenzen sperren, freilich nur, wenn sie bereiden nahe ist. Die Russen machen es anders und gründlicher. Aus Rußland, dem Lande in dem sich in einzelnen Distrikten die Rinderpest immer und immer wieder von selbst erzeugt, ist sie durch Weltranenporte für das Militär — wie überhaupt Deutschland jährlich das nöthige Vieh auch exportiert, aber auch Rußland bezogen, verdienen freilich die Lieferanten mehr, also mußten die gesetzlichen Cautionsbestimmungen gemildert werden — bis an den Rhein und nach Frankreich hinein geschleppt. Weil die Rinderpest nun am Rhein ist, darf kein Stroh von Preußen aus über die russische Grenze gebracht werden. Wagen mit Strohlasten mußten diese an der Grenze abwerfen. Waaren, mit Stroh verpackt, die mit der Ostsee ankommen, müssen umgepackt werden. Ein netter Verdienst für die Russen!

Landwirthschaftliches.

(Mitgetheilt von der Königl. landwirthschaftlichen Lehranstalt in Weihenstephan.)

Futterknochenmehl. Nachdem durch die Forschungen eines de Saussure, Liebig, Boussingault, Mulder die Assimilirung und Fettbildung aller Elemente und Verbindungen gelungen war, welche zur Produktion und Reproduktion des pflanzlichen und thierischen Organismus nothwendig sind, wurde die Einführung dieser Stoffe in die lebenden Organismen, sowohl derselben in ihrer ungetheilten Thätigkeitsfähigkeit verbleiben sollen, zum Gesetze. Diesem Gesetze entsprechend, lehrt denn auch die neue Thierarzneikunde jetzt besonders, daß bei der Ernährung der Thiere die mineralischen Bestandtheile zur vorzüglich die Erdphosphate, von gleich hoher Bedeutung, wie die stickstoffhaltigen und stickstofflosen Pflanzenstoffe seien. Da es aber in der Praxis nicht immer möglich ist, Futtermittel, in welchen die einzelnen Gruppen und Nebengruppen in richtigen Mischungsverhältnisse stehen, in Anwendung zu bringen, so fand man durch directe Zufuhr der Erdphosphate dieses Verhältniß leicht und billig herzustellen. E. Wolfram, Bonn, Felser und andere haben denn auch die Bedeutung des Futterknochenmehls für junge, sowie für trächtige und laut milchgebende Thiere auf Grund angestellter Versuche auf das Entschiedenste betont. Weiß, Nördlingen, der bekannte Thierarzneikunde in München wiederholt hervorgehoben, und namentlich sind auch die Versuche, die durch die höhere landwirthschaftliche Lehranstalt in Weihenstephan angestellt worden, vom besten Erfolg begleitet gewesen. Plausibler Weise Rembelt, nicht ganz geeignete Formen und dazu höherer Preis mögen der allgemeinen Einführung dieses unentbehrlichen Nahrungsmittels bisher im Wege gestanden haben. Knochen oder z. B. Grum in Mühlthal bei Futterknochenmehl nach einer Vorschrift von Dr. J. Burger in ausgezeichneter Reinheit und zum sehr billigen Preis geliefert, dürften der Erwähnung, bei solcher der allgemeinen Verwendung jenes unentbehrlichen Hilfsmittels bei der Thierernährung im Wege standen, in Wegfall gekommen sein.

Verantwortlicher Redacteur und Verleger Carl Luebeck.
Druck von W. Rohr in Kaiserslautern.

Verlag von Rudolf Loos in Leipzig.

Aus allen Welttheilen.

Illustrirte Monatshefte für Länder- und Völkerkunde. Redigirt von Dr. O. Delitsch.

Unsere Zeitschrift hat sich die Aufgabe gestellt, **populär-wissenschaftliche Artikel über alle in möglichst weiten Kreisen zu verbreiten und zu fördern.** Der zweite Jahrgang wird vom 1. October a. J. an in monatlichen Lieferungen, zum Preise von 21 Sr. pro Heft, von vier reich illustrirten Bogen erscheinen.

Das 1. Heft (Monat October) enthält: Das Gebiet des obern Nil. Von Dr. Otto Delitsch. — Der Winter des Jahres 1870 in Europa. Mit acht meteorologischen Kärtchen in Buntdruck. Von demselben. — Vier Dolmenbilder. Nach vorgleichenden Photographien. — Havanna. 2. Bombay. 3. Kapstadt. 4. Benedig. — Skizzen aus Südfrankreich. Von Dr. Joh. Luerßen. — Trier. Von Dr. Th. Wittgen. — Der Krieg und das öffentliche Leben. Von R. von Gerstner. — Buchbesprechungen. Mit Abbildungen. — Kleine Mittheilungen aus Gauvorträgen und Forschungen. — Nach Lake Baikal. Von Ludwig Tegetmeier jun. — Zur Statistik. — Literarische Anzeigen.

In St. Wolfgang. — Die böhmische Exportbahn. — Zweite deutsche Nordpol-Expedition. — Reisen von Bremen nach den überseeischen Erwerbungen.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Ein Rittergut

in der Provinz Posen,

in der Nähe der Oderbahn und eines großen schiffbaren Stromes, ist unter den günstigsten Bedingungen zu verkaufen. Die Gebäude sind sämmtlich in vorzüglich und sämmtliche Gebäude, Fabriken u. s. w., befinden sich im besten Zustande. — Näheres in der Expedition d. Bl.

Marktbericht.

* **Frankfurt,** 18. Nov. Getreidepreis nach dem öffentlichen Localmarkt. (Getreidemaß sind in Gulden fürd. Scheffel per centner; die nicht Preisen gültig).

Weizen: 13 fl. 30 kr. Roggen. Hafer und Mischl unverändert.

11. Preußen-Anleihe.

* **Berlin,** 18. Nov. Roggen matter, effekt. 1½ Sr. niedriger, —, auf Lieferung 1½ Sr. niedriger, 7/8 Sr. niedriger, Termine

Pfälzer Demokrat,

ein

Deutscher Demokrat.

Erscheint wöchentlich einmal und wird den auswärtigen Abonnenten Freitags mit der Post zugesandt.

Vom 1. Januar 1871 betritt der Pfälzer-Demokrat unter dem alleinigen Titel „Deutscher Demokrat“ das politische Schlachtfeld. Der Kampf zwischen der Reaction und der deutschen Demokratie ist entbrannt, treu werden wir für die heilige Idee der letzteren einzustehen wissen und der Parteien unter den schwierigen Verhältnissen, in denen wir leben, das zu werden versuchen, resp wir uns heraus bilden. Bücher der Freiheit, führer zur Einheit.

Die hervorragendsten Führer der Demokratie, unser ihnen die Getreuesten der Demokratie, der unausgesetzt Johann Jacoby, sowie Reitenbach-Elberfeld haben uns ihre thatkräftige Mitwirkung zugesagt, auch haben wir Mitarbeiter aus allen Gauen unseres Vaterlandes gewonnen.

An unsere feste richten wir die Bitte, unser patriotisches Unternehmen mit allen Kräften zu fördern.

Die Redaktion.

Nro. 48. Vierteljährlich 5 Sgr. = 18 Kr. in Preußen 6 Sgr. 9 Pf. **Kaiserslautern, 27. November** Inserate 3 Sgr. = 12 kr. die 1spaltige Zeile. **1870.**

* Wochenschau.

Deutschland.

Das Wahlergebniß in Preußen stellt sich, nachdem sämmtliche Wahlen bekannt geworden, etwa folgendermaßen heraus:

Konservative	134
Freikonservative	37
Nationalliberale	99
Fortschrittspartei	43
Linkes Zentrum	10
Sonstige Liberale	20
Klerikale	57
Polen	17
Welfen	3
Dänen	2
	422

Es würde also die konservative Partei 171, die liberale 182 Mitglieder zählen, so daß keine derselben die absolute Majorität hätte und die Entscheidung in den Händen der Klerikalen und Polen wäre. Die Konservativen und Freikonservativen zählten im vorigen Hause mit den Ministern 173 Mitglieder, so daß diese einen Zuwachs nicht erhalten. Die Nationalliberalen haben dieselbe Zahl erreicht wie im letzten Hause. Die Fortschrittspartei hat im Ganzen 4 Mitglieder verloren, wogegen das linke Zentrum beinahe die Hälfte seiner Mandate an die Klerikalen hat abgeben müssen. Doppelt gewählt sind 10 Abgeordnete, Herr von Forckenbeck ist fünfmal gewählt; es werden also im Ganzen 14 Nachwahlen stattfinden müssen.

Das preußische Volk hat seinen Grund, sich über dieses Wahlresultat zu freuen. Das System Müller-Gutenburg hat abermals glänzend gesiegt und an dem Unterrichtsgesetz und Kreisordnung wird das preußische Volk seine Schlachthiebe und Tauwerkigkeit zu bereuen haben. Die Hoffnungen auf einen geschlossenen Widerstand der Nationalliberalen und Fortschrittsmänner sind eitel. Die Herren haben wohl einen großen Mund, die Faust aber nur — in der Tasche!

Der Reichstag wird bei seinem nächsten Zusammentritt wieder einmal das klägliche Schauspiel von der Welt bieten. Seiner Beschlußfassung wird nämlich eine Beschwerde gegen den Bundeskanzler unterbreitet werden.

Bloß sieht dem Reichstage das Recht zu, die Gelder, welche der Militärstaat alljährlich verschlingt, flüssig zu machen, doch um auch nur des einfachsten Bürgers Beschwerde abzuhelfen, dazu fehlt diesem machtlosesten aller parlamentarischen Körper jedes Recht. Da kömmt nun der Vorstand des Berliner Arbeitervereins, um 1) darüber Beschwerde zu führen, daß der Bundeskanzler die ihm vom Reichstag zur Berücksichtigung überwiesene Petition wegen Umgestaltung der Landwehr- und Reservoffizierswahlen unberücksichtigt gelassen, und 2) daß das Bundesdirektorium auf ein vom Berliner Arbeiter-Verein an dasselbe gerichtetes Schriftstück nicht einmal geantwortet hat.

Nach den Bestimmungen der Verfassung hat der norddeutsche Reichstag Petitionen vom Bundeskanzler zur Berücksichtigung zu überweisen. Dieser hat also keine Controlle über sich; beliebt es ihm nicht, bleibt es einfach beim Alten. Ob den Herren Verfassern der Nordbundesverfassung nicht die Schamröthe ins Gesicht steigt, dem deutschen Volke statt Freiheit in Zukunft eine Festel beschert zu haben, von der es sich nimmer befreien kann? Doch die Herren sind das Comödienspielen zu schon so lange gewöhnt, daß Empfindungen der Scham längst der zeitgemäßeren Machtanbetung gewichen sind.

Man meldet, daß der norddeutsche Reichstag eine Competenzerweiterung erfahren soll und zwar soll sich seine Macht über die Presse und das Vereinsrecht erstrecken. Da geht denn auch der letzte Rest von Freiheit in den Einzelstaaten verloren; der Absolutismus vervollkommnet sich und das Volk klatscht Beifall!

Der Reichstag soll auch Geld beschaffen — und zwar wie allgemein behauptet wird, 100 Millionen Thlr. in einer Form, die unter allen politischen Parteien die heftigsten Gegner hat, in der Form des Prämienlotterieanlehens. Es wird daraus sofort ein ziemlich unerquicklicher Streit entstehen, da abgesehen von der Fortschrittspartei, insbesondere Forckenbeck, Lasker, Hennig das Lotteriespiel in jeder Form rückhaltslos zu bekämpfen gewillt sind, wogegen die vielen Geldmänner und Verwaltungsräthe des Reichstags, wozu Miquel, Braun, Strousberg, Kardorff, Ulrich, Sybel, Renard u. A. gehören, die Prämienanleihe als einen kaum zu entbehrenden Zweig des noch fließenden und großen Gewinnen trachtenden Großgeldgeschäftes ansehen.

Die Annahme eines derartigen Großgeldgeschäftes, welches hauptsächlich auf den mittlern Mann abzielt, um ihm die Sparpfennige aus der Tasche zu locken, wäre eine Schmach für die preußische Finanzverwaltung. Der Reichstag aber wird zustimmen und aus dem Staatsschwindel eine Tugend machen.

Die orientalische Frage hat soeben zu einem Notenwechsel geführt, dem unter Umständen sehr leicht ein Kugelwechsel folgen kann. Die „Vallazza,“ folgert in einem wohlgemeinten Artikel daraus, daß Preußens Beitritt zum Friedensvertrage von 56 eine ganz andere Bedeutung als er einer der kriegführenden Mächte gehabt habe. Preußen war damals im Frieden mit allen Conferenz-Mächten. Es habe den Frieden nicht, wie alle übrigen für sich geschlossen. Es war nur als europäische Großmacht zugezogen worden. Durch die Unterschrift aller anderen Vertragsmächte wäre der Friedensvertrag nichts weiter als ein Spezialdokument gewesen, welches den speziellen Krieg beendigte. Die preußische Unterschrift dagegen, die Mitgarantie eines Staates, der nicht Frieden zu schließen brauchte, gab erst dem Vertrage seinen europäischen Charakter. Erst dadurch erhob sich der Traktat über das Wesen eines bloßen Vertrages von Kriegführenden und nahm das viel höhere Wesen eines den europäischen Frieden verbürgenden Dokuments an.

Da hat man denn in der That den Bock zum Gärtner gemacht, es kehrt heute sicher keiner großen Schafsinnigkeit, um das Vorhandensein der Knutenwirkung herauszufinden und das fühlt auch die Liktzig. sehr richtig, wenn sie ihren Artikel mit folgendem Seufzer schließt:

„Das spricht denn gewiß dafür, daß Preußen jetzt den Vertragsbruch Rußlands energisch zurückweisen müßte zu Ihren den europäischen Rechts und seiner Unterschrift europäischen Charakters — — — aber — — — wir leben in Tagen, die weit, weit ab sind von den Tendenzen eines europäischen Rechtes liegen! Ein europäisches Recht wird aber so lange ein altmodischer Gedanke bleiben, so lange noch nicht die europäische Erschöpfung eingetreten ist.“

Wenn die Fortschrittspartei nur auch die Moral aus der Geschichte sür sich ziehen wollte. Ihr ist es nicht, die als äußerste Linke für die Macht und Größe des preußischen Staates zu jedem Opfer bereit war? Seute nicht ihr allerunterthänigstes Parteiprogramm mit den Grund zu den Rechtsverletzungen, welche Europa in der letzten Hälfte dieses Jahrzehnts erlebt und in Zukunft noch weiter erleben wird?

Die Jagd auf Socialdemokraten nimmt ihren ungeschwächten Verlauf. Einzelne Lötzener sind in Ketten ihrer ordentlichen Justiz übergeben worden und für Zuwachs sorgen die Staatsanwälte in den preußisch-norddeutschen Provinzen. In Löbau sitzen noch der Buchdruckereibesitzer Siewers aus Braunschweig und der Buchhändler Geib aus Hamburg. Für den Letzteren soll sich seine Vaterstadt bei dem demokratenfangsrigen General Vogel v. Falckenstein verwandt haben.

Der wieder versammelte gothaische Sonderlandtag wird über eine vielbesprochene Angelegenheit sein Votum abzugeben haben. Wie bekannt, ist der Socialdemokratische Führer, der Privatsekretär Rippold, wegen Verführung des sog. Staatsschwangeren Manifestes hier verhaftet und dann auf Requisition des Koblenzer General-Gouvernements nach Ehrenbreitstein abgeliefert worden. Seither ist zwar die Entlassung Rippolds erfolgt, letzterer hatte sich aber mit einem Ersatzmann schon unterm 8. Oktober verfaßten Schriftstücke an den Landtag gewendet, in welchem er seine Freilassung, besonders aber die Bestrafung des Staatsanwalts fordert, der die Auslieferung angeordnet und damit einer Verfassungsverletzung sich schuldig gemacht habe, da verfassungsmäßig kein Staatsangehöriger seinem ordentlichen Richter entzogen werden dürfe. Eine Krähe hackt der anderen die Augen nicht aus.

Auch der Rudolstädter Landtag ist versammelt gewesen. Im Zeitraum von 5 Tagen hat er — was übrigens für manch anderen Landtag, weiter mehr Schwabenstreich ist, zum Vorbild dienen mag — nun in dieser kurzen Zeit ein neues Wahlgesetz für den Landtag und die dadurch nöthig werdenden Abänderungen des Grundgesetzes, sowie drei Gesetzentwürfe, betr. die Abänderung der Strafprozeßordnung, die Uebergangsbestimmungen bei Einführung des norddeutschen Strafgesetzbuchs, und den Schutz der Waldungen, Gärten, Wiesen, Felder u. s. w. berathen und den Staatsvertrag wegen Herstellung der Saalbahn, so weit erforderlich, genehmigt. Weiter wurden die grundgesetzlichen Bestimmungen über die Landtagswahlen total umgeändert, allgemeines direktes Wahlrecht eingeführt u. s. w.

Die nationale Einigung Süd- u. Norddeutschlands ist so gut wie vollendet. Die traurende Germania sacht heute aus Bedrohkräften — ihre hinverbrannten Kinder aus. Denn was ist die Frucht der blutigen Opfer?

Hessen, Baden und Württemberg dürfen zu den norddeutschen Militärbeiträgen beisteuern helfen und für Bayern ist eine gewisse militärische Selbstständigkeit abgestellen, die es vor dem Kriege genossen hat vollkommener besessen hat. Dafür haben die Herren Regenten denn auch freudig den anderen Artikeln der Bundesverfassung zugestimmt, welche das erdrückende und aussaugende Militärsystem beibehal-

Digitized by Google

ten und jede Gleichterung und Erlösung von vornherein unmöglich machen! Dieses glückliche deutsche Volk!

Der Krieg.

Die letzten Nachrichten vom Kriegsschauplatze berichten von einigen kleinen Gefechten bei Dreux, bei dem Truppen des Großherzogs von Mecklenburg betheiligt waren. Der Ort Dreux liegt nördlich von der Eisenbahnlinie, die von Paris zu öffnen, welche dann auf ihrem Vormarsch durch das 1. bayr. Corps, die 17. und 22. Infanterie-Division; die 2. 4. und 5. Cavallerie-Division, zu welchen noch 2 Bataillone Gebirgslandwehr und 2 Bataillone Landwehr sich, in der linken Flanke, ist der rechten also durch andere deutschen Truppen, wahrscheinlich von der Armee des Prinzen Friedrich Carl, gesagt und ohne Zweifel vernichtet worden wäre. Die Franzosen merkten aber die Falle und gingen nicht hinein. Wegen der zwei Tagen Marschleistungen in Dreux wurde nun so bedeutende Truppenmassen nicht in Bewegung gesetzt. Die Loire-Armee aber steht noch wie vor, in und um Orleans, wo sie sich verschanzt. Vor Paris nichts Neues. Mit dem Bombardement ist es nichts, es bleibt beim Antungen! Der Frieden scheint wieder in weite Ferne gerückt zu sein.

Ausland.

In Oesterreich hat in beiden Häusern des Reichsrathes die Wahl zu den Delegationen, die in Pest sich versammeln, Unterstimmung, die in classen Abreden, in denen die Ausschüsse des Ministeriums bestgelegt wird. Die Regierung scheint es aber diesmal auf den Unwillen des Reichsrathes ankommen zu lassen. Nachdem die nöthigen Gelder bewilligt sind, allerdings nur auf zwei Monate, wird der Reichsrath auf eben so lange Zeit vertagt. Durch die Geldbewilligung ist der Adresse die Spitze abgebrochen!

Wie es heißt, will der Papst den großen Bann über Victor Emanuel aussprechen, sobald er in Rom einzieht.

Der „N. Z." wird aus Rom, 20. Nov., telegraphirt: Die Ankunft des Königs ist neuerlich auf 1. Januar 1871 verschoben worden. Der Nordbundesgesandte Hr. v. Arnim verkehrt sehr viel und freundschaftlich mit Antonelli. Die Klerikalen hoffen mehr als je von Preußen.

Graf Ledochowski, der Erzbischof von Posen soll auch in Versailles, wo er zu Gunsten des Papstes thätig war, die prächtigste Aufnahme gefunden haben. Der preußische Papst Mahler erlebt vielleicht noch das Glück, den römischen in Berlin umarmen zu können!

Die Königswahl in Spanien hat aber doch ihre Hacken, über die sich nur große Geister schnell hinweg zu setzen wissen. Wie die Depesche meldet, hat Prinz Amadeo 191 Stimmen, für die Republik stimmten 63, für Antonio de Montpensier 21, 11 Stimmen wurden annullirt, 19 Stimmabgaben waren nicht deschrieben. Nun braucht aber der künftige Monarch laut Cortesbeschluß eine Zweidrittel-Majorität, um rechtsgiltig gewählt zu sein. Abgegeben wurden, wie gesagt, 292 Stimmzettel, wenn wir die unbeschriebenen außer Acht lassen, die Zweidrittel-Majorität wäre also 196, Prinz Amadeo hat aber nur 191 Stimmen, wäre also nicht gewählt. Nun kann aber Prim folgendes Manöver machen: er kann, da die Constitution, die die Cortes entworfen haben, Spanien als eine Monarchie erklärt, behaupten und durchsetzen, da er die Majorität der Cortes hinter sich hat, daß überhaupt die für die Republik abgegebenen Stimmen bei der Königswahl nicht mitzurechnen sind. Dann beliebe sich die Gesammtzahl der abgegebenen giltigen Stimmen auf 229 Stimmen, die Zweidrittel-Majorität wäre alsdann 154 und der Prinz wäre legal gewählt. Wir sind sehr gespannt darauf, wie die Spanier diese Frage behandeln werden.

---

* Die deutsche Frage in Bayern.

Die Wuth der bayerischen Nationalliberalen, über das Zögern der bayerischen Regierung, sich kopfüber in den Nordbunds grausige Tiefe zu stürzen, wo neben vieler Freiheit auch manches Kröhlein begraben liegt, war unbeschreiblich. Das Vaterland, nämlich die Bundesfassung des preußischen Strumpfbandbeschränkungs-Processes nach Süden hin, schien in Gefahr, an der Besonnenheit der bayerischen Regierung zu scheitern. Wenn die Nationalliberalen gekonnt hätten, würden sie sofort den König von Bayern abgesetzt und einen ihrer größten Schwätzer, etwa den großen Volk mit der komischen Nachtmütze wundert beglückt haben, um Bayern der preußischen Regierung zu überliefern. Glücklicherweise ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und die bayerischen Nationalliberalen gar, werden das Ziel ihrer vaterlands- und freiheitsverräthlichen Wünsche niemals erreichen, denn diesen Bäumen fehlt vor allen Dingen das Hauptersordernis des Wachsthums, das Mark in — Volke.

Unser Standpunkt in der deutschen Frage liegt klar, wir gestehen nur dem deutschen Volke selbst das Recht zu, über seine Zukunft zu entscheiden, wir stehen also in der brennenden Frage weder auf Seiten der Nationalliberalen noch der deutschen Fürsten. Der Nationalliberalismus ist der Todtengräber der Freiheit, die Nationalliberalen im Süden stehen demselben Neze zu. Um das deutsche Volk aber aber den Raub seiner heiligsten Güter zu trösten, lobpeyen die Diener des Grafen Bismarck, die Nationalliberalen diesseits und jenseits des Mains, die, wie ausgewogte Kalbeltrone bellen, um damit das Grab der deutschen Freiheit zu schmücken. Es liegt darin viel Wahrheit, welche aus Blatt um Blatt die Weltgeschichte bestätigt. Auf den Gräbern der Volksfreiheit erhoben sich bisher immer nur despotische Königsthrone und je gründlicher die Freiheitsepitaphe ausgerottet war, desto mächtiger diese Dynastien! Je gründlicher Deutschlands Freiheit in den Staub getreten wird, desto mächtiger das preußische Kaiserthum!

Graf Bismarck und das treuen Bismarck ist nicht das Deutschland des deutschen Volkes. Bismarck will ein despotisch regiertes Deutschland, das deutsche Volk ein freiheitlich begründetes. Das sind zwei unversöhnbare Gegensätze, das Gegentheil der bismarckschen Linie, daß der Norden dem Süden zu süberei ist.

Wir hatten bei einer früheren Gelegenheit der bayerischen Dynastie die Vorstellung gemacht, wenn sie für das deutsche Volk zu einem Opfer ihrer Machtstellung bereit sei, dahin zu streben, daß dieses Opfer auch dem deutschen Volke und nicht der preußischen Dynastie zu Gute komme. Der deutsche Volksgeist ist in der That das Heiligthum der deutschen Nation! Wenn die bayerische Regierung sich Preußens zu erwehren sucht, welches dieses Streben bei jeder Gelegenheit zu ersticken bestrebt ist, kann sie auf die vollste Unterstützung der bayerischen Staatsbürger auch auf die freudige Zustimmung aller freisinnigen Parteien des Nordens rechnen. Den bayerischen Dank des ganzen deutschen Volks aber hätte sie sich erworben, wenn sie den zweiten Schritt, einer Machtentsäußerung zu Gunsten der Volksfreiheit gethan haben würde.

Die Verhandlungen in Versailles haben zu einem vorläufigen Abschluß geführt. Bayern hat sich der Errichtung durch das preußische Centralisationssystem glücklich entzogen und insbesondere durchgesetzt, daß Artikel 63 und 64 der Nordbundesverfassung, die dem einheitlichen Commando der Bundesarmee frechen, auf Bayern keine Anwendung finden. Bayern hat also in diesem Punkte den Vortheil für die bayerische Dynastie; wo aber bleibt das Volk? Das letztere hat ein Recht, einen Lohn für seine Aufopferung zu verlangen. Wenn aber nur die Aenderung des Artikels 63 und 64 der Nordbundesverfassung, erfolgt wäre, daß die Bundesarmee nicht mehr beliebig dann behält Bayerns Volk als Lohn nur die erdrückende Militärlast, gegen die es sich von jeher gesträubt, die dreijährige Dienstzeit und all die schweren Nachtheile, welche ein großes stehendes Heer im Frieden der Volkswirthschaft zufügt. Will man sich diesen Lohnes entziehen, auch für Bayern die Opfer schon fallen, welche bestimmen, daß jeder Staat einen bestimmten Jahresbeitrag zur Bundescasse zu zahlen hat, daß dieser Betrag auch ohne Stat festgehalt werden muß und daß dem Bundesvorstium selbst gegen die Zweidrittelmajorität des Bundesrathes die Entscheidung über die Zulässigkeit einer Reform zusteht. Nur durch eine durchgreifende Umgestaltung der Bundesverfassung wäre also die Abwehr möglich. Das Volk geht aber auch dann leer aus, die Vortheile, welche ihm die Verschmelzung bringt, sind edenso Vortheile für die Regierung, da sie die Machtkraft des Volkes vermehren. Der Einigungsprozeß ist also im Sande verlaufen und wir müssen noch abwarten sind und gelagt, und die unglückliche Entwicklung der Dinge trifft uns somit nicht unvorbereitet. Es erwächst uns aus dieser Sachlage nur die Pflicht, in neuer rastloser freiheitlicher Arbeit.

Bayern hat heute die Aufgabe, das freiheitliche Prinzip zum Siege zu bringen, das Deutschland zu begründen, welches der Gegenstand aller Hoffnungen der deutschen Freiheitsapostel von jeher gewesen ist, — ein in Freiheit geeintes Vaterland!

Die freiheitliche Fortentwickelung ist hierzu das einzige Mittel! So sei denn, da für das Volk der nationale Einigungsprozeß gescheitert, die Freiheit im Innern der Lohn, den Bayerns Volk für seinen Opfermuth heute unter allen Umständen fordern muß. Die Freiheit im Innern ist ein unbesteiglicher Wall gegen jede preußische Vergewaltigung, die einzige und unträgliche Bürgschaft für eine endliche glückliche Lösung der deutschen Zukunftsfrage!

---

* Das deutsche Volk an das französische Volk.

Von dem alten Kämpfer für Freiheit und Recht, Ludwig Simon (Trier), geht uns unter obiger Ueberschrift folgender Artikel zu:

Bürger! Ihr habt Euch aufgerafft zu verschiedenen Malen im Namen des Gesammtbegriffs, der Freiheit und der Völkerselbstständigkeit an mich gewendet. Ihr saßt dich in der Adresse geirrt. Ich gehöre nicht mir selbst, sondern meinen Gebietern, welche zur Fortsetzung des Kampfes gegen dich über meine Arme verfügen. Eine sie hat besiegten, haben sie mich selbst unterworfen. Im Jahre 1848 hatte ich, in Folge eines hochherzigen Anstoßes von dir, einen schönen Traum von Volkssouveränetät.

Acht er war ja nur kurz. Ich war vor den wankenden Thronen stehen geblieben, aus Mißtrauen gegen mich selbst, gegen dich, ein Gedankenmensch, wie sie mich besser. Da haben die in meinem Namen in der Paulskirche zu Frankfurt versammelten Professoren so lange und so gründlich berathen, bis die Throne wieder fest standen und deren Inhaber mich für meine Verwegenheit erwünschlich bestrafen konnten. Hernach hatte ich noch einige Velleitäten des Widerstandes. Ich klatschte der preußischen Kammer Beifall in ihrem constitutionellen Kampfe gegen die Willkür des Herrn von Bismarck. Aber bleibt verstand keinen Spaß. Er schickte die widerspenstige Kammer nochmals nach Hause, erhob verwegerte Budgets und zollendete die durch meine Vertreter bekämpfte Militärorganisation. Sodann bekriegte er Oesterreich und es gelang ihm wirklich, dasselbe aus Deutschland hinaus zu werfen. Ich hatte die höchste Entrüstung gegen diese Brudertrieg an den Tag gegeben. Wer sperrt von Bismarck setzte seine Pläne so glücklich durch, daß ich nachher nicht umhin konnte, seine Erfolge zu bewundern. Ja ich kam schließlich so weit, mir durch eine eigenthümliche Selbstsucht mir rückwirkender Kraft einzureden, daß ich eigentlich von Anfang bis zu Ende stets mit dasselbe gewollt habe, wie er.

Was den gegenwärtigen Krieg gegen dich anbetrifft, so bin ich mit ganzem Herzen in denselben hineingegangen, denn ich habe deinen Kaiser stets verachtet, und ich verachte ihn noch. Ich habe den fortschrittlichen Geist abzulenken, mit den Aberin ernteten wollte. Gegen dich, französisches Volk, hatte ich keinen Haß. Im Gegentheil, ich erkenne an, daß du Eigenschaften besitzest, welche mir abgehen, und meinen eigenen Freiheitsbestrebungen sei es dienstbar, meine körperliche Kraft und das Genie, mich zu schlagen, mangeln mir zwar keines wegs. Aber man muß mich erst in die Uniform stecken und in Reih und Glied stellen. Dann vollbringe ich Wunder der Tapferkeit, zum Vortheile derjenigen, welche mich befehligen.

Revolutionäre Initiative (Thatkraft) zu meinem eigenen Vortheile habe ich dagegen keine und es ist mir unzweifelhaft, daß meine Gebieter mich viel härter behandelt haben würden, wenn du sie nicht beständig in Athem gehalten hättest. Napoleon III. hat mich ja förmlich herabgekommandirt, sein.

Während 20 Jahren den Meinen, die Lüge und die Bestechlichkeit in schreiendster Entfaltung auf dem Throne Frankreichs dulden, sich durch gastige Privatinteressen zu den abenteuerlichsten Kriegen verleiten lassen, und in dem in Mexico — das, ich muß es offen bekennen, schien mir etwas stark. Dadurch hast du erheblich in meiner Achtung verloren und mein Vertrauen in dir ist stark erschüttert worden. Wie dem aber auch sein möge, du bist deshalb nicht weniger ein arbeitendes Volk und meine Brüder und mein Herz gehört deinen Bewohner Bauern, welche die Erde pflügen, ihr Brod suchten, Getreide, Hanf, Flachs, Kartoffeln, Wein bauen; den Maulkorb- und Ollerbaum pflegen. Welche am frühen Morgen auf das Feld gehen und Abends ermüdet nach Hause zurückkehren! Wie in meiner eigenen Heimat, erlangen sie wahrscheinlich nichts Besseres, als die Früchte ihrer Arbeit friedlich genießen zu dürfen. Sollten diese 30 Millionen Bauern, wie man mich glauben machen will, bis in das Mark servalisirt sein", weil höchster Ortes bonapartistische Fäulniß vorhanden war? Die letzte Viertel, welches aus Arbeitern, Handwerkern und Kaufleuten besteht, wird sich kaum wesentlich von denselben Klassen der deutschen Bevölkerung unterschieden.

Warum sollten sie es vorziehen zu ersticken, statt zu ersticken? Weshalb also sollen wir sortfahren.

Digitized by Google

Digitized by Google

...gegenseitig zu erwürgen, da wir doch, ein Jeder bei sich zu Hause, ganz dasselbe thun und dieselben friedlichen Bestrebungen haben? Der Arbeiter oder Bauer, welcher bei uns Ulsane, bei Euch Francktreur geworden ist und welche sich jetzt wechselseitig niedermetzeln, wahrlich! haben sie nicht mehr gemeinschaftliche Interessen miteinander, als der Eine mit seinem König der Andere mit seinem Kaiser?

Nach der Capitulation von Sedan, nach dem Sturz des Kaiserreichs und der Verkündigung der Republik, wäre ich daher wohl geneigt gewesen, nach Hause zurückzukehren und mich mit einer Kriegsentschädigung und der Schleifung deiner Rheinfestungen zu begnügen. Der Sedan haben sich meine Soldaten bei der Nachricht der Absetzung meines Kaisers in dem Glauben umwandt, daß nun Alles vorbei sei. Wenn ich mich stets in den Grenzen der gerechten Vertheidigung hielt, so war alle Aussicht dazu vorhanden, daß du, befreit von ungeheurer Mißleitung, viel leichter einen friedlichen denn einen eigenen Interessen entsprechenden Lösung suchen würdest, als du unter dem dynastischen Regimus deiner persönlichen Regierung gefolgt bist.

So sprach zu mir mein guter Genius, worauf mein böser Genius erwiderte: „Sie haben alle den Krieg gewollt und werden ihn immer wollen. Man bekämpft nicht das Volk, das sich irrt, die Ungerechtigkeit durch die Gerechtigkeit. Es ist eine sentimentale Thorheit, diesen Volk moralisch entwaffnen zu wollen. Wenn man in guten Zug ist, so muß man seinen Erfolg bis zu Ende durchführen. Niemals ist ein Volk mit Nachsicht, Mäßigung, Art an Versöhnliche und Unbesonnenheit, an die Schlachtfeld geliefert worden, als das gegenwärtige Frankreich durch seine kaiserliche Regierung! Nur kein schwächliches Mitleid! Du mußt deinen Vorteil daraus ziehen. Nimm ihm zuerst Elsaß und Lothringen ab! Ob deren Bewohner wollen oder nicht, darauf kommt es nicht an. Die wahre Menschenwürde besteht im Gehorsam, nicht in der Selbstbestimmung. Übrigens ist ein Theil dieser Provinzen die gewaltsam entrissen worden. Hat man jemals eine gehobene Sache gefragt, ob sie zu ihrem Glück theilnehmen wollte? Alle Sachen — nun gut, so nehmen wir das Beispiel des jungen Mortara. Er ist jetzt Diakon; aber wenn seine Taufahren Dröbeln waren, so ging es offenbar nicht, ihm solche nehmen, so ging es offenbar nicht, ihm solche nehmen, so ging es offenbar nicht, ihm solche nehmen

Stadtverordneten von Worms durchzieht und sie für Alles Edle und Große empfammt, denn es ist wahr und sicher gesprochen in der Schrift von Bönitzer und Kranzsüßer, daß ein Anfang, den begeisten Bundesklanzler und desgleichen Generalfeldschaft, die sich, in Anbetracht der bevorstehenden Amerionen wohlverdient ums weitere Vaterland gemacht, zu Ehrenbürgern der Stadt Worms zu ernennen, bereits von nationalbiberaler Seite eingebracht ist und im Schoße des löblichen Gemeinderaths — mit Anausohme eines den Zeitverhältnissen immer noch nicht Rechnung tragenden Demokraten — ungeheuren Enthusiasmus erweckt hat.

Dieses weltgeschichtliche Ereignis, mit allen gegen eine Stimme vom Wormser Stadtrath genehmigt beschlossen, wird den zukünftigen Geschichtern in Worms verkündet, daß ihre Vaterstadt bei der glorreichen Erhebung des deutschen Volkes anno 1870 freudig und selbstbewußt eines der größten Opfer gebracht — die Hingabe des freien Bürgerthums.

Man verfällt halt, nicht allein bei uns, sondern auch im weiten Reich in dieselben Fehler, die man bislang an den Franzosen getadelt und gerügt, man überschüttet die zarten Keime der Freiheit, die emporsprießen aus deutscher Erde, mit der Lauge des Ruhms, erstickt dadurch schon im zarten Gemüthe des Kindes das Bewußtsein des Rechts, dämpft jede freiheitliche Regung in der Brust des Mannes und schafft eine Generation, die mit „Gott, König und Vaterland" auf den Lippen, den Säbel klirr, der die edelsten Güter der Nation in Stücke zerhaut. Treut Euch, Biomarck und Moltke, Euer Lohn wird daran, erkannt von dem Wormser Gemeinderath in Worms, gibt derselbe Ehre dem Ehre gebührt!

Feuilleton.

Geschichte eines Rekruten von 1813.

Von Erckmann-Chatrian.

(Fortsetzung.)

Ich konnte nicht umhin, ihm bei dem Gedanken zuzulachen, daß ich noch am Leben sei. Zwar war mir noch die Brust und der linke Arm fest eingewickelt, und ich fühlte dort heftiges Brennen; aber dies war mir gleich, — ich lebte! — Zunächst fing ich an, die großen Balken zu betrachten, die sich über mir kreuzten, und die Ziegel des Daches, wodurch an mehr als einer Stelle Licht eindrang. Bald erkannt mandte ich den Kopf, und erkannte, daß ich mich in einem jener großen Schuppen befand, wo die Brauer ihre Fässer und Wagen unterbringen. Rund herum auf Matratzen und Strohbündeln waren viele Verwundete neben einander gereiht, und in der Mitte brannten an einem großen Küchenfeuer ein Oberzapf nebst zwei Gehilfen mit aufgekrämpten Hemdsärmeln beschäftigt; einem Unglücklichen ein Bein abzunehmen; der Verwundete seufzte schrecklich. Hinter ihnen lag ein Haufen von Armen und Beinen, und Jeder kann sich vorstellen, was mir dabei für Gedanken durch den Kopf gingen. Fünf Soldaten gaben den Verwundeten aus Krügen und Bechern zu trinken.

Den größten Eindruck auf mich machte der Oberarzt in Hemdsärmeln, der nur immer schnitt, ohne sich um Anderes zu sehen. Er hatte eine große Nase, eingefallene Backen und erstaunte sich jeden Augenblick gegen seine Gehilfen, daß sie ihm die Messer, die Scheeren, die Charpie, die Leinewand nicht schnell genug reichten oder nicht sogleich das Blut mit dem Schwamme abwischen. Dennoch ging es recht gut; denn in weniger als in einer Viertelstunde hatten sie schon 2 Beine abgeschnitten. — Draußen vor den Ständern stand ein großer Wagen mit Stroh. Man hatte gerade einen russischen Grenadier auf den Tisch gelegt. Es war denselben eine Kugel nahe bei der Ohr in den Hals gedrungen. Der Oberarzt forderte seine kleinen Messer zur Operation, als ein anderer Arzt von der Cavallerie, ein kleiner, dicker, podennarbiger Mann, an dem Schuppen vorüberging. Er hatte eine große Mappe unter dem Arm und rief neben dem Zudrovert stehen bleibend: „Halloh Freund! — Ihr leidet, Ihr leidet?" antwortete unser Arzt, indem er sich umwandte. „Wie viel Verwundete?" — „17 bis 18,000." — „Der Teufel, das ist viel! Nun, gehts denn sonst heute Morgen?" — „O ja, ich bin im Begriff, einen Vorgesetzmäßig zu suchen." — Unser Doktor trat aus dem Schuppen, im seinem Kamerade die Hand zu reichen. Sie schwatzten in größter Seelenruhe miteinander und endlich kam er wieder zu dem Russen zurück, der ihm mit Sehnsucht erwartete. Er schnitt ihm den Hals von Rachen bis zur Schulter auf und rief in sehr übeler Laune den Gehilfen zu: „Vorwärts, meine Herren, vorwärts!"

Der Russe seufzte, wie man denken kann; aber jener achtete nicht darauf, sondern zog endlich eine Kugel aus der Wunde, warf sie zur Erde, legte einen Verband an und rief: „Fort!" — Man nahm den Russen vom Tische, legte ihn auf's Stroh neben die Anderen und brachte seinen Platz für Einen nie gegleubt, daß dergleichen in der Welt sich zutragen könnte.

Ich blieb nun in dem Schuppen länger als eine Stunde. Ein Dutzend anderer Wagen mit langen Letten war hinter dem ersten aufgefahren. Landleute in Staatskittel und großen schwarzen Hüten warteten mit der Peitsche auf der Schulter und ihre Pferde am Zügel haltend. Gleich darauf kam eine Abtheilung Husaren an; ihr Sergeant trug ab und sagte, unter den Trappen hervor tretend: „Ihr Herrschaft, Herr Doctor, ich habe den Befehl, zwölf Wagen voll Verwundete nach Lützen zu eskortiren. Werden sie hier aufgeladen?" — „Ja, hier!" erwiderte der Arzt. Und sogleich fing man an, die erste Reihe aufzuladen. Bevor man uns aufhub, sagte man uns noch einen Schluck nehmen. Sobald ein Wagen voll war, rückte derselbe vor und um andere nach. Ich war auf dem dritten und sah auf einem Bund Stroh in der ersten Reihe neben einem Rekruten vom 27. Regiment, dem die rechte Hand fehlte. Hinter mir sah Einer ohne den, einem Andern war der Kopf gespalten und so fort. Als wir von Kaya abfuhren, ging noch Alles gut, ich konnte noch Alles deutlich erkennen; aber später in der Nähe von Leipzig wurde ich sehr elend. Zuletzt tobte man um uns.

Diejenigen, welche sich noch halten konnten, sahen mit den Füßen Wagen, die Anderen wurden auf den hinterstem Wagen ausgestreckt hingelegt. So ging's weiter. Die Husaren neben uns zu Pferde schwatzten von der Schlacht, rauchten und lachten, ohne auf uns zu achten.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redacteur und Verleger Carl Buchdr.
Druck von Ph. Kohl in Kaiserslautern.

Winter-Artikel,

als: **wollene Hemden**, die selbst anfertigen lasse und die beim Tragen und Waschen nicht eingehen, **Kattunhemden, Unterhosen** für Männer und Frauen, **Seelenwärmer, Chawls, Kapuzen, Strümpfe, Handschuhe, Pulswärmer** und **Stiefel**, mit und ohne Lederbesatz und Sohlen, **Cachenez**, wollene und baumwollene **Umhangtücher** in farbig und schwarz, alle **Corset-Artikel** und **Stickwolle** empfehle in reicher Auswahl zu billigsten Preisen. [67]d,bd

Otterberg, im November 1870.

F. W. Bockius.

Mein nun wieder vollständig assortirtes Lager in

Tuch, Buckskins, Damenkleider-Stoffen, Lama's ꝛc. ꝛc.,

bringe hiermit in empfehlende Erinnerung.

Otterberg, im November 1870. [67]d,bd

F. W. Bockius.

Ein Rittergut

in der Provinz Posen,

in der Nähe der Oderbahn und eines großen schiffbaren Stromes, ist unter den günstigsten Bedingungen zu verkaufen. Die Bodenbeschaffenheit ist vorzüglich und sämmtliche Gebäude, Fabriken u. s. w., befinden sich in bestem Zustande. — Näheres in der Expedition d. Bl. [66]

Demokratischer Arbeiter-Bildungs-Verein Kaiserslautern.

Samstag den **26.** November:

Discussions-Abend

Der II. Vortrag.

Echten Havannah-Honig, Indischen Zuckersyrup empfiehlt billigst

Carl Hohle

[46]d in Kaiserslautern.

Marktbericht.

* **Frankfurt**, 23. Nov. Nüböl ruhig, nach dem öffentlichen Ausgebot. (Nachkommen sind in Euro-Fässer, Währung per Centner und nur die Partien zählig).

Weizen: Loko- Rheingau, Wetterauer, Hoher Rückel und Braunte wenig umgesetzt.

Roggen (200 3-Pfd. netto) effekt. bish. und Wetterauer 14⅜, — 15⅜, hinterländer — fremder 14¾—15⅛, auf Lieferung, per diesjährig Monat 15— per Nov. — per April 15¼, 15⅜, B., 15⅝ G., per Mai 15⅝ B., 15⅞ G.

Hafer (200 3-Pfd. netto) effekt. hies. und Wetterauer — fremder — (mit Lieferung?) per diesen Monat 12— per Nov. —, per April 12¾, B., 13 G., per Mai 12⅞ B., 13 G.

Gerste (200 3-Pfd. netto) effekt. hies. und Wetterauer — fremde —.

Dreikorn (200 3-Pfd. netto) Neue effekt. — Mühlen —.

Bohnen (200 3-Pfd. netto) effekt. hies. 21—14½, fremder —, per diesen Monat 14½ B., per Nov. —, per April 14¾ B., per Mai 15⅛ B., 15⅜ G.

Mehl (200 3-Pfd. netto) effekt. hies. (ohne Faß) in Partien von 10 Ctr. 30—, effekt. fremder (ohne Faß) in Partien v. 50 Ctr. —, auf Lieferung?) mit diesen Monat 30—, per Okt. —, per Mai 29.

Kommissaren 50 Pfd. Tralles zu 100 Liter effekt. ohne Faß 31—.

* Mainzer winnahmens 150 Pf. Roggen mindestens 140 Pfd. Natur-Gewicht per 80 Liter, 80 Pf. mindestens 37 Pfd. Natur-Gewicht per 80 Liter, Alles verschieden, unt. Faß.

* **Köln**, 23. Nov. (Amtliche Notirungen der Handelskammer.)

Weizen: still.

Roggen matt, per 1000 Pfd. mit Faß in Eisenbahn effekt. bei Partieen von 100 Centner 16⅞ Br., per Nov. 15⅝ B., per Mai 15⅝ B., 15⅞ G.

Leinsaat unverändert, effekt. in Partieen von 100 Centner 21⅝ Br.

Rüböl ruhig, effekt. 7⅞—8⅛ Br., fremder 7⅞—8⅛, Tr., in Nov. 7.4 bez., 7.28 G. Br., per März 8 bez. u. B., 8.2 G., per Mai 8.4 B., 8.26 Gd.

Spiritus ruhig, effekt. 6.24 Br., fremder nom. gedeckt 5.25—6.10 Br., per Nov. 5.26 B. per Nov. 5.16 G., per März 6 bez., 6.2 B., per Mai 6.24 bez. u. B., 6.4 G.

Spiritus Liverich, 23. Nov. in Partieen von 5000 Quart 21 B.

Notirungen der Produktenbörse.

Weizen niedriger, effekt. 8 Mk. per Centner 7.—8⅛, Br., per Nov. 7.12, 14, 13 bez. u. B., Gd., per März 7.29 bez., 7.29 B., 7.26½, G., per Mai 8.5 bez., 8.8 B., 8.5 G.

Roggen blieb effekt. 6⅝ Br., fremder 6.27—6⅝, per Nov. 6.27 26.4, 27 bez. u. B. 6.26½, Gd., per März 6.4 bez. B. 6.4 G., per Mai 6.5.4, 7.5 bez. u. B. 6.5 Gd.

Gerste, effekt. hies. 6⅛, Br., fremder 5.27—6⅛, per Nov. 5.27 26.4, 27 bez. u. B. 5.26½, Gd., per März 6.4 bez. B. 6.4 G., per Mai 6.5.4, 7.5 bez. u. B. 6.5 Gd.

Hafer effekt. 6 Br.

Rüböl anfangs höher, schließt flau, effekt. in Partieen v. 100 Centner in Eisenbahn 16⅝ Br., per Nov. 16⅝ B., per Mai 15⅝ bez. u. B., 15⅞ G.

Spiritus matt. Mais-Roggen auch zu 6.1. gehandelt.

Weizen per Nov. 7.12 bez. Termin-Handelsgesellschaft, 1000 Ctr. — Roggen loko wenig offerirt, doch auch Deckung. Termine matt. Oct. 10.000 Ctr. — Hafer loko bedauptet. Termine matt. — Rapsamen 21 verkauft. Oct. 240 Ctr. — Rüböl matt verkehrend, schließt fest. — Petroleum fest. Oct. 240 Ctr. — Spiritus matt und belangt. Oct. 10.000 Ctr. Rüböl per Nov. 7.26½, per März 7.29½, per Mai 8.5 bez. u. B.

Weizen matt. Mais-Roggen auch zu 6.1. gehandelt.

Weizen per Nov. 7.12 bez. Termin-Handelsgesellschaft, 1000 Ctr. — Roggen loko wenig offerirt, doch auch Deckung. Termine matt. Oct. 10.000 Ctr. — Hafer loko behauptet. Termine matt. — Rapsamen 21 verkauft. Oct. 240 Ctr. — Rüböl matt verkehrend, schließt fest. — Petroleum fest. Oct. 240 Ctr. — Spiritus matt und belangt. Oct. 10.000 Ctr. Rüböl per Nov. 7.26½, per März 7.29½, per Mai 8.5 bez. u. B.

Weizen loko 73—75 Pfd. holl. 58—61 Thlr., feiner 71½—72½ Thlr. bez., feiner 77—78½ Thlr. ab Bahn bez. pr. November 72½—71½—72 Thlr. bez.

Roggen loko pr. Novbr. 50 Thlr. bez.

Gerste große und kleine pr. 1750 Pfd. 37—54 Thlr.

Hafer loko pr. 1000 Pfd. loko ord. prim. 44 Thlr. bez., märk. 47½—, 27½, 1000 Pfd. 47½—47½ Thlr., fein prim. 49 Thlr. ab Bahn bez., pr. Nov. —, 48½ Thlr. bez. Novbr. 47½ Thlr. bez. Rapsamen 52—50 Thlr., Futtersamen 52—50 Thlr.

Rüböl pr. Ctr. loko 14¾, Thlr. per Nov. 14⅞—, 4 Thlr. bezahlt.

Leinöl loko 13⅞ Thlr.

Petrol. um loko 7¼, Thlr. Br., pr. Nov. 7¼ Thlr. bez.

Spiritus pr. 8000 Tlr.-% loko ohne Faß 17 Thlr. 1⅓, pr. pr. Nov. 17 Thlr. 16—17 bez. bez.

* **Berlin**, 21. Nov. (Neuer Berliner Viehmarkt.) Der heutige Markt hat mit den Zufuhren den am vorigen Montage gutgehabten Auftrieb und der verhältnißlich neuere große Absatzmarkt. Der Verkehr ist immer noch ungemein gut, wie auch in langer Quantonsiner erhebt machen man in Folge treiben die Zufuhr bisher noch bei Weitem nicht in der Stadt vorhandenen Bedarf. Der Handel ist lebhaft und wird in nächster Nähe auch der Export größer und die Preise heben sich.

Es kommen waren neu hinzukommen Stück: 1586; zu bleiben Bestand hatte sich am letzten Markte mehr wie reichlich gerade; für die Verkäufer waren gut gegangen, bekannt und Handel, bisher der den Kreuzschnauzen indes fast gar Absatz, auch bei nicht und bestimmten Ueberstande die Preise sehr gedrückt waren, es wurde am Ende nur für: Ochsen 1. 12—13½ Thlr., für zweite 13—15 Thlr., für dritte 10—11 Thlr., per 100 Pfd. Schlachtgewicht.

Kühe und Kälber waren verlief bei ziemlich großer Ueberfuhr und wurde mir wie mittmäßigen Preisen ziemlich bezahlt; es waren Stück 5784 zugetrieben und brachten Kühe 1. 14—16½, Thlr. per 100 Pfd. Schlachtgewicht.

Kälber waren Stück 673 zur Stelle; auch hier schleppt sich der Markt wie bisher dahin blieben wenig übrig und es kamen immer noch unbefriedigt verbleiben.

Vom Schafvieh waren 4237 zugetrieben und war bei Hondel hier so matt und lebhaft wie bisher noch nie; es kamen Stück 4237 zum Verkauf und wurde bezahlt: Mastlämmer 39—50 Thlr., für 50 Pfd. 68—71 Sgr. — Mütter 36—45 Thlr., für 50 Pfd. 62—63 Sgr. — Schafe 30—40 Thlr., für 50 Pfd. Lebtgewicht 42—51 Thlr. bez., für 70 Pfd. 60—62 Sgr. Alten 98 110 Thlr. bez. für 72 Pfd. 121 Sgr. — Mutterschafe 31 Thlr. bez. für 50 Pfd. 64 Thlr. für 200 Pfd. — Zuwachsen 10—16 Thlr. für 20 Pfd. — Bleibt 11 Thlr., Rückst 13½, Thlr. für 100 Pfd. ohne Fett. — Schweine 15½, Thlr. für 8000 Pfd. Lebt. ohne Fett.

Digitized by Google

Pfälzer Demokrat,
ein
Deutscher Demokrat.

Erscheint wöchentlich einmal und wird den auswärtigen Abonnenten Freitags mit der Post zugesandt.

Vom 1. Januar 1871 beginnt der Pfälzer Demokrat unter dem alleinigen Titel „Deutscher Demokrat" das politische Schlachtfeld. Der Kampf zwischen der Reaction und der nationalen Demokratie ist entbrannt, trat werden wir für die heilige Idee der sieghaften einzutreten wissen und der Partei unter den schwierigen Verhältnissen, in denen wir leben, treu zu werden suchen, wenn wir uns derzeit fühlen, Wächter der Freiheit, Führer zur Einheit.

Die hervorragendsten Führer der Demokratie, unter ihnen die Vertreter der Demokratie, der unvergessene Johann Jacoby, sowie Reitenbach-Pfälzen haben uns ihre thatkräftige Mitwirkung zugesagt, auch haben wir Mitarbeiter aus allen Gauen unseres Vaterlandes gewonnen.

In unserer Presse richten wir die Bitte, unser patriotisches Unternehmen mit allen Kräften zu fördern.

Die Redaktion.

Nro. 49. Vierteljährlich 5 Sgr. 18 Kr. in Preußen 6 Sgr. 9 Pf. Kaiserslautern, 4. Dezember Inserate 3 Sgr. = 12 Kr. die 1spaltige Zeile. 1870.

* Wochenschau.

Deutschland.

Wie riesige Anstrengungen die reactionäre Partei in Preußen gemacht hatte, um in der „Abgeordnetenwahl den Sieg zu erringen, mag der Leser aus einem, uns von hervorragender Seite aus Ostpreußen zugehenden Briefe entnehmen:

„Sonderbares, was vor den Wahlen geschehen, haben wir schon berichtet, heißt es darin. Fügen wir noch hinzu, daß Regierungssecretäre und andere Staatsbeamte während den Dienststunden Tage lang reactionäre Wahlzettel von Haus zu Haus getragen haben, Polizeimunitär (in anderen Gegenden Districts-Commissäre genannt) tagelang ihre Geschäfte ruhen ließen und Wahlrundreisen machten, unser Necierungspräsident Maurach in gleichen Geschäften den ganzen Regierungsbezirk bereiste, aller Orten mit seinen Beamten und Domänenpächtern Sitzungen abhaltend, in fast allen Urwahlbezirken auf dem Lande bei dieser Wahl zum ersten Male gedruckte reactionäre Wahlzettel verbreitet wurden (gewiß doch auf Staatskosten gedruckt, also aus unserem Beutel) und wir haben ein Bild, wie die Reaction unsere Wahlen diesmal gewählt. Und das Resultat aller dieser Wahlscenen? — Leider ist das Wort liberal" ein sehr dehnbares, uns wenig zufriedenstellendes, aber nehmen wir immer Notiz davon, als, soweit uns die Wahlen bekannt geworden, nur einige Reactionäre, der Landrath Dziembicki in Neidenburg und ein Paar seiner reactionärsten Brüder gezählt sind und die Mehrzahl der andern Abgeordneten der Fortschrittspartei, wenige den Nationalliberalen angehören. Diesen Umschwung verdanken wir allein dem Kriege. Das Volk will Frieden! Unser Ideal in seinen Begriffen, schweben ihm freilich in der Schule eingelogene mittelalterliche Vorurtheile vor, und war auch ist noch viel von Annexion die Rede. Aber auch der Gedanke fängt an, in den Hintergrund zu treten und nur eine Schmach, eine Verderbung bleibt: „Friede unter allen Umständen!"

Wir können diesen Schlußsatz unseres Freundes wohl ohne Bedenken auf die große Mehrheit des deutschen Volkes ausdehnen, welche die Dinge vom Standpunkte der nächsten schlicht bürgerlichen Anschauungsweise betrachten, denen ein friedlich-freiheitliches Leben höher steht, als der Erwerb einiger Schollen fremden Bodens. Und doch, wie weit sind wir vom Frieden noch entfernt. Der eben verlautete Reichstag des norddeutschen Bundes hat der Regierung die aus Neue 100 Millionen zur Fortführung dieses blutigsten aller Kriege bewilligt. Der Lastenwurf wird neue Triumphe feiern, doch wo kommt es auf Millionen Thaler, auf Tausende von Leuchenleben an, wenn nur der dynastische Kriegszweck erreicht wird. Mit 178 gegen 8 Stimmen hat der Reichstag die Geldbewilligung der Regierung willigt. Dagegen sprachen und stimmten nur die Abgeordneten der Arbeiter-Partei: Bebel, Fritzsche, Liebknecht, Schraps, Hasenclever, Schweitzer und Hende. Dagegen stimmte auch der Professor Ewald, der dänische Abgeordnete Krieger enthielt sich der Abstimmung. Die Debatte selbst war stürmisch und der Gewaltpolitik des Reichstags ganz würdig!

Von der Fortschrittspartei ist höchst überflüssiger Weise die rechtslose Verhaftung Jacoby's einer Interpellation zur Sprache gebracht. Die Regierung hat die Weißwaschung Vogel v. Falckenstein's zugelegt und damit bleibt es beim Alten; der Reichstag hat so sein Recht, den General zur Verantwortung zu ziehen, dem Demokraten Jacoby gegenüber wird es ihm wahrscheinlich auch an Lust gebrechen.

Höchst wahrscheinlich wird der Reichstag auch die „neue Bundesverfassung" berathen, sowenig ihm dazu auch ein Recht zusteht. Doch das macht den Herren keine Schwierigkeiten, Macht geht vor Recht. Zu dem siebenden Capitel Confiscationen notiren wir die wahrhaft unerhörten Beschlagnahmen der „Frankfurter-Zeitung" wegen Landesverrathe. Sämmtliche Nummern, die letzte erst nach dürftiger Polizei- und Staatsdubitelei sind freigegeben worden, da sie nichts Straffälliges enthielten. Wer entschädigt nun aber den Verleger? — Confiscirt ist die „Köln. V. Ztg." ohne Grundangabe. In Trier polizeiliche Preßüberwachungen nach Art der Centur. Haben wir in Nordbeutschland erst dem Bundespräsidium das Preßgesetz angeschieret, wirds wohl noch besser kommen.

Confiscirt wurde endlich in Berlin außer dem „Börsencourier" auch die „Börsenhalle". Man begreift bei diesen Preßmaßregelungen sehr wohl, was in der preußischen Regierungssprache „Treue um Treue" bedeutet!

Ueber einen Beschluß, den die Danziger Mennoniten vor einiger Zeit hinsichtlich der militärpflichtigen Mitglieder gefaßt haben, schreibt man der „N. Ztg.": Nach dem erlassenen Sendschreiben können sich dieselben der Erkenntniß nicht verschließen, daß es Christenpflicht sei, für die Wohlfahrt, das Recht und die Erhaltung des Staates, dem wir nach Gottes Fügung angehören, in den von einer rechtmäßigen Obrigkeit gestellten Grenzen mit Leib und Leben mit einzutreten. Es wird jedem Mitgliede die Art seiner Kriegspflicht freigestellt.

Im königlichen Justizministerium finden seit einigen Tagen Berathungen über den Entwurf einer Strafgerichtlichen Prozeßordnung für den norddeutschen Bund statt. Großpreußen entwickelt sich!

Die Einberufung der Stände des Großherzogthums Hessen ist auf den 5. l. Monats ergangen. Die Tagesordnung für die erste Sitzung zweiter Kammer enthält eine Vorlage der Regierung wegen Vereinigung der südlich des Mains gelegenen Gebietstheile des Großherzogthums mit dem neu zu bildenden deutschen Bund.

Dieselbe Frage wird voraussichtlich schon in nächster Zeit auch die süddeutschen Kammern auf das lebhafteste beschäftigen. Im heftigsten dürfte der Kampf in München und Stuttgart entbrennen; hoffen wir, daß es den Nationalliberalen nicht gelingt, das deutsche Volk um seine Freiheit und Zukunft zu bringen.

In Baden ist die Zahl der Leichenredner um die todte Freiheit und Selbstständigkeit des Landes um einen der wüthendsten Schwätzer vermehrt worden. Die Stadt Lahr hat sich den Oberstaatsanwalt Rieger in Mannheim zum Abgeordneten gewählt. In Mannheim, welches sich einen demokratischen Bürgermeister gegeben, setzt die Wahl des Gemeinderaths in Aussicht. Voraussichtlich wird sie der des Bürgermeisters entsprechen.

Die Wahlbewegung in Württemberg geht nunmehr in hohen Wogen durch das ganze Land; sast in allen Bezirken, welche die bisher die großdeutsche Majorität in die Kammer geschickt haben, stehen die bisherigen Volksvertreter wieder von ihren Wählern, in beinahe allen Bezirken aber treten ihnen die verbündete preußische und ministerielle Partei mit großer Energie und mit allen Mitteln entgegen. Allen Anzeichen nach erlangen jedoch die alten Vertreter die Majorität.

In Bayern wird es kaum zu einer Neuwahl kommen. Die Regierung scheint zur alten Vertretung hinsichtlich der Erhaltung der bayerischen Selbstständigkeit größeres Vertrauen zu haben, als zu den norddeutschbundsmäßigen Nationalliberalen. Bei Anwehr der Verpreußung wird die Regierung im Volke eine feste Stütze finden.

Während das süd. Volk sein seiner großen Masse sich hauptsächlich mit der nationalen Frage beschäftigt, wühlen die Ultramontanen für den Papst. Großartige Volksversammlungen, in deren Veranstaltung die schwarzen Geister bekanntlich groß sind, beschäftigen die Regierung mit Bitten für den Papst, als ob dieser Victor Emanuel aus Rom jagen könnte.

Ausland.

In Pest tagen die österreichischen Delegationen. Vom Kriegsministerium ist das Heeresbudget eingebracht worden, das sich auf 138,88 Millionen beziffert und die Ausgaben des Vorjahres um 63,9 Millionen übersteigt. Dazu treten noch die Ausgaben für die Flotte und die Landwehr, sowie 19,1 Millionen für die bereits Ausgehobenen Mannschaften. — Für den Frieden recht rosige Aussichten!

Den Delegirten liegt das österreichische Rothbuch, eine Sammlung diplomatischer Aktenstücke vor, aus denen nur eines unsere besondere Aufmerksamkeit fesselt. Bei der innigen Zusammenkunft haben der König von Preußen und der Kaiser von Rußland sich über das von Oesterreich und Galizien angebahnte freisinnige Regiment beklagt. Oesterreich hat diese Klagen etwa dahin beantwortet, lieber vor der eigenen Thüre zu kehren und den Frieden nicht durch ein willkürliches Regiment in den eigenen Provinzen zu stören.

Die orientalische Frage hat Anlaß zu einer Interpellation gegeben, die in ziemlich matter Sprache vom Ministerium beantwortet wurde.

Der Papst hat seine Drohung vom großen Bannfluche gegen Victor Emanuel schnell erfüllt. Eine päpstliche Bulle verhängt abermals über den König von Italien die Excommunication. Es heißt in derselben: „Wir erklären Euch, ehrwürdige Brüder, und durch Euch der gesammten Kirche, daß alle Diejenigen, in was immer für einer, auch ganz besonderer Erwähnung werthen Würde sie glänzen mögen, welche die Invasion, Usurpation, Occupation was immer für einer unserer hehren Stadt, oder etwas daran verübt haben, und ebenso ihre Auftraggeber, Begünstiger, Helfer, Rathgeber, Anstifter und alle Anderen, welche die Ausführung der erwähnten Dinge unter irgend einem Vorwande und auf was für immer eine Weise befördern oder sie selbst ausführen, der größeren Excommunication und den anderen von den heiligen Kanonen, den apostolischen Konstitutionen und den Dekreten der allgemeinen Konzilien, insbesondere des tridentinischen, verhängten katholischen Censuren und Strafen verfallen seien."

Es ist das ein Aufflammen des päpstlichen Zorns, das an die Tage der päpstlichen Allmacht erinnert.

Digitized by Google

Heute wird der Bonnaffich wirkungslos verhallen, und Victor Emanuel wird es nicht im Traume erfallen, das vollendete Werk rückgängig zu machen.

Auch die Schweiz hat ihre Unruhen. Im Canton Teſſin hat die Verlegung der Hauptſtadt von Lugano nach Bellinzona eine Aufregung hervorgerufen, welche ſtellenweiſe ernſte Verhältniſſe angenommen hat. Der ſüdliche Theil des Cantons unter dem Berg-Comite proteſtirt gegen dieſe Maßregel, und in einigen Ortſchaften haben Volksverſammlungen beſchloſſen, daß der Wahlen für den großen Rath des Cantons zu enthalten und ſelbſt von der Bundesregierung die Trennung von Ober-Teſſin vom übrigen Theile zu verlangen. Die Regierung und der große Rath haben die Unruhen für unbedeutend erklärt und eine Beilegung des Streites verſuchen ſollte, iſt ihre Miſſion nicht gelungen, und der Diſtrikt, um den es ſich handelt, hat ſich thatſächlich von Teſſin getrennt. Bei dieſer Sachlage hat die Bundesregierung einſchreiten müſſen und ſie hat die militäriſche Beſetzung des Theils von Ober-Teſſin, der ſich gegen die Cantonalbehörde empört hat, anbefohlen.

Während alle Staaten ihre Streitkräfte vermehren und dem volkswirthſchaftlichen Ruin zueilen, hängt das kleine Bahnemark Schwert und Harnisch mit den Nagel. Die Vertreter der Bundesverſammlung haben die Leiſtungen für Heer und Kriegsflotte wird jetzt vom Volke ernſtlich in Angriff genommen, obgleich die miniſterielle Erklärung bereits vorliegt, daß man deshalb den Ausgang des gegenwärtigen Krieges abwarten habe. Man verlangt für den Staat eine neutrale Stellung wie die Art, wie Belgien und die Schweiz ſie haben, und welcher dann eine vermünftige und eine heilſame Anwendung der eigenen Kräfte hervorgehen werde. Wer wird dieſe Neutralität bei dem heute im Völkerrechte herrſchenden Grundſatze „Recht geht vor Recht“ wohl garantiren? Etwa Belgien?

In der erſten Hälfte des Dezembers ſteht Spanien das Glück bevor, ſeinen neuen Landesvater, den man gewiſſermaßen wie die Katze im Sack gekauft, von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen. Wahrſcheinlich wird der vorſichtige Bräutigam ſich damit für eine zu großen Haufen Gaffenjungen und ſonſtige Hurrahſchreier, ſorgen, um dem Könige einige Volksbegeiſterung vorzuſpiegeln, von der der ſonſtende Theil des ſpaniſchen Volkes keine Ahnung hat. Am Tage der Wahl waren die umfaſſendſten militäriſchen Maßregeln getroffen, damit das Volk, das wirkliche dieſen Namen verdient, was bezeichnet wohl am deutlichſten, was der neugebackene Landesvater in Wahrheit zu erwarten hat. Madrigens bringt er zur Freude Spaniens gleichzeitig einen Krieg mit.

Unter dem Jubel ſchlägt ein ſüdländer Herz in den Gefangenen von Wilhelmshöhe. Nach dem Vorgange der Peterchinger oberſten Cenſurbehörde hat auch das Bayriſcher Cenſurcomite die Veröffentlichung von Karrikaturen, Schriften und Zeitungsartikeln, welche eine perſönliche Beleidigung des Kaiſers Napoleons enthalten, verboten und den Verlagshandlungen, Druckereien und Zeitungsredactionen darauf bezügliche Weiſung zugehen laſſen.

In Berlin verbietet man Thorarbeiten harmlosen Inhalts, die ſich mit dem Erlöſer beſchäftigen.

Ein Lieutenant einer Compagnie von 5000 Kirkmanen auf die ruſſiſchen Poſten am Ufer der Michaelsbucht fall glänzend zurückgeſchlagen worden ſein.

Die Bericht des Commiſſärs für das Unterrichtsweſen in den Vereinigten Staaten enthält folgende Daten in Beziehung auf das Schulweſen bei den Indianern. Von der Geſammtzahl der in den Staaten befindlichen Indianer, 380,362 Seelen ſind ungefähr 26,000 in einem Alter, in welchem dieſelben Schulunterricht genießen könnten; es werden die für ſie beſtehenden 153 Schulen nur von 6000 Schülern beſucht. Die Ausgabenſumme für dieſe Schulen betragen, unter Hinzurechnung der von religiöſen Genoſſenſchaften beigeſteuerten Summen für dieſes Jahr 289,027 38 Dollars.

Die mexicaniſche Regierung hat der amerikaniſchen erklärt, daß ſie die Bemühungen zur Verwirklichung eines Canals, durch den Iſthmus von Tehuantepec durchaus billige, ſehr wohl, die ſie für Mexico damit verbundenen Vortheile erkenne, und ihren Beamten den Befehl ertheilt habe, den mit der provinziellen Vermeſſung beauftragten Ingenieur-Beiſtand angedeihen zu laſſen.

Der Krieg.

Pariſer Blätter wurden in der Nacht vom 24 zum 25. Nov. von 10½ Uhr bis 2 Uhr von drei Seiten beſchoſſen.

In den letzten Tagen haben gemiſch blutige Vorpoſtengefechte, und vorgeſtern eine Schlacht ſtattgefunden. Die erſteren wurden am 24. Novbr. durch die Armee des Prinzen Friedrich Karl, vorbei an Orleans, bei Labon und Maylees, gegeliefert. Die Schlacht am 25. hat die Armee, des General Manteuffel in der Nähe von Amiens gegen die franzöſiſche Nordarmee geſchlagen.

Thionville, die Schwerterfeſtung von Metz iſt nach einem Bombardement, aus 76 preußiſchen Belagerungsgeſchützen geſallen. Die Stadt zählt 8000 Einwohner, die durch das Bombardement zum größten Theile obdachlos geworden ſind. Die Beſatzung aus 4000 Mann beſtehend, iſt, ſoweit ſie aus Wehrpflichtige beſtand, entlaſſen und das übrige Theil kriegsgefangen nach Mainz geſchafft worden. Die Civil-, welche Gemeinheiter ſind und ſich kriegsgefangen in Deutſchland befinden, ſollen die Erlaubniß zur Zurückkehr erhalten haben unter der Bedingung jedoch, daß der Eigenthum dem Staate verfällt, wenn ſie ſich an den Feindſeligkeiten gegen die Deutſchen betheiligen. Die neue Geldbewilligung im Reichstage, die Ausrüſtung von 6000 Zuglinien für den Transport in Frankreich, ſowie die barmäßige Vertheidigung von Paris laſſen darauf ſchließen, daß wir noch lange nicht am Ende der Dinge ſtehen. Faſt 1000 Kranke kommen täglich von der Pariſer-Armee zurück; doch Elſaß und Lothringen müſſen wir haben und mag auch die halbe Armee dabei zu Grunde gehen, was ſpielen auch Menſchenleben in dieſem Kriege, für eine Rolle!

Der langen Phronrede kurzer Sinn.

Die Thronrede des norddeutſchen Reichstages iſt ſo intereſſant und lehrreich für das Volk, als das wir ihr nicht einige Betrachtungen widmen ſollten.

Ihre Einleitung führt den Creatulanten zu den in der Geſchichte unerhörten Siegen mit dem ablich gewordenen frommen Blick zu Gott, der weiter helfen ſoll, dann einige Schmeichelcien an die buttergebende Kuh Reichstag, die ſo begeiſtert des Volkes Geldbeutel für den Krieg geöffnet, mit der Schlußphraſe: „Dem Ihm in Blut und Leidere ich mein Jahrhundert in die Schranken!“ Jetzt kommt das Zugeſtändniß, daß die Erinnerungen und Eindrücke, welche der Krieg im franzöſiſchen Volke zurückgelaſſen, nicht auf eine ungetrübte Dauer des Friedens rechnen laſſen, welche es müſſten unter allen Umſtänden vertheidigungsfähige Grenzen für Deutſchland, Elſaß und Lothringen erobert werden. Als ob ſich unſere Grenzen nicht auch ohne Elſaß und Lothringen haben vertheidigen laſſen!

Hätte Deutſchland nach Sedan mit der franzöſiſchen Republik einen billigen Frieden geſchloſſen, wie die deutſche Demokratie es laut geforderd, hätte man ſich einen Freund und einen für alle Zukunft geſicherten Frieden gewonnen, denn die Grundlage des republikaniſchen Fortbeſtandes war ja nur einzig und allein der Friede, die Freiheit! Allein das hat Bismarck gethan, ſondern vielmehr die Volksſimmen gewaltſam unterdrückt.

Die Thronrede ſpricht kein Sterbenswörtchen mehr von den lieben Brüdern, die in Elſaß und Lothringen der Befreiung und Wiedervereinigung mit Deutſchland harren. Der Regierung iſt's höchſt gleichgiltig, ob trotz des jubelnden Beifalls der Reichstagsdeputirten, ausgelacht zu werden, wenn ſie mit einer ſolchen Redensart hervorgetreten wäre. Deshalb nannte ſie das Kind beim richtigen Namen: „Vertheidigungsfähige Grenzen,“ Eroberung.

Wie intereſſirt Bismarck an dem Frieden iſt, ſie will die ſüddeutſchen Brüder von dem Drucke der drohenden Stellung befreien, welche Frankreich ſeinen früheren Eroberungen verdankt. Das iſt neu, aber im Angeſichte der Verſchmelzungsverträge mit Süddeutſchland eine ſehr leere Floskel. Die Großſtaaten werden in der Lage ſein in freundlicher Anerkennung ihrer im Kriege geleiſteten Dienſte verſchuldet, ihre ſtaatliche Selbſtſtändigkeit exiſtirt nicht mehr und damit ſind die Folgen eines Druckes durch Frankreich für immer beſeitigt.

Der langen Rede kurzer Sinn iſt alſo: für die Vollendung der Grenzausdehnung nach Weſten das nothwendige Geld zu bewilligen und gleichzeitig die ſüddeutſchen Zöchlein, welche dem preußiſchen Moder nicht widerſtanden haben, in Sicherheit zu bringen; d. h. ſie ſtaatlich abzuſchlachten.

Der Reichstag wird im Uebrigen ſeine Pflicht thun und zuſtimmen, und das Volk muß wie immer leiden und bezahlen, wenn die Könige ſündigen.

Ueber die Selbſtverlängerung des Reichstages.

Herr v. Hilgers, der Reichstagsabgeordnete, hat an Herrn Simſon erklärt, er erachte ſein Mandat für erloſchen, weil es die Selbſtverlängerung des Reichstages ohne Zuſtimmung ſeiner Wähler nicht anerkennen könne. Das wird man freilich im Reichstage unter dem geſchäftlichen Mittheilungen des Herrn Präſidenten verhalten, aber es ſoll in der Geſchichte dieſer Tage als ein derbſaft Wort zu rechter Zeit fortleben. Man hätte über die „Verfaſſungsergänzung“ nicht an den Reichstag am 23. Juli d. J. ſich ſelber zum Beneſſium bewilligte, vielleicht hinwegehen können, wenn die Vorbedingungen dieſer Geſetzesvorlage irgendwie ſich erfüllt hätten. Aber kein Fuß breit deutſchen Bodens iſt vom Feinde betreten und durch die Landtagsbeſchlüſſe, die ſo oben Initiativnoten, hat die Regierung bewieſen, daß ſie das Land in ſeiner gegenwärtigen Sachen-Verfaſſung — vorläufig wenigſtens — für durchaus wohlbefriedigt erachte. Und was kommt anderſeits dazu, daß die Mandate jetzt noch Rechtskraft beſitzen, wo die Deutſche Bundesverfaſſung, welches über jedem Mandatsrecht, die man damals bei Verlängerung des Mandates nur im Auge haben konnte und die höchſtens auf finanzielle Bewilligungen ſich erſtreckte. Eine Scheu vor der Berührung dieſes Punktes ſcheint es auch zu ſein, welche die Fortdauer des Reichstages bis dem Beſchluſſe geeinigt hat, vorläufig wenigſtens auf jede Adreſſe zu verzichten. (Zukunft.)

Ein Warnungsruf an Bayern.

Von einem deutſchen Emigranten.

Aus der Schweiz, 22. Nov.

Auch der König von Bayern hat, wenn man den neueſten Nachrichten glauben darf, dem preußiſchen Drängen nachgegeben und ſeinen Eintritt in den norddeutſchen Bund zugeſagt. Das geſammte Ausland und ſo manches für die Freiheit Deutſchlands ſchlagende deutſche Herz hatte ſo lange ſein Vertrauen auf den jungen bayeriſchen König geſetzt, er werde, den Verlockungen wie den Drohungen von Berlin und Verſailles zum Trotz, widerſtehen, ſich fernen von jenen deutſchen Fürſten halten, die unter dem preußiſchen Vaſallenthum ſich unterjochen oder zubrängen laſſen. Er ſoll Vorbehalte gemacht haben und ſollen ihm Zugeſtändniſſe gemacht worden ſein; jenes Vaſallenthum wird dennoch ſein Loos ſein, wenn auch vielleicht nicht ſofort, ſo doch ſicher und entſchiedener ſpäter. (Leider laſſen die inzwiſchen bekannt gewordenen Verhandlungen keinen Zweifel mehr über die im Rathe der Fürſten und Diplomaten feſtgeſtellte Zukunft Bayerns. Ein ſalorligen Vaſallenthum mit einiger Schönfärberei ſoll Bayerns Loos ſein ſeine Stellung zu Preußen ſeine Bedeutung. D. Red.). Die preußiſchen Künſte und Pfiffe ſind weltbekannt; gegen die nächſten Verbündeten treten ſie immer am liebſten hervor, von 1673 und 1744 an bis 1795 und 1805 und 1809 und gulegt vom 14. Juni 1866, wo der Herr v. Savigny in der Sitzung der Frankfurter Bundesverſammlung zwei Erklärungen für den preußiſchen Bundesbruch mitgebracht hatte, eine für den Fall, daß die Mehrheit und eine andere für den, daß die Minderheit der Stimmen der Bundesverſammlung für Herbeiführung. Der Frachert v. Savigny zog bekanntlich in augenblicklicher Verwirrung zuerſt die unrechte Erklärung aus der Taſche und hatte zur Verwunderung ſeiner Herren Kollegen ſchon ein gutes Stück davon vorgeleſen, als er ſeinen Irrthum gewahrte, die Welt aber nicht auch im Bereits der preußiſchen Bundestreue erſehen war.

Auch der König von Bayern wird dieſe Ironie bereinſt betreuen und dann an das Sprichwort von einem gewiſſen „Knotlebohnes“ ſich erinnern, der, wenn er ſich ſelber ſah, ſagte: „Ich ſinge, ich ſinge!“ Das ganze Land haben muß, geht es nicht in Guten, ſo doch mit Gewalt. Eine Hoffnung bleibt indeſſen noch, für Bayern wie für Württemberg, nicht auch für Baden. „Unſer Schwergerſohn muß“, ſagen ſie in Berlin, wie der Juſſe ſagt, „der Bein muß“ und der Herr Bismarck, der Bismarck, der ſonſt ſo ſpitzfindig das preußiſchen Nationalitätsgefühl hat den Sieg des Volkes in den ſonſt ſo feſtigen und braven Lande auf eine Weiſe verwiſcht, und verſpitzt, daß von einem freien deutſchen Selbſtbewußtſein verſchwindet, daß Bismarck darin ſicher ſchlafen ſah. Für den badiſchen Kammern iſt keine Abwehr zu erwarten.

Aber auch in Bayern und Württemberg müſſen die Kammern gefragt werden, und ohne ihre Zuſtimmung können die beiden Länder in den fremden Bund nicht treten, trotzdem daß ein Blatt im Norden, das hieran erinnerte, noch vor wenigen Tagen confiscirt wurde und ihm der Prozeß auf Landesverrath gemacht werden ſoll. Die Kammern in Bayern u. Württemberg haben eine um ſo größere Pflicht, und ſie werden ſich ihrer bewußt ſein und wurdig zeigen.

Am ihnen iſt es, der Freiheit und dem Rechte in Deutſchland ein Aſyl zu erhalten, ihre Länder vor Vergewaltigung, ihre Söhne und Brüder vor dem preußiſchen, ja ſelbſt vor dem ruſſiſchen Kriegsknechtthum zu bewahren. Wagen ſie dieſes, ſo hat ſie, einmal in der preußiſchen Staaterei, dieſer nicht

Digitized by Google

ren entrinnen können, und daß, wie die neuesten schen Schritte bewiesen, die preußische Staatsmittelbar in die russische führt. — Sie werden aus der freien Schweiz gewarnt!

T.

* Die deutsche Frage in Baden.

Vom badischen Oberlande, 26. November. Bürfest ist gefallen, unser Lohn uns gewarden. Bismarcks Bande hat uns hoch die Pforten nordbeutschen Paradieses erschlossen und wir werden nun bald Gelegenheit haben, uns an den herrlichen Früchten des uns bisher verdammten Paradieses Militär-Absolutismus" zu erfreuen. Wir brauchen es zu fürchten, aus dem norddeutschen Paradiese getrieben zu werden. An den Thoren steht zwar Engel, doch eine vielleicht noch bessere und zeitgemäßere Wache die Bundesexecution mit dem Flammenschwerte des Heidenzeisses bewaffnet und der ist ja zur Hinauswerfen, sondern zum Festhalten bestimmt.

Im Begriff also im Magen des biederen Hahns zu verschwinden, nehme ich mir nur noch die Freiheit, meinen lieben Landsleuten, denen die Verschlingung etwas ein unbehagliches Gefühl verursachen dürfte, klar zu machen, daß der Hahn gar nicht so übel daran ist, als er zu machen, daß der Hahn gar nicht so übel daran ist, als er Recht hat, uns so ohne Weiteres zu verspeisen. Im Jahre 1866 haben wir nur zum Schein gegen Preußen Krieg geführt und redlich dazu beigetragen, daß unsere lieben Brüder in Bayern, Schwaben und Hessen von den Preußen gedämpft werden. Das war aber nicht recht, doch unsere Regierung fühlte sich mit der preußischen Dynastie verwandt und die trieb wir denn auch einmal Großmachtspolitik! Das ist uns aber sehr theuer zu stehen. Unsere Bauern ließen mit Bestimmtheit darauf gerechnet, daß Baden, wenn eine Entschädigung erhalten würde, auch nicht ein Stück Vieh gekürzt. Einmal mußten wir norderdings die vielen Millionen Kriegskosten zahlen und dann bekamen wir noch zum Oberkommandeur der norddeutschen Insel den Kriegsminister Bayer. Die Nationalliberalen aber legten unter Führung ihrer gewandten Wühler eine solche Liebe an, um dem Josse Deutschland, dem durch den Krieg der Baden ausgeschlagen war, eine neue Anlage zu geben, d. h. um es ganz zusammen zu reißen!

Das war die Frucht unserer Preußenliebe von 1866. Offene Bauern machten ganz verdutzte Gesichter, denn sich die Augen, mußten aber die Millionen, nach Preußen gewandert, durch Steuern wieder sehen.

Da kam nun der Krieg von diesem Jahre. Mit unserer verfaulten alten Spahn und wollen sie ersten, die zu Preußen hielten! Darob zwar wir denn auch sehr gelobt und die preußischen Regierungsblätter fanden nicht Worte genug, uns zu loben. Glitzgend sollten wir belohnt werden! Ja, dachten unsere Bauern, jetzt bekommen wir unser Geld, durch pop vergeudet, unsere Kriegsminister a. D. Weit-gestellt, der Kriegsminister bluß; wir haben Straßburg in Brand schießen, trotzdem wir uns Geschichte nicht recht erkennen konnten. Es blieb im Alten. Was konnte denn nun eigentlich von Grafen Bismarck zu erwarten sein? Vergebens haben die größeren und überfrigeren Kinder die geheimen Schränke durchstöbert, welche das Christkindle für Süddeutschland inhalten konnten, daß sie haben nichts gefunden, daß sie haben nichts gefunden, daß sie ein giftig Ding mit goldenem Buchstaben geschrieben: Das Kaiserthum Deutschland!" Das war wohl etwas für Preußen, aber ich nichts für unser opferwilliges Volk. Da plötzlich kam die Ueberraschung: Der Süden sollte vom Norden überrascht werden, wie jene Frau, deren Mann sie mit einem Schlafrock überraschte, den er sich gekauft. Der Süden soll vom Norden verseit werden, damit sich Preußen die Kaiserkrone erschleichen kann. Das war selbst für unsere oberländischen Bauern zu viel. Die hatten als alte Freunde an 1849 immer von einem freien Deutschland geträumt, sie wußten sehr wohl, daß damals Preußen die der Wolf in die Heerde gebrochen und die freiheitlichen Schanze zerfleischt hatte und nun sollte der arme Süddeutschlands darin heilen, daß es sich von Hahn verschlucken läßt und selbst dazu beitragen, die freiheitliche Einigung Deutschlands für alle Zeiten unmöglich zu machen!

Darum haben wir 1866 den Schwindel gemerkt, darum haben wir heute unsere Söhne und Brüder ruf den Altare des Vaterlandes zum Opfer gebracht! Wäre das Spiel, welches man mit uns getrieben, ist zu niederträchtig, man konnte es komisch finden. Doch ich sehe unser Leichenpredigen, unsere threnen Abgeordneten nahen, ich will bescheiden die Rednertribüne verlassen und den Dienern des Herrn — Bismarck Platz machen. Diese Leute haben die Pflicht, am Grabe auf die Freuden des Paradieses hinzuweisen und sie werden thun was ihres Amtes ist! Für mich und viele meiner Freunde bleibt ein Hohnenwagen aber immer nur ein Hohnenwagen, trotz Schwärmerei und schwungvoller Grabreden. So jetzt kann es losgehen!

—k.

Correspondenzen.

Königsberg i. Pr., 22. Nov. Die Wahlarbeit ist vollbracht und das Resultat im Lande, wie es nicht anders erwartet werden konnte. Die Grenzen zwischen conservativ und liberal sind derartig verwischt, daß es ziemlich gleichgültig ist, unter welchem Namen die Majorität figurirt. An der Fortschrittspartei rächt es sich jetzt, daß sie den „Thatsachen" so sehr Rechnung getragen hat; sie hat sich vor dem Kampfe für die demokratischen Prinzipien gescheut und unterliegt jetzt ihrer eigenen Gewissenhaftigkeit. Das Unterliegen Johann Jacobys bildet eine Schmach für die Fortschrittspartei, die Führer derselben mußten seine Candidatur um so höher halten, je mehr sie sahen, daß unter ihren eigenen Parteigenossen die Sehnsucht nach dem Fleischtopfen des Nationalliberalismus sich geltend machte. Die Letzteren wurden nicht schwieriger nicht ohne Erfolg sein. Aus der vielen Spreu werden sich die Körner sondern und eine wahrhaft demokratische Partei bilden. In Berlin sind die entschiedenen Mitglieder der Fortschrittspartei in Folge der Nichtwahl Jacobys entschlossen, ihren Austritt aus derselben zu erklären und eine besondere demokratische Partei zu bilden.

Hier in Königsberg besteht bereits eine solche in der Volkspartei, die sich im Frühjahr d. J. constituirt hat. Daß bei diesen Wahlen und noch dazu bei dem Drei-Klassen-System keine Aussicht für dieselben war, liegt auf der Hand. Nichtsbestoweniger hatte sie selbstständig die Wahlarbeit in die Hand genommen, die natürlich bei der kurzen Frist und dem Mangel aller Vorarbeiten ihre große Schwierigkeit hatte. Es war gleichsam eine Musterung der Partei, die zur Kräftigung derselben in ersreulicher Weise gewirkt hat. Die Volkspartei zieht ihre Kraft aus den intelligentesten Männern des Handwerker- und Arbeiterstandes; so klein sie auch ist, so kräftig sie doch, im Innere die Hebel, auf das Volk zu wirken. Dieser Umstand ist es, der sie besonders den Haß der hiesigen „liberalen" zugezogen hat. Der alte Adelsstamm lag unter der Obhut und Leitung einiger Capacitäten und Namen, die die Masse zogen den Leithammeln; die Volkspartei will das Volk selbst emancipiren, sie bedt nicht, wie den Schröcken jürchtet und „thut sich nicht darauf zu Gute", wenn sie Arbeiter zu Abgeordneten wählt. Das Schiller'sche Wort schrecken, welches der Hauptführer der hiesigen Fortschrittspartei bei Gründung des Arbeitervereins brauchte:

„Weh' denen, die dem Ewig-Blinden
Des Lichtes Himmelsfackel leihn,
Sie strahlt ihm nicht, sie kann ihn zünden
Und sichert Städt' und Dörfer ein."

Der Ausfall der hiesigen Wahlen ist bekannt; ein Compromiß brachte zwei Fortschrittsmänner und einen Nationalliberalen zu Stande. Die 9 Wahlmänner der Volkspartei gaben ihre Stimmen an Reitenbach-Pillen, Max Herbig und Dr. Johann Jacobi. Für einen Nationalliberalen oder Fortschrittsmann mag es traurig sein, verhindert zu werden, auf dem großen Redemarkt (Parlament) die Ziegler'sche Bratze: „Fort mit diesem Minister!" wiederzukauen, um hinterher die bittere Pille der Phrase mit der klingenden Thatsache der Geldbewilligung zu versüßen, jenen Männern bleibt die Thatsache genug, um im Volke auf die Festigung und Vorbereitung der demokratischen Grundsätze zu wirken. Sie brauchen die Redefreiheit des Parlaments nicht und schrecken weder vor Bismarck noch vor Thron zurück. Schade, daß der Mann noch nicht überdrückt ist, hinter den Mauern Thorns hätten zu den Männern aus Königsberg, Hannover, Braunschweig und Schleswig auch noch einige Süddeutsche hinzutreten können, als bester Beweis für die innere Einheit Deutschlands.

„Lieb' Vaterland, magst ruhig sein!"

—y.

—k (Gumbinnen, 29. Nov. In unserer vorigen Nummer erzählten wir den Spaß, daß die Russen gegen uns die Grenze sperrt, da in Preußen, am Rhein die Rinderpest ausgebrochen. Jetzt hat sich herausgestellt, daß dieselbe Krankheit nur 6 Meilen von der Grenze in Polen sich zeigt, wird also wohl unvermeidlich eine harte Grenzsperre eintreten.

Zugleich nehmen wir Noth davon, daß an mehreren Orten, unter andern in Wilna und Grodnow die Cholera ausgebrochen ist. In letzterem unbedeutenden Orte beläuft sich die Zahl der täglichen Todesfälle auf einige dreißig.

Unser Maurach packt bereits seine Sachen zum Abzuge. Landesfrauer ist angelagt!

Maurachiade.

L. N. — Gumbinnen hört man oft „Klein-Berlin" nennen, wegen seiner Linden. Maurach! Gumbinnen macht seinem Namen Ehre! Es hat auch seinen Müller und Schulze, freilich in Ungnade gefallene. Nicht die vom Kladderadatsch, sondern ganz eigene, die es seinem Maurach verdankt. — Einen besonderen Müller hatte es seit dem Rathhausbrande, wo Maurach einen rathscheidenden Sattler Müller aus Staatsfonds seine Unterstützung geben wollte, da er ein Demokrat sei. Die Sache machte Aufsehen, wurde an die Königin berichtet, da der Frauenverein mitwirkte, und in diesem Jahre, am Geburtstage der Königin hatte die Regierung nicht gefragt. Einen besonderen Schulze, einen Gelbgießermeister erhielten wir am 18. Novbr., wieder durch unsern Maurach. Dem armen Meister E. Schulze starb ein Kind. Er wandte sich an unsern, hochverehrten Präsidenten und erbat sich sein Fahrwerk zur Beerdigung. Mit den bekümmerten Worten: „Nein, für die Gumbinner gebe ich mein Fuhrwerk nicht, es sind alles Demokraten!" wurde er abgewiesen. Ein Bivat unsern demunzinirten Müller und Schulze! Bivat unserm Maurach, der so reichlich für Zeitungsstoff sorgt. — Leider gewinnen die Gerichte, daß der hochverehrte Herr uns dennoch genommen und die Bromberger mit ihm beglückt werden, immer mehr an Gewißheit. — Schon jetzt möchten wir der Redaction des „Pr. Dem." empfehlen, alle Nachrichten aus Gumbinnen mit schwarzen Rande erscheinen zu lassen, um der allgemeinen Trauer Ausdruck zu geben!

△ Grundschlecht.

(Eine geheimnißvolle Geschichte.)

Gumbinnen. Ein altes Sprichwort sagt: in vino veritas, zu Deutsch: „im Weine ist Wahrheit." — Alles, alles ist jetzt falsch in der Welt, selbst die alten so lange bewährten Sprichwörter. Nach einer Kirchweihpredigt in Rußland ließ sich ein hochgestellter Beamte durch einige Kanonier zur Kirche führen und auf der Wein sprach wie folgt aus ihm: „Die Leute halten mich Alle für so schlecht, und glauben Sie, ich bin es doch nicht!" und dann fuhr er hin und Herschlag in einem königlichen Gebäude ein Fenster. Selbst der Wein sagt! Nun glauben wir an Sprüche mehr, denn er ist schlecht, grundschlecht, und wird so bleiben bis an sein Lebensende!

Feuilleton.

Geschichte eines Rekruten von 1813.

Von Reckmann-Chartron.

(Fortsetzung.)

Die Tage des Monats Juni versprach ein gutes Jahr. Oft, wenn ich die schone Landschaft betrachtete, dachte ich an Waldberg, wenn die Trauben reiften mir in die Augen. Zimmer sagte dann zu mir: „Ich möchte nur wissen, warum zum Teufel Du weinst, Josephel's Anstatt die Pest im Hospital zu bekommen und Arm- und Bein- verloren zu haben, wie hundert Andere, sitzen wir hier ruhig auf einer Bank im Schatten; wir bekommen Bouillon, Fleisch und Wein, man erlaubt uns sogar zu rauchen, wenn wir Tabak haben, und Du bist nicht zufrieden? Was fehlt Dir denn?" Ich erzählte ihm davon von Katharinen, von meiner Wanderungen nach den „Vier-Linden", meinen schönen Hoffnungen, meinen Gerathausschlen, kurz von jener guten Zeit, die nur noch ein Traum war.

Sobald ich hatte aufhören können, hatte ich mich bereit, Herrn Gulden brieflich zu benachrichtigen, daß ich um einer leichten Wunde am Arm willen mich im Hallescher Hospital in einer Vorstadt Leipzigs befinde, daß aber Nichts zu besürchten sei, es wir vielmehr alle Tage besser ginge. Ich bat ihn, den Brief Katharinen und Tante Gretel zu zeigen, um ihnen Vertrauen in meinen Zeheeklichen Freue einzuflößen. Zugleich sagte ich ihm, daß es mich unendlich glücklich machen würde, wenn ich von der Heimath und den Befinden aller Derer Nachricht erhalten würde, die ich liebte. Von diesem Augenblick

Digitized by Google

an hatte ich keine Ruhe mehr; jeden Morgen erwartete ich Antwort und wenn ich den Briefträger sah, ohne Etwas zu erhalten, so machte mir dies das Herz bluten. Ich stieg geschwind in den Garten hinab, um meinen Thränen freien Lauf zu lassen. Es gab dort einen versteckten Winkel, wohin man das verbrauchens Geschirr warf, es war das ein Schattiger Ort, der mir am besten gefiel, weil die Kranken niemals dorthin kamen. Dort brachte ich meine Zeit damit zu, auf einer alten vermoderten Bank meinen Träumereien nachzuhangen. Schlimme Gedanken gingen mir durch den Kopf, ich ging so weit zu glauben, daß Kathrine ihre Versprechungen vergessen könnte, und rief für mich aus: „Ich wenn Du nur bei Kapa nicht aufgefunden wärst, dann wäre Alles vorbei! Warum hat man mich nicht liegen lassen! Das wäre besser, als immer so heftig zu leiden!"

Es war so weit gekommen, daß ich wünschte, nicht wieder gesund zu werden, als der Briefträger unter den anderen Namen enblich auch den Namen Joseph Bertha rief. Ich streckte die Hand aus, ohne sprechen zu können. Man gab mir einen großen viereckigen Brief, mit unzähligen Postsiegeln bedeckt. Ich erkannte die Handschrift Heern Gaidens und wiede ganz blaß. „Nun," sagte Zimmer sichernd zu mir, „endlich kommt es doch!" — Ich antwortete ihm nicht, sondern kiedete mich an und steckte den Brief in die Tasche. Ich stieg in den Garten hinab, um ihn dort ganz im Hintergrunde an dem stillen Platze zu lesen, wohin ich täglich zu gehen pflegte.

Sowie ich den Brief öffnete, fielen mir zwei oder drei Apfelbaumblüthen in die Augen, welche ich mich in die Hand nahm, um sie zu betrachten mit einigen Worten von Herrn Gulden. Aber dies waren nicht, was mich am meisten rührte und mich an allen Gliedern zittern machte. Die Handschrift Kathrinens war es, die ich mit trüben Augen anfah, ohne sie lesen zu können, denn mir schien das Herz ganz außerordentlich. Dennoch beruhigte ich mich endlich ein wenig und las ganz leise den Brief, indem ich von Zeit zu Zeit anhielt, um mich zu überzeugen, daß ich mich nicht tauschte, daß es wirklich meine theure Kathrine sei, die mir schrieb, und daß ich nicht träumte. Ich habe den Brief auswendig, weil er mir gewissermaßen das Leben wieder gab. Hier ist er, wie ich ihn den 8. Juni 1813 erhalten habe.

„Mein theurer Joseph! Dieser Brief soll Dir zuerst sagen, daß ich Dich täglich mehr liebe und niemals einen Anderen lieben will als Dich. Du sollst auch erfahren, daß mein größter Kummer darin besteht, zu wissen, daß Du verwundet im Hospital bist und daß ich Dich nicht pflegen kann. Dies ist ein sehr großer Kummer. Seit dem Ausmarsch der Rekruten haben wir keine einzige ruhige Stunde gehabt. Die Mutter wurde ärgerlich ana sagte, ich sei eine Närrin, daß ich Tag und Nacht weinte, und sie meinte ebenso viel als ich, wenn sie Abends allein beim Heerde saß, wie ich es oben recht gut höre. Ihr Zorn fiel wieder auf Pinacle, der nicht mehr auf den Markt zu kommen wagte, weil sie einen Hammer in ihren Korbe hatte.

Aber unser allergrößter Kummer war, Joseph, als das Gerücht umlief, daß eine Schlacht geliefert sei, in der tausend und abertausend Menschen getödtet worden seien. Wir lebten gar nicht mehr; die Mutter ließ alle Morgen auf die Post, und ich konnte gar nicht mehr vom Bette aufstehen. Am Ende aber kam doch Dein Brief. Jetzt geht's mir besser, weil ich zu meiner Erleichterung weine und Gott danke, daß er Dir das Leben gerettet hat. — Wenn ich denke, wie glücklich wir in der Zeit waren, als Du, Joseph, alle Sonntage kamst, und wir neben einander saßen, ohne uns zu rühren, und an Nichts dachten. Ach, wir wußten unser Glück nicht, wir wußten nicht, was uns begegnen konnte; aber es sollte so kommen. Wenn Du nur wieder gesund wirst und wir noch hoffen können, einmal wieder zusammen zu sein, wie wir es früher waren! Viele Leute sprechen von Heirathen, aber wir haben ein Unglück gehabt, und der Kaiser Napoleon sieht dem Krieg so sehr, daß man sich auf gar Nichts verlassen kann.

Meine größte Freude ist, zu hören, daß Deine Wunde nicht gefährlich ist und Du mich noch liebst. — Ach, Joseph, ich werde Dich niemals lieben, ich kann nichts weiter sagen, es ist dies Alles, was ich im Grunde meines Herzens Dir sagen kann; auch weiß ich, daß meine Mutter Dich sehr lieb hat. — Und nun will Herr Gulden Die auch noch einige Worte schreiben. Ich umarme Dich tausendmal. — Es ist hier schönes Wetter, wir werden ein gutes Jahr haben. Der große Apfelbaum im Garten ist ganz weiß von Blüthen; ich werde einige Herr abpflücken und für Dich in den Brief legen, wie Herr Gulden geschrieben hat. Vielleicht werden auch mit Gottes Hülfe noch einmal zusammen in ein reifen großen Apfel beißen. Umarme mich, wie ich Dich umarme, und leb wohl, leb wohl, Joseph!"

(Fortsetzung folgt.)

Vermischtes.

† [Rathshandarlehen.] In den Kreisblättern des Regierungsbezirks Gumbinnen sind seit die Rathshandarlehenscassen zum 1. Dezember geschlossen. Die Folgen? Die Bauern werden bezahlen können Theilen wir aber die Unterredung mit, die wir heute mit einem Eigenthümer hatten. „Zum 1. soll ich 25 Thlr. zahlen. Geld habe ich nicht, kann's auch nicht anders schaffen, als daß ich Morgen mein einziges Kuh auf den Markt führe. Ich schicke Keiner kauft sie mir ab; was dann?" — So sieht gen die Verhältnisse nicht vereinzelt, aber allgemein Wären die Anträge der Demokraten auf regelmäßige Theilzahlungen im Abgeordnetenhause buchgegangen so wäre vielen Tausenden dieser neue Jammer erspart! — Das Volk wird doch mit der Zeit anfangen müssen, freisinniger zu wählen! Hätten da mals mehr wahre Demokraten im Hause gesessen die Theilzahlungen hätten durchgehen müssen!

Gar nicht sonderbar!

Abermals ist ein von uns nach Königsberg gerichtete Brief, welcher eine Anzahl Nummern des Demokrat enthielt, nicht an seine Adresse gelangt. Einzelne Exemplare des Blattes wurden uns gestern von der hiesigen Post mit einem Bogleitzettel zurückgegeben, daß sie ohne Grunen im Eisenbahnpostwagen 18 vorgefunden worden seien. Offenbar liegt hier eine wiederholte Beelezung des Briefgeheimnisses vor. Wir haben den Beschwerdeweg beschritten.

Druckfehlerberichtigung.

In dem Caesponden-Artikel: W. P. Ailey, 20. Nov. in variger Nummer hat sich ein Druckfehler eingeschlichen. Es muß am Schluß der zehnten Reihe nicht Danau — sondern — Darm heißen.

Verantwortlicher Redacteur und Verleger Carl Lurbed.
Druck von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Mein nun wieder vollständig assortirtes Lager in
Tuch, Buckskins, Damenkleider-Stoffen, Lama's 2c. 2c.,
bringe hiermit in empfehlende Erinnerung.
Otterberg, im November 1870. [67ᵃ.ob
F. W. Bocklius.

Eine Partie Lama's und Buckskin's
zu herabgesetzten Preisen bei
Fried. Welsch
in Kaiserslautern.
D47,[4]

Winter-Artikel,
als: wollene Hemden, die selbst anfangen lasse und die beim Tragen und Waschen nicht eingehen, Unterjacken und Unterhosen, Shawls und ferner Cachenez-wärmer, Schmals, Kapuchen, Strümpfe, Handschuhe, Filzschuhe und Stiefel, mit oder ohne Lederbesatz und Schäfte, Cachenez, wollene und baumwollene Umhängtücher in farbig und schwarz, alle Sorten Strickwolle und Strickgarne empfehle in reicher Auswahl zu billigsten Preisen.
Otterberg, im November 1870.
F. W. Bocklius.
469/4

Demokratischer
Arbeiter-Bildungs-Verein
Kaiserslautern.
Samstag den 3. Dezember:
Discussions-Abend
Der II. Gerhard.

Echten
Havannah-Honig,
Indischen Zuckersyrup,
empfiehlt billigst
Carl Hohle
in Kaiserslautern.
469/4

Marktbericht.

* **Frankfurt**, 30. Nov. Notirungen nach dem Offiziellen Courszettel. (Notirungen sind in Gulden fübd. Währung per Centner) nur für Waaren zulässig.

Weizen: Kalt. Weizen, Roggen, Hafer Rüböl und Brennöl — auf Lieferung") per diesen Monat 11¼ B., per April 11½ B., per Mai 11½ B. per Mai 12⅛ B., ¼ G.

Roggen (200 ℔ Pfd. netto) effekt. hies. und Wetterauer 14½ —15, fränkischer —, fremder 14½—15⅞, auf Lieferung") per diesen Monat 15 Br. 14⅜ G. per April 15½ B., 15 G., per Mai 15½ B., G.

Hafer (200 ℔ Pfd. netto) effekt. hies. 11⅜, fränkischer —, auf Lieferung") per diesen Monat 11¼ B., per April 12⅛ B., 12 G., per Mai 12⅞ B., ¼ G.

Gerste (200 ℔ Pfd. netto) effekt. hies. und Wetterauer —, fränk.

Chanaken (200 ℔ Pfd. netto) Neue effekt. Mähren —, Ofner (200 ℔ Pfd. netto) effekt. hies. 9⅛—11½, fränk. —, per diesen Monat 9⅛, per April 10½ B., ¾ G., per Mai 10⅝ B., ¾ G.

Erbsen (200 ℔ Pfd. netto) effekt. hies. (ohne Faß) in Partien von 50 Ctr. 30—, effekt. fremde (ohne Faß in Partien v. 50 Ctr. —, auf Lieferung") per diesen Monat 30—, per Mai 29.

Bohnenstroh 50 Pfd. Trodne per 100 Liter effekt. ohne Faß 31—.

*) Waizen mindestens 100 Pfd., Roggen mindestens 140 Pfd. Naturgewicht per 10 Liter; ") wenigstens 175 nach der Frischer'schen Scheune und mit Eisenbahnst. incl. Faß.

* **Köln**, 29 Nov. (Amtliche Notirung u. der Handelsmäkler.)

Weizen: loko.

Rüböl matt, per 100 Pfd. mit Faß in Eisenbahnst. effekt. in Partien von 1500 Centner 17 Br. Mai 16 B., 15⅞ G.

Leinöl unverändert, effekt. in Partien von 100 Centner 21½ Br.

Leinsaat ruhig, per 100 Pfd. mit Faß in Eisenbahnst. effekt. in Partien von 1500 Centner 17 Br. Mai 16 B., 15⅞ G.

Weizen ruhig, per 100 Pfd. mit Faß in Eisenbahnst. effekt. in Partien von 1500 Centner 17 Br. Mai 16 B., 15⅞ G.

Roggen ruhig, per 100 Pfd. mit Faß in Eisenbahnst. effekt. in Partien von 1500 Centner 17 Br. Mai 16 B., 15⅞ G.

Hafer ruhig, per 100 Pfd. mit Faß in Eisenbahnst. effekt. in Partien von 1500 Centner 17 Br. Mai 16 B., 15⅞ G.

Gerste ruhig, per 100 Pfd. mit Faß in Eisenbahnst. effekt. in Partien von 1500 Centner 17 Br. Mai 16 B., 15⅞ G.

Erbsen ruhig, per 100 Pfd. mit Faß in Eisenbahnst. effekt. in Partien von 1500 Centner 17 Br. Mai 16 B., 15⅞ G.

Bohnen ruhig, per 100 Pfd. mit Faß in Eisenbahnst. effekt. in Partien von 1500 Centner 17 Br. Mai 16 B., 15⅞ G.

Linsen ruhig, per 100 Pfd. mit Faß in Eisenbahnst. effekt. in Partien von 1500 Centner 17 Br. Mai 16 B., 15⅞ G.

Kartoffeln ruhig, per 100 Pfd. mit Faß in Eisenbahnst. effekt. in Partien von 1500 Centner 17 Br. Mai 16 B., 15⅞ G.

Kohlrabi ruhig, per 100 Pfd. mit Faß in Eisenbahnst. effekt. in Partien von 1500 Centner 17 Br. Mai 16 B., 15⅞ G.

Rotenstraun und der Preußischen Landbutterbericht.

Weizen ziemlich unv. effekt. 8½—¾ Br., fremder 7.27.6 bis 8.18.6 Br. per Neue. 8.4.6 bis 8.6 B., per Mai 8.6 B., 8.5 G.

Roggen ohne Handel. 6¾ Br., fremder 5.27.6—6.20 Br., per Neue 5.27.6, 27 bez. u. 5.26.6., per Mai 6.1 B., 6 G., per Mai 6.3.6 B. 6.2.6 G.

Gerste effekt. hies. 6¾ Br., Brauer 7½ Br.

Hafer effekt. 6 Br.

Rüböl ruhig, effekt. in Partien v. 2100 Pfd. in Eisenbahnst. 17 Br., per 17 wom., per Mai 16 bez. B., 15 ¹⁵/₁₆ G.

Leinöl unverändert, effekt. in Partien v. 100 Centner 21½ Br.

* **Berlin**, 29. Nov. Weizen loco schwach behauptet. Termine matter. — Roggen loco schwacher Handel zu unverändertem Preisen. Termine wenig verändert. — Hafer loco nur in kleiner Waare begehrt, Termine matt. — Roggenmehl ruhiger, Weizenmehl flau. Rüböl unverändert und höher. Spiritus matt und schwächer. Es bezahlt wurde:

Weizen loko per 2100 Pfd. 66—83 Thlr., weißbunt poln. 77—78 Thlr., ab Bahn bez. per November 75½,—¾ thlr. bez.

Roggen loko per 2000 Pfd. netto 52—52½ thlr., feiner 53½, 53¾ thlr., ungarisch 54—54½ thlr. ab Bahn bez. per November 53½—53¾ thlr. bez.

Gerste große und kleine pr. 1750 Pfd. 57—64 thlr.

Roggenmehl pr. Sack 3 thlr. 27 sgr. bez.

Rüböl per 1000 Pfd. loko 24—24½ thlr. ab Bahn, 25½,—24⅞ thlr. offerirt, 25—16½ thlr. bez., pom. 27—28 thlr. ab Bahn bez., per Nov. 28⅜ thlr. bez.

Spiritus per 2250 Pfd. Tralleraus 60—70 thlr., Zentnerwaare 50—59 thlr.

Petroleum loko 7½ thlr. pr. Neue Dez. 7½ thlr. bez. Februar pr. Ctr. loko 15¼, thlr. bez. per Neue 15⅞,—¾, thlr. bez.

Leinöl loko 13½ thlr. bezahlt.

Zinkgarne pr. 1000 Pfd. Wasserrapf 108—112 thlr., Winterrübsen 106—110 thlr.

Spiritus pr. 10,000 Liter % loko ohne Faß 17 thlr. 4—3 sgr. bez., per Nov. 17 thlr. 7—9 sgr. bez.

* **Berlin**, 28. Nov. (Neuer Berliner Bierkurs.) Die gebräuchlichen Preise der hiesigen Märkte hatten es bewirkt, daß die Brauer an Quantität heute noch geringer war, als in vorriger Woche; es waren nur 1187 Stück neue hinzugekommen. Der Export ist dadurch, daß die Eisenbahnen durch den Krieg noch immer behindert in Anspruch genommen sind, sehr erschwert, wodurch nur bessere Biere durch wasserdichte Fässer in Betracht sein. Bald ist auch verhältnißmäßig wenig ist. — Die Preise waren daher heute, obschon kein bedeutender Ueberstand zurückblieb, noch gedrückter als am vorigen Markt. Es wurde bezahlt: für gute Waare 16—17 Thlr., für mittlere 12—13 Thlr., für geringe 9—10 Thlr. pro 100 Stb. Schabbermaß. — In Bayng auf Schanzen war der Markt von der vorigen Woche fast gleich; es waren 5304 Stück zugetrieben und wurden mit dem matten Handel von nicht unbedeutendem Ueberstand 9—16 ⅔ Thlr. pro 100 Pfd. Schabbermaß bezahlt. — Von Kälbern war verhältnißmäßig sehr wenig aufgetrieben; 413 Stück; es war daher das Geschäft lebhaft, und wurden zwar gute Mittelwaare bezahlt. — Auch von Schafen machte es sich heute etwas besser als in letzter Zeit; es waren am 28ten 3964 Stück alte mehr denn 1300 weniger als am vorigen Montage aufgetrieben, wodurch auch hier der Preis gehoben und der Preis etwas gebessert wurden. Es wurden b—5½, für pro 45 Pfd. bez.

* **Königsberg**, 26. Nov. — Wetter: trüb, 8° Wärme. Weizen für 2000 Pfd. 65—75 Thlr. bz. für 85 Pfd. 84—9 Sgr. — Roggen 48—52 Thlr. bz. für 80 Pfd. 51½—57 Thlr. — Gerste große und kleine — 48 Thlr. bz. für 70 Pfd. 44—48 Sgr. — Hafer 36—44 Thlr. bz. für 50 Pfd. 26—27½ Sgr. — Erbsen, weiße 39—50 Thlr. bz. für 90 Pfd. 34½—37½ Sgr. — Linsen 38—50 Thlr. bz. für 90 Pfd. 36—42 Sgr. — Bohnen 39—50 Thlr. bz. für 90 Pfd. 39—64 Sgr. — Buchweizen 45—54 Thlr. bz. für 90 Pfd. 70—70½ Sgr. — Wicken 35—45 Thlr. bz. für 90 Pfd. 42—54 Sgr. — Dotterweizen 38—41 Thlr. — Leinsaat 47—81 Thlr. bz. für 70 Pfd. 70—86 Sgr. — Rübsen 100—115 Thlr. — Kleesaat, rothe 26—32 Thlr. für 200 Pfd. weiße 76—44 Thlr. — Thymotheum 12—16 Thlr. für 200 Pfd. — Heinsaat 11½, Thlr. Rübsl 14 Thlr. für 100 Pfd. ohne Faß. — Leinkuchen 70—76 Sgr. Rübkuchen 65—71 Sgr. für 100 Pfd. — Spiritus 15 Thlr. für 8000% Tr. ohne Faß.

Digitized by Google